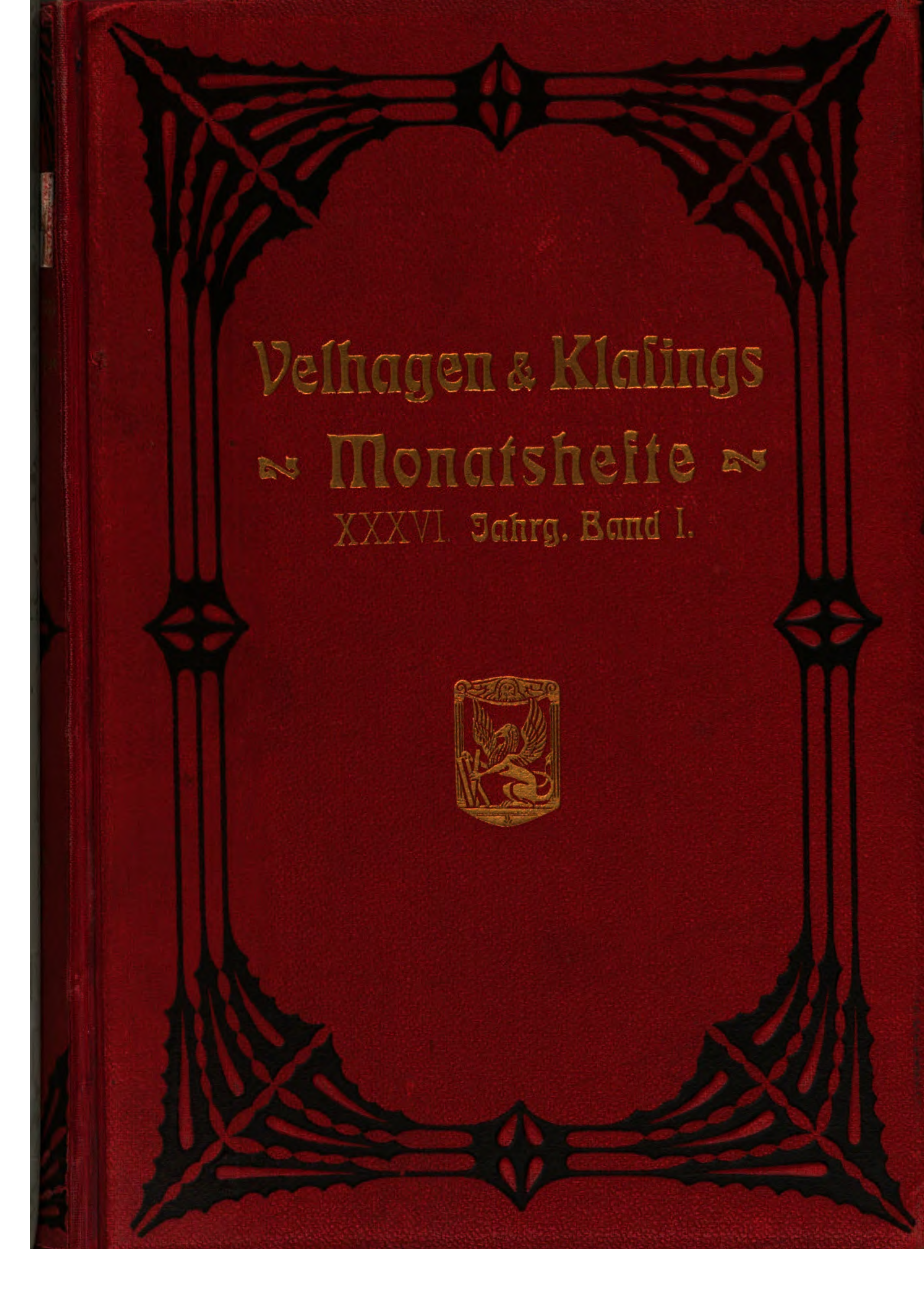
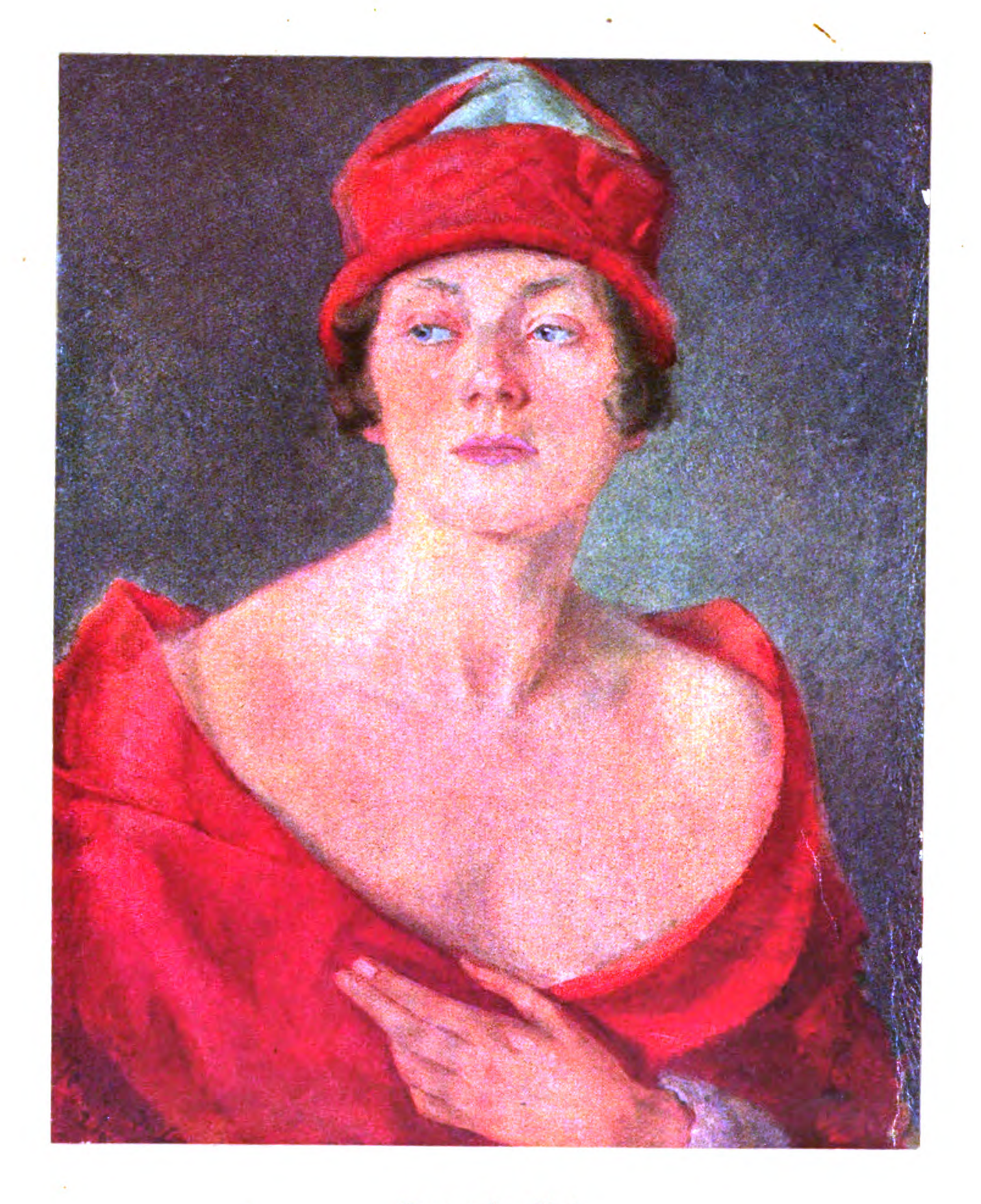

Velhagen & Klasings
Monatshefte
XXXVI. Jahrg. Band I.



Dame in Rot
Gemälde von Alfons Roth-Zamdorf
(Glaspalast-Ausstellung München 1921)



Die kleine Helma Habermann

Thüringischer Roman von Marthe Renate Fischer

Fortsetzung



Von der Aurele Frischauf erzählte Eline Kessel nie. Das wäre Klatsch gewesen — den man nicht ausüben durfte.

Ach, und was würden sich da alles für gehirndumme Lausweiberstreiche berichten lassen! Die vier artigen Töchterlein des Milius Stauch, die vier Vergißmeinnichtlein, die vier Rotröselein, die vier Weißblümelein entflohen, wenn die überzählige Großmutter im Hause auftauchte, wenn ihre Theaterstimme sich hören ließ.

Wenn sie Holz im Keller spaltete, war der Keller von Kindern verwaist, man hörte nur ihre wilden Beilhiebe poltern. Wenn sie im Garten arbeitete, kniffen die kleinen Mädchen aus dem Garten aus.

Eines Tages ertappte die Tante Berta die Kinder bei der Beschreibung der Tante Aurele. Der Ausüber war das älteste Mädelchen, „der Junge", das die überzählige Großmutter nachahmte, indem sie ihre Arme und Beine um sich warf. Aurele war groß mit langen Gliedern und einer Mundöffnung, die jeder Beschreibung spottete, was ihre Dehnbarkeit anbelangte, und die durch keinen einzigen Zahn mehr verunstaltet wurde. Man sah, wenn sie die Lippen öffnete, ihr ganzes inneres Mundgehäuse mit Zunge und Zäpfchen.

Sie erschien im Dehlerschen Hause nicht allzuoft und richtete sich nie auf längeres Bleiben ein, das über vier oder sechs Tage hinausgegangen wäre. Man hielt sie hier, was verwandtschaftliches Entgegenkommen anbelangte, ein bißchen kurz, und man wußte Herzausschüttungen auszuweichen. Aurele hatte sich durch Geschwätz unliebsam gemacht, hatte eine Mißstimmung zwischen Dehler und Milius herbeigeführt, es war im ersten Jahre der neuen Hausordnung gewesen, der Aufnahme des Milius Stauch in den Dehlerschen Familienkreis. Geredet — und gehorcht — und wieder geredet — und nicht so gemeint. Von jener Zeit her faßten sie im Dehlerschen Haushalt sie sozusagen mit spitzen Fingern an.

Nun aber trug sich etwas Sonderbares zu. Milius Stauch, der sich nie etwas hatte zuschulden kommen lassen, der sich den Dehlers ohne Zwang eingefügt hatte, wie ein Teil von ihnen, der keine Vorlieben gehabt hatte, die den ihrigen widersprochen hätten — Milius Stauch wandte plötzlich den Kopf nach einer fremden weiblichen Person. Nicht immer, wenn er dieser Person ansichtig wurde, wie er auch nicht ihre Gegenwart suchte. Aber wie von einer inneren Gewalt getrieben, drehte er hier und da die Augen ihr zu, sobald er ihre Stimme hörte. Er war etwa elf Jahre mit Flora Dehler verheiratet, als sich dieser Treubruch zutrug, der kein Treubruch war. Und er merkte nicht, daß ihm schließlich alle aufpaßten — sein Schwiegervater — seine Frau — die Tante Berta — und jetzt leider auch Aurele Frischauf, die seit einigen Tagen im Hause war.

Vor etlichen Monaten war eine neue Magd genommen worden, eine große, starkknochige Person, jung, blond. Flora sagte sehr bald, man wolle sie, weil sie untüchtig bei aller Arbeit sei, wieder gehen lassen, Dehler stimmte seiner Tochter bei. Milius jedoch nahm die Magd in Schutz, sie sei ehrlich, und er empfahl an, Nachsicht zu üben.

Sein Einspruch zugunsten der Magd wie-

derholte sich. Er sah sie mitunter an, als ob er sie etwas fragen wolle. Aber man hatte noch nicht gemerkt, daß er je ein Beisammensein mit ihr gesucht hatte.

Es war aber so, daß die Magd ein Ankläger war durch einen zerbrochenen Stimmton, der an Helma Habermann erinnerte. Sie zerbiß mitunter ebenso die Worte, wie jene es in der Erregung getan hatte. Und Milius fragte sich, ob sie den Habermanns etwa verwandt sei. Hätte sich gern Gewißheit darüber verschafft und wagte es nicht. Wartete aber mit seltsamer Unruhe, daß die bewegte, eintönig zerhackte Stimme aufschlagen solle, die derjenigen der Helma Habermann verschwistert war.

Aurele Frischauf brachte das Theater in Gang — sie schaute — horchte — mutmaßte und klatschte. Tat es frisch auf ohne Hintertürenbenutzung. Neckte den Milius Stauch mit schalkischen Verdächtigungen in Gegenwart von Frau und Schwiegervater. Ihre Lippen rundeten sich zu unerhörtem Kranze und ließen ihren ganzen Mundinhalt sehen, ihre Krähstimme knatterte.

Und Milius wurde unwirsch — er verbitte sich — — aber er errötete dabei. Und weil er das Rot fühlte, brachte es ihn auf.

Darauf ruckte Dehler den Kopf. Und ehe die gesunde Vernunft wieder ihren Einzug hielt, war der Magd schon bedeutet worden, sie solle ihre Sachen packen. —

Dehler hatte den Stuhl geworfen und war aus der Stube gegangen. Aber die geordneten Gedanken waren hinter ihm drein gefahren. Sie nahmen die Tante Aurele aufs Korn und legten Zeugnis für seinen Schwiegersohn ab. Darüber kam ihm der ganze Kram blödsinnig vor.

Nach jenem ersten Zwist vor nun zehn Jahren, den Aurele ebenfalls verschuldet hatte, war er mit seinem Schwiegersohn immer einig gewesen. Mal eine kleine Meinungsverschiedenheit in dieser oder jener Beziehung, geschäftlich oder wirtschaftlich, die sich durch rasche Aussprache erledigt hatte; aber nie ein Zerwürfnis aus Gegensätzlichkeit.

Er suchte seinen Schwiegersohn auf. „Du könntest runter zur Bahn fahre," sagte er. „Da sind e paar Kisten abzuhole. Und dem Pferd ist's gut, es bewegt sich a bißchen." Er suchte des Schwiegersohns Augen. Der sah ihn fest an. Darauf sagte Dehler und ein Lächeln zog an seiner Oberlippe: „Natürlich war es ene Dummheit, jelte? Aber man muß doch danach frage. Hast du die epper schon gekannt von früher her, vorübergehend etwa?"

„Nein," sagte Milius, und das Nein klang hart. „Aber — —" und nun kam ein Zögern, das wichtig schien, „ihre Stimme, die war mir nicht unbekannt. Es war nämlich die Stimme von der Helma Habermann — die das Kind von mir hat." In der Art, wie er das sagte, lag Grausamkeit. „Nicht immer," sagte er, „manchmal bluß war es die Stimme. — Dann mußte ich aber hinhorche — und konnte nix dadle aus Gewissensbissen."

Dehler hatte einen unbequemen Bescheid empfangen. Er sagte und sah dabei an sich herunter auf seine Stiefelspitzen: „Das ist ja alles ordentlich abgemacht."

„Das ist es. Aber es muß doch noch wo ene Lücke sein, sonst konnte einen die Stimme nech schwach machen."

Und Dehler: „Sie ist itze ja weg, die Magd. Das hat ja aufgehört."

„Ja — und das war an der Zeit." Als der Schwiegervater betroffen den Kopf hob, fuhr Milius fort: „Ich meine, es ist gut, daß sie nicht mehr do-e ist. Denn es wäre zwecklos, daß man sich besinnt — und sich eine Schuld beimißt — und sich von der quälen läßt."

„So weit muß man nech jehe," erwiderte Dehler. Sein Gesicht vergrämelte. Plötzlich aber zuckte es darin und er fragte scharf: „Ene Verbindung besteht doch aber nech?"

Milius antwortete: „Ich habe sie nicht wiedergesehe. — Kenne auch das Kind nicht. — Unsere Wege sind getrennt. — Mein Weg ist bei meiner Frau — —"

„Die weiß nix — um welche Person es sich dreht," warf Dehler ein — „sie wollte nech eingeweiht sein. Das war am Ende klug so. Was soll sie sich Gedanken mache. Das wird dann alles gleich bildlich. — Du fährst also rab zur Bahn," sagte er.

Sie rückten den Wagen aus dem Schuppen. Milius spannte an. Der Knecht hatte im Acker zu tun, Klee zu hauen und hereinzuschaffen und eine Kleinfuhre Hafer noch unter Dach zu bringen.

Dehler hatte das eine Pferd, das schon alt war, verkauft. Der Ersatz war ein junges, ansehnliches Tier, das aber Mucken hatte und erst noch erzogen werden mußte. Rechte Anhänglichkeit an die Tiere besaß Dehler nicht. Der Gewinst hatte immer die Vorhand bei ihm. An diesem neuen Pferde hoffte er gründlich zu verdienen. Unter der ruhigen Zügelführung des Schwiegersohnes würde es seine Widerspenstigkeiten bald fahren lassen. Gelegentlich ritt Milius auch das Tier. Er hielt es immer fest in der Hand, ging aber brüderlich mit ihm um. Dadurch war ein Vertrauensverhältnis zwischen ihnen beiden eingetreten. Heute jedoch

war das Tier ungebärdig. Es bockte, stemmte die Beine vor und bewegte sich nicht von der Stelle. Dann wieder galoppierte es in hohen Tritten. Es scheute. Drängte zur Seite. Milius' Stimme begütigte. Die Zügel führte er in sehnigen Händen. Der Weg ging scharf bergab. Als die Senkung nachließ, wurde das Tier scheinbar ruhiger. Aber bald trat es wieder mit seinen Hufen die Fahrstraße, daß die Funken aufschlugen. Nun pfiff die Peitsche, und das Pferd bäumte und schlug. Es ging schließlich durch. Das Tier sah jetzt aus wie ein gehässig lauernder, tückischer Mensch. Es stand plötzlich im verrücktesten Lauf quer vor dem Wagen mit schlagenden Flanken. Versuchte im Kreise zu gehen. Selbst wenn Milius das Pferd bezwang, konnte der Kampf keinen guten Ausgang nehmen. Dreihundert Meter weiterhin kam eine sehr scharfe Wegbiegung. Und gleich hinter der Biegung zur Seite der Straße, die sich schlangenwindig dahinzog, fiel das steinige Erdreich bedenklich ab. So daß man bei einem Sturz mit der Möglichkeit des Halsbrechens rechnen mußte. Das tückische Tier, der sich schlängelnde Weg mit den scharfen Kehren, der zur einen Seite hart vom jäh aufsteigenden Berge begrenzt wurde, und an dessen andrer Seite die Absturzgefahr lauerte, mit dem eingebetteten Gebirgsfluß unten am Fuße, war eine ganz üble Zusammenstellung.

Er meisterte das Tier. Gab plötzlich die Leinen frei. Ließ die Peitsche auf die widersetzlichen schnellenden Glieder pfeifen und lenkte, als das Pferd dahinschoß, mit scharfem Ruck. Das Tier gehorchte: es brach vom Wege ab nach Befehl. Der Wagen sprang auf die Wiese hinab, die etwa um einen Fuß tiefer lag.

Hier gelandet, griff die Zügelführung abermals ein, die das Tier zu kurzen Wendungen zwingen wollte. Auf dem unglatten Wiesenboden, der die Fahrt behinderte und den Wagen zum Springen und Schwanken brachte, trat dann der gewollte Unglücksfall ein. Der Wagen warf um, die Deichsel brach, die Stränge zerrissen und Roß und Wagen trennten sich voneinander.

Das Pferd mit der nachschleppenden Deichsel wurde späterhin aufgegriffen und heimbefördert. Der Fahrer, der unter den Wagen zu liegen gekommen war, wurde hervorgezogen. Als er aufstehen wollte, zeigte es sich, daß der linke Fuß gebrochen war.

Das ganze Theater hatte eine Anzahl Zuschauer gehabt. Wo das tollgewordene Fuhrwerk vorübergekommen war, hatten sich die Leute in Lauf gesetzt, voller Neugier, wie der gefährliche Akt auslaufen werde.

Das Tal war sehr eng und bestand oft nur aus den beiden gegenüberliegenden Bergzügen, dem dazwischen sich hinziehenden Weg und irgendeinem schmalen oder schmalsten Feld- oder Wiesenstreifen. Ein Einzelgehöft, eine Mühle fügte sich ein oder auch ein enges Dörflein weniger Siedelungen. Die steilhohen Berge trugen Nadelwald, nur in der Nähe menschlicher Wohnungen waren ihnen hier und da ein paar Feldstücke abgewonnen worden.

Im warmen Sonnenschein des abschiednehmenden August gingen die Menschen draußen ihrer Arbeit nach. Sie ernteten ein wenig an Hafer, brachten eine Kuhfuhre Gras herein. An den Rändern und auf den leeren Feldern hütete jung und alt die Kuh am Strick. Oder es fand sich eine kleine Spielgesellschaft zusammen, aus kurzhosigen Jungen und kurzröckigen Mädeln bestehend, auch mit etwelchem Getier als Mittelpunkt. Eine Hausfrau hackte Erdäpfel aus zu Erdäpfelsklößen. Überall sah man den Menschen an den Brüsten der Scholle. Und alles an Menschen, was bewegungsfrei war, kam herzugelaufen.

Ein Wagen wurde herangeschafft und Stauch hinaufgehoben. Eins lief zum Lehrer, daß er an den Arzt telephoniere. So kam der Verunglückte schließlich heim. —

Die Tante Aurele hatte indessen Abschied vom Dehlerschen Hause genommen, nach einer kurzen, unzweideutigen Ansprache, die ihr Flora gehalten hatte. Man durfte mutmaßen, daß sie nicht wiederkehren werde.

Jetzt war der Arzt zur Stelle. Er sah in der Schlafstube umher, wo der Kranke gebettet war. Die beiden Fenster gingen auf die enge Gasse hinaus.

Der Ausblick war dem Arzt nicht kurzweilig genug. Er schlug vor, das Bett in die Stube zu stellen, in die Nähe des Fensters, wo dem Patienten der Blick auf die breite Dorfstraße wurde mit allen weltgeschichtlichen täglichen Begebenheiten des Örtchens.

Er musterte den Mann. Milius war jetzt vierunddreißig Jahre alt. Er war der schönste Mann der umliegenden Dörfer, ganz städtisch das Gesicht, und die Lebensäußerung höflich, ohne allzu großes Entgegenkommen. Er sah die grauen Augen mit den breiten dunkeln Brauen und den dichten Wimpern. Sah an Mund und Augen die kleinen, nun schon tiefer werdenden Fältchen, die Eindämmer waren, und kannte doch zugleich den Rosamund Stauch, an dem alles floß und sich gab und ins Breite abschwamm, so körperlich wie seelisch genommen.

Er ließ sich erzählen, wie der Unfall sich

ereignet hatte. Lachte über die merkwürdige Art der Rettung auf dem Wiesengrunde. Es hatte einen Beinbruch gegeben, im andern Falle wäre es, eins gegen zehn gerechnet, auf einen gebrochenen Hals hinaus gelaufen.

Das Sachte, Vernünftige des Berichtes gefiel ihm. War aber noch etwas anderes an dem Manne, etwas unter der Oberfläche, das jetzt im Blick, jetzt an den Lippen lag, das den Arzt aufmerken ließ: — vielleicht etwas Erwachendes.

Die Tante kam, redete ein paar Worte gemütvoll und vernünftig und brachte die vier Töchterchen mit. Die Älteste war zehn Jahr alt, die Jüngste fünf.

Der Arzt sah die Geschmacklosigkeit der gleichmäßigen Kleidung, die die Geschmacklosigkeit der Natur einer bis ins kleinste gehenden Ähnlichkeit noch unterstrich. Hellblaue, weiß gepunktete, hübsche Kittelchen mit nicht unanmutigem Ausputz, aber genau derselbe Ausputz hier wie dorten. Und die Tante Berta stellte vor: „Der Junge — die Sachte — das Feinbißchen — das Brummlippchen". Es war den Kindern aber nichts von seelischen Unterscheidungen anzusehen.

Der Arzt lachte auf. Sah dabei, wie des Patienten Gesicht sich rötete.

Zugleich überreichte die Tante Berta ein Päckchen — und der Junge sagte: „Es sind zwei Rebhühnerchen" — und die Sachte fuhr fort: „schon gerupft und zurechtgemacht" — und das Feinbißchen richtete aus: „die möchte die Frau Gemahlin dem Herrn Doktor" — den Schlußpunkt machte das Brummlippchen: „zum Abend zubereiten." Schwebte aber der Geist der Tante Berta über der kleinen Theaterei, so daß alles Einfältige abfiel und nur eine herzliche Niedlichkeit übrig blieb.

Die Tante, in der Taillengegend aus jeglicher Form gegangen, mit ihrem gewiß nicht schönen Gesicht, das allzu breit und flach war, mit ihrem gluckernden Frauenlachen und der Bewegung ihrer guten Rechten, die nie im Leben gefeiert hatte, und die jetzt zu den in Rollen verteilten Überreichungsworten sozusagen den Takt schlug, im sachten Wippebogen von dem einen zum anderen der blauen, weiß gepunkteten Stauchmädelchens hinüber, je nachdem die kleinen Sprecherinnen mit ihrer Rede einsetzen sollten — die Tante Berta stand da verehrungswürdig wie die deutsche Seele, und man hätte mögen nach ihren Flügeln Ausschau halten, die sie aufheben und entführen sollten.

Der Arzt steckte erfreut sein Päckchen ein, reichte die Hand, dankte, lachte und fuhr von dannen. Und um ein Weilchen lag Milius Stauch allein oben in seiner Luxusstube.

Bilder hingen an den tapezierten Wänden, auf dem Zierschränkchen war eine Anzahl Porzellanpüppchen aufgestellt, den Tisch vor dem Sofa schmückte ein gehäkeltes, weißes Körbchen, das mit blauseidenen Bändern durchzogen war. Blau der Teppich, blau das Sofa und die beiden Sessel. Dann noch an der Wand ein Schreibtisch mit einer Schreibgarnitur.

Blickte er zum Fenster hinaus, so erschaute er die jenseitige Straßenzeile, die sozusagen gezähnt den Berg sich hinaufzog, die rechte Hausseite des Besitzers A. gegen die linke des Besitzers B., an die sie grenzte, ein paar Fußbreit vorgerückt und im selben Maß dann weiter die rechte Hausseite des Besitzers B. gegen die linke des Besitzers C. Die Höfe, Stallungen und Scheunen lagen nach hinten zu, oft in reichlicher Ausdehnung.

Blickte er zurück, so sah er auf dem blauen Teppich in der Luxusstube das Sonnenlicht, das die Farben verschönte, das aber gemach abrückte und endlich durch das Fenster entschlüpfte. Das Feierabendgeläut war schon verstummt, ebenso das „Gebet", die neun einzelnen feierlichen Glockenschläge, die nach kurzer Pause dem eigentlichen Geläut nachklingen.

Als der Sonnenstreifen auf dem blauen Teppich kürzer und kürzer wurde, stieg dem Milius Stauch ein Bildchen auf: zwei sehr schöne rehfarbene Ziegen, die scheinbar der Beaufsichtigung entschlüpft waren und im Rübenfeld des Nachbarn gierig blateten. Spitzbuben mit Bewußtsein. Und die Besitzerin Bubs Male vor ihrem Häuschen, den Rücken gegen die Untat gedreht.

Ja, das war doch nichts Absonderliches, diese dreiköpfige Spitzbubengesellschaft, aus der Frau und den beiden Tieren bestehend? Aber im Verhalten der Tiere lag Humor, in ihrer gierigen Eile, in ihre Verdauungskammern einzuheimsen. Das Bildchen hatte er in sich aufgenommen, während er mit gebrochenem Fuße auf fremdem Wagen heimgefahren war.

Zugleich hatte er die Lerchen in der Luft und in der Ackerfläche jubilieren hören. Tütelü — und Tütterütü — und wüssen Sü, wüssen Sü — und noch manch eins der kleinen zuckerumflossenen Worte, die Helma Habermann vor nun zwölf Jahren in ihre Menschensprache übertragen hatte.

Daneben aber hatte der Bedarf des Augenblicks weiter geredet, die Sorge um das Pferd, der Ärger über alle Verkehrt-

heiten des tückischen Tages, der im Sold böser Mächte gestanden hatte.

Ein wenig halb geglaubter und halb belachter Teufel- und Hexenglaube trieb hier oben hoch in den Bergen auch sein Wesen. Von Bubs Malen, die den Kropf hatte, der groß wie zwei Köpfe war, und über den sie, mitten darüber hinweg, ein schwarzseidenes Band mit einer richtigen, schmalen, netten Schlipsschleife gebunden hatte, zweiohrig und zweiflüglig die Schleife wie einen Ziergegenstand — man bedenke, mitten über diesen großen, gelbweißen Kürbis — — Ja also, von dieser alten, kleinen, verhutzelten Vogelscheuche mit den Habsuchtsaugen erzählte man mancherlei, das mit rechten Dingen nicht zugehen konnte. Sie war arm wie ein herrenloser Hund gewesen und hatte jetzt, alt geworden, Haus, Stall und Feld. Wenn sie ein bißchen stahl, belangte man sie nicht gleich, denn man wollte nichts mit ihr zu schaffen haben. Aber, lieber Himmel, von dem bißchen Stehlen abgesehen ... Sie nannten sie Bubs Male. Aber der Hausname war Schwänzer und der Vatersname Kober.

Alle diese Alltagsgegenwart hatte seine Gedanken in Anspruch genommen, und zugleich hatte darunter eine Stimme vergangener Zeiten zu reden begonnen.

Er hörte jetzt ein Trappeln vieler kleiner Füße und ein Meckern aller Tonarten. Die Ziegenherde wurde von ihrem Hirten heimgebracht, an die achtzig Ziegen oder mehr, aller Größe, aller Farben und Arten.

Standen da schon die Hauskinder vor den Türen und lockten die ihnen Gehörigen, und die Böcklein und Geißlein machten drollige Kindersprünge der Freude über das Wiedersehen, und die Alten antworteten dem Rufen in ihrer Ziegensprache, und Haus um Haus stäubte die Herde ab und wurde kleiner.

Nachher saß Flora bei ihm und schälte ihm Petersbirnen. Nannte weder den Namen der Tante Aurele noch denjenigen der entlassenen Magd. Erzählte aber vom Wagen und vom Pferd, das indessen eingebracht worden war. Daß der Materialschaden nicht bedeutend sei, daß jedoch der Vater das Pferd baldmöglichst verkaufen wolle. Und daß auch sie nicht das Tier im Dienst behalten möge. Nein — wer denn damit fertig werden solle, wenn Milius es nicht imstande sei. — Aber er sehe bleich aus — ob er denn sehr schmerze, der Schaden ...

Nachher kam die Nacht. Da mied ihn zuerst der Schlaf, und die Schmerzen stellten sich aufdringlich ein. Das Zimmer war undunkel, so daß er alle Gegenstände darin wohl unterscheiden konnte.

Mit der Zeit kam Besuch zu ihm. Er hörte es trällern: Tütelü — und tütterütü — und wüssen Sü, wüssen Sü — Lerchen, die weitab hoch in das Himmelsblau aufstiegen, kleine graue Sänger, die zu allerhöchst hinter Wolken verschwanden. Die Wolken waren aber der Schlummer, in den sie ihn hinübersangen.

Altvertraute Wege taten sich dem Ruhenden auf. Er ging wieder über die große grüne Saalwiese mit dem herrlichen Baumbestand, der seinen Doppelwuchs im Verlauf des Stammes trug wie schamhaft rutschende, wunderdrollige Pluderhöschen. Er kam wieder in die Strauch- und Laubverstecke. Er suchte wieder seine feine Helma Habermann.

Und sie stand plötzlich vor ihm, aber er war nun nicht mehr draußen im Freien, sondern in irgend welchem geschlossenen Raum, darin ein Tisch sich befand, und Helma trug einen großen Strauß von prächtigen bunten Blumen in ihren beiden Händen. Sagte zu ihm: „Nimm doch den Strauß, Milius, — hier — Ach! er ist ja so heiß von meinen heißen Händen" — — Und er nahm den Strauß willig entgegen, legte ihn aber neben sich auf den Tisch und stand danach wieder vor ihr arm und leer ohne Gegengabe. Und Helmas zerhacktes Stimmchen sprach weiter in einem sonderbaren gesanglichen Ton: „Nun nimmst du mich noch einmal an dein Herz —" Es klang aber, als werde ein Gedicht hergesagt, sonderbar versmäßig und zum Weinen traurig.

Milius erwachte. Schlug seine Augen auf. Sah das Helldunkel der Sommernacht, das sich durch die Fenster zu ihm in die Stube drängte. Und sprach zugleich die traumbescherte Strophe nach — ganz leise vor sich hin.

Helma Habermann feierte ihre Auferstehung in ihm. Es stieg unaufhaltsam wie aus einem Brunnen herauf, gleich quellenden Wassermassen, deren Zeit gekommen war. „Nun nimmst du mich noch einmal an dein Herz — — —"

Schmerzen der Seele preßten und schnitten seinen Körper. Bild um Bild seines Kinderlebens mit dem Habermannsmädelchen, seines Jünglingslebens mit dem feinen holden Liebchen, das ihm geworden war, sah er in sich auferstehen.

Schmeckte wieder die Qualen der Trennung. Sah aber nur die Helma Habermann und sich selbst, nichts sonst, ihn, den Bereiter der Schmerzen, sie, die Empfängerin. Hörte im Geiste sein Kind lallen, seinen Knaben, den er nicht kannte. Dunkle Träume

ungenossenen Glückes zogen an seinem lauschenden Herzen vorüber. —

Er war sonderbar still in den folgenden Tagen, sein Gesicht war sehr bleich, seine Augen waren ernst. Um den Mund hatte sich ein Zug gelagert, als darbe er.

Dehler kam und fragte ihn nach einer größeren Bestellung. — Ja, die müsse erledigt werden, antwortete er. — Wo er den Brief habe? — Der sei in Dehlers Händen. — Weit gefehlt! — Er wisse es aber genau. Dehler solle nur einmal nachschauen. — Das sei vergebliche Mühe. Nun gewiß, er werde es tun. Aber Flora solle indessen auch nachsehen in ihres Mannes Briefsachen. — Immerhin. —

Flora saß nun vor dem Schreibtisch, zog die Schübe auf, nahm den Inhalt in Augenschein. Nichts — nichts. — —

Da tat sich die Tür wieder auf und Dehler sagte, daß er leider der Schuldige sei. Der Ausreißer habe sich in seinem Taschenbuche gefunden, das er schon mehrfach zuvor durchsucht habe.

Flora saß noch immer vor dem aufgezogenen Schreibtisch. Jetzt, als der Vater gegangen war, stand sie auf.

Sie trat an das Lager ihres Mannes, und er sah in ihren Händen eine alte, kleine Brieftasche, die er sehr wohl kannte. Der Brieftasche hatte sie das Bildchen der Helma Habermann entnommen, das sie ihrem Soldaten verehrt hatte, vor nun wie vielen langen Jahren — ja, doch etwa vor dreizehn Jahren.

Und Flora Stauch sagte mit halbheller Stimme zu ihrem Manne: „War es die?"

Er antwortete ebenso, der Ton ein bißchen schwingend und auch halbhell: „Ja."

Nun wieder die junge Frau: „Ich habe es mir bald gedacht." Und gar nichts weiter — keine Silbe.

Sie legte das Bild in die Brieftasche zurück und verwahrte diese auf ihrem alten Platz im Schreibtisch. Stand noch ein wenig und blickte vor sich nieder, ohne sich ihrem Manne zuzuwenden. Schaute sodann im Zimmer umher nach den schönen blanken Möbeln und dem Ausputz an Teppich, Bildern und kleinen Schnurrpfeifereien. Schaute all den Wohlstandskram an, als ein Lebendes, eine Person, die ihren Mund öffnen möge zur Zeugnisabgabe, als einen Anwalt, der mit Verstand eine Sache verfechten solle. Ging sacht aus der Stube ohne Gekränktheitsbewegung. Ließ den Tagen die Macht zu glätten. Traf sich aber darüber, daß sie müßig niedersaß. Traf sich auch über feuchten Augen, die sie trocknen mußte. Ließ dennoch dem leib- und seelenkranken Manne alle Zeit, deren er bedurfte, um seinen inwendigen Menschen, der durcheinander gerüttelt war, zurechtzuschieben. Schickte ihm die Kinder zu ohne Belästigung und die Tante Berta in weisem Maße.

Spaßens Hermann erhielt Erlaubnis, bei dem Kranken einzutreten, außerdem die Freunde und Freundinnen des Hauses, hübsch nacheinander, ungehäuft, wie eine Interpunktion des Tages. Nahm sich selbst kaum von dieser Methode aus. Trat aber immer als die Trägerin etwelcher guter Gaben ein. Brachte ein Leibgericht, oder einen Blumenstrauß, oder eine gute geschäftliche Kunde. Glättete auf diese Weise und zwang.

Eines Nachmittages aber setzte sie sich bei ihrem Manne nieder. Sie hatte das westliche Fenster weit geöffnet und ließ die Sonne voll hereinstrahlen.

Sanfte, satte Geräusche zogen daher - Dreschtakt. Jetzt nur ein Zweitakt, der eintönig, beinahe schwermütig klang, dann ein munterer unegaler Sechstakt, der eine Weile flatterte und stolperte, ehe jeder Partner seine Taktlage innehatte. Der Schlag der runden Schlegel auf die Holztenne klang ein wenig hohl, zugleich aber auch melodisch weich, der Sechstakt zum Beispiel hatte immer etwas Schwatzhaftes an sich, nach niedlichen Frauenfüßen mit klappernden Pantöffelchen.

Um die Augen der Frau lag ein Suchen, das sie versteckte. Es ging ein bräutliches Trachten von ihr aus.

Sie machte auf das Dreschen aufmerksam, es komme aus des Nachbars Scheune am Felde. Die Tante helfe ein wenig. Ob er es nicht am Takt höre, sie habe den ersten Schlag. Bei der Tante müsse alles ordentlich hergehen. Das wisse sie selbst von ihrer Kindheit her. – Gestern hätten die jungen Mädchen übrigens zuletzt „gebunden", Kränze gebunden, für Sigismunds Ella und Reinhold Sorge, und zum Schluß hätten sie gestreut – Mehlbeerkraut zu Ungars und Gutheils hin. Ja, man spreche, daß Franziska Ungar und Heinrich Gutheil ein geheimes Liebespaar seien. Aber sie hätten die Bahn bis zu den beiden Häusern ganz, ganz dünn gestreut aus Schelmerei, wegen des Widerstandes, den Gutheils Emma, die Mutter, entgegensetze, und doch auch wieder dieser zum Tort. So sei die Welt nun einmal.

„Als sie bei uns zur Hochzeit Kränze gebunden hatten," sagte sie, „hatten sie zu Dürrns und Müllers gestreut, weißt du wohl noch?" Sie faßte seine Hand.

Seine Augen waren, während sie sprach

und hier neben ihm saß, aus dem Frühling, der vor dreizehn Jahren gegrünt hatte, in die Gegenwart zurückgepilgert. Sein Blick, der sie traf, war von dem Märchen der Vergangenheit noch angefüllt. Damals war er Jüngling gewesen. Jetzt trat er wieder in seine Mannesjahre ein, zu Dürrns und Müllers, zu Sigismunds und Sorges, zu Ungars und Gutheils, zu all den Menschen seines Ortes hier, vom Schulzen Rebhinner bis hinab zu Bubs Malen, dem Weibe, das keiner belangte, wenn es ein bißchen stahl, weil keiner mit ihm zu schaffen haben wollte.

Er sah auf seine Frau. Sah ihr feines Gesicht. Nahm ihre Kleidung wahr. Was sie anzog, verfeinerte sich. Er sah auch das Suchen und Tasten in ihren Zügen. Oder er sah es vielleicht nicht; aber er gewahrte das Entgegenkommen und die Anhänglichkeit. Daneben tauchte der Gedanke an ihre Rechte auf, wie ein Wegweiser, dessen man achten müsse. Und er rastete bei dem Gedanken und wartete auf sich selbst — auf das verträumteste Etwas in ihm, das noch weitab war und das langsam herzuwanderte.

Flora erzählte weiter: ob er sich besinne? — ob er noch wisse? — Sie sprach von ihrer beider Hochzeit. Betonte die kleinen Unterschiede. Denn durch altes Herkommen ist ein Rahmen gezogen worden, der den Taglauf gliedert, bei diesem Paar wie bei jenem Paar, und welcher der Schelmerei ihre kleinen Stationen macht.

Nach der kirchlichen Trauung — ob er noch wisse — sie sehe es ja alles zum Greifen deutlich vor sich — das große Faß mitten im Wege, das die Straße sperrte, und wo er mit Kreide seine Zuwendung an Bier in Litern habe aufschreiben müssen. Und ein wenig weiterhin der landwirtschaftliche Aufbau, die Dreschtenne mit acht Schlägern, vier Burschen und vier Mädlen, und daneben die Laborantenanspielung mit dem Kessel über gemaltem Feuer, und dem Salbenkocher, der in seinem großen Rezeptbuch studierte. Und dann die abwandernden Laboranten — ob er denn noch wisse. — Voit habe am durchgesteckten Stock die große lederne Reisetasche auf dem Rücken getragen, Arnold habe das Kalbsfell aufgehenkelt gehabt, dem Häußler habe der Quersack von blauer Leinwand über den Nacken gehangen, auf jeder Brustseite ein wohlgestopftes Beutelende. Und dann seien sie ausgerissen, die drei, und der Feldjäger sei hinterher gesprungen. Habe eine nachgemachte Frau überrannt. Habe einen der Pascher endlich erwischt und die Katzbalgerei sei losgegangen. — Ob er noch wisse — ?

So erzählt sie den ganzen Hochzeitsverlauf mit den verschiedenen Mahlzeiten und den verschiedenen Spaziergängen bis zum großen Essen abends im Gasthof um sieben Uhr, wo der Gesangverein sein Ständchen bringt. Erinnert ihn an das Kranzabtanzen und das Zerreißen des Schleiers.

Plaudert weiter von allerlei Frohem, Festlichem im Verlaufe des Jahres, dem Werfen der Ostereier, dem Pfingsttanz und der Kirmes. —

Spricht schließlich auch vom Verlauf ihrer Ehe, von der Geburt der Kinder, vom Geschäft, vom Vorwärtskommen. Und sie faßt seine Hand um ein wenig fester und hält sie. Ist doch zärtlich und beinahe ein wenig unruhig.

Und der Mann ist endlich heimgekommen in das Dehlerhaus, in die Stube mit den hübschen Möbeln und den bürgerlichen Zierlichkeiten, zu der Frau, die das Aussehen einer feineren Städterin hat, in die Griffweite des Berufs, der an die Abwechslung der Reisezeit gemahnt, die auf den Herbst und Winter fällt, und an das Anschwellen des Bankguthabens.

Und seine Hand tastet nach der Frau. Umschließt ihren Kopf. Zieht ihn herab seinen Lippen entgegen.

⌘ ⌘ ⌘

Zur Abwartung für ihren Mann, der vielfach bettlägerig war, hatte Eline Kessel, wenn sie selbst auf Handel auswärts war, oder auf ihren paar Ackerstücken zu schaffen hatte, oder sonst Arbeit im Tagelohn verrichtete, Rügers Selma angestellt, eine alte Großmutter, die in ihrer Hausstelle entbehrlich war und sich auf diese Weise, indem sie spann und strickte und den kranken Mann versorgte, ihren Sitzplatz und ihr Essen verdiente. Eline hatte dann alles vorbereitet. Und der Mann lag schließlich auch nicht immer danieder, raffte sich zusammen und half ein wenig.

Das Verhältnis zu Rügers Selma war ein durch und durch gutes. Denn wenn Eline daheim war, durfte Selma an allerlei Geredetem teilnehmen, sowie an der Evangelienvorlesung am Abend.

Sie war bei Kessels ein wenig im Vorhimmel. Es war schließlich doch etwas anderes, wenn man ruhig in der Stube sitzen durfte am barschen Herbsttage, als wenn man draußen die Kuh am Stricke führen mußte, barfuß aus Armut, und der Weidenden wohl aufpassen mußte, wenn sie ihren Darminhalt fallen ließ, um mit den frostigen Füßen zu deren Erwärmung in den dampfenden Brei sogleich hineinzutreten.

Kam dazu der Ton der Eintracht und

das Verhältnis zur Kirche. Selmas Sohn war ein Trinker. In dessen Hause fielen mancherlei rohe Worte. Und das Gottverhältnis war abgebrochen.

Wenn eins aber bei Jahren ist, da mag man das neck — da will man seinen Herrgott behale — wegen des baldigen Übergangs in seine Verpflegschaft. Da hat man hier unten nix Festes mehr, keine Rechte und keinen rechten Platz mehr.

Die alte Selma Rüger war krummrückig, mit ergebungsvollem Gesicht, nicht eigentlich hager. Und die Augen waren doch schon ein wenig stumpf, obgleich man mancherlei in ihnen las von ewiger Plackerei des Lebens.

Dazu nun der Mann von der Eline Kessel — ein mittelgroßer, hagerer Mensch, dem der Rheumatismus die Glieder verschnürte. Ganz krumm und verbogen schlich er daher. Tastete sich vom Tisch zum Stuhl, vom Stuhl zur Ofenbank. Trug in seinen gekrümmten Händen herzu an Kleinigkeiten, wessen man bedurfte. Schwarzbärtig mit schwarzen Augen, aber Haar und Bart von weißen Krankheitsfäden durchschossen. Der Sohn von der alten Dorothee, die sich gravitätisch auf die Himmelsreise gemacht hatte nun schon vor Jahren.

Sie hatte noch am Abend das Lob der großen Liebe gehört: — „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht —“ und hatte am Morgen gelb, still und kalt in ihrem Bette gelegen, aber mit einem eigenen Lebewohlsagezug im Angesicht, der doch wohl ihrer Schwiegertochter gegolten hatte.

Eline Kessel war auch gealtert, ihre Haut war gröber geworden, ihr braungezopftes Haar wies grauen Schimmer auf, und ihre Kräfte hatten ein wenig abgenommen. Nicht abgenommen hatte ihre Redlichkeit in jeglicher Beziehung, im Handel wie in nachbarlicher Verträglichkeit.

Sie war eine Gottesloberin nach wie vor, die ihr Schicksal immer als eine Erleichterung empfand, gegen das schwerere Schicksal gerechnet, das sie hätte betreffen können.

Und sie machte dem Herrgott keine Faxen vor, verdrehte ihre Augen nicht in falscher Demut bei seinem Namen, sondern faßte mutig ihr Tagewerk an und verrichtete, was vorlag, so Willkommenes wie Unwillkommenes mit gehorsamem Sinne.

Vor zwei Jahren hatte sie ihre Tochter verheiratet. Mit dem Schwiegersohn war sie einverstanden.

Saß sie abends ein wenig neben ihrem Mann, neben der Bettstatt, auf der er ruhte, oder auf der Ofenbank, um ihn zu stützen, dicht neben seiner Schulter, dann erzählte sie heiter und erzieherlich von allerhand Unglücksfällen. Selma Rüger saß dann auch irgendwo und hörte erbauten Sinnes zu, wie das Schicksal seine Rute schwang. Und Kessel, der Mann, hörte ebenfalls in Elinens Sinne.

Denn ihm ging sonst nichts ab an Kost und Heimatsfrieden. Und er hörte kein Seufzen über eine Last, er sah überall wohlgemutes Vollbringen. Und die Schicksalsberichte, die Unfälle und Todesfälle, hatten etwas so Sättigendes im Sinne der Gerechtigkeit. Keine Mißgunst oder Schadenfreude war beigemischt.

So erzählte sie gelegentlich immer wieder einmal von dem Stauchschen Unfall mit dem durchgehenden Pferde, der nun schon seine dreiviertel Jahre etwa zurück lag und der schließlich nach entsprechendem Krankenlager gut verlaufen war und im Anschluß daran von den Krankheitsanfällen, die den Schwiegervater, den Erwin Dehler, in rascher Folge heimgesucht hatten, bis er eines Tages erlegen war.

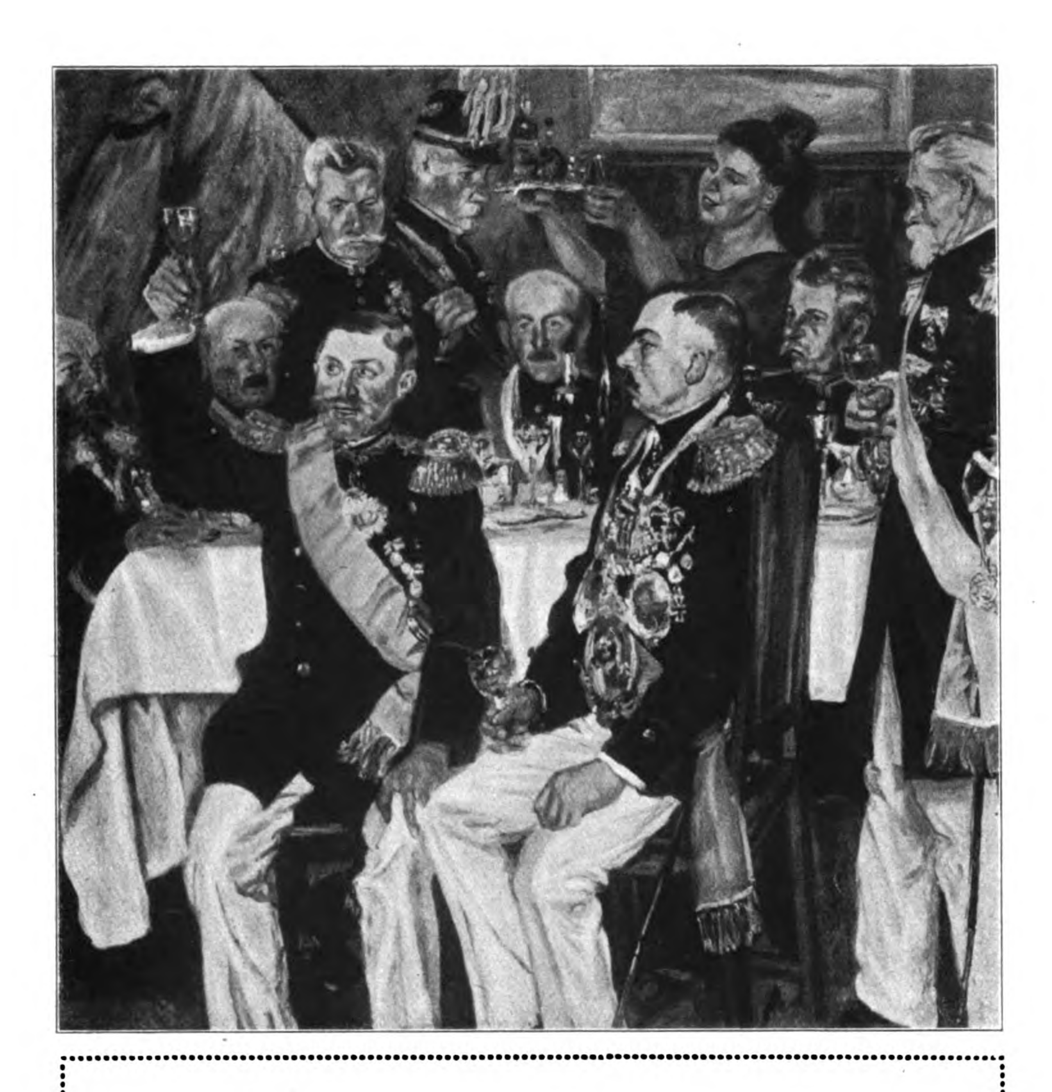
Wußte keiner, was ihn eigentlich zu Falle gebracht hatte. Irgendeine Säge war in Tätigkeit getreten und hatte ihre Arbeit getan, an irgendeinem der dem Körper eingebauten Lebensstämme.

Vor vier Wochen war er mit allem ihm zustehenden Pompe beerdigt worden. Und die Jungen hatten die große Erbschaft angetreten.

Ja, wie war doch gleich das mit dem Mann von Rügers Selma, dem alten Rüger, als der Großvater gestorben war? Spricht man von Erbschaft, so darf man das nicht unerwähnt lassen.

Der Ehemann hatte also vor dem Erbschaftsrichter „in Sachen der Hinterlassenschaft des Großvaters Rüger am so und sovielten Tage des Monats soundso, des Jahres soundso —“ erscheinen sollen. Und war der Vorladung nach seiner Auffassung des Wortlautes nachgekommen, indem er sich mit Stiefeln, Hose, Weste und Rock des Verblichenen bekleidet hatte. Wirklich geschehen; darum darf man es erzählen. Denn man will sonst keine Witze über den Tod machen, der eine gar ernste Sache ist — ein so großes, stilles Lebewohlsagen und Gutenachtsagen, ein so unheimlich gründliches Platzmachen und Auswandern.

Es gibt Bücher, in denen der künftige Aufenthalt der Seele nach jeder Richtung hin beschrieben wird, landschaftlich und räumlich, Bubs Male hat ein solches Buch. Dann ist da aber noch der alte Gemeindediener, der wieder ein ganz anderes Doku-



Der Schützenkönig
Gemälde von Prof. Philipp Franck
(Ausstellung der Berliner Sezession 1921/1922)

ment besitzt, das von Arbeitsleistungen der abgeschiedenen Seelen zum Zwecke ihrer Läuterung berichtet. Welcher Niederschrift soll man da Glauben schenken? —

Die Stauchschen Töchter trugen ihre schwarzen Kleider. Milius und Flora trauerten auch in ihren Herzen. Ihre Anerkennung, mit der sie des Daheimgegangenen gedachten, trug schwarzes Gewand.

Oehler war ein intelligenter Mensch gewesen, der sich nie gegen irgendwelchen ersprießlichen Fortschritt gesträubt hatte. Darum war er den Jungen auch nie zum Hemmschuh geworden. Und aus eben dem Grunde wurden sein Rat und seine Arbeitskraft jetzt entbehrt. Er hätte noch dableiben können, noch helfen können.

Eines Tages ging die Tante Berta dem Milius Stauch zur Hand beim Füllen einer Sendung, die am andern Tage verschickt werden sollte. Die Flüssigkeit war schon filtriert, die Fläschchen, Mellenbacher Lieferung, standen bereit.

Da sagte die Tante: „Daß Habermann tut ist, weißt du doch wuhl?"

Nach einer Pause, die sich breit machte, als lehne er den Gesprächsstoff ab, antwortete Milius: „Von wem soll ich denn das wisse?"

„Man hört mancherlei. Der ist doch epper um die Zeit gestorbe, wo du krank gewesen bist, e bißchen später epper."

Wieder antwortete Milius erst nach einer Weile. Aber seine Antwort blieb auf das bescheidenste Maß beschränkt.

Die Tante ließ sich nicht abschrecken. Sie erzählte von schwerer Erkältung und wie ihn „seine Tochter" heimgeholt habe. Dann auch, daß er sich beim Handel besser bewährt habe als in der Landwirtschaft.

Und daß es vorteilhafter für seine Familie gewesen wäre, wenn er noch ein bißchen länger hätte dahertreten dürfen. Auch daß seine Familie ihren Wohnort zurückverlegt habe oder zurückverlegen werde — seine Frau, seine Tochter und der Enkelsohn.

Diesmal erfolgte die Antwort des Milius Stauch sogleich. Er sagte: „Das ist doch erledigt for mich. Ich habe getan, was ich habe gedurft. Sie hätte längst konnt heirate, ich habe ihr satt Bewerber nachgewiesen — sehr annehmbare." Sein Ton war kurz.

Die Tante antwortete in aller Ruhe: „Ich ha gedacht, das interessiert dich doch, daß du weißt, wie es da jeht."

„Es gibt gar viele Menschen auf der Welt, wo ich nix von weiß, wie es ihnen geht."

Der Briefträger kam. Die Tante sagte noch: „Es dreht sich auch bloß um das Rennenswerte, um Todesfälle usw.," und ihr Ton war fest wie der seine.

Sie war eine Unbequeme und Furchtlose. Aber weil sie selber streng nach ihren Worten lebte, war ihr schlecht auszuweichen. Und auch darum, weil sie eine so Unentbehrliche war. Wenn die Tante Berta nicht vorhanden gewesen wäre, hätte etwas im Hause gefehlt, ein Polster.

Eines Tages ging sie wieder bergab, um nach ihrem alten Adoptivkind zu sehen, dem Rosamund Stauch.

Sie fand ihn, wie er mit einem Schürhaken gegen die Aurele Frischauf anging, die hier unten bei dem Oehlerschen Bruder, dem die Magd entlaufen war, Wurzel geschlagen hatte. Rosamunds Gesicht war blaurot aufgelaufen vor Wut, seine Glieder zitterten, sein Kinn bebte. Seine Stimme, die polterte und sich überschlug, brachte keine unverstümmelten Worte zustande. Es war Brei, der hervorquoll. Er sah schmutzig und zerrissen aus an Rock und Hose.

Die Tante mischte sich ein. Ergriff für den Alten Partei. Ihre Rede war kräftig, sowohl was Inhalt wie Stimmklang anbelangte. Sie rollte das Sündenregister der Aurele auf. Hatte nicht das mindeste von einem weichen Hauspolster an sich der Nachgiebigkeit und Friedfertigkeit auf alle Fälle. Schließlich nahm sie ihr altes, großes Kind beim Schlafittchen und entführte es.

Sie heizte den Waschkessel und rüstete ein Bad, wusch und scheuerte an dem alten Wüterich umher und putzte seine alten Schuhe und Stiefel. Hatte die Leckerbissen ausgepackt und stopfte ihm den Mund damit.

Bis endlich die gerechte Entrüstung und die rein persönliche Bockigkeit sich beide legten und der alte Rosamund umgänglich und müde wurde.

Während er ein bißchen verdämmerte und verdruselte, hatte die Tante eine eindrucksvolle Unterredung mit ihrem Bruder. Mit dem sie gar nichts gemein hatte an inneren Werten. Der ein Oehler im Superlativ war, indessen sie selbst der Mutter nachartete, die aus altem, stillem Bauernhause hervorgegangen war.

Heute jedoch hatte sie die Kampfstiefel angezogen und sagte ihre Meinung glatt heraus. Erst der Anstand des Hauses und die Gerechtigkeit, nachher der Profit. Er habe bis zur Stunde am alten Rosamund keinen Schaden gehabt. Und in welchem Zustand Leibes und der Seele habe sie den alten Hausgenossen heute wieder angetroffen!

Spät ging sie heim, auf engem Weg zwischen hohen Bergen.

Sie fürchtete sich nicht. Ein halbheller Himmel war über dem schmalen Wege, er mochte sich winden, soviel er wollte, aufgespannt. Ein bißchen Gehhelle troff immerhin auf das Weglein hernieder. Und ihre Gerechtigkeits- und Ausgleichgedanken waren so stark bei der Arbeit, daß sie den Furchtgedanken den Weg versperrt hätten, wenn selbst sie sich hätten hervorwagen wollen.

Schließlich begann es in ihr zu bauen. Und als sie sich zum allerletzten steilen Aufstieg anschickte, war ihr Haus, das will sagen: ihr Plan unter Dach.

Es drehte sich um nicht mehr und nicht weniger, als daß Rosamund Stauch bei seinem Sohne Unterkunft finden solle aus menschlicher und kirchlicher Gerechtigkeit. Er solle sein Stübchen mit dem Ausblick auf die Straße haben und seinen Sitzplatz in der vorgebauten gedeckten Laube am Hause. Es solle ihm also ein richtiges Altenteil beschieden werden. Arbeitsleistungen würden kaum mehr von ihm zu erwarten sein; denn es sacke an ihm: seine Beine seien böse angelaufen. Versorgen wolle ihn die Tante Berta usw.

Bei Widerspruch seitens der jungen Stauchs würde ihre Predigt über den Ausgleich einsetzen und bei ernstlicher Weigerung, auf ihre gerechten Vorschläge einzugehen, ja, da würde sie — — vielleicht — — da würde sie vielleicht — —

Sie war jetzt auf der Höhe, sah die Häuser ihres Dorfes im dumpfen Licht eines Mondes, der von seiner vollen Rundung erst ein kleinstes Wenig eingebüßt hatte, und der bronzegolden und feist am Rande der Berge stand auf einer ausdruckslosen, bläulichweißgrauen Himmelsbespannung — sah die Kirche mit spitzem Turme, alles mit Schiefer eingedeckt so Häuser wie Kirche, alles schwärzlich im Ton, blank, wo das Mondlicht die Flächen bestrahlte, blickte wieder hinter sich das Sträßlein hinab, das sie emporgestiegen war, und das immer nur fiel und fiel, bis es die Bergfüße erreicht hatte, und das da unten wie ein sich krümmendes weißes Schlänglein zwischen die Berge verlief.

Und die Tante dachte, daß sie um ihrer Seligkeit willen sich des alten Rosamund annehmen würde, wenn nun nicht im Hause seines Sohnes, daß ihm das verschlossen wäre, dann in dem ihrigen, in ihrer eigenen kleinen Wohnung, die sie mieten würde — nachdem sie sich von ihren jungen Stauchs getrennt haben würde — von dem Schlafen unter einem Dach mit den vier Weißblümelein, Rotblümelein, Blaublümelein — um des gerechten Ausgleiches willen. —

Ach, die Tante Berta trat an den Herrgott heran wie ein jüdischer Handelsmann, bot ihre eigene kleine Gewohnheitsbehaglichkeit um riesengroßen Vorteiles willen. Schutz von sechs Menschenleben forderte sie, daß keines den wilden Tieren der Hölle zur Beute werde, daß keines einem Felssturz erliege oder sonst welchem Unglücksfalle, daß keinem die Habe oder die Ehre genommen werde, oder das Blut im Leibe vertrockne.

Alles dies für nur so viele Stunden Qual und Ärger und Verdruß und Hemmung, als der Alltag in sich barg, und natürlich nun auf etwa fünf oder zehn Jahre berechnet. Welche Lebensdauer sie dem Rosamund Stauch meinte zumessen zu müssen, fünf, wenn sie an seine armen verschwollenen Beine dachte, und zehn, wenn er als das Unkräutlein in ihren Gedanken stand und sie in Erwägung zog, wie wohl das Üble zu gedeihen pflege.

Sie kam dann heim, und die Aussprache fand statt. Milius saß auf dem Sofa zwischen den Fenstern in der alten Dehlerschen Wohnstube, Flora saß am Tisch ihm gegenüber beim Zeitungsblättchen.

Und die Tante Berta stand aufrecht an des Tisches Schmalseite, so daß sie beide vor sich hatte, den Mann nach links und die Frau nach rechts. Sie stand da, wie ein vortragender Rat, ganz gefaßt und gesammelt, ihre eine Hand auf die Tischplatte gestemmt, während die zweite zu allerlei Gebärden aufgelegt war.

Sie trug vor. So und so hatte sie den Rosamund Stauch angetroffen im kämpferischen Gegenüber mit der Tante Aurele, so und so waren Ton und Aussehen gewesen, so das Gewand, so die Körperpflege.

Sie sprach nicht vom Ausgleich, sie drohte nicht mit des Herrgotts Rutenstreichen und mit den eignen Maßnahmen, aber es klang gleichwohl alles schon aus ihrer Stimme hervor.

Milius seufzte.

Darauf sagte die Tante: „So kann das nech weiter giehe mit den alten Mann.“ Sprach ohne Umstände vom Stübchen hier im Hause mit dem Plätzchen in der Laube unter ihrer Vorsorge und Pflegschaft.

Des Milius Stimme: „Freilich — —“ Die Stimme klang gepreßt.

Flora entgegnete: „Wir wollen das überlehe. Morgen können wir dann ratschlage. Zuvor müssen wir aber drüber einig sein, mein Mann und ich.“

Die beiden Großen waren in der Küche. Der Junge kochte das Abendgericht, die Sachte deckte den Tisch in der Küchenstube, einem ganz kleinen Raum.

Jetzt kamen sie: die Suppe sei aufgetra-

gen. Zugleich fanden sich die beiden Jüngsten aus der Nachbarschaft ein.

Sie aßen. Die Tante versorgte die Kinder, teilte ihnen zu. Und die Glocke klang weiter in ihrer Stimme. Ja, das war doch wie Abschiedsläuten.

Milius und Flora schauten einander an. Flora nickte. Und dann, als die Kinder zu Bett geschickt waren und die Tante danach ableuchtete, sprachen sie miteinander.

Ja, sie würden sich doch wohl dazu bequemen müssen, sagte Flora vorsichtig, den Vater ins Haus zu nehmen.

Wenn die Tante für ihn sorge ... antwortete Milius still. Sie habe ja die rechte Art für so etwas. — Es sei erstaunlich, was sie alles zuwege bringe bei den Menschen. — Was sie für Einfluß gewinne. — Sie sähen es ja im eigenen Hause. — Sie mache keine Übergriffe, aber bieten lasse sie sich auch nichts, sie wahre bei aller Gelindigkeit gewissermaßen immer ihre Rechte. — Der Tante könnten sie den Vater sehr wohl anvertrauen.

Ja, das könnten sie. So Flora. Da würde er seine Ordnung haben, und daneben — Unarten würde sie ihm nicht durchgehen lassen. — Sie würde ihn immer im Zaume halten.

Milius sagte: „Man hat ja so viel vom Leben. Wir haben doch uns und unsere Kinder — und das Geschäft gieht aufwärts. Man muß nicht abbaue, man kann sich ausbreite. Man hat auch Furcht vor Gott, er könnte zürne, wenn man sich seiner Pflicht entzieht. — Mein Vater hatte freilich gesündigt — aber — es ist doch alles zu meinem Besten ausgeschlagen."

Die Tante kam, und sie sprachen mit ihr. Sie wollten nach ihrem Vorschlag verfahren.

So kam denn schließlich der Rosamund Stauch ins Haus als Wohngenosse, bezog einen Palast, der herrlich herausstaffiert war, als ob er einen regierenden König beherbergen solle. Die Ehrenkompagnie stand bereit, Kranz- und Straußschmuck dufteten dem Einziehenden ihr Willkommen entgegen. Als Oberhofmarschall saß die Tante Berta neben dem Ankömmling im Wagen, und der Präsident-Reichskanzler fuhr. Unter der Haustür aber stand zum Empfang die allerhöchste Weiblichkeit, die Frau Kaiserkönigin. Das war Flora, der Pferdelenker aber war Milius in eigener Person, und die Ehrenkompagnie bestand aus den vier Blümelein, die um den Großvater Dehler Trauerkleider trugen.

Der Palast war eine liebe kleine Stube, angefüllt mit Bett und Tisch, mit einem Willkommenskranz aus Fichtenzweigen über der Stubentür und mit einem Feldblumenstrauß in Tisches Mitte. Zwei Stühle am Tisch und am Fenster ein uralter Backenstuhl, dessen Abgründe in der Polsterung die Tante mit Heu tadellos eingeebnet hatte, und dessen Überzug, von zwei ehemaligen Dehlerschen Hosen herrührend, eigenhändig und kunstvoll trotz dem besten Tapezierer von ihr aufgenagelt worden war. An der Wand ein Jesusbild und ein Spiegelchen von zwei Spannen Größe. In der Ecke ein Kleiderrechen. Und daneben eine Waschkommode mit Waschnapf und Wasserkrug, über einem Wäscheschubkasten. Unter diesem ein freies Verlies für alle möglichen Gegenstände, Stiefelzeug zum Beispiel. Im Tischschubkasten lag ein Neues Testament neben einem Pappschächtelchen, das Tabak enthielt — — Ein Königspalast!

Dem alten Rosamund kamen die Tränen. — Er sackte in den Backenstuhl.

Und dann waren die andern alle verschwunden, und die Tante brachte ihm Kaffee und räumte seine paar Habseligkeiten ein. Verwies seine alten Kleider in die Bodenkammer und sein Sonntagsgewand auf ein Plätzchen im Kleiderschrank auf dem Flur.

Die Tage kamen daher einer nach dem andern ohne große Ankettelung.

Die da unten, die jungen Stauchs, lebten ihr Leben für sich. Er aber war das Kind der Tante Berta, die ihn gerecht versorgte, gelegentlich mit ihm plauderte und täglich ein wenig mit ihm schalt. Sie holte ihn auch zur Arbeit im Garten in ihrer Gesellschaft und ließ ihm seine Ruhe, wenn er fahl und mattäugig aussah. Und er dankte ihr durch Mürrischsein. Durch Grobheiten und Bissigkeiten. Hing aber an ihr. Sie war sein Anker, sein Rechtsanwalt, sein Stäupknecht. Ja, der Rosamund Stauch brauchte mitunter Schläge, versteht sich, keine mit dem Stecken.

Es waren Schläge, wenn die Tante tat, als ob es ihr leid sei, daß sie hilfreiche Hand geleistet habe bei seiner Übersiedlung hierher. Denn eine Unruhe erstand darauf in ihm, als solle er ausquartiert werden. Er versank zehn Klafter tief in eine jammervolle Hilflosigkeit und er kraxelte und kümmerte unten in dem tiefen Loch verzweifelt umher mit allerlei Angstgedanken. Aber auch das waren Schläge, wenn sie ihn weder im Guten noch im Bösen beachtete, wenn sie ihm seinen Kaffee brachte, als ob er Schmidt heiße und nicht Stauch.

Alsdann begann er seinen äußeren Menschen wohl zu säubern mit Waschen, Bürsten und Stiefelputzen. Trat mindestens dreimal am Tage seine Wanderschaft nach Canossa an.

Mitunter saß die Tante Berta neben ihm unten auf dem Laubenplatz, erzählte ein paar Minuten lang oder besserte aus.

Am Sonntag gingen sie auch wohl spazieren. Dabei traten die Enkelkinder dem Großvater näher.

Das Feinebißchen schäkerte sich ein wenig heran, zwar nur ein ganz klein wenig. Aber es war doch Besuch gemacht, und die Einladungen und Gesellschaften konnten ihren Anfang nehmen. Sie war die erste, die zu dem Großvater freiwillig auf die Stube kam, und die sich ein andres Mal ein bißchen zu ihm in die Laube setzte, und die nach wieder etlichen Tagen ihm ein klebriges, heißes, kleines Kindersträußchen brachte von abgerupften Feldblumen.

Zwischen den jungen Stauchs und ihm bildete sich ein Alltagsverhältnis heraus, eins das in der gleichen Form schon viele Jahre hätte gewährt haben können, das schon ein bißchen grau war und keine großen Ansprüche mehr stellte.

Aber doch kam Milius eines Tages, setzte sich zu ihm in die Laube und sprach vom Geschäft. Es geschah in ganz oberflächlicher Weise, nur etwa so, wie wenn eins die Tageszeit bietet.

Der Gruß wurde aufgenommen, der Alte setzte sein Wörtlein dagegen, das eine Frage war. So war denn ein Weg angelegt worden, darauf sich die beiden Inwohner gelegentlich begegnen konnten — die beiden in ihnen wohnenden Altmenschen des gleichen Blutes, aus denen lange vermoderte Geschlechter redeten. Sie nahmen einander nichts übel, Rosamund dem Milius nicht die mangelnde Unterordnung, und Milius dem Rosamund nicht das Fehlen der allerinnigsten, mit Stolz durchsetzten, aus Wort und Blick hervortretenden Anteilnahme.

Eine halbe heilsame Gleichgültigkeit webte zwischen ihnen. Unter der doch allerlei wuchs und gedieh — tief zwar unter der Erdoberfläche. —

⁂ ⁂ ⁂

Die Frauen arbeiteten in den Pflanzländern, den beieinander liegenden Streifchen und Quadratchen, die den Einwohnern auf ihre Stammgüter zuerteilt worden sind. Allmählich wurden die Beete leer vom dicken Kohlrübenpflanzenbewuchs, der auf die großen Äcker übertragen wurde. Und dann ging das Hacken und Säubern los und das neue Bepflanzen mit Futterrüben. Schließlich sah die ganze kleine, den verschiedensten Parteien zugehörige Plantage frisch und aufgeräumt aus wie eine Puppenstube.

Ja, das muß jetzt alles hintereinander geschehen. Die Rüben müssen verpflanzt werden, länger als sieben Wochen dürfen sie nicht stehen. Denn in der siebenten Woche setzen die Rüben an, und verpflanzt man sie zu spät, so können sie nicht mehr Wurzel fassen und müssen eingehen. Also spricht die Tante Berta.

Überall sind Menschen auf den Feldern, überall sieht man die gebückten Gestalten. Sie behacken ihre Kartoffeln, sie arbeiten im Heu, sie hauen Grünfutter und schleppen es in Körben auf dem Rücken heran. An der aufsteigenden Böschung neben dem Fahrweg sieht man eine Anzahl graukahler Stellen in kurzen Zwischenräumen, es sind die ausgesessenen Plätzchen, auf denen die Grasholer zu ruhen pflegen.

Was für viele, viele Menschen, für viele, viele Männer und für viele, viele Frauen doch ihre Wohnstätte im Örtchen haben! Die Männer pflügen, hauen Gras oder Klee, fahren Sudde mit Kühen oder Pferden, denn es hat geregnet in der Nacht. Die Frauen aber tragen Sudde auf dem Rücken zu ihren Äckerlein, pflanzen, hacken, sicheln, bücken sich — bücken sich.

Morgen oder übermorgen werden sie wohl alle im Heu arbeiten — das Heu am Morgen aufstreuen, es am Nachmittag zusammenharken, in Haufen bringen und die Haufen heran zum bereitstehenden Wagen schaffen.

Das Korn steht schulterhoch, der Weizen tief aber straff, die großen, nun bepflanzten Rübenäcker sehen schnurrig aus, mit ihren schlampigen Pflänzchen, die matt am Erdboden liegen und in der Nacht oder am morgenden Tage oder übermorgen und überübermorgen das Aufstehen erst noch lernen müssen.

Am Himmel ziehen Wolken auf, verbinden sich zu großen Inseln und Flächen. Die Leute sprechen vom Gewitter, selbst wenn es ohne Regen, ohne Blitz und Donner wieder zur Aufklärung geht.

Der alte Chausseearbeiter sitzt auf seinem Blechkissen inmitten der Fahrstraße, zwischen einem Gehäufe zerklopfter Steine und ebnet eine böse Ducke im Straßenverlauf ein. Er klopft und hämmert und schnupft. Und klopft und hämmert und schnupft.

An den kleineren Häusern gibt es noch viele Schiebefenster. Flugs schiebt der Neugierige das Fensterlein zur Seite und steckt den Kopf heraus. Und dieser Kopf sieht aus, als sei er losgetrennt von seinem Körper. Denn die Öffnung ist nur gerade so groß, daß der Kopf hindurchfahren kann.

Wenn nun da der alte Günther Appelfeller herausschaut mit seinem hängenden, gelbweißen, zottigen Schnauzbart und seinen

Zankaugen — ich weiß nicht, was einen an dem Anblick dieses aufgeklebten Kopfes erfreuen soll. Ganz anders freilich ist es, wenn ein Jungmädelskopf rasch so ins Freie trachtet, einer mit Flirrhärchen und zarten Wangen; oder wenn Eline Kessel durch das Schiebfensterchen nach Recht und Ordnung auf die Gasse schaut und dabei etwa lächelt mit ihren lieben weißen Porzellanzähnen.

Durch das Dorf klingt Sensendengeln, dann auch Schmiedegeräusch vom Hufbeschlag der Zerrkühe; in den drei der Gemeinde zugehörigen Backöfen schieben die Hausfrauen Brot und Kuchen ein. Und da kommt der Postwagen, der bei Regenwetter eine große Plane überzieht. —

Eine junge Frau geht heim. Sie war mit beim Rübenpflanzen — nur ein paar Stündchen eben — denn ihr Mann will, daß sie sich schone. Es war aber sehr eilig, weil die Rübenpflanzen bei Zögerung gelitten haben würden und eine Tagelöhnerin nicht aufzutreiben war.

Sie weiß nicht, daß ihre Lebensuhr seit nun acht Monaten bereits ihren letzten Jahrrundgang angetreten hat. Sie denkt noch an weite Zukunften.

So geht sie durch alles Juniwachsen der Felder, vorüber an aller hurtigen Sommerarbeit der Menschen. Hält beim alten Chausseearbeiter inne und weiß einen neuen Auftrag: hinten am Wege, dicht bei dem Wiesenlappen, wo es scharf bergunter geht, sei eine brüchige Stelle — wenn er da gleich ein bißchen nachklopfe und so weiter. — Kommt beim alten, zottigen Schnauzbart, dem Appelkeller, vorüber, auch bei den beiden anderen abgeschnittenen Köpfen, der reizenden Linda Müller und bei der Eline Kessel, und ist nun mittendrin im Sensendengeln und im Schmiedegeräusch und bei den Backöfen. Geht nachher ihrer Hausarbeit nach, wobei ihr die Kleinen, das Feinebißchen und das Brummlippchen, Zureichungen machen, und revidiert am Nachmittag ein wenig das Kinderzeug. Denn um Ausgang Oktober wird Besuch erwartet: ein Kindchen.

Flora Stauch möchte ihren Mann mit einem Knaben beschenken. Seine Freude würde riesengroß sein, so sagt sie sich. Sie denkt zugleich aber auch an das Geschäft, was die direkte Sohnesnachfolge dem für Nutzen bringen würde. Denn nicht alle Schwiegersöhne fügen sich ein, wie Milius es getan hat.

Das Feierabendläuten erklingt und nach kleiner Pause das Gebet, die nun einzelnen, feierlichen, gedehnten Glockenschläge. Da denkt man doch mitunter an den alten Großvater Dehler, den Vater des vor nun bereits zwei Jahren verstorbenen Erwin Dehler.

Der Großvater hatte erzählt, daß zu seiner Zeit in Schlesien in der Niederlausitz auch das „Gebet" geläutet worden sei. Er sei um die Heuzeit daselbst mit seinem Laborantenkalbsfell auf dem Rücken über eine Wiese gewandert und habe überall auf den Feldern die Mäher bei der Arbeit gesehen — — als es Feierabend zu läuten begonnen habe. Nach dem Geläut sei dann der Einzelanschlag erfolgt, das Gebet, genau wie bei uns hier im Dorfe auf den Thüringer Bergen. Darauf hätten alle Schnitter ihre Sensen niedergelegt und hätten gebetet. Das habe ihn so gerührt, hat der alte Großvater gesagt, wie sie alle dagestanden hätten mit ihren abgezogenen Hüten und darüber geneigten Köpfen. Und er war immerhin, wenn er auch eine gute, weiche Frau geheiratet, doch ein Dehler gewesen, dem nichts so leicht an den Herzmuskel tippte. —

Als der Herbst herankam, sagte Milius Stauch, daß er seine Geschäftsreise diesmal hinausschieben wolle, bis erst —

Aber nein, entgegnete seine Frau, er solle nur im Takt bleiben.

Er reiste und kam heim.

Die Laboranten reisen ja heute anders, als ihre Väter es getan haben. Sie nehmen vielleicht ein paar Kisten bestellter Ware mit und dürfen außerdem von jedem ihrer Erzeugnisse ein Probefläschchen bei sich führen. Die Zeiten des Kalbfelles, der großen am Stock auf dem Rücken getragenen Reisetasche und des Quersackes sind vorüber, die Zeiten wo, unter der Schutzdecke des Samenhandels, so ungefähr ein jeder Fabrikant sein eigener Balsamträger war.

Heute kommen die Korbfrauen und Hausierer und verschachern die Salben und Tropfen, auch selbstverständlich unter irgendwelchem Deckmantel, den sie beileibe nicht lüften dürfen, wenn ein Feldjäger oder Gendarm oder Gemeindediener in der Nähe ist. —

Flora Stauchs letzte Stunden waren gekommen. Sie lag danieder und litt große Schmerzen. Unter Beihilfe des Arztes gebar sie ihren Sohn. In Banden einer Abspannung, die zehnfach stärker war als jede Menschenkraft, schlief sie ein. Sie hatte nicht die Freiheit gehabt, erst noch zu segnen oder wenigstens nach dem, was sie verlassen mußte, zurückzuschauen. Das große Dämmern schlug seinen Mantel um ihre Sinne und leitete sie hinüber in die Dunkelheit.

Auf diese Weise haftete dem Ableben der Flora Stauch etwas Eindruckloses an, es hinterließ beinahe kein Erinnerungsbild. Sie

hatte ihre Arbeit vollbracht und war danach ausgelöscht worden. Kein Lebewohlsagezug redete aus ihrem erbleichten Angesicht. Still und kalt lag sie ausgestreckt auf ihrer schmalen Todeslagerstatt, fraulich und fein die Züge ihres Gesichts, aber ohne Sprache ihrer letzten Gedanken.

Der Junge war ein netter, kleiner Kerl, nahrungsgierig und beschaulich, wohlabgewartet von seinen fünf Pflegerinnen, der Tante Berta und dem Schwesternpierblatt. Er lief seinem Jahrestag entgegen und war ein spärlicher Plapperer. Der Großvater nannte ihn stupid und machte wenig Umstände mit ihm, und der Vater hatte seine kleine Freude an seinem Fleisch und Blut, seinem künftigen Geschäftsnachfolger.

Um diese Zeit, als der kleine Erwin Stauch ein Jahr alt war, geschah es, daß die Tante Berta eines Tages erbleichte und mit glasigen Augen im Sofa saß, gelb von Hautfarbe. Sie sah und hörte wohl, was um sie her vorging, aber es war alles ein wenig verwischt, der Ton wie der Umriß, und es verging wohl eine halbe Stunde, ehe sie wieder völlig zu sich kam.

Die kleine Mattigkeit ließ bald nach, und die Tante war scheinbar wieder die Alte.

Da geschah es in zehn Tagen, daß der Anfall sich wiederholte, daß ihm aber ein Krankenlager von acht Tagen folgte, bei dem der Arzt seine Stimme einmischte. Er sprach im Drohtone.

Bis dahin war die Tante die Fürsorgerin gewesen, jetzt sollte von Schonung die Rede sein. Sie spürte längere Zeit schon einen fremden Griff in ihrem inneren Wirtschaftsleben. Ihr körperlicher Fabrikbetrieb, Gedeih- und Erneuerungsbetrieb, zeigte ausgelaufene Stellen.

Die beiden Großen, der Junge und die Sachte, jetzt vierzehnjährig und dreizehnjährig, nahmen sich der Wirtschaft an. Die Tante wurde gut versorgt, ein Familienessen, das der Vater lobte, erschien auf dem Tisch des Hauses, und das Feinebißchen bediente ihren Großvater. Danach wankte die Tante wieder umher, ihre gute Stimme lobte.

Am Nachmittag saß sie in der Sofaecke, als Milius kam und sich zu ihr setzte. Er nahm sie sohnlich in den Arm und streichelte sie. Dankte ihr für alles Gute, das sie seinem Hause angetan habe, bei Erziehung der Kinder, in der Fürsorge für seinen Vater. Sprach vom Geschäft, wie er nach dem Tode seiner Frau gestellt sei.

Die Tante sagte: „Wenn du epper amal in Schwierigkeiten kommst, daß du Geld gebrauchst, daß sie dir Einschränkung wollen auferlege wegen der Beteiligung von deinen Kindern, oder wenn du amal ganz frei willst sei — mit meinen paar Tausend, wo ich habe, helfe ich dir. Ich will mein Testament auch anders mache. Da ist mäncherlei hienfällig dran geworden durch die Zeit." Sie schwieg. Milius saß jetzt neben ihr, nachdenklich die Arme auf den Tisch gelegt.

Die Tante fuhr fort: „Man räumt halt auf." — Sie schwieg wieder. Aber das Schweigen verriet ihre Gedanken. Und Milius hielt stand.

„Ich habe immer gedacht," sagte die Tante, „du wirst mir was anvertraue, daß du was ändre willst an deinem Leben. Auf mich ist nicht mehr siehre feste zu baue, und die Kinder sind doch noch jung, jelte, und der Hausstand hat seine Rechte, der will geführt sein und eingeteilt. Und du hast doch auch deine Lebensschulden noch zu zahle gegen Helma und gegen deinen Sohn, wo du nech siehre oft wirst gestiehen haben."

Milius atmete schwer. „Ich kenne ihn nicht."

Die Tante sagte für sich: „Wenn ich anfange zu denken, da spannt mir's in meinem Kopfe."

Und sie sagte zum Milius: „Nune ist das vielleicht nech der geeignete Tag heute, daß wir drüber reden. Aber, jelte, nech wahr, das muß ich ja wisse, wie viel ich muß abhale (leiden, aushalten). Und man denkt, es soll besser werre und es tritt das Gegenteil ein. Nune packt man seinen Koffer eben. — Wie kommt denn das eigentlich, daß du deinen Sohn, deinen Michael, überhaupt nech hast kennen gelernt? Es ist doch das Kind. Das zieht doch hien."

Milius antwortete: „Wie die Verhältnisse lagen, war das besser för beide Parteien, man blieb geteilt. Ene Anknüpfung hätte sich da nicht loßt vermeide. Und wo hätte das sollen hinführe? Meine Frau konnte das auch von mir fordern, daß ich peinlich war. Sie hat mich nie geplagt."

„Und jetzt?"

„Ja jetzt — — Die Sache ist doch jetzt eingewurzelt," sagte er.

„Das verstiehe ich nicht."

„Man verpflanzt nicht gerne so spät. Da ist jedes in seinem Erdboden am besten dran. Und sechzehn Jahre Trennung bleibt ene böse Sache, man mag sie anfasse, wie man will. Sechzehn Jahre ändern einen ganzen Haufen am Menschen. Sie ist in der Landwirtschaft geblieben, und ich bin mehr in das Geschäftliche gekommen. Und meine Kinder — denen möchte ich auch nicht zu nahe trete."

„Zu nahe — —" sagte die Tante mit müder Stimme.

„Ja, zu nahe — — Ich kenne die Helma Habermann, was sie früher gewesen ist. Die von heute kenne ich nicht. Sie kann sich verändert haben, sie kann vollständig abgerückt sein. Nune könnte ich eine Person heirate, wo ich mit in Berührung geblieben bin. Aber eine, wo mir fremd geworden ist, die kann ich nicht so geradewegs heirate. Denn ich muß för sieben Personen mit ihr fertig werre, för meine fünf Kinder, för den Vater und för mich."

„Und deine Schuld, daß du die abträgst —"

„Die ist verjährt."

„Die gieht doch auf zwei Beinen umher."

„Tante —" sagte Stauch, „was soll das nutze! Wenn nachher nix stimmt."

Die Tante entgegnete: „Die wird sich schwerlich verändert haben, die Helma Habermann. Die war doch wie aus einem Guß gemacht. Die ist auch begehrt gewesen, allerwent, wo sie hinkam. Ihren Sohn hat sie was lassen lerne. Er hat müssen alle Schulen durchstudiere. Sie wohnen wieder in ihrem Dorf. Der Junge ist aber jetzt in der Lehre in Saalfeld. Er soll Schlosser werre. Zur Schlosserei hat er schon die Talente gehabt, wie er noch kaum hat stehen können. — Wenigstens," sagte die Tante und sah den Milius Stauch festen Auges an, „würde ich mir mein Kind doch mal betrachte, ehe ich mich davon abkehre."

„Woher weißt denn du das alles?" fragte er. „Das ist doch sonderbar."

Darauf erzählte sie, daß sie bei der Eline Kessel gelegentlich ein wenig horche, ohne daß die Frau die Absicht spüre. So groß sei Elines Bewunderung aller der Tugenden und Taten der Helma Habermann, daß ihr gelegentlich die Zunge durchgehe, wie gut und voller Verstand und voller Fleiß die Helma sei und voller Artigkeit gegen ihre Herzmutter, und voller Gerechtigkeit und Strenge und schwesterlicher Nachsicht gegen ihren Sohn. Und der Michael sei ein Sauberer an Gewand und Gesinnung, Abwege werde der amal nech einschlagen. Und da sei nix Unrechtes an irgendeinem. Da sei Bravheit Trumpf und wieder Trumpf.

„Das freut mich," gab Milius sacht zurück. Stand auf, drückte sich hinter dem Tisch hervor, blieb noch einen Augenblick, als überlege er, nickte der Tante zu mit nachdenklichen Augen und ging.

Ein Geschäftsgang führte ihn bergab, denselben Weg, darauf er vor Jahren mit seinem Bäschen gerodelt war, mit Flora Dehler, seiner späteren Frau, die ihn nach vierzehn Jahren einer gesegneten Ehe leider verlassen hatte. Es war auch derselbe Weg, den er bergab genommen hatte mit dem Pferde, dem das Durchgehen in der Gehirnkammer gesteckt hatte.

Er dachte an seinen Unfall damals — an sein Krankenlager — an die Auferstehung der Helma Habermann. Es sei Fieber gewesen, sagte er sich. Die Stimme einer fremden Person, der Magd, habe zuvor an ihm gerüttelt. Er dachte zurück, wie seine Frau um seine Liebe gekämpft hatte, wie fein und ohne Aufhebens sie zu ihm getreten war und alle Schätze seines Lebens vor ihm ausgebreitet hatte. —

Es dämmerte, ehe er seinen Heimweg antreten konnte. Das wunderbarste Abendrot, das seine Reflexe auf den Schnee geworfen hatte, zog seine Farben ein. Es wurde allmählich dunkel, und die Sterne zogen auf. Kälte drückte herab. Er sah zur Seite die verschneiten Wälder, kam an verschneiten Feldstücken vorüber.

Neben ihm im Dämmern schritt die kleine Helma Habermann. Er sah sie wieder in ihrem Zusammenbruch unter den Eichen, als sie begriffen hatte, daß er keine Küsse von ihr heische, sondern als der Abschiednehmer vor ihr stand. Er sah wieder in ihren Augen den stummen Schrecken und das herrenlose Versinken. Er sah wieder den Blick, der ganz wohl einer Sterbenden eignen konnte, und gewahrte wieder, wie sie sacht in sich zusammenfiel und auf dem Grasboden vor ihm hockte, ihr Gesicht in ihre Hände vergraben — ohne zu seufzen und ohne zu klagen. Und wie sie schließlich sich erhob und sacht von hinnen ging. — Darauf dachte er an seinen Sohn — an sein Wachsen und Werden. —

Er fürchtete sich. Eine große Enttäuschung beschlich sein Herz.

Sträubte sein praktischer Sinn sich gegen irgendwelche Unzuträglichkeiten, die noch gar nicht beschlossen waren? Er wollte vorerst ja nur erwägen. —

Er sah über die Landschaft hin, über das matte, nächtliche Schneeweiß von Aufstieg und Senkung, über die vielen Schatten, die auf der Lauer lagen und Schlafruhe heuchelten, über den Sternschmuck des Himmels und seinen Mondenglanz. Dunkel stieg das Dorf vor ihm auf. —

Vor den Nächten mußte er auf seiner Hut sein. Der Schlaf begann Lücken zu zeigen, wüste oder unruhige Bilder bevölkerten ihn. Immer standen sie in Verbindung zur Helmazeit in seiner Vergangenheit.

Da zog er schließlich einen Panzer an zu seinem Schutze. Fühlte aber unter dem Harnisch das Fieberschleichen.

Eines Tages sagte die Tante zu ihm, daß sie zu Einkäufen nach Saalfeld wolle.

Sie brachte allerlei Wichtiges vor an Kleiderbesorgung und Putzmachersache. Für den Hausstand wurden Flicklappen und Nähgarn gebraucht, für den Küchenbedarf Kochtöpfe und für die Speisekammer guter Kaffee, Reis und Mandeln und andere leckere Kaufmannswaren. Sie sprach vom Färber und vom Drogisten, alte Gewänder sollten sich zu neuer Farbe bekennen, und das Seifekochen sollte in Angriff genommen werden. Und die kleinen Kramläden im Ort brauchten das nicht zu wissen, was für Allotria im Hause Stauch getrieben würden, bezüglich des Kaffees zum Beispiel. Und es sei mehr Auswahl drüben in Saalfeld und bessere Beschaffenheit. Und sie würde eine Nacht ausbleiben, möglicherweise aber auch deren zweie.

Sie zog ihr dunkles Kleid an mit großer schwarzer Schürze und dicker Winterjacke. Das wollene Tuch, dem es oblag, den Kopf zu schützen, wurde im Nacken geknotet. Nahm den feingeflochtenen, weißen Korb auf den Rücken, der alle guten Einkäufe bergen sollte. Unter dem schönen Korbtuch, das ihn zudeckte, beförderte sie allerlei Gaben für die Handwerkerfrau, eine frühere Ortsangesessene, die ihr Obdach gewähren sollte. Vorn im Korbe in der Ecke steckte wie gebräuchlich der Regenschirm.

Und nun Lebewohl ihrem großen, unartigen Pflegling, dem Rosamund Stauch, und den fünf Herzblümelein.

Als sie dem Milius Stauch die Hand reichte, wußte dieser, daß die Tante bei Habermanns vorsprechen würde, ja, daß Habermanns der eigentliche Grund ihrer Wanderschaft waren. —

Er nahm die Flinte und ging ins Freie. Über den verschneiten Fichten stand es hier und da wie Rauchwölkchen heimischer Hütten. Es war der Wind, der den Schnee aufhob und der ihn jetzt, aus volleren Backen blasend, in langer, weißer Fahne entführte. Ein wenig Regen fiel und gefror gleich. Aber der Wind blieb weiter bei seiner Arbeit und wurde im Verlauf der Nacht zu einem Beller und Heuler. Vielleicht auch saßen eine ganze Anzahl Windherren beisammen auf ihrer langen Windbank, graue, glotzäugige, nasenlose Gesellen, die mit ihren runden Mundlöchern alle Stimmen und alle Geräusche nachahmten. Sie winselten und weinten, warfen sich auf ihren Windwagen und rollten johlend, brüllend, pfeifend über die Landschaft.

Am andern Morgen war noch alles weiß im Umkreise, der Himmel, das Schneetuch, das die Berge deckte, der Rauch, der aus den Schornsteinen aufstieg. Aber im Verlauf des Nachmittags setzte das Tauwetter ein. Der Schnee verwässerte. Ein haarfeiner Regen füllte die Luft an, und die Wege wurden glasig und glitschig.

Milius spannte an und fuhr zum Bahnhof hinab. Die Tante kam, und sie stiegen auf und fuhren heim. Milius saß auf dem Vordersitz, die Tante mit Korb und Schirm thronte hinten. Manchmal blickte er nach ihr um, sah ihr gutes Gesicht mit der Güte und Geduldigkeit und mit den vielen kleinen Zwischentugenden der Vorsorge und schelmischen Nachsicht und deren Verwandtschaften und mit dem allerkleinsten Gendarmenzug der Beharrlichkeit. Lächelte und nickte ihr zu. Wandte seine Augen wieder zurück auf den Weg, war nur Fahrer und fühlte tief innen eine Bedrängnis vor dem, was die nächsten Stunden ihm bringen würden.

Er hatte den Mantelkragen aufgeschlagen, die Tante saß unter dem Schirm. So hoch gereckt und schlank der Neffe erschien, so breit duckerte die Tante zusammen. Die Bedachung durch den Schirm machte die ganze Gestalt noch weitläufiger.

Es regnete weiter mit sanftem Wechsel. Erst fiel das Naß spärlich, dann wurde es dichter und im Fall kräftiger. Um eine Weile aber ließ es wieder nach und hing am Ende nur noch als dicke Feuchtigkeit im Luftraume. Schließlich sah jegliches Ding unlustig aus in dem engen Spielraum, der dem Blick belassen wurde. Die ganze Gewaltsamkeit und Enge der Luftstimmung drang feindlich auf die Tante ein. Die Hoffnungen verkrochen sich, die Zweifel schlichen heran und wollten Vortrag halten.

Darauf rief sie die Gedanken des täglichen Lebens zu ihrem Schutze herbei. Dachte an ihr großes Kind, den Herrn Rosamund, und ging schließlich zu den fünf Stauchkindern über. Das nahm die Zeit fort und lenkte ihre Gedanken von der Furchtstraße ab.

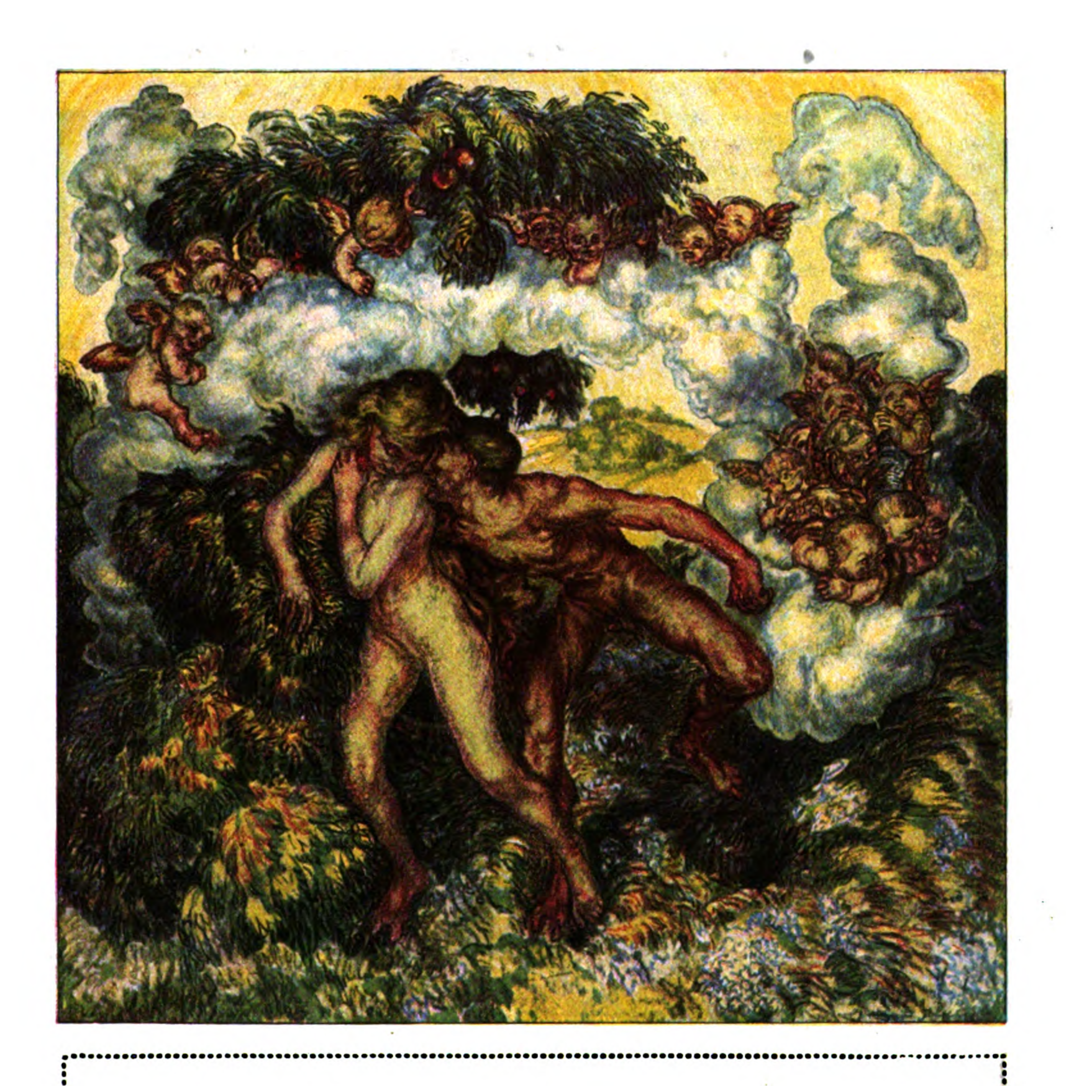
Der Wagen hielt, die Kinder stoben heraus, der alte Rosamund wackelte heran.

Die Tante sah sich im Hause um mit leisem Lachen. Sah über kleine Unebenheiten hinweg, mäkelte nicht.

Das Stücklein Nachmittag verlief, der Abend kam.

Mit der Türklinke in der Hand sagte Milius Stauch zur Tante, mit der er allein in der Stube war: „Hast du denn keinen Gruß an mich auszurichten?"

Die Tante entgegnete: „Das habe ich ja schon besorgt." — „Ich dächte nicht." — „Die Geschäftsleute haben alle nach dir gefräht, wo dich kennen." — „Sonst keiner?" — „Von wem willst du denn noch was wisse außerdem?" — „Ich dachte, du wärest dran gewesen bei Habermanns?" — „Das bin



Paradies
Gemälde von Arthur Illies
(Deutsche Kunstausstellung Stuttgart 1921)

ich auch." — „Und da hat dir keiner ennen Gruß an mich aufgetrage?" — „Nein." — „Helma nicht?" — „Sie hat nix gesagt. — — Du frähst das alles so „obenhin", sagte die Tante, und ihre Stimme schwankte ein wenig. „Das klingt alles so, als ob du denkst, es läuft dir eins nach, was dich einfange will. Aber dir läuft nix nach."

Milius fragte, ohne auf ihre Rede einzugehen: „Ist sie etwa schon verheiratet?" Kurz klang die Antwort: „Die ist nicht verheiratet." — „Oder hat sie sonst was Festes, was zur Heirat führe soll?" — „Die hat nix." — „Ihr habt aber als von mir geredt?" — „Ja."

Nach dem Abendessen, als die Kinder zu Bett geschickt worden waren, stellte er sich zum Gefecht.

„Du kannst mir nun vortrage, wenn du willst." Er setzte sich aufs Sofa.

Ein eiserner Ofen erwärmte die Stube. Die Tante warf noch ein paar Holzstücklein nach. Dann kam sie auch an den Tisch dem Milius Stauch gegenüber, der beide Hände in die Taschen seiner Beinkleider versenkt hatte und ganz herren- und herrschaftsmäßig anzusehen war.

Das Sofa hatte rötlichen Wollbezug. Der Fensterpfeiler, vor dem es seinen Platz gefunden hatte, war nicht sehr breit. So sah die Tante von rechts und links des schmalen Männerkopfes die mit gestreiften Rollvorhängen verdeckten Fensterflächen.

Sie schob die Hängelampe hoch, sah zu Milius hinüber und begann zu berichten.

Sie erzählte breit, als ob sie eine Geschichte vortrage, flocht die Habermannschen Wohnverhältnisse ein und die Wirtschaftsverhältnisse, erzählte von der Krankheit der Mutter Habermann und von ihrem Verfall im Verlauf der verflossenen sechzehn Jahre. Erzählte von Helma Habermann, ihrem Aussehen, ihrer Beschäftigung. Und dann erzählte sie auch von dem jungen Michael — Beschrieb sein Äußeres, seine Stimme, seine Gepflogenheiten. Wiederholte die Reden der Mutter und Großmutter, die sich auf seinen Fleiß, seine berufliche Veranlagung bezogen. Sprach von seiner Artigkeit und seinem Anstand. Sagte, es sei ganz merkwürdig, wie sich beide Eltern in dem Jungen vereinigten. Und erzählte nun ganz vertraulichst, beinahe als ob sie etwas ins Ohr sage, kleine, nette, liebe Züge von Schalkheit und von festem, verständigem Lebenswillen. Ließ ihr Lob breit dahin fließen und brachte dem lauschenden Manne sein Kind ganz nahe.

Sah, daß es in dem Herzen des Milius Stauch sich zu regen begann. Sah die Anteilnahme in seinen Zügen, die sich hoben. Wartete auf das Lächeln, das innen erst zusammentrat.

Hatte alles auch so wundervoll bildhaft gemacht, die Sauberkeit an Stube und Gewändern, den Sorgenstuhl der Mutter Habermann und den wackeren, alten Tisch mit seinen gedrehten Füßen. Spiegelein und Bilder an den Bauernwänden und Gardinenstreifen oben vor den Fenstern — so daß Milius alles wahrnahm, als trete er in die Stube hinein.

Aber er sah nicht nur jegliches Gerät — er sah auch die Personen, die in der Stube versammelt waren, ganz deutlich die Tante Berta und die Mutter Habermann, jede mit einem kleinen Heiligenschein der Güte und Tüchtigkeit und ehrlichen Frömmigkeit, der um ihren guten Kopf herum lief beinahe wie eine Haube, was eine gleichermaßen erhabene wie erheiternde Wirkung auf ihn ausübte. —

Außerdem aber sah er auch seine beiden Gläubiger aus dem Zusammenbruch seines Jünglingslebens: das Mädchen, dem er das Wort hatte brechen müssen, das ihn an sie fesselte, und den Knaben, seinen Sohn, für den er als Staatsbürger gesorgt hatte, weil das Gesetz ihn zwang, dem er als Erzeuger aber Liebe wie Führung schuldig geblieben war.

Bei diesen beiden Gestalten sah Milius Stauch keinen Heiligenschein. Er erschaute sie auch nicht so deutlich wie die beiden Weiblein, bei denen es seinem Ermessen anheimgestellt blieb, ob überhaupt er ihrer Rede lauschen wollte.

Aber allmählich wurde doch die Vergangenheit wach und stimmte ihren Lockgesang an. Freilich floß ein breites Wasser zwischen hüben und drüben. Doch konnte man vielleicht nach einer Brücke Ausschau halten. —

Es kam ganz anders, als er vorausgesetzt hatte. Die beiden Gestalten traten aus ihrer Verschwommenheit, aus dem Dunst der vergangenen Jahre, nicht hervor in seinem Sinne der bürgerlichen Verwendbarkeit, sondern sie wuchsen auf zu riesenhaften Drohgestalten. Forderung ging von ihnen aus. Man konnte sich ihnen nicht nahen im Alltagstone. Man hätte, wenn man die Verbindung hätte bewerkstelligen wollen, mit geneigtem Nacken demütig vor sie hintreten müssen.

Die Tante erzählte von dem hölzernen Puppenkinde, das sie selbst auf seinem Platz im Holzkoffer gesehen hatte wohlgesäubert im neuen Gewande. Michael hatte als Kind damit gespielt. Hatte mit dem hölzernen Herzschatz gepocht und gehämmert.

Sie erzählte von dem gerippigen Weihnachtsbäumchen, das von rotbraunen Herzchen umflackert war. Nur die braunen Holzzweiglein seien noch vorhanden, mit ihren baumelnden, welken Papierherzchen an dünnen Zwirnsfädchen. Aber im Schächtelchen daneben all die abgefallenen, verfärbten Fichtennadeln, die das Bäumchen, da es jung war, bestanden hatten.

Und in einem andern Schächtelchen das silberne Herzchen, das dem Fichtenbäumchen beigegeben worden war, und das einen kleinen, roten Funkelstein inmitten trug und ein Schatzkämmerchen innen. Im Schatzkämmerchen drinnen hatte die Tante ein straffes, blondes Haarkränzchen wahrgenommen, das mit roter Seide umschürzt war, und eine Locke vom Haupte des Milius Stauch darstellte, da er noch der herzliebe Frühlingsjunge seiner kleinen Helma Habermann gewesen war.

Im dritten Schächtelchen endlich hatte die Perlenkette gelegen von kantig gegossenen, granatbraunen Glasperlen.

Wie die Tante das alles jetzt erzählte, in diesem schwingenden, ein wenig geheimnisvollen Kirchenton, der bunte Lichter darüber ausschüttete — da entschwand die Helma Habermann den Blicken des Milius Stauch, das kleine Mädel der Vergangenheit mit den dunkelbraunen Haaren und den hellbraunen Augen, das kleine, liebe Mädel, dem der Klugheitswinkel um Kinn und Näschen blühte, und dessen gerade, schmale Lippen so herzfrisch zu plaudern verstanden — das kleine, liebe, goldige Mädel, das dem Milius Stauch in seiner Frühlingszeit angehört hatte.

Statt seiner wuchs die Drohgestalt auf, die fürchterlich anzuschauen war. —

Es war dem Milius Stauch, als solle er erwürgt werden. Das war zuviel — diese Liebe, die immerfort geblüht und seiner gedacht hatte.

Die ihren Rechtsbrief in der Hand trug und der Stunde harrte, da er kommen und den Brief einsehen würde.

Die ihren Rechtsbrief in der Hand trug wie ein Geschenk, das ihr geworden, oder wie ein Psalterbuch, wie etwas, das den Lohn lange schon empfangen, nicht aber in verständiger, bürgerlicher Bescheidung, sondern im erhaben kirchlichen Sinne.

Das war zu viel! Dem war er nicht gewachsen! Er fürchtete sich!

Während die Tante noch sprach, ließ er die Hand, die seinen Kopf jetzt gestützt hatte, schwer auf den Tisch fallen, erhob sich und sagte mit rauher Stimme: „Wir wollen zur Ruhe."

❦ ❦ ❦

Helma Habermann hatte den Besuch der Tante Berta als ein Anhorchen des Milius Stauch aufgefaßt, beinahe als eine verdeckte Anfrage: wie lebt ihr? Und sie hatte ihr Auswendiges und ihr Inwendiges zu seiner Begutachtung bloßgelegt, hatte ihr sauberes Tagewerk dargetan mit seinem Erträgnis und hatte die Tante einen Blick in den hölzernen Koffer tun lassen mit ihres Herzens Erinnerungszeichen.

Als nun aber die Wochen und Monde dahingingen, ohne daß ein Brieflein bei ihr eingelaufen wäre, das Anknüpfung begehrte, oder ohne daß ein Unterhändler aufgetaucht wäre im Stile der Tante Berta, und ohne daß der eine Schritt erklungen wäre, des Mannes, der daherkam und seine Hand nach ihr ausstreckte — da begann ihre Seele, die sie entblößt hatte, zu frieren.

Körperliche Seelenschmerzen stellten sich ein, in deren Verlauf etwas starb. Ein leuchtendes Kleinod war wertlos geworden. Sie öffnete ihre Hände und ließ es entgleiten. —

Es war im Monat September, so um die letzten Tage herum, und es waren mehr denn acht Monate seit jenem Anknüpfungsbesuch der Tante Berta vergangen, als Eline Kessel eines Tages wieder bei Habermanns eintrat nach langer Pause. Sie sah sehr schlecht aus und erzählte still und wortkarg von einer Krankheit, die sie ganz plötzlich erwischt und umgeworfen und ihr alle Kraft aus den Gliedern gesogen habe. Wenn sie früh um zehne aufgestanden sei von ihrem Krankenlager, habe sie sich um Elfe wieder dahin zurückfinden müssen, ohne Gnade. Und so dann späterhin auf die Tage ausgedehnt, das Unvermögen, außerhalb des Bettes zu bleiben.. Sie habe sich an die Tage festgebunden von einer Stunde auf die andere. Das seien alles Krücken für sie gewesen. Und sie habe doch immer wieder sich müssen niederlegen. Bis sie nun endlich wieder pilgern könne und ihrem Erwerb nachgehen. Dabei senkten sich ihre Augenlider wie unter Bleigewichten.

„Vorerscht," sagte Helma Habermann, „trinkst du hier e bißchen Kakao und ißt e bißchen, und danach legst du dich e paar Minuten nieder. Du wackelst ja. Greif nur tüchtig zu, daß der Magen spürt, es gibt was. — No, heh, was machst du?!" Sie sprang auf. Eline Kessel schwankte auf ihrem Stuhl wie ein Perpendikel.

Sie stammelte: „Man will nich immer die Leute beschwere! — Ach, ich hatte so abgenommen, ich sah so aus! Immer nur leide, leide muß ich. Ja, ich muß viel abhale itze — Jelte, nech wahr, das muß ich ja wisse, was ich abhale (aushalten) muß."

Helma Habermann brachte die Eline Kessel in die Kammer, zog ihr die Stiefel aus und hieß sie sich aufs Bett legen. Da schlief die Halbkranke bald ein.

Als sie wach wurde, nächtelte es bereits. Sie richtete sich auf, sah einen Lichtschlitz an der Tür entlang, hörte gedämpfte spärliche Rede aus der Stube herzudringen.

Ihr Stuhl polterte, und Helma kam herein.

„Bleib nur liege," sagte sie. „Oder för mich kannst du auch e bissel aufstiehe. Mein Mutterle macht dir Platz in ihrem Stuhl." Sie brachte ein Paar Schuhe. „So, zieh an." Leitete sie in die Stube und setzte sie in den Sorgenstuhl — in den Stuhl, der die weitläufigen Glieder der Habermannsmutter sonst zu bergen hatte.

Da saß Eline Kessel steif und anschlußlos. Und der Stuhl knarrte gelegentlich ein bißchen im Rohr, als ob er auf die fremde Sorge antworte, die in seinem Hafen rastete. Und Eline mußte wieder Kakao trinken und mußte dazu vom leckeren Zudel (Kartoffelgericht) essen, der, wohl mit Speck beträpfelt, im Ofenrohr auf sie wartete. Und sie taten alle, als gehöre es sich so, daß sie dableibe, und als beenge sie keinem den Platz.

Ihr Aufenthalt bei Habermanns belief sich auf drei Tage Bettruhe. Am letzten Tage stellte sich das Gähnen ein und das Strecken. Danach stand sie auf, nahm ihren Korb auf den Rücken und pilgerte weiter.

Sie stand vor der Herzmutter und ihrer Tochter, sonnte sie mit ihren eifrigen Augen an, ganz Dankbarkeit, strich mit ihren geraden Händen sacht ihnen über Schultern und Arme als Zahlung für genossene Wohltaten, stand so rührend steif da und nahm schließlich ein paar fromme Worte auf ihre Zunge, wieder jede Silbe einzeln, daß sie unverkürzt bleibe.

Sie sagte: „Das ist doch ein Jammer, Helma, daß du ledig geblieben bist. An dir hätte ein Mann was gewonnen, der dich gekriegt hätte. Du solltest lieberst doch noch heirate."

„Mich will keiner," antwortete Helma und lachte.

„Ach, das machst du mir nicht weis. Der muß aber wohl gar viel besitze, der bei dich soll Anklang finde."

„Anstand, ja, den muß er besitzen." Und sie lachte wieder.

Nun wußte Eline Kessel nicht, was sie zu dem Lachen sagen sollte, zu seiner Beschaffenheit — über was für Sturzäcker das gegangen war. Denn so reif an Jahren, daß sie so frank und kurz, wie sie es getan, daher lachen durfte, war die Fräulein Habermann noch nicht. Eline kannte aber ihr Vorleben nicht, weil sie keine Horcherin war, und weil die Bauern vorsichtig mit Geschwätz sind, das den Nachbar betrifft.

Sie pilgerte ihre Straße dahin, verkaufte ihre Waren und nächtigte zu guter Letzt, eine Stunde von ihrem Heimwesen entfernt, beim Heinrich Rocktäschel, der Gastwirt und Schmiedebesitzer war.

Da saßen sie am Abend und schwatzten ein wenig vom Leben, als erprobte Menschen, die sie waren.

Rocktäschel hatte eine Tochter von etwa zwanzig Jahren. ein Leidenskind. Denn sie war verwachsen, und es haperte auch sonst bei der Inneneinrichtung an Herz und Lunge.

Sie meinte aber, daß sie Rechte auf Glattstellung habe, daß ihr für die Verkümmerung des Wuchses besondere Zuwendungen von der himmlischen Weltleitung gemacht werden müßten, ebenso für die mangelhafte Maschinerie in ihrem mangelhaften Gehäuse, dem Brustkorb. Sie war dem Vater keine große Hilfe, und ihr Tag wurde ständig kürzer, setzte später ein, hörte zeitiger auf.

Es waren keine Gäste im Schmiedegasthof, denn es war um die Zeit des abendlichen Viehfütterns, das der Schmied schon erledigt hatte. Außer ihm war eine Verwandte, ein langes, bissiges Weib, im Hause, das zufaßte. Die Schmiedsfrau war seit drei Jahren tot. Es war eine vom Montag oder Dienstag oder Mittwoch gewesen, keine Besondere, und mit ihrem Tode fehlte eine Arbeitskraft im täglichen Leben.

Außerdem fehlte dem Heinrich Rocktäschel nichts. Denn sie hatte keine eigene Herzsprache geführt. Die Herzsprache, die rechte echte, hatte er überhaupt nicht kennen gelernt, auch nicht von seiner Stiefmutter her.

„Das ist eine Angeburt," pflegte der Schmied zu sagen, „die hat nicht jede. Das stackt drinne, das kann man sich sonst nech aneigne. Du hast das," sagte er zur Eline Kessel. „Und manch eine hat das auch noch. Aber eine habe ich mal unterwegs getroffe, die hat das gänzlich gehabt. Das ist schon viele Jahre her, daß ich das Mäderle getroffen habe."

Und er lächelte ein gutmütiges, versunkenes Lächeln, das gewissermaßen fernab war. Erzählte sacht von einem Gang durch die thüringische Landschaft, führte aber weder Ort noch Namen an. Stellte nur schlicht sein Bildchen hin von dem regenfeuchten Tag und dem braunen, kleinen, schlanken Mädelchen, das den Glassplitter in den Fuß getreten hatte.

Darauf sagte Eline Kessel: „Ich kenne eine, die is begehrt gewesen allerwent, wo sie hinkam. Die hat aber nech geheiratet. Hinte aber, wenn eins kommen würde, wo zu ihr paßt, da würde sie am Ende zulange. Sie hat e Kind. Der mag itze sechzehn Jahre alt sein, der Junge. — — Das kann vürkomme," sagte Eline Kessel. „Der Bursch, wo die hat sitzen lassen, der ist voreilig gewesen." Und sie erzählte weiter von ihrer geschäftlichen Verbindung mit den Habermanns. Danach von ihrer Krankheit jetzt, wo sie drei Tage bei ihnen im Hause geblieben sei. Nannte Namen und Ortschaft.

Mitten in ihrem Lobgesang unterbrach sie sich: „Was ist denn aber mit dich?"

Der Schmied antwortete: „Nix. Was soll denn da sei?"

„Du siehst so andersch."

„Das kommt mal vor."

Er sprach sich nicht aus. Aber er sann und überlegte. Zog nicht etwa in Frage, ob er das kleine braune Mädel, die Helma Habermann, die Bekanntschaft einer frühjahrlichen Nachmittagstunde, wiedersehen solle, sondern überlegte nur, wann er dies Wiedersehen ins Werk setzen könne.

Machte sich an dem zuständigen Tage sonderlich zurecht, ansehnlich im Gewand, mit bestem Stiefelzeug. Und in einem allerallerkleinsten Herzwinkel stand ihm ein Rosmarinblümelein und duftete auf altfränkische Weise.

Er wollte das kleine braune Mädel wiedersehen und wollte sie um dies und das befragen. Wollte feststellen, ob das Schnattermäulchen in den vergangenen langen Jahren etwa ausgeartet sei, stellte sich aber keineswegs vor, daß ihre Jugend auf ihn gewartet habe. Er dachte daran, daß sein Schwarzschopf silbrige Stellen zeigte, und dachte, daß ein ähnlicher Vorgang sich bei ihren braunen Haaren vollzogen haben mochte. War also mit beiden Füßen ganz auf der Erde. Hatte aber das ganze Drum und Dran bereits geprüft — durch die Zeugenaussage der Eline Kessel.

Daß Helma Habermann einen Sohn besaß, rechnete er ihr nicht als Unehre an. Er kannte das Leben und seine Winkelzüge. So pilgerte er seine kleine Strecke zur Bahnstation, fuhr, pilgerte wieder und kam bei Habermanns an. Traf die Herzmutter Habermann mit breiten Röcken im Viehställchen bei den Ziegen und die Helma Habermann in der Hofecke vor dem Waschfaß. Wünschte guten Tag. Schaute dabei. Redete sodann. Und saß schließlich auf dem Stuhl mitten in der Stube, die blanke, hellgraue Dielen hatte. Die Herzmutter saß im Sorgenstuhl, und Helma lehnte an der Tischecke, schlank, zierlich, wie sie gewesen war. Sah anders aus als in ihren jungen Jugendtagen, aber nicht unebner. Und ihr Mund gab Antwort auf seine Rede. War aber etwas vom Sonntag in ihren Worten, in der Gesinnung wie im Stimmklang.

Als der Sohn Michael heimkam, wurde das Beisammensein beinahe noch anziehender. Der Schmied Heinrich Rocktäschel saß eingewurzelt auf seinem Stuhl, als sei es sein Heimatsplatz. Und er sah den schlanken Jungen mit den schwärzlichen Schlosserfingern wie sein Fleisch und Blut an.

Nachher half er beim Scharwerken an einem Räufchen für die beiden Ziegen. Hatte den Rock abgeworfen.

Und zu guter Letzt saß er mit am Tisch bei der Abendkost.

Ein Tischtuch war aufgelegt, ein Weinglas stand vor seinem Eßteller. Und Helma ließ ihn kosten — Hiesenwein — Mahlbeerwein — Brombeerwein und Heidelbeerwein — samt und sonders mit Osterwasser zubereitet, wohlgepflegt und gut geraten.

Und zu allerallerletzt ging er in den Gasthof zum Schlafen. Schlief fest und gesund und brachte am andern Morgen seine Werbung an. Legte seine häuslichen Verhältnisse dar und seine Vermögensverhältnisse. Hörte die Gegenerklärung der Frauen an. Sagte, es sei schon gut, daß etwas vorhanden sei; aber er würde seinen Heiratsantrag ebensowohl machen, wenn das Fräulein nix sonst besäße als ihre werte Person. Er denke immerhin, daß er ihren Ansprüchen an eine Heirat werde nachkommen können. Den Michael wolle er halten als seinen Sohn, und der Mutter werde er immer anstandsvoll wie einer eigenen Mutter begegnen. Sie sollten keine Klage über ihn zu führen haben. Und was seine liebe Frau anbelange, die wolle er auf seinen Händen durch das Leben tragen. Es seien zwar bloß Schmiedehände, breite, große, schwarze Tatzen; aber sie hielten fest, die Hände.

Schön, schön, sagte Helma Habermann, sie wolle hinkommen an seinen Ort und wolle mit seiner Tochter reden. Sie wolle zu ihr sagen: „Hier kommt die neue Mutter, aber du sollst keine Bange vor ihr haben. Sie will nix als deine Freundin sein — —" Wenn das Mädle ihr dann wohlgesonnen sei, wollten sie es fest miteinander machen.

Ach, gab der Schmied leise vor sich hin zur Antwort, das sei doch nun am Ende schon festgemacht.

Sah die Helma Habermann treuherzig an. Sagte: „Oder muß ich das Fräulein noch weiter bombardiere? Ich mach alles."

Stand da dunkelstruwelköpfig trotz der eingestreuten weißen Borsten, gutmütig und ein bißchen schwerfällig.

Helma Habermann sah ihn eingehend an — seine mittelgroße Gestalt, sein gebräuntes, rundes Gesicht mit den breiten, dunkeln Brauen und dem dicken Schnauzbart. Musterte ihn weiter. Und er gefiel ihrem Herzen wohl, dem Teil in ihrem Gemüt, den sie noch zu vergeben hatte, dem Heimstättenwarmen, Vorsorglichen.

Ja, sie komme, und es werde sich schon alles fügen, wie er es wünsche.

Der Mann zog heim ohne bräutliche Zärtlichkeitsgabe. Lächelte jedoch vor sich hin. Denn es hatte ihm trotzdem gefallen, daß sie ihm nicht gleich am Halse gehangen hatte. Er war der Zärtlichkeiten nicht gewohnt. Aber es gab eine Reizstelle in ihm, die Sinn für das Anschmiegliche hatte.

Er kam daheim an und sorgte, daß sein Haus mit aller Sauberkeit gerichtet wurde. Sagte der langen, bissigen Verwandten, daß die Hausfrau komme.

Teilte seiner Tochter mit, indem er sich zu ihr setzte, daß er schon lange einen Wandel für nötig gehalten habe, sich aber nur schwer dazu habe verstehen wollen, um so verschiedener Ursachen willen. Die Hauptursache sei der Friede im Hause gewesen, daß er nicht etwa eine auf den Thron gesetzt hätte, wo sie alle ihre Flügel hätten senken müssen. Aber nun habe es der Zufall geführt, daß er von einer gehört habe, daß sie ledig sei, wo er vor vielen Jahren kennen gelernt habe. Da sei er nun hingewesen. Das Fräulein werde am Sonntag herkommen und alles betrachten. Sie habe ihre Einwilligung nur zugesagt, wenn auch die Tochter einverstanden sei. Und das werde sie schon sein. Ja, das denke er doch. Das Fräulein werde ihr schon gefallen. Da kriege sie ein bißchen was zum Erzählen, wenn die ins Haus komme — und ein bißchen was zum Gernehaben — eine gute Freundin.

Der Schmied hatte gegen das Ende hin bedenklich leiser gesprochen. Jetzt strich er sacht über seine Tochter weg, just wo er sie traf, über ein Stückchen Arm und ein Stückchen Knie. Zugleich stand er auf.

Und dann kam der Sonntag heran, wo er sich schmuck zurechtmachte und zur Bahn fuhr.

Es war aber alles aus einem Guß, der äußere Mensch der Braut, was Hut und Gewand anbelangte, wie die Wärme, die ihr aus den Augen strahlte und die etwas Verbürgtes hatte.

Der Schmied, als er neben ihr auf dem Wagen saß, lächelte erbaut vor sich hin. Zeigte, als sie in den Bereich seines Dorfes kamen, was ihm an Holz und Äckern eignete. Stellte das Seine vor und war guten Mutes, daß sich alles vom Tage noch zu Erwartende seinen Wünschen gemäß zutragen würde.

Er freute sich auf den Wandel in seinem Hause, auf den Verlauf des Alltags ohne Gekeif, auf die Vorsorge, die seiner Tochter zuteil werden würde, und dann so weiter auch auf das Warme, das ihm persönlich zufallen würde.

Und der Tag verlief, wie er ihn sich gewünscht hatte. Helma Habermann kam als die Freundin zur künftigen Tochter und wurde von dem kränklichen Mädchen ehrend aufgenommen.

Sie faßte gleich zu, wo ein Handgriff am Platze war.

Und als der Mann ihr das Haus zeigte und sie in der oberen Putzstube allein miteinander waren, sie beide, das Mädchen und der Mann, und er ihr gesagt hatte: „Du mußt meine Tochter anfasse, als ob sie deine wäre, das verlange ich. So betrachte ich aber auch deinen Sohn wie meinen Sohn und will danach verfahre als Vater mit Rat und mit Beistand —“ da gab sie ihm ihr Jawort und fühlte seinen kräftigen Verlobungskuß mit Freuden.

Sehr viel mehr sprach der Heinrich Rocktäschel an diesem denkwürdigen Tage nicht aus eigenem Antriebe. Er gab sich gerecht ohne Beschönigungen. Man sah seinem Gesicht die Güte an, der auch eine Handvoll Knurrigkeiten beigemischt sein mochte. Denn wozu hätte der Rocktäschel sonst den widerspenstigen Schopf gehabt?

Die Braut schlief bei der Tochter in deren Kammer. Als dem leidenden Mädchen die Unruhe und die Ängste kamen, und als der keuchende Husten immer wieder die Herrschaft anstrebte, stand sie auf und versuchte ihr beizustehen.

Zuletzt saß sie still da neben dem Bett, hielt die welke junge Hand und redete sacht. Wenn nur erst der Winter überwunden sei, und wenn das Frühjahr komme und der Sommer — wenn alles so schön grün sei und bunt, die Wiesen und die Felder und der Himmel — ja — dann werde die Genesung daherkommen. Sie sagte ein Verslein her, das sie sich selbst ausgedacht hatte, das von Freude, Sonne und Gesundheit handelte.

Und sie sprach von Gemeinschaftlichem: Dann sitzen wir — oder: dann stehen wir — oder dann gehen wir — zählte kleine Freuden und Erheiterungen her, in die das

kranke Mädchen verwoben war. Band sie an ihr Herz der Helma Habermann, als an dasjenige einer Freundin, linde fest. So daß die Nacht reich und fruchtbar wurde.

Am andern Tage, als sie von der Hochzeit sprachen, tat der Schmied seinen Willen kund: länger als sechs Wochen wolle er nicht warten. Wozu denn noch mehr Zeit versäumen, als ohnehin schon versäumt worden sei? Drei Jahre ruhe seine Frau bereits in der Erde, mindestens zwei Jahre lang hätte er sein Stückle — Stückle — Stückle Gemütlichkeit schon genießen können. Keine Widerrede! Er, der Mann, habe das Bestimmen. Dazu lächelte er.

Helma Habermann aber lachte laut und herzlich. Der Schmied sah ihr zu, wie sie den Mund aufriß, und sah alle ihre kleinen, hübschen Zähne. Und er dachte: Die soll mir öftersch lache, dafür will ich sorge. Und es wurde ihm ein kleinstes bißchen dreherlich im Kopfe.

Am Nachmittag fuhr Helma heim.

Die gen Westen dem Untergang zustrebende Sonne malte ihre reichen Farbenwunder. Sie malte den Horizont in Rotviolett zu Grau und in Grauviolett mit Gold durchblitzt und setzte einen dunkelvioletten Kamm darüber. Ein breiter Streifen schloß sich an, der lichtblau und meergrün gefärbt und von gelben Strichen und Flecken unterbrochen war. Alles aber war durchsichtig, in Schmelzfarben oder Glasfarben gehalten und mit goldener Paspelung versehen. Darüber spannte sich hoch am Himmel ein dickes, breites, vielfaltiges Wolkentuch, das rote Farbe hatte. —

Helma war jetzt schon auf dem Wege zu ihrer Heimstätte in die Nähe des Steinbruches gelangt. Sie wandte sich zurück und gewahrte das Wunder. Stand und erfreute ihr Herz an dem Anblick, der doch nicht fröhlich war. Dem Wolkenbau am Himmel und der Sonnenfärbung haftete vielmehr etwas Gewaltsames an.

Sie genoß es, ohne ihm Einfluß auf ihre Stimmung einzuräumen. Drehte sich aber doch nach einiger Zeit wieder um und nahm wieder den Himmel in Augenschein.

Da war ein Farbenmißklang indessen eingetreten: das Violette, Meergrüne, Lichtblaue über der Horizontlinie war verblaßt, und ein schwarzdunkler Trauerstoff nahm seine Stelle ein, von einem hellen Gelb in Streifen geteilt. Unheilvoll darüber hing das rote Tuch, das zu sinken schien und das sich zu Blutfarbe gewandelt hatte. Der Himmel sah grauenhaft aus, als solle ein Theater anheben von schreitendem Mord oder sonst schleichendem Verbrechen, als müßten Schreie gellen und flüchtende Menschen über die Bühne stürzen. Helma starrte hinauf. Was schaffte da oben für eine Künstlerin? — —

⌘ ⌘ ⌘

Magnus Klötzer hatte Bücher im Schränklein zu stehen, die auf ihn übererbt waren, ein paar Klassiker und ein zerfetztes Geschichtswerk. Aus diesen Büchern und aus dem Schulverfolg ihres Sohnes hatte Helma mancherlei kennen gelernt, was ihr sonst fern geblieben wäre.

Sie hatte im zerzausten Geschichtswerk ihre große weltgeschichtliche Liebe gefunden, den zweiten Friedrich der Hohenzollern. Ja, das war sonderbar, denn sie war sonst Mädchen aus dem Volke und wollte nichts weiter sein. Aber dem zweiten Friedrich spürte sie nach, seinem Werdegang, seinem Schaffen, und seinem inwendigsten Leben mit Leid und Freude, seinem ganzen großen, gewaltigen Wachstum.

Michael überholte sie. Er fragte: „No, wie ist es dir denn ergange?“ Er nannte sie nur bei ihrem Vornamen.

Es sei ihr gut ergangen, antwortete sie.

„Und die Tochter?“

„Ach, das ist ein liebes Mädchen, die wird dir schon zusage. Die prallt keinen an. Und sie freut sich schon auf dich, daß du mitkommst.“

„Gleich komm ich doch nicht mit.“

„Du bleibst noch a bissel beim Meister Klötzer. Der Vater wird das schon abmache.“

Die Tage gingen dahin. Der Hochzeitstag rückte heran.

Da hielt Helma eines Tages Gottesdienst in ihrer Kammer. Sie dachte ihr vergangenes Leben zurück. Fremd gewordene Bilder zogen herauf, die sie wehmütigen Auges betrachtete, ein Tropfen herber Bitternis fiel herab. Sie saß da mit gefalteten Händen. Ihre Liebe war wie ein welkes Blatt zur Erde gefallen. Diese große, gewaltige, fromme, beharrliche Liebe, die alle Stürme unverletzt überdauert hatte — dieser Glaube an den Mitsünder ihrer Frühlingssünde — die keine Sünde gewesen war — nein, gewiß nicht. —

Sie schürte ein Feuerlein und gab ihm das Weihnachtsbäumchen zur Beute, das von blanken, braunroten Herzchen umflatterte. Legte dem Fichtenkind das Soldatenbild in die Arme. Sah zu, ohne Schmerz zu empfinden — ohne Schmerz zu empfinden — wie die Flämmchen an dem Tand daher liefen und ihn zerfraßen. — Sah dem zu, ohne — ohne — ohne Schmerzen zu empfinden. —

Nachher dachte sie voll gelassener Zuversicht an den Schmiedemeister Heinrich Rocktäschel und an den Aufbau ihres neuen Lebens an dessen Seite.

Und als der Hochzeitstag schon ganz nahe gerückt war, trug sie ihren Herzschatz zu Grabe, ihr heißgeliebtes, selbstgeschnitztes Puppenkind, und zersprengte ihre granatenfarbene Perlenkette.

Wo ist denn das silberne Herzlein geblieben? Ach, das ist in den Wassern der Saale verschwunden unweit der Stauung, wo die Saale zum Abfluß in das Bett der Mühllache gezwungen wird, und wo sie platt und glatt wie ein Spiegel sich ausbreitet ohne Wellengekräusel. Das Rauschen vom Wehr füllt die Luft an, und der platte, glatte Wasserspiegel läuft in eine Spitzenschleppe aus, in eine krause, weiße Schaum- und Schuppenschleppe, die sich vom Wehr hinab ergießt.

Wo Lache und Saale den spitzen Winkel bilden, schließen sie ein Wiesenstück ein, das in wunderbarster Grüne prangt. Und in dem stillen, großen Saalespiegel, der zuvor liegt, in der unbewegten, glatten, angestauten Wasserfläche spiegelt sich der Himmel wider und die Bäume und die Gebüsche, die die Wiese hier durchstehen. Die Spiegelkraft ist aber so fein und so scharf, so emailleblank, ist aus jeglichem Alltag herausgehoben. Man sieht das allerzarteste Wolkengefaser und man nimmt jegliche Blattform wahr. Nichts ist verpackt, nichts zerfließt, allem ersteht sein Recht.

Und dicht daneben, neben diesem wunderfeinen, stillen, zärtlichen, ein wenig überirdischen Bilde, hebt das Sprühen und das weiße Gefedere, das Aufbäumen und Abfließen des schäumenden Wassers an. — —

Die gewesenen Sehnsüchte sind in das große Grab hinabgesunken. Helma Habermanns Auge schaut in eine Zukunft, die keine Sehnsüchte kennen wird. Das Auge schaut in gute Alltage.

Himmelsleitern sind aber nirgends in diesem Zukunftsbilde angelehnt. An überwallende Feierstunden denkt Helma Habermann nicht.

Aber sie denkt an Übereinstimmung und Ordnung und an gute Zwiesprache. Sie denkt an heitre Worte, die sie dem Heinrich Rocktäschel schuldig ist, und an zärtliche Nachsicht mit dem verwachsenen Mädchen, das sich an das Leben anklammern möchte.

⌘ ⌘ ⌘

Zwischen dem Milius Stauch und der Tante Berta war eine kleine Entfremdung eingetreten, die auch dem übrigen häuslichen Behagen Abbruch tat. Es mangelte am natürlichen Ton und Blick und an gelegentlicher Scherzrede.

Sogar der alte Rosamund merkte es, und seine Ruhe litt darunter. Er fragte nach dem Mißverständnis. Es müsse doch irgend etwas vorliegen. Er vermißte die Wärme und wollte wissen, von welcher Seite aus mit der Heizung gekargt werde.

Tante Berta sprach eines Tages vom Ruheplatz. Sie machte Rebellion gegen die vielen Rufstimmen, die vom Kochherd, vom Flickkorb und von der Vieh- und Landwirtschaft ausgingen. Sie wollte sich zurückziehen — wollte ihren Kreis verengern — sich ins Altenteil setzen, sozusagen auswandern. Milius könne wieder heiraten.

Ja, das könne er schon, sagte Rosamund, aber es sei doch besser, wenn alles beim alten bleibe. Ja, und warum könne es denn nicht beim alten bleiben? Die Kinder, die seien doch nun nachgerade behende und könnten zugreifen und könnten helfen, was sie ja auch täten, so daß der Tante die Arbeit erleichtert würde. Und wen er denn heiraten solle?

Die Tante zögerte. „Doch wohl die Helma Habermann." — „Die?" — „Ja." — „Wegen was denn die?" — „Da kannst du noch frage. — Ich dächte, da hätte er siehre viel gutzumachen."

„Das ist alles ausgeglichen," sagte der alte Rosamund grimmig. Und er fügte hinzu: „Man kann nicht wisse, ob sie nich hinternach gehässig wird, wenn sie die Macht dazu hat."

„So ist die nicht beschaffen. Aber du — freilich — in deinem Tempo würde das liegen. Du hast deine krumme Laune heute wie gestern. Beim Sündigen da seid ihr immer ins Vordertreffen; aber vom Ausgleichen wollt ihr nix wissen. Eure Untugenden dauern euch, daß ihr die sollt ausrotte. Euch müßte eins mal Mores geben. Das täte euch not. Ich weiß bloß nech, wie ihr mal wollt vor den Herrgott hientrete, ihr habt doch balle keine Seele, wo Zeugnis för euch ablegt."

Sie sprach noch weiter, und Rosamund Stauch ergab sich ins Zuhören, mit der Abwandlung, daß er seine Gedanken auf Reisen schickte. Er dachte an ein Leibgericht, hinterher auch an seine alten Schuhe, die geflickt werden mußten. Darüber vernahm er, was die Tante zu seiner Aufrüttelung redete, sozusagen mit verstopften Ohren.

Und dann kam das Feinebißchen mit dem Strickstrumpf und setzte sich zum Großvater.

Nun schwenkten des Großvaters Gedanken herum aus dem Mürrischen und Wider-

setzlichen ins Umgängliche. Und er hörte dem kindlichen Plaudern zu, freilich auch mit Abwandlungen. Wie das Alter es eben macht, wenn die Kräfte morsch geworden sind — — —

In dem Milius Stauch hatte um die Herbstwende ein gelegentliches Zwiesprechen zweier Stimmen angehoben: das Erwachen und Strecken eines ganz kleinen Punktes, der untergeordnet worden war und der allmählich an Bedeutung gewann. Der Punkt, um den es sich handelte, war des Milius Stauch Verhältnis zu Helma Habermann und zu seinem Sohne — den er nicht kannte. Er stand und blickte nach seinem Sohne aus und vermochte nichts weiter zu erschauen, denn eine verwischte Gestalt und ein verwischtes Angesicht, das ihm abgewandt war. Wie sollte er seine Stellung beschreiben, die sein Herz diesem seinem Sohne gegenüber einnahm — den er nicht kannte — diesem seinem Sohne gegenüber, der sechzehn Jahre alt war.

So ganz gleichgültig war ihm das Kind seiner Liebe doch nie gewesen. Ab und an in den vergangenen Jahren hatten seine Gedanken dieses Kind umtastet und hatten Fragen gestellt, die sein Äußeres und sein Inneres betrafen. Aber er hatte es nicht an sich herankommen lassen, hatte es nicht bei seinem Namen genannt: mein Sohn, dein Vater verlangt nach dir ... keine brennende Liebe oder neugierige Eitelkeit, kein stumm schreiendes Schuldbewußtsein hatte danach gestrebt, den Sohn in die Arme zu schließen — diesen Sohn, den er nicht kannte, und dessen Gesicht ihm abgewandt war — —

Eines Abends, als er seine Kleider ablegte, um zur Ruhe zu gehen, glitt ein Vorhang in ihm nieder. Draußen in der frei gewordenen Weite, die sein Blick ableuchtete, tauchte eine neue Zukunft auf. Darin sah er sich mit der kleinen Helma Habermann und mit seinem Sohn, wie sie zu dreien dahinschritten. Er hatte in der Hauptsache nur diese eine unklare, feierabendliche Vorstellung — die merkwürdigerweise nichts Fremdes für ihn hatte. Der Zwang, daß er sie hatte bekämpfen müssen, war gewichen. Feste Zukunftspläne jedoch baute er nicht.

Überlegte aber doch so weit, daß er sich zu einer Fahrt nach Saalfeld entschloß. Er wollte sehen und sprechen. Alles Weitere würde sich dann finden, ob Abkehr oder Nähertreten. Ja, warum sollte denn überhaupt Feindschaft sein und ängstliches Meiden, als ob eine Gefahr drohe? Oder als ob böses Gewissen im Spiele sei?

Am übernächsten Tage machte er sich auf den Weg. Er erledigte Geschäftliches und ging danach seine Straße fürbaß, die seinem Jugenddörfchen zuführte.

Ein feinster grüner Hauch lag über die Äcker ausgebreitet, fast nur die Ahnung einer Grünfarbe war es. Man dachte: Sieh da, wie braun der Acker ist. Dann aber spukte es doch an der Farbe ein wenig, und das eben war der dünnste, allerkürzeste, grüne Saatenhauch, der aus der Scholle hervorsproß.

Ein Dorfmädchen kam daher mit einer hochtragenden Kuh, die kurz vor dem Gebären stand. Ganz langsam ging sie ihre paar Schritte zwischen den Ruhepausen.

„Die Lotte will nicht allein im Stall bleibe," sagte das Mädchen heiter lachend zu ihm, indem es vorüberging, und wippte mit dem Kopf nach den andern beiden Kühen, die seitlich im Acker den Pflug zogen.

Und dann kam unten die Wiese links vom Wege, die an das erste Dorf heranreichte.

Auf dem Wiesenstreifen weideten Kühe, die ein anderes Mädchen hütete. Und das andere Mädchen erzählte dem ersten Mädchen, die wilde Kuh, die Rennerin, habe sie daheim gelassen, und die brülle nun unausgesetzt. Und das erste Mädchen mit der Lotte, die jede Stunde mit dem Gebären beginnen konnte, stand noch ein wenig, und die beiden Mädchen redeten weiter von ihren Kühen daheim und auf dem Acker und hier auf der Wiese und stellten ihren Tieren Leumundszeugnisse aus und Brauchbarkeitszeugnisse.

Ein breiter Mensch ging vorüber mit flatterndem Rock und unordentlichen Haaren. Es war Ulrich. Stauch erkannte ihn an seinem Drum und Dran, an Kopf- und Schulterwerfen und allerlei Unabgebürstetheiten. Ulrich erkannte ihn aber nicht, weil er nicht um sich schaute.

Und so war die Straße weiter belebt.

Da standen, wo der Weg abzweigte, zwei halbwüchsige Jungen von etwa vierzehn und sechzehn Jahren. Stauch hörte, wie der Kleinere deklamierte: „No, das ist doch so itze: da wird ma zuerscht Lehrjunge und danach macht man sein Gesellenstück, da ist man Geselle. Und wenn ich nu Tischler will werre, da werre ich Tischler oder Schlosser oder Schuhmacher. No, und zuletzt, da wird man Meister."

Der Größere lachte ein wenig. Er sagte: „Mein Meister ist mein Freund, ich hab's gut bei dem. Wir halten auch sonst aufenander, meine Leute und mein Meister. Noch ein Jahr muß ich lerne. Man muß danach a bissel weiter, mal in ene andere Werkstatt,



Bei der Lampe
Gemälde von Prof. Carl Albrecht
(Sammlung Dr. E. Bastanier, Berlin)

das will der Meister auch. Aber wir denken beide nicht gerne dran. Wir kneifen die Augen ein. Wir sind so gewöhnt auf enander. Mein Vater will, ich soll auch noch Schmied werre. Der ist Schmied. Das werden sie dann schon abmache."

Stauch hörte, daß die beiden jungen Menschen hinter ihm gingen. Bei einer Abzweigung verlor sich der eine Schritt.

Er drehte sich um und sah den Schlanken, Älteren auf demselben schmalen Fußwege, den er selbst innehielt. Der Junge gefiel ihm, und er blieb stehen.

Nu—n — wohin denn die Wanderung gehe. — Er lächelte bei seiner Frage und sah sich den jungen Menschen, dessen Vater ein Schmied war, eingehend an. Und als der Junge seine Antwort gegeben, sagte er ihm, daß er eben dorthin gehe, wohin den Jungen sein Weg führe. Und er fragte, ob er etwa in dem Orte zu Hause sei?

Jawohl, das sei er, lautete die Antwort. Seine Mutter und seine Großmutter wohnten dort. Er selbst erlerne die Schlosserei in Saalfeld beim Schlossermeister Magnus Klötzer. Aber er gehe über Sonntag immer heim. Seine Helma wolle es so haben wegen der Wäsche und des Ausbesserns. Und er müsse doch auch immer erzählen, wie es ihm ergangen sei. Heute nun gehe er heim, weil seine Mutter morgen Hochzeit habe.

Eine rauh gewordene Stimme fragte ihn nach kurzer Pause, wie sein Name sei. „Wie sprechen sie für euch?"

Er antwortete, daß er Habermann heiße, mit Rufnamen Michael, und daß sein Vater, den er morgen bekomme, Heinrich Rocktäschel heiße und in Winsdorf wohne, wo er einen Gasthof und eine Schmiede sein eigen nenne.

Der Mann stieß einen abgehackten Laut heraus.

Er starrte den Jungen an, der vor ihm stand. Starrte sein junges Abbild an, die geschickte Schlankheit, das schmale Gesicht, in dessen gelassenen jugendlichen Zügen doch zugleich die lebhaften Züge der Helma Habermann enthalten waren. Starrte seinen Sohn an ...

Es tat ihm innerlich plötzlich etwas weh. Eine Beengung machte ihm zu schaffen, die ihm die Sprache verweigerte. Ein Bild, ganz blaß, tauchte auf — er, Helma Habermann und Michael, sein Sohn. Sie zogen zu dreien an seinem Auge vorüber im sonntäglichen Gewande zwischen feierabendlichen grünen Feldern im matten Sonnenlicht. Ein fernes, blasses Bild familienhafter Eintracht.

Michael Habermann wartete eine Minute, ehe er guten Tag wünschte und weiterging.

Milius folgte ihm.

Seine Augen hingen an seinem Sohn. Umstrichen die junge Gestalt und freuten sich ihrer. Er sah nichts als den Sohn und in ihm ein Stück Lebensglück, das auf ihn gewartet hatte und das ihm jetzt genommen werden sollte.

So folgte er ihm. Verlor ihn aus den Augen an den Biegungen des Weges und sah ihn danach vor sich wieder auftauchen.

Endlich blieb er zurück. Er stand im Schutze der Baumstämme, während Michael über die große, flache Wiese ging. Da erschaute er ihn zwischen dem gelblichen Gras und den kahlen Sträuchern und Bäumen, die das Bachbett säumten.

Der Sonnenuntergang vollzog sich, die Dämmerung kam. Der Himmel trug seinen dünnen Schleier von feinster blaugrauer Mariengaze, aus welchem Sterne blitzten — Milius Stauch sah nichts davon. — Die Nacht zog herauf und er sah auch das Nachtwerden nicht, das Blankerwerden der Sterne, das Dunkeln der Himmelsfarbe. — Er hörte das Stillwerden wohl, das Abrücken der Taggeräusche, die den Grundton gebildet hatten und nun die Tragfläche freigaben für die Einzelgeräusche, die verblieben waren und die hell daherzogen.

Er irrte Wegen vergangener Tage nach. Es war doch beinahe, als ob sein Sohn den Schwerpunkt in seinen Gedanken bildete. Er spürte ein Sehnen in seiner Handfläche, sie dem Sohne darzubieten — seinem Sohne, den er mit keinem Finger berührt hatte.

So erlebte er den Richttag seiner Seele. In dunkler Spätherbstnacht, in irgendeinem Strauchgefüge, das einer Kammer nicht unähnlich war, auf dem Stumpf eines gefällten Baumes sitzend, hielt er mit schütterndem Körper sein Angesicht in den Händen vergraben.

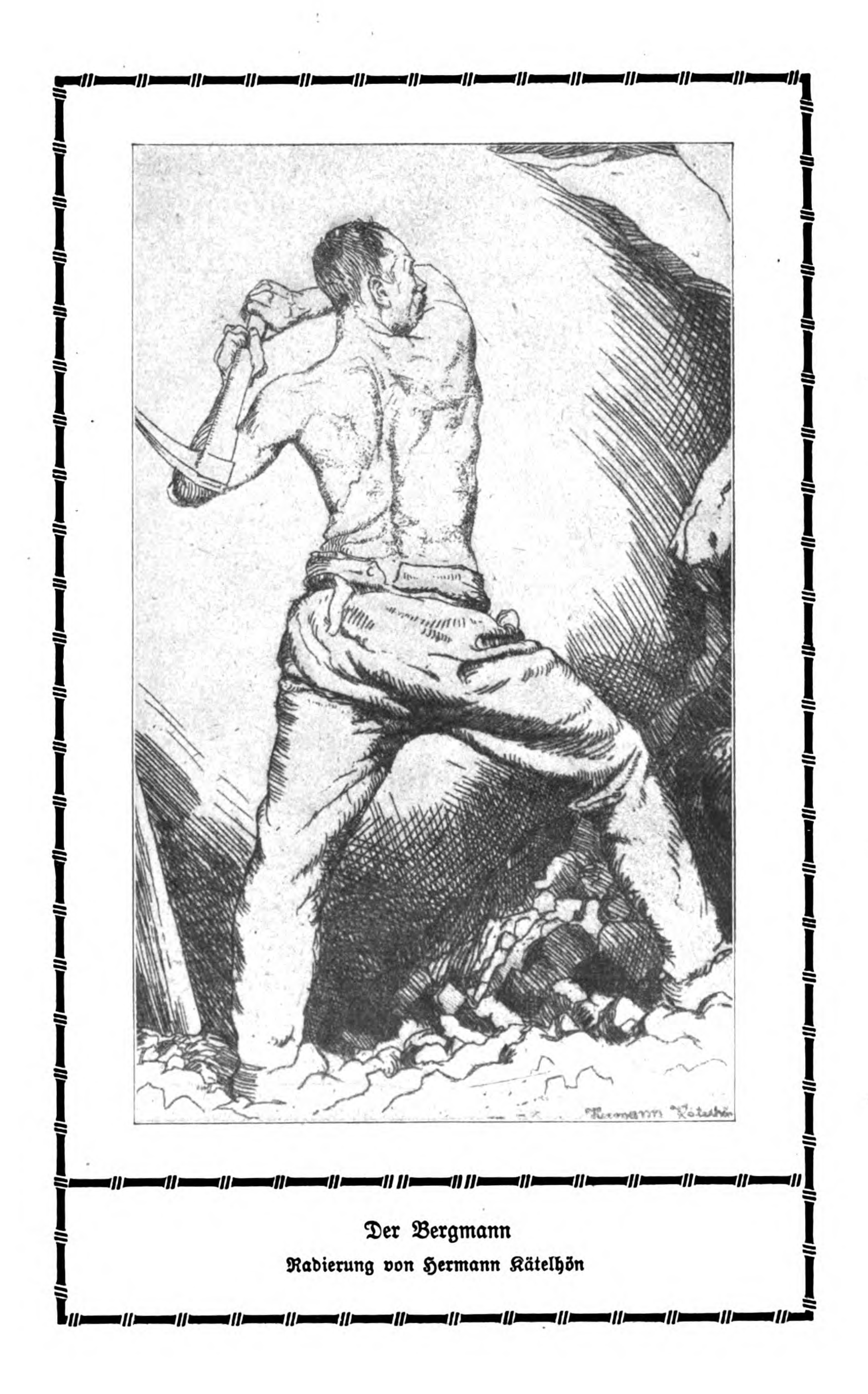
Er hörte sein eigenes schweres Atemstoßen. Sein Wehklagen stieg auf.

Und die Nacht stand lauschend an seiner Seite, und die Pracht des Himmelsgewölbes erstrahlte über ihm.

Kälte durchrüttelte ihn. — Er erhob sich. — Torkelte weiter. — Lehnte an einem Baum. — Saß nieder auf einen Stein — auf einen Holzstumpf — auf einen Erdrand. — Kälte durchrüttelte ihn.

Allmählich im spärlichsten Morgenscheine kam er nach Saalfeld zurück. Er sah die feinen, spitzen Türme der Johanniskirche ganz blaß aus dem grauen Licht sich abzeichnen, verschlafene Türme, die von vergangenem Leben kündeten, das lange abgespielt war.

(Schluß folgt)



Der Bergmann

Radierung von Hermann Kätelhön

An einen, dem der Mut gesunken. Von Otto Wohlgemuth

Nein, nicht verzweifeln, lieber Kamerad,
Nicht den Gram im geheimen still nagen
Und bohren lassen, nicht, nicht verfluchen,
Und nicht so verbittert lachen ins Leere.

Wie unser Zorn in den Radspeichen wuchtet
Des Wagens, der uns einmal doch noch zermalmt,
So wissen wir nun, unser Leben ist Arbeit,
Und in Arbeit und Mühe ist das Glück der Menschen.

Geboren werden, das Erschauen des Lichts,
Verstehenlernen und Träumen und Singen,
Der letzte Druck einer Hand beim Abschied,
Das ganze Erleben, all dies ist Arbeit.

Knechtschaft, Tyrannei und Empörung ist Arbeit.
Stilles Weinen und Warten von Minute zu Minute.
Die Zeiten, wie sie kommen und wieder vergehen,
Und alles dies mitschaffend leidend erleben.

Und Flamme und Flut und Kampf und Ermüdung,
Die Träne der Ohnmacht in Schweiß und in Enge,
Die Erbärmlichkeit, wenn du darbst mit den Deinen
Und dir verwehrt ist die Schönheit der Welt.

Auch der Gedanke, daß wir allzumal Brüder,
Daß wir eine Mutter haben, unser Heimatland,
In dem wir sind, wenn aus Not und Verrottung
Immer wieder erwacht das starke Bewußtsein.

Auch dies, daß wir beide in der Nacht der Erde
Mit uns'ren Lampen hier hocken im Bergspalt
Und lauschen in dieser grau'gen Stille
Auf das zitternde, abgrundtiefe Gestampf,

Und reden von der Menschheit Leid und Not,
Von der Finsternis, die in den Herzen nistet,
Und uns grämen und denken, was sollen wir tun,
Daß das Feuer der Freude und Liebe nicht stirbt.

Wenn wir ernst durchsinnen das alte Geheimnis,
Die endlos, umfaßbare, dunkle Bewegung
Der wogenden, zündenden Zeugeatome
Gebärender Urkraft, unser ganzes Sein.

Und wenn unsre Fäuste die Hämmer dann schwingen,
Und aus der Umklammerung der brechenden Felsen
Die Kohlenflut stürzt, — Kamerad, nicht verzweifeln,
Das Leben ist doch das gewaltigste Wesen.

Schön ist's, zu opfern ererbte Kraft
Im unwiderstehlichen Willen zum Wirken,
Im Ringen und Drängen nach Licht und Erlösung
Aus Erdenenge und Schicksalsmacht.

Dies ist Arbeit, so, wie sie sein soll, Verzehrung,
Arbeit ist brennendes Leben und Sterben,
Ist Rhythmus in der Vernichtung und Schöpfung.
Arbeit ist Gottheit im Banne der Tat.

Fünfzig Jahre aus der Geschichte der Sammlungen unserer Staatsmuseen

Von Generaldirektor a. D. Wilhelm v. Bode

Der Herausgeber der Monatshefte erinnert mich daran, daß in wenigen Monaten das fünfzigste Jahr sich vollende, seit ich als Beamter an die Berliner Museen berufen sei und fragt an, ob ich nicht Erinnerungen aus dieser Zeit niedergeschrieben habe; sie würden auch für einen größeren deutschen Leserkreis selbst in dieser schwersten Prüfungszeit von Interesse sein. Allerdings habe ich Lebenserinnerungen niedergeschrieben, sogar ziemlich ausführliche, aber diese sind für meine Familie und für unsere Museen bestimmt; zur Veröffentlichung werden sie sich nur zum Teil eignen, und auch das erst nach meinem Tode. Die Wiedergabe kleiner persönlicher Erlebnisse scheint mir heute, wo wir Deutschen erst zum vollen Bewußtsein unserer wirtschaftlichen, politischen und geistigen Verelendung und dadurch hoffentlich einmal zum Wiederaufbau kommen müssen, zu kleinlich. Dagegen bin ich gern bereit, vom Aufbau unserer Sammlungen in dieser Zeit, soweit ich diese erweitert oder selbst begründet habe, einen Überblick zu geben. Freilich wird er, auch wenn ich mich möglichst kurz fasse, eine lange Aufzählung von Tatsachen bringen, aber sie werden selbst dem mit unseren Sammlungen vertrauten Kunstfreund manches Neue bieten und werden für die Zukunft bei einem Wiederaufbau der Sammlungen, zu deren Plünderung der Raub der zwölf Eyckschen Tafelbilder durch die Belgier den Auftakt gegeben hat, erwünschten Anhalt bieten. Bei den Mitteilungen über die Art der wichtigsten Erwerbungen wird notwendigerweise auch Persönliches mit einfließen; namentlich bei den folgenden einleitenden Bemerkungen über die Förderer und Protektoren unserer Museen in diesem Zeitraume, denen wir für unsere Erfolge zu besonderem Dank verpflichtet sind.

Die Berliner Museen und ihre Protektoren



Jeder kennt die Begründer unserer Galerie alter Meister: Friedrich der Große, der feinsinnige Kunstfreund und erste leidenschaftliche Sammler unter den Hohenzollern, bestimmte seine Galerie in Sanssouci als Kunsttempel für jedermann; Friedrich Wilhelm III. ging weiter, indem er — schon bald nach seinem Regierungsantritt — durch Schinkel Pläne für ein Museum in Berlin entwerfen ließ, das alle plastischen und Gemäldeschätze aus königlichem Besitz aufnehmen sollte. 1830 wurde der Schinkelsche Bau eröffnet, nachdem inzwischen noch manches erworben war, vor allem die große Galerie Solly mit ihren reichen Schätzen namentlich an Werken des fünfzehnten Jahrhunderts. Während der König der Kunst persönlich nicht näher stand, aber für ihre Förderung im öffentlichen Interesse volles Verständnis hatte, war sein Sohn Friedrich Wilhelm IV. von seltener künstlerischer Begabung; ihm verdankt das Museum auch seine Erweiterung durch das „Neue Museum" und die Überweisung und Erweiterung des Kupferstichkabinetts und der Kunstkammer, sowie die Begründung der ägyptischen Abteilung und einer großen Sammlung von Gipsabgüssen. Aber um die Gemäldesammlung in ähnlicher Weise zu bereichern wie sein Vater, fehlte es ihm an Entschluß und Ausdauer. Als sein Bruder Wilhelm ihm als König folgte, ließen zunächst innere und äußere Kämpfe nicht an die Förderung der Museen denken. Diese konnte erst wieder in Angriff genommen werden, nachdem der Kampf mit Frankreich siegreich ausgefochten war. Gerade damals wurde ich an die Berliner Museen berufen und habe hier seither unter den drei Hohenzollern-Kaisern tätig mitgewirkt und über ihre Stellung zur Kunst, vor allem zu den Berliner Museen mir ein Urteil bilden können; mit wenigen Worten sei hier angedeutet, welchen Dank die Museen den drei Herrschern schulden, wie jeder dieser unserer Herrscher sich zu ihnen gestellt und in welcher Art er sie gefördert hat.

Wilhelm I. war so ausschließlich als Soldat erzogen und so lebhaft für diesen Beruf begeistert, fühlte sich in allen Fragen der Kunst hinter seinem älteren Bruder so weit zurückstehend, daß er sich selbst fast als Banausen betrachtete. Als ernste Fragen der Kunstverwaltung an ihn als Herrscher herantraten, war er ein Greis; sein erstes war daher, daß er diese Sorge seinem Sohn übertrug, indem er ihn Anfang 1872 zum Protektor der königlichen Museen ernannte. In echt staatsmännischem Sinne hat er aber trotzdem die Förderung der Museen sich am Herzen liegen lassen. Die Ausgrabung von Olympia und bald darauf die Ausgrabung von Per-

gamon fanden seine Billigung und warme Unterstützung; auch für unsere Erwerbungen in der Gemäldegalerie war er interessiert.

Ein Besuch, bei dem ich den damals Achtzigjährigen selbst führen durfte, hat mir auch den überraschenden Beweis geliefert, daß der Kaiser infolge seines Mangels an jeder Übung und durch Unterordnung unter seinen älteren Bruder seinen Kunstsinn sehr unterschätzte und sehr mit Unrecht auch im Publikum als Kunstbanause galt. Ich hatte dabei Gelegenheit, gerade seine feine natürliche Begabung für echte Kunst zu beobachten. Die ersten Gruppen des großen Frieses von Pergamon waren angekommen, zu deren Besichtigung der Kaiser mit seiner Suite sich angemeldet hatte. Da gerade am gleichen Tage Michelangelos Giovannino aus Pisa eingetroffen war, ließen wir in aller Eile die Marmorfigur auspacken und auf einer der Kisten im Direktionszimmer aufstellen, für den Fall, daß der Kaiser Zeit und Lust haben sollte, nach den Pergamenischen Reliefs auch diese Figur noch anzusehen. Wir waren gerade fertig damit, als der Kaiser eintrat. „Ein Johannes soll das sein? Ich hätte mir ihn anders vorgestellt!" war seine erste Bemerkung. „Ja, es ist eine recht törichte Figur und zudem so unsinnig teuer," akkompagnierte der mitanwesende Kultusminister. „Da verstehen Sie mich falsch, mein lieber P.", antwortete der Kaiser; „mir erscheint die Auffassung des Wüstenpredigers als schönen, honignaschenden Jüngling recht merkwürdig; doch das ist Sache des Künstlers. Dagegen finde ich die Haltung und Ausführung ganz wundervoll." Er betrachtete die Figur von allen Seiten und stieg sogar auf eine der Kisten, um sie ganz in der Nähe zu sehen. „Das ist wirklich eine prächtige Erwerbung! Wem verdanken wir sie denn?" Der Generaldirektor wies auf mich. „Ach, da danke ich Ihnen, junger Herr; hoffentlich haben Sie etwas dabei verdient!" „Doch nein," sagte der Generaldirektor, ich sei ja Beamter der Galerie und mir unterstünde auch die Abteilung der christlichen Plastik, für die der Johannes erworben sei. Dem Kaiser war diese Verwechslung offenbar peinlich. Er frug mich, ob meine Abteilung nahebei sei; und als ich das bejahte, sagte der Kaiser, trotz dem Einspruch des Adjutanten, daß Vorträge im Schloß angemeldet seien: „Dann kommen Sie, junger Mann, da wollen wir uns Ihre Sachen mal zusammen ansehen." Er ging selbst voran und fand sofort die nicht sehr zahlreichen Hauptwerke, die wir damals besaßen: die Büsten Minos und Benedettos da Majano und die Marietta Strozzi von Desiderio, aus der Menge des Mittelguts heraus und machte treffende Bemerkungen darüber. Besondere Freude hatte er an der Mädchenbüste von Mino und an der Marietta. „Hat die aber einen häßlichen, langen Hals." Ja, es ist eine garstige Büste, urteilte der Herr Minister, worauf der Kaiser sofort erwiderte: „Sie sind ja recht streng heute, lieber P.; was konnte denn der arme Künstler dafür, daß das junge Mädchen solchen Gänsehals hatte! Ich finde die Büste ganz prächtig; sehen Sie nur den Mund! Ich möchte wohl den Witz wissen, den sie gerade machen wollte." Ein so naives, gesundes Kunsturteil — verbunden mit der wiederholten Versicherung, daß er ja leider nichts von Kunst verstünde — habe ich nur selten bei einem Laien gefunden.

Der Kronprinz — in den traurigen 100 Tagen, in denen er König und Kaiser war, habe ich ihn nicht mehr gesehen — war der häufigste Gast in unseren Sammlungen; oft allein, aber meist mit der Gattin. Für jede Erwerbung, jede Änderung in der Aufstellung und Ausstattung interessierte er sich und ließ uns seine Hilfe dabei angedeihen.

Auf einer Reise in Oberitalien 1875 traf ich das kronprinzliche Paar in Florenz. Später kam ich wieder in Venedig mit ihnen zusammen; die Kronprinzessin fuhr täglich mit einigen Künstlern hinaus, um zu aquarellieren, während ich den Cicerone des Kronprinzen in den Kirchen Venedigs machen mußte. Er war bei der Besichtigung stets sehr gründlich. Sein besonderes Interesse erweckte S. Maria dei Miracoli, die köstliche Schöpfung Pietros Lombardi und seiner Söhne, die damals gerade in Restauration war. Wir hatten uns einschließen lassen, um alles in Muße betrachten zu können. Während der Kronprinz die dekorativen Skulpturen im Chor eingehend musterte, war ich auf einer hohen Leiter bis zur Decke hinaufgeklettert, um mir von dem Gerüst aus die sonst kaum erkennbaren Deckenbilder des G. Pennacchi anzusehen. Als der Kronprinz mich oben bemerkte, stieg er mir, trotz meinem Abraten, nach. Beim Abstieg erklärte er plötzlich, er werde schwindelig; ich müsse vorangehen, müsse die Sprossen, von denen eine Anzahl fehlten oder lose waren, eine nach der anderen abtasten, sein rechtes Bein fassen und von einer zuverlässigen Stufe auf die andere ziehen, während er selbst nach oben blicken werde, um den Schwindel zu überwinden. Langsam machten wir den gefährlichen Abstieg und kamen ohne Unfall wieder unten an. Ich erwähne dies kleine Abenteuer nur wegen des feinen Taktgefühls, das der Kronprinz dabei bewies. Er half sich aus seiner ersten Verlegenheit mit einem Witz über die Energie, mit der ich ihn bei seinen „königlichen Hammelbeinen gepackt hätte", blieb aber in seinem Benehmen gegen mich, damals wie später, stets von der gleichen, natürlichen Güte und Sachlichkeit, während mancher andere hohe Herr Leute, die ihn in solcher schwachen Stunde gesehen, nicht gern wieder um sich gesehen hätten.

Der Kronprinz ist sechzehn Jahre lang der Protektor der königlichen Museen gewesen. Besondere künstlerische Begabung oder Kenntnisse hatte er nicht, prätendierte auch nicht,

sie zu haben. Wenn er Vertrauen zu seinen Direktoren gefaßt hatte, so vertrat er ihre Anträge, auch wenn er selbst kein persönliches Verhältnis dazu hatte. Er hat sein Amt mit größter Gewissenhaftigkeit und nicht ermüdendem Eifer verwaltet, trotz aller Schwierigkeiten, die sich ihm dabei entgegenstellten. Denn er hatte wahrlich keine leichte Stellung, weder seinem Vater, noch Bismarck gegenüber, noch bei seiner Gemahlin. Dies schwächte auch seinen Einfluß bei den Ministern. Er empfand das selbst in hohem Maße; wiederholt hat er mir gesagt: „Warum haben Sie die Sache nicht selbst beim Kaiser vertreten? Mir wird ja doch alles abgelehnt." Aber er ließ sich dadurch nicht abschrecken; bis auf sein jammervolles Sterbelager hat er pflichtmäßig aller Museumsangelegenheiten sich angenommen. Auch gegenüber — seiner Gattin! Die Kronprinzessin war eine begeisterte Kunstfreundin, ja fast mehr, als es ihre Pflichten erlaubt hätten. Aber ihr Interesse lag mehr auf dem Gebiete der dekorativen als auf dem der hohen Kunst; die Einrichtung ihrer Räume, der Bau ihres Schlosses in Homburg und dessen Ausstattung mit Mobiliar und Kleinkunst war ihre größte Freude. Sie hatte auch die charakteristische Eigenschaft mancher Sammler, neidisch und egoistisch andern Sammlern gegenüber zu sein; auch den Museen gegenüber, trotz der Stellung ihres Gatten als Protektor der Museen. Freilich interessierte sie sich lebhaft für die Ausstattung unserer Museumsräume, und für ihre Erweiterung, aber wenn wir Erwerbung von Kunstwerken machten, für die auch sie schwärmte, dann trat ihr Sammlerneid ganz in den Vordergrund. Das sprach sie wiederholt ganz offen aus. Gleich im ersten Jahr der Protektorschaft ihres Mannes schenkte sie uns ein Mädchenköpfchen von Greuze, das einer ihrer Kammerherrn in Augsburg um 10 Taler für sie gekauft hatte. Es war stark übermalt; ich ließ es daher putzen, wobei es schön und tadellos erhalten zutage kam; zufällig fand ich auch einen passenden, prächtigen, alten, gleichzeitigen Rahmen dafür, so daß das Bild sich zwischen unseren französischen Gemälden sehr gut ausnahm. Lange Jahre später sah es die Kronprinzessin zufällig in der Galerie wieder. „Ist dies nicht das Bild, das ich Ihnen einmal geschenkt habe?" war ihre erstaunte Frage. „Freilich, Majestät," war meine Antwort; „wir haben das Bild reinigen lassen, wobei sogar zwei echte Bezeichnungen zutage gekommen sind, und den schönen Rahmen dafür gefunden, so daß es sich jetzt als echt kaiserliches Geschenk präsentiert." „Verspotten Sie mich nicht! Glauben Sie, ich werde dem Museum echte Bilder schenken? Die behalte ich doch für mich!" Fast noch krasser sprach sie sich einmal vor der herrlichen Büste der Prinzessin von Urbino aus. Kurz vor dem Tode des Kaisers Friedrich war mir die Erwerbung dieser seit Jahren von uns umworbenen Büste gelungen. Der Kaiser wünschte sie zu sehen, und da ich verreist war, brachte sie Tschudi ins Schloß Charlottenburg; der Kaiser war aber so schwach, daß ihm die Büste nicht gezeigt werden konnte; die Kaiserin kam, um sie anzusehen. Unter Tränen warf sie einen Blick darauf und unterbrach ihren traurigen Bericht über den Zustand des Kaisers mit den Worten: „Sie sollten doch nicht immer solche Fälschungen kaufen!" Nicht lange, ehe sie dauernd nach Homburg übersiedelte, um einen ähnlichen furchtbaren Tod zu sterben wie ihr Gatte, blieb sie bei einem Besuch des Kaiser Friedrich-Museums vor dieser Büste stehen. Sie betrachtete sie lange. „Warum ist es mir nie gelungen, ein solches Prachtstück für meine Sammlung zu erwerben?" waren ihre Worte. Ich konnte mich nicht enthalten zu erwidern: „Aber, Eure Majestät haben die Büste ja bei der Erwerbung für eine Fälschung erklärt." „Weshalb sind Sie immer so boshaft, Bode! Freilich habe ich es damals gesagt, aber können Sie sich denn gar nicht in die Empfindung eines Sammlers hineindenken, dem ein schönes Stück nach dem andern vor der Nase weggeschnappt wird?" Dies nur ein paar Beispiele dafür, daß weder der Protektor noch wir Direktoren es oft auch da nicht leicht hatten, wo wir Förderung unserer Interessen erwarten durften. —

Wilhelm II. hatte von Jugend auf Freude an der Kunst und hat ein dilettantisches Geschick in ihrer Ausübung bewiesen. Er wußte das und wollte diese seine Begabung — wie überhaupt seine vielseitigen großen Anlagen — auch als Herrscher betätigen. Als wir gelegentlich bei ihm anfragten, wen er als Protektor wünsche, erfuhren wir, das sei er natürlich selbst. Aber jahrelang hat er sich als Protektor nur ausnahmsweise betätigt; so gelegentlich bei der Besetzung einer Direktorstelle, um einen ihm sympathischen Lehrer dafür heranzuziehen. Unsere Museumsmaschine lief damals so gut, die Kollegen hatten sich untereinander, mit dem Generaldirektor und dem Minister so gut eingearbeitet, daß es kaum nötig war, an den Protektor heranzutreten; auch konnte der Kaiser bei den schwierigen sozialen, wirtschaftlichen und militärischen Aufgaben, die er sich gestellt hatte und mit Übereifer in Angriff nahm, kaum an die Museen denken. Inzwischen war durch das starke Anwachsen der meisten unserer Sammlungen das Bedürfnis nach Erweiterung der Museumsbauten immer dringlicher geworden. Unser Minister trat warm dafür ein, fiel aber bei dem allmächtigen Finanzminister Miquel, der der Kunst fern stand und in seiner großen Steuerreform nicht gestört sein wollte, vollständig ab. An den Protektor unmittelbar heranzutreten, wagte weder der Generaldirektor noch der Minister. Schließlich versuchte ich es durch Vermittlung der Kaiserin Friedrich; hatte sie doch stets für den Gedanken eines Renaissancemuseums geschwärmt und mir,

als ich zusammen mit jüngeren Kollegen einen großen, reich illustrierten Katalog ihrer Sammlung im damals von Ihne gerade vollendeten Schloß Friedrichshof am Taunus fertiggestellt hatte, die Unterstützung bei der Durchsetzung dieses Museumsbaus als Dank für jene Arbeit versprochen. Als ich den fertigen Katalog überbrachte, erinnerte ich sie an ihre Zusage, aber sie lehnte schroff ab; ihren Sohn bäte sie um nichts! Aber der anwesende Hofmarschall, der mich später hinausbegleitete, beruhigte mich; er würde die Kaiserin bestimmen, noch heute bei Gelegenheit eines großen Hoffestes dem Kaiser die Notwendigkeit eines Baus, zur Erinnerung an die Tätigkeit seines Vaters als Protektor der Museen, vorzustellen. Gleich am folgenden Tage bekamen wir die Aufforderung zur Besprechung des Neubaus, für den der Finanzminister die Gelder aus Überschüssen zugesagt hatte, und zu dem Ihne die Pläne machen sollte. Durch diesen Bau, der alsbald rüstig in Angriff genommen wurde, wurde das Interesse des Kaisers für die Museen lebhaft angeregt; bis in den Krieg hinein hat er es sich in gleicher Lebendigkeit erhalten.

Wenn die besondere Aufmerksamkeit des Kaisers auf eine Angelegenheit gelenkt war, pflegte seine starke Phantasie sie lebhaft zu ergreifen und das Bestreben zu eigener Betätigung auszulösen. In unsere Museumsangelegenheiten hat er aber kaum je eigenmächtig eingegriffen. Wenn freilich der Architekt eine monumentalere Lösung vorschlug, wenn Ihne nachträglich noch eine Kuppel auf das Kaiser Friedrich-Museum aufsetzen wollte, wenn Ludwig Hoffmann die luxuriöseste Ausführung der Inselbauten in Haustein, selbst an der Rückseite und neben der Bahn, wo die Fassaden unsichtbar sind, verlangte, so waren sie der Zustimmung des Kaisers sicher; aber ebenso zugänglich war er anspruchslosen Entwürfen wie Bruno Pauls Plänen zum Asiatischen Museum in Dahlem. Trotz seiner Prachtliebe war er daher auch Vorstellungen gegen unnütze Prachträume, die den Zweck ihrer Bestimmung unmöglich gemacht hätten, wie Hoffmanns riesige Galerien mit Hunderten von Säulen in den Messelbauten, sofort zugänglich. Wenn diese Bauten heute noch weit entfernt sind von ihrer Vollendung und weiter Millionen über Millionen verschlingen, so ist das wahrlich nicht Schuld des Kaisers!

Sooft es sich darum handelte, wertvolle Erwerbungen für die Museen zu machen, wenn durch Ausgrabungen oder Expeditionen in Mesopotamien, Ägypten, Kleinasien oder Turfan unsere Sammlungen und die archäologische Wissenschaft bereichert werden konnten, hat er sie stets gefördert; wenn durch Vereine — den Kaiser Friedrich-Museumsverein, den Verein der Freunde antiker Kunst, die Deutsche Orientgesellschaft — die Interessen unserer Museen gefördert werden konnten, hat er sich stets an die Spitze gestellt. Seiner wirksamen Befürwortung verdanken alle Sammlungen unserer Museen hervorragende Erwerbungen, zum Teil von ganzen Sammlungen.

⌘ ⌘ ⌘

In den drei Jahren, seitdem die königlichen Museen zu Staatsmuseen geworden sind, galt es weniger, sie zu mehren und zu erweitern, als Unheil von ihnen abzuwenden. Auch das ist nicht immer gelungen: die Eyckschen Altartafeln sind ohne jeden Anstand den Belgiern ausgeliefert, obgleich sie Krongut sind, und unsere vier frühgotischen Sandsteinfiguren vor der Liebfrauenkirche in Trier müssen dem Bischof Korum „aus politischen Rücksichten" zum Geschenk gemacht werden.

An gutem Willen fehlte es sonst anfangs nicht. Von den Zwillingsministern der ersten Revolutionswochen war die Kunst dem Spartakisten Adolf Hoffmann zugefallen. Ich meldete mich bei ihm, um ihm mein Amt zur Verfügung zu stellen; ich sei zwar kein Politiker, aber den drei Kaisern, unter denen ich gedient hätte, sei ich für ihre Förderung der Museen zu größtem Dank verpflichtet. Hoffmann bat mich dringend, davon abzustehen; die Republik könne und wolle mich nicht entbehren. An Reflektanten auf mein Amt fehle es zwar nicht. „Sehen Sie diesen Haufen Briefe hier neben mir; lauter Bewerbungen um Museumsämter! Jeder hat plötzlich sein republikanisches Herz entdeckt und möchte sein Licht jetzt leuchten lassen, wo der Tyrann beseitigt sei. Na, da lese ich denn man gar nicht weiter, gucke bloß noch auf die Unterschrift, ob der verdienstvolle Mann Meyer oder Müller heißt, lege den Brief zu den andern und sage mir: hast du deinen alten Herrn so leicht verraten, so wirst du ja, wenn es mal wieder anders kommen sollte, den neuen ebenso ruhig verraten." Ob sich Adolf Hoffmann als Protektor unserer Museen bewährt haben würde, wage ich nach diesen Worten allein nicht zu entscheiden: seine Herrschaft währte zu kurz. Nicht lange nach seinem Abgang schien sich noch einmal den Spartakisten die Aussicht auf Besetzung der preußischen Ministerien zu bieten. Da wir zur Sicherung unserer wiederholt beschossenen und selbst erstürmten Museen dringend einer Wache bedurften, hatte uns unser Minister Haenisch, da der Stadtkommandant Wels auf seine wiederholten Anforderungen eines Wachtkommandos überhaupt nicht antwortete, an seine Freundin Rosa Luxemburg verwiesen, die auf ihren Parteigenossen Einfluß habe. In der Tat bekamen die Museen auf ihre Verwendung eine Wache. Bei der Gelegenheit ließ mir Rosa Luxemburg sagen, sie hoffe bald noch wesentlichere Dienste den Museen erweisen zu können, da ihre Partei in nächster Zeit wieder ans Ruder kommen werde; sie freue sich darauf, dann mit mir zusammen für die Berliner Museen sorgen zu können, für die sie sich mit meiner

Hilfe eine neue große Zeit verspreche. Ihr trauriges Ende verhinderte, daß die Probe auf diese großen Worte gemacht werden konnte; daß sie aber nicht bloß eine schöne Geste waren, wie wir damals annahmen, beweist die Behandlung, welche die Museen in Rußland durch die Bolschewiken erfahren haben: sie sind durch alle furchtbaren Stürme hindurch gerettet, die Sammlungen sogar vermehrt worden, und die bewährten Leiter der alten Kaiserzeit stehen heute noch an ihrer Spitze. Das ist freilich nicht so unbegreiflich, wie es auf den ersten Blick erscheint, da manche von den Führern der russischen Sowjets jahrelang als Flüchtlinge in London und Paris lebten und dort ihre Zeit nicht bloß nihilistischen Verschwörungen widmen konnten, sondern manche Mußestunde in den Museen zugebracht haben werden und dabei gelegentlich Freude an der Kunst und selbst Verständnis dafür bekommen konnten. Eine russische Jüdin wie jene war ja auch Rosa Luxemburg, die lange mit ihren nihilistischen Gesinnungsgenossen in den westlichen Hauptstädten lebte.

Ob ein Adolf Hoffmann, eine Rosa Luxemburg als Protektoren unserer Museen sich wirklich bewährt haben würden? — Unser eigentlicher Minister ist seit den Tagen Haenischs als Unterstaatssekretär, Staatssekretär und schließlich vorübergehend auch als Minister stets Professor Becker gewesen. Er hat Fachleute als Referenten für die Kunst berufen, und diese haben es, wie ihr Chef, an Energie nicht fehlen lassen; ob sie aber später einmal als echte Protektoren der Museen dastehen werden, muß erst die Zukunft erweisen. Der Verlust des Glanzpunktes unserer Sammlungen, der zwölf Eyckschen Tafeln, der ohne Protest hingenommen wurde, obgleich die Bilder Krongut sind, und das Geschenk der vier frühgotischen Steinfiguren an den Bischof Korum in Trier sind die ersten markanten Taten aus dieser Zeit, über die mir als untergebenem Beamten kein Urteil zusteht.

(Fortsetzung und Schluß folgen)

Im Höhensturm. Von Heinrich von Schullern

Auf einem Riff im weiten Firnenmeer,
Da steh' ich gern allein im Urweltbrausen
Und fühl' den Sturm nach Laune und Begehr
In diesem Reich der Einsamkeiten hausen.

Unwirtlich wohl und barsch ist sein Empfang,
Gleich einem Störenfried mich zu begrüßen,
Doch freut es mich, zu weichen keinem Zwang:
Der Berge Wonnen will ich ausgenießen.

Oft nimmt er seine Backen doppelt voll,
Beginnt zu fauchen und mich anzuspringen,
Gebärdet sich in seiner Wut wie toll
Und wähnt, er müsse mich zu Boden zwingen.

Es wächst die Wut, er sammelt Kräfte an,
Um mich hinab den steilen Hang zu stürzen;
Doch mir gelingt, daß ich mich halten kann:
Ich lass' mir keine Gipfelfreude kürzen.

Und setzt der Riese tobend alles ein,
Den Zwerg mit Wucht zu schleudern vom Geklüfte,
So schlag' ich tief den Pickel ins Gestein
Und lache festgeankert in die Lüfte.

Maximilian Schels

Von Georg Hirschfeld

Das Algäu hat als deutsche Landschaft den großen Reiz völkischer Zwischenstufen. Der bayerische Schwabe reicht hier dem Schweizer die Hand und scheint eben aus Tirol gekommen zu sein. Herbe Sprödigkeit, die in städtischen Schranken philiströs werden kann, wird von dem Behagen des strebsamen Genießers aufgewogen. Das Österreichische ist nur in seiner Gebirgskraft da und zeigt nichts mehr von seiner verantwortungslosen Weichheit.

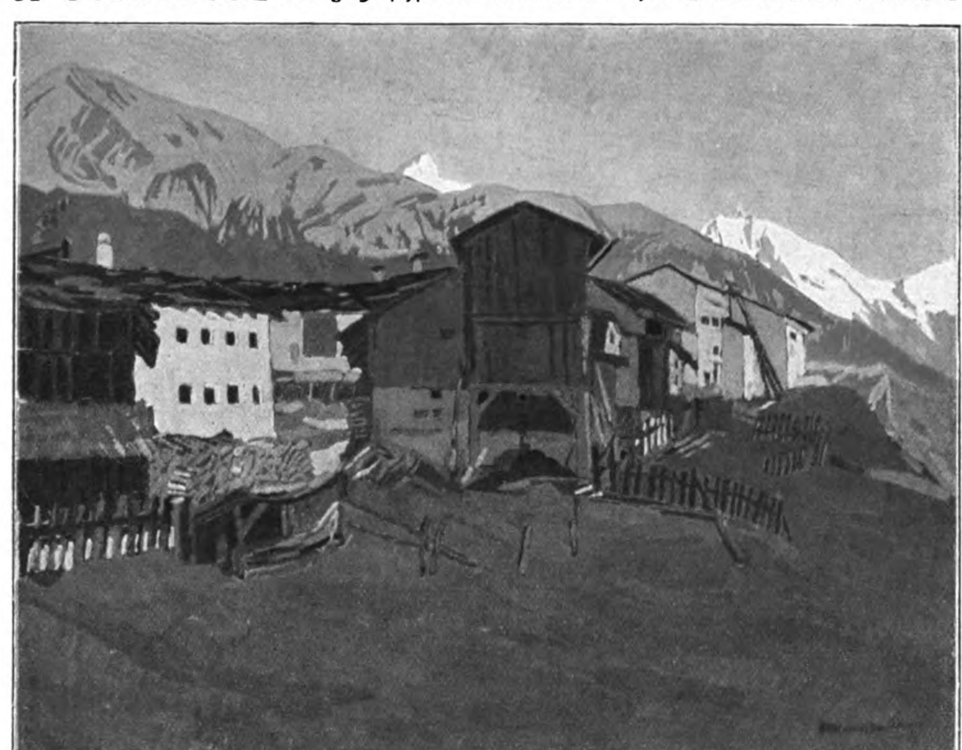
Es ist charakteristisch, daß die Algäuer Berge abseits von den großen Reisestraßen nach Tirol und der Schweiz liegen und doch von den meisten Freunden der Alpen mit Liebe, ja mit Vorliebe besucht werden. Es gibt dort keine „ersten Nummern" unter den Spitzen und Gletschern, die Höhen sind stattlich, aber nicht gewaltig — dennoch ist Oberstdorf einer der berühmtesten deutschen Gebirgsorte geworden. Sommer und Winter halten sich dort die Wage; immer herrscht ein buntes Leben dankbarer Gäste.

Die tiefe Eigenart und reiche Wegsamkeit der Landschaft mögen es sein, die diesen Erfolg bringen — der Landschaft und ihrer Menschen. Vielleicht zeigt der Winter noch mehr als der Sommer, was das Algäu, dessen Krone ja Oberstdorf ist, besitzt. Der sommerliche Fremdenstrom in seinem bequemen Bette wäscht zuviel vom Spezifischen ab. Der Winter fordert mehr überwindende Willenskraft vom städtischen Besucher. Er kann hier so bitter wie süß sein mit seiner rauhen Kälte und seiner unvergleichlichen Sonne. Die Tüchtigkeit, die ihn wirklich nützt und genießt, kann auf die Dauer nicht gespielt werden. Elegante Damen, die sich in kleidsamer Sportshose zeigen, müssen auch Ski laufen können, sonst werden sie ausgelacht.

Der Wintersport hat uns eigentlich die Algäuer Berge entdeckt. Ich erinnere mich gern des Januars und des Februars 1916, die ich in Oberstdorf zugebracht. Nicht als Sportsmann, sondern als erholungsbedürftiger Münchener kam ich. Die alten Städte Kaufbeuren, Kempten, Immenstadt mit ihrer Atmosphäre von schlauem Bürgerfleiß, Butter- und Käsehandel ließ ich hinter mir und fuhr nicht nach Lindau weiter, wo der Boden-



Kirchenfest in Lech



Nassereith in Tirol. Im Besitz von J. Lenneberg, Rheydt

see wie ein kleines Meer wartete. Ich schlug mich seitwärts in die Büsche — so war es, ein Tal des Friedens nahm mich auf. Auch Sonthofen und Oberstdorf hatten ihre besten Söhne nach Frankreich geschickt, eben tobte der fürchterliche Verblutungskampf um Verdun, aber man hatte in diesem Tal die Empfindung: kein Selbstbetrug, kein feiges Unterkriechen in heimatlicher Schönheit, während in der Ferne das Grauen wütete — ein tiefentschlossenes Wissen von den Tatsachen der unbegreiflichen Welt, ein Ausharren in deutscher Arbeit, da man die Heimat, die jedes Schutzes wert war, geschützt wußte. Noch sehe ich sie vor mir, meine Oberstdorfer Wirtsleute in ihrer stillen, starken Menschenart, die jedem „Fremden" ein Heim zu geben wußte. Sie hatten ihren Buben bei Arras — nichts wußten sie von Ort und Land, wo er kämpfte, sie verbanden nur einen höllischen Begriff damit. Aber die deutsche Opferwürde lebte in diesen Algäuer Bauern — trat man aus ihrer Stube in die Winterpracht hinaus, so wußte man, daß es Genesung gab in allem verschwiegenen Weh.

Wohl dem, der eine Heimat hat und schützt. Wohl dem Künstler, der sein Schaffen in diesem Besitz, in dieser Aufgabe anbauen kann. Oberstdorfs Berge haben ihn oder vielmehr — das ist das eigentlich Reizvolle und Fruchtbare an solcher Erscheinung — sie werden ihn in erhöhtem Maße haben. Denn der Maler Maximilian Schels, dem diese Blätter gewidmet sind, steht noch an der jungen Mittagswende des Lebens. Ein Münchener, fand er in den Algäuer Bergen *seine* Berge doch — das Winterparadies des Sports lockte hier den Menschen und den Künstler. Bevor der Dämon des Krieges sich auch auf sein Schicksal warf, hatte er schon lange den jugendfrohen Weg in die Alpen gefunden. Einer von denen, die in farbigen Trupps, die Skier geschultert, grade Gesundheit und doch lustig vermummte Groteske, immer wieder den Münchener Hauptbahnhof verließen — so haben wir uns auch den Maximilian Schels der Friedenszeit vorzustellen. Zwischen den Jungen ein Junger, nur ein frischer, kraftbewußter Mensch — aber was die Burschen und Mädchen vielleicht nicht wußten: immer mit ernstem Sehnen auch den Blick auf Farbe und Form des kalten



Exlibris des Künstlers



Jahrmarkt



Skispuren auf Tummelsmoos

Geländes gerichtet, über den Weg der Stunde den Weg der Dauer suchend, Schneeschuhe an den Füßen, doch schon weit voraus, wo die unwegsamen Gipfel den Horizont begrenzten und die Sonne ihr altes Himmelsspiel trieb.

Der Sportskamerad wurde ein Künstler. Die Berge, die seine Jugend gerufen, wollten sein Leben bestimmen. Natur war seine Schule, kein enger, akademischer Raum — das wußte Maximilian Schels. Einer der Glücklichen, die den Autoritäten, die uns nur Gewissenskämpfe bringen, entgleiten können, warf er sich, sein Leben wie sein Schaffen gestaltend, der Bergwelt in die Arme. Nur eins wurde stärker als sein unbekümmerter Drang: die vaterländische Pflicht, die eine schlichte, gegenwärtige Stimme zu haben schien und doch aus alter Schuldverstrickung sich entlud. Auch Maximilian Schels, von Begeisterung überrumpelt, überrumpelte sich selbst und wurde ein Kriegsmann. Aus seinen Bergen holte ihn das eiserne Signal und hielt ihn fast fünf Jahre in der Ferne. Scheinbar lag seine Kunst in dieser langen Dauer brach — in Wahrheit wuchs sie im Hoffen und Harren weiter. Auch der Soldat blieb zu jeder Stunde Maler, wie wohl der Maler immer etwas vom Soldaten haben wird, ein frischer Selbsterzieher und Kamerad. Endlich schlug die Stunde. Aber der Aufrechte kehrte in eine zusammengebrochene Heimat zurück. Das München, das er wiedersah, war nicht sein München von einst. Dumpf und wirr, zwischen Größe und Erbärmlichkeit tastend, vollzog sich die Zeit. Die Buße war ungeheurer, als man je gedacht. Wer sich im Schaffen Ruhe und Klärung suchte, konnte sie bei denen, die umstürzten, nicht finden. Das nationale Unglück war nicht der Acker schöpferischer Tat, noch nicht für den Genius und niemals für den Stümper — das fühlten die Künstler, die man nie in den hohen Rat gerufen, vielleicht am stärksten. Ihre Warnung wurde nicht gehört, und sie konnten nichts tun, als in deutscher Einsamkeit untertauchen.

Auch Maximilian Schels verließ die enttäuschende Heimat wieder und kehrte dort ein, wo wirklich Friede möglich war. Oberstdorf im Algäu wurde seine Heimat, ein Aufenthalt, der nichts mit der landläufigen Sommer- und Winterfrische zu tun hat, die gute, unverwirrte Siedlung eines Wanderers und Künstlers. Die Natur, der er treu geblieben, versagte sich ihm nicht. Sie beschenkte ihn mit dem, was der Jugend bestes Gut sein muß: noch nicht zu sein, noch nicht

geprägt zu erstarren, sondern ein Werdender zu bleiben, dessen Wandlung man gewärtig sein muß. Nach seinem eigenen Ausspruch lebt Maximilian Schels, der Zweiunddreißigjährige, noch jetzt in dem Glauben, am Anfang zu stehen. Das ist keine Unsicherheit, sondern im tieferen Sinne Sicherheit. Es ist Gewähr des Wachsens.

Man darf es ihm zutrauen. Schels darf schon ein Eigener genannt werden, nicht im offenbaren Sinne des Geleisteten, sondern im verhüllten der Neubildung, die Überliefertes mit gesundem Instinkt aufzehren kann. Die Möglichkeit ist da, und hierin liegt der Reiz solcher Betrachtung, das wirklich Feste des Problematischen. Es wäre leicht, vor den bisherigen Werken von Schels deutliche Vorbilder zu nennen — mir traten besonders Josse Goossens und Carl O. Petersen, vielleicht auch Carl Reiser entgegen — aber ob hier die Beeinflussung Tatsache oder Zufall sein mag, sie kann zerbröckeln, weil eine persönliche Vitalität noch ringt und Vorbilder durchleuchtet. Täte sie es nicht, hätte man den Glauben nicht an die gesunde Werdekraft, so wäre nur ein Geringes hier zu sagen, und der Mann, der in die Zukunft schreitet, hätte für uns keine Gegenwart.

So aber, wie er bisher geworden, folgt ihm der Blick mit Wohlgefallen. Endlich mal einer, der nicht „exprimiert", was ihm niemals ehrlich imprimiert worden ist — das sagt man sich, und es ist nicht wenig wert. Kein Gaukler des Auges, der auf Überraschungen lüsterner Sinne spekuliert. Was er gibt, ist vielleicht nicht groß, aber es ist gut, weil es redlich ist. Richtung in sich haben, nicht Richtung draußen suchen — wie einfach sollte doch diese Wahrheit für jeden



In Walser Tracht. Sammlung Kommerzienrat Desch, Aschaffenburg

Aufstrebenden sein, aber sie wird immer wieder verkannt. Die Mehrheit schaut und horcht und will etwas aufschnappen — die Tragik der Nachtwandler wird von den emsigen Tagwandlern immer weiter verwaschen. Ein Sohn der Nacht, die das Licht entzündet, ist Maximilian Schels nicht — auch er bleibt wohl ein Kind des problemlosen Tages. Aber er wird sich ehrlich in seinen Grenzen bewegen. Sein Auge sieht, was es sieht, seine Hand gibt wieder, was sie erfühlt — er borgt nicht, denn dann würde ihm die Algäuer Luft nicht schmecken.

So aber lebt er zuversichtlich seine Oberstdorfer Wandertage, fern vom Münchener Kunstmarkt. Skiläufer und Maler, Bergsteiger und Künstler — das bürgt für Treue in dieser ungetreuen Zeit. In diesen Blättern ist die Wiedergabe eines Bildes, das wohl besonders charakteristisch den Menschen und den Künstler zeigt: Der vermummte, emsig arbeitende Maler, dessen Skier im Schnee stecken, dessen Sonnenschirm und Geräte wie seltsame, bunte Gewächse in der weißen Winterlandschaft anmuten. Die Atmosphäre der Wanderandacht — besonders fein in der Bergkette und ihrem Himmel festgehalten — verbindet sich mit dem Humor des jungen Übermutes, der sich mit Vergnügen selbst zum Besten hat. Das Seltene an diesem Bilde ist, daß es dem Betrachter die Fähigkeit gibt, Geheimes zu belauschen, ohne Verlegenheit und Verdacht. — Wendet man sich zu dem leuchtenden Bilde, das den einsamen Skifahrer als Beobachter zeigt, der dramatischen Szene des sonst undramatischen Oberstdorfer Lebens, so behält man die Frische der Distanz, auch wenn man in die Begebenheit des Bildes tritt. Skifahrer umstehen das Ziel des Wettlaufes — sie wissen nicht, daß sie in ihrer bunten Vermummtheit drollig sind, und wenn sie es wüßten, würde es sie ganz gewiß nicht stören. Man möchte ja zufälliger Farbenfleck in der Landschaft sein — das Ungestüm des ausgestreuten Lichtes reißt jeden gesunden Menschen mit. Mann und Weib vergessen einander und sind in menschlicher Verschwisterung geborgen. Das Tüchtige regiert, und wesenlos wird jede bewußte Feierlichkeit.

Auch die dörfliche Szene, die wohl den Sammelplatz für eine Prozession darstellt, atmet fröhlich farbige Gemeinschaft. Die Menschen, die hier dargestellt sind, haben etwas Zeitloses und könnten ebensogut vor hundert Jahren ihren alten Brauch vollziehen — nur wurden dazumal noch nicht solche Bilder gemalt. Atmosphäre und Zeichnung gehören dem Künstler unserer Tage.

Die Algäuer Winterlandschaft hält ihren Maler zwischen asketischer Farbenarmut und glühender Buntheit. Tiefe Einkehr in beide Gesichter der erforschten Natur zeigt Maximilian Schels. Man findet hier Wieder-



Veteranenfest in Vorarlberg. Im Besitz von Frau C. Roßner, Oberstdorf

Skispringen auf Schrattenwang. (Mit Erlaubnis des Verlages von D. & R. Bischoff, München)

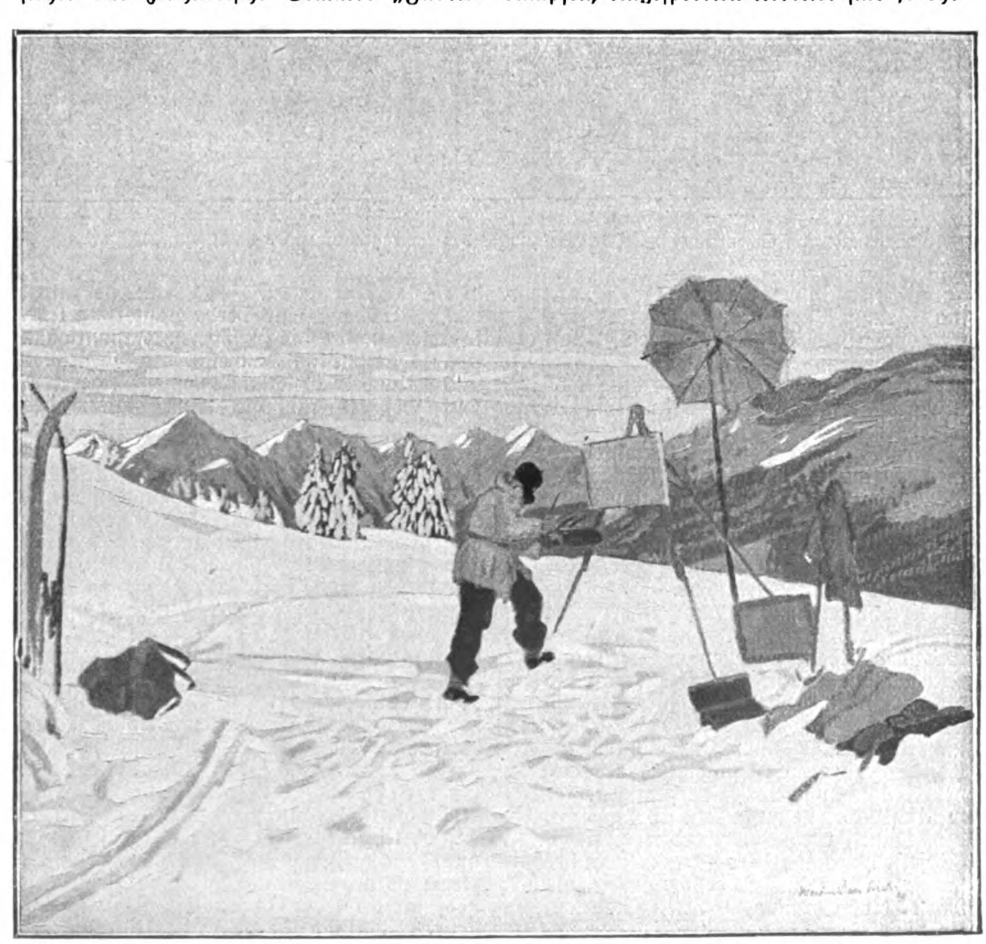
gaben jener Bilder, die ihren Schöpfer streng ins Zeichnerische drängten. Die weißen Stufungen des Schnees, reicher vielleicht als alle Tinten anderer Jahreszeiten, sind aufgespürt und beherrscht. Was dunkel bleibt, ist Farbe — sonst herrscht Winterton. Um so feiner trachtet die Erkenntnis der Formen die große Eintönigkeit zu überwinden. Wie in dem weißen Gebirgstal Häuschen und Bäumchen stehen, das ist gewachsen und erschaut. Dem abschließenden Hochgebirgshorizont fehlt der Schleier neuer Sphären nicht, und die Kirche, nur an sich gegeben, wacht über unsichtbaren Menschen.

Persönlicher noch ist das zeichnerische Bild „Skispuren". Da ist es einmal festgehalten, was der fabelhafte Menschenvogel auf der reinen Höhe treibt. Man denkt an Riesen, die dort oben diese Runen, diese rätselhaften Wegspuren finden. Eine echt malerische, nicht literarische Symbolik des schönen Spieles, das wir Sport nennen. Das wirre Netz der Skispuren scheint seine strengen, mathematischen Gesetze zu haben. Ornamente, die der Wind verweht, werden von eisigen Gipfeln betrachtet. Es ist gewiß ein bedeutsamer Trieb, keine spielerische Laune, die den Maler einen breiten, dunklen Schatten von links auf das Schneefeld werfen ließ. Der Schatten kommt von einem unsichtbaren Berge, aber er kann auch von einer drohenden Macht kommen. — Wenn in seinen weißen Bildern eine herbe Läuterung lebt, so wird sie in die farbigen Kompositionen von Maximilian Schels als sichtendes und kluges Geschmackselement gerettet. Ein Beispiel für die feine Palette des Schneemalers gibt das Interieur mit der Frau „In Walser Tracht". Hier ist das Kulturdokument, das der Betrachter des farbenfrohen Volkskünstlers braucht, um seine Möglichkeiten für größere Kunstgebiete zu ermessen. Die farbige Komposition des Bildes ist von einer Feinheit, die nicht oft begegnet. Und wie es immer bei echten Koloristen geht — sie lassen auch als Menschenschilderer nicht im Stich. Dem Künstler, der ein ganzes Bild sieht, kann eben das formale Kunststück nicht genügen — Linie und Farbe, Raumteilung und Rhythmus gehören ihm zur Seele des dargestellten Menschen. Es befriedigt sehr, den derben Wanderer hier auf so feinen und stillen Wegen zu sehen. Er verläßt auch hier nicht seine malerische Aufgabe, und das Ergebnis ist keine „genrehafte", literarische Verirrung. So sehr uns auch der geistige Inhalt in jedem Bildwerke nottut — feuilletonistische Niedlichkeit darf nicht wiederkehren. Es ist zu hoffen, daß Maximilian Schels der Verführung der Alten und der Neuen entgehen wird. Er will nicht geistlos eine formale Erfindung

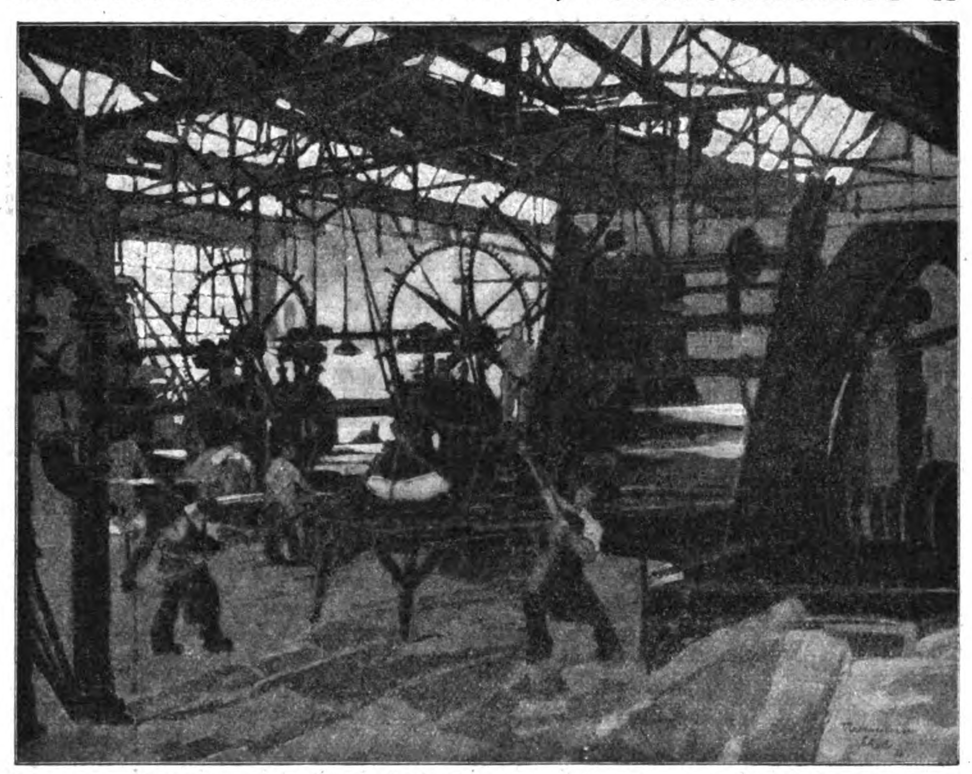
aufdrängen, aber er stützt sich auch nicht auf den Vorgang, der nur Material des Malers ist. Diesen hält sein guter Instinkt in stummer Sichtbarkeit — jene läßt er bescheiden und rein aus sich wirken. Man liest in den Zügen und den niedergeschlagenen Augen der schmucken, jungen Frau. Gedanken über die Gegenstände neben ihr, ob es ein Musikinstrument oder ein alter Krug ist, huschen durch den Kopf des Betrachters — dennoch formt sich keine Handlung, kein Ereignis. Das leuchtende Gelb des Schrankes spricht seelisch ebenso mit in diesem Bilde, wie die triebhaft keusche Haltung der jungen Frau. Die Kraft ihres grünroten Halsschmuckes zwischen den anderen, zarteren Farben „sagt“ soviel, wie der ländliche Musikus, der nicht mehr im Bilde ist und sein Instrument zurückgelassen.

Talente bringen immer wieder Überraschungen. Daß wir sie bei Maximilian Schels noch zu erwarten haben, bekundet das Bild, das abseits von allen anderen steht: das zeichnerische Gemälde „Fabrikraum“. Der Weg zu dieser Studie aus der eigentlichen Schaffenswelt des Künstlers ist nicht ersichtlich — man muß ihn hinnehmen und kann sich an dem Dokument der Vielseitigkeit freuen. Vielleicht ist es das noch nicht, vielleicht zeigt sich nur erst der Wille, andere Felder zu bebauen. Ob es den Alpenwanderer reizen wird, oft in die Niederungen der sozial Bestimmten einzukehren, ist zweifelhaft. Aber ein ernster Wille war es, der ihn hier begleitete. Wie er draußen die Atmosphäre und den Rhythmus der Dinge gab, so fand er sie mühelos auch drinnen.

Vielleicht ist es von dieser engen Fabrik nur wenige Schritte weit bis zu einem Punkt, wo man aufatmend die Arme nach der ganzen Bergesfreiheit breiten möchte. Wäre von dieser Diskrepanz noch etwas in den Fabrikraum des Oberstdorfer Malers gekommen, so stände man vor einem tieferen Wert der Erfindung. Was gegeben ist aber, hat die seltene Wahrheit der Bewegung. Diese Maschinen stehen nicht still, und die dumpfen, eingesperrten Arbeiter sind so ehr-



Selbstbildnis im Schnee. Ausschnitt aus einem Gemälde des Künstlers in der Sammlung M. Hahn, Köln



Fabrikraum. Gemälde. Im Besitz von Frau Kommerzienrat Kretzer, Berlin

lich tätig wie der frische Maler und Skifahrer. Algäuer verschiedener Zeiten und Stufen, brüderlich doch als Schicksalsgenossen der Heimat. Man möchte dem Künstler wünschen, was man dem Arbeiter leider nicht mehr wünschen kann: der Industrie in jeglicher Gestalt soll er davonfahren auf seinen Schneeschuhen und mit seinem leichten Malergepäck.

Der Weg, den Maximilian Schels bisher gegangen, deutet an, daß solcher Wille immer in ihm leben wird.

Wohin er ihn führt und einzig führen kann, erzählt schon eine geschaffene Arbeit: „Das Kirchenfest in Lech", das wohl sein bestes bisher ist. Auch hier ein Vorgang ohne Deutung, ein Rhythmus ohne Betonung, eine Atmosphäre ohne Steigerung außerhalb der Natur.

Aus solchen Bildern, die von einem Jungen kommen in unserer allzu jungen Zeit, ist ersichtlich, daß in jeder gekonnten Kunst das Richtungsgeschwätz verstummt. Was hier gegeben ist, konnte ohne den Naturalismus nicht auskommen, und der Expressionismus half dem Impressionismus ans Licht. Alle „Ismen" schweigen schließlich in einem Menschen wie diesem Künstler, der wiedergeben kann, was er erschaut, und von jener Macht gelenkt wird, die Geschmack oder Gefühl oder Gemüt genannt werden kann, gleichviel — sie ist im Letzten und im Eigentlichen das Künstlertum.

„Das Kirchenfest in Lech" versichert uns als Erfüllung, daß Maximilian Schels eine Hoffnung ist. Sein Wille bedeutet jetzt noch mehr das Persönliche seiner Kunst, als das Geleistete — aber wo der rechte Wille ist, folgt auch die rechte Tat. Vorbilder schwinden, Bilder treten auf und zeigen den Mann. Dann wird vielleicht ein so fertiges Werk, wie der fröhliche „Jahrmarkt", der hier wiedergegeben ist, als historisch anmuten, aber gerade an ihm wird man den technischen Weg eines Künstlers studieren können, der an einem Goossens nicht vorüberkam, weil er den Schels noch nicht hatte.

Naive Nachempfindung ist fern von bewußter Nachahmung. Was ihm gefiel, mußte ein malerisch bewegtes Gemüt noch einmal geben.

Doch in der Anlehnung zeigt sich schon die Trennung.

Der Mut zum pastosen Farbenauftrag, die Sicherheit, mit andeutenden Flecken bewegte Menschen zu skizzieren und die Gesamtwirkung der Distanz verstehender Augen anheimzustellen, ist Eigenart, die von Freunden Abschied nimmt und im selbstgefundenen Reiche nicht ihr Gegner zu sein braucht.

Der Graf Colonna

Novelle von Sophie Hoechstetter

Doktor Robert Braun, achtundzwanzig Jahre alt und etwas kränklich, steckte mit einem bitteren Lächeln die Hälfte seines Monatsgehaltes ein, denn die andere war schon als Vorschuß erhalten und verbraucht. Er ging zu dem häßlichen Tisch zurück, an dem er arbeitete, fühlte sich als der Sklave des Lehrbücherverlages, und brachte gelangweilt und in klarem Deutsch seine Schilderung des Charakters von Friedrich II., dem Hohenstaufenkaiser, ein Stück weiter.

Die Sonne des ersten Maitages konnte nicht in das gräßlich-rot tapezierte Hinterzimmer in der Potsdamer Straße dringen, denn es lag nach Norden und in einen engen Hof hinein. Es arbeitete noch ein Mensch in demselben trübseligen Raum, der war verwachsen, verbittert und neidisch. Seine Feder ging kratzend, seine Augen beobachteten zuweilen den lästigen neuen Genossen — Braun fühlte, dieser Kollege war sein Feind und würde ihn von seinem Platz wieder verdrängen, sobald sich der geringste Anlaß bot.

Doktor Robert Braun sehnte sich in die Vogesenpässe — denn da hatte er etwas wie Glück empfunden. Fast zwei Jahre lang, zwei seltsam schöne Jahre war er da draußen mit jeweilig nur einem Kameraden in der großen Einsamkeit, auf einer Wachstation gewesen. Man wartete immer auf die Gefahr. Immer schwebte es in der Luft von kommenden Ereignissen. Und man lebte eine Robinsonade, fühlte sich in der Frühe der Menschheit —

Ach, wenn das wieder sein könnte —

„Wollen Sie Überstunden machen, Herr Doktor?“ klang des Buckligen hohe, klanglose Stimme. „Das Sitzen haben Sie in der Gefangenschaft freilich gelernt.“

Braun verachtete schweigend. So, der Mensch hatte herausgebracht, wie lange er in Bern auf die Freilassung warten mußte. Der Bucklige machte eitel Toilette. Er kämmte vor einem Taschenspiegel sein feuchtes Haar, enthüllte beim Rockwechsel ein furchtbar geflicktes Wollhemd, — zog Papierröllchen an und trat dann mit einem frechen Lächeln zu Braun: „Ich muß hier abschließen.“ —

Doktor Robert Braun ging die Potsdamer Straße herunter. Sie wurde langsam eleganter, die Ladenfenster größer, und man konnte sich flüchtig darin betrachten.

Der neue Anzug saß recht gut. Sein Gesicht hatte eine unauffällige Haut. Der kleine Schnurrbart stand wieder ganz dicht. Ehe man im Krieg so verelendete, war man hübsch gewesen. Und jetzt?

Eine Freudigkeit überkam ihn plötzlich: da aus den seitlich angebrachten Spiegelscheiben eines großen Magazins blickte ihm in voller Deutlichkeit ein interessanter, moderner Herr entgegen, und das war er selbst. Und Geldscheine steckten in seiner Tasche.

In jähem Entschluß trat Doktor Robert Braun in das prächtige Magazin.

Da flimmerte es von silbernen Bürsten und Kämmen, von kleinen Spiegeln, von tausend geschliffenen Flaschen. Eine Dame, so vornehm, daß man sie sich als Oberhofmeisterin des verflossenen Kaiserreichs denken konnte, fragte kühl nach dem Begehren. Doktor Robert Braun war ganz Deutscher. Eben darum konnte er der Bezauberung nicht widerstehen, die fremde Namen und Dinge an sich haben. Und so fragte er: „Gibt es wieder Parfüms von Atkinson?“ Muß man alle Erinnerungen verleugnen? Er war als sehr junger Mensch in London gewesen, und schon damals besaß er die Vorliebe für heftige Wohlgerüche. Ohne etwas anlegen zu können, hatte er oft den Laden von Atkinson and Sons in der old Bondstreet aufgesucht, lediglich, weil es da so wundervoll roch.

Die erhabene Verkäuferin sprach: „Wir

sind mit sehr schönen Qualitäten von Atkinson eingedeckt" und sie nannte Namen, nannte Preise, von denen in Friedenszeiten Familien für Wochen oder Monate das Leben bestritten.

Robert Braun roch. Aus einem der Musterfläschchen stieg die Bezauberung. Stieg der Rausch der Sinne.

„Dies ist ein Parfüm für junge, brünette Herren," sprach die gebildete Dame. Sie reichte Robert Braun ein kleines, verschlossenes Fläschchen.

Ein Kampf tobte in ihm, während die Hüterin dieses Schatzes fühllos wartete. Dann lehnte sie kühl fünf Fünfzigmarkscheine ab und wies zur Kasse. —

In dem kleinen Zimmer der Pension am Karlsbad, der Wohnung Doktor Brauns, stand halb erkaltet eine Kanne mit Kaffeeersatz. Ja, Fräulein Behr, die ihm sonst den Kaffee selbst brachte, war wohl mit den andern ausgeflogen. Auf seinem Schreibtisch fand er eine Schachtel feiner Zigaretten und ein Zettelchen von der reizenden Frau von Immisch! Wie gut von ihr! Er las, daß sie bis Sonntag abend mit Fräulein Behr verreist sei, und legte den Zettel weg. Dann stürzte er den abscheulichen Kaffee hinunter und aß sprödes Brot, denn er war ein wenig hungrig. Und nun kam festliches Tun. Seine Hände öffneten hastig und zitternd die Phiole mit dem Wohlgeruch.

Gebeugt über den Schreibtisch saß er. In der linken Hand hielt er das Fläschchen, mit der rechten schlug er die Blätter eines ewigen Gedichtes um. Unsterbliche Verse und ein betörender Wohlgeruch. O, es gibt noch Schönes auf Erden —

Schönere Dichtungen, das gestand er sich ergriffen, gab es, als die dem deutschen Vaterlande wenig bekannten Romane von Robert Braun. Schönere Düfte, als den einschmeichelnd-aufreizenden Geruch, der dem Fläschchen entstieg, gab es aber wohl keine. Und er genoß mit seiner Seele und mit seinen Sinnen —

Flüchtig tauchte einen Augenblick die Gestalt des Buckligen von der Redaktion für Schulbücher vor ihm auf. Nicht des Hasses wert. Nur einen Augeneindruck, vielleicht vom Schicksal hingestellt um eines Gegensatzes willen.

Und Robert Braun dachte an seinen Freund —

Er lächelte. Er wollte es dem Freund erst später mal erzählen, was er da in der Redaktion ausgestanden. „Einen Freund betrügen, ist eine Sache von zärtlicher Beschaffenheit", hat Christine Wasa, des großen Gustav Tochter, gesagt. Er betrog den Freund ein bißchen, wenn er vorgab, er arbeite sehr Interessantes und werde fürstlich honoriert. Aber es lag ihm gerade nicht, den Kredit des Freundes zu beanspruchen. In wenig Zeit war er ja doch bei ihm, und die kleinen Unterschiede, die zwischen ihnen waren, verschwanden vor der Idealität ihrer seelischen Beziehungen.

Im Duft, der aus der Phiole stieg, und im Rhythmus des unsterblichen Gedichts, das in altes Leder gebunden auf dem Schreibtisch lag, gedachte Robert Braun der Nachtgespräche mit seinem Freund in den Vogesenpässen. Er lächelte wieder. Einziges hatten sie da erlebt.

Er zündete sich eine Zigarette an, und die Spenderin fiel ihm ein: eigentlich verdiente es die liebenswürdige Frau von Immisch, daß er ihr endlich einmal von seinem Freunde erzählte —

Der andere Tag war ein Sonnabend, und Doktor Robert Braun wurde schon um zwei Uhr von seiner Tagesarbeit erlöst. Auf dem Heimweg kaufte er sich einige Malpappen, Pinsel, Ölfarben. Eine drängende Lust überkam ihn, seinen Freund aus der Erinnerung zu malen. Die Photographien waren nämlich im Koffer. Um den Koffer führte Braun einen langwierigen Schriftwechsel mit der Reiseversicherung. Der Koffer kam nicht — und die Versicherung gab kein Geld. Nun — er mochte es dem Freund nicht schreiben, daß er die Bilder verloren. Es lag ihm eher, nächster Tage den Photographen aufzusuchen und sich neue Abzüge von den Platten machen zu lassen. Vorerst malte er den Freund aus

dem Gedächtnis. Eine interessante Sache. Neben dem Farbengeschäft war eine Post. Da fiel Braun ein, er müsse seinem Bruder eine Nachricht geben. Er kritzelte ein längeres Telegramm und lachte dabei. Sein Bruder war in der bescheidenen Stelle eines Hilfslehrers auf dem Dorf. Es hob vielleicht sein Ansehen, wenn er ein Telegramm empfing. Dann ging er heim.

Bis die Dämmerung kam, war eine kühn hingeworfene Farbenskizze auf der Malpappe. Sie schlug rasch ein, die Farben wurden glanzlos, und das paßte für die gewisse Düsternis des Motivs, denn er hatte den Freund als Hamlet gemalt: nur das blasse Gesicht und eine Andeutung der Schultern.

Robert Braun betrachtete sein Werk: natürlich, man war Dilettant. Aber ganz so, was den geistigen Ausdruck betraf, hatte der Freund ausgesehen, wenn er am stillen Feuer in den Vogesennächten mit der jungen, dunklen Stimme Hamlet sprach. —

Der Sonntag kam hell und schön herauf. Robert Braun ging durch die Siegesallee, das Brandenburger Tor und die Linden entlang, bis zu einem weltberühmten „Atelier für moderne Lichtbildkunst".

Er war da bekannt, ließ sich hinaufliften und wurde von dem Inhaber kordial begrüßt. Gar oft hatte Doktor Braun hierher die Träger interessanter Köpfe für die Schaukästen gebracht, und auch Exemplare seiner Romane mit Widmungen. Der große Photograph war in Eile: er erwartete den Reichspräsidenten. Früher kamen Prinzen und Herrscher und alle Generäle des Kaiserreichs. „Es ändern sich die Zeiten," sprach der Lichtbildkünstler und klopfte Braun liebenswürdig auf die Schulter. „Wie? Ja, ja, der Freund. Verstehe. Bestimmt ist noch ein Abzug da." Und er führte Robert in ein kleines Zimmer, wo in vielen, vielen Mappen alle Menschen zu finden waren, die hier photographiert worden.

Robert ließ sich in einen Klubsessel fallen und begann zu blättern. Welch eine Fülle von Gesichtern! Alte und junge, schöne und häßliche, große Weltdamen, Arbeiterinnen des Geistes, Mütter mit Kindern — Prinzen, Fürsten, Offiziere, Schauspieler, Virtuosen, Dichter und Ausländer aller Nationen. Robert Braun suchte und suchte. Er blickte wie in einen Rausch von Gesichtern, von Charakteren, von Affekten — Und endlich hatte er das schöne Gesicht des Freundes gefunden —

Er lief gleich damit nach Hause.

Die Pension verhieß keinen unterhaltenden Tag, denn Fräulein Behr und Frau von Immisch kamen erst in der Nacht zurück, erzählte der pensionierte Gymnasiallehrer, der in den Karpathen ein Bein gelassen und dafür einen Nervenchok eingetauscht. Professor Menz war heute irgendwo eingeladen, und die anderen Gäste des Hauses reizten Braun nicht. So beschloß er, den zweiten Teil des Sonntags in Sanssouci zu verbringen.

Dort war zwar viel Publikum, aber Robert Braun hatte die Kraft, damit umzugehen, wie Goethe mit dem Tod, das heißt, es nicht zu statuieren. Als ein Einsamer fühlte er Schloß und Park, Treppen und Terrassen. Er stolzierte mit Eigentümerschritten umher, und gedachte Friedrichs des Großen und seiner Freunde. Der Abt von Sanssouci und die Eremiten. Wundervoller Gedanke!

Was war Friedrichs des Großen Menschlich-Schönstes gewesen? Sein freundschaftliches Herz. Wilhelmine, der Schwester, Jordan, Keith, Knobelsdorf, Voltaire, hatte sein Herz gegolten.

Robert Braun dachte an seinen Freund. Ach bald, bald, kam er wohl.

Und Robert Braun stand oben auf dem Ruinenberg — betrachtete in gerührtem Erinnern die Torsen von Säulen in steinernem Elan — Halb unbewußt kamen ihm Verse auf die Lippen:

„Ich hatte einst ein schönes Vaterland,
Die Veilchen nickten dort so sanft.
Es war ein Traum —"

Daß man gerade an Heine denkt, wenn man um sein deutsches Vaterland traurig ist. — Robert Braun wischte das fort. Er war im Garten, im Weinberg Friedrichs

des Einzigen, des großen Freundes. Und erschüttert von Sprache, Rhythmus und Sinn der Worte sagte der Einsame laut in den verglimmenden Abend hinein:

„Adler Friederichs des Großen,
Rausche auf und decke du
Die Verlassnen, Heimatlosen
Mit der goldnen Schwinge zu.“ —

⁂ ⁂ ⁂

Robert Braun saß vor seinem Manuskript für das Schulbuch. Hinter ihm kratzte die Feder des Buckligen. Der Verlagsdirektor kam herein und brachte eine Handvoll Korrekturen. Sie mußten heute abend noch in die Druckerei zurück.

Das hieß Überstunden. Man mußte sie hier absitzen. Der Bucklige lachte hämisch. Er verstand keine fremde Sprachen. Darum saß Robert Braun neben ihm. „Es ist Zeit, daß die Republik endlich die sinngemäße Rechtschreibung einführt,“ sagte der Genosse. Braun würdigte ihn keiner Antwort.

Gegen Mittag wurde er an den Fernsprecher gerufen, der auf dem Tisch des Buckligen stand.

Frau von Immisch rief ihn an. Braun nannte ein paarmal den Namen, um den Buckligen zu reizen. Ein Telegramm sei für ihn da? Ach, bitte, er könnte heute erst zum Abendbrot zurück sein. Frau von Immisch möchte es doch öffnen und in den Apparat hinein sagen. Robert Brauns Gesicht verklärte sich, als er hörte: „Ich bin in zwölf Tagen Berlin und abhole dich. Tankred.“

In seiner Herzensfreude wiederholte er laut den Text.

Der Bucklige spähte aus gelben Augen. „Wollen Sie kündigen?“

Diese Lust gönnte ihm Braun nicht. „Na, für einen Abend im Adlon werde ich ja wohl nicht kündigen müssen,“ sagte er lässig. —

Die fünfundzwanzigjährige Witwe des Leutnants von Immisch strahlte Robert Braun an und verfiel vor Vergnügen in ihr heimatliches Ostpreußisch: „Antschuldjen Sie, trautster Herr Doktor, aber wer heißt denn in einem hannöverschen Dorfe Tanred?“

„Das wollte ich Ihnen schon lange erzählen,“ antwortete Robert Braun fröhlich. Und er berichtete: „Wie Sie aus dem Telegramm hörten, kommt mein Freund Tankred Graf Colonna in zwölf Tagen hierher. Seine Großmutter mütterlicherseits hat ein Schloß im Hannöverschen! Darum heißt dort jemand Tankred. Seine Eltern sind lange tot, er ist der einzige Erbe der Großmutter. Und wurde schon als Kind naturalisierter Deutscher. Wir waren Kriegskameraden — in den Vogesenpässen —“

„Tankred Graf Colonna,“ wiederholte Freiin von Immisch, und in ihren braunen Augen, die unter schwarzen Wimpern aus einem blühenden Gesicht mit sehr reiner Haut blitzten, brach erstes Interesse. „Nein, was für ein pompöser Name. Ist er jung?“

„So jung wie Sie,“ antwortete Robert Braun galant.

„Ist er hübsch?“

„Das nicht. Aber schön.“

„Ist er reich?“

„Ich kann es nicht verneinen.“

„Ist er klug?“

„Ich weiß es nicht. Er hat Genie!“

Frau von Immisch lachte hellauf. „Und das alles erfahre ich erst durch den Zufall. Immerfort haben Sie uns von Ihrem verlorenen Koffer und von Ihrem ekligen Buckligen auf der Redaktion erzählt und von dem Ärger mit den Verlegern, von der Gefangenschaft in Bern — und den Freund verschwiegen Sie.“

„Es läßt sich nachholen,“ lächelte Braun. „Bedenken Sie, liebe Frau von Immisch, daß ich doch erst drei Wochen die Freude habe, Sie zu kennen. Nicht wahr, ich bin momentan nicht in glänzenden äußeren Verhältnissen, das ganze Gepäck weg — eine für den Moment angenommene, etwas untergeordnete Stellung — also, genug Gründe, nicht von einem so schön betitelten und reichen Freund zu plaudern —“

„Anständiger Kerl,“ murmelte Frau

Immisch nicht ganz unhörbar. Und dann fügte sie mit ihrer klaren, lauten Stimme hinzu: „Kommen Sie auf meinen Balkon. Ich habe von der Reise was Hübsches mitgebracht. Kuchen aus Eberswalde. Und Bowlenwein. Nämlich: eine Flasche Sekt. Und sogar Treibhauserdbeeren. Rauchen wir erst eine Zigarette zusammen und Sie erzählen mir. Denn nachher habe ich zu der Bowle den Professor und Fräulein Behr gebeten."

Die Zigaretten leuchteten auf. Frau von Immisch saß in einem Korbstuhl Braun gegenüber. Sie lachte und zeigte wundervolle Zähne. „Nein, wie mich das interessiert. Ich höre doch so gerne von Menschen. Ich habe so einen Menschenhunger. Also, im Hannöverschen hat Ihr Conte eine grand' mère?"

„Die alte Dame gehört zu jener Rasse, deren Wiege der Koffer, deren Heimat die table d'hôte ist. Trotz Krieg und Revolution lebt sie immer in Bädern, in der Schweiz, in Wien und so weiter."

„Das ist fabelhaft interessant," unterbrach Frau von Immisch. „Meine Großmutter ist auch so viel gereist — immerfort Cannes und Nizza, Sankt Moritz und so weiter. Und Monte. Natürlich spricht diese grand' mère alle Sprachen. Ihr Freund wohl auch?"

„Ja, natürlich spricht er die üblichen Sprachen — aber auch vollendet Deutsch. Und am liebsten Deutsch."

„Hat er studiert? War er aktiver Offizier? Ach, erzählen Sie doch."

Robert Braun erzählte. Und Frau von Immisch war so gebannt von dem, was sie vernahm, daß beide nicht merkten, Fräulein Behr und Oberlehrer Mentz warteten schon an der Balkontür, um beachtet zu werden.

„Wir möchten nicht indiskret sein," kam da aus einem ergrauenden Spitzbart die Stimme des Oberlehrers. „Und doch, Herr Doktor, wir sind nicht taub, und es klang so schön, was Sie eben erzählten. Einsam auf der Wacht in den Vogesenpässen — und ein Freund, der alle Bücher ersetzt, weil er aus Faust, Hamlet und Zarathustra rezitiert. Ach, ich beneide Sie. In den Karpathen war es anders." Die Bowle wurde bereitet. Frau von Immisch war in freigebiger Laune. Sie hatte in Eberswalde einen Onkel besucht, von dem stammte die Spende. In der Pension der Leutnantswitwe waren Sektbowlen nicht vorgesehen.

Fräulein Behr hatte kleine Gläser gebracht, weil da eine Flasche noch mehr wirkt. Sektbowle! Ach wie lange war sie nicht mehr getrunken worden. Einst, als Fräulein Behr noch kein Fremdenheim hatte, sondern viele Verehrer, da freilich. Jetzt wandte sie mütterliche Akzente an den verwitweten Lehrer. Man konnte nicht wissen — das Herz hat sich im Laufe der Jahre sooft gewandelt, am Ende fand es noch Reize an Doktor Mentz.

Frau von Immisch hob das Glas. Sie lachte frisch, ansteckend heiter, aus ihrem starken, braunen Haar kam ein leiser Duft wie von Weichselholz. Sie stieß mit Braun an: „Auf das Wohl des Freundes," sagte sie herzlich und neugierig. „Sie müssen uns noch mehr erzählen — denken Sie, meine Herrschaften, der Doktor hat uns einen interessantesten Freund bisher unterschlagen."

„Ah!" Fräulein Behr machte runde Augen. „Die Photographie?" Sie erklärte schnell, da Else, das Mädchen, so unordentlich sei, habe sie heute in allen Zimmern nachgesehen, und die wunderschöne Photographie bemerkt. Auf das Gebot von Frau Immisch mußte Braun sie holen. „Dies ist nicht die beste Wiedergabe," sagte er, „die anderen habe ich in meinem Koffer."

Frau von Immisch versank in den Anblick. Ein edles Jünglingsgesicht mit dunklen, großen Augen, etwas welligem Haar, das wohl schwarz sein mußte, nahm sie gefangen. Welch ein Mund! Fast völlig antik. Eine hochmütige Nase. Ein wundervolles Oval des Kopfes. Frau von Immisch bekam schmachtende Augen. Betört gab sie sich dem Anblick hin, währenddem Robert Braun Bowle trank. Sie schmeckte

ihm so seltsam gut. Und vom Tiergarten herüber kam junger Blätterduft —

„Wo haben Sie denn den Grafen Colonna kennen gelernt?" sagte der Gymnasiallehrer.

„Im Kriege?" rief Frau von Immisch. „Oder schon vorher?"

„In Rom," antwortete Braun.

„In Rom?" Der Gymnasiallehrer sagte es scheu. Und dann brach ein altes Herzeleid aus ihm. — Seit er das Matur gemacht, vor nunmehr dreißig Jahren, sehnte er sich nach der Romreise. Aber zuerst, bei der Anstellung, nun ja, da war er es der Jugendfreundin schuldig, die Hochzeit nicht länger hinauszuschieben. Und dann kam ein kränkliches Kind und das Siechtum der Frau. Und dann kam der Krieg.

Robert Braun wurde gerührt. Eigentlich hatte er die erste Begegnung mit Colonna nicht erzählen wollen. Aber weil nun die Romsehnsucht so trauervoll aus dem Oberlehrer brach, und vielleicht auch, weil die Bowle Braun ein wenig verwirrt hatte, gab er sein Geheimnis preis. Er lehnte sich in den Stuhl zurück, seine Augen suchten das Stück Himmel über den Häuserreihen des Karlsbads, und er begann: „Auch meine alte Sehnsucht war Rom, Herr Doktor. Doch als ich endlich die Stadt, die ich sooft in Gedanken die ewige genannt, erreichte, war durch ein bitteres Erleben meine Seele rastlos geworden. Ich war mir trostlosen Verhältnissen entlaufen. Ich bin so egoistisch gewesen, daß ich zu der Reise mir die kargen Ersparnisse meines Bruders geben ließ, der eben eine Hilfslehrerstelle bekam und mir die zweihundert Mark lieh, mit denen ich meinen Weg über die Alpen machte. Also — alles so heiß Ersehnte lag mir wie tot da. Ich hatte nur einen anderen Schauplatz für mein Elend gewählt. Der einzige Anzug, den ich mithatte, war schäbig geworden, und da ich die Scheu nicht verlor, mich wie ein Prolet zu zeigen, ging ich nur mehr abends aus. Ich habe viele, viele Nachtstunden in dem ungeheueren Rund des Kolosseums verbracht, bis die Nacht mit dem wundervollen Erlebnis kam. Sie alle kennen Bilder vom Kolosseum, nicht wahr? Also, ich hockte da zwischen den Steinen und wartete auf Inspirationen. Ich bedachte wohl ein Drama oder einen Roman —

„Da kam durch das ungeheuere Rund eine schlanke Gestalt. Sie näherte sich der Stelle, wo ich im Grase kauerte, und ich sah in geringer Entfernung einen wunderschönen Jüngling von vielleicht neunzehn Jahren.

„Er trug den Hut in der Hand — hatte einen weißen Anzug an, ein Mantel hing ihm lose über die Schultern —

„In lautloser Betroffenheit sah ich ein fast antikes Gesicht."

Frau von Immisch griff wie in Andacht nach der Photographie.

„Dieser junge Herr ging mit stolzen, pathetischen Schritten zu einem Marmorblock, sprang hinauf — warf den Mantel ab und stand in weißer Schlankheit steil da. Er hob ein wenig die Arme — und sprach mit einer wundervollen, tiefen, bebenden Stimme in das große Schweigen hinein Anfang- und Schlußstrophen des berühmten Gedichts von Lord Byron: Rome —"

„Ah," rief der Oberlehrer, „deklamieren Sie es uns doch."

Und Robert Braun hob an:

„Oh Rome! My country! City of the soul . . ."

„Sie können sich denken, wie mich in meiner Stimmung diese Verse, gesprochen von einer zauberhaften Stimme, berührten. Ich schluchzte fast. Da begann die Stimme von neuem, und zwar eine Improvisation. Mein Freund schreibt dergleichen nicht auf, und so kann ich Ihnen nur ungefähr den Inhalt wiedergeben. In einem jugendsprühenden Elan rief er in die Nacht hinaus:

Götter und Helden, Cäsaren und Weise
Und ihr Armen, namenlos wieder zu Staub versunken,
Hört ihr den Schlag meines Herzens in trunkener Nacht?

Was euer spielender Wille zum Leben geschaffen,
Was eure Hirne an Taten und Denken ersonnen —
Was ihr erlitten, unfrei und duldend —
Ich, der ich lebe — vermag
Eure Jahrtausende in der Flut von Sekunden
Durch mein bebendes Herz zu nehmen
Wie die Lippe den Regentropfen,
Der aus Wolkengottnähe zu flüchtigem Kuß
Sie berührt —
Ewiges Rom. Steinerstarrt Herz von Welten,
Die du alle Tragödien gesehen, die je
Über diese Erde gezogen —
Hier bin ich, hier bin ich —
Und die endlose Melodie deines Seins
Klingt mir so nah und so süß
Wie dem Geliebten das kleine Wort,
Das sie zur Nacht ihm scheu am Ohre flüstert — — —
Ewiges Rom —
Deine ehernen Ungewitter
Schlafen in Gründen der Zeiten —
Meine beflügelte Seele
Fragt: Ist der Weltraum nicht größer?
Denn noch nicht fand ich Echo
Für meinen süßesten Rausch —

„So ungefähr endete die Rhapsodie — und der schöne Jüngling verließ die Trümmerstätte, so schnell, wie er gekommen. Ich hatte antworten wollen — ich hätte den Flüchtigen halten mögen — denn ein Zwang löste sich von meiner Seele und Sehnsucht erfaßte mich, diesem jungen, feurigen Menschen mein ganzes Innere zu zeigen."

„Und Sie ließen ihn gehen?" fragte atemlos Frau von Immisch.

„Ich schlich ihm nach. Durch viele, viele Straßen. Bis er hinter dem Portal eines reichen Hotels verschwand. Dann tappte ich zurück — in mein elendes Zimmer. Not faßte mich. Ich wollte diesen Menschen sprechen — aber wenn ich vor ihn getreten wäre, in meinen abgerissenen Kleidern hätte ich wie ein Bettler gewirkt. Ich rang mit mir. Dann schrieb ich einen Brief. Das heißt, ich ließ Clemens Brentano den Brief für mich schreiben. Ich bediente mich einiger Zeilen seines Gedichts:

„Einsam will ich untergehn
Wie der Sklave an der Kette,
Scheint der Stern, den ich gesehn,
Nicht mehr auf mein Dornenbette —"

„Ja," fuhr er aufatmend fort — „so stand es um mich, daß ich dies schrieb — daß ich dazu schrieb — ich wäre augenblicklich gerade arm — aber wenn mich der Herr aus dem Kolosseum dieser vergangenen Nacht sprechen möge, so würde ich heute gegen Abend am Grabe von Goethe filius ihn erwarten — —"

„Und dann kam er?" rief Frau von Immisch.

Robert Braun lächelte ein wenig. „Ja, er kam. Und nun möchte ich kurz sein. — Wir fanden uns —"

Frau von Immisch und der Oberlehrer begriffen, nun durften sie nicht mehr um Einzelheiten drängen, so sehr es sie danach gelüstete. Nur die Inhaberin des Fremdenheims erhob ihre Stimme. Sie saß mit gefalteten Händen da, als höre sie ein schönes Märchen, ihre Augen waren rund und sehr blau, doch ihre der Wirklichkeit zu Dreiviertel verschriebene Seele ließ sie sprechen. „Der Herr Graf hat Sie doch gleich in sein vornehmes Hotel als Gast eingeladen?" Denn das dünkte Fräulein Behr die Pflicht von Mäzenen.

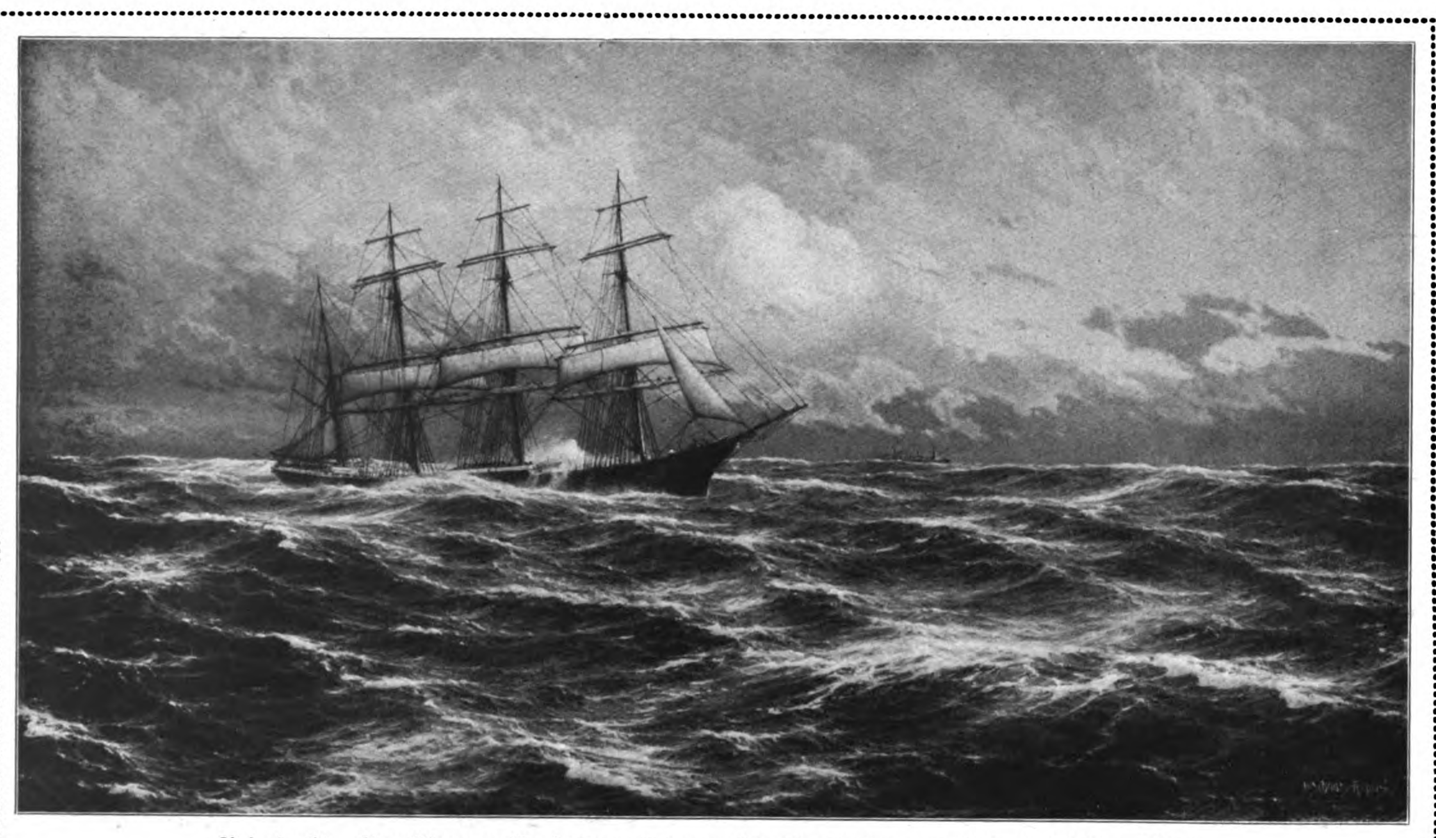
Robert Braun lächelte still und überlegen, nur eine Geste deutete an, daß Fräulein Behr nicht an der Freigebigkeit des Grafen Colonna zweifeln solle.

Braun hatte Gutenacht gesagt. Er ging ein wenig unzufrieden mit sich, es quälte ihn, daß er die römische Begebenheit erzählt. Denn Erinnerung ist ein Eigentum, mit dem man behutsam umgehen soll. Doch die Bowle entschuldigte Braun ein bißchen und sie war es auch, die ihn bald in Schlaf fallen ließ.

Frau von Immisch hingegen hielt der elektrische Funke wach.

Sie mußte immerfort denken: ‚Könnte ich doch den Grafen Colonna kennen lernen' — und so gegen Mitternacht hieß es: ‚Ich schiebe den langweiligen Sommer bei meiner Schwägerin und den sechs Kindern in Gera ein wenig hinaus und warte, bis der Graf Colonna kommt. Es sind ja nur zwölf Tage.'

Im Einschlafen beschloß Frau von Im-



Beigedreht. Gemälde von Prof. Hugo Schnars-Alquist (Verlag von Ludwig Möller, Lübeck)
Original im Besitze der Seeberufs-Genossenschaft, Hamburg

misch, ihren Namen Agnes, den sie nie sehr gemocht, in eine interessantere, ja balladenhafte Agnete umzuwandeln.

Als nun der nächste Tag im vollen Maienglanz heraufzog, erinnerte sich Fräulein Behr, es sei die höchste Zeit, im Zimmer von Doktor Braun ein frühlingshaftes Großreinemachen zu veranstalten. Luft und Sonne, die Grundpfeiler der Hygiene, mußten in das Gemach geschafft werden, und da Mädchen immer faul sind, begab sich Fräulein Behr selbst an die Arbeit. Ihrem hausmütterlichen Sinne konnte das Gemälde, das ersichtlich den Grafen Colonna darstellte, nicht verborgen bleiben, und die Parfümflasche deutete auch auf gräfliche Freigebigkeit. Von ungefähr kam Frau von Immisch an der Türe vorbei und wurde gerufen, das Gemälde zu besichtigen, was mit großem Interesse geschah.

Frau von Immisch, viel kultivierter als Fräulein Behr, stach der schöne alte Lederband mit dem ewigen Gedicht in die Augen.

Dann ging Frau von Immisch aus.

Vor Frau von Immisch breiteten Verkäuferinnen herrlich lockende Strümpfe, Batist, Voile und Tüll und Seide und Spitzen aus. Gram und Lust suchten Agnetes Gemüt heim. Sie gab mehr aus, als sie eigentlich durfte. Aber dann war es doch sehr hübsch; wie so die Maisonne in das gemütliche Pensionszimmer fiel, die Schere durch Stoff knirschte, und nach wenig Stunden der Tisch sich mit Volants häufte, bestimmt, nicht mehr tadellosen Dessous ein neues, raschelndes, ein bißchen weltliches und in allen Grenzen der Vornehmheit verführerisches Gepräge zu geben.

Ach, die spielerische Maisonne tändelte mit den Volants, und Frau von Immisch dachte: wenn die grand' mère den Sommer auf dem Schloß ist, nun, vielleicht wäre es ihr da doch eigentlich ein Gefallen, eine junge Dame bei sich zu haben . . .

Ein Gedanke kam ihr: Fräulein Behr brauchte nicht alles zu hören, was Braun erzählte. Mais non. Das einfachste wäre, mit Braun den Abend in ein Restaurant zu gehen. Doch mochte sich Frau von Immisch nicht von ihm einladen lassen, und ihre Finanzen waren durch Batist, Seide und Spitzen sehr geschwächt. Da fiel ihr ein, sie wolle eine sehr gutmütige Bekannte anklingeln, die möge doch heute die Behr zum Abend bitten. Das vollzog sich — und so bekam Robert Braun erneut die Aufforderung, den schönen Abend auf dem Balkon der Frau von Immisch zu genießen. Diesmal mit einem köstlichen Bohnenkaffee und sterilisierter Sahne, noch aus Eberswalde in einer Weckflasche mitgebracht. Robert Braun, entzückt von so viel Verwöhnung, widerstand nicht den Bitten, von seinem teuren Tankred neue Wesenszüge und Lebensumstände zu erzählen.

Auch durch Kaffee (besonders da er jahrelang so rar gewesen ist) kann man illuminiert werden und Zurückhaltung verlieren.

So warf denn Frau von Immisch spielerisch die Frage hin, ob Graf Colonna sehr viel flirte oder schon verlobt sei. Sie hatte nie gedacht, daß der doch eigentlich recht bescheiden auftretende Doktor, der allerdings ein geistreiches Gesicht hatte, diabolisch oder dämonisch lachen könnte. Aber was sie in seinen Zügen nun erblickte, war entschieden so ähnlich.

„Liebe Frau von Immisch, in den Vogesenpässen konnte man nicht gut flirten. Und seither ist meinem Freund die Dame, für die er seine schöne Freiheit hingeben würde, auch noch nicht begegnet. Selbstredend: die Großmutter fragt ihn oft danach. Mütter und Großmütter träumen immer von Bräuten, das ist einmal so."

Frau von Immisch brachte von einem Besuch bei der Baronin Manteuffel ein Taschenbuch der gräflichen Häuser mit in die Pension. Frau von Immisch gedachte sich so recht in die Familie Colonna zu versenken, doch da kam Doktor Braun nach Hause.

Er lachte herzlich beim Anblick des Grafenkalenders. Nun schön, die Fürsten Colonna fand man vielleicht im Hofkalender — die Grafen standen nicht in deutschen Geschlechtsregistern.

Da frug Frau von Immisch, wie denn die Großmutter hieße. Sie wolle nach ihr suchen. „Ich habe auch einen Atlas. Leider keine Spezialkarte von Hannover. Doch das Schloß, das Ihr Freund so schön Mon siècle nennt und das bürgerlich den Namen des Dorfes Höst trägt, habe ich schon gefunden.“

„Gott sei Dank,“ lachte Robert Braun. In den Augen der hübschen Frau von Immisch war ein Glitzern.

„Könnte Graf Colonna nicht Photos oder Ansichtskarten schicken? Dabei fällt mir ein, Sie haben nie den Namen der Großmutter erwähnt —“

„Der wäre auch eine lange Geschichte!“ Frau von Immisch bat darum und erfuhr, die grand' mère sei aus keltischem Blut. Eine Macleod. Ihr Mann war der zweite Sohn eines großen Hauses gewesen. Er siedelte sich in Deutschland an, denn Georg IV., der Prinzregent, schenkte einst der Familie das hannöversche Landschloß. Der letzte König von Hannover habe den Adel des stolzen Namens Douglas der grand'mère in Deutschland bestätigt, doch Preußen sich geweigert, ihn anzuerkennen. Weshalb die vornehme grand'mère schlechthin Frau Douglas hieße und in keinem adeligen Taschenbuch zu finden sei. Braun gähnte verstohlen. So viel Spürsinn, wie Frau Immisch besaß, lag ihm nicht. Er meinte lässig: „Falls Sie etwa nach Höst schreiben wollen, werden Sie erfahren, es gehört einer Gräfin Blücher. Denn Mama Douglas ist klug. Als bei Kriegsbeginn die Ausländerhetze einsetzte, installierte die vorsichtige alte Dame da eine Scheinbesitzerin.“

Frau von Immisch war nun schon bei der Blücher. „Ist sie jung?“

„Keine Ahnung! Möglicherweise heißt sie auch Scharnhorst oder Yorck, also Befreiungskriege. Wenn nur erst mein Koffer käme, darin sind Bilder,“ seufzte Braun.

Er war durchaus nicht dumm. Er hatte schon längst gemerkt, daß Frau von Immisch eine Einladung nach Colonnas Schloß ersehnte. Fräulein Behr hatte den gleichen Wunsch. Sie brachte seit dreien Tagen dem Pensionär am Nachmittag Bohnenkaffee und sprach dabei in sentimentaler Weise von vornehmen Personen, die hart arbeitende und gebildete Damen zur Erholung einladen. Ein solcher Gast wäre dann keine Drohne! Oh nein.

Der pensionierte Oberlehrer war zurückhaltender. Er sprach nur so im allgemeinen davon, daß in Schlössern oft sehr verwahrloste und wertvolle Bibliotheken seien und daß es schon öfter (man denke z. B. an den trefflichen Professor in Gustav Freytags „Verlorener Handschrift“) tüchtigen Philologen gelungen sei, verborgene Schätze zu heben — —

‚Ich habe mir was Schönes eingebrockt,‘ dachte Robert Braun — und der Gedanke an die drei Personen, die Einladungen zu Tankred ersehnten, erheiterte ihn so, daß er in jäher Kordialität dem buckligen Redaktionskollegen eine Zigarette anbot und ihn fragte, ob er schon verlobt sei.

Da faßte der Bucklige ein Vertrauen. Er entnahm seiner Brieftasche ein Schreiben und reichte es Braun. Der las erstaunt, daß eine Generalin eine höchst liebenswürdige Tochter habe, deren Jugendfreund gefallen sei, und für die nun die liebende Mutter ein neues Glück ersehne. Sowohl sie als die Tochter hätten das größte Interesse für Literatur, und dem schönen Beruf eines Verlagdirektors brächten sie volles Verstehen entgegen, und daß seine Gestalt das Gardemaß nicht hätte, wäre in diesem Zeitalter begreiflich.

„Nanu?“ fragte Braun, und erfuhr, daß der Bucklige in einem Blatt für Ehereform seine Anzeige gemacht und diesen Brief erhalten habe. Er möchte gerne antworten — aber, nun ja — wie man denn da schriebe? Werte Frau Generalin? Oder Eure Exzellenz? Robert Braun lachte und schrieb dem Buckligen einen Antwortentwurf. Was ging ihn schließlich die Fremde an, er war nicht ihr Warner! Und einmal im Zuge zu schreiben, setzte er seine Feder von neuem in Lauf — er sandte einen dicken Brief an den Bruder

ab, und auch dabei hatte er dasselbe spitzbübische Lächeln wie bei den Zeilen an die fremde Generalin.

Nur nachher, als er das Schriftstück in den Kasten warf, war es ihm einen Augenblick unbehaglich: er hatte sich mit dem Buckligen liiert, und das machte ihm einen faden Geschmack auf der Zunge. —

In Pensionen, Erholungsstätten und sonstigen Schauplätzen, wo der Mensch, ob er will oder nicht, Teilnahme für Stunden, Tage und Wochen an sich fesselt, die später in Ansichtskarten wieder verebbt, nimmt der Ehrlichste und Rechtschaffenste zuweilen die Lebensform eines Menschen an, der verbrecherische Pfade wandelt: er sucht sich und seine Spuren zu verbergen. Er wünscht eine Tarnkappe auf den Schritten vom Flur bis zu seinem Zimmer — er wünscht sein Kommen zu verhüllen, denn er möchte mal nicht der Gegenstand der Teilnahme sein, und nicht hören, was die Zufallsbekannten heute erlebt, erlitten, in der Zeitung gelesen oder gar geträumt haben.

So ging es Braun diesen Abend. Er wollte ein paar ruhige Stunden zur Arbeit, zum Nachdenken — oder zum Lesen. Es gelang ihm auch, sein Zimmer zu erreichen und unhörbar hinter sich abzuriegeln. Doch kaum waren einige Viertelstunden vergangen, als es klopfte. Braun rührte sich nicht. Da wurde an der Türe gerüttelt. Die Stimme des Oberlehrers bat. — Und dann trat er ein — und förderte eine Photographie des Kolosseums heraus, über die Braun doch wirklich gerührt sein mußte. Der Oberlehrer schien zum Bleiben gewillt. Braun ergab sich.

Doch von Tankred zu reden war er nicht gewillt. Die Leute taten hier schon, als gehöre der Freund ihnen. Und so fing Braun an, von seinem Bruder zu sprechen, der ein Volksschullehrer war und den Philologen nur soweit interessierte, als es die Höflichkeit heischte. Erst als die Mitteilung kam, der Bruder wohne in der Nähe von Hannover, belebten sich die Züge des Oberlehrers — und den melierten Spitzbart streichend fragte er hastig, ob der Graf Colonna nicht für den Bruder etwas tun könne, wenn der doch sich nicht glücklich fühle.

„Mein Freund ist doch keine Wohltätigkeitsanstalt!"

Da fuhr es aus dem Oberlehrer heraus, Herr Doktor Braun möge doch nur nicht böse sein und ihn nicht für zudringlich halten. Aber er, Doktor Mentz, könne nicht anders, wie eine Krankheit habe ihn die Sehnsucht ergriffen, aus dem Munde des Grafen Colonna eine Schilderung der ewigen Stadt zu hören. Ob Herr Braun das nicht begriffe? „Tag und Nacht schwebt es mir wie eine Verheißung vor: ich könnte das ewige Rom doch noch erleben: und zwar in den edlen Eindrücken eines edlen Jünglings. Ja, fürwahr, wie ein Göttergeschenk wäre mir die Stunde!"

Robert Braun kämpfte einen kleinen Kampf mit sich. Dann antwortete er fast zornig: „Ich werde meinem Freund schreiben, er soll Sie einladen."

Der Oberlehrer umarmte Robert Braun.

Sobald sich die Türe hinter ihm geschlossen, tat sie sich wieder auf, das runde Gesicht von Fräulein Behr sandte runde Augen herein, dann zeigten sich die Hände von Fräulein Behr und sie trugen ein Tablett.

„Ah, ich habe gedacht, Sie wollen allein essen — ja, und da kann ich Ihnen doch etwas Besonderes bringen —" Und schon breitete Fräulein Behr die Gaben rechnender Bevorzugung aus: ein kleines Beefsteak mit einem Spiegelei.

„Mein Himmel, was ist denn los?" fragte Braun. „Sollen Sie in der Miete gesteigert werden?"

„Nein," lächelte Fräulein Behr, „an so profane Dinge denke ich nicht. Ich wollte nur durch die Blume sprechen. Falls mich der Graf Colonna in den Sommermonaten auf sein Schloß wollte — als ein Gast, der sich betätigt . . ."

Braun verbiß ein Lachen, griff nach dem Spiegelei und sagte: „Gott, mein Freund ist darin sehr nett. Ich schreibe ihm eine Zeile, und wenn er dann herkommt —"

Fräulein Behr errötete. Sie war gewillt, etwas Poetisches zu sprechen. Aber sie sagte: „Wollen Sie noch ein Spiegelei?“

Braun fühlte jäh den Ruf des Gewissens: nun hatte er sich verleiten lassen, den beiden sozusagen eine Einladung zu versprechen, wie sollte das Frau von Immisch aufnehmen?

Schon war er auf ihrem Balkon!

Und Frau von Immisch vernahm, daß wenn sie Lust habe, sicher Graf Colonna entzückt wäre, sie auf seinem Schloß zu begrüßen — —

Strahlend bat Agnete von Immisch, er möge ihr doch nun noch mehr Wesenszüge des Freundes erzählen. Und da tat sich Robert Braun keinen Zwang mehr an. „Liebe Frau von Immisch,“ sagte er, „er trägt alle Züge des Genies und eine fast bestürzende Frühreife. Er erinnert an Dorian Gray und an Lord Henry, an August Wilhelm von Schlegel und George den Vierten — er scheint zuweilen wie Nietzsche — und dann ist er wieder ganz der junge, ein wenig freche, mondaine große Herr —“

Frau von Immisch erzitterte vor Vergnügen —

„Er hat eine wundervolle Büchersammlung — er liebt Juwelen und besitzt sehr schöne Stücke — er kann Ihnen stundenlang die Geschichten, die Mythen von einzelnen Steinen erzählen — und seine Sonette auf einen sterbeblauen Amethyst und einen köstlichen Mondstein — beide von einer Vorfahrin getragen — sind geheimnisvoll und betörend. Aber Sie würden fehlgehen, ihn für einen Philosophen zu halten — Wenn er reitet, wenn er zur Jagd geht — ach, Sie glauben nicht, wie tadellos er aussieht. Er hat einen zimtfarbenen und einen grünen Schoßrock — wie ein Rokokoherr, sein Gesicht strahlt vor Lust — er ist jung, wie ein Knabe —“

Und wieder stürzten sich die klugen und behenden Finger der Frau von Immisch in köstliche Wolken von Voile, Seide und Batist. Weiße Gewänder wurden in der Badewanne der Pension gewaschen, das elektrische Plätteisen schwebte in der Hand der Freiin von Immisch — und nach ein paar Tagen bot der Kleiderschrank lustvolle Anblicke. Nur ein Paar gelbe und ein Paar weiße Schuhe fehlten noch. Womit sie kaufen, wußte Agnete von Immisch nicht. Doch in der Bellevuestraße gab es eine reiche Dame, bestrebt, mit adeligen Bekannten gut zu stehen. Frau Gerster, eine Witwe in Spirituosen, verstand, daß man zur Einladung in ein gräfliches Schloß einiges benötige, und sie kargte nicht, Frau von Immisch einige Hundertmarkscheine zu leihen. — Beseligt von gelben und weißen Schuhen betrat Agnete wieder die Pension.

Sie wurde sogleich zu Braun gerufen — woselbst schon Fräulein Behr und der Oberlehrer saßen, umwölkt vom Dufte feurigen Kaffees.

Auf dem Tische lag ein Brief — —

Er lautete:

„Dear old Boy, ich sitze im König von Hannover — schreibe auf Wirtshauspapier und lache: Wie entzückend von Frau Agnete von Immisch, daß sie erwägt, zu uns zu kommen. Ist Fräulein Behr ihre Gesellschafterin? Ich begrüße beide. Und sage dem Professor, er soll Rom kennen lernen. Rom und unsere Bibliothek. Denke Dir, mein Freund — Stefan George wird bei uns sein — Fritz von Unruh wird uns sein neues Drama vorlesen und Ricarda Huch nie veröffentlichte Liebesgedichte. Ich werde zu dieser Distinktion des Geistes noch ein paar Kavaliere rufen. Man sagt, in Deutschland sei der Juni der schönste Monat — also wir werden einen Juni ohne Vergleich erleben.

Gwendolin, meine Ahnfrau, ist in Sicht, und wir wollen liebevoll sein und ihr den Weg mit Rosen bestreuen — und sie wird glücklich lächeln, wenn sie Dich wieder hat, den Weisen, wie sie sagt.

Sei nicht zu weise mit mir, mein liebster Robert. Denn ich habe gerade meine Melancholien in den Ozean des Vergessens geworfen und bin weit offenen Herzens.

Auf bald. Der Deinige

Tankred —“

Robert Braun überstürzten hundert Fragen. Aber er schien keine Lust zu haben, sie zu beantworten. Ganz sachlich sagte er, da sein Koffer immer noch fehle, müsse er die wenigen Kleider, die er habe, zum Aufbügeln bringen lassen und auch sonst einiges vorbereiten, und ging.

Die Zurückbleibenden sangen sein Lob. Sie erzählten einander sogar, daß sie seine drei, von der Nation noch wenig beachteten Romane gelesen, ja teils gekauft hatten.

Und der Oberlehrer sprach: „Doktor Braun ist ein Charakter. Wir wissen doch wenig von ihm. Wie leicht wäre es da, er erwähnte den einfachen Bruder nicht. Es zeigt eine schöne Gesinnung, daß er immer wieder von diesem Hilfslehrer spricht.“

„Ja,“ gähnte Frau von Immisch — und ergriff erneut den Brief mit der aristokratischen Schrift. — Nachdem sie sich sattgesehen, begab sie sich in ihr Zimmer. Und Frau von Immisch versank in lichte Träume. Darin schwankte die Grafenkrone der Colonnas über ihrem dunklen, heftigen Haar. Vielleicht war das ein kindischer Gedanke — ein Spiel mit alten heiligen Formeln. Ein Brautzug, Glockengeläut und Orangenblüten. Kennst du das Land — im dunklen Laub die Goldorangen glühn — Aber wie süß war das Spiel. Und Frau von Immisch errötete ein wenig, weil sie nur niemand sah, übernommen von dem Gedanken. Sie gab sich ihm eine süße Stunde lang hin — mit all seinen Konsequenzen, die endlich ein ganz winziger Graf Colonna, ein Erbe, wurden. Ein kleines Püppchen, ein kleines Herrchen, oder auch später, ein trautstes Mariellchen. Ach Gott ja, ein bißchen sehnt man sich danach . . .

Was in dieser Nacht, die der Ankunft des Einladebriefes folgte, in den Gemütern von Fräulein Behr und des Oberlehrers vorging, wollen wir im Dunkel lassen. Auch sie installierten sich, das sei genug.

Der übernächste Abend brach herein. Als Robert Braun die Pension betrat, kam sie ihm so verändert vor, und in seine Nase stieg der Geruch von wirklichem Seifenwasser und grünem Laub.

Fräulein Behr, strahlend und noch in Scheuerfestkleidern, kam ihm entgegen und sprach davon, daß ja morgen Pfingstsonnabend sei. „Schmückte das Haus mit Maien,“ flötete sie — wies auf kümmerliche Birkenstauden und frisch aufgelegte gestickte Deckchen.

„Ihr Freund wird ja im Adlon oder im Kaiserhof wohnen, aber hier soll er doch auch alles schön finden.“

Robert Braun war einen Augenblick perplex. Da kam auch schon Frau von Immisch. Wie, er habe es wohl gar vergessen? Nun, sie besäße das gute Gedächtnis. Es hätte sich ihr gleich damals beim Vorlesen des Telegramms eingeprägt, daß der Ankunftstag Tankreds der Pfingstsonnabend sei. Und der wäre morgen —

Jetzt entdeckte Braun erst, warum ihm das Eßzimmer der Pension so verändert schien. Auf einem Blumentisch, den sonst eine kümmerliche Yugga zierte, stand eine grauweiße Gipsbüste.

„Lord Byron,“ stellte Fräulein Behr vor — und erzählte, mit großer Mühe habe der Oberlehrer dieses prachtvolle Wertstück geliehen bekommen. Er suche nur noch einen Praxiteles, was leichter sei, Graf Colonna solle doch hier würdig empfangen werden. Robert Braun verbarg einen fürchterlichen Mißgeschmack, der in ihm aufstieg, und wollte verschwinden. Doch Robert Braun gehörte nicht mehr sich selbst. Die drei Prätendenten auf Gunst und Neigung seines Freundes hatten von ihm Besitz ergriffen.

Sie zeigten ihm alle Vorbereitungen, die sich auch auf sein eigenes Zimmer erstreckten. Dorthinein war von Fräulein Behr ein gräßlicher Schaukelstuhl mit einem Rauchtischchen geschafft, und eine Schlummerrolle und gestickte Kissen, auf denen Sprüche standen wie „ich bleib Dir 3 4 und 4“ verhießen ihre Bequemlichkeit.

Da ergab sich Robert Braun. Mit einem

gequälten Lächeln sah er alle die Zurüstungen für den Empfang, hörte die Pläne für das lieblichste aller Feste, Pfingsten. Fräulein Behr gedachte den Mittagstisch mit unerhörten Genüssen, wie Kalbsschnitzel und Blumenkohl zu schmücken — Frau von Immisch hatte den Nachmittagskaffee vorgesehen, und bei der Freundin Manteuffel mit aller Überredungskunst Servietten, auf denen Kronen prangten, dazu geborgt. Nebst silbernen Löffeln mit einem Wappen. Als die Aufgeregten so gegen elf Uhr abends auseinander taumelten, flüsterte der Oberlehrer noch, er habe ein Empfangsgedicht gemacht. Doch fehle ihm noch ein Reim auf Colonna, den er in der Nacht zu finden hoffe.

Wozu ihm Robert Braun viel Glück wünschte.

Er war nun endlich in seiner Stube. Er konnte nicht schlafen, weil ihn der Geruch der Pfingstmaie peinigte, die hinter dem Schaukelstuhl stand.

‚Was für Leute,' dachte er zornig, ‚alle wollen sie etwas von mir. Alle tasten sie an mir herum' — Und den Freund — ja, das fühlte er ganz genau, hatten sie ihm schon dreiviertels genommen, und wenn er noch einen Tag hier verlebte, würden sie ihm Tankred Colonna völlig entrissen haben. Da faßte Robert Braun wie traumhaft einen Entschluß.

Mit dem ersten Morgengrauen kleidete er sich an. Die vorhandene Habe, samt der Ölskizze und der Photographie, gingen rasch in die Reisetasche. Als er sie schon zugeklappt hatte, den Mantel übergeworfen, den Hut auf — bemerkte er noch das schöne Buch mit dem ewigen Gedicht und die geleerte Parfümflasche —

Er fühlte sich nicht imstande, die Reisetasche noch einmal zu öffnen — er warf noch einen scheuen Blick auf den stillen Schaukelstuhl und die Pfingstmaie. Dann ging er leisen Schrittes aus der Wohnung —

Ein kühler, frischer Morgenwind kam von der Potsdamer Brücke her. Noch fuhren keine elektrischen Bahnen —

Ganz leer war es überall.

Da hob ein Seufzer der Erleichterung Robert Brauns Brust. Es gab doch Bahnhöfe. Gott sei Dank, es gab Bahnhöfe.

⁂ ⁂ ⁂

Zwei Wochen nach diesem Pfingstfest kam ich, der Erzähler dieser Geschichte, in die kleine Pension.

Ich verweilte kaum vierundzwanzig Stunden dort, so waren mir alle Einzelheiten über den Grafen Colonna so geläufig, wie nun dem Leser dieses wahren Berichts. Das rätselvolle Verschwinden Doktor Robert Brauns erfüllte die drei Menschen mit der heftigsten Unruhe, sie eilten täglich nach Zeitungen, um zu sehen, ob nicht Mordberichte oder Raubanfälle schreckliche Klarheit brächten. Der Verlag in der Potsdamer Straße konnte nur mitteilen, daß Doktor Braun ohne Kündigung fortgeblieben sei.

Ich will den Leser nun nicht mehr erschüttern mit Ausmalung der Gemütszustände, in denen sich unsere drei Bekannten befanden. Sie warteten auf jede Post, horchten auf jede Klingel, erhofften Aufschlüsse durch das Telephon, und der Professor erwog eine Reise ins Hannöversche.

Da fiel mir ein, daß ich vor Jahren einmal den Namen Doktor Robert Braun von einem mir befreundeten Arzt gehört hatte, und in der Hoffnung, dieser wüßte vielleicht seinen jetzigen Aufenthalt, begab ich mich dorthin. Vorher hatte ich noch die Gemütsroheit, Fräulein Behr zu fragen, ob etwa Herr Braun Schulden bei ihr hätte, doch sie verneinte stolz und murmelte nur etwas von Kleinigkeiten. Das beruhigte mich. Als ich nun meinem alten Freund gegenüber saß und von Doktor Braun begann, kam ein Lächeln. Und als ich dann von Tankred Graf Colonna sprach und der grand' mère, leuchtete Freude auf. „So, so. Ei, der Robert. Früher waren es junge Damen, Prinzessinnen, Komtessen und dergleichen. Jetzt ist es ein Freund. So so."

Ich erbat mir denn doch Näheres und vernahm, Robert Braun, ein wenig krank,

nun ja, ein bissel abnorm, brauche eben solche Gestalten. Da er sie nie mißbrauche, um Kredit daraus zu ziehen, sei es doch immerhin eine harmlose Freude, nicht?

Ich ging wieder in die Pension zurück.

Frau von Immisch, reizend hübsch, nicht Neugier, sondern bangende Erwartung in den Augen, Fräulein Behr, die Züge schon für jede Eventualität bereitgelegt, und der Professor, Wehleid in der Haltung, kamen mir entgegen und führten mich in das verlassene Zimmer Robert Brauns. Und es war mir vorbehalten, erschütterten Menschen die Nachricht vom Tode des Grafen Colonna zu bringen und zwar an der Stätte seiner Geburt, der Parfümflasche und dem Befreiten Jerusalem, jenem Buch, dem der edle Name Tankred entstiegen. —

Die erschütterten Menschen sahen mit entgeisterten Augen ins Leere.

Sie waren beraubt, irre an sich selbst, sie konnten es nicht fassen, daß ein Mensch, den es nicht gab, ihre Seele umfangen hielt, und daß sein Verschwinden eine rätselvolle Leere in ihr Leben warf. Sie hatten jemand geliebt, verehrt, bewundert, gekannt, ersehnt — und diesen Jemand gab es nicht auf Erden?

Die Augen der Erschütterten verboten mir jeden Scherz.

„Sie haben sich doch vierzehn Tage sehr gut unterhalten," wagte ich nur zu sagen.

Da fand als erste Fräulein Behr zu Tatsächlichem zurück. Die Kleinigkeiten, von denen sie mir vor zwei Stunden wie von einem Nichts hochfahrend gesprochen, wuchsen und wurden zu Anklagen: „Dokor Braun hat ein Waschbecken zerbrochen, ja, ein Waschbecken — und drei Tage Pangksion ist er mir noch schuldig — und die Birken waren so teuer, ich hätte sie nie angeschafft. [illegible]n, niemals, solange ich die Pangksion [illegible]e, habe ich Birken gekauft! Er muß es ersetzen!"

[illegible]Und sie ging hinaus, das Waschbecken [illegible] Stelle zu bringen, das den Sprung vorher nicht gehabt, o nein. Der Oberlehrer sagte tonlos: „War ich denn ein Narr?"

Frau von Immisch aber verlor nicht den Ausdruck völliger Entgeisterung in schönen Augen. „Ist das möglich?" stammelte sie. „Bis ins kleinste hat man einen Menschen gekannt, und nun gibt es ihn nicht. Und nicht einmal die grand' mère —"

Und während ich versuchte, diese trauernden Hinterbliebenen zu trösten, und während sie immer neue Einzelheiten hervorbrachten, die ihnen ins Herz gegraben waren, als müsse ihre Kraft Tankred Graf Colonna wieder lebendig machen, dachte ich in leiser Melancholie: ‚Tankred Graf Colonna war eines mittelmäßigen Schriftstellers faszinierendes Gedicht.'

Welche Verheerungen und Beglückungen aber würden die Dichter anrichten, wenn sie ihre Gestalten nicht zu Papier brächten, sondern sie im Hannöverschen oder sonstwo leibhaftig leben ließen — von ihnen wie von trautesten Freunden erzählten und auch die grand' mère, den Pfeiler erdgeborener Wirklichkeit, nicht vergäßen —

Endlich verließen mich die Leidtragenden. Sie sahen ein, ihr schöner Traum war dahin — und ihn weiterzupflegen verbot ihnen die Phantasielosigkeit, die sie alle so tüchtig fürs Leben machte.

Ich saß allein mit der Parfümflasche, der noch ein leiser und betörender Duft entstieg, sah auf den schönen Band von Tassos Befreitem Jerusalem und ahnte, er würde das Äquivalent für eine zerbrochene Waschschüssel abgeben müssen — und pries Robert Braun glücklich, denn der hatte gewiß schon längst wieder einen Gegenstand für seine Liebe, sei es eine Prinzessin, sei es ein Freund. Und dabei wurde mir deutlich, daß ich durchaus kein Lügner genannt werden müsse, wenn ich vielleicht in fernen Zeiten, wo die Erinnerungen sich entmaterialisieren, selbst einmal gerührt an den Grafen Colonna, als meinen guten Bekannten, dächte. —



Das Theaterjahr im Reich

Von Dr. Ernst Leopold Stahl (Heidelberg)

Literarisches Gesamtgepräge der letzten Spielzeit (1920/21). — Die Lust zur Uraufführung. — Zeit des Mißwachses. — Der dramatische Expressionismus und seine Lehre. — Nachzügler. — Hans José Rehfisch: „Chauffeur Martin" (Mannheim). — Kasimir Edschmid: „Kean" (Darmstadt). — Der Bühnenarchitekt. — Das jungkatholische Drama. — Weinrich: „Der Tänzer" (Krefeld). — Dietzenschmidt: „St. Jakobsfahrt" (Bonn). — Leo Weismantel: „Rhönspiel" (Freilichtaufführung), „Totentanz 1921" (Nürnberg). — „Der Ackersmann aus Böhmen." — Wildgans: „Kain" (Rostock). — Überwindung des Expressionismus. — Ansatz zu einem neuen soziologischen Drama. — H. E. Jacob: „Der Tulpenfrevel" (Mannheim). — Unruh: „Louis Ferdinand" (Darmstadt). — Das Theater im besetzten Gebiet. — Ein „Theater des werktätigen Volks". — Düsseldorfer Schauspielhaus. — Stilexperimente mit Klassikern. — Die „Räuber" im Frack (Hamburg). — Die Niederdeutsche Bühne. — Das Theater der deutschen Mittelstadt. — Das deutsche Theater in der Schweiz

Wiederum wäre, weit mehr noch als andeutungsweise vor einem Jahre an dieser Stelle geschah, über das Theater im Reich — und einschließlich seiner Hauptstadt in diesem Falle — lebhafte Klage zu führen, wenn wir das, was dort geschah, lediglich unter dem engen literarischen Gesichtswinkel betrachten wollten. Denn die dramatische Produktion des zu Ende gegangenen Jahres war zweifellos gegenüber derjenigen der beiden Vorjahre noch ärmer an wirklich bedeutenden Werken. Es fehlt nicht mehr an den Bühnen, die bereit sind, sie aufzunehmen: ein deutscher Dichter mit Theaterblut würde und wird mit offenen Armen empfangen, er braucht kaum den Finger zu rühren. Aber: bald fehlt uns der Wein, bald fehlt uns der Becher! Wie haben sich die Zeiten geändert! Wie völlig hat die als unrettbar rückständig verschriene „Provinz" sich umgekrempelt. Kann man heute noch glauben, daß eine der größten deutschen Bühnen, die Mannheimer, in der neunjährigen Intendanzzeit ihres allgemein angesehenen und wirklich verdienstlichen Leiters zwischen 1895 und 1904 keine einzige Uraufführung im Schauspiel herausgebracht hat? So völlig hat damals Berlin noch den Ton angegeben, und so willig hat sich sogar das Publikum Mannheims, der vielleicht theaterbegeistertsten deutschen Stadt, diesem Zwange gefügt. In der letzten Spielzeit (1920 bis 1921) hat es diese Bühne immerhin auf vier Uraufführungsabende literarischen Gepräges gebracht — in einem Augenblick, wo die Bühnenliteratur in einem ganz anderen Maße versagte als damals, in der Zeit eines interessanten Übergangs vom Naturalismus zum Symbolismus. Auch wenn wir nicht höchste Maßstäbe anlegen (und ein Jahresüberblick dieser Art soll das nicht): selbst dann müssen wir bekennen, wir leben in einer Zeit des Mißwachses. Der Expressionismus scheint sich erschöpft zu haben, und irgendeine neue Form ist noch nicht geboren, wenn auch Ansätze dazu vorhanden sind, von denen gleich noch zu sprechen sein wird. Die Hauptvertreter schwiegen sich entweder weiterhin aus, oder sie fielen ab. Selbst ihr bisher



Conchita Clarens von der Schaubühne in München
(Aufnahme E. Wasow)



Walter Reymer als Kean in Kasimir Edschmids gleichnamigem Schauspiel. Hessisches Landestheater in Darmstadt

leidenschaftlichster bühnenpraktisch-dramaturgischer Verteidiger und Inszenator, Gustav Hartung, der jetzige Darmstädter Intendant, scheint — so zurückhaltend ist er ihnen gegenüber geworden — an ihnen zu verzweifeln.

Was der dramatische Expressionismus, der seinen wichtigsten Stützpunkt an den beiden Frankfurter Bühnen gehabt hatte, wollte, wissen wir: der Mensch soll nicht mehr Individuum sein, sondern Typus, Wesen an sich, kurz Mensch im allgemeinen und weitesten Sinn. Verpönt ist, theoretisch wenigstens, alles was nach Detail, nach Realität, nach Einzelpersönlichkeit aussieht. Die Bindung aus „Pflicht, Moral, Gesellschaft, Familie" (Edschmid) wird bewußt abgelehnt.

Gefühl ist alles — so predigten die Jüngsten, deren Schaffen etwa das zweite Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts umfaßte — wenn es oft genug leider auch kein echtes Gefühl, sondern Surrogat von künstlicher Fieberhitze, gemachter Schrei war. „Ekstase" hieß das große Schlagwort des Tages. Aber wie viele schrien nur deshalb, weil sie nicht das Vermögen hatten zu sprechen! Es war im ganzen eine ungesunde und eine doch ziemlich unfruchtbare Zeit.

War das Gefühl aber echt — und bei manchen war und ist es das gewiß —, dann wurde es meist Lyrik, aber kein Drama. Denn die expressionistische Bühnenliteratur negierte ja die Persönlichkeitsgestaltung, die Psychologisierung, negierte Spiel und Gegenspiel, und forderte das reine „Mensch"-Drama, das vielfach fast völlig gleichbedeutend war mit dem Drama um das liebe Ich, das ach so interessante. So entstanden dann halbdutzendweise jene Undramen mit dem immer so ziemlich gleichen Inhalt „der junge Mensch", der, entsprechend dem Gebot der Typisierung, immer so ziemlich den gleichen als gar martervoll dargestellten Passionsweg über Dachstube, Dirnenhaus, Krankenhaus, Wirtshaus und verwandte Institute nimmt und sogar bis zur Übereinstimmung einzelner Motive bei den verschiedenen Dichtern geht.

Der Leser kennt aus früheren Berichten eine Reihe von charakteristischen Hauptwerken des Expressionismus von Hanns Johst, Hermann von Bötticher, Hasenclever, Klabund u. a., denen sich in diesem Jahr nun auch Franz Werfel, der meisterliche Nachdichter der Troërinnen des Euripides, mit seinem — sagen wir — „Faust", dem schwäch-



Szenenbild aus ‚Der Tor und der Tod' von Hugo von Hofmannsthal am Stadttheater in Bamberg (Aufnahme Carl Bauer)



Bühnenbild von Emil Burkhard aus dem ‚Spiel der Schatten‘ von Dr. Hellmuth Unger im Badischen Landestheater zu Karlsruhe. (Aufnahme Hohl)

lichen „Spiegelmensch“ zugesellt. (Uraufführung am Landestheater in Stuttgart.)

Bei zwei anderen Nachzüglern verlohnt es sich, ein wenig zu verweilen. Der eine ist Hans José Rehfisch mit seinem „Chauffeur Martin“ (Uraufführung am Nationaltheater in Mannheim). Er strebt stofflich wie formal über das bisherige Schema hinaus. Es ist das Revolutionsdrama eines Kampfes um Gott. Der Chauffeur Martin, ein braver, redlicher Berufsmensch, Hüne und Kind in einem, eine Art expressionistischen Fuhrmann Henschels, verursacht durch ein Mißgeschick den Tod eines Menschen. Sein einfacher Sinn kommt zu dem Schluß: Da alles nach Gottes Wille geschieht, so kann Gott nur das Böse wollen, ja Gott ist das Böse. Und er tritt dem Feind-Gott gegenüber, von dem er sich angegriffen fühlt. Alle Menschheit packt die grausige Welttod-Parole Martins. Keiner arbeitet mehr, Fluch fällt auf alles, auf alle. Man sieht einen Totenstaat, statt eines Tatenstaats. Gott selber wird zum Angeklagten der versammelten Menschen. Da ersteht Gott ein Anwalt im Armseligsten: ein armer Teufel preist das Glück in der Schönheit der Natur, der Liebe, der Freundschaft. Und Martin fällt als Opfer seiner Todlehre. Ein gedankenreiches, fesselndes Werk, das bedeutsam auch insofern ist, als es — in stilistischer Uneinheitlichkeit allerdings noch — sich aus der Starrheit der Zeitvorbilder zu befreien strebt, als es nicht mehr stundenlang stammelt und ekstatelt, nicht mehr den Grundgesetzen alles Dramatischen aus dem Wege geht. Auch dieses Stück eines wirklich begabten, jungen Menschen offenbarte aber wieder den Grundfehler so vieler gleichzeitiger Werke: Mangel an Blut, Überfülle an Reflexion.

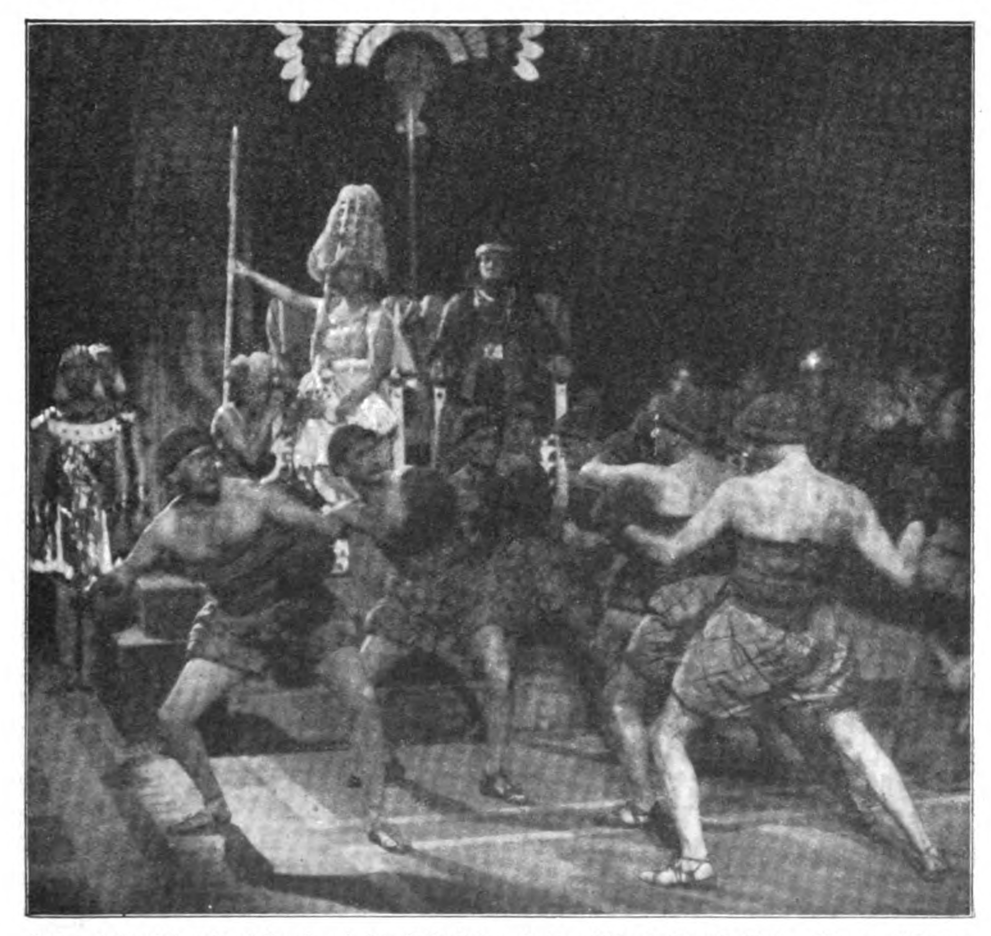
Katharina Reichert vom Schauspielhaus in Düsseldorf

Aus einem ganz andern Grunde ist kurz anzuhalten bei der „Kean“-Bearbeitung von Kasimir Edschmid (Uraufführung am Hessischen Landestheater in Darmstadt). „Kean“ von Dumas Vater war der größte Theaterreißer des 19. Jahrhunderts, berühmt-berüchtigt durch die Szene, wo Kean plötzlich aus der von ihm gespielten Shakespeare-Rolle in die tollste Wirklichkeit übergeht und die Handlung von der Bühne auf den Zuschauerraum übergreift, wo mitagierende Mimen sitzen. Es war doch recht verdächtig, daß der kritische Wortführer des Expressionismus sich just dieses grobe Machwerk für sein Bühnendebüt auswählte, sei es auch mit der Entschuldigung seines Nachworts, in dem Stücke „das Genialische, das auch im Kitsch noch zuckt, als Geste bloßzulegen“. Aber

Gerade der Versuch, zu zeigen, daß dieser Kean „aus elementaren Leidenschaften angesammelt“ ist (was sich überhaupt nicht an Hand eines altmodischen Intrigenstück-Szenariums durchführen lassen dürfte), ist mißlungen. Beseeltheit, Blut, „Schicksal“ spüren wir gar selten durch die Verkrampftheit der literarischen Form, durch die es sich kundgeben möchte. Die Leidenschaft, die dem Werke einzig Wert geben könnte, trug erst der Regisseur Hartung in die üppig phantasiereiche Inszenierung hinein, wesentlich in Verbindung mit seinem Darmstädter Ausstattungsmeister Pilartz, der sich als „Bühnenarchitekt“ bezeichnet. Mit Recht. Denn vom Architektonischen, nicht vom Malerischen oder Kunstgewerblichen mehr geht er aus, was sich noch stärker in seinen Klassiker-Ausstattungen: „Jungfrau“, „Don Carlos“, „Maria Stuart“ und „Richard III.“ zeigt.

(Schauspielerisch war die stärkste Leistung auf klassischem Gebiet, wie hier angefügt sei, die wahrhaft geniale Darstellung der Penthesilea durch Gerda Müller am Frankfurter Schauspielhaus unter Richard Weicherts Leitung.)

Mit seinen reinsten Ausdruck hat der dramatische Expressionismus vielleicht in dem jungkatholischen Drama gefunden, das — außer dem Franzosen Paul Claudel, dessen „Verkündigung“ auch gelegentlich bereits auf deutschen Bühnen erschien — vornehmlich drei Vertreter sehr verschiedenen Wesens bei uns aufweist. Am unbedeutendsten ist zweifelsohne der junge Franz Johannes Weinrich, der sich in seinem Legendenspielchen „Der Tänzer“ (Uraufführung am Stadttheater in Krefeld) ganz von seinem köstlichen Stoffe (man kennt ihn aus Gottfried Kellers „Tanzlegendchen“) tragen läßt und ihn lediglich lyrisch weitschweifig paraphrasiert. Vorzügliche Anlage zum katholischen Volksdramatiker hat der Deutsch-Böhme Dietzenschmidt, der allerdings im eigenen Lager noch auf starke Widerstände stößt. Wie schon sein erstes Legendenspiel „Christopher“, zeigt auch sein zweites, „Die St. Jakobsfahrt“ (Uraufführungen am Landes-



Bühnenbild mit den Faustkämpfern in der ‚Josephslegende‘ von Richard Strauß. Nationaltheater, München (Aufnahme L. Osborne)



Antonie Dietrich als Prinzessin Wilhelmine im „Kronprinz“ von Hermann v. Böttícher. Staatstheater, Dresden. (Aufnahme Martin Herzfeld, Dresden)

theater in Schwerin und Stadttheater in Bonn), sein ungewöhnliches Geschick in der Aufspürung und Belebung seiner Fabeln, und eine besondere Verbindung aus starker Sinnlichkeit und echter Religiosität.

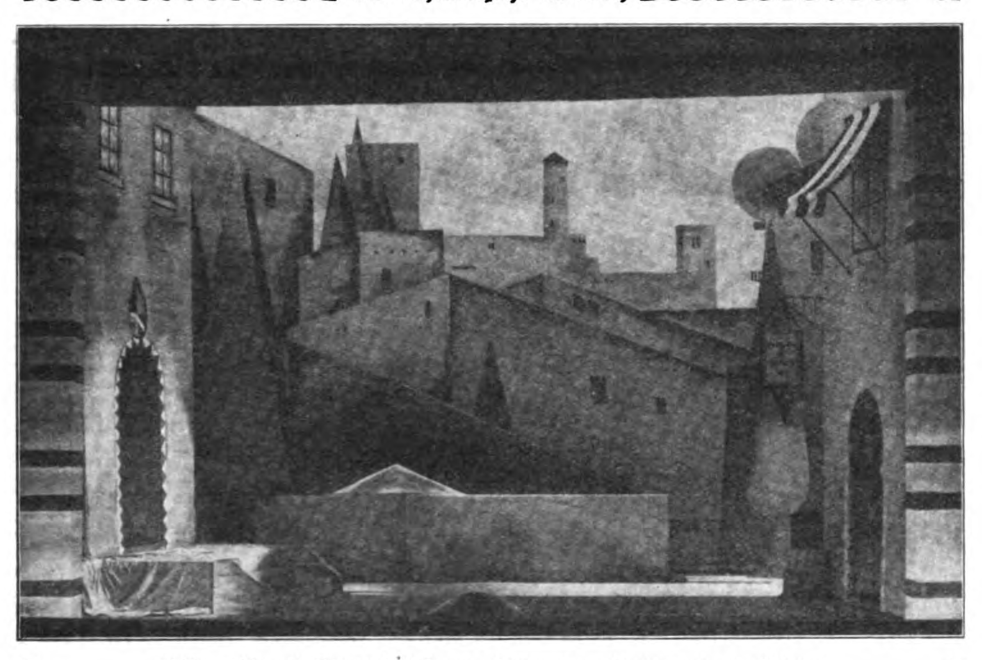
Bausteine zu einem gegenwartverbundenen geistlichen Volksstück katholischer Prägung gibt auch der feiner als Dietzenschmidt organisierte Leo Weißmantel. In seinem „Rhönspiel“, das er für Freilichtaufführungen durch Rhönbauern im Sommer 1921 schrieb, wie in seinem „Totentanz 1921“ (Uraufführung in der Nürnberger Katharinenkirche durch das dortige Stadttheater) hat der durch Julius Bab mit einer Ehrung der Kleistpreis-Stiftung ausgezeichnete Dichter sich von der gar zu abstrakten Unanschaulichkeit seines „Wächters unter dem Galgen“ zu befreien bestrebt. Wie den Protestanten Otto Herpel, hat nun diesen Katholiken eine Umgestaltung der alten Totentanz-Idee gereizt.

Am tiefsten hat von religiös gestimmter Dramatik ein geistlicher Streitdialog des Mittelalters, „Der Ackersmann aus Böhmen“ des Johannes von Saaz gewirkt (Münchener Residenztheater, bearbeitet von Rudolf Frank), eine Dichtung von starker sprachlicher Kraft.

Schon regen sich Anzeichen, die auf eine Überwindung des Expressionismus ausgehn. **Beim „Kain“ von Anton Wildgans (Uraufführung am Stadttheater in Rostock) ist das** allerdings erst sehr bedingt der Fall. Wildgans trug mit seinem Zyklus dramatischer Gedichte, die mehr Gedichte (schöne Gedichte oft) als Dramen sind — „Armut“, „Liebe“, „Dies irae“ — nicht wenig zur Auflösung der Form bei. Auch „Kain“ ist durch und durch kein Drama, sondern ein Oratorium in musikalischen Worten von edlem Sinn, von reinem, bei Wildgans immer von neuem überzeugendem Seelenadel. Seine vier Menschen sprechen an jeder Station der biblischen Geschichte, die sie passieren, Arien über ihre augenblickliche Seelenverfassung. Getragen wird die Dichtung von dem Prometheus-Motiv: Daß Kain, der den Tod auf die Erde gebracht, der wahrhaft Starke geworden ist, „der Gott zur Gebärde gemacht“ hat. Sie sucht zugleich die Verbindung mit der Not unserer Zeit ohne häßliche Aktualitätslüsternheit, läßt deutlich an den Wahnsinn der jüngsten Tage denken und klingt, sprachmalerisch stärker als im Geistigen und im Dramatischen, in tiefem Pessimismus aus: „Immer wieder wird Kain den Abel erschlagen.“



Margarete Anton vom Alten Theater in Leipzig (Aufnahme S. Genthe)



Bühnenbild von Stefan Welcke aus ‚Carmen' am Stadttheater in Minden

Zeigt bei Wildgans nur die Stoffwahl, noch nicht Form und Ausprägung eine Abwendung vom Bisherigen, so begegnet uns bei einem anderen markanten Autor und seinem positiv ergebnisreichen Schauspiel des letzten Jahres, im „Tulpenfrevel" von Heinrich Eduard Jacob (Uraufführung am Mannheimer Nationaltheater) ein bewußtes und deutliches Abrücken vom expressionistischen Dramenversuch. „Mag auch von ferne betäubender Strindbergs erotischer Kosmos locken — der soziologische der Zola und Ibsen ist größer, ist umfassender," so bekennt der junge Berliner Dichter. Jacobs Traum ist, ein neues „Gesellschafts"-Drama mit schaffen zu helfen. Keineswegs aber sieht er die Sendung des heutigen literarischen Bühnenwerks im politischen Tendenzstück. Kunst darf und soll nach Jacob soziologische und gesellschaftsbiologische Inhalte entwickeln, wie es durch das Medium eines anderen Milieus vor allem „Don Carlos" in der Vergangenheit und „Florian Geyer" in unserer Zeit taten. Niemals aber darf das Drama nach Art gewisser Parteiliteraten politische Entscheidungen fällen. (Ein abschreckendes Beispiel in dieser Hinsicht bot die Uraufführung eines Stückes „Judas" von Erich Mühsam von leitartikelhafter Geschwätzigkeit in einer Sonderaufführung durch einen linksradikalen Verein Mannheims.)



Direktor Erich Ziegel als Franz Moor in den ‚Räubern' Hamburger Kammerspiele. (Aufnahme John Thiele)

Der „Tulpenfrevel" H. E. Jacobs behandelt, lebendiger als sein „Beaumarchais und Sonnenfels", wieder einen historischen

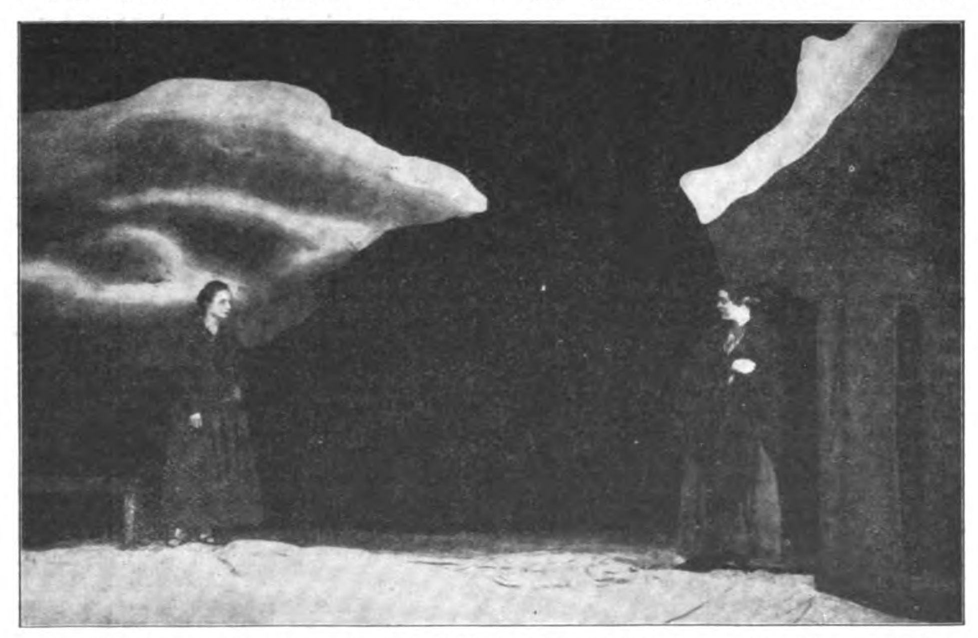
Stoff, der unmittelbare Parallelen zur Gegenwart ohne Zwang ergibt. Einer fast nüchtern erscheinenden Materie gewinnt er ethische und poetische Werte in psychologisch scharfer, sprachlich gepflegter Dialogführung und in dramatischer Bewegung ab. Es ist ein Kriegsgewinnerdrama, das während des Dreißigjährigen Krieges in Holland spielt. Das halbe Land treibt Tulpenzucht und -handel, bis plötzlich die Katastrophe hereinbricht. Eine Welt von Spekulanten versinkt, für die selbst die Blume reines Geschäftsobjekt geworden war. Eine „Sezession gütig skeptischer Tatmenschen" soll eine Erneuerung bringen. Der Forscher verdrängt bei Jacob noch manchmal den Former. Aber die Schicksale seiner Menschen berühren uns irgendwie. Jacob zeigt gewiß nicht den einzigen, aber doch einen gangbaren Weg heraus aus der Sackgasse lyrisierender Scheindramatik.



Fritz Reiff als alter Peer Gynt. Altes Theater in Leipzig. (Aufnahme S. Genthe, Leipzig)

Dieser Überblick über ein paar, nach verschiedener Richtung charakteristische Haupterscheinungen des letzten Jahres darf uns genügen. Über andere, die Beachtung wert sind, wie den neuen Kleistpreisträger Paul Gurk, einen Berliner Magistratsbeamten, oder Alfred Brust darf bei künftiger Gelegenheit gesprochen werden, wenn sie gründlicher als diesmal auf der Bühne erprobt sein werden.

Von einem Drama aber muß noch die Rede sein, wenn es auch seiner Entstehung nach nicht den jüngsten Jahren angehört. Es ist „Louis Ferdinand, Prinz von Preußen", von Fritz von Unruh (Uraufführung am Landestheater in Darmstadt), der infolge einer zopfigen alten Ministerialverfügung in Preußen bis zur Revolution



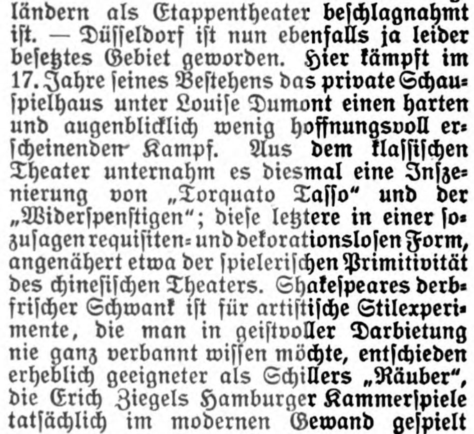
Bühnenbild von Prof. Baranowsky aus dem ‚Singenden Fisch' von Alfred Brust im Alten Theater zu Leipzig (Aufnahme S. Genthe)

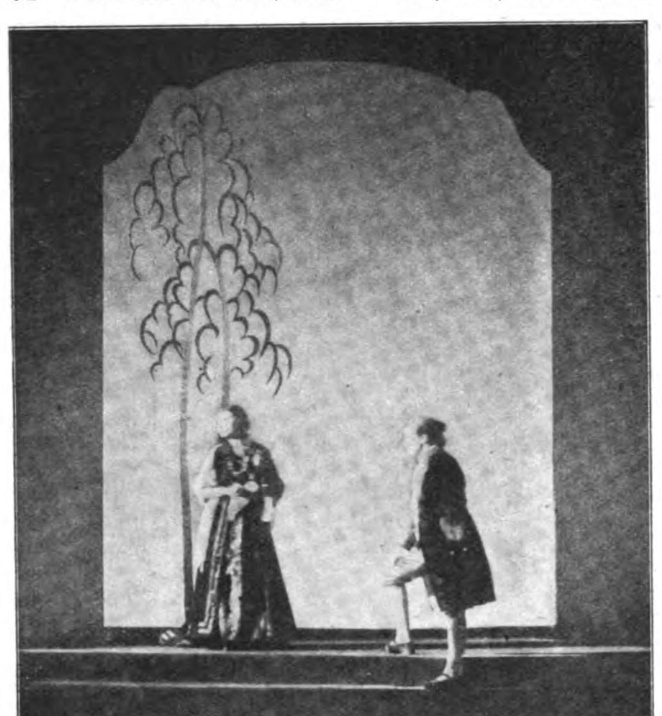
unaufführbar gewesen war. Das Thema hat in der Zwischenzeit seit dem Entstehen (1913) eine ungeahnt furchtbare Zeitgemäßheit bekommen: es ist ja der preußische Zusammenbruch von 1806. Worum es sich für Unruh in diesem bedeutendsten historischen Drama der Gegenwart handelt, ist etwa dies: die historische Person über ihre Erdgebundenheit hinausprojizieren, sie der „logischen Vollendung" zuführen, das sichtbar machen, was im Unterbewußtsein in ihm lebt (oder konsequenterweise leben müßte), unterirdische Strömungen der Zeit an die Oberfläche bringen. Und das gelingt ihm in einer wahrhaft grandiosen Weise. Unruhs historische Personen erscheinen vielfach in unhistorischen Situationen und sprechen wohl immer in unhistorischen, oft sehr persönlich Unruhschen Wendungen. Aber doch hat Unruh nicht in „Louis Ferdinand" hinein-, sondern nur, wenn man so sagen darf, aus dem historischen Material herausgeheimnißt. Unruh gibt eine monumentale Formung und Aus- (nicht Um-) Deutung der historischen Gegebenheiten. —



Vilma Aknay vom Burgtheater in Wien. (Aufnahme Setzer)

Im besetzten Gebiet des Westens, wo natürlich dem Theater von seiten der Bevölkerung erhöhte Liebe entgegengebracht wird, haben sich seit dem vorigen Jahre die Verhältnisse vorteilhaft verändert. Denn ein Zufall, vielleicht auch z. T. die natürliche Vorliebe des Rheinländers für die Musik, hatte es mit sich gebracht, daß die überwiegende Zahl der dort tätigen Bühnenleiter von der Oper „abstammten". Das schon in meinem Bericht des vorigen Jahres hervorgehobene, allein das Schauspiel pflegende Stadttheater in Bonn machte eine rühmliche Ausnahme. Es ist unter Dr. Albert Fischer, den dieses Jahr der Maler Walter von Wecus unterstützt, eine lebendige Kulturstätte und Uraufführungsbühne; der eigenartige Versuch einer stilisierenden Inszenierung der „Weber" sei genannt. Neue, vom Ernst ihrer Aufgabe erfüllte und begabte Männer zogen an den Stadttheatern in Aachen, wo jetzt Intendant Sioli die Bevölkerung mit den Grundlagen künstlerischer Inszenierung vertraut zu machen strebt und in dem Maler Leo Dahl einen trefflichen Beirat besitzt, und in Krefeld ein; hier ist es Otto Maurenbrecher, der seinen alten Ruf als Pfleger guten Schauspiels aufs neue bewährt. Auch eine neue Bühne ist im Westen entstanden, das „Theater des werktätigen Volkes" am Friesenplatz in Köln, eine Volksbühne nach Berliner Muster, die, wenn sie auch noch mit beträchtlichen Anfangsschwierigkeiten zu kämpfen hat, unter der künstlerischen Obhut des speziell als Bildregisseur ausgesprochen fähigen Johannes Tralow der Stadt etwa das bieten könnte, was ehemals das Deutsche Theater bot, welches jetzt von den Engländern als Etappentheater beschlagnahmt ist. — Düsseldorf ist nun ebenfalls ja leider besetztes Gebiet geworden. Hier kämpft im 17. Jahre seines Bestehens das private Schauspielhaus unter Louise Dumont einen harten und augenblicklich wenig hoffnungsvoll erscheinenden Kampf. Aus dem klassischen Theater unternahm es diesmal eine Inszenierung von „Torquato Tasso" und der „Widerspenstigen"; diese letztere in einer sozusagen requisiten- und dekorationslosen Form, angenähert etwa der spielerischen Primitivität des chinesischen Theaters. Shakespeares derbfrischer Schwank ist für artistische Stilexperimente, die man in geistvoller Darbietung nie ganz verbannt wissen möchte, entschieden erheblich geeigneter als Schillers „Räuber", die Erich Ziegels Hamburger Kammerspiele tatsächlich im modernen Gewand gespielt





Bühnenbild von Leo Dahl aus den ‚Räubern' am Stadttheater zu Aachen (Aufn. Richter-Rosenfeld)

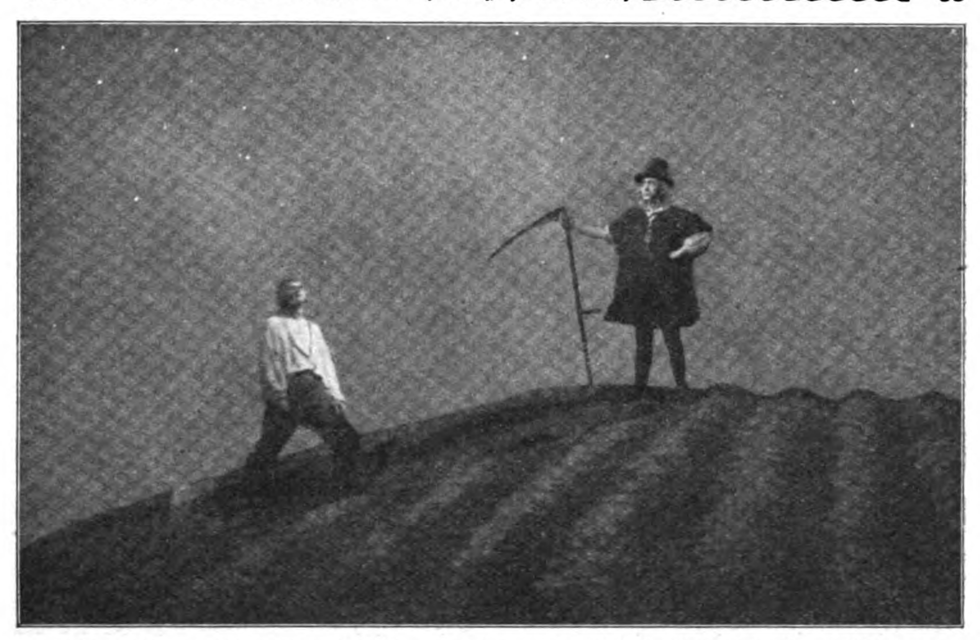
haben: Franz mit Monokel, Karl im feldgrauen Kittel, der alte Moor im Klubsessel. Ein Werk einmal im engsten Kennerkreis, sozusagen hinter verschlossenen Türen, von seinem Milieu loszulösen und es auf seine Tragfähigkeit hin durch einen solchen oder anderen Versuch zu prüfen — wer könnte leugnen, daß es seinen Reiz hat? Es sind wahrlich nicht die schlechtesten Stücke (und Schauspieler), die uns auf einer Probe in einer Darstellung ohne Maske und im Straßenanzug an die Seele packen, wie es mir vor einiger Zeit mit einem Florian Geyer erging. Aber es ist ein schwerer Fehler, mit derartigen Intimitäten an die Öffentlichkeit zu gehen oder sie sogar als eine neue Errungenschaft preisen zu wollen. —

Folgenreicher und erfreulicher als diese Hamburger „Räuber" sind die Erfolge der „Niederdeutschen Bühne", die dort Dr. Richard Ohnsorg vor einiger Zeit zur Pflege des plattdeutschen Dramas ins Leben gerufen hat. Dieses besitzt in den drei jungverstorbenen Männern Stavenhagen, Boßdorf und Gorch Fock drei starke und eigenartige Dichter, an denen man selbst in andern deutschen Sprachgebieten nicht vorübergehen sollte. —

Durch alle Fährnisse und Nöte hindurch wahrt sich das deutsche Theater seine Stellung. Ja mit besonderer Freude läßt sich beobachten, wie in vielen kleineren und mittleren Städten auf seiten der Stadtverwaltungen das Verantwortlichkeitsgefühl gewachsen und das Publikum mehr und mehr von der Bedeutung seines



Fräulein Bricken als Bianca und Herr Fischel als Lutecio in der ‚Widerspenstigen Zähmung'. Nationaltheater, München (Aufnahme L. Osborne)



Bühnenbild aus ‚Ackermann und Tod' von Johannes von Saaz im Residenztheater zu München (Aufnahme L. Osborne)

Stadttheaters durchdrungen ist. Das Theater ist nicht nur für die deutsche Großstadt, sondern erst recht für die deutsche Mittelstadt, für die es vielfach die eigentliche und sogar



Direktor Franz Wenzler vom Schauspielhaus in Zürich (Aufnahme Oertel)



Dr. R. Ohnesorg als Kröger im ‚Fährkrog' von Boßdorf. Niederdeutsche Bühne, Hamburg (Aufnahme A. Mocsigay)



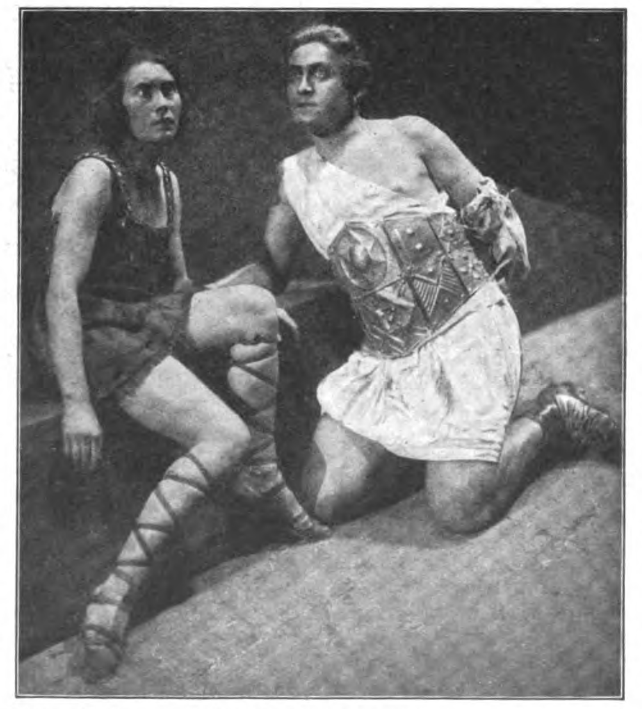


Senta Eßer vom Stadttheater in Bonn
(Aufnahme des Elektro-Reflex-Atelier in Bonn)



Annie Ernst von der ‚Schaubühne', München
(Aufnahme E. Wasow)

einzige künstlerische Zentrale bildet, unentbehrlich. Die Tatkraft eines neuen Leiters vermag mißachteten oder gemiedenen Theatern schnell ein neues Ansehen zu geben. Das zeigt z. B. das von Direktor Willken in Darstellung und Spielplan wie in der Ausstattung auf ein vortreffliches Niveau gehobene Bamberger Stadttheater, ebenso wie das von Dr. Hoffmann-Harnisch modern geleitete in Minden oder diejenigen in den Universitätsstädten Münster (Direktor Dr. Krüger) und Heidelberg (Direktor Meißner), das in diesem Jahre organisatorisch eine Dreigliederung seines Publikums vornahm; es gibt hier nämlich eine große Theatergemeinde, das alte Abonnementspublikum und endlich eine Kammerspielgemeinde. Heidelberg war es auch, das Tiecks „Gestiefelten Kater" 1921 nach 75 Jahren der Vergessenheit



Gerda Müller als Penthesilea und Carl Ebert als Achill in Kleists ‚Penthesilea'. Schauspielhaus in Frankfurt a. M. (Aufn. N. & C. Heß)



Else Wohlgemuth vom Burgtheater in Wien. (Aufnahme Setzer)

entriß. — Bei dieser Gelegenheit gilt es einmal, auch ein Wort des Dankes für das zu finden, was die deutschen Theater in der Schweiz während und seit dem Kriege für die deutsche Kultur getan, was sie als Außenforts an praktischer Verständigungspolitik geleistet haben. Und dieser Dank gilt nicht nur den Bühnenleitern von durchweg wohl reichsdeutscher oder österreichischer Abstammung. Es war zuvörderst Dr. Alfred Reucker (jetzt Intendant in Dresden), der in zäher Arbeit das Züricher Stadttheater zu einem künstlerischen Musterinstitut in Oper und Schauspiel erhob; nun wurde er von dem Opernleiter Paul Trede abgelöst, der sich unter andern die Pflege der Spieloper zur Aufgabe machte, während die Schauspielbühne im Pfauentheater einen eigenen Direktor in Franz Wenzler erhielt. Es war ferner Albert Kehm, der dem Berner Stadttheater während des Krieges seine ausgeprägte deutsche Physiognomie erhielt (jetzt ist er Intendant in seiner Heimatstadt Stuttgart, sein Nachfolger ist K. L. Peppler); weiterhin der als musikalischer



gesagt werden kann, das trifft für das deutsch-schweizerische Theater in vollstem Umfang zu. Hier wurde und wird ohne „Parole", rein aus dem Impuls und dem tatsächlichen Bedürfnis heraus, unbeschadet aller politischen Grenzen, gewirkt im Sinne einer großen deutschen Geistesgemeinschaft.

Den kritischen Ausführungen des Verfassers möchte die Schriftleitung gern noch einen Hinweis hinzufügen. Die Überfülle der hier herangezogenen Bühnen macht es unmöglich, die Hauptstützen jeder einzelnen Kunststätte im Bilde vorzuführen, auch wenn sie an Ort und Stelle den Löwenanteil des Beifalls auf sich vereinigen. Der Raum, der einem einzelnen Gebiet hier gegeben werden kann, ist zu eng beschränkt. Die diesmal noch nicht gezeigten Künstlerköpfe sollen unsere Leser ein andermal ansprechen.

Regisseur mit an der Spitze stehende Dr. Ernst Lert am Stadttheater in Basel (jetzt Operndirektor in Frankfurt a.M.). Aber Dank für Verständnis der hohen Aufgaben ihrer Bühnen gehört offenbar vielfach auch den einflußreichen, aus Einheimischen zusammengesetzten bürgerlichen Theaterkomitees. Als weitere Bühne zu den genannten drei gesellte sich die während des Krieges geschlossene in St. Gallen, die den großen, von Direktor Theo Modes verständnisvoll genutzten Vorzug besitzt, ausschließlich ein Schauspiel-Ensemble zu haben, mit dem es selbst an die Bewältigung von so heiklen Aufgaben wie „Faust II" herangehen kann. In Schaffhausen-Winterthur endlich hat Direktor Otto Schwarz einen gewissenhaft geführten Gemeinschaftsbetrieb eingerichtet. — Was sonst von deutscher Kulturpropaganda im **Ausland vor wie im Kriege im allgemeinen wahrlich nicht**

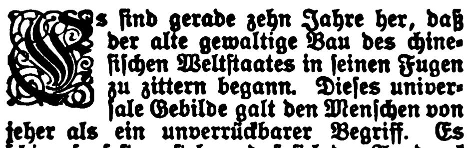


Maria Mayen vom Burgtheater in Wien. (Aufnahme Setzer)
Oben: Fräulein Dora Koreny-Scheck in Schillers ‚Jungfrau von Orleans'. Landestheater, Stuttgart. (Aufnahme Vollmar)



Chinesen von heute

Von Erich von Salzmann



Es sind gerade zehn Jahre her, daß der alte gewaltige Bau des chinesischen Weltstaates in seinen Fugen zu zittern begann. Dieses universale Gebilde galt den Menschen von jeher als ein unverrückbarer Begriff. Es schien so fest zu stehen, daß sich der Ausdruck chinesisch und rückständig im westländischen Sprachgebrauch fast zu decken schien. Die chinesische Mauer zum mindesten war das Dokument von Engherzigkeit und Eingeschlossenheit. Die Welt riß alle Mauern ein, und doch, wie weit haben sich die Völker jetzt voneinander entfernt. Wer die Chinesen zu kennen glaubte, der muß es heute erleben, daß er sich täglich irrt. Alles kommt anders, und wer unter der Annahme stand, daß dieses Reich und sein Volk unter die mit Gewalt arbeitenden aktiven Reiche der Erde in Interessensphären aufgeteilt werden würde, der wird heute wiederum bekennen müssen, daß er falsch lag. Asien erwacht zu neuem Selbstbewußtsein. Was sich hier regt, welchen Ausgang die Dinge nehmen werden, wie der Einfluß der Gestaltung auf den fernen Orient sein wird, das ist noch nicht abzusehen. Eines aber ist sicher: die asiatische Welt bewegt sich, sie ist in mächtige Schwingungen geraten. Die Strahlen ihrer Aktivität werden bald im ganzen Okzident fühlbar werden. Möge sich die alte Welt hüten, damit diese Strahlen nicht zur sengenden Sonne werden, die Dürre und Verwüstung hinter sich läßt.

Als wir vor mehr als zwei Jahrzehnten im kriegerischen Kleide zum erstenmal den uralten Kulturboden Asiens betraten, da wußten wir alle verzweifelt wenig davon, daß hier ein Volk lebte, mit einer so fest gewurzelten Kultur, daß etwas Gleiches auf Erden nicht besteht. Der Weltkrieg hat uns den Streit über Zivilisation und Kultur beschert, mit dem in Deutschland sooft gebrauchten Worte ‚Kultur' hat man allerorten seinen Spott getrieben, man hatte vergessen, daß die weißen Menschen, deren Völkerwiege einst im alten Europa stand, von großer Entfernung aus gesehen doch alle das gleiche Bild bieten. Ihre Zivilisation, ihre Kultur war nur eine äußerliche, sonst hätten sie den Weltkrieg niemals bis zu diesem furchtbaren Ende geführt, um damit einer ganz anderen und viel festeren Kultur, nämlich der ostasiatischen, den Beginn eines noch vor zwanzig Jahren schwer erscheinenden Aufstieges zu erleichtern, fast zu ebenen. Die Asiaten haben die große Kunst des Wartens gelernt. Vielleicht ist in der buddhistischen Grundlage ihre Gesamtentwicklung mit verankert. Wenn man heute mit der Erkenntnis von Versailles, durch die wir alle gegangen sind, an das zurückdenkt, was alle fremden Mächte ohne Ausnahme hier seit fast einem Jahrhundert auf dem ostasiatischen Kontinent gesündigt haben, und noch immer sündigen, so könnte man sich fast schämen. Aber die Welt wird nie lernen. Ihr größter Lehrmeister, die Geschichte der Erde, die Geschichte der Völker, scheint, wenn man sieht, was täglich vorgeht, vergessen. Hier wird jetzt wiederum Geschichte gemacht. Was sich hier bildet, das ist ein ganz neues Etwas, wie lange noch, und gerade China wird gleichberechtigt unter den Völkern der Erde stehen. Das Riesenreich wird noch in diesem Jahrhundert dieselbe Stellung in den Beziehungen der Völker zueinander einnehmen, die es im 18. Jahrhundert unter der Führung des gewaltigen Mandschu-Kaisers Kien Lung gehabt hat, damals, als Voltaire chinesische Gedichte übersetzte, die Botschaften zwischen Osten und Westen hin und her zu fliegen begannen.

Den ganzen Sommer bin ich im Nordosten Asiens herumgereist, ich bin aus einem Staunen ins andere verfallen. Langsam stiegen mir Bedenken auf, bis mir schließlich der tiefe Ernst dessen klar wurde, was hier vorgeht. Die Hauptstadt des himmlischen Reiches ist heute nicht mehr das merkwürdige Sammelbecken aller asiatischen Völker, die hier mit dem Sohn des Himmels irgendeine Verbindung suchen oder sich vom Rat der Großen Weisheit für ihr Dasein holen wollen. Die mongolischen Prinzen, die alljährlich mit einem Riesengefolge in wohlverwahrten Tragsänften, von Kamelkarawanen begleitet, herunter reisten, sieht man nicht mehr. Sie sind noch da. Der alte Amur-Ling-Kwai, der Calatschin-Wangje, der Fürst des Ordos, die wohnen noch in denselben alten Palästen, die ihre Urahnen erbauten, als sie mit den mandschurischen Reiterführern vor bald drei Jahrhunderten in die Hauptstadt des Nordens einzogen. Diese Fürsten, hinter denen die freien Nomaden der mongolischen Steppe stehen, die auch schon längst in die Riesenwirtschaftsexpansion der modernen Industrievölker einbezogen sind, sind nicht von der Bühne, auf der die Weltgeschichte gespielt wird, abgetreten, wie es ihre Vettern aus dem Hause Ta-Tsching tun mußten. — Mancher Prinz der einst untertänigen Völkerschaften fährt heute im modernen Auto und unterhandelt mit den fremden Diplomaten, die Gold, Metalle und andere Schätze in ihren Weidegebieten wittern. Die tibetanischen Lamas sind auch noch in Peking. Aber es geschieht selten, daß man eine der gelben Seidenroben

und die schweren Pelzmützen sieht. Sie sitzen in ihren Lamasereien und sind von der Republik wohl organisiert. Am Eingang zahlt man für die gedruckte Einlaßkarte den festen Preis, und der ein Gebet murmelnde, den Rosenkranz drehende Lamapriester spricht als Fremdenführer bereits englisch. Die Männer aus dem mandschurischen Norden, die bis zur Revolution ihren Tribut an Fischen und Wild, an lebenden Pferden und Schafen alljährlich an den Hof zu liefern hatten, bleiben ganz aus. Die kostbaren Fische des Amur, die Fasanen und Antilopen der großen Steppen bleiben heute fort und fehlen auf den Tafeln der Wohlhabenden. Die Beziehungen der Hauptstadt mit den reichen Provinzen südlich des Yangtsestromes sind nicht die allerbesten. Dort unten weht fortgesetzt die Fahne des Aufruhrs. Der alte Umstürzler Sun Yatsen hat es heute in Kanton verstanden, eine eigene Republik einzurichten. Noch vor einem Vierteljahr lachte man über den landfremden Phantasten, und die Chinesen in der Straße meinten, er kennt ja sein eigenes Volk nicht, er ist fremd geboren, er kann unsere Schriftzeichen nicht einmal lesen. Es muß aber wohl doch etwas Eigenartiges an diesem Mann dran sein, dessen starke persönliche Suggestion ich selbst in der ersten und zweiten Revolution in Unterhaltungen mit ihm fühlte. Die Südländer sind also auch heute wenig in Peking vertreten. Dafür hat das fremde Element der Angehörigen weißer Rasse ganz ungeheuerlich zugenommen. Vor allem ist es Nordamerika, das mit den Angehörigen der Vereinigten Staaten einen außerordentlichen Einfluß auf die Gesamtentwicklung erreicht hat. So kann man sagen, daß sich der Kampf, der sich zwischen den um den Stillen Ozean liegenden Staaten und Japan vorbereitet, bereits auf dem Kontinent zu fühlen ist. Während Amerika mit aller Macht, mit allen Mitteln, mit Geld und geistiger Propaganda in einem Umfange, wie es noch niemals dagewesen ist, oder höchstens durch Northcliffe im Kriege gegen uns betrieben wurde, in China Einfluß zu sichern versucht, steht es unmittelbar politisch hinter dem Aufrührer Sun Yatsen und dem Süden, während der Norden mehr zu Japan hält. Diese beiden Hauptstreiter sind denn auch das hervorstechendste Element auf allen den Punkten, wo überhaupt Konkurrenz vorhanden ist. Aber sie werden sich alle irren. Das ist es, was mir im Nordosten klar wurde. Wenn man bedenkt, daß dort in Harbin, in Mandschuria, in Pogranitschnaja noch vor fünf Jahren der Chinese auf seinem eigenen Grund und Boden von den Russen wie ein rechtloser Sklave behandelt wurde, und wenn man dann heute sieht, wie sich dieses Verhältnis an denselben Stellen genau in das Gegenteil verkehrt hat, dann vermag man in eine ferne Zukunft zu schauen; denn ähnlich, wenn auch in gemäßigterer Form, wird es allen Fremden auf chinesischem Boden ergehen. Der Russe ist heute in der Nordmandschurei fast rechtlos geworden. Als die Sowjetregierung und ihr nachfolgend die Schwester-Republik Tschita freiwillig auf alle Vorteile verzichtete, die Russen jemals aus zum Teil jahrhundertealten Staatsverträgen mit China bezogen hatten, da hoffte man in Moskau, in Tschita auf die Gegengabe. Diese blieb aus. Mit Selbstverständlichkeit steckte das neuzeitliche China das Geschenk ein, und bewies damit nur die Regel, nämlich daß es Dankbarkeit im Leben der Völker untereinander nicht gibt. Geht man heute in der Wirtschaftszentrale der Mandschurei, in Harbin, auf der Straße, so fühlt man bald, wer dort der Herr ist. Ohne sich etwas dabei zu denken, ohne beleidigen zu wollen, stößt der Chinese den weißen Fremden vom Bürgersteig herunter. Der Russe naht mit abgezogener Mütze, höflich und gebückt, der chinesischen Autorität. Er wartet stundenlang, bis es dem Chinesen beliebt, ihn anzuhören. Der chinesische Polizist prügelt den Russen, wo es ihm gelingt. Mehr als einmal sah ich auf der Straße, wie die Russen einen Streitfall vor den chinesischen Polizisten zur Schlichtung trugen. Ein Dutzend und mehr der bärtigen Männer hing am Munde des mageren, bartlosen Gewehrträgers, der ruhig und hoheitsvoll entschied, wer Recht und Unrecht hatte. Noch vor fünf Jahren hätte der Russe denselben Chinesen mit dem Stiefel ins Kreuz getreten. So ändern sich die Zeiten. Man kann heute sagen: Europa, wache auf!

Nur Deutschland hat bereits die Konsequenzen gezogen und den gegenseitigen neuen Standpunkt im Lande China gefunden. Was den Russen durch ihren Unterhändler Yourin trotz jahrelanger Versuche bisher noch nicht gelungen ist, das glückte dem deutschen. Unsere Kommission erhielt ihren Vertrag, wenn auch unter schweren Konzessionen. Es gehört ein großer Teil staatsmännischen Gefühls dazu, um zu begreifen, daß der Vertrag ohne die Aufgabe der Konsulargerichtsbarkeit nicht zu erhalten war. Dem deutschen Kaufmann ist es nicht leicht, sich heute unter die chinesische Gerichtsbarkeit zu stellen, denn deren Fundament ist überhaupt erst seit kürzester Zeit gelegt, nachdem man die alten barbarischen Rechtsgewohnheiten endlich aufgegeben hatte. Der Chinese zieht alle Vorteile, die der Versailler Vertrag, den er nicht unterschrieben hat, den anderen Unterzeichnern zusichert. Aber die Gleichberechtigung haben wir doch nicht voll erlangt, denn der Deutsche kann sich nicht freizügig außerhalb der Vertragshäfen in China bewegen und Handel treiben. Er ist in jedem Falle an die Einzelerlaubnis der chinesischen Zentralbehörden gebunden. Das ist der schwache Punkt des Vertrages. Eigentlich wird mit der einen Hand gegeben, und mit der anderen alles fortgenommen. Alles in allem ist der Vertrag ein großer chine-

sischer Sieg, denn er konstituiert gegenüber einer anerkannten Macht die Gleichberechtigung. Wie lange noch, und die großen anderen Mächte werden nachfolgen. Es wird uns nicht leicht werden, in den nächsten Jahren die Folgen des Vertrages nützlich auszugestalten, noch sitzt tief in der chinesischen Seele das Mißtrauen gegen den Fremden, der den Chinesen seit einem Jahrhundert immer und immer wieder mit der Waffe in der Hand ausgeplündert hat. Ganz langsam wird sich erst die Erkenntnis Bahn brechen, daß es staatsmännisch von Deutschland war, dort nachzugeben, wo nichts mehr zu retten war. Wir besitzen viel Sympathie in China. Das fühle und höre ich jeden Tag, aber diese sentimentale Regung ist nicht in den Beziehungen ausnützbar, die die Hauptsache bilden, im Handel. Diesen regeln Angebot und Nachfrage, Pünktlichkeit und Güte; Solidität und im besonderen Zuverlässigkeit ist seine Grundlage. Deutschland hielt alle diese Forderungen ein. Das hat ihm die Sympathien erhalten. So lag der moralische Zwang auf den Volksführern Chinas überhaupt, mit uns zu einem Abkommen zu schreiten, denn tatsächlich wäre der vertraglose Zustand für China das bequemste gewesen, und wir hatten kein Mittel in der Hand, diesem ein Ende zu machen.

Erkennen nun die anderen, daß es ihnen in naher Zukunft ähnlich ergehen muß? Man hat nicht den Eindruck. Amerikaner, Engländer und Franzosen denken gar nicht daran, auch nur einen Schritt von den Bahnen der Politik abzuweichen, die sie hier seit hundert Jahren befolgt haben. Es sind die alten Mittel der Diplomatie, die Intrige, die Verleumdung, die Propaganda, die Lüge, die halbe Versprechung, die Bestechung, mit denen hier täglich und überall gearbeitet wird. Das ist es, was im hochkommenden Volke der Chinesen den Glauben an ein glückliches Zusammenleben der Völker nicht recht aufkommen läßt. Das Schicksal der Russen im Nordosten Asiens sollte eine Warnung sein. Uns zwang der Ausgang des Weltkrieges dazu, den Ring der Vergewaltiger Chinas zu verlassen. Das war ein Glück für uns.

Noch ein Volk ist da, das infolge seiner geographischen Lage, seiner geschichtlichen Entwicklung, seiner Volkszahl, seiner Industrie und seinen Handelsverhältnissen nach, ein Recht hat, hier mitzusprechen, das ist Japan. Die angelsächsische Welt versucht den Ring ähnlich um dieses Land zu schmieden, wie er 1914 sich um Deutschland vollendete. Die Führer des japanischen Volkes waren von jeher durch große Staatsklugheit und gesunden Menschenverstand ausgezeichnet. Ich hatte im Frühjahr in Japan voll den Eindruck, daß man die eigene Lage ebenso erfaßt hatte, wie die Notwendigkeit, sich mit seinem großen Nachbar China auszusöhnen. Die große Frage, ob in Asien Frieden oder Krieg herrschen wird, ist, wenn man auf ein Jahrhundert hinaus sieht, davon abhängig, ob der Ausgleich zwischen Japan und China eintreten wird. Dieser kann nur auf der Basis der Gleichberechtigung und Gegenseitigkeit erfolgen. Japan ist bereit, diese zuzugeben, es scheint heute das einzige Land auf Erden zu sein, das die Lehren des Weltkrieges begriffen hat.

Unser deutsches Interesse kann nur darauf hinausgehen, daß die beiden Völker Ostasiens zur gemeinsamen Aufrichtung der neuen Kultur zusammentreten. Wir stehen mit diesem Wunsche allein unter den weißen Völkern der Erde.

Gerade Deutschland ist aber deshalb dazu geboren, der selbstlose Freund Chinas und Japans in Europa zu sein.

Kleine Chinesin. Von Johanna Zaeske

Dir erblühte groß der Kampferbaum,
Seidelbast sank blau an deine Füße,
Rhododendren legten alle Süße
In dein Antlitz — und du weißt es kaum.

Deine goldenhelle Haut erglänzt
Duftend wie von zarter Zimmetrinde,
Du erscheinst wie eine scheue Hinde,
Großgeäugt und lächelnd überkränzt.

Liebesgedichte. Von Ernst Lissauer

Von vielem Schicksal umgetrieben
Und dennoch wie nach vorbestimmtem Plan
Sind wir geschritten in dies Lieben.
Gelebten Irrsals Stimmen raunen,
Und wir erblicken uns mit Staunen,
Und es umfremdet uns wie neuer Wahn.

Wir dürfen fürchten nicht, uns zu verschwenden,
Mit tausend Fühlern streb' ich zu dir hin,
Wir müssen Seel' in Seel' uns völlig spenden,
Und schon erkennst du, wer ich bin.
Es zündet bildend Kraft von Hand zu Händen,
Uns ist geschenkt ein neuester Beginn,
Und aufgetragen, gänzlich zu vollenden,
Daß sichtbar werde: dieses war der Sinn.

Nun spüren wir über die Jahre weit
Das Ahnen und Vorverkünden,
Und all unsre Wege aus Glück und Leid
In diese Stunde vermünden.
Not war Saat und Irrsal Sinn,
Und nichts ist dahin und vergebens:
Wir tragen die Krone des Lebens.
Wir tragen die Krone des Lebens!

⊕

Du hast's vollbracht,
Verwandelt ward ich über Nacht,
Du streiftest mich mit leichtem Zauberzweige.

Lag ich nicht gestern felsicht zugeschlossen,
Der ich heut, steil emporgegossen,
Ein Springbrunn, schäume, leuchte, steige?

⊕

Du liebste Frau
Hast in dir ein Hören vor Tag und Tau,
Behorchst mir die Seele bei lichtender Nacht,
Wenn sie in der Tiefe sich weist und erwacht.
Du spürst das sickernde Bluten
An einer Wurzelwunde fern im Grund
Und des Seegangs mächtiges Fluten
Unter dem hartgefrorenen Sund.

⊕

Mitten im Gespräch gesagt

Halt' an, halt' ein,
Und laß das selige Haupt mich neigen
In weißen Schweigens tiefsten Sonnenschein:
Mir ist: wir sitzen droben auf beglänztem Stein,
Weithin die Himmel, Berge, Ebenen schweigen,
O, wir in Fülle tauschend uns zu eigen!
Und Himmel, Berge, Länder dein und mein!

⊕

Was ist's, daß mich so stark nach Werk gelüstet
Und hinflutender Verkündigung,
Warum bin ich so reisig und gerüstet?
Als hätt' ich nie gelebt in all den Jahren,
So jäh und jung
Und dennoch fruchthaft leid- und glückerfahren?
Daß ich tief in mir wohne, innerst heimgefunden,
Und doch voll Drangs, die Menschen zu bestehn?



Chinesische Mutter mit Kind

Gemälde von Prof. Emil Orlik

Julian Klein Diepold und Ostfriesland

Von Reg. u. geh. Baurat Dr. Otto v. Ritgen

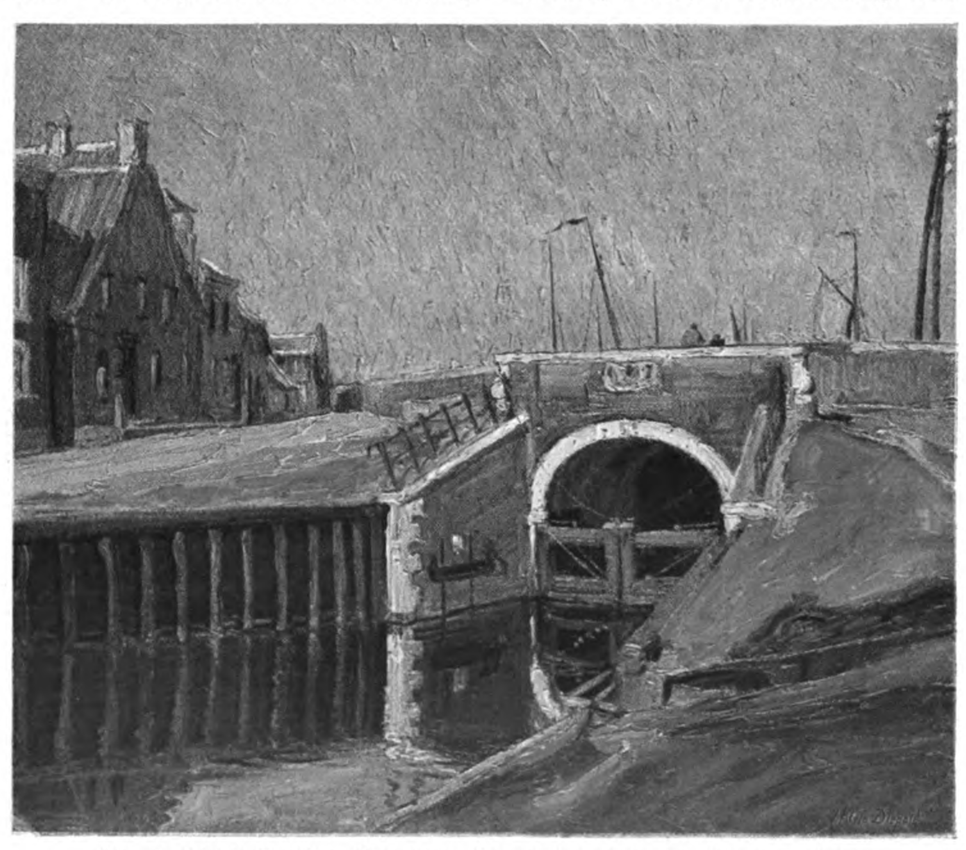


An der Nordwestküste Ostfrieslands liegt der Ort Greetsiel nahe bei einer Bucht, aus der sich eine für Lastschiffe fahrbare Rinne der Osterems anschließt, die selbst eine vertiefte Strecke zwischen den Watten bildend inmitten der dem Festland vorgelagerten Inseln Borkum und Juist die freie Nordsee erreicht. Das ganze Bereich der Gewässer ist deutsch, während der westliche Ausfluß der Ems an Holland grenzt.

Die Küste, in die jene Bucht einschneidet, sowie ihre Fortsetzung ist durch einen hinreichend mächtigen Deich geschützt, dessen südlichen Anfang man zu seiner Linken erblickt, wenn man mit der Eisenbahn von Emden aus die Richtung nach Norden einschlägt. Zwar galt Emden seit 1453 jahrhundertelang — bis Aurich an die Stelle trat — als die Hauptstadt, aber die Anfänge der Beherrschung Ostfrieslands lagen in Greetsiel drei bis vier Wegstunden weiter nordwestlich.

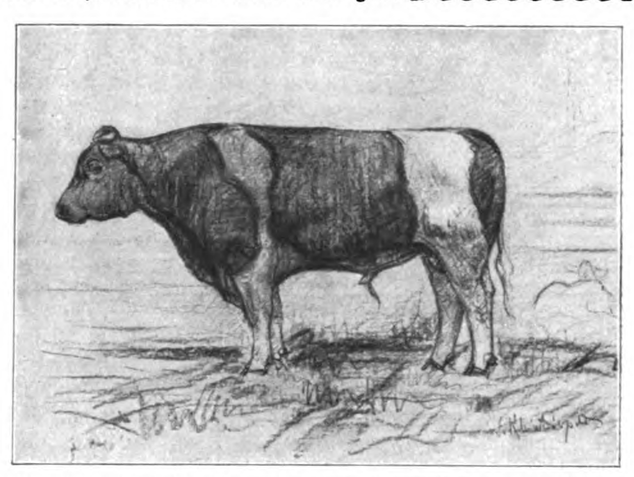
Hier befand sich von jeher das Siel, das ist der Durchlaß im Deich für einen aus dem Innern der Halbinsel kommenden, der Schiffahrt dienenden Wasserlauf, dem der heute kaum mehr als tausend Einwohner zählende Ort seine uranfängliche Bedeutung und den zweiten Teil seines Namens verdankt.

Ein Häuptling aus dem Haus Cirksena, anfangs des 15. Jahrhunderts, Herr von Greetsiel, stürzte mit Hilfe der freien Stadt Hamburg das Geschlecht der Abdenas, wurde auch Herr des damaligen Seeräuber-Handelsplatzes Emden und gründete als Graf Edzard I. das ostfriesische Regentenhaus. Dieses herrschte fast drei Jahrhunderte zunächst zur stetigen Entwicklung, unterbrochen durch Überschwemmungen und



Das alte Siel in Greetsiel. Ölgemälde. (Sammlung Otto Fenner-Achenbach, Berlin)

andere Heimsuchungen des Landes, später aber und zuletzt unter vielfachen Streitigkeiten mit den Ständen. Dann starb das Geschlecht dieser freien Herrscher aus, und Ostfriesland, teilweise schon seit des Großen Kurfürsten Zeit von Brandenburgern besetzt, fiel an Preußen, dessen Regierung eben Friedrich der Große angetreten hatte.



Ostfriesischer Preisstier Bosko des Herrn Ewert in Beven. Zeichnung

Eine Morgenröte besserer Zeit zog damit wohl auf, aber das Land war durch die Cirksenas verschuldet. Viele öffentliche Gebäude mußten beseitigt werden, unter ihnen die alte Steinburg vor Greetsiel, die lange Zeit als Besatzungskaserne gedient hatte.

So beharrlich die Kraft und der Sinn der vielleicht auf die alten Wickinger zurückzuführenden Ostfriesen, so wechselnd war nun im 19. Jahrhundert die Herrschaft über ihr Stück Erde, das sich nicht nur gegen den Neid derer, die sich darum stritten, sondern auch gegen die wilde Gewalt des Meeres, dessen Stürme die Deiche zu durchbrechen drohten, zu sichern hatte. Im Jahr 1807 kurz nach der für Preußen unglücklichen Schlacht bei Jena rückten holländische Truppen in Friesland ein; nachdem diese drei Jahre dort gehaust, wurde es französisch, und weitere drei Jahre darauf wurde die Abtretung an Hannover, das damals mit England vereinigt war, entschieden. Erst mit der Beendigung des Preußisch-Österreichischen Feldzugs 1866 wurde Ostfriesland wieder dem preußischen Staat einverleibt, um von nun an da zu verbleiben — wie wir hoffen, für ewige Zeit. Möge diese Hoffnung nicht trügen, und freuen wir uns, daß unsere niederdeutschen Brüder von dem Geschick, das jüngst geplant war, ihre ihnen über alles teure Heimat „als Ausgleich“ an Holland verschachert zu sehen, verschont geblieben sind! Der gefährliche Zeitpunkt scheint nun vorüber. Die Heimat der Ostfriesen, deren Festland durch Menschenwerk dem Meer immer von neuem abgerungen worden ist, die oft bedroht nun bei Deutschland durchgehalten hat, das Land, dessen fruchtbarer Boden in besonders gesicherte Abschnitte geteilt, beackert, besät und gegen Wassersnot bewacht, reiche Erträge zu liefern imstande ist, soll deutsch bleiben!



Teestunde. Aquarell
(Sammlung Artur Fenner-Achenbach, Berlin)

Ein namhafter Berliner Künstler hat Augen, Herz und Hand daran gesetzt, es getreulich in Farben zu schildern, nicht in seinen geschichtlichen Begebenheiten, sondern in seinen wechselnden Bildern von Erde, Wasser und Himmel, die

heute wie von alters her einen eigenen Zauber in sich tragen; er hat zu sehen verstanden, was sich in Herz und Sinn einprägt und dem Friesen seine Heimat lieb macht, und bringt es in seiner frischen Auffassung mit seiner sicheren Technik zur lebensvollen Wiedergabe.

Der Künstler, der jetzt Anfang der Fünfziger steht, stammt aus einer Familie, deren Vorfahren seit mehreren Jahrhunderten im Friesischen angesessen sind. Seine Studien haben ihn weit herumgeführt. Von einer niederländischen Schule ausgehend hat er sich selbst seine Richtung geschaffen. Wer eine seiner Ausstellungen vom Jahr 1919 im Künstlerhaus in der Bellevuestraße in Berlin oder später im Kunsthaus Dyhr in Charlottenburg besucht hat, dem werden u. a. seine fein beobachteten Ansichten aus Oberitalien in ihrer breiten, koloristisch ungemein packenden Wiedergabe unvergessen sein. —

Eine besondere Anhänglichkeit hat ihn für zwei Frühjahre und Sommer nach Greetsiel geleitet und da festgehalten. Aus einer kleinen Auslese der zahlreichen Gemälde, die er dort teils in Öl, teils in Wasserfarben geschaffen hat, bringt die Abb. auf S. 73, den Dammdurchlaß, der den Wasserlauf abzuschließen gestattet, bevor er in die Greetsieler Bucht einmündet, sie zeigt, von der Landseite gesehen, die für die Eindeichung und den Schiffahrtsbetrieb gleich bedeutsame Stelle und ist deshalb vorangestellt. Etwas oberhalb der Deichkrone ist der Standort von Häusern, die dem Wind und Wetter ausgesetzt sind, sich aber sicheren Fußes auf einer den höchsten Wasserstand überragenden Bodenerhöhung befinden.

Hat ein Schiff das Siel passiert, so öffnet sich der Blick auf den weiteren Lauf der Schiffahrtsrinne (Abb. S. 77), die sich als hellerer Streifen zwischen dem hinzieht, was bald zu spiegeln scheint, bald wie aufgewühlter Meeresboden ausschaut. Das Grün der mit Seegras bestandenen Flächen steht im frischen Gegensatz zum Himmel, der sich darüber dehnt. Ein Punkt rechts in der Ferne läßt das jenseits der Nachtseite der Bucht gelegene Städtchen Norden erraten; die breite Wasserfläche, das „Störtebecker Diep" bietet dem Blick wenig Abwechslung, erinnert aber durch den Namen an fesselnde



Mühle am Binnentief in Greetsiel. Ölgemälde. (Kunstausstellung Dyhr, Berlin)

alte Sagen von jenem Seeräuberadmiral, einer geschichtlichen Person aus der Wende des 14. Jahrhunderts, die Georg Engel in seinem Roman Claus Störtebecker lebensvoll geschildert hat, wie er als siegreicher Held ans Land kam voll Begeisterung für dessen Volk, das er empor zu heben gedachte, wie er es aber tatsächlich zur Arbeitsunlust verführte. Die Macht des kühnen Abenteurers über die Gemüter begann damit zu sinken, mit ihr sein Schlachtenglück, worauf er von den gesamten Hanseaten zur See geschlagen, gefangen genommen und verurteilt trotz märchenhafter Huldigungen des Volkes zu Hamburg das Schaffott besteigen mußte. Engel schildert seine erste Ankunft in dem unweit gelegenen Marienhafen mit den Worten: „In der einsamen Bucht schlich die Agile (sein Hauptschiff) vorsichtig zwischen den grünen Watten durch, die der Einfahrt vorgelagert waren. Das ganze Volk schätzte er nach den ersten ihm entgegengesandten Boten ab; welch ruhige Würde, welche natürliche Selbstachtung die Freiheit den Männern verlieh! Beide Kerle mit ihren langen, pelzbesetzten Röcken und röhrenartigen, schwarzen Filzhüten stützten sich auf ihre Spieße. Die Steinburg, zu der sie ihn führten, lag auf der Warf (Hügelerhöhung)."

Greetsiel bietet nur noch das Warf ohne die alte Steinburg; Abb. S. 79 zeigt den Hafen, Abb. S. 76 die Straße mit ihren Steinhäusern und Abb. S. 74 läßt uns einen Blick tun in das anheimelnde Innere eines solchen, wo der Künstler eine Zeitlang gewohnt hat, der uns auch in zwei Charakterköpfen den kräftigen Menschenschlag mit der bewußten Tatkraft und dem stetigen Wesen vorführt. Harte Arbeit, Wind und Wasser aber auch festes Gottvertrauen prägten ihr Anteil an dem Gesichtsausdruck des ostfriesischen Stammes (Abb. S. 77).

Der Lohn, der zur Bestellung der Saaten und zum Schutz gegen die Meeresfluten aufgewendeten Mühe und Arbeit, ist dank der jedes Wachstum fördernden lieben Sonne meist reichlich. Bilder in der Werkstatt lassen erkennen, wie die goldenen Garben geerntet werden. Frischgrün umrahmt er-



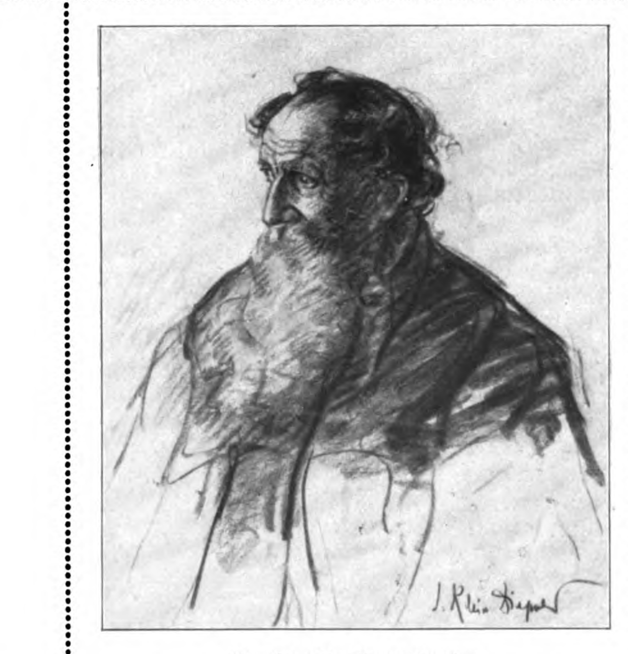
Dorfstraße in Greetsiel. Ölgemälde



Ausfahrt in die Leybucht. Ölgemälde. (Im Besitze des Herrn Erich Pommer, Berlin)

scheinen vielfach die fruchtbaren Felder, weil in den sie umziehenden Wassergräben das Seegras ganz besonders gut gedeihen kann.

Das Wasser der See selbst hat bisweilen einen eigenen, grünlichen Schein, wo es nicht spiegelt, sondern vom Wind leicht gekräuselt auch aus der Entfernung einen Blick in sein Inneres gestattet. Damit hängt es



Der Baptist Sieger Jansen
(Im Besitze des Herrn Erich Pommer, Berlin)



Beim Sägen. Zeichnung

auf der Freude am Wirklichen beruhende Malerhandwerk, das durch die Auffassung und Begeisterung des Darstellers zum eigenen Stil gesteigert und damit zum wahren Kunstwerk erhoben wird.

Die Eyck, Roger van der Weyden und der Delfter Vermeer wurden seine Lieblinge unter den Alten, von den Jüngeren Henry de Braekeleer. Moderne, mit denen van Goghs verwandte Bahnen schlug er unbeeinflußt ein, noch ehe er etwas von dessen Werken gesehen hatte. In Antwerpen, wo er Schüler Verlats und der de Vriends war, begann er seinen eigenen Weg zu gehn. —

zusammen, wenn der Meister auf einem seiner Gemälde den Beschauer nicht nur die Klarheit der Luft, sondern das Wehen einer frischen Brise fast körperlich mitempfinden läßt. —

Julian Klein Diepold, der diese und auch jene farbenleuchtenden Bilder aus Italien in neuer Gestaltung geprägt hat, ist am 25. Januar 1868 zu Dortmund geboren, der zweite von drei Malerbrüdern, von denen der älteste Leo vornehmlich die blühenden Parks von Holland, Maximilian die Eifel schildert.

Früh in seiner Jugend, die Julian im Elternheim zu Düsseldorf verleben durfte, wo der Künstlerberuf seit Generationen herkömmlich war, erhielt er Anregungen und Anleitungen im Atelier seines Vaters, der Geschichts- und Bildnismaler war. Nach mehrjährigem Besuch der Düsseldorfer Akademie wandte er sich nach Antwerpen und fand dort die ganze Erfüllung seines Ahnens und inneren Wollens: die bewegte Hafenstadt mit ihren geschichtlichen Überlieferungen, das urwüchsige Volksleben und vor allem die alte flämische Malerei. Diese echten, dauernd wertvollen Vorbilder wurden von nun an eine feste Grundlage für sein zielbewußtes Schaffen: das gesunde, auf straffer Zeichnung, genauster Tonbeobachtung und



Mädchenbildnis. Rötelzeichnung
(Im Besitze von Fräulein Iderhoff)



Im Hafen von Greetsiel Ölgemälde

Seine ersten Bilder „Das Mädchen und der Tod" wie „Die beiden Alten", von denen dieses an Israels gemahnt, brachten ihm außer einem Preis der Akademie allgemeine Beachtung, so auch im Salon zu Gent. Aufträge riefen ihn dann nach Düsseldorf, wo er für die Kapelle eines Großindustriellen eine Kreuzigung des Heilands und fünf Bildnisse malte.

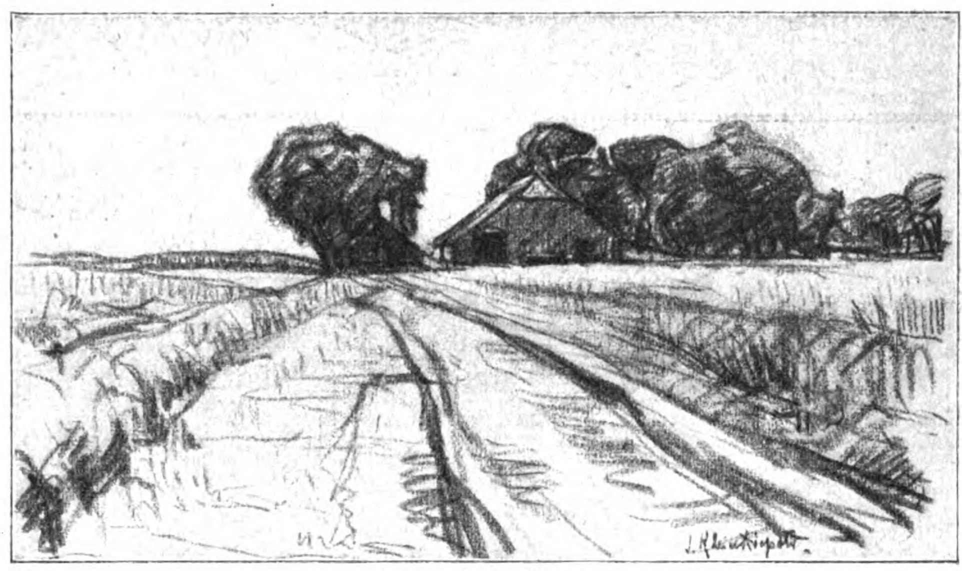
Zum erstenmal im Jahre 1894 auf dem Boden von Italien wurde er in Florenz durch Donatellos Kunst so gefesselt, daß er sich eine Zeitlang fast ausschließlich mit Plastik befaßte. In diese Zeit fällt dann aber auch sein großes Bild „Liguriens Küste bei Nervi", das sich im Besitz der Stadt Mühlheim an der Ruhr befindet. Nun folgt eine lange Reihe rastloser Wanderjahre, bald lebt er in Rom, Antwerpen, Amsterdam, Paris, bald am Niederrhein und im Taunus, bis ihn jenseits der Alpen wieder zu dauernder Niederlassung eine bewegte Hafenstadt fesselt: Genua. Was seine Berliner Ausstellungen im Jahre 1918 gebracht haben, ist im Laufe jener Jahre entstanden, daneben auch noch zahlreiche Bildnisse der Genueser Gesellschaft.

Wer seine Gemälde einmal gesehen hat, dem pflegen sie sich in der Erinnerung einzuprägen, denn seine Art zu malen ist ihm eigen wie Segantini die seine. Von Hauptbelang ist Julian Klein Diepold die Farbe; er schöpft aus der Altmeisterin Natur, wählt und formt den Ausschnitt nach Breite, Höhe und der Tiefe des Raums zu einem in sich geschlossenen, einheitlichen Ganzen, das ist zum Bild, das er in sich aufnimmt und in dem das Wesentliche mit Pathos gesteigert ist. Wie in dicken Schmelzflüssen in allen Tönen des Prismas schillernd, setzt er die Farben breit mit dem Pinsel und dem Spachtel auf die Tafel, nicht in kleinen Tupfen wie bei den Divisionisten und den Pointilisten, sondern in Strichen, in deren Führung sich die jeweilige schöpferische Seelenerregung des Künstlers bleibend ausspricht.

Was er arbeitet, erwächst aus der Freude und der Begeisterung für die Schönheit der Natur und dem von innerem Drang getragenen Streben, den Anschauer in die gehobene Stimmung seiner schaffenden Farbenerlebnisse mit hineinzuziehen. Vielseitig wie Trübner beschränkt er sich nicht auf die Land-



Kanal in Greetsiel. Ölgemälde. (Im Besitze des Herrn Erich Pommer, Berlin)



Gehöft. Kohlezeichnung

schaftsmalerei. Auch die Bildniskunst macht einen wichtigen und bedeutsamen Teil seiner Werktätigkeit aus; sie beruht neben den oben erwähnten Grundlagen, die der alten flämischen Malerei entstammen, nicht zum mindesten auf seiner glücklichen Gabe der Vertiefung in die Eigenart des oder der Darzustellenden, die er zu ergründen versteht, und auf der innigen Insichaufnahme des Eindrucks, den die abzubildende Persönlichkeit auch zu Zeiten besonderer Belebtheit und geistiger Steigerung zu machen pflegt. Bei den Aufnahmen kommt seine eigene, nie versiegende Arbeitsfreude und Lebensfrische dem Erfassen der sprechenden Augenblicke fördernd zu statten. Solchem vollen Sichhingeben an die Wirklichkeit, ohne irgend etwas hinzuzudichten, entspricht denn auch die überraschende Ähnlichkeit mit ihren lebenden Vorbildern, die seinen Bildnissen eigen zu sein pflegt.

Seit dem Jahre 1914 wohnt er in Charlottenburg, wo seine Werkstätte in der Achenbachstraße noch eine Anzahl seiner neueren Bilder aufweist, einen Teil des Sommers bringt er meist auf dem



Annemarie. Bildnisstudie

Lande zu. Sonst findet, wer ihn in Deutschland in seinen Werken kennen lernen will, in Berlin, abgesehen vom Kunsthaus Dyhr zwei Privatsammlungen seiner Gemälde: Sablatnig und Fenner-Achenbach.

Bei der Wasserfarbenmalerei befindet sich der Künstler sozusagen im flottesten Fahrwasser: da der Maßstab der Blätter beschränkter zu sein pflegt, würde die Mitverwendung des Spachtels zum Auftragen der Farben, die dabei ausgeschlossen ist, ohnehin kaum in Betracht kommen. Diepold weiß jedenfalls auch in dieser Technik durch seine Eigenart sowie durch die unentwegte Absicht, mit leuchtenden Farben zu malen und das von ihm künstlerisch Gesehene (vgl. Ritgens Aufsatz über das Auge und künstlerische Sehen, Jahrg. 1919 bis 1920, I S. 96 unserer Hefte) in einen geschlossenen Wurf zu bringen, ansprechende und kraftvolle Wirkungen zu erzielen.

Auf allen drei berührten Gebieten hat sich Julian Klein Diepold seit den letzten Jahren in der Farbengebung noch vertieft, vielleicht auch in der maßvollen Beherrschung seines starken künstlerischen Temperaments.

Der Gottversucher

Erzählung von Ilse Leutz

1.



Die alte Jochebed konnte nicht schlafen. Der Fuß, mit dem sie tags zuvor im Dornengestrüpp hängen geblieben war, schmerzte arg, und Zunge und Lippen waren wie ausgedörrt vom Fieber. — Eine jähe Angst fuhr ihr zum Herzen. Also doch ...! Sie würde sterben, ohne die neue Heimat gesehen zu haben.

Die andern, die Überlebenden, würden ihren heiligen Boden betreten ... sie aber mußte sterben. In der endlosen Wüste, die niemandes Heimat ist, würde ein Grab mehr sein — wie bald, vom Sande zugeweht ...?

Angestrengt starrte die Greisin ins Dunkel. Schauer der Angst, körperlicher und seelischer Qual, schüttelten ihren welken, hageren Leib. Ein heiserer, verzweifelter Aufschrei rang sich von ihren Lippen: „Sitta!"

In der Ecke raschelte es. Halb noch vom Schlafe trunken, tastete sich die Enkelin auf. „Ahne ...?" fragte sie in die Dunkelheit hinein.

Leises, stöhnendes Stammeln antwortete, die Wüsten- und Fieberbitte, in ein einziges, armes Wort zusammengedrängt: „Wasser!"

Immer noch taumelnd vor Müdigkeit faßte Sitta nach dem Krug. Er war leer. Da zog das Mädchen das Fell fester um die Schultern, hob den Krug auf den Kopf und verließ das Zelt.

Über der Wüste lag die Nacht, von dem toten, weißen Licht des Mondes durchgeistert. Gespensterhaft irrte sein greller Schein über das öde, schweigende Land. Und die Felsen der nahen Bergkette ragten nackt und schwarz in den toten Schein, der zwischen Himmel und Erde hing, hinein. Sitta war völlig wach. Der eisige Nachthauch verstärkte das dumpfe Kältegefühl der jäh aus dem Schlummer Gerissenen und weitete ihr die Sinne. Irgendwo blökte ein Schaf. Noch eines und eines ... Das hungrige Bellen eines Schakals tönte durch die stille Luft. Ohne sich beirren zu lassen, durchschritt Sitta die Zeltgassen des Lagers.

„Jethro! — Astharoth!"

Verwundert starrte der Angerufene auf den nächtlichen Besuch. „Sitta! — Du ...?"

„Gebt mir Wasser! Nur wenige Tropfen ... Die Ahne ..." — Ihre Stimme wurde scheu und flüsternd ... „Ich glaube — sie wird sterben ..."

„Ja, so ...!"

Seufzend erhob sich Jethro und schüttete von der sorglich gehüteten Tagesration Wasser in Sittas Krug — seine Lippen aber flüsterten dabei: „Nicht eher sollt ihr die Heimat finden, bis der letzte der Halsstarrigen und Unzufriedenen in der Wüste ein Grab fand ... Es ist Zeit, daß ‚der letzte' stirbt ... daß wir die Heimat finden ...!"

Ein matter Laut aus der Ecke, in der eine junge Frau auf kunstlos gegerbten Schaffellen ruhte, ließ ihn aufsehen. Hastig gab er Sitta den Krug und ging zu der Kranken.

Er nahm ihre Hand. „Astharoth! — Liebe Astharoth ... Du mußt ruhig und ohne Sorge sein ... wir rasten sicherlich noch eine gute Zeit! Du wirst in Frieden gebären können ...!"

Den gefüllten Krug in der Rechten, stand Sitta unbeweglich am Zelteingang. Grauen überkam sie. Wie Nachtgevögel flatterte es heran und krallte sich in ihre Seele. Wer weiß — war die Ahne gestorben, während sie um Wasser ging, würde sie eine Tote im Zelt finden ...?! Bange Furcht vor dem Rückweg lähmte ihr die Glieder. „Jethro?" bat sie schüchtern. „Wecke doch deiner Schwester Sohn, Juda, den Rhaëmsiten, daß er mich heimbringe!"

„Ich lasse Astharoth nicht allein," erwiderte er schroff, ohne aufzusehen. Doch die kleine, fieberheiße Hand in der seinen zuckte in leiser Bitte, drängte ihn vom Lager ... „Sie ist noch so jung ... sie fürchtet sich ..."

Der Mann erhob sich. „Weil du es willst, Astharoth!" — Nicht lange darauf stand Juda, der Rhaëmsit, neben dem Mädchen. Schweigend schritten die beiden durch die Nacht.

„Wenn die Ahne stirbt, kommst du zu mir, Sitta!"

Das Mädchen stellte den Krug zur Erde und neigte ihm das schmale Antlitz zu. Wie kraftlos lag ihre Stirn an seiner Schulter, und jäh hervorbrechende Tränen rannen aus ihren Augen.

⌘ ⌘ ⌘

In langen, durstigen Zügen hatte Jochebed das Wasser getrunken. Aufatmend gab sie der Enkelin den Krug zurück. „Sitta ...!" Ihre knochigen Finger umspannten das Handgelenk des Mädchens. — „Sitta ...?" Mit scheuen Augen starrte sie in die Dunkelheit hinein. „Wenn ich nun sterbe ... heute oder morgen ... dann wird mein Leib in den Wüstensand gescharrt oder in eine Höhle gelegt und der Stein davor gewälzt?" —

Keine Antwort. In beginnender Traumseligkeit neigte sich Sittas Stirn. —

„Ich werde in der Wüste begraben?!"

Das schlaftrunkene Mädchen fuhr zusammen. „Ja. Freilich!" klang es gleichmütig zurück, und ärgerlich setzte sie hinzu: „Du mußt jetzt schlafen, Ahne ...! Ahne!! Du tust mir ja weh! Laß los!!" Vergeblich

suchte sie das Gelenk von den fleischlosen, krallenden Fingern der Alten zu befreien.

„Ich will nicht!! Hörst du?" Sich an Sitta emporrichtend, schrie die Sterbende es wild und schrill in die Nacht hinaus. Ihr heißer Atem schlug der Enkelin ins Gesicht. „Ich will nicht!" — Kraftlos fiel sie zurück; aber der Griff ihrer Hände löste sich nicht. „Sitta ..." flüsterte sie ... „Deine Mutter war ein Kind, als wir den ersten Fuß in die Wüste setzten. Nun liegt sie darin begraben. Auch ich werde sterben und in dem Sandmeer, das wir 40 Jahre lang durchirrten, begraben werden. —

„Damals, als deine Mutter geboren wurde — da hatten wir eine Heimat ... wenn wir in ihr auch armselig und bedrückt waren ... aber wir wanderten nicht ruh- und heimatlos umher, wie jetzt! In derselben Hütte, in der das Kind geboren wurde, starb es, wenn seine Zeit erfüllet war, und unter dem Baum, der das Dach überschattete, begrub man den Greis. Ach, daß ich heimfände —!! Daß ich zurück könnte in das grüne Land, durch das der Nil fließt — die Fluren segnend und befruchtend ...!! Daß wenigstens mein Grab unter Bäumen läge, in deren Geäst die Vögel ihre Nester bauen und ihre Jungen in den Schlaf zwitschern ...! Heimat ... Heimat, wie warst du schön!!"

In hellem Entsetzen hatte Sitta gelauscht. Als wollte sie nicht teilhaben an den Worten der Alten, bog sie den Oberkörper, den die dürren Hände der Greisin hielten, weit zurück. „Ahne! Du lästerst!"

Mit einem Ruck riß sie sich los. „Der Herr wird dich strafen!"

Unheimlich schrilles Hohnlachen tönte. „Ich weiß! Ich weiß! Er straft! ‚Deren keines soll das Land sehen' ...! — O, er straft!"

Eine wunderliche Regung überkam das Mädchen. „Mutter Jochebed ...!" sagte sie in scheuem Trostbemühen, „liebe Ahne ...!"

Hatte es die Frau gehört? —

Haß zitterte aus ihrer Stimme: „Wenn es wahr ist, was ‚er' sagt, der uns aus der alten Heimat lockte, um uns in die Wüste, in der selbst die Gräber verflucht sind, zu bringen ... dann wirst du das neue Land sehen! Du bist ja in der Wüste geboren, hast dich nie nach dem Lande der Pharaonen, dem Lande der Isis und des Raa zurückgesehnt, hast nie in ‚frevlerischem Trotz' begehrt, dorthin zurückgeführt zu werden! Ich bin eine der letzten ... die Zeit ist herum. — Du aber, Sitta, du mache dich auf, wenn dein Fuß das Land der Verheißung betreten hat ... und hole meine Gebeine aus der Wüste und begrabe sie in der Erde der neuen Heimat, die meinen Augen zu sehen nicht vergönnt sein wird ..! Sitta, hörst du mich?!"

„Ja, Ahne, ich will tun, wie du mich heißt."

„So schwöre! Schwöre es mir!" — Wieder krallten sich die Nägel ihrer Finger in den warmen, blühenden Arm der Enkelin.

„Ich schwöre!"

Tiefes Schweigen herrschte im Zelt. Zwei Seelen suchten das Land jenseits der Wüste. Die Greisin mit verzweifelter und trostloser Bitterkeit, das jetzt völlig wache Mädchen mit scheuer Neugier ... War die Wüste nicht Heimat?! Leise schlug ihre Hand die Zeltwand zurück. — Da lag die Wüste vor ihr. Die geschmähte, verhaßte Wüste, in der sie geboren ward und die sie liebte. Ein erstes Dämmern des neuen Morgens glitt über die Spitzen der nahen Felsen ... wogende Nebelschatten huschten, fahl noch und unbestimmt, über die Erde. Einer plötzlichen Regung folgend, warf sich das Kind der Wüste nieder und berührte ihren Boden mit den jungen Lippen ...

Lange verharrte sie so, regungslos ... bis die Sonne aufging und ihre Strahlen unbeschreibliche Schönheit über die endlose, graugelbe Fläche des Sandmeeres und über die rötlichen, nackten Gesteinsmassen in der Ferne breiteten. —

Der Tag war da.

Sitta erhob sich langsam, sah und trank mit durstigen Augen die Schönheit rings und ging dann, nach der Ahne zu sehen.

⌘ ⌘ ⌘

Wenige Stunden später zitterten feierliche Trompetenstöße über die Zeltstadt hin. Von allen Seiten strömten sie herbei, um dem Klange Folge zu leisten. Es kamen die Kinder Levi in ihren priesterlichen Gewändern — es kamen die Kinder Juda und Ruben und Asser und Benjamin. — Es kamen alle Stämme der Kinder Israel — sie alle Kinder der Wüste und der Verheißung — ein junges, übergroß gewordenes Volk, das sich und seinen Nachkommen Raum schaffen will auf Erden und das sich dabei auf die gewaltige, erschütternde Gestalt des Gottes vom Sinaï beruft ... halb trotzig-murrend, halb in gläubiger Furcht.

Vor der Stiftshütte aber stand er ... der gewaltige Führer dieses Volkes — der Mann des Alten Bundes — Moses. Der aus dem Nilschlamm gezogene Sohn der Israelitin und der Pharaonentochter liebstes Spielzeug ...

„So machet euch nun auf, von heut, wenn die Sonne sinkt, am dritten Tage. Verflucht sei, wer uns nicht folgt — sein Auge sehe das Land nicht und sein Fuß betrete seinen Boden nie, den der Herr wird denen geben, die ihn anbeten."

Aaron aber, der erste Priester in Israel, erhob die Hände und breitete sie über das Volk und segnete es mit dem Segen des Herrn:

„Der Herr segne dich und behüte dich!
Der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir
Und sei dir gnädig!
Der Herr hebe sein Angesicht über dich
Und gebe dir Frieden!"

⌘ ⌘ ⌘

Die kleine Rahel, die jüngste Tochter des Priesters Gaddiel, saß am folgenden Tage in dem schon halb abgebrochenen Zelte ihres

Vaters auf einem Haufen grellbunter Stoffe in sich zusammengekauert wie ein junger Igel und weinte bitterlich. Ihre ältere Schwester stand neben ihr und redete halb scheltend, halb begütigend auf sie ein. „Du weißt doch, Rahel, daß es nicht anders ist. — Hör' endlich auf zu weinen! Hilf lieber! Der Abend kommt rasch . . .“

Ihr Blick überflog dabei das Durcheinander rundum. Sie seufzte. „In der Oase weilen ist schön — wenn nur der Aufbruch nicht wäre!“

Da fuhr die zarte, schmächtige Rahel plötzlich vom Boden auf. „Ihr tötet es nicht! Das sag' ich dir!“ schleuderte sie der erstaunten Schwester funkelnden Blicks entgegen, und ehe noch die andere ein Wort erwidern konnte, huschte sie mit verweintem Gesichte ins Freie. —

„Wohin, Schön-Rahel?“ fragte eine mutwillige Männerstimme, und Juda, der Rhaëmsit, trat mit ausgebreiteten Armen vor sie hin.

Sie sträubte sich. „Laß mich los!“

„Wenn du mich zur Lösung geküßt haben wirst — nicht eher!“ lachte der Rhaëmsit und beugte sich zu ihr nieder. Rahel zuckte die Achseln. Blitzschnell hob sie sich auf die Zehenspitzen, und ihre frischen, roten Lippen drückten sich wie ein Hauch auf die des Mannes.

„Wohin gehst du?“ fragte sie dann zutraulich.

„Zu Sitta, Jochebeds Enkelin! — Sie wird sich mir heute verloben.“

Rahel nickte unbefangen. „Grüße sie von mir!“ Geschmeidig und behend wie ein Eidechslein entwand sie sich seinen Armen, die noch einmal im Scherze nach ihr griffen, und lief davon.

Niemand achtete weiter auf sie; hatte doch jedermann in diesen Stunden kurz vor dem Aufbruch genug mit sich zu tun! Da standen Frauen, die in großen, ungefüg zusammengezimmerten Kübeln Kleidungsstücke wuschen (die grelle Sonne trocknete sie wohl noch bis zum Abend), dort pflöckten Männer die Zeltstäbe aus und trugen Schafe zur Feuerstelle, um mit Weib und Kindern und Freunden vor dem Aufbruch noch ein Mahl zu halten.

Gleich vor dem Zeltlager befanden sich die Hürden. Ihnen strebte Rahel zu, und bald hatte sie die wohlumzäunten Viehbestände der Leviten gefunden. Aufmerksam spähte sie den Weg, den sie eben gekommen, zurück — dann schwang sie sich kurzerhand über die Umfriedung.

Drinnen stießen sich aufgeregt und unruhig die Schafe, als sei ein Wolf eingedrungen, und in ihrer Angst boten die Dummen ein so jämmerlich-drolliges Bild, daß die kleine Rahel hell auflachte. Doch nur einen Augenblick lang . . . dann fiel ihr von neuem ihr Kummer ein. Sie lief auf ein großes Mutterschaf, dessen Lämmchen durstig trank, zu und faßte das junge Tierchen um den Hals. „Sie wollen dich töten! Weil du das erste bist, sollst du dem Herrn geopfert werden!“ schluchzte sie, das Gesicht in die weiche, flaumige Wolle ihres Lieblings gedrückt.

Mit plötzlichem, trotzigem Entschluß nahm sie das gefährdete Lämmchen auf die Arme und kletterte mit ihm über den Zaun — hinaus.

Hinterdrein blökte jammernd und unaufhörlich das Mutterschaf . . .

Rahel aber schritt mit ihrer zappelnden Last tapfer wüstenwärts . . . weiter, immer weiter und mit Genugtuung sah sie Lager und Hürden ihrem Blick entschwinden.

Die sonnenflimmernde Luft war von stechender Mittagshitze geschwängert. Und die Last des Schafes war schwer . . . zu schwer für die Kinderarme Rahels. Sie konnte nicht weiter. Müde und hungrig ließ sie sich auf einem Stein nieder und hielt mit brennendem Blick Umschau. Erst jetzt kam ihr zum Bewußtsein, daß sie allein war . . . allein und verlassen in der ungeheuren Wüste! Und wenn auch der Orientierungssinn des Naturkindes sie sicher und bald genug wieder zu den Zelten der Ihren führen würde . . . wo sollte sie dann ihr Lämmchen dort verbergen? Ratlos sah sie in die sich endlos breitende Öde vor sich hinein, legte recht wie ein Kind das Gesicht in die Hände und weinte bitterlich. —

Ein leises Geräusch ließ sie aufsehen. Vor ihr stand ein Mann in buntem, nie gesehenem Gewand. Sie stieß einen entsetzten Laut aus und wollte fliehen; aber zwei Fäuste griffen hart um ihren Leib, ein Knebel wurde in ihren Mund gepreßt, sie fühlte sich emporgehoben und fortgetragen. Vor ihren Augen flimmerte es — ihr Herz hämmerte wild und schmerzend — dann verließ sie das Bewußtsein.

Als sie wieder zu sich kam, fand sie sich in einer von Felsen gebildeten Höhle. Ein schwelendes Feuer füllte den niedern Raum mit beizendem Rauch, so daß ihr die Tränen in die Augen traten. Der Mann, der sie geraubt hatte, trat zu ihr und begann, auf sie einzureden.

Aber sie verstand ihn nicht und brach von neuem in ein hilfloses Schluchzen aus. Der Fremde zuckte ärgerlich die Achseln, rief seinen Genossen, die um das einige Schritte mehr dem Eingang der Höhle zu gelegene Feuer lagerten, etwas in der Rahel fremden Sprache zu, und ging zu ihnen zurück.

Rahel hatte noch immer die Hände vor den überströmenden Augen. Da spürte sie wiederum eine leise Berührung und blickte auf. Ein anderer der Fremden stand vor ihr, dessen Hand begütigend über ihr Haar strich. Sie fühlte, er meinte es gut — ihre Tränen versiegten, sie vergaß Angst und Sorge und blickte in stummer Neugier zu ihm auf. Er war noch jung. Lächelnd nahm er ihr auch die tränenfeuchte Linke von den Augen, setzte sich zu ihr und legte liebkosend und tröstend den Arm um sie.

Sie schmiegte sich, ein unschuldiges Lächeln um den Mund, zutraulich an ihn an wie ein müdes, gescholtenes Kind. Er aber spürte ihre knospenden Formen durch das dünne Gewand hindurch ...

„Bringt Wein!" rief er lachend und herrisch den Gefährten zu. „Ich dachte, sie sei noch ein Kind; aber ich sehe, sie ist ein köstliches Weib, das wonnige Stunden zu geben verheißt. — Ihr tretet sie mir doch ab?" setzte er lachend hinzu.

„Wie du sie morgen schon den Verpesteten überlassen wirst!" riefen sie.

Rahel hatte zu ihrem Glück von alledem kein Wort verstanden. Gehorsam trank sie von dem Wein, den man ihr bot. Noch niemals hatte das Wüstenkind den Rauschtrank gekostet ... In müder Zärtlichkeit schlang sie die Arme um den Hals des Fremden ...

Der hob mit starken Armen die leichte Gestalt auf und trug sie, an den ums Feuer lagernden Gefährten vorbei, aus der Höhle hinaus ... ein Stück in die nächtliche Wüste hinein.

⌘ ⌘ ⌘

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als man sie weckte. Fünf oder sechs Gestalten standen um sie her und Rahel sah ebenso viele Pferde, die wohl in der Nähe angepflöckt gewesen sein mochten.

Erschreckt und in verwirrter Scham sah sie den Mann an, von dem sie Hilfe vor der instinktiv geahnten Gefahr erwarten mochte. Der hob sie mit starken Armen zu sich empor, trank noch einen langen, heißen Kuß von ihren Lippen, gab sie dann achselzuckend frei und wandte sich mit finsterem Gesicht ab. Einer der andern hob sie auf sein Pferd, nachdem er ihr die Hände auf den Rücken gebunden hatte, und in rasendem Ritt ging es vorwärts.

Bei Sonnenaufgang hatte die kleine Karawane ihr Ziel erreicht, und mit Entsetzen erkannte das Mädchen, daß sie sich vor den Zelten der Aussätzigen, jener Unglücklichen, aus dem Lager und der Volksgemeinschaft Ausgestoßenen, befanden.

Man befreite sie von ihren Fesseln, hob sie zur Erde hinab und stieß sie vorwärts. Schon sah sie einen der Kranken auf sich zukommen ...

„Wo ist Gersom?" riefen die Fremden zu ihm herüber und traten, sich den Zipfel des Gewandes vor Mund und Nase pressend, um sich vor dem Pesthauch der Ansteckung zu schützen, von der zitternd stehen bleibenden Rahel zurück.

Von dem ersten gerufen, trat darauf ein anderer der Kranken aus dem Zelt in den Lichtkreis der Sonne, die eben leuchtend über den Horizont stieg.

Der Aussätzige mußte offenbar der Sprache der Fremden mächtig sein, denn er trat zu Rahel, die vor Grauen und Entsetzen kein Glied zu rühren vermochte, während die Männer, die sie hierher gebracht hatten, so weit wie möglich zurückgewichen waren, und verdolmetschte ihr die Fragen, die jene herüberriefen, ins Hebräische.

Wann das Volk aufbräche? Wohin es ziehe? Wie stark die Zahl der waffenfähigen Männer sei? Mit welchen Fremden es bereits Zusammenstöße gegeben habe?

Mit tonloser Stimme gab Rahel Auskunft, so gut sie es vermochte, und der Aussätzige gab den Bescheid in der fremden Sprache weiter.

Die Fremden schienen genug zu wissen. Sie wandten die Pferde ...

Ein gellender Schrei ließ den, der das Kind zu einem unseligen Weibe gemacht hatte, sich noch einmal umsehen. Da stand Rahel in ihrer rührenden Schönheit und hatte die Arme, um deren Gelenke sich brennende rote Striemen zogen, in wilder Verzweiflung über den Kopf zusammengeschlagen. Sie wollte den Fremden nachstürzen; aber die zerfressene Hand des aussätzigen Mannes hielt sie zurück.

Unter den Jebusithern entstand ein kurzer Wortstreit.

Der Mann, der Rahel in die Wüste getragen hatte, schien umkehren zu wollen und seine Gefährten redeten hastig auf ihn ein. „Wie kannst du das wollen?! Um der Götter willen! — Kann sich der Königssohn nicht Sklavinnen kaufen, so viele und welche er will?!"

Der junge Fürst gab sein Zögern auf. Rahels Geschick war entschieden. Allein mit dem grausenerregenden Elend, das sie rings umgab, blieb sie zurück und das erkennend warf sie sich in furchtbarer Verzweiflung zu Boden.

⌘ ⌘ ⌘

Eine klanglose, vom Aussatz zerfressene Stimme sprach ihr Trost zu. Sie hörte nicht darauf. Endlich, als ihr eigener Name an ihr Ohr schlug, hob sie die Augen. Eine Frau, deren Haupt mit einem Tuch verhüllt war, stand vor ihr.

„Weine nicht, Rahel, Gaddiels Tochter! — Ich bin Mirjam, die Schwester Assers, des Simeoniten. Du hast geweint, als sie mich hinausstießen in die Wüste, und der Herr möge dir diese Tränen vergelten tausendfach!"

Von der Erinnerung an die furchtbarste Stunde ihres elenden Lebens überwältigt, hielt sie inne ...

„Aber sieh, meine Schwester," fuhr sie dann, sich fassend, fort, „auch ich lebe! Weine nicht! Weine nicht so! ..."

Da schleppte sich Rahel auf den Knien zu der Frau hin und stammelte, fast wahnsinnig vor Grauen und Angst: „Laß mich gehen, Mirjam! Laß mich gehen!"

Traurig erwiderte die Aussätzige: „Niemand hält dich. Doch bleibe, Rahel! Wer dem Gifthauche eines Kranken so nahe gekommen ist, wie du, der, glaube mir, ist verpestet! Sie werden dich doch ausstoßen — an einem andern Lagerplatz! Über kurz

oder lang wirst du uns gehören, die wir unser eigenes Volk verraten —"

Wilder Haß blitzte aus ihren Augen.

„Sie **sind** ja nicht mehr unseres Volkes, wie wir nicht mehr zu ihnen gehören, zu den ‚Reinen', von denen wir ausgestoßen sind! — Unrein wie die Tiere! Mehr verachtet noch als diese, mehr gefürchtet, gemieden, mehr gehaßt!" Sie atmete tief... Dann leuchtete ein weicher Schein in ihren wimperlosen, entzündeten Augen auf. „Bleibe, Rahel! Ich will dich lieb haben...!"

Entsetzen und Ekel schüttelten das Mädchen.

„Nein! O, nein!" flüsterte sie heiser und lief wie gehetzt von dannen.

„Nicht ein Wort des Lebewohls sind wir wert...! Selbst nicht von der, die bald unser Los wird teilen müssen..." stöhnte die Aussätzige. „Ein Grauen sind wir für jeden! Lebendig tot, dürfen wir nicht einmal mehr einander lieb haben..."

Träne auf Träne fiel dabei aus den armen, halbzerstörten Augen auf die zerfressene Hand nieder, die eben noch liebreich Rahels Haar gestreichelt hatte. —

Rahel aber lief und lief. Sie stolperte und raffte sich auf und lief weiter. Endlich wagte sie es, still zu stehen. Gestern noch hätte sie das ihren Blicken entschwundene Lager zu finden vermocht — heute nicht mehr! Wo war sie? Wo die Ihrigen?!

Stumm und feindlich — ein Grab so vieler Verirrter — gähnte ihr die Wüsteneinsamkeit entgegen, soweit sie zu sehen vermochte.

„Herr, Herr!" stöhnte sie auf... „Erbarme dich meiner!"

Da war es, als ob sich eine Macht — den Menschen fremd und in fernen Himmeln thronend — des unglücklichen Kindes annehmen wollte...

Weit draußen, am Horizont, sah Rahel eine Sandwolke über dem Boden stehen.

In übermächtigem Drange kniete die Gerettete nieder und stammelte Dankgebete zu dem Gott ihres Volkes empor. Dann stand sie auf und ging tapfer weiter. Lange Zeit kam sie der Wolke nicht viel näher. Die Erregung der letzten, furchtbaren Stunden hatte sie matt gemacht; Hunger und Durst kamen dazu und quälten sie. Dennoch gab ihr die Gewißheit der Nähe des großen Gottes („Der da des Tages in einer Rauch- und des Nachts in einer Feuersäule vor seinem Volke herzog, ihm den Weg zu weisen...") Kräfte, das unmöglich Scheinende zu zwingen.

Als der Widerschein der Lagerfeuer gleich einer Feuersäule am nächtlichen Firmament stand, hatte Rahel die neue Raststätte ihres Volkes erreicht. Und als die Feuerstellen wie allabendlich herabgebrannt waren, und nur noch als glimmende Glutherde weiterknisterten, die wilden Tiere zu schrecken und in der oft eisig kalten Wüstennacht etwas Wärme zu spenden, betrat sie taumelnd vor Erschöpfung das Zelt ihres Vaters. —

Rahel hatte keine Mutter mehr.

Schwer fiel die Hand des ersten Priesters, der ihr Vater war, auf ihre Schulter nieder: „Wo hast du das Lamm, das geopfert werden sollte? Man sah dich, wie du dir an den Hürden zu schaffen machtest, und deiner Schwester drohtest du, das Lamm zu schützen! Du hast's dem Herrn entwendet!"

Jammer und Weh sprach aus ihren gequälten Augen. „Das Lämmlein — ich vergaß! Verirrt — verdurstet gewiß — elend am Wege verendet —" schluchzte sie. Dann sank sie lautlos um.

Gaddiel aber wehrte ihrer Schwester Thora, sie auf das Lager zu tragen.

Selbst hob er sein ohnmächtiges Kind vom Boden auf, wusch ihr Gesicht und Füße, und eine Träne fiel dabei aus seinen Augen auf die rot geschwollenen Striemen an ihren Armen.

„Unter den Dornen hat sie gelegen! O Rahel, Rahel — wo warst du während der grausam langen Zeit, in der du uns der Sorge und der Ungewißheit um dich überließest? Armes Kind..."

Er faltete die Hände über ihr, die jetzt ruhig atmend in den Schlaf hinüberglitt, und betete...

2.

Jethro war an jenem Tage, an dem der Befehl zum Weiterwandern gegeben wurde, schleppenden Schrittes zum Zelt gegangen. Als er es betrat, fand er sein Weib in Krämpfen auf dem Lager. Er wischte ihr den Schweiß von der Stirn und hielt ihre zuckende, kalte Hand in der seinen. Endlich schlug sie die Augen auf. „Wir müssen fort —?" fragte sie leise, als sie sein blasses, düsteres Gesicht sah. Und als er stumm bejahte, schmiegte sie ihre kleine, kraftlose Hand in die seine.

„Ich ahnte es...!" seufzte sie. Dann versuchte sie, ihn zu trösten: „Wir kommen ihnen bald nach, Jethro!" —

Es war eine rührende, kleine Liebesgeschichte um der beiden Zusammenkommen.

Sie war eine Levitin und durfte, dem israelitischen Erbrecht zufolge, nur innerhalb ihres Stammes heiraten. Jethro aber war aus dem Stamme Manasse. Sie hatten sich gern gehabt, schon, als sie sich als Kinder beim Mannasuchen schlugen; aber sie hatten lange, und fast hoffnungslos warten müssen, bis sie einander angehören durften. Er hatte schon zwei Frauen gehabt und beiden kinderlos ein Wüstengrab bereitet, denn um ganz auf das Weib zu verzichten einer einzigen wegen, war dies Geschlecht noch zu derb — als Astharoths Vater in hohem Alter **noch** eine Tochter geboren wurde. Zugunsten dieser Schwester verzichtete Astharoth auf ihr Erbe, das innerhalb des Stammes bleiben mußte, und kam arm, barfuß und ohne auch nur einen armseligen Wasserkrug ihr eigen zu nennen, in das Zelt des Mannes,

den sie liebte und nach dem ihre gesunden, starken Sinne begehrten. —

Jetzt erwartete sie ihr erstes Kind.

Und sie, die ein unstet wanderndes Kind der Wüste war und die das Heimweh nicht gekannt ihr Leben lang, lernte die Sehnsucht kennen, die sie alle trieb, die Sehnsucht nach einem lieben, teuren Fleck Erde — nach der Heimat. Und wenn von dem Lande die Rede war, das sie suchten, das sie zu gewinnen trachteten, das sie sich erkämpfen würden, und das ihnen Gott verheißen hatte, so herzte sie in Gedanken ihr noch ungeborenes Kind und bewegte die Lippen in stillem Gebet.

⌘ ⌘ ⌘

Es war schon gegen Abend, als Juda hastig in Jethros Zelt eintrat.

„Du bleibst also hier?! — Ich bitte dich, nimm dich auch Jochebeds Enkelin Sitta, die mir verlobt ist, an. Jochebed liegt im Sterben."

Seine Lippen zuckten. „Die eine hält neues Leben —; die andere der Tod . . ."

Draußen bliesen die Trompeten zum Aufbruch.

„Jethro!" Juda rüttelte den Freund.

„Kommt bald nach . . .!" —

Draußen wandte der Rhaëmsit noch einmal das Haupt und sah nach dem Zelt, in dem Sitta am Lager der Sterbenden kniete.

„Der Herr segne dich und behüte dich mir," murmelte er weich.

⌘ ⌘ ⌘

Stunden später schrie in Jethros Zelt ein Knäblein.

Die Greisin aber, die so heiß verlangt hatte, die neue Heimat zu sehen, lag noch immer in jenem langsamen, qualvollen Sterben, bei dem der Wille, die letzte, flackernde Lebenskraft, sich aufbäumt gegen die Zerstörung und das ein so schreckliches Sterben ist.

Da tönten wilde Kampfesschreie durch die Luft . . .

Eisen sprühte auf Eisen, Holz zersplitterte krachend auf Menschenschädeln, und die Wüste hallte wider von dem Todesröcheln der Getroffenen.

Es waren die Jebusither — die, durch Rahels Bericht um einen Tag zu spät gekommen waren (eine Täuschung, deren sich das Mädchen kaum bewußt gewesen sein mochte), und die nun nur noch die kleine Schar der durch irgendwelche Umstände zum Zurückbleiben Gezwungenen statt des ganzen Volkes vorfanden.

Die Wut der Männer, die *ihre* Heimat gegen die frechen, verhaßten Räuber zu verteidigen gekommen waren, und nun, schlimmer als eine Niederlage, diese Enttäuschung fanden, war grenzenlos. —

Astharoth sah, wie rohe Fäuste das Köpfchen ihres Kindes an einem Steinblock zerschmetterten, sie sah den Blutstrahl aus dem Hals des zu Tode getroffenen Jethro hoch aufspritzen. Der warme, rote Regen sprühte über die kleine Kinderleiche hin und ihr selbst ins Antlitz.

Als der Jebusither auch nach ihr griff, zog sie langsam und ruhig, als hätte sie von jeher ein solches Ende gedacht und gewußt, eine starke, silberne Nadel — ihr Brautgeschenk — aus dem Haar und stieß sie sich tief in die Brust.

Sie hatte gut und sicher gestoßen. Einen Augenblick stutzte der Mann —

Astharoths Gesicht hatte sich seit dem Schrei, den ihr Kind ausgestoßen hatte, nicht mehr verändert; es war, als hätte sie das Entsetzliche der einen Minute versteinert. Auch jetzt verzogen sich ihre Lippen nur ein wenig, wie sie lautlos auf den röchelnden Mann hinfiel.

Die brechenden Augen der beiden Gatten fanden sich einen Herzschlag lang noch in einem letzten Blicke. Dann waren beide ihrem eben geborenen Kinde gefolgt; in das Land ohne Heimkehr . . . die Heimat, in der es nicht Unruhe, noch Heimweh mehr gibt.

⌘ ⌘ ⌘

Auch zu Jochebeds Zelt kam rohe Gewalt, dem Tode Henkersdienste zu leisten.

„Du hast es geschworen!" keuchte die Sterbende und sah mit furchtbarem, stierem Blick in Sittas angstverzerrtes Gesicht. Dann sank sie zurück.

Einer riß das kniende Mädchen auf, wickelte die Hand in ihr langes Haar und schwang sie vor sich aufs Roß.

Das letzte, was sie sah, war der Feuerbrand, den die andern in das Zelt der hilflosen Greisin warfen, das letzte, was sie hörte, die halberstickte, kreischende Stimme der Sterbenden aus Qualm und Flammengeprassel: „Du kommst in die Heimat! — Eher vielleicht als die Narren, die auf meinen Tod warteten! Du — hast — geschworen!"

⌘ ⌘ ⌘

Still und heiß lag die Wüste am nächsten Tage. Nur ein leiser, blauer Rauch und ein widerlicher Geruch füllte die Luft, da, wo die Zelte der Zurückgebliebenen gestanden hatten.

⌘ ⌘ ⌘

Durch einen, der Wasser schöpfen gegangen und so dem Verderben entronnen war, erfuhr man im Volk von dem Schicksal der Unglücklichen.

Einem und dem andern war ein Liebes und Teures gestorben —; aber *alle* faßten die Spieße fester.

Und sie träumten und beteten noch heißer um das Land, das ihnen Gott geben wollte. —

Der Rhaëmsit fastete drei Tage und drei Nächte, als er von Sittas Geschick erfuhr.

Dann ging er hin und freite Thora, Gaddiels Tochter, Rahels ernste, ältere Schwester.

Rahel wurde die Erbtochter und Thora ging arm zu ihm ein. Und Juda fand Gefallen an ihr und gewann sie lieb.

⌘ ⌘ ⌘

In Gaddiels Zelt saß eine zusammengekauerte Frauengestalt und ließ bunte Glaskugeln durch die Hände gleiten. Es war Rahel.

Das sonnige Kind von ehedem war kaum zu erkennen und waren doch gleich nur wenige Wochen vergangen, seit dem Tage, an dem sie fortlief, um ihr Lämmchen vor dem Opfertode zu retten.

In plötzlichem Entschlusse warf sie das Spielzeug zu Boden und erhob sich. Keiner achtete des einsamen Mädchens, das trotz der glühenden Mittagshitze wie fröstelnd die schmalen Schultern zusammenbog. Sie wollte ihre ältere Schwester im Zelte des Schwagers, der sie damals lustig scherzend geküßt hatte, als er ging, sich Jochebeds Enkelin zu verloben, aufsuchen.

Thora war allein. Der Widerschein des Feuers, über dem sie das süße Harz des Wüstenstrauchs, das Manna, röstete, beleuchtete und erwärmte ihr ernstes Gesicht.

„Kommst du endlich einmal, kleine Schwester?“ rief sie in freudiger Überraschung aus und zog das Mädchen, das schüchtern stehen geblieben war, vollends herein. „Weißt du denn schon?!“ redete sie lebhaft auf die Jüngere ein: „Wir haben Boten geschickt an Kades, den König von Edom: ‚Laß uns durch dein Land ziehen. Wir wollen nicht durch Äcker noch Weinberge gehen, auch nicht Wasser aus den Brunnen trinken; die Landstraße wollen wir ziehen, weder zur Rechten noch zur Linken wollen wir weichen, bis wir durch deine Grenze kommen.‘ Rahel! — So nah sind wir der Heimat!“

Doch das Mädchen blickt trübe vor sich hin.

Die beiden Schwestern schienen die Rollen getauscht zu haben. Die ernste Thora war heiter und lebhaft — und die ehedem so sonnige Rahel mutlos und gleichgültig.

„Was nützt die Heimat, Thora?“

Ehe die Erstaunte etwas erwidern konnte, schritt sie müde wieder hinaus ins Freie. —

Ein Mann eilte an ihr vorüber, der ein kläglich blökendes Lamm auf der Achsel trug.

Da blieb sie stehen und trat ihm in den Weg. „Soll es geopfert werden?“

„Es ist das erste,“ entgegnete der Mann und schickte sich an, weiter zu gehen.

„Laß es mich noch einmal streicheln, das arme Ding!“ bat sie. „Was will der große Gott mit dem Tierlein?“ setzte sie, wie in Gedanken verloren, bitter hinzu.

Der Mann trat überrascht einen Schritt zurück und umfaßte erst jetzt die vor ihm Stehende mit einem Blick seiner scharfen Augen.

„Wie heißt du, Jungfrau?“

Ein tiefes Rot übergoß ihre Wangen und sie hob die Augen nicht vom Erdboden, als sie erwiderte: „Rahel, Gaddiels Tochter, die Levitin.“

... Es war Abend geworden; aber Rahel war noch nicht heimgekehrt. Sie hatte etwas gehört, was ihr das Blut zum Herzen und eine heiße Angst in die Seele trieb.

Am Morgen des nächsten Tages sollte Eliseba, eine Levitin wie sie, mit Feuer verbrannt werden. Nach dem Worte des Herrn, der durch Mose also befohlen hat: „Wenn eines Priesters Tochter anfängt zu huren, die soll man mit Feuer verbrennen; denn sie hat ihren Vater geschändet.“

Da war eine Erkenntnis über Rahel gekommen — jäh — und furchtbar.

... Ein blasses, junges Weib lehnte draußen, vor der Zeltstadt, den Kopf an einen Felsblock.

Lange stand sie so ... und sah die Feuersäule über dem Lager stehen — und erkannte, daß es der Widerschein der Flammen sei — nicht er!

Ihre gefalteten Hände lösten sich langsam.

Sie sah hinauf in das Sternengefunkel des Firmaments, und es überkam sie die Ahnung der Ewigkeit. Sie wußte plötzlich: Da war er! In der Wüste! In der Luft, die ihr um Haar und Gewand strich, und in dem Leben, das sie im Schoße trug. Er hatte sie bewahrt vor dem Aussatz — um des Kindes willen —!?

Aber ach, sie würde das Kind nie sehen! Ihr Kind. Denn lange zuvor —, bald schon, bald würden die Flammen ihren Leib verzehren. Eine wilde Verzweiflung packte sie. Sie warf sich nieder zur Erde und grub die Finger in den Sand ... Nicht sterben! — Nicht sterben!!

Nur dieser Wunsch lebte in ihr, und als sie jetzt, wiederum mit irren Augen aufblickend, den Feuerschein am Horizont gewahrte, kam es wie abergläubische Furcht über sie und sie murmelte mit zuckenden Lippen: „Er ist es! Er ist es doch! Heilig, heilig —! Wehe, daß ich in Gedanken lästerte und meinte, er wohne nicht in dem heiligen Feuerschein ...“

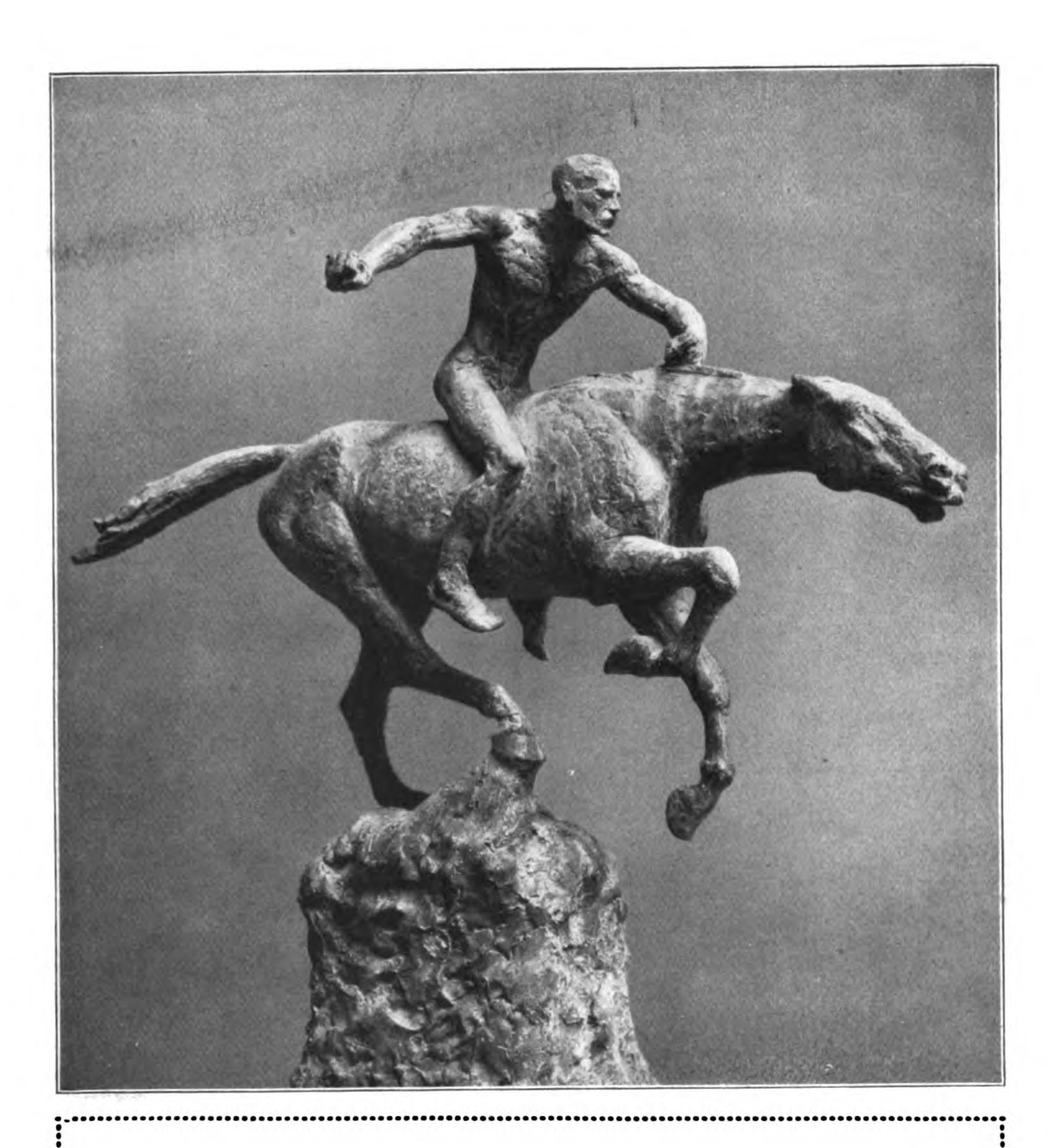
So schwankte Rahels Seele in Qual und Angst. Doch hatte das Hirtenmädchen eine Minute lang, über sich selbst hinausgehoben, über ihr Volk und ihre Zeit eine Erkenntnis gehabt, die über alle Erkenntnis ist ...! Die Erkenntnis der göttlichen Allgegenwart des Höchsten.

Und diese Minute war die Ewigkeit, die Rahel gegeben ward. Es wird jedem eine Ewigkeit gegeben; — bei manchem währt sie das ganze Leben —, bei dem andern ist sie in einer kurzen Stunde beschlossen. Und außer dieser Ewigkeit gibt es keine.

Es liegt aber eine Sehnsucht im Menschen — ehe denn er sie kennt, daß er sie kennen lerne — und nachdem, daß er sie ganz und völlig sähe und begriffe. Und es kann eine Seele nicht eher sterben, bis daß sie die Ewigkeit begriffen habe. So oft muß sie wieder und wieder geboren werden, bis daß sie die Ewigkeit fasse und sie eins wird mit der letzten Erkenntnis.

Dann hat sie Frieden.

Und so wandern wir alle von Ewigkeit zu Ewigkeit und haben das ewige Leben. Zuletzt aber kommt die völlige Erkenntnis —



Wilder Reiter
Bildwerk von Willibald Fritsch
(Große Kunstausstellung Berlin 1920)

das ist die völlige Liebe — — Und es steht ein Wort über dem Ende der Seele, das süßer ist als aller Himmel und das Wort heißt: Friede.

⁂

Aus Tamarindenholz war ein Haufen geschichtet.

Die Levitin Eliseba war zu schwach, um selbst hinaufzusteigen, man trug sie wie ein lebloses Bündel Kleider auf die Hinrichtungsstelle.

Tiefe Stille lag über dem versammelten Volk. Es fühlte die Nähe des gewaltigen Heiligen . . ., der ein ernster und eifriger Gott, ein unerbittlich rächender Richter war . . .

Das Weib droben sah mit leeren Augen in die Weite. Sie wich der Gewalt, ohne sich zu wehren. Aber als die Flamme aufloderte, schrie sie auf. Es war kein Wort gewesen. Und war doch wie ein Hilferuf gewesen . . .

Ein Hilferuf nach dem Erlöser, der einst sprechen würde: „Gott ist die Liebe."

Bei dem Schrei war Rahel, die als Levitentochter anwesend sein mußte, bewußtlos umgesunken. Zwei starke Arme fingen sie auf und ein Antlitz beugte sich über sie, das desselben Mannes, dessen Opferschaf sie tags zuvor bedauert und geherzt hatte.

⁂

Wenige Stunden nach dem Feuertode der Levitin sprachen in Josuas Zelt zwei Männer miteinander. „Ich sage dir, Kades von Edom schlägt unsere Bitte um freien Durchzug ab!" sagte der jüngere der beiden hastig zu Josua.

„Dann wird der Herr ihn zerschmettern, Achan!"

„So?! — Oder er uns!" Achan lachte höhnisch auf. Dann griff er nach des Freundes Hand.

„Josua, ich kann es nicht mehr mit ansehen! Moses wird alt! Nimm du die Führung! Du kannst's! Und dann mach' einen Einfall mit Waffengewalt! Mach' ein Ende mit den langen Bitten, die zu nichts führen! Die uns nur verächtlich machen und uns kostbare Zeit nehmen!"

„Du redest irr, Achan. Oder soll ich sagen, du lästerst!?"

Josuas Hand legte sich schwer und drückend auf die Schulter des Jüngeren. „Was bist du für ein Mensch, Achan! — Sieh, der Herr war der Gott Abrahams, unseres Stammvaters. Er hat uns aus dem Diensthause, aus Ägypten, geführt und er bringt uns in das Land der Verheißung!"

„Und die, die jetzt drinnen wohnen?" tönte es fast bitter zurück.

„Die werden wir austilgen mit der Schärfe des Schwertes."

„Sie vermögen mehr als wir, Josua!"

„Sie sind ein Greuel!" fuhr der andere leidenschaftlich auf. „Sie geben ihre Kinder dem feurigen Götzen zu fressen! Sie sind unrein! Enakssöhne! Ein Greuel!!"

„Wir verbrennen Jahwe ja auch unsere Weiber! Ist Eliseba kein Kind Israels gewesen?! — Und doch ist es weise, sehr weise von Mose, dies also zu bestimmen."

„— Achan!!" Beide Hände des trotzigen Feuerkopfs ergriff der ältere Mann. „Achan, ich liebe dich wie meinen Sohn! Wie kannst du des Herrn Mund, der durch Moses Befehle spricht, also durch lästerlichen Hohn schänden?!"

„Ich weiß, daß du mich liebst, Josua. Obgleich meine Mutter ein ägyptisches Weib war, das meinem Vater weinend und schreiend in die Wüste nachlief, bis daß er sie nahm . . . Vielleicht hab' ich die Krankheit von ihr, von dem fremden Blut . . . den Dämon, der mir zusetzt bei Tag und Nacht, daß ich nicht denken kann wie ihr." — Er seufzte und fuhr dann fort: „Moses ist ein Gewaltiger. Aber er ist alt . . .! Und sieh dir die von ihm Geführten an! — Die Simeoniten essen nicht mit den Kindern Ruben, — die Kinder Dan halten sich in lächerlichem und törichtem Hochmut für besser als die Kinder Asser! Und alle holen sie sich die Midianitinnen in die Zelte."

„So lange sie selbst nicht beten zu den Göttern der Fremden . . ."

„Du verstehst mich nicht!! Wir werden so allmählich eins werden mit den Fremden. Sie sind klüger als wir. Sie werden die Lehrer, wir die Schüler sein! So kommen wir allerdings wohl in ihr Land! Haha!! Wir werden ihnen Knechte sein! Wie wir's im Nillande waren, so wird's am Jordan sein, wenn wir uns nicht völlig fern von jeder Vermischung mit ihnen halten!"

Bedrückt und in dumpfer Verzweiflung verließ Achan den Freund. —

Erst, als er sein Zelt betrat, fiel ihm die junge Levitin wieder ein, die er bewußtlos dorthin trug.

Rahel war wach. Mit verstörten, angstvollen Augen starrte sie dem Eintretenden entgegen.

„Bleibe sitzen, Rahel, Gaddiels, des Priesters Tochter und höre. Ich werde mich dir heute in deines Vaters Hause verloben, denn es gefällt mir, deinen Leib vor den Flammen zu retten. — Bist du eine Erbtochter?"

Die halb Ohnmächtige bejahte und stammelte leise fragend: „Herr — woher weißt du? —"

Ein feines Lächeln umspielte Achans Lippen: „Du mußt selbst noch ein Kind sein, Rahel! . . . Genug, ich weiß es. Aber fürchte dich nur nicht, Rahel, sondern mache dich herzu, iß und trink und sei fröhlich. Ich gehe derweil zu deines Vaters Zelt."

Als er heimkehrte, war Gaddiels Hab und Gut an ihn verspielt, an Rahels Hand somit kein Erbe, das dem Stamme verbleiben mußte, mehr geknüpft.

Die ägyptischen quadratischen Holzstückchen hatten ihr Geschick entschieden.

Daß sie zuvor von Achan gezeichnet worden waren, wußte nur der allein.

Und doch war es wiederum derselbe Mann, der den murrenden Gesippen der Eliseba donnernd entgegentrat.

„Ihr Hunde! Müssen wir nicht ein reines Volk sein dem Herrn!? Sähen unsere Augen anders auch nur eine Traube, ein einziges Weizenkorn Kanaans?! — Nehmt nur weiter die Fremden zum Weibe! Hurt wie sie und fallt ab vom einzigen, das uns zusammenhält; von unserm gemeinsamen Glauben! Knechtsseelen ihr, Hunde!"

Kein Arm erhob sich gegen ihn.

⁂ ⁂ ⁂

Tage, Wochen vergingen.

In Achans Zelt liegt ein junges Weib auf dem Lager. Weiche, mit Purpur reich umsäumte Kleider hüllen den zarten Leib ein und Onyx und Chrysoprassteine schmücken das nachtschwarze Haar. Seit Rahel das Weib des Rubeniten ist, ruht sie oft so, stundenlang vor sich hinträumend, auf ihrem Lager.

Eine Hand schlägt die Zeltwand zurück. Achan steht vor ihr: „Der Herr segne dich! Sie lassen uns nicht durch, Rahel!" — Wie spöttisches Frohlocken blitzt es bei der Nachricht aus seinen Augen.

„Und das freut dich, Herr?"

„Ja. Denn jetzt kommt es zum Kampf! Und der Kampf — Rahel —, der schweißt uns zusammen! Der bringt uns zu uns selbst."

In schwerer Erregung schreitet der Mann auf und ab. „Du bist schön, Rahel ..." Zerstreut lächelnd bleibt er vor ihr stehen.

Die Priesterstochter aber wird totenblaß, und ihre Augen füllen sich mit Tränen.

„Wunderschön!" Mit untergeschlagenen Armen sieht er sie unverwandt an. „Und das alles zum Brennen?! Bei den großen Göttern Ägyptens — das wäre fluchwürdig!" — Er lacht auf und fährt dann, grübelnd, halblaut fort: „Wennschon es das Richtigste gewesen wäre! Gesund und streng, blutstreng und stolz, in Glauben, Gesetz und Sitte müssen wir, bei Jahwe!, bleiben. Sonst —" seine Hand fährt verächtlich durch die Luft!

„Pah! — So viel mit allen Hoffnungen!! Wüstengesindel — nichts weiter!"

Da sieht er die entsetzten Kinderaugen — und etwas wie ein Zwang zur Grausamkeit packt ihn.

„Deswegen wäre es recht, daß du noch jetzt ins Feuer des Holzstoßes kämst, Rahel..." sagt er langsam und jedes Worts bewußt.

Und schämt sich und verachtet sich selbst um der grausamen Worte willen, die ihm selbst die Seele im sadistischen Trieb zur Selbstquälerei zerfleischen, als er sieht, wie sie zurücksinkt.

Als Rahel wieder zu sich kommt, kniet er an ihrem Lager und seine bitteren Tränen rinnen über ihre Füße.

„Verzeihe mir, Rahel! Feine, Süße! Geliebte!" Seine Augen sehen sie flehend an: „Sage — warum ist's denn eigentlich unrecht, das Schaf von der Mutter zu nehmen, um es zu opfern?" fragt er sie gleich darauf in merkwürdiger Spannung. Als keine Antwort kommt, fährt er fort: „So will ich es dir sagen, Rahel: weil es gar keinen Gott gibt! Keinen! Keinen ägyptischen und syrischen und edomitischen — und keinen israelitischen — keinen!"

Er hat es erwartet, daß sie schweigt. Seine Lippen verziehen sich bitter. Ein Geschöpf wie sie alle. Wer hieß ihn denn glauben, daß gerade sie anders sei? Daß sie es vermöchte, anders zu denken —, als sie alle; alle?! Jene Äußerung ...? Kindliche, nichtssagende Worte ...! Da — steht sie plötzlich neben ihm. Ihre Augen leuchten, die zarte Gestalt bebt vor Erregung.

„Doch, Achan! — Draußen in der Wüste — und auf den Sternen ist Gott — und du — du bist Gott!"

In dem Augenblick nahen Schritte. Ein Bote tritt ein. „Der Mann Gottes läßt Achan, den Rubeniten, entbitten. Moses ruft dich!"

„Das ist das Ende! Rahel — Rahel! — Der Mann Gottes wird warten!" klingt die kurze, hochfahrende Antwort an den zurückweichenden Boten.

Einen Augenblick herrscht Schweigen. Tief ist Achans erblaßte Stirn gesenkt. „Mir geschieht recht!" — sagt er endlich dumpf. „Es darf keiner zweifeln an Jahwe —! Um des Volkes willen. Denn der Glaube gibt Kraft. Wer gegen ihn wächst, wird umgehauen und verbrannt. — Es ist kein Raum für mich in Israel ...! Ich erkenne es wohl. Aber für dich, Rahel, die du einen andern Gott im Herzen trägst als sie, auch nicht! — Ah — es ist schwer, — jetzt zu sterben! Jetzt, da ich dich kenne!! Weib — einen Sohn solltest du mir schenken, — einen Sohn! — Dann könnte ich sie wieder genießen, die andern, — die blöden Dirnen... Rahel," des starken Mannes Stimme wird weich: „Du —! ... Ich habe dich nicht gefragt: wer hat dich zum Weibe gemacht?! Ohne vor deinen Vater getreten zu sein, daß er dich zu seinem verlobeten Weibe mache ...? Ich habe dich nicht gedrängt um eine Liebe..., nicht ein einziges Mal habe ich diese Lippen geküßt — nie —! Die Mutter meines Sohnes — das Weib meiner Seele solltest du sein! Und nun ...?!"

Da wirft sie die Arme um seinen Hals. „Ich will sterben — ich will mit dir sterben. Küsse mich, Achan — und dann der — Tod!"

Nun war sie allein.

Achan war bei Moses.

— Und aus dem Dunkel des Zeltschattens kroch es auf sie zu ... Mit langen, streckenden Armen und grinsendem Antlitz...

Undeutlich — übermächtig.

Grauen — Angst.

Jahwe! — Was hatte sie angehört!! — Was hatte sie selbst gedacht und gesagt! — Frevelnde Lästerungen!! Gottesleugnen! Gottesschänden! Wie Feuerschlangen schien

es vor ihr herzufahren. Das war der feurige Atem Jahwes, wie er sich Moses in Donner und Blitz auf dem Sinai offenbarte. Wie ein fernes, süßes Lied kam ein Erinnern über sie. Der Fremde — er — er — der ihr über das Haar gestrichen hatte. — Der hatte auch Götter — sicherlich! Fremde, schöne, liebe Götter.

Und plötzlich fing sie an, zu Jahwe zu reden. Weinerlich, wie ein kleines Kind.

„An seine Götter hätte ich geglaubt ... und ich habe ihn so lieb ... Aber da kam Achan — Jahwe — Jahwe!!"

Die feurige Gestalt wuchs — wuchs — ins Unermeßliche — und trat auf sie zu.

✠ ✠ ✠

Es ruhten die Augen des Gewaltigsten in Israel auf Achan, dem Rubeniten.

Auf dem Kinde des ägyptischen Weibes aus dem Pharaonengeschlecht, das dem israelitischen Manne nachlief —; dem Knecht, dem Sklaven, nachlief in die Wüste, bis daß er sie nahm. Und die das Empfinden eines uralten, reichen und edlen Volkes, das Blutserbe einer hochentwickelten, jahrhundertealten Kultur in den Sohn des Hirtenvolkes legte. Das Erbe der Ahnen — die Kindschaft der ägyptischen Mutter lastete auf Achan.

Das war der Dämon, der ihn umtrieb — und der ihn zwang, anders zu denken als die, die seines Volkes waren.

„Ich habe dich rufen lassen, Achan. Sohn der Ägypterin Tachot und Redad, des Rubeniten. Dir gefiel es, lange zu verziehen ... Josua sprach mir von dir. Jetzt höre: Der Herr hat also zu mir gesprochen: ‚Du bist alt und du wirst sterben, darum, daß du mir nicht gehorchet hast. Aber steige auf jenen Berg —' eine Handbewegung wies auf die im Schatten des Abends verdämmernde Steinmassen des Nebo —, ‚du sollst das Land sehen.' Josua wird mein Nachfolger sein. Du aber, Achan, Sohn der Tachot: — Unser Gott ist ein starker Gott — Israel ist schwach ohne ihn. So sie abfallen werden von Jahwe —, so sie sich mengen werden mit den Fremden, werden sie sterben! Vertilget die Fremden denn mit Feuer und Schwert; es müssen die Städte zerstört und die Menschen verbrannt werden, spricht der Herr, Herr."

Moses schwieg.

Ein Diener kam mit Licht. Da sah Moses Achan. „Du bist noch hier?"

Der Rubenit ging auf den Mann Gottes zu, hob den Saum seines Mantels an die Lippen und lag wie anbetend im Staub.

Endlich erhob er sich. „Ich liebe dich ...!" stammelte er mit zuckenden Lippen und wandte sich zum Gehen.

Der Greis streckte den Arm.

„Achan! — Komme her. Ich habe deiner Mutter Mutter, die die liebste Gespielin der Königstochter war, gekannt. Sie war sehr jung —, als ich sie kannte ... Die weinte, als ich aus dem Nillande in die Wüste floh ... denn ihr Kind war auch das meine. Ich war ein Hirte danach. In der Wüste. Viele Jahre. Und ich sah, wie fein und lieblich es ist, an den Flüssen zu wohnen und Land zu haben, das Korn und Wein trägt. Aber er sprach, und ich folgte."

Da riß der Sohn der Tachot dem Greise die Hände vom Antlitz und schrie: „Steinige mich — verbrenne mich —, doch zuvor sage: Was ist es um Jahwe?!"

Sinnend starrte Moses in das Licht. Und schwieg.

Die Stunden verrannen ...

Da hub er wieder an — flüsternd — unbeweglichen Angesichts: — „Die Wüste lag gelb und die Luft flimmerte. Da sah ich den Busch. Und ich wußte: Das war er. Und ich wußte, der Ort war heilig. Und ich wußte, ich sollte Israel befreien. Ich sprach — und der Nil ward rot. Tausend rote Algen machten ihn stinkend und ekel wie Blut. Und es kamen die Frösche in Scharen aus dem üblen Schlamm — und sie stiegen der Königin ins Bett und dem Bettler aufs Lager ... Und es kamen Fliegen und Mücken. Und es ward Nacht. Eine lange, lange Nacht. Ich aber hatte um alles vorausgewußt. — Es kam der Tod. — Israel zog aus. Ich reckte die Hand und der Wind kam und das Wasser staute sich. Er ließ uns die Furt finden — und er ließ uns das Manna versuchen und die Wachteln finden. Ich hielt eine Gerte in der Rechten, die zuckte ... da schlugen wir den Stein und er gab Wasser. Ich wußte ihn. Ich kenne ihn. Er sprach ... Im Schlaf ... Im Wachen sprach er. Auf dem hohen Berge ... Er spricht. Horch — Ich weiß: Morgen werde ich sterben."

✠ ✠ ✠

Der Tag brach an.

Moses erhob sich und schritt hinaus.

Ein unbewegter, fremder Blick traf Achan.

Lange stand er. Dann murmelte er: „Meine Mutter sprach, es gibt allerorten ein Feuer, das nicht brennt. Doch — das brennt, aber von der Flamme nicht verzehrt wird. Sie rieb das gelbe Harz, das ihr der Phönizier gab, und das die Weiber dort als Schmuck achten (— von fernen, grauen Urmeeren und Nebelinseln holten sie's, raunte sie dazu —) und es sprangen Funken hervor. Und strich mit den Beinzinken ihr Haar — und es sprühte. Beides. Haar und Kamm. — Ich sah ein Büschel Strahlen stehen an der Schneide meiner Axt — da es dunkel und schwül am Himmel stand — ich hielt den Finger hinein und schrie: ‚Bist du Gott, so sprich.'

„Aber er schwieg.

„Als das Wetter verzog, schwand der Schein.

„Ich wußte nichts. Mir schwieg alles."

„Moses!! — — Ich habe recht, es gibt keine Götter. — Sie wären denn in uns! O — Rahel!"

✠ ✠ ✠

Als Achan sein Zelt betrat, fand er ein wahnsinniges Weib. — Da fiel er auf sein Antlitz und weinte.

Tag im März. Von Frida Schanz

Es ist ein Tag mit blassen Wangen,
An dessen Wimpern Tränen hangen,
Ein zarter Tag voll feiner Scheu,
Mit Leid vertraut, im Glück noch neu.

Ein Tag so federleicht im Schreiten,
Voll unbewußter Lieblichkeiten,
Voll keuschem, zartverhülltem Glanz,
Verhängt von dünnem Wolkenkranz.

Wilde Linde. Von Victor Meyer=Eckhardt

Einsam seit sie Wurzel schlug
Reckt sie sich vom Felsenrande,
Selten bringt ihr Windesflug
Kunde mit vom tiefern Lande.
Wintersturmes Wut und Leid
Hat sie mondelang getragen –
Aber heut im gelben Kleid
Schenkt sie sich den Maientagen.

Und der Mai schickt Boten aus,
Zu genießen ihre Süße:
In den weichen Sprengelstrauß
Tausend Flügel, tausend Füße.
Bienenreigen dreht sich sacht,
Jede senkt den weichen Rüssel
Hundertmal und wohlbedacht
In die reiche, goldne Schüssel.

Aber der so grünlich gleißt
In geschliffnen Panzerringen,
Dieser Prächtige scheint zumeist
Ihre Liebe zu erringen.
Sog er sich des Weines voll,
Springt er glitzernd aus den Rissen:
Eine Blüte hat er toll
Mit sich in den Tanz gerissen.

Schwarz und schmal in Samt gepreßt,
Prunkend mit des Helmes Zierde,
Naht ein Zweiter im Geäst,
Wohlerzogen, voll Begierde.
Doch der alte Kavalier
Wirft sich nieder, ihn zu packen,
Reißt dem Freier sein Visier
Samt dem Kopfe von dem Nacken.

Und zu neuer Liebeskraft
Breitet er die sehnigen Glieder,
Legt sich mit des Leibes Last
In die vollste Dolde nieder:
Also ruht er ungerührt,
Doch mit abertausend Augen
Wird er, was ihn süß verführt,
In des Blutes Tiefen saugen.

Wie der Abendnebel zieht,
Hat ihn Schlummer schwer befangen,
Seiner Bienen müdes Lied
Ist ins Tal hinabgegangen.
Selten greift noch kühler Wind
Neckend in die lose Schaukel,
Doch im Tau, der niederrinnt,
Stirbt das letzte Traumgegaukel.

Lenzfahrt. Von Fritz Olt

Die Sonne, Sonne sang uns wach,
Wir tranken milden, süßen Braus.
Wir fahren, fahren herrenfroh
Ins grüne Edental hinaus.
Mit lachender Gebärde
Spricht unser Mund: es werde!

Wir schwingen, dringen ätherweit,
Es blitzt der Fluß, das Feld erglüht.
Sich sehnend, dehnend schwellen uns
Die blauen Hügel ins Geblüt.
Im Goldstrom unsrer Lieder
Erkennt der Gott sich wieder.

Wir tasten, rasten nicht im Schwang,
Bis aller Glanz uns angeschah.
Wir recken, strecken wipfelnd uns
Und stehen blütenträumend da.
Das Glück der tauben Zungen
Durch uns ist es erklungen! –

Das deutsche Metz

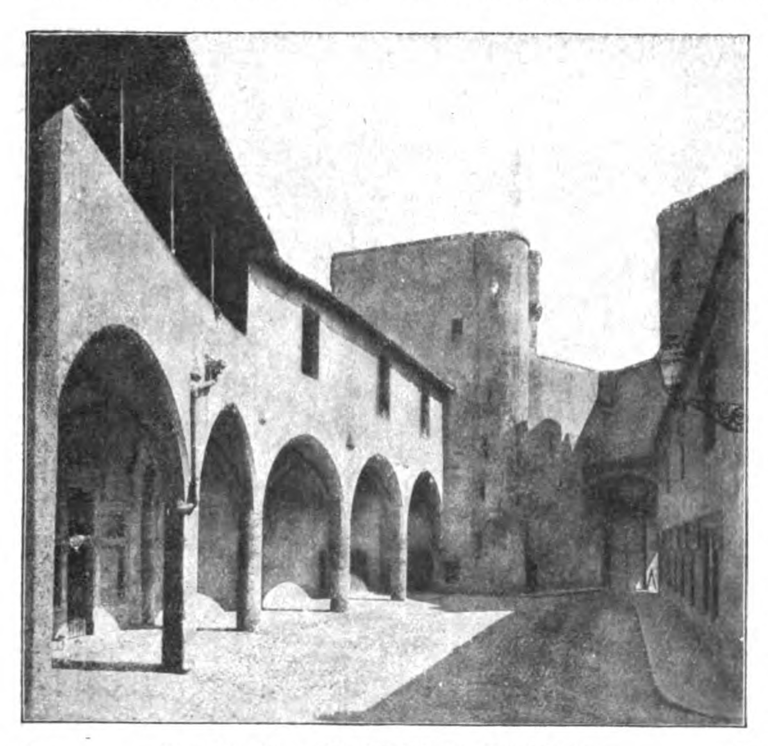
Von Prof. August Denitz

Mit 12 Aufnahmen der verlorenen Stadt

„Flur, wo wir als Knaben spielten,
Strebsam übend, zum Manne wurden,
Um deutsches Wesen zu gestalten, zu erhalten,
O, Moseltal, wie könnten wir dich je vergessen!"

Schon in römischer Zeit haben Lothringen und Elsaß eine verschiedene Stellung im großen Reichsverbande eingenommen. Während das Elsaß mit seinem Vorort Argentoratum immer als Grenzland galt und infolgedessen mit Garnisonen belegt war, gehörte Lothringen schon seit den frühesten Zeiten zu den Binnenländern des römischen Gebiets und war fest und unlöslich dem Reiche angegliedert. Demgemäß hatte sich der Römer auf lothringischem Boden durchaus häuslich niedergelassen, und es hatte sich eine Kulturblüte in Lothringen entwickelt, wie sie das Elsaß niemals gesehen hat. Der Mittelpunkt dieses Kulturlebens war die römische Stadt Divodurum, unser heutiges Metz, ein Name, der sich bis ins 4. Jahrhundert erhielt. Erst dann verschwand der Name Divodurum vollständig und machte dem Namen Metis Platz. Denn Kelten vom Stamme der Mediomatriker, denen auch Metz seinen Namen verdankt, haben wohl schon mehrere hundert Jahre vor unserer Zeitrechnung den Grund der Stadt gelegt, und die von ihnen begründete Siedlung, die sie Divoduron, d. i. „Gottesfeste", nannten, zum Hauptort ihres ausgedehnten Gebietes erhoben. Die Stadt hat daher eine mehr als 2000jährige Vergangenheit, deren genauer Ursprung nicht festzustellen ist. Also wohl zu merken: von Trier ist der Ursprung genau bekannt, von Metz, das danach weit älter ist, verlieren wir die älteren Spuren.

Heute noch sehen wir in Metz die Spuren der römischen Glanzzeit. So wurde beim Umbau des Bahnhofes unweit dem Theobaldstor das römische Amphitheater für 26000 Menschen freigelegt, jenes Amphitheater, das in der späteren Christenzeit (306 n. Chr.) Tausenden davon Zuflucht bot. Bei Ars ragt die berühmte römische Wasserleitung hervor, deren Bogenkonstruktionen den Jahrtausenden trotzten, die Thermen an der Mosel und der mineralhaltigen Seille, mit 84 Granitsäulen und Granitwannen ausgestattet, wovon im Kopfbau des Domes ein Probestück aufgestellt ist, und weiter die Bains de Roche (Felsenbäder) sind Zeichen dafür, daß die Römer das Vorhandensein großer Mineralerze und Gesteine, deren Behebung die spätere Industrie unter Deutschland brachte, längst geahnt und gewußt und nicht zuletzt ihre kostbaren Bäder an den Abhängen des bereits Wein tragenden Moseltales einrichteten, sondern auch aus spekulativen Gründen dazu sich entschlossen. So finden wir überall kostbar ausgestat-



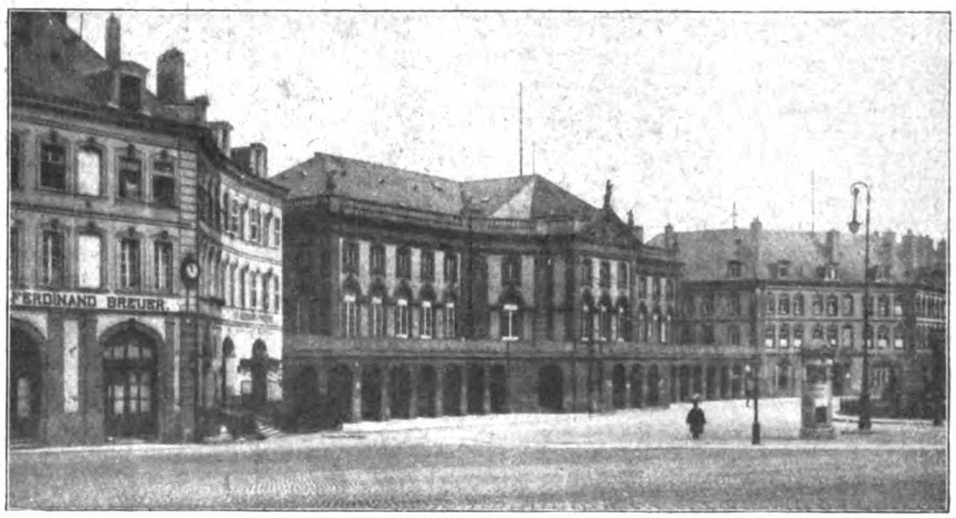
Deutsches Tor. Bis 1552 Sitz des Deutschordens

tete Gebräuche und Einrichtungen, während jenseits der Vogesen sich keine Stadt zu blühendem, selbständigem Leben entwickeln konnte.

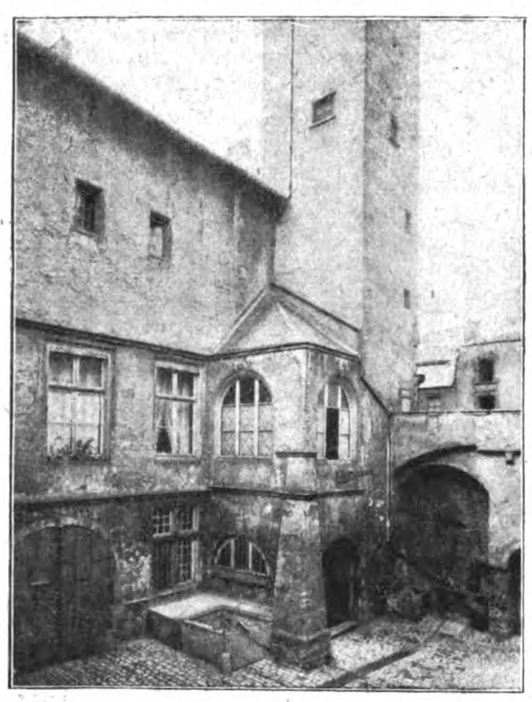
Während im 3. Jahrhundert das Elsaß von Germanen überflutet wurde, konnte sich in Metz römische Kultur noch beinahe 200 Jahre ungestört entwickeln. Auch als die Stadt dem Andrange und der Umflutung der Germanen keinen weiteren Widerstand zu leisten vermochte, ist sie dennoch nicht wie Straßburg als Ruine in fränkische Hände gefallen, sondern auf Grund eines friedlichen Vertrags unversehrt in den Besitz des fränkischen Königs gekommen. In der Folge erlitt die Entwicklung keine Unterbrechung. Im Gegenteil. Der germanische Hof, der nach der Teilung des Reiches in Metz seinen Sitz aufschlug, unterlag vollständig dem romanischen Einfluß, und Metis wurde damit das Zentrum der romanischen Kulturentwicklung im austrasischen Reiche. Seit 510 n. Chr. war hier der Mittelpunkt des Teilreiches Austrasien der Merowinger Könige. Hoch ragt, bis heute erhalten, der Königspalast über den Berg (Trinitarierstraße), glänzend grüßen die Giebel der eben emporwachsenden Kathedrale über das lachende Moseltal, karrarische Marmorarten aber tragen den stolzen Klosterbau der frommen Frauen (später Notre Dame la Ronde), unter den Merowingern. Es ist die Fortsetzung des monumentalen Gepräges dieser Stadt, wobei man bei Verwendung des bodenständigen Gesteines nicht stehen bleibt, sondern durch Verwendung noch edlerer Arten dessen Wirkung zu erhöhen anstrebt.

Auch in der karolingischen Epoche behält Lothringen, auf Grund der politischen Verhältnisse, seine wirtschaftliche wie städtebauliche Überlegenheit. Das karolingische Königsgeschlecht war auf lothringischem Boden erwachsen und hatte mit seinen Gütern auch die Vorliebe für die lothringische Heimat ererbt. So war der alten Metis die ausgesprochene Zuneigung des Hofes verblieben. Hier, wo der gefeierte Ahnherr des Geschlechts gewirkt und seine letzte Ruhe gefunden, hatte Karl d. Gr. für die Angehörigen seiner Familie die Grabkirche gewählt. Im reichen Kloster, dicht vor den Mauern der blühenden Stadt, das nach dem heiligen Arnulf seinen Namen führt, hatte er Hildegard, die geliebte Frau, die ihm in der Pfalz zu Diedenhofen verstarb, zur Ruhe bestattet, und neben ihrem Grabe lagen die Stätten, die die Reste der im jugendlichen Alter verstorbenen Kinder bargen. Auch Ludwig der Fromme war der Neigung des Vaters treu geblieben und hatte in St. Arnulf endlich die Ruhe gefunden, die ihm das Leben so hartnäckig — verweigerte.

War sonach die städtebauliche Entwicklung der Stadt Metz bis zum 10. Jahrhundert ungehemmt und hervorragend, so trat in der folgenden Zeit bis zum 16. Jahrhundert die Zerstörung der romanischen Kathedralen von St. Vinzenz, St. Arnulf usw. völlig durch die Verheerungen dieser bewegten Zeit ein, und Reste wie die Templerkapelle auf der Zitadelle z. B. sind Wahrzeichen der romanischen und nachfolgenden Übergangszeit. Diese brachte uns die alles bisherige, alles andere weitüberragende Hochkirche der Gotik: die Kathedrale, die Schwesterkirche des Domes zu Reims. Nur das reiche Metz weist in dieser Zeit Bauten von solcher Bedeutung auf, und unter ihnen nimmt die Kathedrale eine durchaus eigene Stellung ein. In diesem Werk zeigt sich auch charakteristisch die romanische Art seiner Erbauer. Wenn die Gotik des Straßburger Münsters als durchaus deutsche Kunst bezeichnet werden kann, so ist in Metz der



Theaterplatz erbaut von Arch. Oger



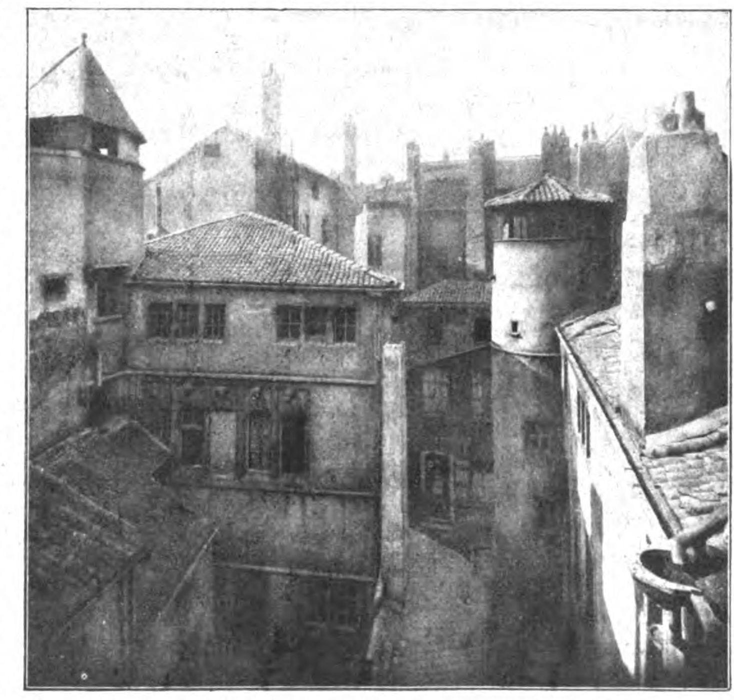
Teil vom Austrasischen Kaiserpalast

ist, mehrere Male geläutet. Sie ist inzwischen wohl einige Male umgegossen, besteht jedoch noch und war die größte Glocke in Deutschland.

Erst nach dem Dreißigjährigen Krieg, im Westfälischen Frieden kam Metz zu Frankreich, durch ein schweres Unrecht, was deutsche Sehnsucht nach dem verlorenen Land nie ruhen ließ. Fénelon, der Prinzenerzieher, ein Franzose also, schrieb damals in einem offenen Brief an Louis XIV., dieser habe durch sein Verhalten ganz Europa gegen sich aufgebracht und geeinigt. „Sie sind nicht einmal bei dem Wortlaut dieses Vertrages (Westfälischer Friede) geblieben, den Sie mit soviel Hochmut geschlossen haben. In voller Friedenszeit haben Sie den Krieg begonnen und blendende Eroberungen gemacht. Sie haben eine ‚chambre des réunions' eingerichtet, um zugleich Richter und Partei zu sein; das hieß dem Hohn, dem Raub und der Gewalttat die Beleidigung und die Schmach hinzufügen."

Mit der Zeit ist es dem welschen Einfluß täuschend gelungen, in Lothringen und Metz alle Erinnerungen an deutsche Zeiten zu übertünchen. Ich sage zu übertünchen, denn bei genauem Zusehen erkennen wir, daß bis heute Lothringen ein Land geblieben ist, mit dem sich die ausklingenden Einfluß der Champagne und Burgunds, der groß war, greifbar. Der französische Stadtbau hatte das Erbe des römischen Barocks angetreten.

Vor dieser Zeit hatte der in Metz bestehende Deutschorden sich in dem bis auf unsere Tage erhaltenen „Deutschen Tor" niedergelassen, dortselbst Hospital und Wohlfahrtsanlagen eingerichtet, die nach dem Überfall von 1552 durch die Franzosen nicht mehr bestanden. Im Winter des Jahres 1356 ließ Kaiser Karl IV. auf dem heutigen Domplatz die sogenannte „Goldene Bulle" verkündigen und wohnte dabei in dem angrenzenden alten Bischofspalast. Hierzu wurde die berühmte Kaiserglocke „La Mutte", die 21887 Pfund schwer



Alte Metzer Patrizier-Häuser aus der Zeit der Merowinger

Wellenlinien zweier Kulturkreise durchdringen und vielfach widerspruchsvolle Zustände hervorgerufen haben. Seine Hauptstadt mit dem deutschen Namen Metz, der wie ein Kriegsruf klingt, eine harte Schärfe hat und schneidend wie ein Messer, führt als Wappen die Farben Weiß-Schwarz mit einer Jungfrau als Krönung. Aus diesem Weiß-Schwarz wurde unter französischer Zeit Schwarz-Silber in den Wappenfeldern, ja eine französische Stadt, eine Provinzialstadt mit französischer Bauart, mit französischem Geist. Metz liegt auch zwischen Straßburg und Nancy; es neigt mehr zu letzterem, fast gar nicht zu ersterem hin. Die Eindrücke in der Kunst der Renaissance, in der religiösen Überzeugung und Kulturanschauung des Zeitalters der Reformation, der Charaktere, aus dem, wie wir aus „Dichtung und Wahrheit" wissen, Goethe seine ersten Gedanken zum Faust schöpfte, diese Eindrücke sind an Metz spurlos vorübergegangen. Es hat seine höchst eigenartige Stellung im Städtebau, in der Architektur behalten; man kann sie als autochton, als durchaus bodenständig bezeichnen. Sie ist nicht zum geringsten Teil abhängig von dem schönen Material an Kalkstein, das in der Umgebung in den Jaumontbrüchen gebrochen wird und eine außergewöhnlich feine Profilierung zuläßt, von welcher Eigenart Römer, Merowinger, Deutsche und Franzosen zehrten. Die Entwicklung dieses technischen Zustandes und die Ergebnisse, Durchdringung eines westlichen und eines östlichen Kunstempfindens, haben Formen hervorgerufen, die aus Lothringen ein selbständiges Kunstgebiet von provinzieller Eigenart gemacht haben.

Wie schon angedeutet, war es zur Zeit der Merowinger und der Karolinger, als hier der Daseinskampf zwischen Römern und Germanen, zwischen der Antike und dem Christentum ausgefochten wurde. Das Symbol dieser Scheidung könnte der Sarkophag Ludwigs des Frommen in St. Arnulf sein, der ein Prunkstück der römischen Reliefplastik ist und einen christlichen Gedanken durch den Sturz des Phaeton darstellt.

Wir treten nunmehr in zwei bedeutende Epochen, die dem heutigen Metz das Ge-



Stefansterrasse mit Portal Notre Dame la Ronde

präge gegeben haben, ein. Die erste Epoche war die des französischen Barocks (Lebruns), die zweite die Zeit des das Barock ablösenden Klassizismus.

In Paris hatte die Louvrekonkurrenz einen heftigen Wettstreit über Kunstfragen in der öffentlichen Meinung entfacht, unter dessen Eindruck, hauptsächlich der Brüder Perrault, die Gründung der königlichen Bauakademie (1671) vor sich ging, die in der Folge zum wichtigsten Ausgangs- und Stützpunkt des Klassizismus werden sollte. Ihr wurde die Aufgabe gestellt, über die Regeln der Baukunst, so wie sie sich aus den vornehmsten Denkmälern des Altertums und den Werken und Schriften der Großmeister, insbesondere des hochangesehenen Palladio ergaben, öffentlich Unterricht zu erteilen und die Zeit zu befruchten. Zum Leiter der Anstalt wurde François Blondel (1618 bis 1686) berufen. Blondel übte einen tiefgehenden Einfluß aus auf die aus der Akademie hervorgehenden Architekten. Dazu gehörte der diese Richtung weiter fördernde, spätere Jacques François Blondel, 1708, der vom Geschick berufen war, sich in Metz ein städtebauliches Denkmal von Rang zu setzen.



Vinzenz-Kirche mit Portikus französischen Ursprungs

Die Hauptstadt von Lothringen war seit Karl V. die Stadt der Soldaten, und nicht erst seit 1870. Die Franzosen machten aus ihr die Festung, der sie den Namen „La Pucelle“ d. h. „Unberührte“ beilegten, wobei viele mittelalterliche Schönheiten zerstört wurden. Nach der durchgeführten Befestigung durch Vauban und Cormonfaignes war die Bedeutung der Ville de Metz vor allem eine militärische geworden. Militärische Gründe rechtfertigten auch beim König Louis XV. die Umbauten, die der Gouverneur Bel Isle zur Hebung der Stadt vornahm. Ihm reichte Jean Antoine 1752 einen Entwurf zur Umgestaltung der verbauten Umgebung der Kathedrale und der Place Royale (heute Domplatz) ein. Vorher hatte Oger 1739 die vorbildliche Anlage am Theaterplatz mit Umgebung geschaffen, die, vom Moselufer begrenzt, eine Sonderstellung behauptete.

Antoines Entwurf legt vor die turmlose Westfront der Kathedrale, jenem Teil, der einst „Notre Dome la Ronde“ war und später mit der Hauptkirche vereinigt wurde, einen annähernd quadratischen Platz, links und rechts von der Hochkirche das Hotel de ville (Stadthaus) und Stadtverwaltungsgebäude, sowie Hauptwache errichtend. Die übrigen Hausfronten gegen den Platz erhalten eine gleichmäßige, monumentale Durchbildung. Es sind Gedanken, wie sie ähnlich in Reims, Rouen usw. geschaffen wurden: ein Platz mit Richtachse gegen die baulich ausgezeichnete Seite.

Gegen dieses simple Projekt ergaben sich Verkehrsschwierigkeiten, die auch in der kommenden Zeit an dieser Stelle infolge des steil zur Mosel fallenden Geländes stets wiederkehren und jede Planung beeinflussen. Der Nachfolger des Gouverneurs Bel Isle, der Marschall d'Etrees, mußte auch versuchen, aus vielen zum Teil ein wenig überstürzten Arbeiten seines Vorgängers das beste Ergebnis für die Erscheinung der Stadt zu ziehen. Eine Anzahl von Bauten war noch zu errichten, unter anderen ein Stadthaus, ein bischöfliches Palais, ein Parlamentsgebäude usw.

Zur Ausarbeitung eines einheitlichen Bebauungsplanes wurde ihm Jacques François Blondel, 1705 in Rouen geboren, also nicht verwandt mit J. Blondel, jedoch auch Leiter einer Akademie in Paris, empfohlen, der auch verschiedene Entwürfe aufstellte, wobei eine zu errichtende Abtei St. Louis in der Achse des heutigen Kammerplatzes alles bisher Gesehene übertreffen sollte. In französischen Werken können wir z. B. lesen: Blondel baute 1764 die Abtei St. Louis in Metz. Das stimmt nicht. Zum Bau der Abtei ist es nicht gekommen, wie wir später sehen werden. 1752 bis 1756 gab Blondel die bekannte Arbeit „Architecture française“ und 1771 bis 1777 „Cours d'Architecture civile“ heraus, die seinen Ruf als Städtebauer begründeten. Der zuletzt aufgestellte Plan von Metz, den wir hier aus Raummangel leider nicht bringen können, fand die Zustimmung der beteiligten Stellen. Dieser Plan ist ein Meisterstück der Platzgestaltung.

Als Grundachse für die ganze Anlage wählt Blondel die Achse der Kathedrale. Diese erhält einen rechteckigen Tiefenvorplatz in ihrer Breite, dessen Einleitung eine in der Achse liegende Straße bildet. Der Kathedrale wird ein mächtiger, arkadischer Portikus vorgelegt. Seine Linien bringen ihm die erforderliche Platzwand, die mit der schlanken Gotik ringen, seine Formen geben die Überleitung von dem sakralen Stil zu den schlichten Formen der benachbarten Gebäude, vor allem aber einen klaren Point de vue für die zum Haupteingang leitende Straße. Zur Steigerung dieser Stelle gab noch ein anderes Vorkommnis Anlaß: Im Jahre 1744 war König Ludwig XV. von Frankreich bei einem nur für wenige Tage berechneten Besuch in Metz schwer erkrankt und konnte erst nach langer Zeit genesen. Zum Gedächtnis an seine Errettung beschloß das Domkapitel ein Hauptportal zu errichten, das nach Plänen Blondels in den Jahren 1761 bis 1764 durch Gardeur, genannt Lebrun ausgeführt wurde und von dem wir in den Abbildungen eine schöne Ansicht seiner Wucht und Größe zeigen



Kathedral-Platz mit dem Blondel-Portal im alten Zustand

können. Es ist ganz unzweifelhaft eine tüchtige Leistung, das berühmte „Blondelsche Portal in Metz".

Als Blondel im Begriff stand, den bedeutenderen Teil seiner Vorschläge zu verwirklichen, brach die alles hemmende, alles niederringende französische Revolution aus, die auch in Metz ihre blutigen, verderbenden Spuren hinterließ.

1781 ließ Bischof Montmorency das alte bischöfliche Hotel bei der Kathedrale, das an Stelle eines früheren römischen Prachtbaues lag, demolieren und die Ausführung eines von Blondel entworfenen stattlichen Palais beginnen. Die Revolution unterbrach auch diesen Bau; die Stadt erhielt bei Einziehung der Güter das betreffende Grundstück und den nur in den Fundamenten beendigten Bau als Eigentum überwiesen und entschied sich schließlich dafür, eine gedeckte Markthalle, die noch heute besteht, zu errichten. Diese Aufgabe wurde von dem damaligen städtischen Architekten Jaunez 1831 beendigt. 1790 wurden weiter die ersten Bäume auf der Esplanade, welche auf niedergelegten Festungswerken geebnet wurde, gepflanzt, und 1826 wurde diese Gesamtanlage, wovon der Blick zum Moseltal, auf St. Quentin und weiter führt, beendigt, eine Anlage, die jeder, der sie gesehen, sobald nicht vergessen kann.



Kathedrale mit neuem gotischen Portal
von Arch. Paul Tornow und Bildhauer Dujardin. 1910

Hiermit schließt in der Entwicklung der Stadt eine Epoche, die an Bedeutung ihresgleichen suchen kann. Denn die folgenden Zeiten des französischen Kaiserreichs, des Empire, sind an Metz vorbeigeglitten und haben nur geringe Merkmale hinterlassen, die an Bedeutung an die Blondelsche Zeit nicht heranreichen und gewöhnlich nur deren Fortsetzung waren. Wenn wir bedenken, daß der Blondelsche Einfluß und der seiner Schule uns die Leistungen auf dem Berliner Gendarmenmarkt (Gontard), des Zeughauses und der Communs (Neues Palais) in Potsdam brachten, dann setzt sich das richtige Verständnis für die Bedeutung dieser in Metz geschaffenen Leistung erst recht durch.

Was ist aus dem alten Metz inzwischen geworden, aus dem Metz von städtebaulichem Vorbild, unter dessen Eindruck meine Jugend stand, das einst große, stilreine Befestigungen mit 17 Toren und 80 Türmen umgaben? Der Höllenturm, der Turm Camoufle und vor allem das Bollwerk des Deutschritterordens, das Deutsche Tor, das Werk des Meisters Hannas de Ronconval, sind noch die teils spärlichen, teils stolzen Reste vom alten Metz, von dem Bossuet rühmte, und wohl



Justizpalast als Regierungsgebäude erbaut, mit Eingang von der Esplanade

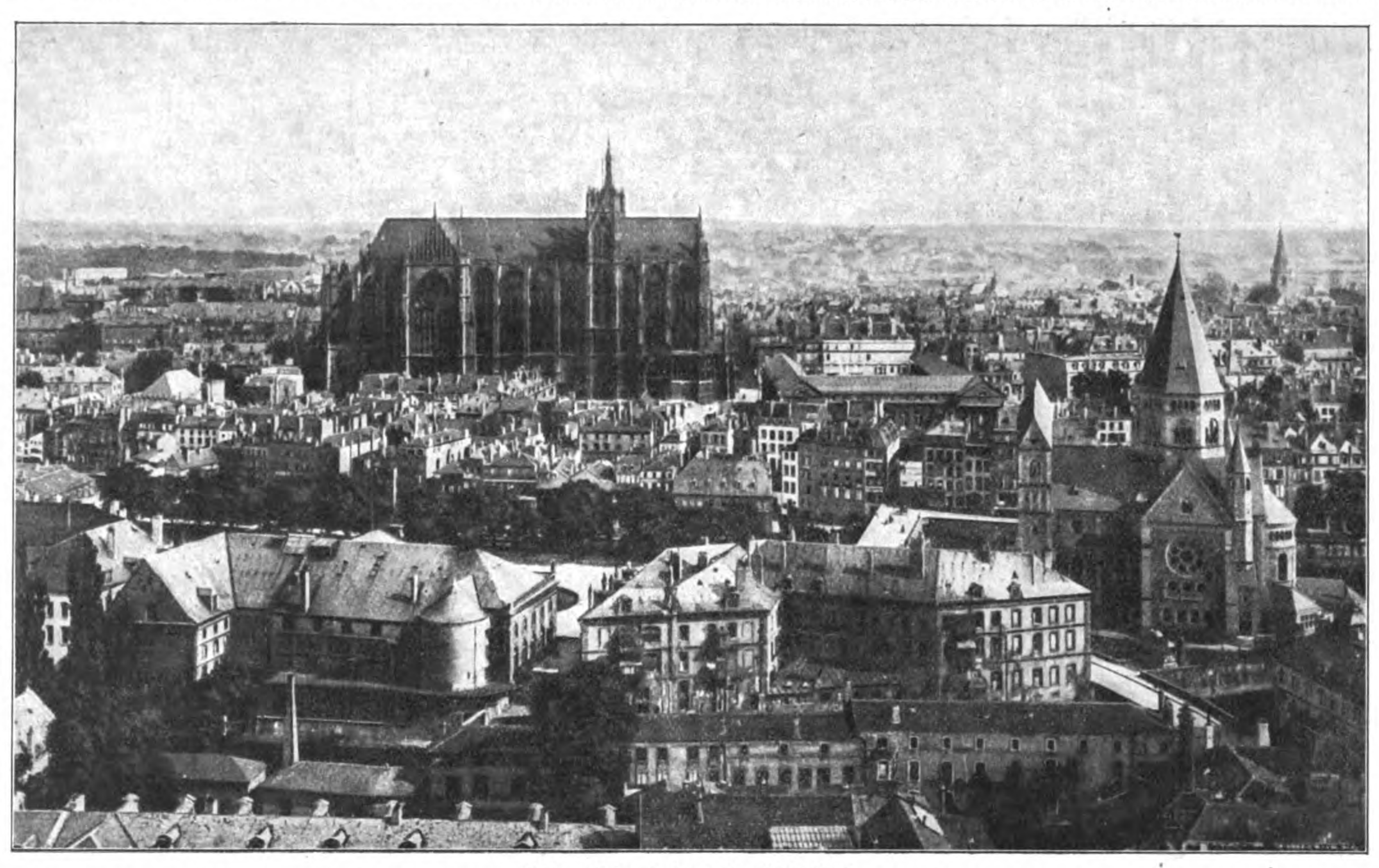


von seinem Standpunkte aus mit Recht, es sei die „puissante ville“, die „belle et noble cité“. Von Bossuet war auch nicht ohne Berechtigung der Spruch angeführt worden, „wenn Frankfurt mein wäre, so würde ich es zu Metz verzehren!“

So kam es nach 300jähriger Trennung 1871 wieder zum Reich und wurde von vornherein als militärisch bedeutendster Punkt von ganz Elsaß-Lothringen gehalten. Damit entglitt der Zivilverwaltung die eigentliche Bestimmung in ihrer künftigen Entwicklung, die in 43jähriger Zeit nur durch zwei wichtige Vorgänge einzusetzen vermochte. Der erste Vorgang ist die meisterhafte und von aller Welt anerkannte Wiederherstellung der Kathedrale, der zweite die 1902 befohlene Stadterweiterung.

Gleich nach der Übernahme von Metz fanden durch Sachverständige Untersuchungen über den Bauzustand der alten Kathedrale statt. Der Zufall brachte hier den richtigen Mann an die richtige Stelle. Paul Tornow, ein Neumärker und Kenner der westlichen Gotik, wurde mit den ersten Aufgaben betraut und später zum Dombaumeister gemacht, womit die bekannte „Dombauhütte“ ins Leben gerufen wurde, die eine weithin befruchtende Wirksamkeit ausübte, deren Einfluß sich bis Straßburg, Freiburg, Köln und nicht zu vergessen bis Ulm über 30 Jahre bemerkbar machte, zudem eine Bildungsstätte, aus der eine Schar tüchtiger Fachleute hervorging.

Zunächst galt es, die notwendigeren Arbeiten einzuleiten, und da die erforderlichen Mittel beschränkt, waren neue Wege zu deren Herbeischaffung zu finden, die später in der „Metzer Dombau-Lotterie“ diese abwarfen, um schrittweise nach bestimmtem Werkplan vorzugehen. 1877 war, gelegentlich der Anwesenheit des alten Kaisers, durch entstandenen Brand bei künstlerischer Beleuchtung, ein Teil des alten Dachstuhles im Hauptschiff abgebrannt. Paul Tornows aufgestellter Wiederherstellungsentwurf ging von drei Hauptgesichtspunkten aus. Zunächst vertrat er den Standpunkt, das Hochschiff von seinen eingebauten Privathäusern freizulegen, dann Wiedereinfügung des früheren Liebfrauenportals, Ausbau der Giebel und zur Verbesserung des Verkehrs die Entfernung des Blondelschen Portals und die gotische Umgestaltung der Westfront. Zahlreiche Studienreisen von Mitgliedern der Dombauhütte unter Tornow und Dujardin waren hierzu die Einleitung. Die Errichtung des kupfergedeckten, eisernen Dachstuhles war die erste Maßnahme, der die Neugestaltung der Vierungsgiebel und später der Westgiebel folgte, sowie in der Erstellung des Liebfrauenportals, einer Leistung von Rang, die, wie keine andere, das harmonische Zusammenarbeiten

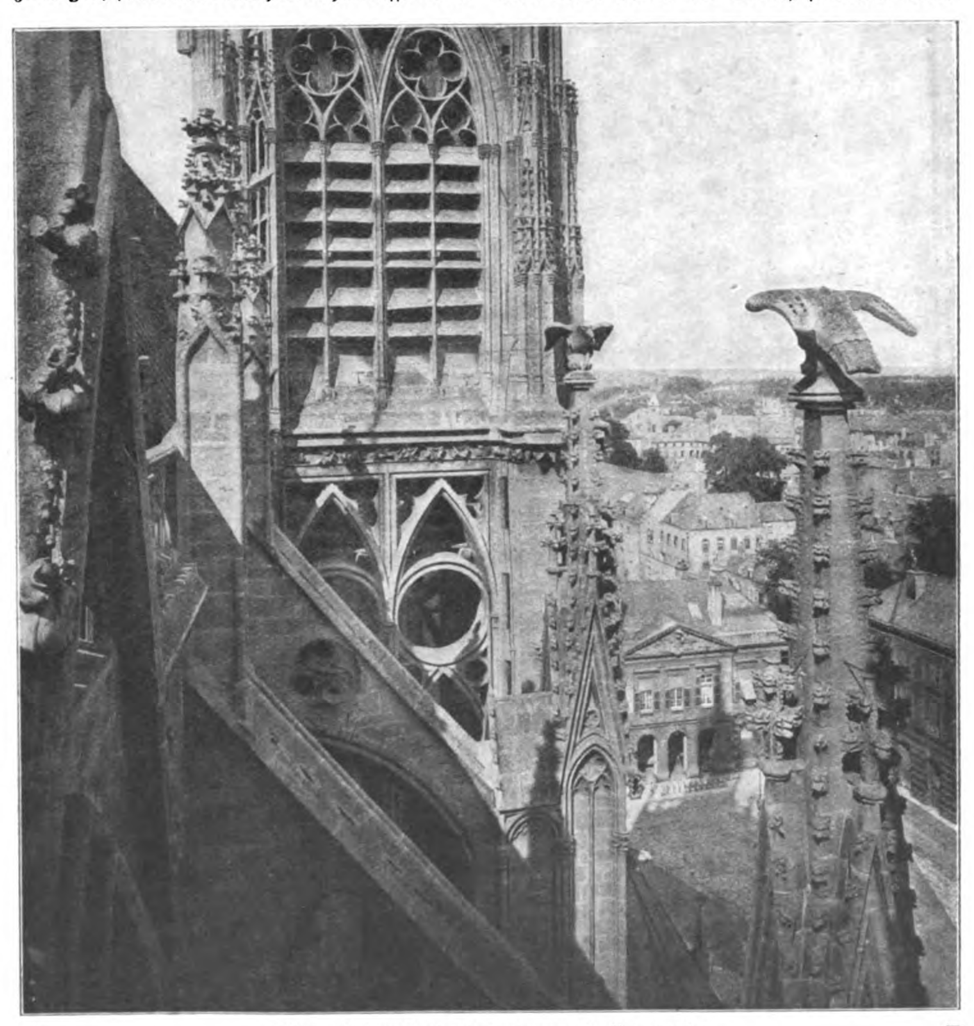


Metz, mit der freigelegten Kathedrale

von Architekt und Bildhauer spiegelt. In diesem letzten Abschnitt war es mir vergönnt, zu jenen Glücklichen zu zählen, die dem Können eines Tornow und Dujardin zur Ausbildung anvertraut waren. Die Stunden, Abende gemeinsamer Arbeit unter ihrer Korrektur und Erfahrung, wobei besonders Dujardin es an voller Hingabe für jeden, ob deutscher oder lothringer Abkunft, nie fehlen ließ, werden zu meinen unvergeßlichen, ideenreichsten und glücklichsten gehören. Dabei war ein Stab von Künstlern der Glasmalerei, der Holzbildnerei u. a. m. mitwirkend, die auf die damalige Zeit von nicht zu unterschätzendem Einfluß waren.

Es muß bei dieser Gelegenheit auch verschiedenen Unrichtigkeiten entgegen getreten werden. Nicht Tornow war es, der die Beseitigung des Blondelschen Portals erzwungen, sondern Verkehrsverhältnisse einer sich entwickelnden und sich streckenden Stadt mit neuem Pulsschlag und Emporblühen forderten dieses Opfer unbedingt. Für die Neuaufstellung des Portals hat sich Tornow bis zuletzt — jedoch ohne Erfolg — eingesetzt. Er wollte das Portal auf dem Domplatz, zwischen den Flügelbauten der Markthalle neuaufstellen. Hierzu fehlten die Mittel, und keiner der einheimischen Großindustriellen rührte sich, hier mit Mitteln zu helfen. Ebenso und aus denselben Gründen mußte die Gruppe des Marschall Faber-Denkmals zusammengerückt werden und hat meines Erachtens an Wirkung nicht verloren.

Denn Metz wuchs unter deutscher Verwaltung und dehnte sich aus; es entwickelte seine Vorstädte Devant les Ponts, Ban St. Martin, Longeville, Montigny, Sablon und Queuleu, vor allem aber im Süden. Von ihnen aus strömte reiches Leben nach dem alten Kern der Stadt, strömten aber



Blick auf den Kaiserglockenturm und Paradeplatz

auch Grundsätze dahin, die das alte Stadtbild ändern mußten. Luft, Licht, Wasserleitung, Entwässerung und Verkehr waren im alten Metz beschränkt, sogar vernachlässigt. Hier mußten die Gefühlswerte dem Gesundheitsbedürfnis der Bewohner, die inzwischen von 35000 auf etwa 100000 Seelen gestiegen waren, zum Opfer fallen, bei deren Durchführung grobe Fehler unterliefen. Vor allen Dingen fehlte es an einem großzügigen, den Stadtkern und alle Vororte zusammenfassenden Bebauungsplan. Da verblieb nur das Geländegeschäft im übernommenen Rayongebiet. Die Folgen waren eine ungesunde Spekulation. In der „Straßburger Post" habe ich im Jahre 1905 unter „Metzer Kunstfragen" dieses Thema behandelt und verurteilt, leider jedoch nicht mehr hindern können. Heute gesellt sich zu der nationalen Trauer um den schmerzlichen Verlust dieses schönen Landes das Gefühl, daß manches hätte geschehen können, das Land innerlich Deutschland mehr zuzuführen, als es in beinahe einem halben Jahrhundert geschehen ist. Gewiß, es wurde saniert, es wurde eine 21-Kilometer-Straßenbahnlinie angelegt, und die Hochöfen lieferten nunmehr elektrisches Licht, elektrische Kraft. Dieses geschah jedoch nicht nach städtebaulichen Gesichtspunkten und wenig vorbildlich.


Bekrönung einer Strebepfeilerendigung am Chor Notre Dame

Metz war in seinem letzten Abschnitt im Begriff, sich zur Großstadt zu entwickeln. Industrie und Bodenerzeugnisse förderten und trieben zur Entfaltung, die in zahlreichen Neubauten ihren Ausdruck fanden, dessen Früchte nunmehr dem Gegner anheimgefallen sind. Und als dieses in der erfahrenen Willkür geschah, da riefen die Lothringer es in alle Winde: „Wir lassen uns unsere heiligen Rechte der Selbstbestimmung nicht rauben! Wir werden so lange kämpfen auf Leben und auf Tod, bis das elsaß-lothringische Problem im Sinne seiner Bevölkerung gelöst sein wird!"

Inzwischen hat die neue Gewalt zunächst damit eingesetzt, die stärksten deutschen Elemente durch Ausweisung zu entfernen. Allein 54000 elsaß-lothringer Flüchtlinge haben in Groß-Berlin Zuflucht gefunden.

Die Übergabe an den Gegner 1918 fand in Metz unter zwei charakteristischen Merkmalen statt. In Höhe von Montigny stürzte der den Einzug führende französische General vom Gaul. Angeblich soll dieser vor einer unbedeutenden Erscheinung gescheut haben. Die Franzosen sagen, vor dem Jubel der Metzer. Meine Metzer Freunde dagegen, die dabei gewesen sind, sagen: „Il était soût!" Am Nachmittag dieses Einzugstages waren auf dem Platz vor dem Bezirkspräsidium die französischen Bajonette zusammengestellt und von französischen Truppen umlagert. Zur selben Zeit fand im Bezirkspräsidium die letzte Sitzung des Vereins für lothringische Geschichte unter Vorsitz des letzten deutschen Bezirkspräsidenten Frhr. von Gemmingen statt. Die Versammlung konnte unter dem Eindruck einer geschichtlichen Wiederholung ihre Bewegung nicht unterdrücken, und der Altdeutschen wie der Lothringer bemächtigte sich eine tiefe Ergriffenheit:

> Das alte deutsche Metz, das unbezwingliche, war zum zweiten Mal, ohne Schwertstreich, an den Erbfeind gefallen. Nur Rückschritt hatte ihm sein langes Ringen nach Freiheit gebracht!

Einsamer Weg. Von Otto Buchmann

Einer Heimat zu, die ich nicht kenne,
Wandere ich durch lange, graue Tage,
Fremde Freude blüht am Wegesrande,
Lachen duftet auf . . .
Ich kenne niemand, niemand kennt mich,
Nur die Einsamkeit ist mein Begleiter
Und die müde Sehnsucht nach der Heimat,
Die vielleicht dort hinter Wäldern lächelt;
Einer Heimat zu, die ich nicht kenne,
Geht mein Fuß und meine müde Sehnsucht.

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Gerhart Hauptmann: Anna (Berlin 1921) — Wilhelm Hegeler: Zwei Freunde (Stuttgart 1921) — Max Thau: Die Stillen (Trier 1921) — Wilhelm Scharrelmann: Jesus der Jüngling (Leipzig 1920) — Derselbe: Die erste Gemeinde (ebd.) — Kurt Martens: Schonungslose Lebenschronik (Wien 1921) — J. R. v. Loewenfeld: Sie steigen aus den Gräbern (Berlin 1921) — Ida v. Boy-Ed: Germaine v. Staël (Stuttgart 1921) — Heinrich Spiero: Julius Rodenberg (Berlin 1921) — Ernst Heilborn: Vom Geist der Erde (Stuttgart 1921)



Gerhart Hauptmann, der bald Sechzigjährige, hat uns ein Epos, leider in Hexametern, geschenkt, Anna, mit dem Untertitel: „Ein ländliches Liebesgedicht". Mehr ist es in der Tat nicht, aber das genügt ja vollkommen, es kann sogar etwas Herrliches sein, wenn ein Poet es geschrieben hat, sagt man sich, nimmt erwartungsvoll das Buch in die Hand und liest die ersten Verse:

„Lutz, du bist es? Du bist's. So sei mir doch herzlich willkommen.
Ein so lieber Besuch, und so ganz unerwartet: wie herrlich!
Wie wird Julie sich freun, die Gute!"

Berückend ist dieser Anfang nun gerade nicht. Die Flickworte „so" und „doch" im ersten Verse stören schon, man merkt den Zwang des in deutscher Sprache nur mit ungewöhnlicher Sorgfalt und Kenntnis der Metrik zu behandelnden daktylischen Sechsfußes. Man komme mir nicht mit dem Einwand: „Aber Goethe!" Auch dieser Gigant stand unter dem Einfluß seiner Zeit; hätte er von Klopstocks Messias und von Vossens Luise den gleichen Abstand wie wir gehabt, würde er weder den Reineke Fuchs noch Hermann und Dorothea in Hexametern geschrieben haben. Er war nämlich mit Wieland der Meinung, daß nur der jambische Vers „das echte, alte, natürliche heroische Versmaß der deutschen Sprache sei", wie Wieland 1776 an Bürger berichtet. Als er sich trotzdem zum Hexameter entschloß: wie unsäglich mühevoll hat selbst er an diesem von den Griechen erfundenen Metrum gefeilt und geglättet; Goethe, einer der größten Meister auch in der Form, der namentlich in den Maßen der Antike zu Hause war, scheute sich nicht, wie ein Schuljunge daraufhin sich das Heft korrigieren zu lassen. „Goethe," so erzählt Heinrich Voß 1805 Abeken, „hat mir die Umarbeitung von Hermann und Dorothea aufgetragen und ich darf ändern, wo und wieviel ich will. Dazu hat er mir sein Manuskript gegeben, wo die einzelnen Verse so weit voneinander abstehen, daß ich viel dazwischen schreiben kann... Nun habe ich, da er es nicht anders haben will, auch toll hineinkorrigiert. Nicht bloß begangene Sünden, sagte er, sondern auch die Unterlassungssünden suchen Sie zu tilgen. Nun lege ich jeden Hexameter auf die Goldwage und sehe zu, das Gedicht auch in dieser Hinsicht vollkommen zu machen."

Es handelt sich hier um eine höchst wichtige Frage, darum war es nicht erlaubt, ihr aus dem Wege zu gehen. Gewisse naseweise Modedichter nämlich glauben, man könne Meisterwerke einfach aus dem Ärmel schütteln, sie müssen bei solcher Gelegenheit mit der Nase auf die Tatsache gestoßen werden, daß selbst die Jahrtausendgrößen gehörig geschuftet und kein Hilfsmittel gescheut haben, Höchstes zu erreichen. Hauptmann ist gewiß ein redlicher Arbeiter im Weinberge der Kunst, aber er hat es sich doch erheblich leichter als Goethe gemacht: es wimmelt in dem Werk von unmöglichen Hexametern, wie:

„Heilig, Anna, ist mir Staub, den deine Sohlen berühren,

oder:

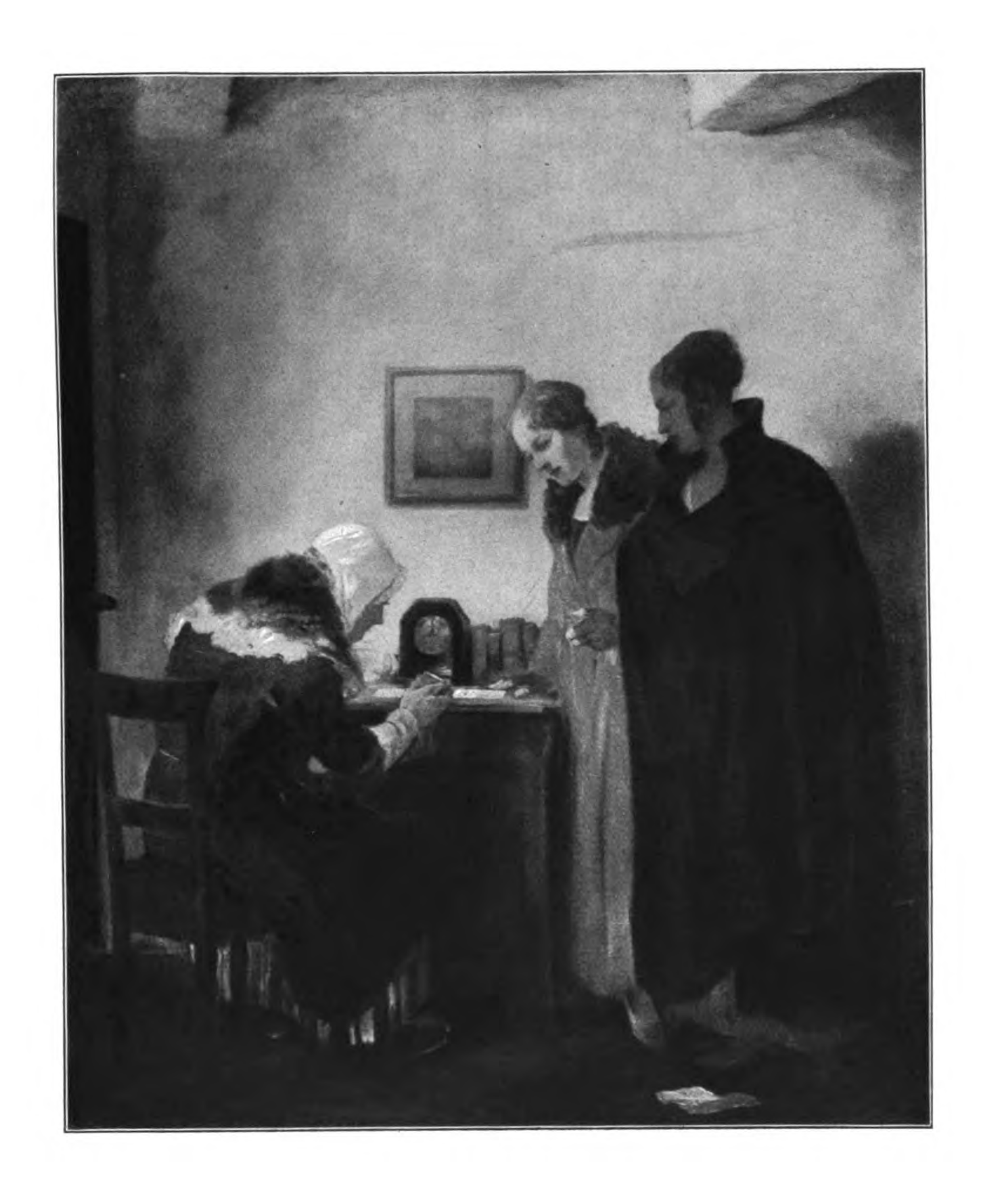
Gleich sie milkt. Er erkennt selbst in dem Dunkel das Gudrunenantlitz,

oder:

Daß sie's war, niemand sonst. Trotzdem wagte ich nicht, es zu glauben.

Dazu kommt, daß den Dichter die Erinnerung an die Einzelheiten jener Umwelt und jener Jugenderlebnisse verleitet, nach naturalistischem Brauch bei gegenständlichen Richtigkeiten zu verweilen, die zweckwidrig ablenken. Die bewußte Scheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen aber ist es, die den Erzähler zum Künstler macht.

Trotz diesen vorweggenommenen Mängeln ist „Anna" eine höchst wertvolle Dichtung. Zu ihrem wahren Genuß gelangt vielleicht nur der, der aus genauer Kenntnis von Hauptmanns Leben heraus sogleich das durchaus Biographische darin erkennt. Des Dichters Knabenzeit steigt aus der Vergangenheit empor, seine „Stromtid", in der er, noch zwischen zwei Berufen schwankend, auf Lederose, dem Gut seines Onkels Schubert, als Wirtschaftseleve tätig war. Lederose heißt in dem Gedicht Rosen, die Vornamen der Verwandten und, was wichtiger ist, ihre Charaktere scheinen nicht verändert, am wenigsten aber der eigentliche „Held", Gert Hauptmann selber, jetzt Lutz Holtmann geheißen und auch sonst unverkennbar als der Sohn eines Hotelbesitzers in schlesischem



Bei der Wahrsagerin

Gemälde von Leo Küppers

Badeort und von der Kunstschule in Breslau zum Ferienbesuch gekommen. Das gibt diesem Idyll seinen Wert und seine Anziehungskraft: den Schöpfer des Hannele, der Weber, des Biberpelzes und des Michael Kramer hier als bescheidenen Jüngling (noch immer von den guten, ahnungslosen Verwandten ausgelacht wegen seiner dichterischen Versuche), in seiner ersten Liebe seelisch zu belauschen.

Um das ganz zu können, will sagen, um den eigenen Reiz dieser Dichtung rein zu empfinden, muß man sich freilich still hineinversenken können in diese aufknospende Dichterseele, die sich noch scheut vor dem grellen Licht und der rauhen Luft des Tages, in diese wundervolle Keuschheit und Treuherzigkeit, die hoffnungsfrohe Bereitschaft zur Lebensfreude, das schüchterne Zurückstehen und den tiefen Schmerz dieses armen Jungen. Lutz müßte das Epos eigentlich heißen. Denn durch die Seele dieses Lutz, dieses jungen Gerhart Hauptmann gesehen, gewinnen alle Menschen und Vorgänge erst rechtes Leben, „erheben sich," wie Schillers Wallenstein einmal sagt, „mir selber zum Erstaunen des Lebens flach alltägliche Gestalten". Wie jugend- und frühlingsfrisch ist das erste Erwachen Lutzens an schönem Maimorgen geschildert, wie spinnewebfein das erste Erwachen seiner Liebe, seine stille Seelenfröhlichkeit, seine Ehrfurcht vor den Menschen. Eine leichte, wölkchenzarte Wehmut liegt über dieser idyllisch (d. h. als kleines Bild) gefaßten Erinnerung, gesättigt mit der Empfänglichkeit froher Ferienstimmung und doch mit dem ersten tiefen Liebesschmerz des Knaben.

Der Inhalt? Eine kurze, unglückliche Liebe. Am Tage seiner Ankunft schon verliebt sich Lutz bis über die Ohren in das schöne Wirtschaftsfräulein Anna, die ein geheimnisvoller Zauber umgibt. In ihrem Gesicht sind „Wehmut und Hoheit" vereint, und seltsam sticht ihre Schweigsamkeit von dem Ausdruck ihrer Augen ab, die in der Wechselfarbe des Opals schimmern, aber kalt, durchdringend. Wunderliche Charaktermischung: sie ist gehorsam und schüchtern, dabei leicht zu Tränen geneigt. Aber seltsam, daß sie von allen verdächtigt wird. Ein Gymnasiast ist ihretwegen ins Wasser gegangen, und dem alten Onkel Just, einem Quartalssäufer und schnurrigen Kerl, soll sie zu Willen gewesen sein. Lutz glaubt das alles natürlich nicht, er versteht es nicht. Schön wie ein Blumenkelch ist diese erste, mächtige Liebe des Kunstschülers und Dichters vor dem Leser aufgeschlossen, mit ihrer stillen und doch so heißen Sehnsucht. Er geht allein mit seinem Geheimnis, himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt, „voll heiligen Sturms und voll bitterster Ängste". Auf der Höhe dieses Gefühls erhebt sich auch Hauptmann zum Gipfel seiner Dichtung. Wie der von heimlicher Sehnsucht erfüllte Jüngling im fünfzehnten Gesang abends zum Stelldichein an einen verschwiegenen Weiher geht, die Brust zum Zerspringen voll von dem Wunder des großen Weltgefühls, ist köstlich und gehört zum Besten, was Hauptmann geschrieben hat. Einbezogen, verschwistert ist hier die Sprache der Natur mit der des liebenden Herzens; im Überschwang seiner Glückserwartung meint der junge Dichter nicht anders, als er selber habe zum Empfang der Liebsten die Millionen Lichter am Himmelsdom und unten im Weiher angezündet. Er wartet umsonst. Er fühlt hier schon, auf dem nächtlichen Heimweg, daß Anna ihm nie angehören wird. Als sie dann, sich von schlimmem Verdacht zu reinigen und ihrem frömmelnden Vater gehorsam, dem Herrnhuter „Bruder" Tobler, „käseweiß im Gesicht überm apostolischen Vollbart", die Hand reicht, da schüttelt ihn der Menschheit ganzer Jammer. Und wieder zeigt sich hier die unverdorbene Dichterseele des jungen Gerhart in ihrer ganzen Unberührtheit. Nach schlafloser Nacht wandelt er in den taufrischen Morgen hinaus nach dem Friedhof, wo sein kleiner Spielkamerad begraben liegt, ihn „dürstet nach Reinheit und Unschuld". Aber als angehender Dichter horcht er aus seinem Schmerz tapfer auf die Offenbarungen des Lebens. Mit der Gewißheit, daß Anna ihn im stillen doch liebt, fährt er gefaßt davon, als Mensch wie als Dichter durch Schmerz gereift, durch ein tiefes Gefühl bereichert.

Mit Jugenderinnerungen beginnt auch Wilhelm Hegelers Erzählung Zwei Freunde, die unsre Leser schon kennen und die jetzt in Buchform vorliegt. Vielleicht interessieren ein paar Eindrücke, die ich beim Lesen des Werks im Zusammenhang sammelte. Der Roman ist etwas ungleich erzählt, auch im Stil, aber er gehört unstreitig zu den besten dieses begabten Schriftstellers, etwa in die Klasse seines „Pastor Klinghammer". Wie in Morgenlicht gebadet liegt der Kindergarten früher Erinnerung zu Beginn der Erzählung aufgeschlossen, mit dichterischer Zartheit, wie sie nur wenigen gegeben ist, wird das Verhältnis des kleinen Hans zur Mutter seines Freundes, die überhaupt künstlerisch fein gezeichnet ist, dargestellt. Sicherlich hat Hegeler viel eigenes Erleben hineinverwoben in diesen Roman, hat er doch selber im Kriege und nach ihm schwer gelitten. Das Echte und Tiefe dieser Empfindungen machen den vornehmlichen Wert des Romans aus. Das eigene Erleben ruft wohl auch die merkwürdige Erscheinung hervor, daß Hegeler gerade im tiefsten Brennpunkt der seelischen Erlebnisse, bei der Rückkehr des Totgeglaubten knapp bis zur Einsilbigkeit wird. Psychologisch fein und richtig gesehen ist es, wie Hans und Anni bei ihrem Wiedersehn sich innerlich nicht sogleich finden können, wie sie an ihren wirklichen Gefühlen vorbeireden und so die Kluft vergrößern, die das Schicksal zwischen ihnen aufgetan hat, statt sie zu schließen. Aber es hätte doch wohl klarer herausgehoben

werden können, daß Anni dem Enoch Arden tatsächlich innerlich entgleitet, weil er tiefer und ernster durch das Leid geworden, vom Schicksal auf andere Bahnen, auf ein neues Feld für seine hungrige und müde Seele gewiesen wird. Auch der Schluß ist schließlich doch zu dunkel. Viele werden eine besondere Feinheit darin finden, und ich gestehe, daß ich selber eine gewisse Vorliebe für so unbestimmte Ausklänge habe, die nicht mit einem dicken Punkt schließen (z. B. finde ich den Schluß von Jean Pauls „Flegeljahren" unvergleichlich schön, obgleich, oder gerade weil es kein Schluß ist). Aber hier, wo ein so starkes, aufwühlendes Erleben gezeigt wird, ist es doch schließlich des Dichters, „dem ein Gott gab, zu sagen, was er leidet", Sache, uns die Augen über die wahren Seelenvorgänge seines Helden zu öffnen, zumal der größere Teil des Romans sehr bewußt geformt und auf ein bestimmtes Ziel hingelenkt ist. Aber: Alles in allem werden „Zwei Freunde" dem Verfasser mehr als zwei Freunde zu seinen alten hinzuerwerben.

In einem ebenso unterhaltenden, wie innerlich bereichernden Sammelwerk: „Die Stillen" hat der Schriftsteller Max Thau eine Reihe von Dichtern vereinigt, die nicht zeitgemäß, nicht auf dem Markt lärmend angepriesen sein, sondern auf empfängliche Menschen in der Stille wirken wollen. Ein ausgezeichneter Plan, der auch mit Geschick und Geschmack in Angriff genommen ist. Ein stattlicher und dabei wohlfeiler Band umfaßt Beiträge von (in der Reihenfolge des Inhalts): Hermann Stehr, Waldemar Bonsels, Wilhelm Lehmann, E. G. Kolbenheyer, Arthur Silbergleit, Eduard Reinacher, Hans Christoph Kaergel, Wilhelm Schäfer, Moritz Heimann, Bruno Arndt, Paul Ernst, Ina Seidel und andern. Also gute Namen. Auch die Beiträge, an die sich jedesmal eine kurze Biographie des betreffenden Dichters schließt, sind nicht etwa Hobelspäne, die von den Werktischen der Meister zu Boden fielen, sondern meist wertvolle Gaben. Es ist natürlich unmöglich, hier auch nur einen Teil davon zu würdigen, mag dieser Hinweis auf das neuartige und erfreuliche Unternehmen genügen. Der Sammelname „Die Stillen" sagt wirklich nicht zuviel. Man spürt eine Entrücktheit, eine Tempelstille in dem Werke, die E. G. Kolbenheyer einmal sehr schön kennzeichnet:

Und in der Tiefe still und klar,
Von keinem neuen Wort entweiht,
Verhallt, was dir so peinvoll war,
Der Hetzruf der gepreßten Zeit.

Bücher der Einkehr, freilich in andrer Weise, sind auch die beiden Werke des norddeutschen Dichters Wilhelm Scharrelmann: Jesus der Jüngling und Die erste Gemeinde. Sie haben nichts mit der Kirche, nichts mit dem Dogma, geschweige denn mit irgendwelcher Frömmelei zu schaffen, sie sind, das fühlt man beim Lesen auf jeder Seite, herausgewachsen aus dem dichterisch beschwingten Gefühl reiner, tiefer Verehrung und Bewunderung der Erscheinung Christi und der Macht seiner Lehre, einem Gefühl, dem sich ja wohl keiner, der den Namen Mensch verdient, entziehen kann, mag er religiös sein oder nicht, mag er selbst einen anderen Glauben haben. Scharrelmann, dessen dichterische Innerlichkeit in diesen Heften schon oft gewertet wurde, ist seiner ganzen Anlage und Geistesrichtung nach für ein so gewagtes Werk geschaffen, schon in seinen „Geschichten aus der Pickbalge" erkannten wir das Herz und die tiefe Liebe zu den Mühseligen und Beladenen, in dem Roman „Selige Armut" zeichnete er dann ein tiefsinniges Menschenpaar (Ulrike und Dovidat); namentlich die Seelenkämpfe und Stimmungen des jungen Gottesgelehrten hat ein echter Dichter geschrieben. Nun wagte er sich an den großen Jesusstoff. Er suchte in Jesus der Jüngling die Lebenszeit des Nazareners, die für uns so gut wie ganz in Dunkel gehüllt ist, seine Jugend, dichterisch zu gestalten. Er tut es mit keuscher Ehrfurcht, mit seelischer Glut und Stärke, zugleich mit künstlerischem Feingefühl. Die schlichte Sprache der Evangelien in Luthers kernhafter Neuschöpfung ist beibehalten, kein falscher Zug, keine Abgeschmacktheit oder Überschwenglichkeit stört, alles ist in der einfachen aber großen Linie des späteren Jesus, des Gottbewußten und in sich Gefestigten gehalten, und sogar die wunderbare Mischung von Demut und unbezwinglicher Größe gelang dem Dichter. Freilich ist manches aus den Evangelienberichten über die Reden Jesu vorweggenommen, aber der Mann ist ja die Erfüllung des Jünglings, es geht da nicht ohne Anklänge ab.

Kein Wunder, daß es Scharrelmann nach dieser brunnentiefen Versenkung in die Lehre des „Menschensohnes" reizte, auch seine Wirkung auf „Die erste Gemeinde" zu erspüren. Ist doch diese erste Christengemeinde so ziemlich das Wunderbarste und Ergreifendste, was die Menschheit bis auf den heutigen Tag gezeitigt hat. Scheinen hier nicht alle Fragen und Rätsel des Lebens gelöst durch das eine Schlüsselwort Liebe? Wie reich ist diese Urgemeinde in ihrer Armut, wie stark in ihrer Demut, wie unbezwinglich in ihrer Güte, wie göttlich in ihrer Liebe! Besonders glücklich hat das der Dichter erfaßt in dem Kapitel, wo Saulus nach seiner Taufe zum erstenmal in die Versammlung der Gemeinde tritt; er fühlt sich ergriffen, daß er erbebt. Kein äußerliches Kleid noch Gepränge, noch Opferflamme — aber er empfindet den Geist der Gemeinschaft und Liebe, der unter ihnen ist, wie einen lebendigen Odem aus dem Liebesherzen Christi und sinkt auf die Knie und spricht unter Tränen: „Es ist zu viel, mein Gott!" Das Ganze ist erfüllt von diesem hohen Geist, weil der Dichter sich ganz in ihn eingefühlt hat. Die beiden

Bücher sind eine wertvolle Umschreibung des Evangeliums, sie wirken wie die beiden kleinen Flügelbilder eines Triptychons, die das große Mittelgemälde der Überlieferung sinnvoll einrahmen.

Kein stärkerer Gegensatz ist denkbar als der zwischen diesen beiden stillen, beschaulichen Büchern und der unter dem kecken Titel Schonungslose Lebenschronik erschienenen Selbstbiographie des bekannten Kulturkritikers, Erzählers und Dramatikers Kurt Martens. Da pulst modernes Leben auf jeder Seite, man fährt wie in einem rasenden Auto durch dreißig Jahre eines bewegten Schriftstellerlebens und nebenbei durch alle sehenswerten Städte und Länder von Deutschland und Umgegend. Überall, wo es nach Literatur riecht, wird haltgemacht und für eine Weile ausgestiegen, bekannte Gestalten tauchen auf und werden kurz skizziert, alle möglichen Fragen, die den Kulturmenschen beschäftigen, und einige andre werden im Fluge berührt und erörtert, Gesellschaftsschichten, soziale, örtliche, politische, literarische, künstlerische Zustände werden geschildert, aber auch an Selbstkritik wird nicht gespart, und die Aufschrift Schonungslose Lebenschronik ist wirklich berechtigt. Ein lebensprühendes, fesselndes, aber auch ehrliches Buch, in dem man einen Querschnitt durch einen großen Teil des geistigen Deutschland von 1870 bis 1900 erhält. An den immer selbständigen und fesselnden Urteilen des Bekenner- und Erkennerbuchs wird jeder Unbefangene seine Freude haben.

... In Verlegenheit, welche der vielen wirklich lesenswerten Bücher, die sich diesmal aufgehäuft haben, ich noch in diese Monatsschau mitaufnehmen soll, greife ich zu einem Erzähler, den ich bis dahin noch nicht kannte, der aber verdient, daß man auf ihn aufmerksam macht. Er heißt J. R. v. Loewenfeld und sein Buch: Sie stiegen aus den Gräbern... Es sind sieben Erzählungen, märkische Novellen, die in aufsteigender Linie die geschichtlichen Wandlungen Brandenburgs vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts bis zur Zeit Kaiser Wilhelms behandeln. Loewenfeld ist nicht nur ein äußerst gewissenhafter und ernster Arbeiter, der sichtlich die fleißigsten Studien gemacht hat und die Geschichte, wie das Land und die Leute, die er schildert, genau kennt, er ist auch ein feiner Kopf und ein erstaunlich gewandter Erzähler. Gewandt ist eigentlich zu wenig gesagt, denn er ist auch Poet, er hat Herz und geschwisterliches Gefühl für Baum und Wolke, für Ried und Wald; sogar Humor fehlt ihm nicht. Hier und da hätte ein wenig geschichtlicher Ballast ausgeworfen werden können, um dem episch dahingleitenden Schifflein noch flottere Fahrt zu geben, aber manchem ist dieser Ballast vielleicht besonders wertvoll, denn Loewenfeld ist geschichtlich zuverlässig. Nicht ganz gerecht scheint mir der alte Fritz in der Novelle „Die schöne Wreech“ behandelt zu sein. Jedenfalls ist Loewenfeld ein Name, den man sich merken muß.

Ida v. Boy-Ed hat in ihrem jüngst erschienenen Buch Germaine von Staël ein klar geschautes Lebensbild dieser geistreichen Frau gegeben, das aber, wie schon ihre beiden letzten Darstellungen anziehender Frauen aus der großen Weimarer Zeit (v. Stein und v. Kalb), ein ungemein lebensvolles und warmes Einfühlen in das Seelenleben ihrer Modelle auszeichnet. Daß die Form meisterliche Sicherheit verrät, braucht bei einer Boy-Ed nicht erst gesagt zu werden; das Buch von dieser Französin aus der Schweiz, die durch ihre Heirat Schwedin wurde, weil germanisches Blut in ihren Adern floß, liest sich wie ein guter Roman. Ihre Namengebung Germaine ist in der Tat „kein Zufall, sondern gehört zu jenen seltsamen Handlungen, die unter einem unbewußten Zwang vollzogen werden und einem verborgenen Gesetz gehorchen“.

Sehr begrüßenswert ist auch das Lebensbild, das Heinrich Spiero von Julius Rodenberg aufrollt. Der warmherzige Dichter, der in seiner „Deutschen Rundschau“ jahrzehntelang wie in einem Brennspiegel die Strahlen des literarischen Lebens in Deutschland auffing, ist nicht nur mit biographischer Treue, er ist auch mit verstehender Liebe gezeichnet. Auf Grund bisher unbenutzter handschriftlicher Quellen und tiefdringender Studien hat Spiero ein Werk geschaffen, das auch für solche, die Rodenberg als Menschen wie als Literaten und Dichter zu kennen glauben, Wert hat.

Ein ernstes, tiefes Buch bietet Ernst Heilborn in seinem Zeitbrevier: Vom Geist der Erde. Ein junges Glaubensbekenntnis, das doch von alter Weisheit schwer ist. Schade, daß der Raum nicht ausreicht, die Gedankengänge Heilborns wenigstens in großen Zügen zu skizzieren. Bei allen Glaubenskündern der Menschheit hat er aufmerksam Umschau gehalten, um endlich zum Geist der Erde zurückzukehren und in einer allgemeinen Dienstpflicht zur Arbeit, in einem geistigen Kapitalismus, der die menschlichen Schatzkammern unsrer Väter bereichert, mit dem, was die neue Zeit schöpferisch errungen hat, das Heil der Zukunft zu finden. Geistiges und seelisches Erlebnis nicht leichter Art spricht aus diesem Buch, Mühe und Erkenntnis, endlich Wille zum Guten. Ein Menschenantlitz, das verheißend in ein Morgenrot blickt.



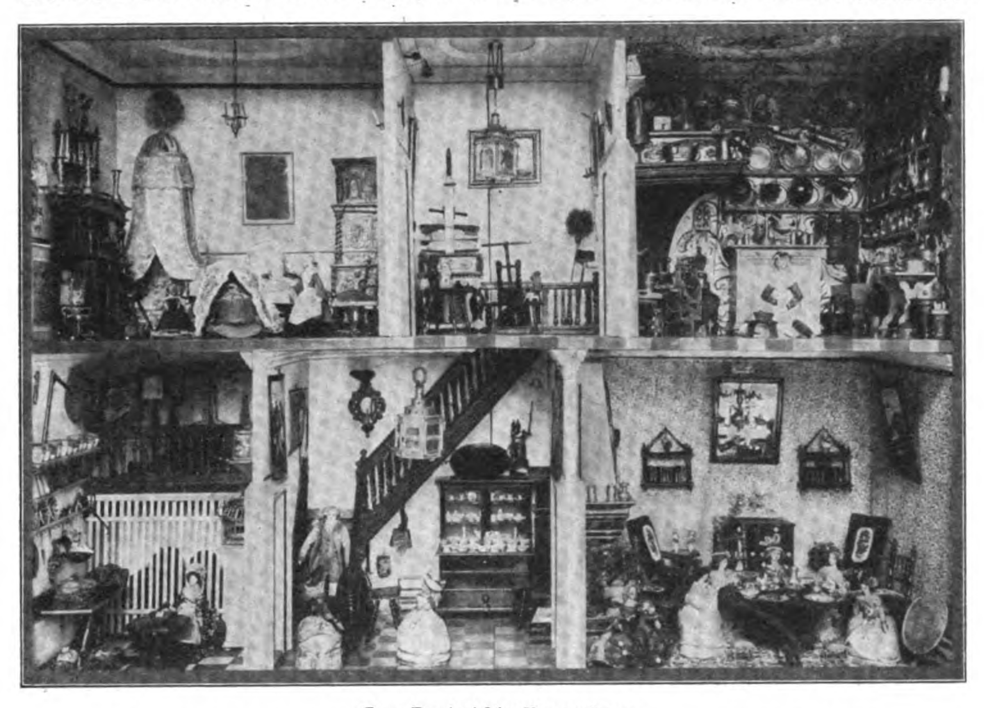
Illustrierte Rundschau

Zu unsern Bildern — Das Doppelbildnis Brinckmann und Lichtwark von Arthur Illies — Karl Jügels „Puppenhaus" — Lampenschirm von Josefine Bieler — Beleuchtungskörper (von Poelzig) und Tierplastiken (von Storch und Meisel) — Zimmer von Eugen Stolzer

Gleichsam mit einem Jubelruf beginnt dieses Heft. Vor dem Damenbildnis von Alfons Roth-Zamdorf erkennt man so recht, welche Gefühlswerte schon allein der Farbe innewohnen. — „Was mag das für ein Feldherr sein, mit hundert Orden groß und klein?" — so fragt ein altes Lied, und die Antwort heißt: „Es ist der Schützenkönig!" Doch war es nicht bloß der harmlose Humor und die treuherzige Liebenswürdigkeit kleinstädtischer Königsschießen, die Philipp Franck zu seinem Bilde angeregt haben (zw. S. 8 u. 9), sondern es war auch die Farbenpracht, die sich an diesen Festtagen in dem nüchternen Grau namentlich unsrer norddeutschen Städte einzigartig entfaltet. — Es ist immer eine Freude, ein Bild des Königsberger Meisters Karl Albrecht zu sehen. Ein vornehmer und stiller Künstler, malt und schildert er einfache Zustände, indem er sie gleichzeitig adelt. „Bei der Lampe" (zw. S. 24 u. 25) — so etwas ist unendlich oft dargestellt. Albrecht verschmäht es, aus seinem alten Herrn einen Faust zu machen. Es ist ein klarer und eifriger Arbeiter, der grade aufblickt, weil seinen wachen Sinnen irgendein Geräusch hinter dem Vorhang zum Bewußtsein gekommen ist. Und doch ist dieser in goldiges Licht gebadete Innenraum voll von poetischem Leben und nicht bloß wegen des in dem Schatten des Abends und der Vergangenheit verdämmernden Parisurteils an der Wand. — Das Seestück von Professor Hugo Schnars-Alquist (zw. S. 48 u. 49) gibt erwünschte Gelegenheit, in Kürze etwas Näheres über diesen Maler zu sagen, dessen begeisternde Seestücke in der Zeit unsrer Seenot namentlich für unsre Jugend von hohem Werte sind. Schnars-Alquist ist der erste Künstler, der den Ozean



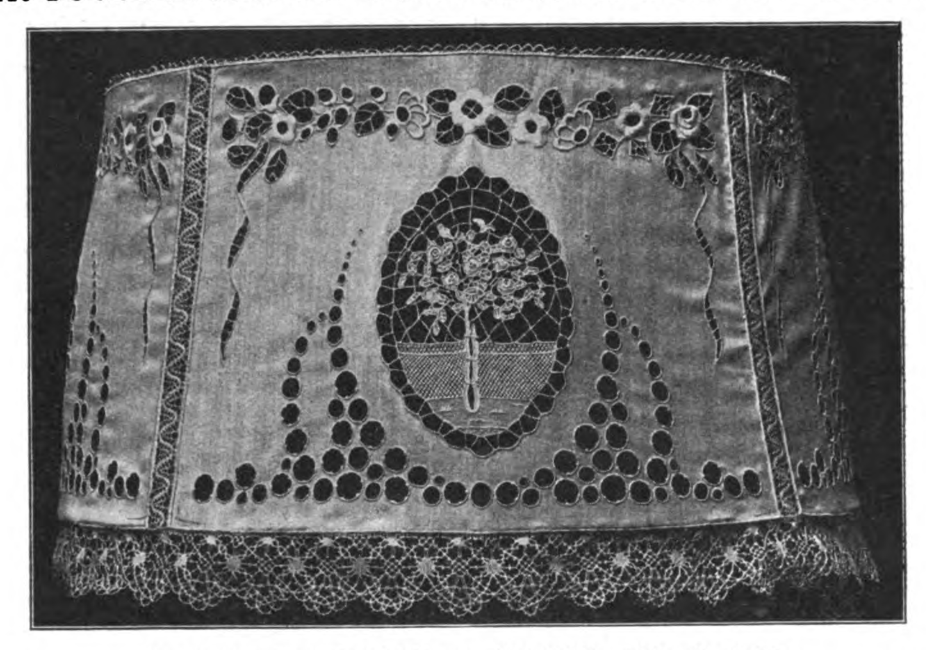
Prof. Dr. Justus Brinckmann und Prof. Dr. Alfred Lichtwark. Gemälde von Arthur Illies



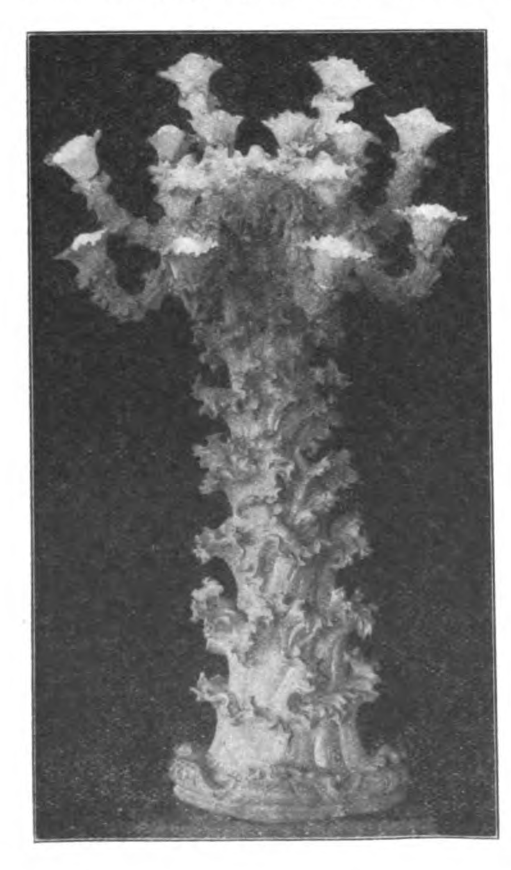
Das Gontardsche Puppenhaus
Unten: Lise v. Türckheim, Goethes Lili aus den Lebenserinnerungen von Karl Jügel

als Element in seinen Werken darstellte. Etwa dreißig Studienreisen auf allen Meeren haben ihn mit den dafür nötigen Kenntnissen ausgerüstet. Der Maler hatte einen harten Weg zurückzulegen, bevor er zur Meisterschaft gelangte. Als Sohn eines früh verstorbenen Hamburger Großkaufmanns wurde er gezwungen, in eine Handelslehre zu treten. Erst nach schweren Jahren des Ringens konnte er sich der geliebten Kunst widmen. Hans Gude, der von den Düsseldorfern beeinflußte Norweger, wurde sein Lehrer. Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre war Schnars-Alquist als Kunstkommissar auf den großen Ausstellungen in Melbourne und Chicago tätig; gleichzeitig begannen seine ausgedehnten Studienreisen. Seine zahlreichen Werke sind mit wenigen Ausnahmen im Privatbesitz. Die zahllosen Studien zu seinen Bildern gedenkt der Künstler dem Institut für Meereskunde an der Berliner Universität zu vermachen. Dort werden sie die deutsche Jugend begeistern und die wissenschaftliche Forschung fördern. Heliogravüren nach seinen Gemälden sind im Verlag von Ludwig Möller in Lübeck erschienen. — Prof. Emil Orliks Liebe zum fernen Osten, eine Liebe, die sich namentlich auch in seinem graphi chen Schaffen ausgesprochen hat, bezeugt die farbenfrische und flottgemalte „Chinesische Mutter mit Kind“ (zw. S. 72 u. 73). — Ausge-





Lampenschirm für größere Stehlampe. Von Josefine Bieler, Saarbrücken
Unten: Beleuchtungskörper von Prof. Poelzig aus der Ältesten Volkstedter Porzellanfabrik in Volkstedt



zeichnet in der Bewegung ist die Plastik „Wilder Reiter“ von Willibald Fritsch (zw. S. 88 u. 89), eins der bestgelungenen Werke auf der Großen Berliner Kunstausstellung des verflossenen Jahres. — Das Vermächtnis liebenswürdiger Erfindung und technischer Sauberkeit hat Leo Küppers der Düsseldorfer Überlieferung entnommen („Bei der Wahrsagerin“, zw. S. 104 u. 105). — Zu dem „Paradies“ von Arthur Illies





schreibt der Maler selbst: „Der gedankliche Inhalt des Bildes ist oft nicht verstanden worden, insofern es viele als den Sündenfall betrachtet haben. Das ist nun aber eigentlich nicht damit gemeint. Eva gibt dem Adam den Apfel keineswegs schon zu kosten. Adam soll der Mensch sein, dem ein ungekanntes Wunder, das Wunder des Weibes, plötzlich offenbar wird. Eva flieht vor ihm, hält ihren Apfel weg und wendet sich doch wieder dem Manne zu. Es handelt sich also nicht um eine Darstellung aus der biblischen Geschichte. Die sich niedersenkende Wolke von kleinen Schutzengeln wird die beiden bald umhüllen und von der Welt abschließen, so daß sie nur noch einander sehen und für alles andere blind werden." Das Gemälde beweist, wie frisch die Phantasie unsrer jungen Künstler blüht, nachdem sie lange durch ästhetische Fesseln gebunden gewesen ist.

⌘ ⌘ ⌘

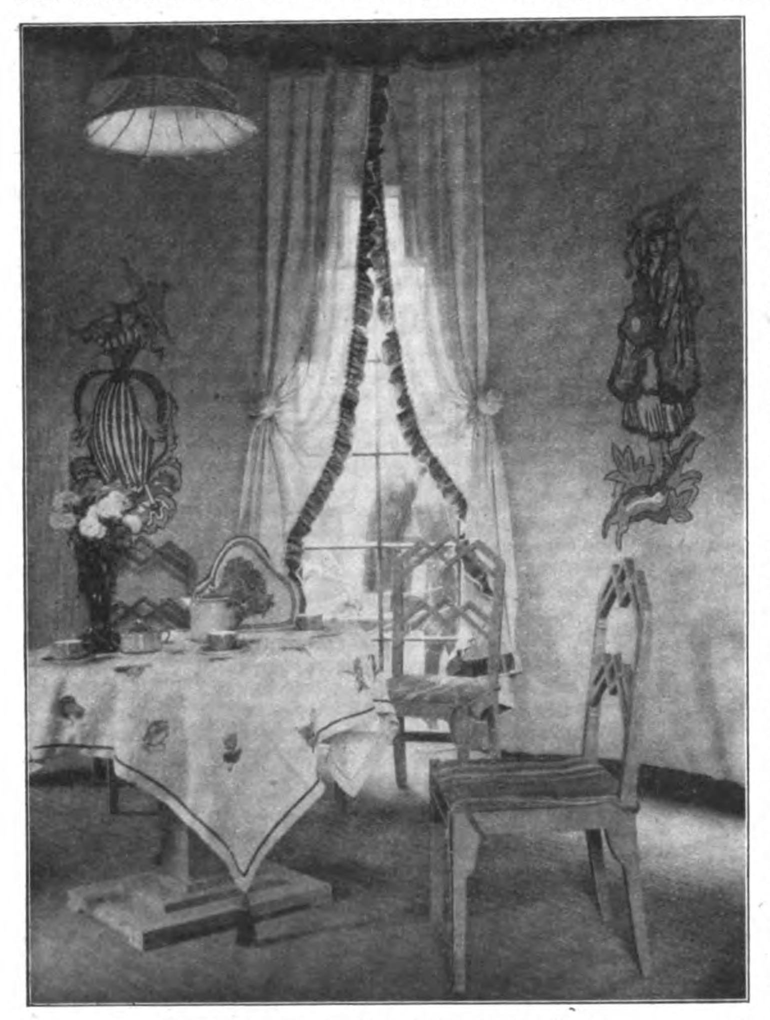
Daß man über ihren Ansprüchen die Forderungen naturalistischer Treue nicht zu vernachlässigen braucht, läßt das Doppelbildnis Brinckmann-Lichtwark erkennen, das ebenfalls Arthur Illies geschaffen hat. Es ist nach dem Tode der beiden Männer gemalt und als ein Dank an die beiden Männer anzusehen, deren eifrige und durchgeistigte Arbeit durch Jahrzehnte das künstlerische Leben von Hamburg bestimmt hat. Illies hat sich die beiden Bildnisse von der Seele gemalt, und das ist die beste Herkunft eines Kunstwerks.

⌘ ⌘ ⌘

Die Abbildungen auf der zweiten Seite dieser Rundschau stammen aus einem bei Engler & Schlosser in Frankfurt a. M. erschienenen Buch, das sich in eine Reihe von Frankfurter Lebensbildern einfügt. Es heißt „Das Puppenhaus" und trägt seinen Namen nach einem Erbstück in der Gontardschen Familie. Dr. Wilhelm Pfeiffer-Belli hat das 1856 herausgegebene und seither fast ganz verschollene Buch mit wissenschaftlicher Sorgfalt betreut. Zum Sammler, Ordner und Verfasser hat es den in Berlin aufgewachsenen Buchhändler Karl Jügel, der 1808, mit 25 Jahren, nach Frankfurt kam und sich 1816 mit Minie Schönemann, einer Nichte von Goethes Lili, verheiratete. Das Puppenhaus, das sich jetzt im Frankfurter historischen Museum befindet, ist zu Beginn des 18. Jahrhunderts, wahrscheinlich als Geschenk holländischer Verwandten, in den Besitz der Familie Gontard gelangt. Wir bilden das reizende Stück ab, an dessen Anblick sich der alte Jügel erfrischt hat, denn dank der überraschenden Treue dieser Klein-



Tierplastiken von Bildhauer Meisel und Bildhauer Storch aus der Ältesten Volkstedter Porzellanfabrik



Zimmerecke. Von Architekt Eugen Stolzer, Berlin

In dem Streben nach starken, ungewöhnlichen Wirkungen suchen heute viele unsrer Künstler ihre Anregungen in fremden Kulturen, und wenn sie in Japan, China oder Indien Einkehr halten, so ist das noch ein freundwilliges Entgegenkommen, das unserm Verständnis erwiesen wird. Wir müssen froh sein, wenn wir nicht in der Formensprache der Hottentotten oder Feuerländer angeredet werden. Derlei zählt zu den Müdigkeitserscheinungen, wie sie auch im 18. Jahrhundert zu verzeichnen waren, als Pillnitz entstand und das japanische Palais in Dresden und sich die vornehmen Damen in Paris Pagoden auf den Kamin stellten, bequeme Hausfreunde, die zu allem Ja nickten, was man sagte und trieb. An dieses Rokokochina erinnern die Tierplastiken von Storch und von Meisel, die die Älteste Volkstedter Porzellanfabrik mitten aus dem thüringischen Herzen Deutschlands in die Welt schickt, gut beobachtete und treu wiedergegebene Tierbilder und phantastisch-drollige Ungeheuer. Dieselbe Fabrik vertreibt die eigentümlichen Beleuchtungskörper von Prof. Poelzig. Auch sie lehnen sich an östliche Vorbilder an, bleiben aber korallenartigen Naturformen näher.

welt konnte er sich leicht in verflossene Zeiten zurückversetzen. Mit besonderer Liebe spricht der Verfasser von Susette Gontard, Hölderlins Diotima, und von Goethes Lili. Aus seinem Besitz stammt auch das Bildnis Lilis.

Daß man einfache Aufgaben auch mit einfachen Mitteln sehr ansprechend lösen kann, zeigt der schöne Lampenschirm von **Josefine Bieler, einer bisher in Saarbrücken lebenden Kunstgewerblerin. Die Technik verbindet Hoch- und Lochstickerei mit Kanten und Zusätzen aus echten Spitzen.**

Die Abbildung auf S. 112 zeigt eine geschmackvolle Zimmerecke mit neuartigen und nicht übel geformten Möbeln von dem Berliner Architekten Eugen Stolzer. P. W.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in **Berlin**
Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing** in **Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50



Die Anbetung der heiligen drei Könige
Mittelbild des Flügelaltars von Hans Baldung-Grien im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin
(Erworben 1872 aus der Sammlung Wilke, Halle a. d. Saale)



36. Jahrg. / April 1922 / 8. Heft

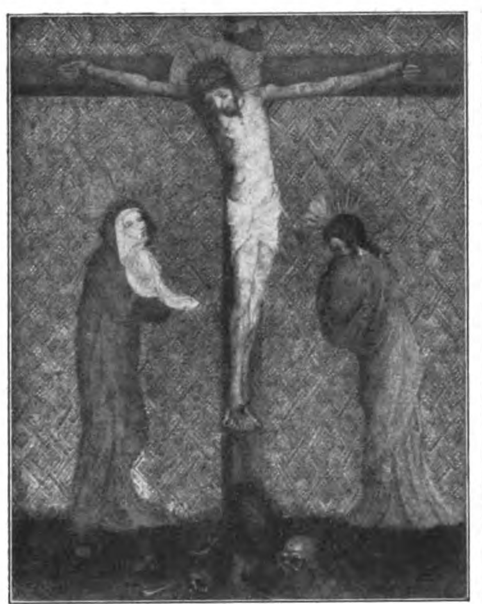
Fünfzig Jahre aus der Geschichte der Sammlungen unserer Staatsmuseen. Von Gen.-Dir. a. D. Wilhelm v. Bode

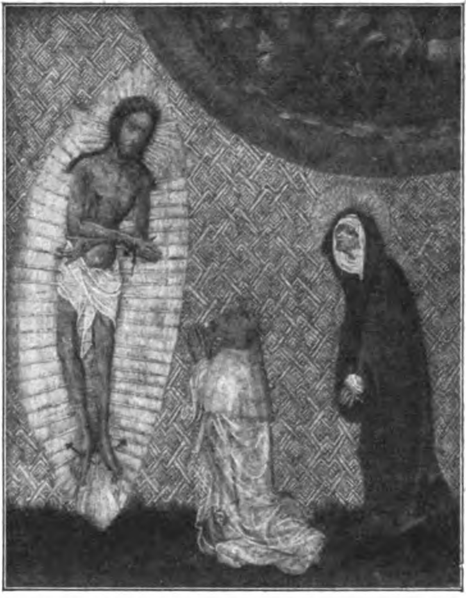
Freuden und Leiden beim Sammeln für die Gemäldegalerie

Berufen wurde ich an die Königlichen Museen in Berlin als Assistent der Gemäldegalerie oder richtiger — da 1872 kein Assistentenposten an dieser Abteilung vorhanden war — als Assistent der Antikensammlung mit dem Auftrage, auch an der Galerie den gleichen Posten zu versehen. Wenige Monate nach mir war der etwa zwanzig Jahre ältere Dr. Julius Meyer, der sich durch die Vorbereitungen zu einem großen Künstlerlexikon, einem „neuen Nagler", bekannt gemacht hatte, als Direktor der Galerie angestellt worden. Zehn Jahre lang haben wir die Leitung der Sammlung gemeinsam geführt; dann blieb Meyer zwar noch (bis 1890) erster Direktor, überließ mir aber infolge seiner Kränklichkeit die Leitung, namentlich die Entscheidung über die Anschaffungen so gut wie allein. Meyer war ein durchaus vornehmer Charakter, aber das Zusammenarbeiten mit ihm war trotzdem schwierig, da er schwer nervenleidend war und sich, schon beim Antritt seiner Stellung, nur durch tägliche Morphiumeinspritzungen hochhielt. Dadurch wurde er so sehr beeinflußt, daß er vor jeder Entscheidung zurückschreckte oder gar seinen Entschluß widerrief. Was uns auf diese Weise an hervorragenden Gemälden entgangen ist, ist fast bedeutender, als was wir in jener Zeit an wirklichen Meisterwerken erworben haben.

Wir waren beide auf des Grafen Usedom Vorschlag berufen worden; aber dieser alte, von Bismarck beseitigte Diplomat, dem Kaiser Wilhelm die Stelle des Generaldirektors als Entschädigung verliehen hatte, betrachtete und behandelte die Beamten seines Ressorts nur als seine Handlanger und behielt sich die Entscheidung über alles vor; da er aber ebenso bequem und vergeßlich wie eigenwillig war, so war es fast unmöglich, wichtige Erwerbungen anders als auf dem langwierigen Wege der Beschwerde beim Minister oder beim Protektor der Museen durchzusetzen. Auch dann noch hat Usedom sie nicht selten zu vereiteln gewußt. Solche Erschwerungen und Rücksichtslosigkeiten wirkten besonders empfindlich und lähmend, wenn wir behufs Erwerbungen auf Reisen waren. Das sollten wir gleich zu Anfang unserer Tätigkeit erfahren, als wir im Herbst 1872 mit dem Auftrag, über Ankäufe von Bildern zu verhandeln, nach Italien gingen. Hier war Graf Usedom als Gesandter lange beschäftigt gewesen, daher hatte er für Italien und seine Kunst eine besondere Vorliebe; für italienische Kunst schwärmte auch der Kronprinz-Protektor, und Mittel zu Ankäufen waren in Höhe von 100000 Talern bewilligt: so machten wir uns mit den besten Hoffnungen auf den Weg. Fast den ganzen Winter über, einen naßkalten, unfreundlichen Winter, blieben wir in Italien, nahmen in Venedig, Florenz und Rom unsere Standquartiere und machten von dort aus Ausflüge an Orte, an denen uns hervorragende Gemälde als käuflich bezeichnet wurden.

Wir sollten bald erfahren, daß wir uns die Sache doch gar zu leicht gedacht hatten! Beide waren wir im Kunsthandel unbewandert; Meyer hatte geradezu eine Abneigung dagegen, spielte den Händlern gegenüber den Kavalier und suchte mit Vorliebe durch Amateur-Marchands Verhandlungen anzuknüpfen. Dann war auch die Zeit ungünstig. Der Krieg hatte den Kunsthandel in Italien fast lahmgelegt, die Kunsthandlungen hatten kaum Vorrat an guten Bildern, waren zudem alt, und neue hatten sich in den schlechten Zeiten nicht aufgetan. Die Besitzer, die bedürftig waren, waren mißtrauisch und nicht vorbereitet. Dazu wurden wir eines Tages durch den Besuch eines „Kapitäns" überrascht, der sich mit einem Brief vom Grafen Usedom als der offizielle Unterhändler für die Museen in Italien legitimierte. Wir hatten große Mühe, diesen lästigen Herrn,





Links: Christus am Kreuz zwischen Maria und Johannes. Rechts: Christus als Schmerzensmann mit dem geistlichen Stifter und mit Maria. Diptychon eines Oberdeutschen (?) Meisters um 1400. Erworben 1900 in München als Geschenk

der dem Grafen in seiner diplomatischen Tätigkeit gewisse Dienste geleistet hatte, los zu werden. Doch allmählich lebten wir uns leidlich ein. Namentlich durch Vermittlung meines alten Freundes und Gönners, des seit Jahren in Florenz ansässigen Karl Eduard v. Liphart, wurden wir in Florenz wie in Rom auf verschiedene wirklich hervorragende käufliche Gemälde aufmerksam gemacht, und so langwierig und unangenehm auch hier die Verhandlungen meist waren, soviel Enttäuschungen mit in den Kauf genommen werden mußten, schließlich brachten wir doch etwa ein halbes Dutzend wirklich wertvoller, für unsere Sammlung besonders geeigneter Bilder mit nach Berlin. Der wertvollste Erwerb war Signorellis große Darstellung der „Schule des Pan", ein dem „Frühling" Botticellis inhaltlich und an künstlerischem Wert nahekommendes Meisterwerk der italienischen Frührenaissance, das wahrscheinlich mit jenem Bilde zusammen die Mediceer-Villa Castello geschmückt hat. Die Londoner Nationalgalerie hatte Unterhandlungen über den Erwerb schließlich abgebrochen, weil den Direktor die Nacktheit der Figuren abschreckte. Dem Geschmack der Berliner Künstler, von deren Urteil damals das Berliner Publikum noch allein abhängig war, entsprach mehr das imposante Bildnis des „Generals Borro", früher lange dem Velazquez zugeschrieben, jetzt meist dem Bernini oder Giovanni di San Giovanni gegeben, jedesfalls eines der wuchtigsten und malerischsten Bildnisse italienischen Barocks. Aus der Galerie Sciarra ward die „Landschaft mit dem Matthäus", eines der im Aufbau und in der kräftigen Färbung hervorragendsten Werke N. Poussins erworben. Kunsthistorisch besonders wertvoll war der Erwerb der anmutigen Madonna von Verrocchio.

Ein gerade durch seine Einstellung in eine echt nordische Landschaft besonders intimes Gemälde von Lucas Cranach — sein frühes Meisterwerk — „Die Ruhe auf der Flucht" von 1504 in der Sammlung Sciarra, überließ mein Kollege Meyer damals freilich seinem späteren Schwiegersohn Dr. Conrad Fiedler, aber sicherte es uns doch für die Zukunft; das Bild ist seit 1902 eine Zierde der deutschen Abteilung unserer Galerie.

Hatten wir in Italien käufliche Bilder mühsam entdecken und endlos darum markten müssen, so wurde uns bald nach unserer Rückkehr der Ankauf einer ganzen Galerie entgegengebracht. Freilich auch hier nicht ohne Mühe und Kampf. Der bekannte Industrielle Barthold Suermondt, von Geburt ein Holländer, aber in Aachen ansässig, hatte seit den fünfziger Jahren an den damaligen Hauptmärkten des Kunsthandels, die alle seinem Wohnsitz nahe lagen, alte Gemälde zu sammeln begonnen. Dank seiner außerordentlichen Gastfreundschaft wußte er die tüchtigsten Kunstgelehrten für seine Sammlung zu interessieren: Mündler, Paul Mantz, Waagen und Burger (Thoré) berieten ihn, und letztere beide verfaßten ihm einen Katalog. Trotzdem war die Sammlung keineswegs eine gewählte; Suermondt war zu lei-

denschaftlich als Sammler, glaubte gar zu leicht große Meister zu finden, und jene Ratgeber schenkten ihm nicht immer reinen Wein ein. Ich hatte ihn schon im Frühjahr 1868 kennen gelernt; zusammen mit Burger besuchte er Braunschweig, wo ich (damals junger Jurist, aber Stammgast im Museum) ihr Führer war und auf ihre Einladung mit ihnen nach Kassel zur Besichtigung der dortigen Galerie fuhr. Im Sommer darauf suchte ich Suermondt in Aachen auf und konnte meine erste Reise nach Belgien und Holland mit seinen Empfehlungen machen, die mir jede Sammlung öffneten. Die schwere Krisis nach dem Krieg 1870 hatte auch Suermondt stark betroffen; er sah sich gezwungen, einen Käufer für seine Galerie zu suchen, und stellte sie zu dem Zwecke im Frühjahr 1874 in Brüssel aus. Doch hier fand sich kein Käufer; Suermondt fragte daher vertraulich bei mir an, ob in Berlin Aussicht für den Ankauf wäre. Unser Protektor ging begierig darauf ein, so daß wir alsbald in Unterhandlungen eintraten. Unser Versuch, unter Ausschluß der Menge minderwertiger und zweitklassiger Bilder nur die Hauptwerke zu erwerben, mißlang, so daß wir uns schließlich auf den Ankauf der ganzen Galerie von nahezu 200 Bildern, einschließlich einer kleinen Sammlung guter Handzeichnungen für den Preis von etwa 1 Million Mark einigten. Die Galerie hat diesen Ankauf gewiß nicht zu bedauern, wenn auch kaum der vierte Teil der Sammlung dauernd zur Aufstellung gekommen ist. Sind doch darunter Meisterwerke wie die „Kirchenmadonna" und „Der Mann mit der Nelke" von Jan van Eyck, zwei Bildnisse von Hans Holbein, vier Frans Hals, worunter die „Amme mit dem Kinde" und die „Hille Bobbe", die „Dame mit dem Perlenhalsband" von Vermeer van Delft, der große „Rabbiner" von Rembrandt, zwei Landschaften von Hercules Segers, der ausgezeichnete „Sebastian" von Ribera, neben wertvollen Werken wie dem großen Porträt der Gattin Kaiser Ferdinands III. von Velazquez, Bildern von A. Watteau, Nic. Elias, Terborch, Jan Steen, Paul Potter, A. van de Venne, A. van de Velde, Jan van Goyen, Jacob van Ruisdael, Th. de Keyser, Lucas van Leyden, Jan Mabuse u. a. m. Es waren Bereicherungen unserer Galerie fast nach allen, z. T. bisher recht schwach vertretenen Richtungen.

Der Ankauf wurde in Berlin sehr günstig aufgenommen; er hatte indirekt die gute Wirkung, daß man Vertrauen zu den neuen Leitern der Galerie faßte und Erwerbungen zu höheren Preisen, als sie bisher gezahlt waren, nicht mehr für unerhörte Verschwendung erklärte. Wir bekamen allmählich auch energische Unterstützung durch neue hervorragende Kollegen, durch Richard Schoene als Berichterstatter im Ministerium, Alexander Conze, dem die Museen neben Humann den Pergamonaltar verdanken, und den neuen Direktor des Kupferstichkabinetts Friedrich Lippmann. Als letzterer 1877 sein Amt bei uns antrat, erwarben wir aus seiner Privatsammlung ein paar treffliche deutsche Bilder: zwei Hauptwerke von A. Altdorfer und das vorzügliche Altarbild der Anbetung der Könige von Hans von Kulmbach. Seinen Flügelaltar von Hans Baldung Grien und einige andere wertvolle frühe deutsche Gemälde seiner Sammlung verschmähten wir leider, weil das alte Prinzip, daß unsere Galerie von jedem Meister nur ein paar Bilder als Vertretung enthalten sollte, noch aufrecht erhalten wurde. Und gerade von Baldung hatte ich



Allegorie des Herbstes. Von Francesco Cossa
Erworben 1894 aus dem Florentiner Kunsthandel

schon 1872 Baldungs Gegenstück dieses für Kardinal Albrecht von Brandenburg gemalten Altars, den Altar mit der Anbetung der Könige von 1507, erworben. Mittelalterliche Gemälde betrachtete mein Kollege Meyer überhaupt nicht als galeriewürdig; hatte er doch unsere wertvollen westfälischen und sächsischen Altarbilder des 18. und 19. Jahrhunderts, die erst in den sechziger Jahren erworben waren, leihweise an den Kunstverein in Münster abgegeben.

Eine besondere Aufgabe, für die mich Graf Usedom gleich bei meiner Berufung vorzugsweise in Aussicht genommen hatte: die Anlage einer umfassenden Sammlung von Gipsabgüssen der italienischen Plastik — daß noch Originale zu beschaffen wären, hielt er für ausgeschlossen — führte mich schon damals alljährlich wieder nach Italien, meist sogar zweimal. Ich benutzte die Gelegenheit, um mich dabei auch für die Galerie umzusehen, alte Beziehungen zu erneuern und neue anzuknüpfen. Schon 1875 gelang die Erwerbung von drei wertvollen Bildern beim Marchese Patrizi: das Rundbild der „Begegnung" von Signorelli und die beiden vornehmen Porträts von Franciabigio und Sebastiano. 1877 kamen endlich auch die Unterhandlungen mit dem Principe Strozzi zum Abschluß; für die Galerie ergaben sie Tizians reizende Tochter des R. Strozzi, den Ugolino Martelli von Bronzino und Sandros Profilbildnis des Giuliano de' Medici. Ein Bildnis von Giulianos angeschwärmter Liebe Simonetta Vespucci, gleichfalls von Botticelli, hatten wir schon kurz vorher in Florenz erworben. Die Schätze des Palazzo Strozzi hatte ich im Jahre 1875 dem Kronprinzenpaar bei seinem Besuch in Florenz zugänglich gemacht. Die Kronprinzessin, die außerordentlich davon angetan war, sagte dabei — nicht ohne mich fühlen zu lassen, daß sie durchaus nicht mit allen unseren früheren Erwerbungen einverstanden war: „Sehen Sie, solche Stücke sollten Sie für Ihr Museum kaufen." Zwei Jahre später war ich so glücklich, sie wirklich zu erwerben, aber die Kronprinzessin war nicht zu bewegen, sie sich anzusehen.



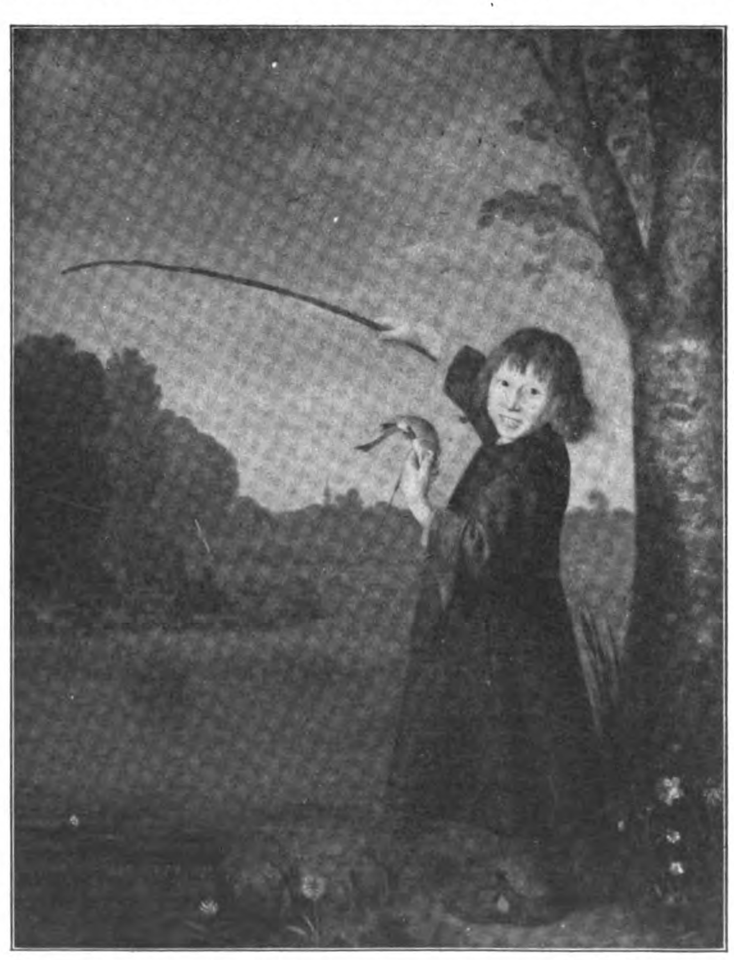
Männliches Bildnis. Von Luca Signorelli
Erworben 1894 aus dem Florentiner Kunsthandel

Neben solchen glücklichen Erfolgen hatte ich gerade in Italien auch sehr bittere Enttäuschungen, die mir bald die unglaubliche Bummlichkeit des Grafen Usedom, bald Meyers krankhafte Unentschlossenheit bereitete. Was uns dadurch in wenigen Jahren und für Spottpreise entgangen ist, würde eine köstliche kleine Galerie für sich bilden! Schon am Schluß der ersten italienischen Reise, Anfang 1873, hatten wir aus den dürftigen Resten der Galerie Manfrin in Venedig Giorgiones Meisterwerk, „Das Gewitter", um etwa 20000 Mark erworben. Statt das Bild sofort zu übernehmen, machte Meyer einen Kontrakt, in dem die Übernahme gegen Zahlung nach ein paar Monaten ausgemacht wurde; „Sie werden sehen, daß Graf Usedom den Termin verbummelt, und dann werden wir ihn los." Er verbummelte ihn in der Tat, aber wir waren nur das Bild los, nicht unseren Chef! Einen ähnlich schweren Verlust verdankten wir der Unentschlossenheit Meyers. Der Antiquar Giuseppe Baslini in Mailand, einst Stallknecht bei den Visconti und unfähig, mehr als seinen Namen zu schreiben, aber — dank seinem künstlerischen Blick — der eigentliche Schöpfer der Sammlung Poldi-Pezzoli in Mailand, erwarb für uns um 20000 Mark aus der Sammlung Mylius A. Solarios Meisterwerk, den „Senator", der jetzt die Londoner Nationalgalerie schmückt. Baslini brachte selbst das Bild nach Berlin, aber Meyer lehnte nach langen Unterhandlungen ab, weil der damals schwebende Ankauf der Suermondt-Sammlung die Ausgabe nicht zuließe. Trotz der Verstimmung darüber ließ uns Baslini zwei Jahre später auf meinen Wunsch für die drei herrlichen großen Bildnisse von Moretto und Moroni und die Magdalena von Savoldo in der Sammlung Fenaroli in Brescia den Vorkauf; auch hier konnte sich Meyer nicht entschließen. Auch diese Bilder schmücken heute die Londoner Nationalgalerie. Schon früher hatte ich bei dem Florentiner Antiquar Riblet ein merkwürdiges Madonnenbild aus der Zeit des Jan van Eyck gefunden, und hatte es zusammen mit einem

trefflichen „Paradies" von Cranach für etwa 5000 Mark ausgehandelt. Aber Graf Usedom wollte von dem Ankauf nichts wissen, wenn ihm die Bilder nicht zur Ansicht geschickt würden. Jene Madonna ist das bekannte Werk des Meisters von Flémalle, das später mit der Sammlung Salting in die Londoner Nationalgalerie gelangt ist; der Cranach ist seitdem nicht wieder zum Vorschein gekommen.

Andere Meisterwerke, deren Angebot für unsere Sammlung ich mir damals sicherte, sind aus gleichen traurigen Rücksichten in Berlin abgelehnt worden und schließlich in den Louvre gekommen. So Ghirlandajos köstlicher „Großvater und Enkel", den ich um 6000 Lire in Florenz fest gekauft und nach Berlin mitgebracht hatte; er wurde nach Monaten von Meyer hinter meinem Rücken an Bardini zurückgegeben, der ihn für das Dreifache an den Louvre verkaufte. Noch schmerzlicher war der Verlust der beiden großen Fresken Botticellis aus der Villa Lemmi mit den phantasievollen allegorischen Darstellungen des jungen Ehepaares Tornabuoni; sie wurden zusammen mit dem großen Fresko der Kreuzigung von Fra Angelico durch Meyer abgelehnt, weil Fresken sich in unsere Galerie nicht einfügen ließen. Ebenso betrüblich war die Ablehnung einer Auswahl seltenster Meisterwerke aus der Sammlung Torregiani, um deren Erwerbung ich mich mehrere Jahre, anfangs sogar zusammen mit Meyer, bemüht hatte. Unter den 13 Bildern, die ich wählte, befanden sich die beiden Hauptwerke Pesellinos, jetzt bei Lady Wantage, die beiden köstlichen Cassoni von Filippino, für die der Name „Amico di Sandro" erfunden ist (jetzt in Chantilly und im Louvre), Porträts von Signorelli, Botticelli und Bronzino u. a. m., zusammen für den Preis von 63000 Francs! Lange Jahre darauf gelang es mir, wenigstens eines dieser Bilder, das männliche Porträt von Signorelli, im Kunsthandel noch zu erwischen; ich hatte fast den gleichen Preis dafür zu zahlen, den ich für jene 13 Gemälde zusammen ausgemacht hatte!

Hätte ich nicht durch Erwerbungen für die andere mir anvertraute Abteilung, die Sammlung der Bildwerke christlicher Epochen, und bald auch durch Erwerbungen für andere Museen und namentlich für Privatsammler die Enttäuschung, die solche erfolglosen, oft jahrelangen Unterhandlungen bei den Händlern hervorrief, einigermaßen wieder gutmachen können, so wären unsere Museen auf dem italienischen Kunstmarkt sehr ins Hintertreffen gekommen. Für mich persönlich wirkten solche Fehlschläge lange so verstimmend, daß ich mich mehr und länger an den großen Kunstmärkten nördlich der Alpen umsah. Seit 1873 war ich wiederholt in Paris und London gewesen, und hatte hier Beziehungen zu den Händlern



Angelnder Knabe. Von Victor Cornelicz van Slingeland. Erworben 1908

gesucht und gelegentlich an den Versteigerungen mich beteiligt. Aber es war schwierig, hier heimisch zu werden, da wir in Paris von den Franzosen unfreundlich und in London als quantité négligeable behandelt wurden. Erschwerend wirkte dabei, daß bald willkürlich durch den Grafen Usedom, bald verzögernd durch Künstlerkommissionen, in den Geschäftsgang eingegriffen wurde. Nur ein hervorragendes Bild hatten wir hier in den ersten Jahren erwerben können, „Die Mutter bei der Wiege" von P. de Hooch in der Versteigerung Schneider zu Paris 1876. Wenn sich auf Versteigerungen, denen ich zufällig beiwohnte, einmal ein ausgezeichnetes Bild zu besonders billigem Preise bot, so mußte ich einen mir bekannten Händler zu bewegen suchen, es auf sein Risiko zu kaufen, um es uns dann anzubieten. Auf diese Weise haben wir 1878 in der Versteigerung Munro in London den hl. Sebastian von Rubens und das große Martyrium der hl. Agathe von Tiepolo um je 100 Guineas und gleich darauf Rembrandts „Hendrikje Stoffels" um wenig mehr als 300 Guineas erworben.

Die Beobachtung, die ich auf diesen Versteigerungen und bei Besuchen der Händler namentlich in London machte, das Vorurteil gegen gewisse Motive, selbst gegen ganze Richtungen in der Kunst und mangelhafte Kenntnis mancher Künstler, die Vernachlässigung im Besuch der Versteigerungen von Sammlungen ohne bekannte Namen, wie die kritiklosen Kataloge der Versteigerungen, bewies mir, daß sich für unsere Museen hier hervorragend günstige Gelegenheiten zu Erwerbungen boten. Dies bewog mich, im Frühjahr 1879 einen Diensturlaub von ein paar Monaten zum gründlichen Studium der englischen Privatsammlungen zu erbitten. Dieser wurde mir aber mit der Begründung abgeschlagen, daß wir mit unseren ärmlichen Mitteln gegen den englischen Kunsthandel doch nie aufkommen könnten; indes wurde mir ein Studienurlaub auf meine Kosten bewilligt. Meine dabei gewonnene genauere Bekanntschaft mit dem unerschöpflich reichen englischen Privatbesitz, namentlich an Gemälden, wie ich sie damals an der Hand von Waagens gründlichen „Art Treasures" erwarb, und auf späteren regelmäßigen Besuchen erweiterte, wurde die Basis, auf der wir seither die systematische Erweiterung unserer Galerie in Angriff nehmen konnten. Gleich ein paar hervorragende Bildnisse A. Dürers, die ersten Werke des deutschen Altmeisters in unserer Galerie, waren die Früchte dieser Bemühungen: die Halbfigur Friedrichs des Weisen in der Versteigerung des Duke of Hamilton 1882 und das Porträt von Jacob Muffel in der Versteigerung Narischkin in Paris 1883, dem der berühmtere Hieronymus Holzschuher im Jahre darauf folgte. Aus der Galerie Dudley, die durch Jahre freihändig verhökert wurde, bis 1892 der Rest meistbietend verkauft wurde, erwarben wir seit 1884 Fra Angelicos berühmtes Triptychon des Jüngsten Gerichts und Velazquez' faszinierendes Frauenporträt, sowie schließlich in der Versteigerung Crivellis große Altartafel und Rembrandts Predigt Johannis d. T., einst ein Hauptwerk in der Galerie von Rembrandts Gönner, den Bürgermeister Jan Six.

An Werken Rembrandts hatten wir schon 1883 einen reichen Fischzug gemacht. Auf der Winterausstellung im Burlington House hatte ich die beiden hervorragenden biblischen Kompositionen des Meisters aus seiner mittleren Zeit wiedergefunden, die ich ein paar Jahre früher bei Sir Edmund Lechmere auf seinem Landgute The Rhydd kennen gelernt hatte. Da sie auf der Ausstellung wenig Anklang fanden — die „Susanna" war dem damaligen englischen Geschmack noch „shocking", und die „Vision des Daniel" wollte man nur als Eeckhout gelten lassen — bat ich einen deutschen Kunsthändler in Paris, den Versuch zu machen, sie für uns zu erwerben. Sie seien bereits sein Eigentum, war seine Antwort; er erbot sich, sie zur Ansicht nach Berlin zu schicken. Da die Kommission sich nicht darüber einigen konnte, ob der „Susanna" oder dem „Daniel" der Vorzug gebühre, einigten wir uns zum Glück darauf, beide Bilder zu kaufen. Aus Freude darüber gab ich dem Händler den Auftrag, nun gleich noch auf ein Bild, das mir noch höhere Qualitäten zu haben schien, auf die „Potiphar" im Grittleton House, einen Angriff zu machen; obgleich der Besitzer als unzugänglich gelte, schiene es mir aussichtsvoll, da ich gerade in einer Rothschildschen Sammlung ein köstliches Bild von Metsu gesehen hatte, das ich vorher in Grittleton kannte. Auch hier war das Gebot von gutem Erfolg.

Die große Wirkung, welche diese drei Bilder in Berlin hervorriefen, war um so günstiger, als hier erst einige Zeit vorher der Kauf eines Rubens in Wien, „Neptun und Amphitrite" vom Grafen Schönborn, der unter großem Aplomb von Ministerium und Kommission in Szene gesetzt war, vom Publikum unter Führung der Maler sehr schlecht aufgenommen war. Anton v. Werner ergriff das Wort gegen den „falschen Rubens" und machte mich dafür verantwortlich. Ich nahm den Kampf gern auf, obgleich mich der Kauf eigentlich gar nichts anging; aber wie später bei der Wachsbüste aus Leonardos Werkstatt, so hat es auch hier lange Jahre gedauert, bis dem Bilde die Stellung unter den früheren Werken nach der Übersiedlung des Meisters nach Antwerpen allgemein anerkannt war.

Die Bewunderung jener Rembrandtschen Meisterwerke machte den Rubenskauf vergessen; ja, es gelang dem Generaldirektor Schöne sogar, eine außerordentliche Bewilligung für Ankäufe einer Anzahl ähnlicher Hauptwerke hervorragender Meister durchzusetzen. Trotz dem schwerfälligen Apparat,



Christus im Hause Simon. Von Dierick Bouts. Erworben 1904. Aus der Sammlung A. Thiem

der durch das neue Statut namentlich in der Einsetzung von Sachverständigenkommissionen für jede Abteilung, die in wichtigen Dingen sogar mit auf Reisen genommen wurden, geschaffen war, kamen durch die allgemeine Arbeitsfreudigkeit hervorragende Erwerbungen zustande. Fast gleichzeitig mit dem Ankauf der Hamilton-Manuskripte (darunter Botticellis Dante-Zeichnungen) glückte uns 1885 eine Auswahl aus der Galerie des Herzogs von Marlborough in Blenheim. Freilich nur eine sehr kleine Zahl, vier Gemälde, aber von besonderer Bedeutung für unsere Galerie: Rubens' Andromeda, ein Hauptwerk seiner letzten Zeit, das von Rubens mit A. van Dyck gemeinsam gemalte große Bacchanal, die sogenannte Fornarina von Sebastiano del Piombo und das Jünglingsporträt von Joos van Cleef. Für die beiden Rubens, zwei Meisterwerke seiner letzten, besten Zeit, hatten wir keine gefährliche Konkurrenz, da in England Darstellungen mit nackten Figuren in Ansehen und Preis noch niedrig standen; aber die „Fornarina" mit einzuhandeln, war schwierig, da sie in der Galerie als ein Werk Raffaels galt und mit 20000 Pfund Sterling bewertet war. Zum Glück war das Bild durch den Kamin, neben dem es seit alter Zeit hing, so verräuchert, daß es für verdorben galt; wir erhielten es schließlich zum Preise von 2000 Pfund Sterling.

Durch diese in kurzen Zwischenräumen gemachten Erwerbungen von lauter Werken erster Meister aus den bekanntesten Sammlungen Englands: vom Duke of Hamilton, Duke of Marlborough Earl Dudley, Lechmere, Neeld u. a. waren wir gesuchte Käufer auf allen großen Kunstmärkten geworden. Wir konnten das, ohne hohe Preise zu zahlen, in der Folgezeit in gründlicher Weise ausnutzen, zumal jetzt auch in Deutschland, namentlich in Berlin, ernste Sammler sich bildeten, die sich auf unseren Rat und unsere Hilfe verließen, so daß fortan Berlin ein von fremden Händlern mit guter Kunst gern aufgesuchter Platz wurde. Dadurch gelang es uns aber zugleich, auch in Deutschland Kunsthändler großzuziehen, die nach den über den Privatbesitz in Deutschland weitverstreuten Kunstwerken Umschau hielten und mehr und mehr auch vom Ausland alte Kunst einführten. Durch diese ausgiebige Unterstützung der Sammler und Händler unserseits hatten wir für unsere Museen reiche Gelegenheit, zu wählen und meist billig zu erwerben und vielfach auch als Geschenk zu erhalten, was uns zur Vervollständigung unserer Sammlungen besonders wichtig erschien. So auch für die Gemäldegalerie. Lücken hatte diese noch überall; vor allem galt es uns aber, wirkliche Meisterwerke zu erwerben, wobei wir mit dem törichten alten Prinzip, daß die Galerie von jedem Meister, selbst von den größten, höchstens einige wenige Werke als Vertretung besitzen solle, völlig absahen. So gelangen uns in den achtziger und im Anfang der neunziger Jahre neben jenen größeren Ankäufen aus englischen Sammlungen noch eine Anzahl namhafter Einzelerwerbungen. Von Italienern besonders: Palmas ins Malerische übersetzte Kopie nach



Toter Hase und Vögel. Von Jan Weenix. Erworben 1887 zu Berlin auf der Versteigerung der Sammlung von Kramm-Sierstorpff in Driburg

hatte die vier Gemälde durch einen deutschen Antiquar in Venedig fest gekauft, aber die Zahlung und damit die Übernahme der Bilder, wegen Geldmangel, erst für das folgende Jahr ausgemacht. Auf der Rückreise von Italien besuchte ich Lenbach und erzählte ihm von der Erwerbung. Erst lachte er mich tüchtig aus, wurde aber plötzlich hellhörig, als ich ihm sagte, daß der junge Giustiniani Tizians Studien zum Philipp II. und zum Profilbildnis von Franz I. mit sich in Florenz gehabt habe, als er dort in Garnison stand. Dort hatte Lenbach diese Bilder ja gesehen und bewundert, erinnerte er sich; sein höchster Wunsch sei, sie kopieren zu dürfen und eine Zeitlang um sich zu haben; ob ich ihm wohl erlaube, sie zu bezahlen und zu behalten, bis wir ihm

Leonardos Florabüste; von Masaccio die allmählich zusammengekaufte Predella und einzelne Heilige zu der Altartafel, deren Mittelbild, die Madonna, jetzt die Londoner Nationalgalerie besitzt; von Duccio ein dreiteiliges Stück der Predella seiner großen Altartafel des Doms in Siena; der „hl. Georg“ von Ant. Pollajuolo, der große „Sebastian“ von Buonsignori, der „Herbst“ von Fr. Cossa, männliche Porträts von Signorelli und Antonello u. a. m.

Ein kleiner Ersatz für den herrlichen Giorgione („Das Gewitter“), der uns 1873 entgangen war, wurde uns in Giorgiones schönem Porträt eines jungen Mannes aus der Sammlung Giustiniani. Dies Bild war der Rest einer größeren Erwerbung aus dieser Sammlung, die wir schon zehn Jahre früher in Padua um den Preis von 32000 Francs gemacht hatten, um den wir aber in höchst eigentümlicher Weise geprellt wurden. Außer dem Giorgione umfaßte dieser Kauf drei treffliche Bildnisse von Tizian, der Rest seines Nachlasses, der nach seinem Tode von der Familie Barberigo erworben war. Ich das Geld zurückgeben könnten. Ich tat ihm gutgläubig gern den Gefallen, schrieb sogar zu seiner Einführung einen Brief an unseren Unterhändler. Lenbach reiste nach Padua, kaufte mit meinem Brief und dem Geld seines Freundes v. Heyl die Bilder, und als ich nach Jahresfrist sie zahlen und von ihm abholen wollte, lachte er mich aus; ich hätte ihm vor einiger Zeit einmal einen P. de Hooch („Das geschlachtete Schwein“), das gar nicht in unsere Galerie passe, nicht abtreten wollen, dafür entschädige er sich jetzt an diesen Tizians. Da kein Zureden nützte, reichte ich eine Klage gegen ihn ein, aber unser Minister zwang mich, die Klage zurückzunehmen, da sie — zumal bei Lenbachs Stellung bei Bismarck — einen zu üblen Eindruck machen würde!

Unsere hervorragende Sammlung altniederländischer Bilder hatten wir, da seit Jahrzehnten nur ganz ausnahmsweise einmal ein bedeutendes Werk dieser Schule auf den Markt kam, als mehr oder weniger abgeschlossen ansehen müssen; ebenso schien nach der glücklichen Erwerbung der drei

Bildnisse von Dürer und einiger deutscher Altarwerke wenig Aussicht, die leider früher außerordentlich vernachlässigte Abteilung der deutschen Schule noch wesentlich auszubauen. Aber ein paar zufällige Funde ließen mich gerade nach diesen beiden Richtungen erneut besondere Aufmerksamkeit zuwenden. In der Versteigerung Nieuwenhuis in London 1886 hatte ich unter moderner Wasserfarbenübermalung, fast intakt, ein kleines Meisterwerk von Jan van Eyck, das Brustbild von Giovanni Arnolfini, für 390 Guineas erwerben können. Zwei Jahre später kaufte unser damaliger Assistent Hugo v. Tschudi in der Versteigerung des Marquis of Exeter die kleine „Madonna mit dem Kartäuser" von Petrus Cristus (dem Jan van Eyck zugeschrieben), und kurz darauf konnte ich im Palazzo Manelli in Genua, wo mir ein Leonardo (eine elende Kopie nach Luini) angeboten war, das seit der Plünderung in Harlem 1573 verschwundene Hauptwerk von Jan van Eycks holländischem Schüler Ouwater, die „Auferweckung des Lazarus" unter Dürers Namen entdecken und glücklich um etwa 30000 Mark erwerben. In der unbeachteten Vente Hulot in Paris 1892 erwarb Tschudi zwei Werke von ähnlicher Bedeutung: die Madonna mit dem Stifter von Lucas van Leyden und die prächtige Kreuzigung vom Meister von Flémalle um noch weit geringeren Preis. Auch für unsere deutsche Schule waren unsere Bemühungen nicht weniger erfolgreich. In der Versteigerung von Sir J. E. Millais konnten wir ein ausgezeichnetes Holbeinporträt um 3000 Pfund Sterling erwerben. Gleichfalls in England glückte uns die Erwerbung von zwei Hauptwerken Dürers aus der Zeit seines Aufenthalts in Venedig: die „Madonna mit dem Zeisig" und das Porträt der „Agnes D"(ürerin?), letzteres um nur 1000 Pfund Sterling. Dürers „Maria als Schmerzensmutter" brachte uns die Versteigerung Morosini in Venedig, wo das Bild als „Kopie" nicht einmal 400 Mark erreichte. Zu unserem reichen Besitz an Meisterwerken der phantasievollen Kleinmalerei Altdorfers kam als reizvollste die „Geburt



Die Mutter. Von Pieter de Hooch
Erworben 1876 in Paris auf der Versteigerung der Sammlung Schneider

Christi", ein echt deutsches Weihnachtsbild; wenige Jahre früher hatten wir seine „Kreuzigung" als Geschenk erhalten.

In England boten sich damals besonders günstige Gelegenheiten zur Erwerbung hervorragender Stücke durch die sich immer steigernde Not der Großgrundbesitzer. Im Sommer 1894 glückte mir die Erwerbung unseres bedeutendsten Rembrandts, des Predigers „Anslo, der einer Witwe Trost spendet", eines der umfangreichsten Hauptwerke des Meisters aus seiner mittleren Zeit. Lord Ashburnham verkaufte es uns um 20000 Pfund Sterling. Da ich ihm zu seinem Erstaunen dafür nicht gleich einen Scheck über diese Summe ausstellen konnte, verlangte er, daß ich, um mich zu legitimieren, „noch irgendeine Kleinigkeit aus seiner Galerie auswählen, aber sofort zahlen solle". Ich wählte die köstliche Halbfigur eines jungen Mädchens im Profil von Domenico Veneziano und bot zögernd den Preis von 2000 Pfund Sterling. „Das hätte ich Ihnen auch um 200 Pfund Sterling gegeben," war die Antwort. Die Unterhandlungen über diese kostspielige Erwerbung hatten mich längere Zeit in London festgehalten; sofort nach Abschluß eilte ich mich, nach Berlin zurückzufahren. Auf der Station erwartete mich ein kleiner Londoner Kunsthändler, der schon wiederholt in meinem Hotel vorgesprochen war, ohne mich zu treffen. Er beschwor mich nicht abzureisen; er könne mir einen der wichtigsten Ankäufe sofort vermitteln: Lord Northbrook habe ihm zehn seiner besten Bilder für zusammen 10000 Pfund Sterling an die Hand gegeben, darunter den „Hieronymus" von Antonello, den „Ölberg" von Mantegna, das Porträt von Petrus Cristus u. s. f. Da mehrere dieser Bilder zu den kostbarsten Kunstschätzen Englands gehören, kam mir das Angebot geradezu lächerlich vor; ich glaubte ihm um so weniger, als der Händler nicht lange vorher wegen betrügerischen Bankerotts verurteilt war, und ließ mich von der Rückreise nicht abhalten — leider, denn in Berlin erfuhr ich kurz darauf, daß das Angebot ein ernsthaftes gewesen war, und daß die Londoner Nationalgalerie inzwischen die Hauptwerke erworben hatte, freilich um einen wesentlich höheren Preis.

Bald nach meiner Rückkehr nach Berlin befiel mich eine tückische Venenkrankheit, deren Nachwirkungen ich heute noch nicht ganz überwunden habe. Eine Venenentzündung folgte der andern, bis eine schwere Embolie mich für weitere Monate auf das Krankenlager warf. Wiederholte Rückfälle haben mich seither heimgesucht und mehrmals ebensolange Pausen in meiner Tätigkeit veranlaßt; auch wenn die Krankheit sich beruhigte, war ich sehr behindert und verdanke es der auf-



Diana mit Nymphen von Satyrn überfallen. Von Petrus Paulus Rubens
Erworben 1903 als Geschenk des Kaisers



Bildnis eines jungen Mannes
Von Giorgione. Erworben 1891 in Florenz

opfernden Beihilfe meines jungen Kollegen Max Friedlaender und mehrfach auch des Generaldirektors Schöne, daß die Erweiterung der Galerie ungeschwächt ihren Fortgang nehmen und unsere Pläne für den Bau eines „Renaissance-Museums" bald durch das Kaiser Friedrich-Museum verwirklicht werden konnten.

Die Lebensgefahr, in der ich damals und seither wiederholt schwebte, ließ mich in der unfreiwilligen Muße auf dem Krankenbett, neben dem Ausspinnen von Plänen für Neubauten, über Wege und Mittel nachsinnen, wie über mein Leben hinaus unsere Museen auf dem Kunstmarkt konkurrenzfähig erhalten werden könnten. Freilich hatten wir schon eine Reihe großer Sammler und Händler für unsere Museen warm interessiert. Um aber unseren Sammlungen eine dauernde Stütze und Beihilfe zu schaffen, entwarf ich den Plan zu einem Verein von Museumsfreunden, wandte mich an den Kreis uns befreundeter Sammler und hatte die Freude 1895, bald nachdem sich mein Zustand anscheinend gebessert hatte, einen solchen Verein eröffnen zu können. Da ihm damals als erste Aufgabe die Propaganda für einen Neubau zur Aufnahme unserer reichen Schätze der Renaissancekunst zufiel, deren Sammlung uns unter Protektion und lebhafter Förderung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm gelungen war, so nannten wir den Verein, der sich in wenigen Jahren sehr glücklich entwickelte, Kaiser Friedrich-Museums-Verein. Der Name ist dann für das Museum, für dessen Einrichtung wir das Interesse des jungen Kaisers zu erregen wußten, beibehalten worden.

Dank diesen mannigfaltigen Unterstützungen und Förderungen gelang uns eine ausgiebige Weiterbildung unserer Sammlungen, insbesondere auch der Gemäldegalerie.

Vom Bette aus habe ich diese stärker systematisch als bisher zu fördern gesucht, wenn mir auch hohe künstlerische Qualität erster Grundsatz beim Sammeln blieb. Einige rüstige junge Händler, die wir namentlich in England und Italien zu gewinnen und jahrelang an uns zu ketten wußten, haben uns damals mit gutem Erfolg zur Vervollständigung unserer primitiven Meister der verschiedenen Schulen geholfen. Charakteristische und tüchtige, meist kleinere Werke von Jan van Eyck (die „Kreuzigung" und das Bildnis des Balduin von Lannoy), Roger van der Weyden (besonders das herrliche Frauenbildnis), Memling, Bouts, Gertgen van St. Jans, Gerard David, das Männerporträt vom Meister von Flémalle, Porträts von Scorel, A. Mor, verschiedene Bilder und kleinere Altäre der



Bildnis einer jungen Frau. Von Domenico Veneziano
Erworben 1897 aus der Sammlung Ashburnham, London



Landschaft mit Matthäus und dem Engel. Von Nicolas Poussin
Erworben 1873 aus dem Palazzo Sciarra, Rom

Antwerpener Manieristen, von Hieronymus Bosch u. a. m. verdanken wir diesen Beziehungen. In ähnlicher Weise konnten wir auch den Bestand unserer italienischen Primitiven bereichern: die kleine Grablegung von Simone Martini, die prächtigen vier Heiligen von Masaccio, die stimmungsvolle Predella mit der Aufbahrung des h. Franz von Fra Angelico, denen später noch Giottos Altartafel des Todes der Maria folgte, füllten Lücken aus, die unsere Galerie später wohl nie zu füllen imstande gewesen wäre. Auch einige besonders wertvolle, frühe französische Bilder konnten jetzt und in den folgenden Jahren erworben werden: namentlich Fouquets „Porträt seines Gönners Estienne Chevalier mit dem h. Stephan" und die beiden breiten Altartafeln von Simon Marmion.

In London hatten wir uns im Jahre 1898 beim Ankauf einer bekannten englischen Sammlung, der Galerie Pelham Clinton Hope, beteiligt, die uns einige treffliche Niederländer des 17. Jahrhunderts, darunter Vermeers „Besuch", Jan Steens Kindtaufe, ein Meisterwerk von A. van de Velde und zwei Landschaften von Rubens einbrachte. Eine ganze Reihe ansehnlicher Geschenke brachte die Eröffnung des Kaiser Friedrich-Museums 1904 auch der Galerie. Vor allem mit der Stiftung von Dr. James Simon die köstliche frühe Madonna von Mantegna, eine Madonna mit Engeln von Raffaellino und das Jünglingsporträt von Bronzino, und in der gleichzeitig gekauften Sammlung Ad. Thiem mit ihren ausgezeichneten Stilleben, Porträts und primitiven Bildern als Geschenk das außerordentlich vornehme Porträt der Marchesa Geronima Speinola von A. van Dyck, von dem wir schon einige Jahre vorher aus der Sammlung Peel zwei herrliche, große Porträts erworben hatten. Ein stattliches Männerbildnis von Gainsborough, das Alfred Beit damals zur Eröffnung stiftete, wurde die Veranlassung, um in einer kleinen Sammlung der großen englischen Meister des 18. Jahrhunderts, namentlich Bildnissen von Reynolds, Raeburn und Romney auch von dieser Schule eine Vorstellung zu geben.

Um diese Zeit etwa setzte eine ernsthafte Konkurrenz der Amerikaner im Sammeln alter Kunst ein. Sammler, wie Quincy A. Shaw oder Henry Marquand hatten schon wesentlich früher manches Gute über den Ozean geholt, aber ihre Erwerbungen waren noch vereinzelt und bewegten sich in Preisen, wie sie auch die Sammler und Museen in Europa zahlten. Mit John Pierpont Morgan tauchte der erste Amerikaner auf, der à tout prix alles Gute haben wollte, was im Privatbesitz nicht niet- und nagelfest war. Sein Vorgehen ermutigte unternehmende Händler, für ihn und für Konkurrenten, die in wenigen Jahren in größerer Zahl sich meldeten, Preise für Kunstwerke anzulegen, die das Vielfache der bis-



Ausschnitt aus Rembrandt's Mennonitenprediger Cornelis Claesz Anslo
Erworben 1894 aus der Sammlung Ashburnham, London

herigen Preise waren. Den Auftakt dazu gab der Ankauf unserer Berliner Sammlung O. Hainauer; während deutsche Händler der Witwe kaum eine Million Mark dafür zu bieten wagten, entschloß sich die Firma Duveen sofort, die vierfache Summe dafür zu zahlen. Da die Sammlung mit unserer Hilfe zusammengebracht war und für uns gesichert zu sein schien, war dieser Einbruch in unser Bereich ein böses Omen. Der Verkauf der Sammlung Rudolf Kann an dieselbe Firma um den Preis von 20 Millionen Francs folgte gleich im nächsten Jahre. Auch hier hatten wir Aussicht gehabt, mit einem Teil der herrlichen Sammlung, an deren Bildung ich wesentlich beteiligt war, bedacht zu werden. Der Besitzer, ein Junggeselle, hatte daran gedacht, die primitiven Bilder dem Louvre, die Werke der flämischen Schule seiner Vaterstadt Frankfurt und die der holländischen Schule unserer Galerie zu vermachen, aber er starb, ehe er sein Testament niedergeschrieben hatte. Ähnlich erging es uns mit einem anderen großen Sammler, der fast gleichzeitig mit seinem Freunde Kann gestorben war, Alfred Beit; seine Absicht, uns einen wesentlichen Teil seiner ganz gewählten, zum großen Teil unter meiner Beihilfe gebildeten Sammlungen zu hinterlassen, wagte der fast ausschließlich in Großbritannien begüterte Hamburger bei der ausgesprochenen Feindschaft König Eduards gegen Deutschland nicht zur Ausführung zu bringen.

Bei den ganz außerordentlichen Preisen, welche die amerikanischen und nach Amerika verkaufenden Kunsthändler zahlten und glatt erhielten, mußten wir einsehen, daß uns ein

Kampf gegen sie nur in seltenen Fällen möglich sei; wir machten es also, wie wir es mit gutem Erfolg schon seit mehreren Jahrzehnten mit angesehenen Händlern in Europa gemacht hatten: wir suchten ihnen behilflich zu sein und dadurch zugleich für unsere Sammlungen Nutzen zu ziehen. Auch hier ist es uns gelungen. Vor allem haben wir unsere Sammeltätigkeit seither besonders auf Gebiete eingestellt, die weniger Interesse für Privatsammler haben, oder die als Zimmerschmuck wenig geeignet erscheinen. So hatten wir bei der Erwerbung der höchst eigenartigen großen „Aufbahrung des Leichnams Christi“ von Carpaccio und der „Auferstehung Christi“ von Giovanni Bellini damals (im Jahre 1905) noch keine Konkurrenz von amerikanischer Seite zu fürchten, ebensowenig wie bei dem erst im Anfang des Kriegs gelungenen Ankauf von Tizians „Venus mit dem Orgelspieler“. Dies Meisterwerk aus Tizians späterer Zeit wurde — wie ich erst neuerdings erfuhr — schon vor dem Kriege Duveens angeboten, aber (trotz mäßiger Forderung) wegen der Nacktheit abgelehnt. Eigentümer war einer der in Italien lebenden spanischen Bourbons, wodurch die Herkunft des Bildes aus Madrid gesichert ist, auf die schon das Porträt des Orgelspielers — der junge Philipp II. — hinwies. Aus gleichem Besitz stammt das tief empfundene Gemälde der „Anbetung der Hirten“ von Hugo van der Goes, dessen Erwerbung schon wegen seiner eigentümlichen Form uns weit weniger Mühe und Kosten machte als der Kauf der noch meisterhafteren großen Altartafel, der „Anbetung der Könige“ vom gleichen Meister, das gerade zehn Jahre nach dem ersten Bilde, am Weihnachtstage 1913, im Kaiser Friedrich-Museum eintraf.

Am wenigsten bestritten war uns das Gebiet der primitiven deutschen Malerei; zumal wenn sich Werke derselben im Auslande befanden. Da aber auch für solche Bilder allmählich wesentlich höhere Preise gezahlt wurden, so kamen sie eigentlich erst jetzt auf den Markt. Noch vor etwa fünfzehn Jahren hatten wir Bilder wie die acht großen Altartafeln von Multscher in London um 600 Pfund Sterling erwerben können. Die köstliche kleine „Anbetung der Hirten“ von Martin Schongauer wurde uns, wie eine Photographie, zwischen zwei Pappbogen verpackt zur Ansicht aus London zugesandt und um geringen Preis angeboten. In der gleichen Zeit erwarben wir hier das Kölner Diptychon um 1350 und die kleine „Klage um den Gekreuzigten“ von Konrad Witz. Ein kleines Diptychon mit besonders zart empfundenen Darstellungen der „Kreuzigung“ und der „Erscheinung Christi“ etwa von 1400, fanden wir um 700 Mark im Münchener Kunsthandel. Umfang-



Die Schachpartie. Von Lucas van Leyden. Erworben 1874 mit der Sammlung Suermondt



Ausschnitt aus dem Bildnis der Herzogin Margaretha von Parma. Von Antonis Mor
Erworben 1906 aus Berliner Privatbesitz

reiche Altarwerke des 14. Jahrhunderts boten sich in Deutschland selbst. So vom sogenannten Meister Wilhelm von Köln ein Flügelaltar in reicher Einrahmung, sowie zwei thüringische Altäre aus Heiligenstadt und Flötz; vor allem das treffliche große Prager Madonnenbild mit Erzbischof Ernst als Stifter. Nach derselben Richtung konnten wir auch in den großen Versteigerungen, die einige Zeit vor und während dem Kriege in Berlin stattfanden, weitere wichtige Erwerbungen machen. So in der Versteigerung Weber das kleine burgundische Altärchen um 1390 und ein Diptychon, das als Arbeit des jungen Dürer während seines Aufenthalts am Oberrhein in Anspruch genommen werden darf; in der Versteigerung R. von Kaufmann vor allem die böhmische Kreuzigung und in der Versteigerung L. Knaus Cranachs kleine „Lucretia", deren elfenbeinfarbener Körper sich leuchtend vom tiefschwarzem Grund abhebt; endlich die hervorragende Madonna von Geertgen von St. Jans aus der Sammlung von Hollitscher. Gleichzeitig konnten wir auch den bisher recht schwachen Bestand an deutschen Werken des 17. und 18. Jahrhunderts wesentlich vermehren, namentlich durch ein paar treffliche Werke von Lys und Elsheimer, von Graff, Chodowiecky u. a.

Eine nicht unbeträchtliche Zahl dieser Vermehrungen kam als Geschenke oder als Ankäufe unseres Museums-Vereins an die Galerie. Ähnliches gilt für Erwerbungen

aus der Nachblüte der italienischen Malerei, deren malerisch ausgezeichnete Werke von A. Canale, F. Guardi, Tiepolo und Piazzetta, die erst neuerdings in einem der Seitenkabinette vereinigt und günstig zur Anschauung gebracht werden konnten. Daß eine langsame Vermehrung unserer Bilderbestände, namentlich nach der Richtung der ältesten Tafelmalerei nördlich der Alpen, auch in Zukunft noch möglich und daher zur Erforschung dieser wenig gesammelten und bekannten Kunst auch unsere Pflicht sein wird, beweist die Erwerbung solcher Bilder im letzten Jahre: des großen Augsburger „Tod der Maria" von 1432, der südfranzösischen oder savoyischen „Kreuzigung" um 1415 und einer kleinen Zahl norddeutscher und böhmischer, um 1400 entstandener Täfelchen.

Während dieser Bereicherungen mußten wir leider mit gefesselten Händen ansehen, wie uns dank dem famosen „Friedensvertrag" die wertvollsten Werke unserer Galerie, die ihren Weltruf begründet hatten, die zwölf Tafeln der Brüder van Eyck samt zwei ausgezeichneten Bildern von Dirk Bouts entführt wurden. Durch die Revolution ist uns das Vermächtnis einer ausgezeichneten kleinen Sammlung holländischer Meisterwerke entgangen, überhaupt ist jede Hoffnung auf Stiftungen und Vermächtnisse für lange Zeit aussichtslos; sind doch auch die Privatsammlungen mit hervorragenden Kunstwerken, die wir zusammenbringen halfen, damit sie in späteren Zeiten für den Fall ihrer Veräußerung die Reserven für Vermehrung unserer Galerie bilden könnten, bereits zum größeren Teil verkauft oder werden in kurzer Zeit diesen Weg gehen müssen. Für unsere Berliner Sammlungen droht zurzeit, neben allen anderen Nöten, eine schwere Sorge in der Verwilderung der alten Museumsbauten und der planlosen Fortführung der Neubauten, durch die jetzt die Sammlungen selbst bereits wesentlich gelitten haben und für die Zukunft aufs schwerste bedroht sind.



Bildnis, angeblich des Alessandro del Borro. Von Diego Velazquez (?)
Erworben 1873 in Florenz

(Ein dritter und letzter Aufsatz folgt)

Die kleine Helma Habermann

Thüringischer Roman von Marthe Renate Fischer

Schluß



Für die Habermannsleute hatte das neue Leben begonnen. Helma und die Herzmutter saßen in Winsdorf als Hausfrau und Schwiegern des Heinrich Rocktäschel. Ein Tag um den andern nahm seinen Verlauf in gesunder Eintracht.

Im Gesicht des Heinrich Rocktäschel nistete sich ein Lächeln ein, das von wohligen Gedanken genährt wurde, von Erinnerungen an Vorkommnisse ungewohnter Behaglichkeiten, an einen Klaps auf die Schulter, an ein frisches Wort, an irgendeine Vorsorge zur Bequemlichkeit. Obgleich es doch an Vorsorgen sein krankes Mägdelein nicht hatte fehlen lassen, an kleinen, müden, geschleppten Gefälligkeiten und Ordentlichkeiten.

In dem Mann, in dem Schmiedemeister Heinrich Rocktäschel sang ein Stubenvögelein im Hänflingsgesang. Er fühlte eine Sonne in sich wärmen und leuchten, eine ganz kleine Sonne im Kopf und im Herzen. Seine Glieder waren jünger geworden, seine Handgriffe leichter, sein Schritt müheloser. Alle Widerstände hatten ein wenig abgewirtschaftet. Aber alles in vernünftigen Maßen, ohne Überschwang. Alles eine stille, frohe Fläche.

Heinrich Rocktäschel war glücklich. Sein Schopf borstete nicht mehr wild empor, denn da war eine Hand, die ihn im Zaume hielt, die ihn an Sonntagen bürstete und fettete, und die ihn auch gelegentlich zauste, wenn der Mann einmal ein Rappelkopf gewesen war.

Und die ihn auch als Liebkosung zauste ein ganz klein wenig, wenn Helma Rocktäschel an die Zukunft dachte — an den gemeinsamen Besitz, der ihnen beiden zustand, an das Kindchen, das die Ehefrau des Schmiedemeisters Rocktäschel nach Gottes Gnade erwarten durfte.

In dem Heinrich Rocktäschel trieb die Besitzfreude an Weib und Familie Wurzeln, die seinen ganzen Körper durchsetzten, er ging drauf, er tat damit, er dachte damit, alles mit diesen Wurzeln, mit diesem Stolz, mit dieser Besitzgehörigkeit, auf die Frau, auf das zukünftige Kinderle, auf den Sohn Michael, den die Frau ihm zugebracht hatte, auf die Schwiegern im Sorgenstuhl, die Großmutter und Herzmutter Habermann, die sacht umher trat und Zureichungen machte und ein wenig kochte, mindestens aber die Erdäpfel schälte und mit der Minna Rocktäschel, des Schmiedemeisters kranker Tochter, ein wenig papperte, — also alles auf diesen Wurzeln, auf diesem Stolz, auf dem ganzen inneren Zusammenhalt eines zum andern, diese ganze Fleisch-, Blut- und Knochenverflechtung, oder Seelenverflechtung, oder Höflichkeits- und Anhänglichkeitsverflechtung.

Da war zum Beispiel das Verhältnis zwischen den Neugeschwistern, Minna und Michael, das ihm Freude machte. Es machte ein Herzeckchen in ihm satt, das immer das Hungergrimmen gefühlt hatte, daß er seinem armen verwachsenen Mädel nicht ein ganz besonderes Lebensfreudenlichtlein anzünden konnte.

Das besorgte anjetzo der Michael.

Alle vierzehn Tage kam er auf Tag und Nacht in das Elternhaus. Gleich hatte er nach der Schwester zu sehen. Schlug ihr die Nägel in Wand oder Schrank oder sonstiges Hausgerät, deren sie bedurfte, kameradschaftelte mit ihr, war der jüngere Bruder mit ihr, der anvertraute und Rat begehrte. Hatte ihr ein stählernes, verschließbares Käsichen geschlossert, mit Zieraten versehen, ganz fein herausgehämmerten Blumen und Blättern — fetten Unkräutern, die es nirgends gebe, meinte die Herzgroßmutter.

Helma Rocktäschel aber sagte, nein, es seien Märchenblumen von des Herrgotts Himmelswiese. Und dies kleine Deklamier- oder Priesterwort summte in dem alten Rocktäschel wie ein Choral; denn sie hatte doch wohl, die junge Frau Gastwirtin und Schmiedemeisterin, auf die Blume der guten Herzensgesinnung damit anspielen wollen. Denke sich ein jeder die Minna Rocktäschel, wie er wolle, blond oder braun oder schwarz, es kommt nicht darauf an, denke er sich nur ein verwachsenes und gebrechliches Körperlein, dessen Seele nach Labe verlangt. Denke er sich ein weinendes Herz, das zu kurz mit dem Leben gekommen ist, eine blasse Mädelshand, die Blumen pflücken will und deren keine zu erreichen vermag.

Eines Tages kam Heinrich Rocktäschel sachten Schrittes in die Kammer, die neben der Kammer seiner Tochter gelegen war.

Minna war im Bett verblieben vor großer allgemeiner Müdigkeit. Aber sie lag da mit wachen Augen und sah zu, wie der Schnee an dem Kammerfenster vorüberstäubte. Ihre Augen hatten einen Ausdruck qualvollen Sichbesinnens.

Sie hörte nicht, wie der Vater nebenan behutsam räumte; aber den Schritt der Mutter fing sie auf, die zu ihr in die Kammer kam. Und nun schickte sie ihren besinnlichen Blick der Mutter entgegen.

Die sah, daß sie hier gebraucht wurde, und setzte sich auf den Bettrand nieder. Faßte des Mäderles Hand, die matt und fieberheiß war. Und dies Handfassen geschah auf eine besondere Weise, vorsichtig und herzhaft zugleich, daß die Kranke die Annäherung fühlte, und es sich gesagt sein ließ, nur durch dies Handdrücken, daß sie ihr Herz auftun und alle ihre Ängste und Kümmernisse ausschütten solle.

Darauf begann das kranke Mädchen vom Sterben zu sprechen, mit einer schleppenden, fassungslosen Stimme, die stolperte und sich überschlug und den Gehorsam aufsagte. Und Helma Rocktäschel antwortete, und ihre Stimme klang geheimnisvoll schlicht.

Nebenan in der Kammer war es ganz ruhig geworden. Heinrich Rocktäschel stand hinter dem Türspalt und hörte zu, wie seine Tochter um ihr einsames Leben klagte. — Das ihr jegliche wilde Freude schuldig geblieben war. — Das ihr die Lust am Spieglein an der Wand verweigert hatte. — Das abgeflossen war, ohne ihr das Glück am Tanzen und Springen gebracht zu haben und am Scharmutzieren mit den Burschen, am Liebeleimachen und Küssen. — Das abgeflossen war — abgeflossen war — —

Und sie begann Gott zu tadeln, er sei ungerecht. Er gebe hier mit vollen Händen gerade Glieder, Gesundheit und Freuden aller Arten, während er dorten darben lasse und obendrein körperliche Schmerzen verhänge. Warum tue Gott also?

Über ihr ungebärdiges Schluchzen hinweg kam die ruhige Stimme der Schmiedefrau — in einem ganz merkwürdigen Tonfall, als ob sie Märchen erzähle oder bete oder so dergleichen feine Sache rede.

„Ich habe emal wo gelesen," sagte die merkwürdige Stimme, „daß wir zweimal geboren werden, daß wir zweimal auf die Welt müssen komme, damit wir uns ausweisen, wie wir unsere Talente gepflegt haben, was wir von dem einen Leben zum andern dazu gelernt haben. Unsere Schule müssen wir halt alle durchmachen, gelte. Wir müssen halt alle hundert Zentner Leid erfahre. Aber wir kriegen auch alle unsere Freede eben in dem Maße. Die müssen wir auch tragen lerne. Das soll gar nicht so leicht sein, daß man hundert Zentner Freede trägt.

„Wenn man in seinem ersten Leben leidvoll gewesen ist, da wird das zweite Leben Gutes in Fülle bringen. Nune muß man zeigen, daß man beruhigt ist, — daß man fleißig beim Guten ist, mit Anstand und Gottesfurcht und Bescheidenheit und Ehrlichkeit und Verträglichkeit und allen heiligen zehn Geboten. — Daß man sich von allem Falschen tut abwende und auch von allem Halbfalschen. — Daß man nicht leidig tut, wo einen nicht die Not dazu stößt. — Daß man allen seinen Pflichten nachkommt. — Und daß man nicht denkt, man will alle seine Lust büßen (wild drauf los leben).

„Und itze nune das Sterben. — Ist denn das so gar schwer? — Nune trittst du deine Wanderung an, nune bist du erlöst! Und dich drückt nix mehr und dich schmerzt nix mehr!

„Wenn du auf die große Himmelswiese kommst, da ist ein wunderbarer schöner Teppich ausgebreitet von Blumen und Beeren und Kraut und Gräsern — so einen schönen Teppich sieht man hier unten nicht auf der Welt, denn das fünkelt alles, alle Blumen und alle Beeren und alles Kraut und alle Gräser. Und die große Himmelssonne bescheint alles. Da hängen lange, seidene Bänder herunter von der Himmelssonne, und mit den Bändern spielen die Himmelskinder. Die halten sich dran und die haschen einander. Und die Sonne dreht nun ihren Kopf und läuft im Kreise, und die Kinder laufen mit.

„Zumitten auf der grünen Himmelswiese ist ein großer See. Der spiegelt alles wider, was er sieht. Wenn du an den herantrittst an den See, da siehst du, daß du ganz anders siehst wie hier unten auf der Welt! Alle Unebenheit ist abgestreift. — Ach, was bist du für ein schönes Mäderle, wenn du in den See oben im Himmel schaust! — Deine Haut ist ganz weiß, und deine Bäckchen sind rot wie Blut, und dein Mund lacht und singt, und deine Augen sind mit Freude angefüllt und strahlen, und deine Haare sind wie ein Mantel so dick und lang, und sie haben einen Glanz, als ob sie von Golde wären. — Und keines schilt sich oben in dem Himmelsgarten. — Und es sind überall Bänke an den Büschen, wo bei der Wiese stehen. — Da setzt man sich nieder. — Und die Mädchen flechten Kränze und stülpen sie sich auf ihre Köpfe und sind nun alle geschmückt, wenn der Herrgott über die Wiese kommt. Alle Lerchen fangen auch an zu singen und Gott zu preisen. — Sie singen schöner noch wie die Lerchen auf der Erde singen, wenn sie auf den Feldern aufsteigen, und das sind doch auch schunn Himmelsvögel. Und es sind viel merre wie hier unten sind, viel merre, und wenn wir alle Lerchen zusammenrechnen.

„Wenn nun der liebe Gott herankommt,

da fragt er alle die neuen Seelen, wie ihnen das gefällt, und da darf ihm jede einen Wunsch vortrage.

„Wo er dich nune fragt, da sprichst du, daß du willst auf deine Helma warten. Und danach, wenn ich bei dich bin, führscht du mich umher, da fassen wir uns bei der Hand. — Und zum Abend hören wir zu, wie die Nachtigallen singen. — Von denen weiß ich noch nix — es soll sich aber wundervoll zuhöre, wenn sie singen. Ich habe auch noch keinen Storch in meinem ganzen Leben gesiehen. Die sollen ganz lange Beine haben und ganz lange Schnäbel, und die sollen putzig aussiehe, die Vögel.

„Wenn nune das neue Leben anfängt, da bleibe ich bei dich. Und wir machen das miteinander ab, daß du immer eine Freundin bei dich hast. Und da griffst du dir dein Glück, wie du es willst. — Da hast du deine Glieder alle gerade und lang und bist nicht schadhaft, und deine Tanzfreude hast du auch. — Und danach findet sich oo der Bursche — und der Mann — und zu guter letzt kommen die Kinderle. Das will ich dir aber nicht zergliedere, gelte, das mußt du dir selber ausmale. — Das wartet alles noch auf dich. — Da werden deine Augen gefüllt sein. — Da wirst du garnicht die Hände dazu haben, daß du alles kannst in Empfang nehme. — Deinen Becher, den wirst du immer müssen a bissel berücksichtigen, daß er nicht überfließt. — Du mußt aber ganz geläutert sein, daß dir alle Menschen Zutrauen schenken, das bist du dem neuen Leben schuldig."

Der Gastwirt und Schmiedemeister Heinrich Rocktäschel stand dicht am Türspalt, und die Tränen liefen ihm über die Backen.

Er verließ mit tappenden Schritten, die nicht gehört wurden, die Kammer. Saß dann irgendwo und schnäuzte sich und sammelte sich. Rumorte in seiner Schmiede ein wenig, räumte auf und zurecht, ohne die Gedanken ganz bei der Arbeit zu haben.

Und kam just in die Küche, die zugleich Wohnraum war, als Helma die Tochter daherführte und sie in die Sofaecke sorglich einbaute.

Hierbei half Heinrich Rocktäschel nun. Er klopfte die Kranke ein bißchen ins Kreuz aus Vaterliebe. Als aber die Frau in die Schenkstube ging, machte er sich hinterdrein.

Er liebte sie jetzt. Es war eine heiße Gier in ihm, daß sie ihm zu eigen gehörte. Nein, keine Gier, Gier ist Sucht, es war vielmehr ein tiefes Brennen, das in ihm auferstanden war, ein Sehnen nach ihrer immerwährenden Gegenwart, nach ihrer Blutwärme und nach ihrem Atem, ein Verlangen nach jedem ihrer Glieder, ihrem Fuß, der zutrat, ihrer Hand, die schaffte und sich halten ließ. Nach ihrem Gesicht mit den braunen Augen, in denen Tapferkeit und Stille und Spaßhaftigkeit nebeneinander wohnten, und nach ihrem flinken Zünglein, das zuschlug und das bunte Perlenketten redete. — Ja und nach dem ganzen lieben Ton in dieser ihrer Stimme, dem kindlich törichten und dem mütterlichen und auch nach dem zerhackten, der sich anhörte, als wolle er stecken bleiben und dem man dennoch nachlauschte.

Der Schmiedemeister Heinrich Rocktäschel fühlte das Wellen der großen Liebe, wie er es selbst als Bursch nicht empfunden hatte. Denn da hatte er keine kennen gelernt, die so mit tönendem Finger an seine Herztür gepocht hätte. Es wurde erst jetzt eine allerfeinste Kammer in ihm aufgeschlossen, in die einzutreten es noch niemand zuvor gelüstet hatte.

Und nun stand er da, der Mann, mit seinen neuen, feinen, starken Gefühlen und mit seiner Gutmütigkeit und Ungeschicklichkeit und mit all seinen Rechten auf die Frau, stand da in seiner Schenkstube und wußte nicht, wie er sich heranmachen solle vor blitzsauberer Männerscham.

Endlich stand er neben ihr und umfaßte sie mit seinen großen Tatzen. Hatte unvermutet einen ganz sachten Walzer auf den Lippen, der daher flötete, und von dem er nicht wußte, von wannen er gekommen war.

Schwebte diesen Walzer mit ihr, mit seiner Frau, schwenkte ihn beileibe nicht.

Als er eine Minute etwa sanft mit ihr dahin geglitten war, blieb er stehen und sah sie an. Sie hatten beide Tränen in den Augen.

Darauf schloß er sein Weib ganz fest an seine Brust und küßte es heiß.

⁂ ⁂ ⁂

Es war im Monat März. Minna Rocktäschel saß auf der großen, grünen Himmelswiese mit einem Blumenkränzlein auf ihren goldleuchtenden Haaren und schaute zur Erde hernieder, die sie unlängst verlassen hatte, und die fremd und undeutlich unter ihr lag. Sie hatte ihr Angesicht im großen Himmelssee gesehen und hatte auch schon die Nachtigallen schlagen hören.

Mitunter erzählten sich die Engel von ihren Träumen, die sie in den hellen Nächten hatten.

So erzählte auch eines Tages die Minna Rocktäschel, sie habe von einem Schmiedehause geträumt, und daß der Schmiedemeister ihr Vater gewesen wäre. Sie selbst aber sei als ein verwachsenes, krankes Mägdelein dahergewankt. Eine Frau sei unver-

mutet in das Schmiedehaus eingetreten, die Perlen und Edelsteine geredet habe, und unter deren Händen Blumen emporgeblüht seien. Und dann habe sie von einem Bruder geträumt, einem schlanken Knaben, der ihr ein Kästlein geschlossert habe, das ganz warm und weich gewesen sei, als sie es in ihre Hände genommen habe.

So erzählte jede einmal einen Traum Und die Tage schwammen dahin. Und ein paar alte Engel setzten auseinander, daß es drollig sein müsse, in so kleinen Häuschen zu wohnen, wie solche in den Engelsträumen vorzukommen pflegten. Daß aber das Träumeerzählen auf der Himmelswiese das bunteste und schönste Vergnügen wäre.

Und sie lachten über ihre Träume und freuten sich und hielten die goldene Freiheit und Größe wieder ein Weilchen aus, die sonst am Ende, beide zusammen, ein wenig eintönig geworden wären. —

In der Winsdorfer Schmiede ging das Leben indessen in Eintracht und froher Erwartung dahin. Sie dachten an das abgewanderte Töchterlein, und die beiden Frauen, die Herzgroßmutter Habermann und die Herzmutter Helma, trugen ihre Trauergewandung, ihre dunkleren Röcke und Schürzen und Jacken und Blusen und das schwärzliche Tuch, das den Kopf gelegentlich bei der Arbeit einschloß, und das schwarze wollene Tuch, das beim Ausgehen, schalartig gefaltet über die Schultern gehängt wird, in treuer Gesinnung.

Das Bild der verstorbenen Haustochter hing an der Wand in einem prunkvollen Rähmlein, und die Herzgroßmutter und die Herzmutter glaubten beide, da sie ihr Tun und Denken ob unstatthafter Färbung nicht zu verstecken brauchten, daß das abgeschiedene Töchterlein alles erschaue, was hier unten geschehe, hier im Vaterhause, daß sie sozusagen um jeden Bissen Brot wisse, in aller Liebe, und um jeden Pfennig der Ausgabe — beinahe — ja, und wenn sie wolle ...

Sie führten also immer noch ein Weiterleben mit dem abgewanderten Mägdelein. Sprachen auch abends ein wenig mit ihm, im Gebet, und auch sonst wohl, zum Beispiel, wenn Helma ihr Kinderzeug zurechtrückte — oder wenn sie zum Nachthimmel aufsah, zum Sterneblitzen. Dann redete sie goldiges Mutterdeutsch für das werdende Kind und für das abgereiste, von dem sie nicht wußte, ob es nicht neben ihr stehe, unsichtbar gemacht ihren irdisch blickenden Augen.

Mit ihrem Ehemann indessen hatte sie ein Kreuzlein zu tragen.

Seine Besitzrechte auf sie waren riesengroße, auf ihren rechten Gedanken und ihren linken, ihren oberen und unteren und mittleren. Sie hatte Rocktäschel zu sein, nix sonst.

Er hatte derartige große, starke, weitgreifende Rechte nie zu verwalten gehabt. Darum war er jetzt ein wenig ungebärdig und rappelte.

Seine Liebe zu seiner Frau Eva setzte ihm arg zu. Er kommandierte sie und meisterte sie, brummelte und drückte sich heran. Und sie trat recht behutsam zu und hatte viel zu tun, um ihr Mannsbild im Gleichgewicht zu erhalten.

All sein Darben hatte er kreuzgerade ausgehalten; aber seine Reichtümer machten ihn kunterbunt. Das war doch mitunter schwer.

Denn er verlangt nun, daß sie ihre Farben spielen lasse und ihre Herztöne hören lasse.

Aber er wurde erst wieder ein guter folgsamer Bär, wenn der Ernst aus ihrer Stimme und aus ihren Worten und Gebärden redete. Denn dann kam die Angst des Festhaltens über ihn, als könne ihm ein Körnlein ihrer werten Person genommen werden. So flocht der Rappelkopf aus großer Liebe Dornen in sein liebstes Leben.

Ist ja aber nicht so schlimm, wie sich das etwa anhört. Die Liebe hatte ihn nur allzu spät erfaßt — vielleicht — ja gewiß — da verstand er nicht so recht das leichte Ballspiel.

Was soll man aber über den Schmiedemeister Heinrich Rocktäschel überhaupt so viele Worte machen! Über diesen Struwelkopf mit den großen Tatzen! Über diesen Menschen mit dem Kinderherzen! Wenn der Mann, der Schmiedemeister Heinrich Rocktäschel, lächelt, davon lernen die Vögel singen, wenn sie es sehen! Wahrhaftig! Ich rede keine Kinderlitzchen! — Wäre nur etwas zur Hand, das ihn ein wenig sachter machte, so ganz im allgemeinen ein kleinstes bißchen sanfter und ungewaltsamer — um des ganzen Ausgleichs willen. —

Im April — die Frau Schmiedemeister Rocktäschel trug die gesegnete Last ihres Kindleins im fünften Monat — hielt eines Tages ein Einspänner vor der Schmiede an. Der eine Hufbeschlag des Pferdes klapperte, der Schmiedemeister sollte Abhilfe schaffen. Der Wagen war hübsch, der Fahrer, der zugleich Besitzer zu sein schien, war ein schlanker, großer, herrenhafter Mann.

Während der Schmiedemeister tat, was seines Amtes war, ging der Fremde in die Gaststube und bestellte Bier. Bestellte es

bei der Frau Gastwirtin selbst, die heftig erschrak.

Darauf suchte Milius Stauch einen Platz, von dem aus er die ganze Gaststube im Auge behalten konnte.

Als die Frau das Bier dorthin brachte und wortlos vor ihn niedersetzte, sah er sie an. Aber sie trat zurück, ohne seinen Blick erwidert zu haben. Ja, sie schritt auf die Tür zu, als wolle sie das Zimmer verlassen.

Darauf rief der Mann hinterdrein, daß er um die Zeitung bitte. Und er sah abermals die Frau auffordernd an, als sie, an seinen Sitzplatz zurückgekehrt, das Blatt vor ihm niederlegte — ohne daß jedoch die Frau den Blick beantwortet hätte.

Weil nun aber die Helma Rocktäschel geborene Habermann abermals der Tür zustrebte und ihm zu entweichen drohte, erhob der Fremde wieder seine Stimme. Er wünschte Zigarren vorgelegt zu haben. Mit drei Kisten verschiedenen Umfanges stand sie alsdann vor ihm. Und er ließ seine Hand ruhen statt zu wählen und sah sie starren Auges an. Ballte seine Hand zur Faust und begehrte gebieterisch, daß sie seinen Blick zurückgeben solle.

Und jetzt nun endlich schlug des Schmiedemeisters Eheweib seine Augen auf. Und ein großer, stiller, klarer Blick brach hervor. Dem Milius Stauch aber sanken seine Augenlider. —

Im Verlauf der nächsten knappen Wochen kam er noch mehrmals. Immer lag ein Vorwand vor, der dem Rocktäschel Arbeit gab.

Aber der fühlte doch eine Unruhe in sich aufsteigen und trat einmal unvermutet in die Gaststube ein. Hier fand er den Gast ganz allein an seinem Tische sitzen. Bei einem anderen Male traf er die Herzgroßmutter Habermann, der die Aufwartung des Gastes anvertraut war, auf dem Stuhl, der zwischen Schenke und Ofen stand. —

Wenn Milius Stauch die Frau Gastwirtin vorfand und seinen Wünschen gemäß sein Bier und seine Zigarren aus ihren Händen entgegennahm, dann ließ er seine Augen mit ihr wandern jeden Schritt. War zufrieden mit der kargen, fremden Antwortrede, die sie ihm nicht vorenthielt, und mit dem Blick, der an ihm vorüberging und dem seinen nicht zu begegnen suchte.

Er gab sich auch darein, daß bald die Herzgroßmutter in die Stube kam. Und gab sich mit grimmer Freude drein, daß auch der Ehemann auftauchte, um Nachschau zu halten. Denn es mußte am tiefinnersten Zusammenhang doch irgendwie fehlen, daß den Mann die Unruhe faßte.

So kam er wieder und kam abermals und hatte nichts von seinen Unrastfahrten — weder Blick noch Worte, die ihm Anteilnahme kündeten.

Was ging da in ihm vor, welche Pläne schmiedete er? Er wußte es nicht.

Während einer Heimfahrt trat ein Gedanke verbrecherisch vor ihn hin. Wenn, fragte der Gedanke, die Ehe der Schmiedeleute Rocktäschel sich lösen würde, was das für ihn, den Milius Stauch, für Folgerungen nach sich ziehen könne. Und er antwortete sich kurzerhand, daß er in diesem Falle die geschiedene Frau heiraten würde. Der Gedanke war sein gutes Recht. Er mied ihn nicht.

Eines Sonntags ganz früh ging er über die Berge. Der Himmel war mit leichten, weißen Wolken besegelt, unwarme Luft strich daher. Und doch stand die Sonne am Himmel. Lerchen schwangen sich aus den Äckern auf, viele Lerchen. Er kam durch ein Dorf, als die Leute zur Kirche gingen. Das brachte ihn auf die Bibel und den christlichen Lebenswandel. So dachte er an seine Töchter, denen er guten Ruf übergeben müsse, dann auch an seinen Sohn Michael, vor dem er ebenfalls bestehen wollte. Und nach dem er sich sehnte ...

Das war am Ende zuviel. Aber er hatte doch ein gewisses Verlangen nach seiner Sohnesliebe. Er sah auch plötzlich ein, daß er gutzumachen habe.

Er dachte an Helma mit ganz sonderbaren Gedanken. Die sie nicht etwa ablehnten; denn er hungerte nach ihr. Aber er war doch verstimmt und aufgebracht. Nicht, weil sie ihre Pflicht im Leben etwa nicht getan hatte, oder weil ihre erste Jugendblüte der Haut vergangen war. Im Gegenteil — der neue Tag hatte ihrem Gesicht neue Züge verliehen, die seinem Sinne entsprachen. Es war nichts als eine Art Eifersucht, die an ihm zehrte. Er sah, daß sie guter Hoffnung war. Aber er hätte dem Kinde des Schmiedemeisters Rocktäschel gern einen Platz in seinem Hause zugewiesen, wie ja auch der Mann den ihm zugebrachten Sohn mit in Kauf genommen hatte.

Wie er so bergauf, bergab weiter dahinging, schwebte Helma Rocktäschel wie etwas Körperliches neben ihm, und es verzehrte ihn, daß er gute Worte von ihr hören wolle. Schwer waren die Unruhen, die in ihm umgingen.

Als er in die Winsdorfer Gaststube eintrat, stand er vor seinem Sohn. Michael

Zutiefst in ihm ging ein Gespenst um, ein traumhaftes Tirili, das sich ab und an hören ließ. Ebenso traumhaft tauchte ein Bildchen auf: ein blutjunges Mütterlein, das dem Kindchen ihre junge Brust darreichte, oder ein blutjunges Mütterlein, das die Wiege schwenkte und dem ruhenden Büblein ein Wiegenlied summte: Helma Habermann mit seinem Sohne.

Den Anstoß, daß das Bildchen sich sehen ließ, bildete immer ein fremder verwandter Vorgang, der sich geheimnisvoll umspiegelte, kaum sicher in den Umrissen, verloren und blaß in der Farbe: ein Bildchen, das kurzes Leben hatte und bald verdämmerte. — —

Am selben Tage, an welchem der Schmiedemeister Rocktäschel dem Milius Stauch seine Tür gewiesen hatte, nahm er eine durchgreifende Änderung in seinem Hause vor: er taufte seine Frau um. Er stellte sich neben sie und teilte ihr mit, daß er sie von jetzt an Marie rufen werde.

Sie verstand ihn und schwieg, nickte aber, daß es ihr recht sei.

Und bemerkte nun, wie sich ein kleines Lächeln in seinen Mundwinkeln niederließ. Sie wünschte, daß es sich einnisten solle; aber vorläufig saß es nur da, müde hingesunken wie auf einem Stühlchen.

Rocktäschel sagte: „Meine erschte Ehe, das war wie ein Alltag. Mit dir jetzt, das ist doch aber anders. Da will man nix hergebe."

Sie antwortete: „Ja, du bist ein Tyrann;" aber sie sagte es mit einer guten Stimme.

„Freilich wohl," antwortete er.

„Ich weiß nicht, wie ich mich soll ändre," fuhr sie fort, „daß du Ruhe hast."

„Du sollst dich nech ändre."

„Aber du zehrst dich doch aus, und mich dazu. Du mußt dich umlenke. Ja, du mußt a bissel seßhafter werre." Sie stand dicht vor ihm, so daß er ihr Gesicht sehen mußte — das guten Willens voll zu ihm aufblickte.

Der Schmiedemeister Rocktäschel sagte zu seinem Eheweib: „Es gibt doch kein Wort, wo ich dich nich schon damit benannt habe, inwendig, an Streichelworte und Schmeichelworte. So fleißig bin ich bei der Arbeit. Aber wenn ich denke, da is e anderer, der sich möchte ranmache, oder wo deine Gedanken könnten hinspiele, da schmeißt mich das um und um, und ich kann mich nech mehr beherrsche."

„Da gibt es aber keinen, wo meine Gedanken würden abschweifen," erwiderte die Frau. „Du machst mir's aber schwer."

„Ja, auf das Leichte weiß ich nech Bescheid." Er trat einen Schritt vor, so daß sie Brust an Brust zueinander standen, legte seine beiden Arme um sie und hielt sie fest mit breiten Händen auf seinem Herzen wie ein Pflaster.

Und es verging eine Minute auf diese Weise und noch eine und noch wie viele oder nicht wie viele. Und Frau Marie Rocktäschel dachte schelmisch, sie könnten am Ende hier einwachsen, beide miteinander Wurzel schlagen, sie mit dem Blick auf ihres Mannes Halsansatz ohne Ausschau darüber hinaus — und sie begann zu lachen.

Da lockerte der Schmiedemeister die sanfte Klammer seiner Hände, faßte das Weiblein mit dem schwarzen Zeigefinger seiner Rechten unter das Kinn und sagte in ganz sachten, wogenden Zärtlichkeitstönen: „Das war Feiertag eben. — Nune will ich aber umlenken."

Um die Augen und die Mundwinkel zuckte es ihm schelmisch, er setzte sich auf den Stuhl, der zunächst stand, und nahm die Schmiedemeisterin auf sein Knie. Darauf warf er zwanzig Jahre von sich ab. Er tat es aber mit zarten Händen. —

Der August kam heran. Mit Hangen und Bangen drang der Schmiedemeister Rocktäschel tiefer in den Monat hinein. Er fürchtete sich vor der Gebärstunde seiner Frau Eheliebsten.

Was des Weges daher gereist kommen würde, ein Büblein oder ein Mägdelein, war ihm gleich: die Namen lagen bereit, richtige hübsche Gebrauchsnamen ohne Überschwang. Der Knabe sollte Heinrich heißen nach dem Vater, das Mädchen sollte ein Mathildchen werden, dem Rufnamen der Großmutter Habermann folgend.

Der Schmiedemeister Rocktäschel büßte gemach ein wenig an gesunder Farbe ein, sein Wangenbraun fahlte ab. Als aber die Frau Meisterin dahinter kam, daß es das nahende Kindbett war, das ihn solchergestalt angriff, fuhr ein Lach- und Schäkerteufelchen in sie hinein, und sie umsorgte und umstreichelte ihn auf eine drollig rührsame Weise.

Sputete sich auch nachher, als die Stunde sie niederwarf, daß ihr Herr Eheliebster nicht allzuviele Qualen zu leiden hatte, und legte ihm das Mathildchen hurtig ins Bett. Lag da mit festgeschlossenem Munde und mit bleichem Angesicht, die Augenlider herabgesunken, lag gleichsam vermauert da, ohne aufzublicken, ohne die Lippen voneinander zu bringen. Denn in ihr wogte es von Schluchzen und von Aufschreien, denen der Ausgang verweigert wurde, und die alle erst allmählich auf ihre Lagerplätze sich zurückfinden mußten.

Als sie endlich die Augen aufmachte, war

Aus der Gaststube klang ein scharfes Klopfen, als Zeichen, daß der Gast um Beachtung bitte.

Als der Schmied eintrat, stand Milius Stauch mit unruhigen Augen am Tisch. Er sah aus, als ob er seinen Stab weitersetzen wolle.

Der Schmied nahm das Geld in Empfang. Schob es mit der flachen Hand ein Endchen weiter zu. Sagte: „Was hat denn eigentlich das sollen bedeute, was haben Sie denn damals eigentlich gewollt, wie Sie meinen Sohn getroffen haben unterwegs nach seinen Ort? Das möchte ich doch gerne wissen!“ Der Mann stand ganz steif wie in den Erdboden eingerammt. Aber seine Wangen zuckten.

Stauch, der fahlbleich geworden war, entgegnete hochmütig: „Mein Geschäft, was mich dahingeführt hatte, war erledigt, wie ich das von der Hochzeit gehört habe, daß Helma Habermann Hochzeit hatte. Da bin ich umgekehrt und bin wieder heim.“ Beide streckten sie ihre Glieder, so hoch sie konnten, beider Stimmen flackerten ein wenig.

Der Schmied sprach: „Und danach sind Sie her und haben mal wollt kucke, wie das mit dem Einbrechen ist, jelte? Das haben Sie wollt feststelle, — ob Sie sich dürften ranmache an die Frau — ob die würde dafür zu haben sein för Ihre Bemühung. — Und ob der Mann würde zukucken und würde bravo machen — Sie dürften seinetwegen zulangen. — Immer wiedergekommen, jelte Sie? — Kein Dingel unversucht gelossen. — Mal wird sich's so passe, daß die Frau sehnsüchtig ist. Und daß der Mann und die Frau nech kontant sind miteinander. — Aber meine Frau ist geläutert. Mit der können Sie nech antreten, was den Charakter anbelangt. Und da können Sie auch keine Zwietracht ausstreuen. — Und nune ist da meine Tür! — Nune verlossen Sie mein Haus! — Und wenn Sie epper sollten wiederkomme — da — da — —“ sein Arm reckte sich, seine Hand wies nach der Tür, seine Stimme schwoll gewaltig an und keuchte — „da schlage ich Sie den Schädel entzwei — verstehen Sie mich — hier — hier mit meinen beiden Schmiedefäusten!“ — Der Blick aus den breitbebuschten Augen war sprühend auf den Eindringling gerichtet, die Schulter mit dem zeigenden Arm war herumgeworfen. Das Gesicht war rotblau aufgelaufen.

Milius Stauch ging auf die Tür zu, öffnete, drückte hinterher ins Schloß, und man hörte, wie sein Schritt sich entfernte. Es war ein unjugendlicher, polternder Schritt. Und sein Gesicht war ohne Bewegung und kreideweiß.

Er schob den Hut ein wenig zurück, darauf trug er ihn eine Zeitlang in der Hand, und dann setzte er ihn wieder auf, wie es eben kam. Darüber war er aber schon weit dahingegangen, bergab und bergauf — immer mit dem steifen Schritt und mit dem fahlen Angesicht, das seine Bewegung eingebüßt hatte, und mit den stieren Augen, die nichts erschauten, daran sein Weg ihn vorüberführte. Und mit dem wüsten Hirn, darin es quirlte von Rauchschwaden und von Wolkenwirrnissen ohne Klärung. Er dachte an Zusammenbruch. Er dachte: ‚Ich bleibe gar hier noch liegen an der Straße — — meine Knie halten mich doch nicht mehr aufrecht — ich falle doch um — und meine Gedanken tragen doch auch meine Worte nicht mehr.‘

In der Nacht fragte er sich, was er denn nun eigentlich verloren habe. Es seien ihm doch nur aufgespeicherte Dinge abhanden gekommen, die er nie hätte in Gebrauch ziehen wollen — Altertümer.

Aber sein Sohn war ein Neues für ihn — etwas, das ihm zustand und das er nie genossen und gelebt hatte. Und Helma war seines Sohnes Mutter.

Er dachte an die Natur in seinem Heimatsörtchen und an den Sang der aufsteigenden Lerchen, an das Schiffen hoch im Blau der Luft — unter den Wolken — über den Wolken — und an den küssenden Ülaut, der die Luft erfüllte. —

Allmählich im Verlauf von Wochen und von Monden fand er sich zurecht. Aber in seinen Nerven war ein Wandel vor sich gegangen. Sie bedienten sein Gehirn schlecht. Sperrten den Holderiodastimmen den Weg dahin ab, der immer nicht allzu breit für diese gewesen war, und bauten die Ausblicke ins Lachende zu.

Er war ja stets ein Seher des Gegenständlichen gewesen, ohne warme, heitere Übertreibungen der Randlinien und der Farben; jetzt nun wurde er ein ganz gemessener.

Er hockte innen in seiner Kammer und versuchte, um der Selbsterhaltung willen, von seinem Schiffbruch abzukommen. War ein tüchtiger, anständiger Kaufmann und Laborant, ein ordentlicher Familienvater. Wurde noch weiter ein bißchen steifer im Umgang mit den Menschen, noch weiter ein Stück unmitteilsamer.

Und suchte Tröstung bei den Bildern seiner verstorbenen Frau.

Fand aber keine Tröstung bei ihnen. Denn die rechten Helferhände streckten diese hübschen Bildchen ihm nicht entgegen.

Zutiefst in ihm ging ein Gespenst um, ein traumhaftes Tirili, das sich ab und an hören ließ. Ebenso traumhaft tauchte ein Bildchen auf: ein blutjunges Mütterlein, das dem Kindchen ihre junge Brust darreichte, oder ein blutjunges Mütterlein, das die Wiege schwenkte und dem ruhenden Büblein ein Wiegenlied summte: Helma Habermann mit seinem Sohne.

Den Anstoß, daß das Bildchen sich sehen ließ, bildete immer ein fremder verwandter Vorgang, der sich geheimnisvoll umspiegelte, kaum sicher in den Umrissen, verloren und blaß in der Farbe: ein Bildchen, das kurzes Leben hatte und bald verdämmerte. — —

Am selben Tage, an welchem der Schmiedemeister Rocktäschel dem Milius Stauch seine Tür gewiesen hatte, nahm er eine durchgreifende Änderung in seinem Hause vor: er taufte seine Frau um. Er stellte sich neben sie und teilte ihr mit, daß er sie von jetzt an Marie rufen werde.

Sie verstand ihn und schwieg, nickte aber, daß es ihr recht sei.

Und bemerkte nun, wie sich ein kleines Lächeln in seinen Mundwinkeln niederließ. Sie wünschte, daß es sich einnisten solle; aber vorläufig saß es nur da, müde hingesunken wie auf einem Stühlchen.

Rocktäschel sagte: „Meine erschte Ehe, das war wie ein Alltag. Mit dir jetzt, das ist doch aber anders. Da will man nix hergebe."

Sie antwortete: „Ja, du bist ein Tyrann;" aber sie sagte es mit einer guten Stimme.

„Freilich wohl," antwortete er.

„Ich weiß nicht, wie ich mich soll ändre," fuhr sie fort, „daß du Ruhe hast."

„Du sollst dich nech ändre."

„Aber du zehrst dich doch aus, und mich dazu. Du mußt dich umlenke. Ja, du mußt a bissel seßhafter werre." Sie stand dicht vor ihm, so daß er ihr Gesicht sehen mußte — das guten Willens voll zu ihm aufblickte.

Der Schmiedemeister Rocktäschel sagte zu seinem Eheweib: „Es gibt doch kein Wort, wo ich dich nich schon damit benannt habe, inwendig, an Streichelworte und Schmeichelworte. So fleißig bin ich bei der Arbeit. Aber wenn ich denke, da is e anderer, der sich möchte ranmache, oder wo deine Gedanken könnten hinspiele, da schmeißt mich das um und um, und ich kann mich nech mehr beherrsche."

„Da gibt es aber keinen, wo meine Gedanken würden abschweifen," erwiderte die Frau. „Du machst mir's aber schwer."

„Ja, auf das Leichte weiß ich nech Bescheid." Er trat einen Schritt vor, so daß sie Brust an Brust zueinander standen, legte seine beiden Arme um sie und hielt sie fest mit breiten Händen auf seinem Herzen wie ein Pflaster.

Und es verging eine Minute auf diese Weise und noch eine und noch wie viele oder nicht wie viele. Und Frau Marie Rocktäschel dachte schelmisch, sie könnten am Ende hier einwachsen, beide miteinander Wurzel schlagen, sie mit dem Blick auf ihres Mannes Halsansatz ohne Ausschau darüber hinaus — und sie begann zu lachen.

Da lockerte der Schmiedemeister die sanfte Klammer seiner Hände, faßte das Weiblein mit dem schwarzen Zeigefinger seiner Rechten unter das Kinn und sagte in ganz sachten, wogenden Zärtlichkeitstönen: „Das war Feiertag eben. — Nune will ich aber umlenken."

Um die Augen und die Mundwinkel zuckte es ihm schelmisch, er setzte sich auf den Stuhl, der zunächst stand, und nahm die Schmiedemeisterin auf sein Knie. Darauf warf er zwanzig Jahre von sich ab. Er tat es aber mit zarten Händen. —

Der August kam heran. Mit Hangen und Bangen drang der Schmiedemeister Rocktäschel tiefer in den Monat hinein. Er fürchtete sich vor der Gebärstunde seiner Frau Eheliebsten.

Was des Weges daher gereist kommen würde, ein Büblein oder ein Mägdelein, war ihm gleich: die Namen lagen bereit, richtige hübsche Gebrauchsnamen ohne Überschwang. Der Knabe sollte Heinrich heißen nach dem Vater, das Mädchen sollte ein Mathildchen werden, dem Rufnamen der Großmutter Habermann folgend.

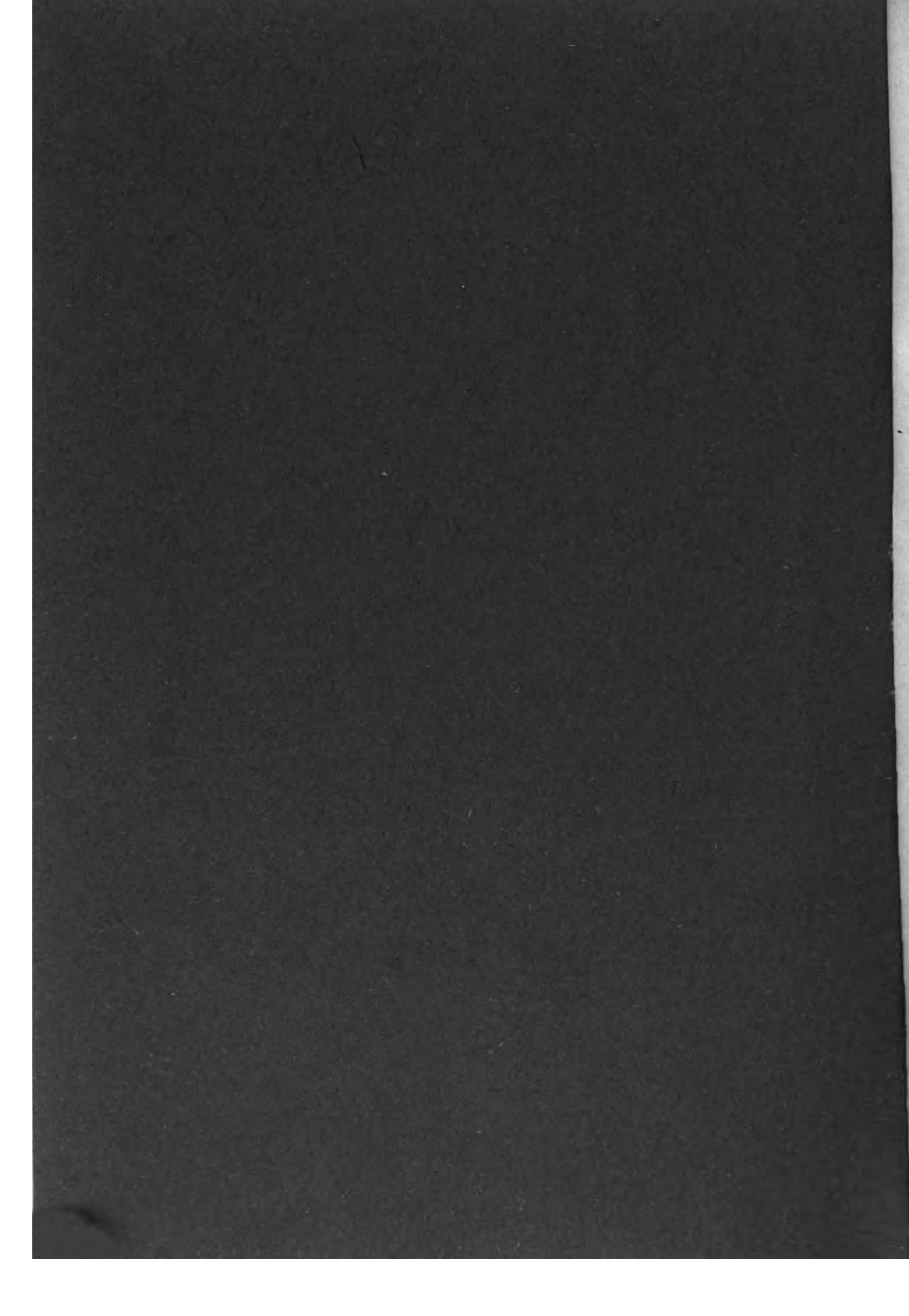
Der Schmiedemeister Rocktäschel büßte gemach ein wenig an gesunder Farbe ein, sein Wangenbraun fahlte ab. Als aber die Frau Meisterin dahinter kam, daß es das nahende Kindbett war, das ihn solchergestalt angriff, fuhr ein Lach- und Schäkerteufelchen in sie hinein, und sie umsorgte und umstreichelte ihn auf eine drollig rührsame Weise.

Sputete sich auch nachher, als die Stunde sie niederwarf, daß ihr Herr Eheliebster nicht allzuviele Qualen zu leiden hatte, und legte ihm das Mathildchen hurtig ins Bett. Lag da mit festgeschlossenem Munde und mit bleichem Angesicht, die Augenlider herabgesunken, lag gleichsam vermauert da, ohne aufzublicken, ohne die Lippen voneinander zu bringen. Denn in ihr wogte es von Schluchzen und von Aufschreien, denen der Ausgang verweigert wurde, und die alle erst allmählich auf ihre Lagerplätze sich zurückfinden mußten.

Als sie endlich die Augen aufmachte, war



Vorfrühling im Harz
Gemälde von Willy ter Hell
(Aus Ed. Schulte's Kunstausstellung, Berlin)



der Blick qualvoll müde, und als sie redete, war ihre Stimme verdorben. Das schüttelte den Schmied. Er stand ungeschickt da und bildete ein Weghindernis.

Sie schoben ihn ein bißchen, die Kindfrau und die Großmutter Habermann, und so kam er allmählich auf einen neutralen Platz.

Und dann kam er auch allmählich zu allen seinen Rechten an Frau und Kind. Und es gab auf der Welt, nach seiner Ansicht, nichts, das seinem Mathildchen an Schöne glich, und nichts, das seiner Marie auch nur bis an die Schuhbänder gereicht hätte, an gutem Herzen wie an Fleiß und Ordnung und wirtschaftlicher Tüchtigkeit.

Und er war weiter ein bißchen tyrannisch. Schob den Sorgenstuhl, auf daß Frau und Kindchen bequem rasten sollten, rückte die Fußbank zurecht, und war neidisch auf beides, auf das Rütschlein, das die Füße der Frau Liebsten traten, auf den Sorgenstuhl, der ihren Körper umfangen durfte. Wurde aus übergroßer Liebe rauh, aus ewigem inneren Heischen und Ganz-besitzen-wollen. Kam nicht zu dem rechten Glück und bereitete es nicht.

Und seine Frau Marie sah alle seine Tugenden, seine Güte, seine Wärme. Sie plapperte, sie zeigte ihm Kurzweil. Machte ihn aufmerksam auf den Schnee, der die Berge und Hänge deckte, und in blauer, rosenroter Leuchtkraft erstrahlte. Sie wies ihm, als das Frühjahr sich ausbreitete, eine Gruppe Nadelbäume oben am Bergesscheitel, eine lange Kette nebeneinander aufgestellt, als wollten sie sich bei den Händen fassen und heißa! in den lachendblauen Himmel springen, oder hinab zu Tale laufen, alle schlank, alle herb, alle schmal, alle jungjährig und lebensunerfahren, trotz ihres hohen Wuchses, und wie mit der Kinderschere ausgeschnitten.

Sie machte ihn aufmerksam auf das Wolkentheater einer langen Kavalkade von Jägern zu Pferde, in allen möglichen Haltungen des wilden Rittes. Sie trugen Kappen oder wehende Federhüte auf den Köpfen, ihre Mäntel flatterten. Neben ihnen her zog springend und jagend eine wilde Meute von Bären, Wölfen und Hunden, und darüber spreizte es sich von allerhand absonderlichem Gevögel.

Heinrich Rocktäschel hatte das Bilderbetrachten niemalen für eine ernsthafte Sache genommen. Selbst als Kind war ihm weder Zeit noch Anweisung geworden zu stundenlangem Bestaunen von Bilderbüchern.

Und so übte auch das vorüberziehende Wolkenbild, das seine liebe Frau Eva ihm zeigte, keinen bildhaften Gesamteindruck auf ihn aus, immerhin aber den Eindruck von etwas Hübschem, das ihm wohlgefiel, eben weil es seiner lieben Frau Eva wohlgefiel — weil es sich auf deren Angesicht spiegelte als Lachen und Freude.

Er war ein Werwolf mit seiner hungrigen und durstigen und neidischen Liebe. Keine Freundin durfte Wurzel fassen im Hause. Wenn Eline Kessel vorsprach, saß sie steiler denn ein Stock auf ihrem Stuhle, trug ihre Silben herzu auf der Zungenspitze wie auf Tellerchen, lächelte mit ihren weißen Zähnen ins Blaue hinein, und hielt ihre festen, eifrigen, stillen Augen ohne besonderen Ausdruck vor sich hingerichtet.

Er sorgte, er umhegte, er zerdrückte. Er fraß sie auf, seine liebe Frau Marie.

Und er bezwang sie. Ihre Gegenwehr wurde schwächer, ihr Papperlapapp müder. Er band ihr die Flügel zusammen, so daß sie keine Marie Christliebe Helma mehr war, sondern nur die willige, einfügsame Schmiedefrau Rocktäschel in Winsdorf. Und die dankbare — denn sie gedachte der sohnlichen und väterlichen ganz echten Fürsorge, die der großtatzige Bär seiner Schwiegern, der Herzgroßmutter Habermann, und seinem Stiefsohn Michael zuteil werden ließ, mit willfährigem Herzen, und ergab sich gehorsam und ein wenig niedergeschlagen in seine Art der Besitzergreifung, der nicht auszuweichen war.

Wenn sie das Mathildchen an der Brust hielt oder es auf ihren Armen wiegte, und wenn der Mann an ihrer Seite saß, vom Schopf bis zur Sohle nur ihres Herzens treuer Knecht, dann war das Leben doch wohl schön und lebenswert. Und dennoch — — dennoch — — es hätte noch viel reicher und schöner sein können, wenn — — wenn — — —

In dieser Not des nahen Schiffbruches ereignete sich etwas, das im großen inwendigen Unruh- und Bewegungsorganismus des Heinrich Rocktäschel einen kleinen Wandel hervorrief. Es zerriß vielleicht ein kleinstes, dünnstes Fäserchen, das eine Bindung oder Aufhaltung anstrebte, die dortselbst nicht am Platze war.

Wer kann das wissen? Und wer kann wissen, was den Anstoß gab, daß das Schicksal eingriff, ohne daß die Menschen darauf hingearbeitet hatten?

Ich bilde mir ein, daß die Schmiedefrau Rocktäschel ihren Verkehr zu ihrer heimgegangenen Stieftochter so emsig im Gange erhielt, daß sie der Minna Rocktäschel, die ihren schlanken, nicht verunstalteten jungen Körper und ihr milchweißes, rosenrotes An-

gesicht mit den leuchtenden Augen und den golden wallenden Haaren, auf denen ein Kränzchen von bunten Blumen ruhte, im großen Himmelssee spiegelte — daß sie dieser Tochter all ihr Fürchten und Ängstigen zugetragen hat.

Dergestalt daß, als der Herrgott über die Himmelswiese daherkam, in all seinem gewaltigen Glanze, und die Himmelslerchen tirilierend in die hohen Lüfte stiegen, und der Herrgott der Minna Rocktäschel, die demütig herzuschwebte, väterlich-göttlich sagte, sie solle einen Wunsch aussprechen — daß das Engel gewordene Rocktäschelmädchen stammelnd also zu dem Vater aller Wesen gesprochen hat: „Herr, Gott und Vater, ich habe einen bösen Traum alle Nacht. Mir ist es, als kann ich hinab auf die Erde schauen, und als sehe ich dorten eine Anzahl Menschen, die mir lieb sein sollen, wie sie in die Irre gehen — und wie rauhe Lüfte um sie herstreichen, daß sie frieren müssen — und wie Schlangen und Wölfe sich an ihre Fersen heften — und wie Hyänen sie umheulen und Skorpionen ihre armen Herzen stechen, daß sie zu bluten beginnen. — Gib, Vater, also flehe ich, daß der Traum nicht wiederkehre."

Darauf wird der Herrgott seine Hand ausgestreckt haben, sein Feuerbote solle daher kommen.

Und der wird mit seiner Fackel hinabgestoßen sein auf die Erde in das Rocktäschelhaus.

⁂

Feuer!!

Gleich drei Klaftern breit schlug es zum Hausdach heraus. Mit einem einzigen königlich rohen, wahnwitzig jauchzenden Schlappen und Lecken riß es das halbe Hausdach herunter. Ohne Vorboten stürmte es daher, warf seine breiten Arme tückisch um sich, schlug seine gierigen Zähne ein, daß es krachte, und die Balken stürzten, und die Schieferplatten herabregneten.

Und fraß! fraß, das Feuer! — Fraß! — immer weiter! Dehnte seinen Leib vom Hausdach auf das Stalldach hinüber; vom Stalldach auf das Scheunendach. Streckte seine gelbblutroten, breiten Arme um alles, was es erreichen konnte. Packte und verschlang und versengte und vernichtete es.

Sprang und warf sich im rasenden Drehen und wütete. Tanzte und taumelte.

Und brach endlich nach Stunden zusammen. Hatte ein schwarzes Totenbette hergerichtet von verkohlten Holzstücken, zerschlagenen Steinen und zerschmolzenen Eisenresten. Hatte eine Anzahl schwarzer Schuttkegel getürmt, aus denen qualmender Atem aufwirbelte und in denen feurige Würmer sich schlängelten und Flämmchen hersprangen und hinflackerten, Wasser trieb ab von der Feuerstätte.

Der alte Gutheil, den sie auch Knoblauch nennen, hatte den Feuersegen gesprochen. Er war dreimal um die Feuerstätte herumgelaufen und hatte seinen Spruch hergebetet: „Feuer, du heiße Flamm', dir gebeut Jesus Christus, der werte Mann, du sollst stille stehen und nicht weiter gehen; im Namen —" und so weiter.

Späterhin, da das Feuer wider Erwarten nicht zum Stehen gekommen, hatte er auch noch den andern, ganz langen Segen hergesagt, den zigeunischen, der also beginnt: „Bist willkommen, du feuriger Gast, greif nicht weiter, als was du hast. Das zähl' ich dir Feuer zu einer Buß, im Namen —" usw. Folgen diesem ersten nach fünf andre Anrufe. — Aber es war alles ohne Erfolg geblieben, die Flammen hatten sich nicht geduckt und nicht gefügt, hart, wild und roh hatten sie weiter gewüstet.

Dann hatte Steiners Alma, der ein gefährliches Stückchen vom Hexenruf anhängt, einen mit vier Namen beschriebenen Zinnteller dem gefräßigen Element in den Rachen geworfen. Aber die tückische Bestie hatte ihr gewaltiges Schlingen, trotz des Befehls, Ruhe zu geben, auch jetzt nicht eingestellt.

Ja, das war etwas Geheimnisvolles mit den allerhand Feuerbefehlen. Es heißt doch immer, daß sie siegreich sein sollen. Aber sie unterliegen neuerdings, und die Flammen kämpfen brutal weiter, vielleicht nicht gehässiger als zuvor, aber jedenfalls auch nicht demütiger. Sind die Feuerbefehle etwa da in falschen Händen?

Als der Feuersturm vorüber war, standen von Wohnhaus, Stallung und Scheune noch ein paar klägliche, niedere Mauerreste. Ein Ofenstock hockte noch in seiner Stubenecke, kniehoch etwa. Ein Steintrog im Stall war unbeschädigt geblieben. Und in der Schmiede war eine schwarze Wüstheit von geschmolzenen Eisenteilen.

Das Vieh war zum größten Teile gerettet und bei den Nachbarn untergestellt worden, Hausrat, Wäsche, Kleidung waren verbrannt. Ja, der Sorgenstuhl war also wirklich nicht mehr am Leben, ebensowenig der Habermannsche Tisch, der die schönen, dicken, gedrehten Füße hatte. Das hatte alles die Feuerfrau in ihren grausigen Leib geschlungen.

Die Mutter Habermann hockte ganz zerschlagen im Schultheißenhause. Ihr Haar hing unwirsch um ihren Kopf. Man betrachte sie einmal. Die Natur formte ihr

Gesicht von Jahr zu Jahr ein wenig plumper. Der Umfang vergrößerte sich, die Schriftzüge dessen, was sie dachte und im tiefen Herzen fühlte, traten weniger deutlich zutage. Keine feinen Kniffchen fältelten sich liebreich um Mund und Augen, es waren wenige schwere Züge, die sich in ihr Gesicht eingruben.

Der Schwiegersohn vom Schultheißen, der ein bißchen was vom Kurpfuschen verstand, sagte, das seien böse Merkmale einer Vorbereitung von langer Hand. Er denke, sie werde mal abwandern, ohne daß sie allzulange lagerhaft werde. Ja, er möchte sich dafür verbürgen.

Neben der Mutter Habermann, die das Herzstränglein schmerzte vom vielen wilden Schrecken — und Grauen — und Fürchten — und vom verzweifelten Schreien, dem Betschreien, was alles das Herz mit wildem Läuten begleitet hatte, stand auf der Bank ein Waschkorb mit dem Enkelkinde, das heil davongekommen war, weil des Vaters Leib es geschützt hatte. Und auf einem Bett in der Kammer lag der Schmiedemeister Rocktäschel mit feuerzerfressenen Händen ohne Blick und Besinnung. Ein grauenhaftes Geplundere, ein verbranntes Sachengelumpe hing an der Wand, an großen Haufen wüster Löcher, ein bißchen Zeuggefasere von Hemd, Rock und Hose. Bart und Brauen waren dem Mann abgesengt, den Kopf hatte ein Strohhut geschützt und ein nasser Sack, von dem nichts als ein paar Fetzen zurückgeblieben waren.

Das Feuer war auf das Nachbargehöft übergesprungen, hatte dorten eine Scheune gepackt und heruntergefressen. Hatte auch noch an anderer Stelle ein Stalldach verwüstet. Sowas leckt ja wie der Höllenteufel.

Jetzt lag alles still und schwarz. Wachen standen neben den rauchenden Trümmerstellen, Wasserfässer waren aufgestellt. Und die Menschen gingen ab und zu, horchten und erzählten — wie es gekommen war, plötzlich dagewesen war und sich abgewickelt hatte. Vom Heinrich Rocktäschel und von seinen grauenhaften Verletzungen. Von den Hautlappen, die ihm vom Rücken und von Armen und Schultern hingen.

Der Arzt kam, wendete und drehte den Mann, der schwer auf dem Bette lag.

Drei Tage gingen dahin, ehe denn er zum ersten gestammelten Worte seinen Mund auftat. Vierzehn Tage zogen ins Land, ehe denn er mit geöffneten Augen voll wahrnahm, was Tag war und was Nacht, ehe denn er wieder Farben unterschied, ehe Umrisse sich ihm abzeichneten. Vierzehn Tage lang waren dem Schmiedemeister Rocktäschel seine Augen mit einem schwarzen Tuch verhängt von innen her. Und dann, danach, als das Tuch endlich gewichen war, aber ehe er sich aufraffte wieder, im Stuhl saß wieder, durch die Stube schwankte wieder — wie viele, viele Wochen waren seither vorüber gegangen! Und zum Schluß — ehe er wieder völlig sich gerade reckte, ehe seine Gelenke wieder federten und seine Stimme wieder klang — — — oh — wie lange, lange Zeit war darüber verronnen. Wollen mal rechnen: Knapp dreiviertel Jahr alt war das Mathildchen damals gewesen, als der Unglücksfall eingetreten war. — Und heute? Ja, heute war es gegen drei Jahre alt. Das Land stand im ersten Kriegsjahr, und die stolzen Botschaften, daß es wohl beschirmt sei, überholten einander.

Was waren das für Männer, die draußen die Wacht an des Reiches Grenzen hielten, starke Jünglinge! Siegfriede! Feste, wachsame Hausväter! Wille, Tapferkeit, Verantwortlichkeitsgefühl, straffe Eingliederung bildeten den Mörtel, der diese Mauer zusammenhielt, Wille! Wille!! Wille zum Sieg! Das Blut in ihnen sprudelte, schäumte und jauchzte noch. Es war im ersten Kriegsjahr!

Nichts hatte ihren Mut und ihr Verantwortlichkeitsgefühl noch unterbunden, kein Gekreisch zuchtloser, roher, keifender, taumelnder Weiber daheim, kein Salbadern, Geifern, Wühlen wortlicher Falschmünzer, Arbeitsfauler, die in der Heimat ihr Wesen trieben.

Heinrich Rocktäschel handhabte wieder seinen schweren Schmiedehammer als ein ganz Gesunder, wenn man das so ausdrücken will. Denn die Leute behaupteten von ihm, daß er ein wenig „gelitten" habe. Sie meinten sein Geistiges damit, meinten, er sei an Verstandeskräften um eine Kleinigkeit zurückgegangen.

Jedoch, wenn eins seine Schartigkeit einzieht — das ist doch nicht Abstieg. Ist doch nicht Verfall. Ist doch keine Verblödung. Heinrich Rocktäschel war sanft geworden. Er war kein Tyrann mehr, kein Werwolf zu seinem Eheweibe. Und so wurde ihm die Wanderschaft im Liebesgarten zu keinem Fehlgehen im Irrgarten mehr. Er pflückte Blumen und Früchte der Liebe, alle Tage einen frischen Strauß, jede Stunde eine frische Frucht. Er liebte seine Frau mit seinem ganzen Menschen. Ging gut und still und fein mit ihr um.

Oder war er doch vielleicht ein kleines bißchen schnurrig jetzt? Aber das schadet ja doch beileibe nichts. Nehmen wir an, es sei der Brauch, daß man ein wenig höflicher, umsorglicher, sachter miteinander verfahre,

als es gemeinhin der Fall zu sein pflegt, nicht umständlicher, aber doch säuberlicher und verständnisvoller, ohne jeden gehässigen Kitzel. Nehme man an, es sei möglich, Güte in Person zu sein, aber ohne Lappigkeit und Schleimerei, nur schlechthin Güte. Also so war Heinrich Rocktäschel.

Er hatte Tage, an denen er ganz still war und sich wie betäubt in sich zurückzog. Das waren die Tage, an denen sich das Feuertheater vor seiner Seele wieder abspielte mit allen Erschreckungen.

Er hatte mit seiner Frau Marie in der unteren Stube gesessen, und der junge Lehrer, der neuerlich bei ihnen aß, hatte ein bißchen klaviert. Es war am Sonntag mittag gewesen. Ganz still das Dorf. Und die beiden Rocktäschels, Mann und Frau, hatten dem Spiel gelauscht, dem schwachen Tastensäuseln und dem stürmischen Dahergaloppieren.

Und dann hatte eins am Gesicht des andern wahrgenommen, daß dessen Ohr nach anderem Klange als dem Singsang der Saiten lauschte. Ein Prasseln und Rauschen schwoll anwachsend von draußen herein.

Als der Schmiedemeister die Tür aufmachte, stürzte eine Lohe zur Treppe herunter: das Feuerpferd mit dem roten Leib und den Rauchschleiern, die es vor sich herjagte. Wie kam der fremde Gast in das Schmiedehaus?

Ein wilder Schreckenslaut entfuhr dem Manne. Er sprang zu seinem Spindkasten, der seine Papiere und Gelder barg. Riß den Kasten heraus. War mit zwei, drei Sätzen draußen auf dem Hofe, um den Kasten zu bergen. —

Da sieht er, wie der junge Lehrer aus dem Fenster springt. Her! Hierher! Hier den Kasten nehmen! Und dann die Glocke ziehen! Und die Leute heranrufen! Die Feuerwehr!

Die Magd und der Knecht sind beim Vieh. Zerren die Kühe aus dem Stall. Die Mutter Habermann wankt aus dem Dorfe daher!

Aber wo ist die Frau geblieben!? Wo ist das Kind!? Wo ist di—e—e—e—e Frau — — da—s—s—s—s Kind — —!?

Wo sind die lieben Gottesgaben! das Herz! das Glück! das Blut! das Leben! das Gold! das große, ganz große Herz- und Seelen- und Lebensvermögen!?

Wo ist die Frau!!? Wo ist das Kind!!? —

Der Schmiedemeister Rocktäschel sprang in sein Wasserfaß. Warf seinen Strohhut auf den Kopf. Riß einen nassen Sack über die Schultern. Sprang gejagten Laufes die Treppe hinauf durch Qualm und beißenden Rauch und Flammenfetzen.

Hörte das Feuer in den Kammern wüsten, wo die Schlafstätten waren. Brüllte auf wie ein Tier. Riß tierbrüllend die Stube auf und sah Weib und Kind vor sich stehen, das Kind in nasse Tücher geschlagen.

Herr Gott, Dich preisen wir — Deine Fürsorge, die einen Fingerzeig gegeben hat! — Deine Fürsorge, die ein Licht der Rettung angezündet hat! — Da steht eine Butte mit Wasser in der oberen Stube — um die Stube zu scheuern. Herr Gott, Dich preisen wir! Dich preisen wir! Dich preisen wir!

Sie triefen schließlich vom Wasser — der Mann, die Frau, das Kind. Sie sind Bündel von übergeworfenen wasserströmenden Decken — die Frau und das Kind.

Und der Mann schützt sie, trägt das Kind in seinem Arme, daß er es bald erstickt. Reißt im andern Arme die Frau mit sich. Denn es ist kein Weg sonst frei, außer — dem — Weg — der — über — die — qualmende Treppe führt. Kein Weg sonst frei, außer dem Weg, den auch das Feuerpferd rast. — An wie vielen Krippen frißt es jetzt hier im Rocktäschelhause? Vorwärts denn in Gottes Namen durch den Qualm und den beißenden Rauch und den Brand, der aus der Hölle stammt!

Marianne Rocktäschel, meine gute Tochter, strecke deine Hände aus und schütze deine Mutter Marie und dein Schwesterlein! Herr Jesus Christ, gehe vor uns daher — und hinter uns, und neben uns, und schütze uns! Herr, Gott, Vater, laß Deinen Atem über uns dahinziehen wie ein Dach — und schütze uns!

Menschen standen auf dem Hofe, Männer, Weiber. Die Haustür war ausgehoben — fortgeworfen — der Ausgang war freigemacht. Gutheil, den sie auch Knoblauch nennen, betete den Feuersegen: „Feuer, du heiße Flamme, dir gebeut Christus, der werte Mann, du sollst stille stehen und nicht weiter gehen. Im Namen — — —“ Und aller Augen waren auf die Türöffnung gerichtet — —

Aus der zwei Menschen daher taumelten — ein Mann, an dem tanzende Flammen nagten — und der ein Kind mit seinem Körper schützte — und ein Weib, das von des Mannes Hand und Arm mit fortgerissen wurde. — —

Für den Heinrich Rocktäschel folgte jetzt die große Dunkelheit. Sein leiblicher und sein seelischer Mensch lag im Banne der geschlossenen Augen uud der wühlenden Schmerzen des bloßgelegten zuckenden Fleisches. Sein Ohr war verstopft, sein Mund versiegelt. Sein Atemwerk ging ohne geistiges Leben wie ein Uhrwerk.

Allmählich jedoch, nach Tagen, beinahe Wochen, hub das Schieben an, das Sondieren und Tasten in allen Provinzen seines inwendigen Menschen. Das Gehirn nahm

wieder seine Arbeiten auf, schickte seine Funksprüche aus. Das Gehör öffnete sich. Die Geräusche unterstellten sich wieder seiner Prüfung.

Da war ein Schritt, der fremd tat, indem er ein wenig tastete. Er konnte ihm nicht nachsinnen, denn alsbald war jegliches Geräusch wieder ins Schwarze versunken. Als aber die Verbindung wieder hergestellt war, nach Viertelstunden oder nach vollen Stunden, tauchte auch der kranke Schritt wieder auf, der einen andersartigen Schritt in sich einschloß —: den federnden Schritt seiner Frau Marie.

Und nun stammelte seine Zunge — — Und sein Ohr lauschte der Stimme, die ihm antworten würde — — Und er hörte einen feinen, schwankenden, zerhackten Klang, in dem ein Dankgebet zitterte. Es berührte ihn auch etwas Ungelenkes als Liebkosung — das waren die verbundenen Hände seiner lieben Frau Marie. — Mit allerkleinsten Tastungen von Zentimetergröße kehrte er langsam in das Leben zurück. Und dann sah er die Seinen wieder: sein Kind und seine herzliebe Ehefrau, die Großmutter Habermann und den Sohn Michael. Sah alle allmählich und nacheinander. Schwieg. Gewahrte an seiner lieben Frau Marie einen Verband an Hals und Kinn. Gewahrte, daß ihre lieben Hände umwickelt waren. Sah! sah! sah! daß dennoch er keine Einbuße erlitten, daß seine Reichtümer nicht gemindert waren. Und er redete nun. Sacht, der stille, sanfte Mensch, als der er von seiner Wanderschaft durch die schwarzen Urgründe wiederkehrte. Allmählich erfuhr er auch alle Erlebnisse der Seinen. Hörte, wie Michael, den er in das nächste Dorf gesandt, sich mit dem Feuerläufer gekreuzt hatte.

„Euer Mädel lebt," hatte der Mann ihm zugerufen. „Aber deinen Vater und deine Mutter hat es umgeschmissen."

Und der junge Michael: „Was denn?"

„Das Feuer! Was denn sonst? Bei euch brennt's."

„Bei uns?"

„Ja, bei euch. Mach' daß du hämkommst. Das Feuer, das frißt alles auf. Daß eins da ist, was seinen Kopf offen hat."

Die Straße entlang gesprungen. Immer weiter dem rot gefärbten Himmel entgegen! Immer weiter bergan gesprungen.

Und dann eine Minute gestutzt auf der Höhe! und getaumelt! und mit verschlagenem Atem gestanden — — vor dem lohenden, roten Feuertheater — das jenseits der vorgeschobenen Bergköpfe walkerte.

Nieder in den Grund mit langen Sprüngen, hinauf am jenseitigen Hange. Und seine Glieder fliegen und seine Tränen stürzen. —

Noch eins hat der junge Michael erlebt. Dabei aber stand die Mutter neben ihm. Und ihnen sind beiden die nassen Tropfen über das Gesicht geflossen.

Das war, als der Schmiedemeister Rocktäschel seine Gedanken einzusammeln begann — als er sich das Zählen abhörte. „Eens, — zwäe, — dreie, — viere, — fenfe, — sechse, — sibbene." Und dann nach einer Pause weiter: „Achte, — neine, — zahne, — elfe, — zwelfe, — dritzen, — virtzen, — fufzen, — sachzen — —"

Danach war er verstummt und war allmählich wieder eingeschlafen. Die beiden aber waren aus der Kammer geschlichen mit tränenverhüllten Augen. Denn die morsche, unstete Stimme hatte gefährlich an ihr Herz gerührt.

Alles, was den Mann überfallen und was er gelitten hatte, war darin eingeschlossen. Und das war viel gewesen.

Auch das Suchen nach seinem Ausgangspunkt hatten sie herausgehört. Und in der Frau vereinten sich nun das Herzeleid und die Dankbarkeit — das erstere ob des Unglücksfalles und das letztere ob der Rettung — und sie saß nieder in der Stube, die sie indessen betreten hatte, und schluchzte bitterlich, beide bös umwickelte Hände vor ihren Mund gepreßt. Sie hatten Aufnahme im Schulzenhause gefunden, wo ihnen eine Stube samt der Kammer zuerteilt worden waren. —

Allmählich fand Rocktäschel in das volle Leben mit Tag und Nacht und Sturm und Stille zurück. Seine Frau Marie empfing ihn mit holden Worten. Ihre Stimme sprach mit süßem, ganz jungem Klange. Was sie redete, tastete ihm entgegen wie eine Hand und ein Mund. Und er fühlte beides und war glücklich. Die Schrecken schliefen in ihm ein. Die Sonnentage blühten vor ihm auf.

Ehe er sein ganz köstliches Geschenk, sein Augenlicht, zurückempfangen hatte, war eines Tages ein unerwarteter Besuch gekommen, die Tante Berta. Nichts dargebracht, weil sie nicht wußte, ob ihre Gabe erwünscht kommen würde. Dahergetreten, ihren lieben, breiten Mund ganz breit gezogen, und die schwarzen Kirschenaugen mit Tränen gefüllt.

Die drei Frauen saßen dann über die Stube verteilt, bäuerlicher Gepflogenheit gemäß. Und die Tante fragte und weinte, weinte ganz sacht und unablässig während der vollen Stunde, die sie im Hause verblieb.

Die Menschen hatten ihr Nachrichten zu-

getragen über mögliche Ursachen und über den Verlauf des Unglücksfalles. Auch Milius, der mit unter der Spritzenmannschaft seines Ortes, die zur Hilfe herbeigeeilt war, sich befunden, hatte gesprochen.

Unerhörter, unerklärlicher Vorfall! Schauderhaftester, wildspringender Brand, dessen man sich entsinnen konnte, nach eigenem Anschauen und nach den Berichten der Vorgänger und Vorvorgänger. Mit einer Wucht, als seien zehn Blitze nebeneinander in das Haus gefahren, und mit einer Gier, als sei den Brandteufeln das Brennen verboten worden, und sie wollten ihren Wanst noch einmal mit der Flammenkost zum Platzen füllen, waren sie über das Grundstück hergefallen. Gefressen und geschlungen, was das Riemenzeug halten wollte. Blanken Tisch gemacht. Sich das Maul gewischt und zusammengefallen.

Zuletzt sprachen sie ein paar kurze, halblaute Sätze, die durch Pausen getrennt waren, aus denen das Ungesprochene redete.

Die Tante wußte, daß Milius Annäherung an die Rocktäschels gesucht hatte. Aber sie wußte nicht in welcher Art.

Nun fielen die paar Dutzend Worte. Da, beim Heimatsörtchen, hieß es, dicht vor dem Hochzeitstage der Helma Habermann — und danach hier in Winsdorf — so und so — —

Die Tante stand auf der Türschwelle zur Kammer und sah den bindenbedeckten, stillen Mann im Bette liegen. Sah auch die Binden um Hände, Hals und Kinn der Frau, der früheren kleinen Helma Habermann. Sah nachher aber auch das Kindchen, das Mathildchen, und schaukelte es auf ihren Knien.

Ging, glücklich in ihrem Herzen, aber doch mit dem gesenkten Haupte der Sünderin — die sie nicht war. Jedoch, sie wohnte an der Sündenstätte — im Brauhause des Unglückes und Unrechtes — im Gelaß des Schuldners, der seinen Wechsel nicht eingelöst hatte, ob er es gleich vermocht hätte.

Als sie in die einsameren Wege kam, setzte sie sich nieder und weinte. Entschöpfte ihr Brünnlein bis auf eine kleine Neige. Wusch ihr bekümmertes Gemüt damit ab wie ein Wäschestück im Waschstutz. Ermattete allmählich und wurde ruhig. Und nahm, um ihrer verweinten Augen willen, ihre Zuflucht zu einer kleinen, dummen List, sofern sie einem andern Menschen begegnete: sie hinkte dann ein wenig. Nun konnte eins denken, was es wollte, beispielsweise, daß sie sich den Fuß verletzt habe. —

Wer machte des Heinrich Rocktäschel Landarbeit mit allerhand Gespannen und mit männlichen Handgriffen auf den Feldern? — Das waren die Dorffreunde, einer wie der andere. Sie brachten sein Heu herein in die gepachtete alte Dorfscheune, sie nahmen sich seiner Ernte an mit Sense und Einfuhr.

Was konnten denn die Weibsen schaffen? Die Frau griff zu mit ihren immerhin noch kranken Händen, und Michael arbeitete mit seiner jungen Manneskraft.

Um Anfang August begannen sie zu bauen. Die Brandstelle war aufgeräumt worden.

Wer hatte alles beim Aufräumen der Brandstelle geholfen? — Die Großväter und die Großmütter und die Kinder aus den Schulklassen und die jungen Burschen und die jungen Mädchen. Und dann wieder die Nachbarn, die Dorffreunde, hier aus Winsdorf und aus den Nachbarorten. Sie traten an nach gemeinschaftlicher Verabredung und vereinzelt, wie sie gerade Zeit hatten. Es war noch im Jahre 1913 der ruhigen, reichen, glücklichen, gepriesenen Friedenszeit, wo die gottgesegnete Zwangskette gesetzlicher Ordnung das Volk noch umfing.

Als der Reif über die Äcker strich, der Frost sie härtete, der Schnee in der Luft seine Spiele aufführte, war das Grundstück unter Dach, das Wohnhaus mit der Schmiede, dem Stall und dem Schuppen und der Scheune, die außerhalb lag. Und die Innenarbeit war im Gange.

Die Frau Rocktäschel war wie ein Mann dahergetreten, hatte angeordnet und bestimmt. War die Walterin ihres Mannes gewesen, der nun schon offen (auf) war und in der Stube an Stöcken sich schleppte.

Dann auch daher auf die Arbeitsstätte schwankte — späterhin — als der Sommer sich schon davongemacht und der Herbst die Herrschaft angetreten hatte.

Im September kam Heinrich Rocktäschel zuerst und sah seine neue Hofstätte vor sich hingezeichnet. Er sah die Maurer arbeiten und die Zimmerleute. Er kam alle Tage.

Die Leute merkten, wie sein Gang von Woche zu Woche sicherer wurde, und wie auch sein Geist sich wieder aufrichtete und die Krücken und Stöcke von sich warf.

Er sprach durch den Mund seiner lieben Frau Marie. Die Maurer und Zimmerleute drehten die Köpfe, denn da redete eins, das Einblick und Überblick hatte. Rocktäschel kam in die Welt der praktischen Erwägungen und Erfahrungen und Griffe zurück.

Im November klinkerten die Hammerschläge der Schieferdecker, innen im Hause wurden Decke und Wände verputzt, Türen

und Fenster wurden angeschlagen. Schritt um Schritt zog das neue Wesen ein, die Erschaffung.

Und dann kam das Frühjahr, und die Schieferdecker waren abermals zur Stelle. Sie legten dem Oberstock ein Gewand von Brettern an, das mit Schiefer beschlagen wurde. Auf dunklem Grundton in ganz hellem Schiefer die Jahreszahl des Unglücksfalles und Aufbaues 1913. Von jeder Seite der Jahreszahl ein heller Schieferstern als Zierat. Oben und unten ein heller Schieferstreifen, der dem Abschluß und Ausputz dienstbar war.

Die Treppe wurde eingefügt, die Dielung vollzog sich, die Anstreicher und Ofensetzer taten, was ihres Amtes. Zuletzt brachte der Tischler die Tische, Stühle, Bänke und Sekretäre, den Küchenschrank und den Kleiderschrank und die Spanbetten.

Mit dem Wohlstand bei Rocktäschels war es vorüber. Das Sparen war zum Zwange geworden. Aber was will das sagen, wenn man sich nur gegenseitig hat. Wenn nur keins aus dem Zusammenhange abgewandert ist. Wenn nur das Einvernehmen sich nicht getrübt hat durch krankes Denken. Mit der Zeit wird schon der kleine Überfluß sich einstellen, das Rechnen mit dem Dutzend, wo sich jegliche Anschaffung jetzt in den bescheidenen Grenzen der Einzahl und Dreizahl hält.

Hinterwärts, ein paar hundert Schritte zurückgebaut, steht die Scheune. Sie trägt Schieferdachung bei Bretterwänden. Sie sollen zugdurchlässiger sein als die Fachwerkscheunen und aus diesem Grunde besser, also sprechen die Menschen hier oben. Auf der Holztenne dreschen sie mit rundem Flegel. Und die Scheunen haben bräunliche Farbe, kaffeebräunlich bis schwarzbräunlich. So ist hier die Mode.

Als der Krieg begann, prüfte Rocktäschel seine Handgriffe, die ernstlichen seines Schmiedehandwerks, neben Michael seinem Sohn. Langsam ging es vonstatten, der Wille und die Gewöhnung halfen.

Im Jahre 1915 wurde Michael eingezogen. Da stand der Vater fest auf seinem Platze und schaffte wieder das Erforderliche.

Die alten Freunde kamen — Eline, die ja nun Witwe war und deren eifrige, stille Augen ein klein wenig matter oder müder geworden waren, die aber ihren Lebensschritt noch innehielt in der alten Weise gerechter Tüchtigkeit und Ehrlichkeit, und bei der die alte Selma Rüger festsaß, ein bißchen wischte und spann und das Vieh versorgte.

Und dann kam auch eines Tages aus der alten Heimat die Händlerfrau mit dem heiligen Augenaufschlag. Sie war indessen alt geworden, war weit in die Fünfzig eingedrungen. Ihren kirchlichen Stimmenklang hatte sie aber beibehalten. Und ihr Gewicht und Maß war noch ebenso anfechtbar, wie es vor Jahrzehnten gewesen. Sie erzählte vom alten Vetter Michael, der längst gestorben war, und von der alten schweren Hefenfrau Heinerjette, die noch lebte. Auch das Kind unter dem Stachelbeerstrauch wimmerte noch nach ihrem Berichte. —

Die Schänkstube hatte Rocktäschel nicht wieder herstellen lassen. Seine Sehnsucht nach stillem Frieden war allzu groß. Wenn er seinem Handwerk obgelegen hatte, wollte er die Ruhe des Alleinseins genießen.

Was für ein lieber, vertraulicher Mann war er seiner Frau, was für ein goldener Vater seinem Mädelchen.

Wenn die Frau im Hause schaffte, sah sie ihres Mannes Vorsorgen aller Arten — wenn er dahertrat und ihr eine Last aus den Händen nahm — wenn er vorsorgte durch eigene Handgriffe, daß der ihren weniger erforderlich waren — wenn er gütig und behutsam zu ihr redete im Arbeitsverlaufe — wenn er sogar ein kleinstes wenig schalkhaft tat ihr zu gefallen — wenn er ihren ganzen äußeren Menschen mit Augen der Freude betrachtete und ihrem inneren Menschen, ihrer Lauterkeit des Herzens und des Charakters, andachtsvoll wie einem Kirchenliede gegenüberstand.

Und wenn sie in Feierstunden beisammen saßen, nicht nur Sonntags, sondern alle lieben Tage ein wenig, der Mann, die Frau und das Kind, so am Abend vielleicht oder auch in der Zwischenzeit einmal, und spürten das Gutsein im Streicheln der Hand oder im Sprechen und Schweigen. Oder hörten das Kind reden und lachten dazu.

„Das warst itze du — dein Temperament.“

„Nein, das warst du. Du steckst drinne in dem Kinde.“

Die Frau antwortete: „Sie hat was von uns beiden, von dir und von mir, wie sich das gehört; gelle, meine kleine Tochter?“

Zu großen Unterhaltungen, bloß um des Geredes willen, neigten Mann und Frau seit der Feuerkatastrophe nicht. Aber die Mutter scherzte mit ihrem Kinde und der Mann hörte zu. Er hörte alle Jubel- und Lachklänge in den Stimmen seiner beiden ihm zuerteilten Menschen.

Denn die Mutter gab dem Kinde das, was ihm gebührte. Und da trat denn auch der liebe, törichte, spielerige Klang wieder zutage, der ihrer Jugendstimme angehaftet hatte. Und der ihrem Manne sagte, daß

seine liebe Frau Marie mit ihrem Schicksal zufrieden war.

Das sie sich ja wohl anders gedacht haben mochte, damals als sie des Heinrich Rocktäschel Eheweib geworden war, alltäglicher, landläufiger und dutzendhafter — —

Wenn oben auf der großen Himmelswiese die seligen Engel wieder einmal die breite, sonnendurchstrahlte Eintönigkeit ihres Himmelslebens, die durch keinen Haß und Zank — durch keine Sorge und kein Leid — durch keine heiße Menschenliebe und kein sehnsuchtsvolles Suchen und Streben und Verlieren und Erringen gekürzt wird, — wenn sie diese sonnendurchstrahlte Eintönigkeit wieder einmal unterbrechen werden, indem sie niedersitzen mit ihren schönen, weißen Engelsflügeln und ihren buntfarbenen und weißen Engelsgewändern und den feinen Blumenkränzen, die sie auf ihren schimmernden Locken tragen, und einander ihre Träume erzählen — — dann wird die Minna Rocktäschel von dem Mann unten auf der Erde berichten, dem die Flammen seine Habe gefressen haben, den sie angefallen haben wie die Höllenbuben, und der jetzt nicht ohne schwere Sorgen seine Tage abspinnt.

Und der dennoch behaupte, daß es nirgends so schön sei wie in seiner Hütte. Der sich keinen Himmel beglückender vorstellen könne, als das ganz sachte, ganz artige, ganz ungesprächige Leben mit seiner lieben, braven Frau Marie und mit seinem kleinen, zärtlichen Töchterchen, das Mathildchen heiße.

Und daneben das Leben mit seinem wackeren, schaffenden Schmiedehammer und mit Pferd und Kuh und Ackerbreite. —

War nun die Tante Berta auch kein so einwandfreier Geist, wie es das Engel gewordene Schmiedetöchterchen Rocktäschel war, das viel auf der Erde gelitten hatte am verkürzten Wuchs und an verkürzter Lebensfreude, so war sie doch immerhin eine Zeugin, die in gerechtem Sinne wog, schon nur, wenn sie vom Ausgleich erzählte, den es hier unten im irdischen Leben schon geben solle.

Der Milius Stauch hatte nach ihrem Dafürhalten seinen Ausgleich gefunden. Zu dem ein andres Leben leider hatte beitragen müssen. Sein Söhnchen hatte bösen Fall getan und war als ein Kränkling zurückgeblieben, als ein Krückengeher.

Man bedenke seine Schuld an dieses Söhnchens Leidenstagen, die aus der Schuld gegen seinen ersten Sohn herausgewachsen ist, die also eine Ausgleichsschuld ist. Man bedenke die Verkürzung, welche die Freudenstunden des ganz unschuldigen jungen Menschen erleiden, die Verkürzungen, welche seinem Fortkommen und seinem Aufschwung beschieden sind. Hat da die Tante Berta recht mit ihrer Ausgleichswissenschaft? Oder ist die grauenhaft ungerechte Gerechtigkeit ein Märchen ihrer Phantasie und ihres guten und gestrengen Herzens?

Bei der Tante Aurele Frischauf ist es auch eine immerhin unverläßliche Sache der gerechten Einebnung. Sie hat sich nämlich noch verheiratet bei fünfundsechzig Jahren, mit einem Mann, der acht Jahre jünger ist als sie selbst. Er heißt Hildebert Matz und soll ein ganzer Harthöriger sein. Aber Aurele werde ihn schon kurz und klein kriegen, also lautet die Ansicht der Tante Berta.

Wohl! Wohl! Wir wollen es glauben, denn die Tante Aurele ist eine Hinrichtemaschine, ein Leben gewordenes Marterwerkzeug. Aber soll dieser Unfriedbringer denn ganz ohne Ausgleich seine Rute schwingen dürfen — oder ist etwa Matzens Hildebert — —

Wenn die Tante Berta an die kleine Helma Habermann denkt, ist sie überzeugt, daß sie ihren Ausgleich gefunden habe. Sie habe viel müssen leiden in ihren vergangenen Tagen, dafür sei ihr Glück jetzt aber auch sehr groß. —

Glück ... Glück ... —

Ja, was ist Glück überhaupt? — Ist Glück etwa, daß man satt ist? — Oder daß man stille ist? — Oder ist das Glück im Suchen und Warten enthalten — in der Kraft zum Suchen und Warten, meine ich? —

Am Ende ist es doch schon Glück gewesen, daß die kleine Helma Habermann das Bildnis ihres Frühlingsjungen in ihrem Herzen tragen durfte, sechzehn Jahre lang, ohne Anklage zu erheben.

Und am Ende ist ausschließlich das Wachsen das Glück. Aus dem das Gewachsensein hervorgeht. Alles inwendig gerechnet.

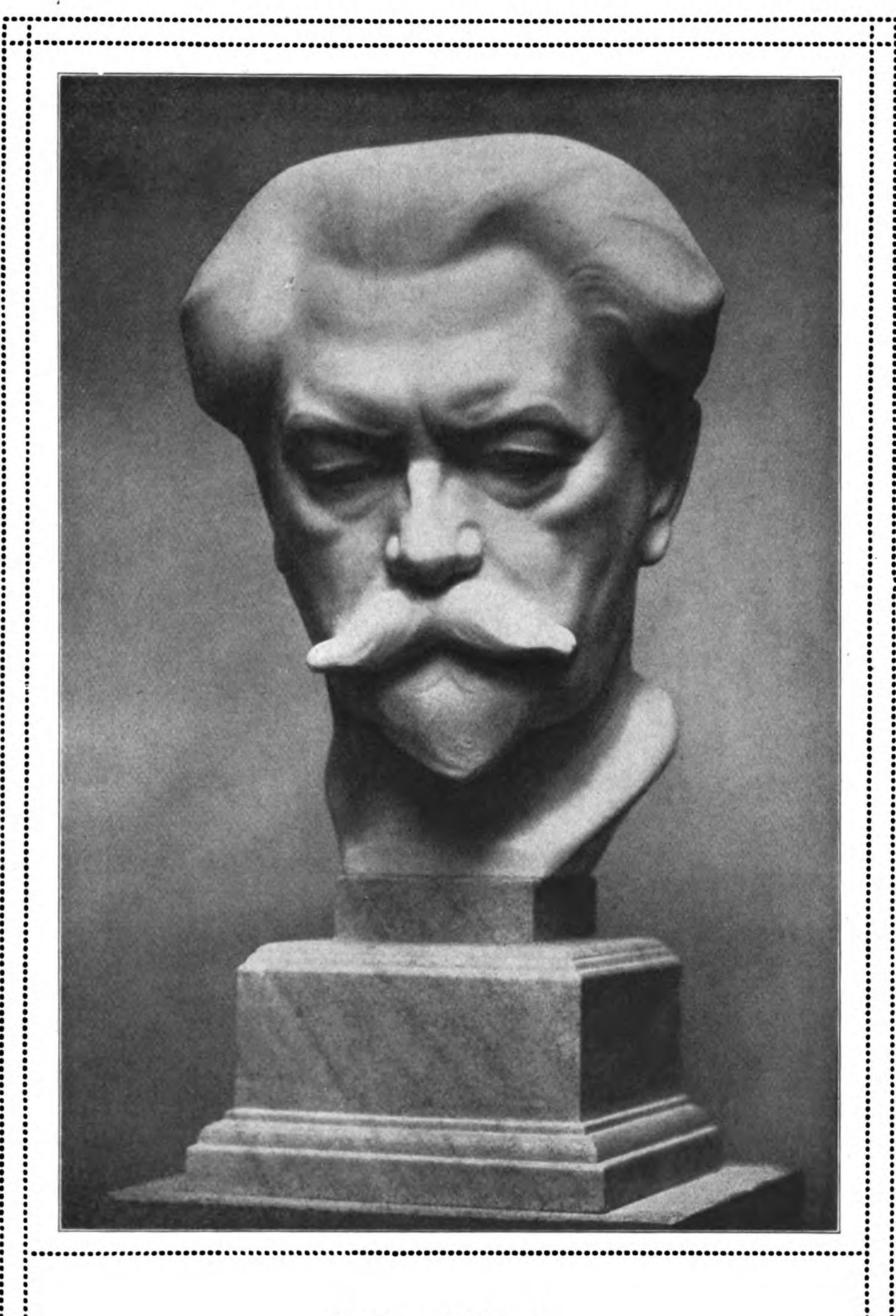
Ja, so glaube ich denn doch, daß die kleine Helma Habermann eine lange Glücksstraße mit ihrem Leben zurückgelegt hat.

Was will da eigentlich noch die Tante Berta mit ihrer Theorie vom Ausgleich?

Der Perpendikel schwingt. Der Rechtsbewegung schließt sich die Linksbewegung an. Die Schwingung nach der einen Seite erzeugt die schwingende Kraft für die Gegenrichtung. So ist das Leben.

Es ist wirklich alles nur auf das Wachsen zugeschnitten. Daß man dazu bereit ist, das ist Glück. Daß man mittut. —

Die kleine Helma Habermann hat nie gefeiert. Und sie wird es auch jetzt nicht



Arthur Nikisch †
Bildwerk von Prof. Dr. h. c. Hugo Lederer

tun. Sie wird Sitz- und Ruheplätze herrichten in ihrem Hause, sie wird Haus und Acker, was an ihr liegt, in guter Ordnung halten, und sie wird ihre Rosenlaube zimmern und bepflanzen für sich und die Ihren. Sie wird ihrem struwelköpfigen Eheherrn alles darbieten, dessen er bedarf an artigen Vorsorgen und an verständiger Rede und an kleiner bunter Spielerei mit Herzwörtern und Herzstreicheln. Und sie wird ihre Kinder das Tun und das Jauchzen lehren.

So wird sie um eine Stufe vordringen auf dem Wege zur nie zu erreichenden Vollkommenheit. Und das ist Glück! —

Eline mit ihrer alten Dorothee und ihrem Ehemann ist diesen Weg gegangen, die Tante Berta, die Herzgroßmutter Habermann, auch der alte Vetter Michael und die brave, alte, füllige Hefenfrau Heinerjette, der Meister Magnus Klötzer und Rocktäschel, der Schmied! Vielleicht doch auch ein wenig der Schullehrer, von welchem Eline erzählte, daß er mit seinem kleinen Henner vierhändig geklappert habe. Verehrungswürdige Menschen!

Gedichte von Hans Much

Milde

Wir haben viel getrauert,
Mit Härte uns ummauert,
Und lernten in dem Streit:
Nur vor des Herzens Milde
Senken sich Speer und Schilde.
Endsieg bleibt nur der Lindigkeit.

Nur eine kurze Brücke
Trägt uns im Siegerglücke,
Schnell reißt der Strom sie fort.
Laßt uns ans Ufer schwimmen,
Den Steilhang zu erklimmen
Mit seinem hehren Gnadenhort.

Stündlein

Nach den langen, schwermutfeuchten,
Trüben Stunden
Hat ein Stündlein voller Leuchten
Mich gefunden.

Soll ich's halten einer Rose
Gleich in Händen?
Oder es dem Weltenlose
Opfernd spenden?

Ob ich es mit Händefalten
Fest verschließe?
Stündlein, Stündlein, nie zu halten,
Fließe, fließe!

Garten

„Es ist ein Mahner, der heißt
Tat.
Der Garten harrt auf neue Saat
Und auf ein neues Handeln.
Heraus das üpp'ge Wucherkraut
Und Liebesblumen angebaut!
Es muß sich alles wandeln!"

Auch du wirst kommen, meine Zeit,
Wohlan, ich bin zum Dienst bereit,
Zum Wirken und zum Warten.
Ein treuer Gärtner war auch ich.
Die Frucht wird reif. Ein Lufthauch
strich
Rein durch den Gottesgarten.

Brahms und Berlin

Ein Gedenkblatt zum 25jährigen Todestag des Künstlers

Von Dr. Gustav Manz

nter meinen Tagebuchaufzeichnungen findet sich im Januar 1896 der kurze Vermerk: „Brahmskonzert; d'Albert spielt das D-Moll- und das B-Dur-Konzert." Als ich diese Zeilen niederschrieb, ahnte ich nicht, daß dieser bedeutsame Abend, an welchem Brahms selbst auch noch einmal mit köstlicher Laune seine „Akademische Festouvertüre" dirigierte, ein letztes Wiedersehen bedeuten sollte. Wenige Monate darauf brach das Todesleiden aus, das Brahms selbst, als man ihn nach Karlsbad schickte, zuerst als eine „bürgerliche Gelbsucht" bezeichnete. Es war aber ein unheimlicherer Gast gewesen, der sich in einem lebenslang so urgesunden Körper eingenistet hatte: der Leberkrebs fraß an ihm, und nach Monaten eines erschütternden Verfalls, am 3. April 1897, schloß Johannes Brahms für immer seine Augen...

Mit jenem Berliner Konzertabend war für mich persönlich eine Reihe glücklicher Tage abgeschlossen, die ein freundliches Geschick meinem Lebensweg gegönnt hat: der Tage des Zusammenseins mit dem großen Künstler in Thun, Baden-Baden und Wien. Ein Kapitel unendlicher Bereicherung in menschlicher und künstlerischer Hinsicht war damit zu Ende. Und wenn ich heute, nach mehr als einem Vierteljahrhundert, darauf zurückblicke, verschwände mir fast alles in traumhafte Ferne, berichteten mir nicht selbst meine Tagebücher und gelegentliche, gedruckte Äußerungen von den inhaltsreichen Wochen, die ich in jungen Jahren als ein kaum verdientes Geschenk entgegennehmen durfte. Doch von alledem mag vielleicht ein andermal erzählt werden.

Heute möchte ich aus der Lebensfülle des Künstlers und Menschen ein einzelnes herausgreifen, seine persönlichen und künstlerischen Beziehungen zu der Reichshauptstadt.

Verglichen mit den mancherlei Verknüpfungen, die Johannes Brahms im Laufe seines vielbewegten Künstlerlebens zu zahlreichen Städten Deutschlands, Österreichs, Hollands und der Schweiz gewonnen hatte, ist sein Verhältnis zu Berlin eigentlich erst in zweiter oder dritter Reihe zu nennen. Denn wenn er auch, gleich seinem großen Zeitgenossen und Kampfgegner Richard Wagner, Mitglied der Akademie der Künste war, wenn auch auf seiner Hemdbrust, verdeckt freilich durch den wallenden Bart, der „Pour le mérite" in Friedensklasse prangte, sein Herz schlug wohl nicht merklich höher, wenn er wieder einmal den Boden der Reichshauptstadt betrat. Es sei denn, daß Stunden dem Freundesverkehr mit Klara Schumann, dem Ehepaar Herzogenberg oder der Verlegerfamilie Simrock, dem künstlerischen Zusammenwirken mit Joseph Joachim und Hans von Bülow gewidmet waren. Man weiß es ja: der gebürtige Hamburger, in seinem ganzen Wesen die entschiedenste Ausprägung norddeutscher Gefühlsreserve, hatte unter Deutschlands Städten nur eine einzige ausgesprochene Liebe. Sie hieß Wien. Wer je mit ihm zwischen den ragenden Palästen der Donaustadt oder durch ihre stillen, alten Gassen geschlendert ist, wer je mit ihm zusammen die bürgerlichen Tafelfreuden im „Roten Igel" am Wildbretmarkt genoß, der weiß, daß er dieser Stadt gegenüber ein Empfinden zum Ausdruck brachte, das sonst seinem Seelenregister ziemlich fremd war, — ausgesprochene Zärtlichkeit. Was konnte ihm gegenüber dieser Stadt, die ihn mit ihrer alten Kultur und ihrem fröhlichen Lebensrhythmus so vollkommen gefangen hatte, Berlin eigentlich sagen?

Gleichwohl mag es einmal, aus Anlaß des gegenwärtigen Gedenktages, von Wert sein, sich der verschiedenen Berliner Besuche von Johannes Brahms, sowie seiner freundschaftlichen Beziehungen im Zusammenhang zu erinnern. Soweit ich mich dabei nicht auf persönliche Eindrücke berufen kann, — und das geschieht natürlich nur zum kleineren Teil, — stütze ich mich auf die zuverlässigen und ausführlichen Darlegungen in der Brahmsbiographie von Max Kalbeck und auf den bisher vierzehnbändigen Brahmsbriefwechsel, die beiden Veröffentlichungen der „Deutschen Brahmsgesellschaft."

Brahms war ein Fünfundzwanzigjähriger, als er zum erstenmal nach Berlin kam. Das war im März und April 1858. Aber es waren durchaus keine Anlockungen des öffentlichen, künstlerischen Lebens, die ihn dahin führten, sondern einzig und allein das Verlangen, nach langer Trennung die innigstgeliebte Freundin Klara Schumann wieder zu begrüßen. Wohl mag er damals mit ihr zusammen in engeren Bekanntenkreisen sich künstlerisch betätigt haben, auf das Konzertpodium aber ging er, den schon der junge Ruhm umstrahlte, damals nicht. In behaglicher Ruhe durchwanderte er, freundschaftlich beraten von Herman Grimm, die reichen Kunstsammlungen der preußischen Residenz. Ständiger Begleiter war ihm damals Klaras Stiefbruder Woldemar Bargiel. Soweit er sich um musikalische Dinge kümmerte, geschah dies nur aus Zweckmäßigkeitsgründen: in der königlichen Bibliothek durchstöberte er die musikalische Abteilung, um für seinen Detmolder Singverein passende Stücke zu finden. Immerhin dauerte dieser erste Besuch in Berlin mehrere Wochen.

Genau zehn Jahre verstrichen, bis er abermals den Berliner Boden betrat. Das

erfolgte anläßlich einer Konzertreise, die er gemeinsam mit Stockhausen unternahm. Sie führte ihn am 7. März 1868 wieder an den Strand der Spree: Stockhausen sang damals einige seiner Romanzen aus der „Magelone", Brahms selbst aber trat auch diesmal nicht als Schaffender vor die Hörerschaft, sondern als ein durch wuchtige Kraft und verblüffendes Können überraschender Klavierkünstler. Er bot den Berlinern drei der gewaltigsten Stücke, die er damals in seinem Reisespielplan hatte: Schumanns C-Dur-Phantasie, Bachs Toccata und Beethovens letzte Sonate Opus 111. Drei Jahre später finden wir Brahms wieder in Berlin, wohin inzwischen sein nunmehriger Hauptverleger, der junge Fritz Simrock, übergesiedelt war. Freilich war diesmal seines Bleibens nur ganz kurz. Er befand sich auf dem Wege nach Bremen, wo er zum Gedächtnis der im Kriege Gefallenen am Karfreitag den 7. April sein „Requiem" dirigierte; auf der Herreise von Wien übernachtete er bei Karl Tausig und erneuerte mit ihm, seinem ehemaligen Wiener Kunstgenossen, die Erinnerung an alte Zeiten. Die Freunde ahnten nicht, daß es ihr letztes Zusammensein war; ein Vierteljahr später, am 17. Juli 1871, war Karl Tausig, kaum dreißigjährig, in sein frühes Grab gesunken und mit ihm eines der glänzendsten Meteore deutschen Virtuosentums für immer verglüht.

Es währte fünf Jahre, bis Brahms wieder einmal die nunmehrige Hauptstadt des neuen Reiches berührte. Von dem Sänger Georg Henschel hatte er sich überreden lassen, ausnahmsweise einmal seinen Sommeraufenthalt in Saßnitz auf Rügen zu nehmen. Nur zu gerne war er dieser Anregung gefolgt, da er vermuten durfte, angesichts des Meeresrauschens der nordischen Heimat die damals begonnene C-Moll-Sinfonie glücklich zu vollenden. Unangemeldet überraschte er am 7. Juni 1876 Klara Schumann, „die mit Joachim und Stockhausen gerade in Brahmsscher Musik schwelgte". Erst nach sechs Jahren taucht er dann wieder auf. Inzwischen war Hans von Bülow als Meininger Musikgewaltiger in die Flitterjahre seines Brahmskultus eingetreten, und so war es denn die Meininger Hofkapelle mit ihm an der Spitze, die am 8. Januar 1882 in der Singakademie vor das Berliner Publikum trat. Brahms selbst spielte außer dem B-Dur-Konzert die beiden Rhapsodien (Op. 79) und dirigierte am nächsten Abend sein erstes, diesmal von Bülow gespieltes Klavierkonzert in D-Moll. Das „Musikalische Wochenblatt" sprach von „phänomenaler Wirkung", und Paul Lindau, in jener Zeit reichshauptstädtischer Vertreter der „Kölnischen Zeitung", widmete dem musikalischen Ereignis einen eigenen „Berliner Brief". Was ihm, wie allen Besuchern der beiden denkwürdigen Konzerte, zunächst auffiel, war die äußere Wandlung, die mit dem Künstler vor sich gegangen war. Er hatte sich seinen später so historisch gewordenen Vollbart wachsen lassen und stellte so dem aufmerksamen Beobachter in seiner verhaltenen Ruhe geradezu ein Beispiel des „germanischen Typus" dar. (Nebenbei bemerkt, wurde Brahms tatsächlich in einem Lehrbuch der Geographie noch bei Lebzeiten als Vertreter der kaukasischen Rasse abgebildet, was ihm selbst einen außerordentlichen Spaß bereitete.) Die Pause bis zu seiner nächsten Wiederkunft war diesmal bedeutend kürzer. Bereits im Januar 1884 erschien er auf dem Konzertpodium, spielte mit den Philharmonikern unter Wüllners Leitung sein D-Moll-Konzert, dirigierte seine überall mit Jubel



Brahms beim Dirigieren. Zeichnung und Verlag von Beckerath-Hamburg

aufgenommene F-Dur-Sinfonie und ließ sich sogar dafür gewinnen, dies am 29. Januar im populären Sinfoniekonzert zu wiederholen. Ausnahmsweise war den Berlinern, die an diesen volkstümlichen Abenden die Gemütlichkeit mit dem Kunstgenuß zu vereinigen pflegten, das Rauchen verboten.

Die nächsten Berliner Aufenthalte von Brahms hatten jedesmal ein ganz besonderes Gepräge und bildeten jedenfalls selbst in seinem ereignisreichen Künstlerdasein Erinnerungen von außerordentlichem Wert. Im März 1889 zeichnete er das letzte Konzert des Winters vor Bülows Abreise nach Amerika durch seine Mitwirkung aus, spielte selbst sein erstes Klavierkonzert und dirigiertete die ihm besonders liebe „Akademische Festouvertüre". Diesmal war ganz besonders dafür gesorgt, daß der den Tafelfreuden und einem guten Trunk zeitlebens treulich zugetane Meister sich abends von den Anstrengungen der Proben erfrischen konnte. Er hatte sein Standquartier im Askanischen Hof aufgeschlagen, dem Stelldichein der jungdeutschen Geister unter der Führung von Paul Schlenther und Otto Brahm. Die literarische Welt war damals erfüllt von der Erwartung der Erstaufführung der Ibsenschen „Frau vom Meere". Am Abend vorher fand im Askanischen Hofe ein Festmahl statt, dessen Gäste außer Ibsen unter anderen Theodor Fontane, Paul Lindau, Joseph Kainz, Emanuel Reicher und selbstverständlich die Führer der „Freien Bühne" waren. Zu ihnen stießen nach ihrem Konzert Brahms mit Bülow und Wüllner, und als sich dann auch noch Erich Schmidt, „schön wie der junge Alkibiades", einfand, war es, wie uns Brahm berichtete, das reine Symposion des Platon. Bülow, ausnahmsweise wieder einmal in allerbester Laune, machte dabei seinen bekannten Witz: er stellte den „Nominativ" (Brahm) dem „Genitiv" (Brahms) vor. Freilich wußte er, daß der „Genitiv" durchaus nicht gewillt war, mit dem nordischen Dichter und seinen Anhängern durch dick und dünn zu gehen, und so sagte er während des Essens zu Ibsen mit Bezug auf Brahms: „Er ist jetzt dabei, die ‚Wildente' mit gutem Appetit zu verspeisen, einen Flügel hat er schon angeknabbert." In der Tat ist es Otto Brahm auch nicht gelungen, was er bei Bülow leicht erreichte: Brahms konnte sich nicht entschließen, seinen wertvollen Namen für den Aufruf zur Gründung der „Freien Bühne" herzugeben.

Zwei Jahre später war Brahms wieder in Berlin, und die Kraft seiner künstlerischen Persönlichkeit war jetzt stark genug, sogar geheiligte Überlieferungen zu durchbrechen. Seit Jahrhunderten hatte man an den Singakademieabenden des Joachimquartetts nur Streichmusik gehört, und nun sollte, wie Brahms an Simrock schreibt, durch ihn das Joachimsche Quartett sozusagen seine Jungfernschaft verlieren; denn er dringe mit Klarinette und Klavier in das keusche Heiligtum. Der von manchen Altgläubigen als revolutionär angesehene Staatsstreich hatte einen Erfolg sondergleichen. Klarinettentrio und -Quintett versetzten das Publikum in geradezu südländische Begeisterung; nicht zum wenigsten zählten Hans von Bülow und Adolf Menzel, die gleichfalls in der Hörerschaft saßen, zu denen, die außer Rand und Band gerieten. Man verlangte das ganze Quintett noch einmal zu hören; Joachim wiederholte wenigstens das Adagio. Damals war es, daß Adolf Menzel, begeistert von dem Meiningenschen Meisterklarinettisten Mühlfeld, eine seiner mythologischen Anwandlungen bekam. Er zeichnete „einen griechisch profilierten männlich-weiblichen Idealklarinettisten, eine Art Muse im Smoking" und schrieb in seiner großzügigen Pinselschrift darunter: „Nur die Euterpe selbst konnte eine gewisse Partie in einem gewissen — — so blasen. A. M."

Schon nach dreiviertel Jahren konnte sich Brahms wieder bei Simrock für Berlin anmelden. Es handelte sich um die bedeutsame Einweihung des von Hermann Wolff erbauten „Saal Bechstein", dessen Eröffnungsabend Bülow, dessen dritter Abend Rubinstein gehörte, während am mittleren, dem 5. Oktober 1892, Brahms und das Joachimquartett sich künstlerisch betätigten. Zwischen dem B-Dur-Sextett und dem Klarinettenquintett spielte Brahms mit Joachim seine Hans von Bülow zugeeignete D-Moll-Sonate. Sein vorletzter Besuch in der Reichshauptstadt fand im Januar 1895 statt, wo in der Singakademie das Publikum sein G-Dur-Quintett mit Beifall überschüttete, und Brahms schließlich, um sich der Hörerschaft zeigen zu können, mit erstaunlicher turnerischer Gelenkigkeit von der ersten Bank aufs Podium hinaufsprang.

Genau ein Jahr später vollführte er dann das schon in Leipzig mit Glück erprobte Experiment, durch d'Albert seine beiden Klavierkonzerte an einem Abend spielen zu lassen. Das war, wie eingangs erwähnt, im Januar 1896, hatte freilich nicht ganz denselben Erfolg wie in Leipzig. Die Kritik benahm sich nicht durchweg freundlich, und Brahms mußte für mancherlei Feindseligkeit Entgelt suchen in der angenehmen Gastlichkeit seines Verlegerhauses, in mancherlei geselligen Zusammenkünften im „Askanischen Hofe" oder in Adolf Menzels Stammkneipe, der alten Weinstube von Frederich, die sich damals noch in der Potsdamer Straße befand. Bei diesem letzten Berliner Besuch von Brahms fand auch die denkwürdige Nachfeier von Menzels achtzigstem Geburtstag statt, die dieser höchst persönlich seinem verehrten Wiener Gast ganz allein in seinem Atelier veranstaltete.

Dies häusliche Stelldichein der beiden Großen aus benachbarten Reichen ist zu hübsch, um hier nicht in Kalbecks wohl auf Brahms' eigenen Angaben beruhender Schilderung wiedergegeben zu werden. „Den

Freund erwartete ein solennes Austernfrühstück von abenteuerlichen Dimensionen mit Rheinwein (Jubiläumswein) und Champagner. Sie fingen um 10 Uhr vormittags an zu trinken und zu schauen und vertieften sich so sehr in die letzten Gründe omnium visibilium et invisibilium, daß es schon dunkel geworden war, als Brahms nachsah, wie spät es sei, und zu seinem großen Schrecken an ein großes Diner dachte, das ihm zu Ehren in irgendeinem vornehmen Restaurant auf 5 Uhr festgesetzt war." Das Nachspiel dieser seßhaften Geschichte hat Frau Klara Simrock ihren Freunden erzählt. Kurz vor 5 Uhr vom Frühstück heimgekehrt, steckte Brahms den Kopf in kaltes Wasser, kleidete sich um, fuhr davon, kam zum Nachtmahl statt um 8 erst um 9 Uhr wieder zurück und musizierte dann mit Hausmann und Frau Soldat von Mitternacht bis 3 Uhr früh! Als er ein paar Stunden darauf seinen Morgenkaffee trank, meinte Frau Simrock, er sei nicht nur ein gottbegnadeter Künstler, sondern auch ein Riese an Gesundheit, worauf Brahms erwiderte: „Was wollen Sie, ich habe noch nie in meinem Leben eine Mahlzeit ausgelassen und niemals einen Tropfen Medizin genommen." — So hatte Brahms gerade bei seinem letzten Berliner Aufenthalt noch einmal des Daseins Freude in vollen Zügen genossen. Nach Jahresfrist war er ein schwerkranker Mann, nach 15 Monaten lag er auf dem Totenbett.


Elisabeth v. Herzogenberg, Brahms' musikalische Freundin

⁂

Diesen kurzen Umrissen der Berliner Brahmsbesuche sei nun, ebenfalls in andeutender Form, angefügt, welcher Art (abgesehen von Adolf Menzel) die persönlichen Beziehungen waren, die ihn an die Reichshauptstadt fesselten und ihm auch seine dortigen Aufenthalte mit dem Schimmer heimischer Behaglichkeit zu umgeben versuchten. Die Freundschaft mit Klara Schumann und Joseph Joachim muß hier ausscheiden. Denn so manchesmal auch Brahms in den etwa vier Jahrzehnten seiner öffentlichen Künstlertätigkeit mit diesen Herzensfreunden entsprechend ihrem zeitweiligen oder dauernden Aufenthalt in Berlin, zusammenkam, der Bund mit ihnen war nicht an die preußisch-deutsche Hauptstadt geknüpft und richtete sich namentlich im Falle von Klara Schumann in seiner immer wiederkehrenden Auffrischung nach den Wohnorten der verehrten Freundin und Künstlerin.

Hingegen darf man bei Brahms' Berliner Beziehungen nicht vorübergehen an seinem Freundschaftsbund mit Heinrich und Elisabeth von Herzogenberg sowie mit Fritz und Klara Simrock. Doch auch hier gilt es gleich einen Unterschied festzustellen. Die Beziehungen zu dem Herzogenbergschen Ehepaar hatten ihren Ausgang in Wien genommen, ihre Blütezeit erlebt, als Herzogenbergs in Leipzig wohnten und Brahms bei jedesmaligem Kommen ihr Wohngast war; sie hatten ihren Zenit bereits überschritten, als das künstlerische Ehepaar, dank der Berufung des Mannes an die königliche Hochschule für Musik, nach Berlin übersiedelte. Hier verfiel Heinrich von Herzogenberg bekanntlich bald schwersten körperlichen Leiden, die ihn auf lange Zeit zum Dauergast auswärtiger Sanatorien machten, und seine Frau starb bereits am 7. Januar 1892 als Opfer einer schon lange an ihr nagenden Herzkrankheit. So war Brahms bei seinen letzten Berliner Besuchen, soweit er nicht im Gasthof abstieg, stets Hausgenosse bei seinem Verlegerehepaar und fühlte sich ganz besonders wohl in ihrem Heim in der stillen Straße „Am Karlsbad", wo sich die künstlerische Atmosphäre aufs glücklichste verband mit den materiellen Freuden eines wohlhabenden Familienheims.

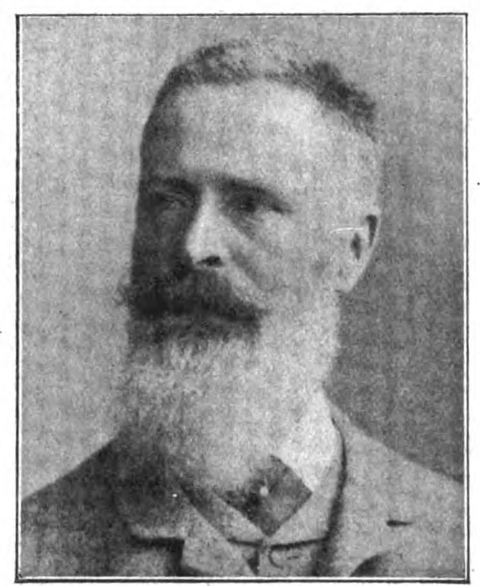
Gleichwohl aber gebührt seinem Freundschaftsbund mit dem Ehepaar Herzogenberg auch hier noch eine erste Stelle. Denn die auf dem gegenseitigen künstlerischen Verständnis beruhende seelische Bindung zwischen

Brahms und namentlich der einst blühend schönen Frau war zu tief, um nicht als eine seiner wichtigsten persönlichen Beziehungen angesehen zu werden. Ja man darf wohl sagen: wenn man den Zug der Frauen betrachtet, die durch das Leben des Einsamen gegangen sind, so steht Elisabeth von Herzogenberg fast wie eine Verjüngung von Klara Schumann vor uns. Freilich war das Verhältnis zur Frau und Witwe seines einstigen neidlosen Entdeckers Robert Schumann in seiner brüderlich-schwesterlichen Art zu innig, um nicht trotz gelegentlicher Verstimmungen bis zum letzten Atemzuge des um elf Jahre jüngeren Freundes und Verehrers auszuhalten. Hingegen mußte sich wohl Elisabeth von Herzogenberg in den letzten Jahren ihres Lebens mit stillem Verzicht sagen, daß auch die Neigungen der Großen wandelbar sind, und der Leser ihrer Briefe stellt mit Rührung fest, wie sie immer wieder von dem lakonisch werdenden Meister eine kurze Briefzeile, nur ein karges Lebenszeichen erbittet. So schreibt sie einmal (aus Lugano, 22. Sept. 1888): „... Wenn ich darf, schwätz' ich Ihnen dann ein weniges vor, obwohl Sie mir heut einen deutlichen Wink gaben, ‚alle Rederei überflüssig' zu finden! Fänden Sie sie nur nicht so ‚überflüssig'! Wenn Sie wüßten, wie alle wahren Werte wachsen und sich alles Gute und Liebe einem vertieft in harten Zeiten, wie wir sie durchgemacht, Sie kargten nicht mit Worten und gönnten uns öfter Ihrer geschriebenen Stimme Klang! ... Wir haben Sie nun einmal sehr lieb, lieber Freund, und Sie könnten auch ein wenig die Unbequemlichkeit davon auf sich nehmen!!"

Es ist mit Dank zu begrüßen, daß vor kurzem, gerade recht zum Todesgedächtnistage von Johannes Brahms, ein Neudruck des aufschlußreichen Werkes „Johannes Brahms im Briefwechsel mit Heinrich und Elisabeth von Herzogenberg" vorliegt (Verlag der „Deutschen Brahmsgesellschaft" m. b. H. Berlin 1922; 4. Auflage). Dieses Werk ist ein lebendiges Denkmal der langjährigen, aus seltsamen Anfängen entwickelten Freundschaft des Tondichters. Einst in Wien sollte er der jungen Elisabeth von Stockhausen, der bildschönen, blonden Tochter des damaligen hannöverischen Gesandten am österreichischen Hofe, der hochbegabten Klavierschülerin des bekannten Kunstpädagogen Julius Epstein, den höheren musikalischen Schliff geben. Die nun folgende Episode seines Lebens ist schon echt brahmsisch. Der damals noch besonders schweigsame und schüchterne Hamburger Pianist, der eben auf dem Wiener Boden zu wurzeln begann und als mäßig bezahlter Dirigent der Wiener Singakademie recht sehr auf Nebenverdienst angewiesen war, erklärte schon nach wenigen Besuchen, er sehe sich genötigt, den Unterricht abzubrechen. Als Grund gab er an, der zurückgesetzte Epstein könnte sich beleidigt fühlen. Die biographische Forschung glaubt andere Gründe annehmen zu dürfen: der junge Brahms befand sich wohl in der Gefahr, sich gründlichst in seine schöne junge Schülerin zu verlieben, und entwand sich, wie noch manchesmal in seinem späteren Leben, dem Glück, das sich ihm angesichts seiner unsicheren Lage nur als etwas Bedrohliches darstellen konnte. Wenige Jahre darauf hat dann der junge, aus Graz stammende Freiherr von Herzogenberg, ein Schüler des Kapellmeisters Otto Dessoff, die Braut heimgeführt. Herzogenberg selbst, der um zehn Jahre jünger war als Brahms, sah zu diesem mit Bewunderung auf, erblickte zeitlebens in ihm sein künstlerisches Ideal und wagte es noch als reifer Mann und hochgeschätzter Künstler immer nur mit Bescheidenheit, seine eigenen kompositorischen Gaben als schwaches Entgelt für dasjenige darzubieten, was ihm und seiner Frau aus dem Reichtum des großen Freundes dargeboten wurde.

Das junge Paar Herzogenberg, das im Jahre 1872 nach Leipzig übergesiedelt war, lebte in harmonischster Ehe, und nur dann und wann empfand es Frau Elisabeth schmerzlich, keine Kinder zu besitzen. Ersatz fand sie in der verständnisvollen Liebe für das künstlerische Wirken ihres Mannes und nicht zuletzt in der Freundschaft mit Johannes Brahms. Hatte er zuerst in Wien nur flüchtig ihre Wege gekreuzt, so wurde er in späteren Jahren, so oft er nach Leipzig kam, der gern gesehene und reichlich verhätschelte Hausgast des jungen Künstlerpaares. Ihnen vor allem war es zu danken, daß die Leipziger, die einst im Jahre 1859 das Brahmssche D-Moll-Konzert ausgezischt hatten, allmählich eine bessere Meinung von dem Wiener Meister bekamen. Es war im Jahre 1873, daß Brahms dem Ehepaar freundschaftlich nähertrat, und alsbald beginnt dann, freudig unterbrochen durch häufigere Besuche, der briefliche Austausch zwischen den dreien. Er lernte die junge Frau nicht nur beim vierhändigen Spiel und in ihrer ebenso herzenswarmen wie kritisch begründeten Beurteilung seiner Werke als Künstlerin schätzen, sondern auch als Frau in der anmutvollen Ausübung häuslicher Pflichten bewundern. Wie tief ihr Eindruck auf ihn war, geht aus einer Briefstelle an das Ehepaar hervor, in der es heißt: „Recht von Herzen danke ich Ihnen für die Freude, die Sie mir durch die Übersendung — fast hätte ich gesagt durch die Anzeige — Ihrer Variationen [auf ein Thema von Brahms] gemacht haben. Es ist aber auch ein gar zu angenehmer Gedanke, mit seinem Lied einen anderen in so inniger Weise beschäftigt zu wissen. Man muß doch eine Melodie lieb haben, um ihr so nachzusingen? Und bei Ihnen müssen doch zweie diese Liebe hegen? So verzeihen Sie also, wenn mein Dank früher anfängt und mein Urteilen früher aufhört, als Sie es wünschen. Ich bin zu sehr beteiligt, wenn ich von dem Vergnügen spreche, mit dem ich das Heft vor mich hinlege und in Gedanken vierhändig spiele, zur





Fritz Simrock, Brahms' Verleger und Freund, und seine Gattin Klara

rechten Seite ganz deutlich ein schlankes Frauenbild in blauem Samt und goldenem Haar. Wollte ich nun weiter sprechen, erzürnte ich ja entweder den Mann oder die Frau."

In der Tat, von dem Augenblick an, wo Brahms in der Humboldtstraße zu Leipzig als Freund aus- und einging, hat er sich an dem fremden Glück „Hände und Herz gewärmt", und der Wiederklang dieses Bundes der drei Menschen, wie er uns aus ihrem Briefwechsel entgegentönt, ist von ergreifender Schönheit. Man wird diese Briefe, so sagt Kalbeck in seiner Einführung mit Recht, „immer wieder lesen, mit Ehrfurcht vor dem in sich gefestigten, echt männlichen, manchmal fast unnahbaren, bis zur Härte schroffen Charakter von Brahms, der nur seine Kunst für die zartesten und tiefsten leidenschaftlichen Bewegungen seines Innern reden ließ; mit Rührung und Hochachtung vor der selbstlosen, unerschütterlichen Treue Heinrichs von Herzogenberg, den nichts in seinem Glauben an die Güte und Größe des ihm überlegenen Genius beirren konnte, und mit einer aus frohem Staunen und herzlicher Zuneigung gemischten Sympathie für die geist- und gemütvolle, demütig-stolze, würdige und bescheidene Frau, die, eine mit dem Schwerte der Kritik gegürtete Grazie, in Fragen der Kunst nicht an ihr sicheres, auf dem Fundamente der Sittlichkeit beruhendes Schönheitsgefühl allein zu appellieren brauchte, da ihr durch Kenntnisse und Erfahrungen bereichertes, unbestochenes Urteil das jedes Fachmannes aufwog."

Als Elisabeth von Herzogenberg am 7. Januar 1892, erst 45jährig, nach namenlosen Qualen in San Remo von ihrem schweren Leiden erlöst wurde, schrieb Brahms an den Gatten, dem seine Frau in den Jahren vorher in schwerem, eigenem Siechtum eine bis zur Selbstaufopferung getreue Pflegerin gewesen war, einen jener wundervollen Briefe, in deren lakonische Kürze so unendlich viel verhaltenes Empfinden hineingebannt ist. Es heißt darin: „Sie wissen, wie unaussprechlich viel ich an dieser teuern Frau verloren habe, und können danach ermessen, mit welchen Empfindungen ich an Sie denke, der Sie ihr verbunden waren, wie es nur Menschen sein können ... Wie wohl würde es mir tun, könnte ich nur stille bei Ihnen sitzen, Ihre Hand drücken und mit Ihnen der Lieben, Herrlichen gedenken! Ihr Freund J. Brahms."

Hatte Brahms zu ihren Lebzeiten der künstlerischen Freundin zwei seiner Rhapsodien zugeeignet, so darf man in dem H-Dur-Adagio seiner „Vier ernsten Gesänge" ein Requiem auf die Entschlafene erblicken. Denn aus einer ursprünglich zu ihrer Erinnerung geplanten Sinfoniekantate hat sich jene wundervolle Melodie in dieses Werk hinübergerettet, das der erschütternde Schwanengesang des von Krankheit zerbrochenen Meisters selbst geworden ist.

⌘ ⌘ ⌘

Die Ehre und Freude, Brahms als Hausgast bei sich zu sehen, die in Leipzig das Glück des Ehepaars Herzogenberg gebildet hatte, ging späterhin in Berlin auf das Ehepaar Simrock über. Auch hier lag der Beginn der Freundschaft schon weiter zurück. Fritz Simrock, der Enkel der rheinischen Verlegerfamilie, deren Großvater seinen einstigen Kapellkollegen Beethoven, deren Vater Mendelssohn menschlich und verlegerisch ins Herz

geschlossen hatte, war in jungen Jahren ein ebenso schneidiger Korpsstudent und Husarenoffizier, wie er später, nach seiner Übersiedelung von Bonn nach Berlin, ein rühriger und erfolgreicher Verleger wurde. Hatte er doch in kluger Einschätzung des werdenden Genius bereits Anfang der sechziger Jahre rasch zugegriffen, als Breitkopf & Härtel, die Brahms' elf ersten Werke herausgebracht hatten, zu zögern oder gar abzulehnen begannen. Mit der A-Dur-Serenade (Opus 16) eröffnete der junge Fritz Simrock nicht gerade zum Ergötzen seines Vaters Peter Joseph den Reigen der Brahmswerke, die den Stolz des Simrockverlages bilden.

Wer die vier Bände Briefe durchliest, die Johannes Brahms im Laufe von fast vier Jahrzehnten an P. J. und Fritz Simrock gerichtet hat (Verlag der „Deutschen Brahmsgesellschaft", Brahms' Briefwechsel Band 9 bis 12), der gewinnt also nicht bloß einen tiefen Einblick in die Geschichte des deutschen Musikverlags, sondern lernt persönliche Dokumente einer Lebensbeziehung kennen, die auf wirklichem, gegenseitigem Verständnis und gegenseitiger Achtung begründet war. Als nun gar Simrock seine Jugendliebe Klara Heimann heimgeführt und mit ihr sein an Kunstschätzen reiches Heim in Berlin eingerichtet hatte, da übertrug Brahms seine Freundschaft auch auf die an inneren und äußeren Vorzügen reiche Gattin seines Verlegers. Er nannte sie scherzhaft die „Zierde des Verlags", war mündlich und schriftlich nie um Neckereien verlegen und versäumte es auch nicht, ihr allerlei zarte Aufmerksamkeiten zu widmen. Genau, wie bei Herzogenbergs in Leipzig, hatte er sich auch hier als eingefleischter Junggeselle zuerst gesträubt, die Gastlichkeit des Simrockschen Hauses in Anspruch zu nehmen. Kalbeck weiß aus jener Zeit eine reizende Anekdote zu berichten: „Als er zum erstenmal bei Simrocks übernachtete, erschien er am Frühstückstische, soweit ihm dies möglich war, in großer Toilette. Die weichen, mit Spitzen und Seidenbändern aufgeputzten Daunenbettkissen seines Lagers hatten ihm Respekt eingeflößt, er versteckte die gewohnten Pantoffeln im Koffer und fuhr gleich in die Stiefel. ‚In meinem Brautbett,' sagte er dann zur Hausfrau, die ihr bequemes Morgenkleid trug, ‚habe ich diese Nacht sehr gut allein geschlafen', und befragt, ob er nicht Lust zum Heiraten bekommen habe, rief er ehrlich erschrocken aus: ‚Nein; da liefe ich schon am dritten Tage davon!' Die freundschaftlichen Bande zwischen dem Künstler und seinem geschäftlichen Herold blieben bis zum letzten Atemzuge von Brahms fest geknüpft. Noch ein halbes Jahr vor seinem Tod faßte Brahms ihr persönliches Verhältnis im Glückwunschbriefe zu Simrocks sechzigstem Geburtstage in der ihm eigenen behaglich-ironischen Weise zusammen, indem er schreibt: „Für übermorgen wollte ich Dir den ‚Gnädigen Herrn' anbieten, mir dagegen das ‚Er' ausbitten — was doch entschieden für unser Verhältnis erst das Richtige wäre. Da sich dies telegraphisch nicht gut machen ließ, so schreibe ich's und meine ‚ergebensten' und herzlichsten Grüße und Glückwünsche dazu."

Man darf den Kreis der Berliner Beziehungen von Brahms nicht abschließen, ohne auch noch einmal des Namens Hans von Bülow zu gedenken. Lag auch das Schwergewicht ihres künstlerischen und persönlichen Zusammenwirkens vor allem in der Meininger Zeit, in der sich Bülows enthusiastisches Bekenntnis „zum dritten großen B" zum erstenmal vor aller Welt kundgab, so sind sie doch auch häufig genug in Berlin auf demselben Podium spielend und dirigierend tätig gewesen. Aus Berlin stammt auch, aus dem Jahre 1889, die bekannte Doppelphotographie von Brahms und Bülow, die letzterer witzig als „Legislative und Exekutive" zu bezeichnen pflegte. Sie ist nur ein äußeres Abbild und Kennzeichen der in späten Mannesjahren aus Abneigung und Gleichgültigkeit emporgeblühten Freundschaft Bülows zu dem „großen Bären", wie er Brahms gelegentlich zu nennen pflegte. Nachdem er sich einmal zu ihm bekannt hatte, fühlte er alsbald mit dem Spürsinn seines zartnervigen Geistes, wie „urgesund und hyperfein zugleich" der Schöpfer der „zehnten Sinfonie" (Brahms' „Erste" in C-Moll) war. Oft genug hat er dieser seiner Spätliebe Ausdruck verliehen, vielleicht mit am schönsten in einer Briefstelle aus Berlin unter dem 7. Dezember 1889, wo es heißt:

„Ja! Sieh — wenn Dich Frau und Herr von Herzogenberg — relictis ceteris — mit vielleicht noch größerer Intelligenz bewundern, mit innigerer Liebe zu Dir können sie nicht aufwarten. Du bist meines Geistes Erheller gewesen: Dir verdankt die Musikwelt alles Löbliche, was meine letzten besten Lebensjahre ihr zu bieten vermögen."

Dorle. Von Ludwig Finckh

Wie eine Vogelmutter zwitschert mit ihren Jungen,
So zwitscherst du, Mutter, süß zu deinem Kind.
Ihr habt zueinander Engelszungen.
Niemand hört es als der leise Wind.



Polospieler. Gemälde von Otto Dill

Es war einmal...

Baltische Kulturbilder von Carl Worms

(Schluß)

Die Großstadt



Nun sagen Sie selbst, verehrtester Freund, hat Sie bisher aus diesen Briefen etwas ganz fremd angemutet? Steckte etwas Russisches dahinter? Teemaschine und Liköre, das ist das einzige, was wir von den Slawen übernommen haben. Sonst könnte man solche Schilderungen doch auch nach Thüringen oder Mecklenburg versetzen. 's ist deutsch, 's ist ein Herz darin. Vielleicht ein altmodisches, aber es schlägt wacker drauf los. Originale nennt man ja wohl solche Menschen aus der Biedermeierzeit mit hoher Rocktaille, Vatermörder, schwarzem, breitem Halstuch und gelbseidenem Taschentuch. Bieder waren sie, aber vom Meier von heute — keine Spur. Originale wurden sie doch nur, weil sie seitab standen. Sieht man näher hin, so gucken uns prächtige Charakterköpfe an, Helden in ihrer Art, Wohltäter der Menschheit. Da der alte Baron im perlgrauen Schlafrock, graue Locken über der gefurchten Stirne, sein grüner Papagei auf der rechten Schulter. Und vor ihm die Kaffeetasse, aus der das letzte Stück Zucker herausragen muß, sonst trinkt er nicht. Oder jener über sechs Fuß große, weißhaarige Pastor. Im Graben zwischen Ackerwinden ging er spazieren, weil er behauptete, daß es auf der Landstraße zu stark zog. Am Altar aber ragte er wie ein Prophet über der Gemeinde auf. Oder das Tantchen mit den über die Ohren glattgestrichenen Haaren, „in den Augen Engelsmilde, in der Hand das Parapluie". Unvergeßliche Gestalten, solange sie im kurischen Winkel blieben.

Denn über Mitau hinaus gereist wurde selten, noch seltener nach Deutschland, „ins Ausland", wie man sagte. Ich kannte eine alte Dame, die erst ihr Testament machte, ehe sie zum ersten Male Eisenbahn fuhr.

Du lieber Gott, wie simpel und aufheiternd war das Reisen über Land im Planwagen des jüdischen Wochenfuhrmanns zwischen Kisten und Kasten, durch Wolken vom Staub oder bei strömendem Regen. Bei jeder gefährlichen Wegbiegung wurde kommandiert: „Das Männliche heraus!" Nur die Damen durften sitzenbleiben. Aber mit einiger Geduld und etwas Humor kam man auch so in der Großstadt, in Riga, an.

Hier erweiterte sich der Horizont. Riga war durch seinen Handel schon international und hatte den ganzen egoistischen Stolz der alten Hansastadt bewahrt, aber mehr von der liebenswürdigen Seite. Hatte man sich allmählich durch die Verwandtschaften so einer Patrizierfamilie, durch all die Ottos, Ludwigs und Fritze, die Amen und Marien durchgelotst und heimgefunden, dann hielt einen Riga bald in seinem gastlichen Bann. Vor dem Weltkriege hatte die Stadt eine halbe Million Einwohner. Im 19. Jahrhundert lebten die Rigenser in engeren Ziffern und Grenzen. Aber ihr Selbstbewußtsein konnte sich sehen lassen. So ein wortführender Bürgermeister kam gleich hinter dem Zaren, ein erblicher Ehrenbürger oder ein Kaufmann erster Gilde war eine Nummer. Umgürtet mit dem ganzen Stolze deutscher Unfehlbarkeit standen diese Patrizier den in Riga angesessenen Engländern, Skandinaviern, Russen und Polen gegenüber. „Leiden oder triumphieren, Hammer oder Amboß sein."

Wie stolz liegt ihre Vaterstadt an der kilometerbreit dahinflutenden Düna, in der sich die Kirchtürme von St. Peter und Jakob, die dicken Türme des Weißensteins, des alten Ordensschlosses, der Kaiserliche Garten und der Dünamarkt widerspiegeln. Zwei eiserne und eine Pontonbrücke leiten zur Mitauer Vorstadt hinüber. Reges Leben, Laden und Löschen englischer oder dänischer Schiffe wirbelt den Staub am Bollwerk des Hafens auf. Die Kräne ächzen, Ketten klirren. Flotte kleine Dampfboote, bunte Kähne gleiten zum andern Ufer hin, wo die Villenorte in den Stadtwald hineindringen, rauchende Schlote das Riga der Zukunft vorausverkünden. Denn dort wächst eine Fabrikstadt aus leichtem Dünensande.

Die Düna ist des Rigensers Stolz. Zu jeder Jahreszeit stellt sie sich dar. Im Frühjahr bei Hochwasser, das auch in die niedrigeren Straßen dringt und mächtige Eisfelder vorübertreibt. Die hatten sich einmal so verfahren, daß sie bis auf den Grund des Flußbettes gestoßen waren und am Ausfluß in die Ostsee einen stattlichen Eisberg gebildet hatten. Noch am letzten April fuhren junge Kaufleute hinaus und sangen auf eisiger Höhe, wo die untergehende Sonne die Schollen vergoldete: „Der Mai ist gekommen, Die Bäume schlagen aus." Das Eis aber mußte mit Pulver gesprengt werden. — Schön war die Düna im Sommer, am sogenannten Krautabend, wo der ganze Markt eine lange Reihe von Blumenläden bildete und der Fluß mit Fahrzeugen bedeckt war. Auf Flachbooten tanzten Studenten mit ihren Damen zwischen grünen Birkenwänden, Dampfboote rauschten mit Militärmusik vorüber, kleine Nachen waren voll Lachens und Singens. Musik und Feuerwerk an allen Ufern. Leuchtkugeln erloschen über den Brücken. Im Herbst lagen kilometerweit am Dünakai wie schlafende Krokodile die mattenüberspannten Strusen, plumpe, russische Holzboote, die Waren aus

dem Innern des Zarenreiches brachten. Abends konnte man an ihren Feuern, zu den Klängen einer Balalaika, sich russische Nationaltänze ansehen. Und erst im Winter, wenn man bei Mondschein über die dumpf hallende Eisdecke fuhr, vorbei an eingefrornen, im Rauhreif märchenhaft glitzernden Schiffen! Oder man besuchte den Eispalast, dessen Wände, Säulen, Statuen, Möbel aus Eis waren. Bengalische Lichter drangen durch die bläulichen und grünlichen Mauern. So stellt sich der nordische Winter auf der Düna dar.

Wie mittelalterlich mutete erst ein Gang durch die Gäßchen der Altstadt an! Über mosaikbelegte Plätze ging es, durch trauliche Höfe und hallende Tore. Und der alte Herder auf dem kleinen Domplatze sah von seinem Sockel aus zu. All die grauen Türmchen, ausgetretene Stiegen, Messingtürklopfer, gewölbte Fensterscheiben mit den runden Straßenspiegeln oder Spionen. Und noch so viel alte Kastanien und Linden auf Kirchenplätzen und vor den Haustüren wie in Danzig. Selten ein Gärtchen, zwischen Steinwände geklemmt, mit blassen Blumen und weißen Bänken. Geheimnisvolle Reliefs schmückten die Hauswände und Portale: über dem Eingange zum Domesgange eine Mönchsgestalt, steife Ritter an den Treppenwangen, Landsknechtsköpfe unter den wasserspeienden Drachen der Dachrinnen, alte Kanonenrohre als Prellsteine, holzgeschnitzte Tierköpfe auf Eichenportalen. Als ob ein Friedhof auf Probe noch einmal die Toten zurückgab. — Und nun das alte Rathaus, mit dem Rolandsbrunnen davor, gegenüber die Gilde der Schwarzen Häupter, einer Innung junger Kaufleute, die den Afrikaner Mauritius als Schutzpatron hatte, der in den Schutt der Jahrhunderte gesenkte Dom, die Kaufhäuser, die Wohnhaus und Warenhaus noch unter einem Dache vereinten — alles das versetzte in ganz graue Zeiten zurück. Noch waren die Wälle zwischen Stadt und Vorstädten nicht ganz abgetragen, auf dem Rasen der Glacis wurde zwölf Uhr mittags ein Kanonenschuß donnernd gelöst, wonach die Bürger ihre Uhren zu stellen hatten. Weite Kohlfelder dehnten sich zwischen Stadt und Petersburger Vorstadt, breite Kastanienalleen blühten um den Exerzierplatz herum. Die Vorstadt war eine heitere Gartenstadt für sich. Jenseits der Düna, im Kiefernwalde lagen die sogenannten „Höfchen", bescheidene Sommerhäuser der Rigenser. Reichere Kaufleute fuhren an Juniabenden schon auf bequemen Dampfbooten zu ihren Familien an den Meeresstrand hinaus, wo sie ihre Villen in Dubbeln oder Majorenhof hatten.

Es war viel gesunde, behäbige Lebenslust in Alt-Riga, ein Leben und Lebenlassen wie in Kurland, nur in etwas steiferer Form. Man gab etwas auf Lebensart. Wer auf Bildung Anspruch machte, trug auf der Straße den Stößer oder Zylinder, und um die Häupter der Damen nickten vom hoh'n Olymp herab breite Atlasschleifen, Rüsche und weißer Flor.

Sehr intim lebte man in der Familie, in die ein Fremder nicht leicht hineinkam. Präzise fünf Uhr mußten alle zu Mittag antreten. Der älteste Sohn sprach das Gebet, die Mutter schöpfte die Suppe auf, der Vater schnitt das Brot und tranchierte den Braten. Familienabende versammelten zwanglos 30 bis 40 Personen beim Ältesten des Geschlechtes, in weitläufigen, mit solider Pracht ausgestatteten Wohnräumen. Familiensilber und alte Porzellane wurden wirklich gebraucht und waren nicht nur zum Ansehen da. Kinder mußten sehr artig sein, was nicht immer leicht war, und antworteten kurz und klar nur, wenn sie gefragt wurden. Mittelalterliches hatte sich in Riga noch in das 19. Jahrhundert hinübergerettet.

So wurde an einem bestimmten Tage der Balkon des Rathauses rot ausgeschlagen, und irgendein ein Würdenträger las dem Volke die „Bursprak", des Rates Gerechtsame vor. Auf unserm Gang zur Schule begegnete uns der Armsünderkarren, rückwärts die Delinquenten darauf, jeder mit einer Tafel am Halse, die sein Vergehen angab. Arrestanten gingen geschoren, kettenklirrend durch die Straßen. Machte ein Kaufmann bankrott, wurde das Sterbeglöcklein geläutet. In der Moskauer Vorstadt, wo der hölzerne Heilige Christoforus vor den „Ambaren" oder Kornspeichern Wache hielt, zeigte man noch den Denkstein, vor dem ein Brandstifter gevierteilt war. Wurde Kaiserbesuch angesagt, so ritt die Bürgergarde mit rot ausgeschlagener Männerbrust dem Monarchen entgegen, Schuster und Schneider in etwas wiegender Gangart, schlecht und recht, aber mehr schlecht als recht. Neben der Karosse des gütigen Alexander II. lief die Freiwillige Feuerwehr kilometerweit vor den Toren: „Kinder, seid ihr nicht müde?" fragte er, und ein brausendes Nein! antwortete. In ihrem Schlafzimmer fand die Kaiserin eine rosa Ampel vor, in deren Glas geschliffen war: „Schlaf sanft, Maria. Livland wacht." Etwas weichmütig, aber treu gemeint. Und abends tanzte Se. Majestät in dem Saale der Großen Gilde mit den Ratstöchtern, und die jungen Herzen flogen dem schönen Gaste zu.

Volksfeste bei solchen Gelegenheiten arteten leider aus und wurden leicht roh. Der Nordländer versteht es nicht, auf der Straße zu feiern, der Schnaps herrscht dann vor.

Das Apfelfest oder das Hunger-Kummerfest, zur Erinnerung an eine große Epidemie, endete mit wüsten Prügeleien, wobei meist Matrosen die Haupthelden waren, die von einer eingeseiften Kletterstange sich verschiedene Preise herunterholen mußten.

Fürs Theater schwärmte alle Welt. Der war kein echter Rigenser, der nicht wenigstens auf Einviertelbillett im zweiten Rang abonniert war. Was wurde da in dem gas-

duftenden Kunsttempel gelacht, aber noch mehr geweint. Denn Klassisch war Trumpf. Das Theater hatte seine Geschichte. Der schlesische Dichter Holtei war hier Direktor gewesen, Richard Wagner Kapellmeister. Albert Niemann hatte sich hier ersten Ruhm ersungen. Und dann die Gäste! In drückender Junihitze hielt man in den Logen tapfer aus, wenn die Janauschek als Lady Macbeth auftrat, die Niemann-Rabe als Grille oder Lorle lachte und weinte, die Lucca als Carmen tanzte und sang. Beifall brauste durch das Haus, von den Soffiten regnete es Blumen, die Pferde wurden ausgespannt, Rigas Jungmannschaft zog den Wagen der Diva zum Hotel. Die eine oder andere blieb wohl auch ganz in Riga und heiratete in Adel oder Kaufmannschaft hinein.

Und wie einfach dabei die Ausstattung auf der Bühne, die sich mit viel Gepolter verwandelte. Immer dieselben Kerker und Kronsäle, grelle Beleuchtung. Ein rotes Dielentuch für Innenräume, ein recht geflicktes grünes für Wald, Wiese und Hain. Als einmal der Schwarze Ritter in der Jungfrau von Orleans versinken sollte, ging sein Helm nicht durch die Luke. Er mußte noch einmal herauf und versank nun wirklich auf einer größeren Versenkung. Und dabei renommierte der Mann noch: „Töte, was sterblich ist!" Und doch blieb das Publikum ernst. Als in Richard III. Clarens den Mörder um sein Leben flehte und unter atemloser Stille der zweite Mörder mit erhobenem Dolch von hinten heranschlich, da hörte man vom dritten Rang herab ganz deutlich die Worte: „Ach, du Aas!" Und das kam aus dem Herzen. Man konnte sich kein dankbareres Publikum denken.

Für Musik sorgte Schwarz' Konzerthaus, der Bachverein mit seinen Karfreitagsoratorien, ein tüchtiger Kirchenchor. Sehr beliebt waren Deklamationen im roten Saal der Schwarzen Häupter, mit den lebensgroßen Kaiserbildern an den Wänden. Da ließen sich die großen Rhapsoden hören. Der blinde Türschmann trug Sophokles vor, Genée Shakespeare, Palleske Reuter und W. Jordan aus dem Gedächtnis seine Nibelungen. Wie weit das alles, wie fern! Wer liest heute noch Jordans Nibelungen? Damals waren sie Tagesgespräch.

Riga war Schulstadt im besten Sinne des Wortes. Wir hatten unser baufälliges Gymnasium lieb, trotz seiner halbdunkeln Klassen. Hygienische Vorrichtungen waren unter aller Kanone. Doch die Lehrer, allen voran der weißhaarige Direktor, Nr. 1. Würdig traten sie auf im blauen Frack mit blanken Knöpfen, zum Aktus sogar in goldgestickter Uniform, den Dreimaster unter dem Arm, den Galadegen an der Seite. Wie wir Homer oder Horaz lasen — das war lebendiges Aufwachen der Antike. Unsern Dank trugen wir scheidenden Lehrern oder Jubilaren mit stattlichen Fackelzügen ab. Prächtig wand sich dann die rote Schlange durch enge Gassen. Am offenen Fenster sprach der Gefeierte. Ganz Riga feierte mit.

Mit welcher Begeisterung haben auch wir 1870 und 1871 durchlebt. In jeder Klasse hing eine Kriegskarte, jeden Morgen wurden die Fähnchen weitergesteckt. Der Lehrer der ersten Stunde las die neusten Telegramme vor. Gelernt wurde nicht viel. Höchstens in der deutschen Stunde: „Nun lasset die Glocken von Turm zu Turm" oder „Sie haben Tod und Verderben gespie'n". Gar nichts arbeiteten wir für den Franzosen, der ganz wie Napoleon III. aussah. Abends wurde Scharpie gezupft, und Mutter las Körners Zriny vor. Und nun erst, als unsre Herren von dem Siegeseinzug in Berlin zurückkehrten, wo sie Wilhelm I. unter seinen Paladinen gesehen hatten! Dankgottesdienste wurden in unsern Kirchen veranstaltet.

Was meinen Sie, Herr Justizrat — Sie sind doch so weit in der Welt umhergewesen, im Nördlichen Eismeer, im Mittelländischen Meer, dreimal in Palästina. Bekommen Sie nicht Lust, sich auch einmal die Baltenlande anzusehen? Freilich, in diese Ruinen, wie sie sich heute darstellen, führte ich Sie nicht gern. Wenn Sie aber Geduld und Lust haben, begleiten Sie mich bitte noch eine Wegstrecke. Sehen Sie sich an, wie hoffnungsfreudige baltische Jugend sich für die Heimat erzog.

Dorpat

Immer sehe ich sie unverändert vor mir, die freundliche Musenstadt am Embach, der etwas schläfrig sich unter der Steinbrücke und der Holzbrücke durchschleicht, die Stadt, in der deutsche Jugend so viel gelebt, geliebt, gestritten und geblutet hat. Holpriges Pflaster in sauberen Straßen, umgrünte Plätze, Gartenzäune, über die Fliederdolden hinübernicken, wellige Hügel mit bunten Häuserfassaden, rote und weiße Kirchen — alles heimlich und traut und alles nur Einleitung zum Gang durch den Domgraben, unter der Engels- und Teufelsbrücke hindurch zur schönen Domruine hinan. Und dort die Sternwarte, die Kliniken, die Bibliothek — alles lauschig und grün beschattet.

Noch jetzt geht mir altem Manne ein Jauchzen durch meine Seele, wenn ich an diese freisten, sorglosesten Jahre meines Lebens denke. Von Dorpat ging die baltische Kultur aus, hier stand die alma mater an der Wiege jedes Musensohnes und als Paten namhafte Professoren, Ernst von Bergmann, Alexander von Öttingen, Harnack, Volk, Seeberg, Külpe und andere. Damals waren wir deutscher als deutsch, trotz russischer Oberaufsicht. Dem despotischen Zaren Nikolai I. war diese Hochschule freilich nichts weiter als militärische Drillanstalt. Er hatte Angst vor Revolutionen, und so sollte auch die baltische Jugend am Stock erzogen werden. Ein ungebildeter General Kraft-

ström war Rektor. Zahllose Anekdoten leben noch von ihm, wie er zum Beispiel in der Bibliothek kleine Bücher zu kleinen und große zu großen stellen ließ, alle militärisch in Reih und Glied. Die Studenten trugen Uniform und wurden eingesperrt, wenn auf der Straße auch nur ein Knopf nicht eingeknöpft war. Stöcke waren verboten, Versammlungen von auch nur drei oder vier Studenten mußten angesagt werden. Überall witterte man Demokraten. Die Jugend nahm das von der komischen Seite, ließ sich den Humor nicht verregnen, und ihre Korporationen florierten in aller Heimlichkeit. Diese, meist nach reichsdeutschem Vorbilde, erzogen die Männer der Zukunft. Der Korpston war allerdings freier als in Deutschland, nicht alles auf äußere Form dressiert. Wenn man will, wurde das Leben dadurch wilder, bisweilen roh. Duelle, häufig Pistolenduelle, wurden leichtsinniger ausgetragen. Aber das Burschengericht sorgte doch für honorige Lebensart, der sich zuletzt auch die wildesten anbequemten. Alexander II. gestattete schon mehr Freiheiten. Tüchtige Rektoren wurden gewählt, die Studenten unter ein besonderes Universitätsgericht gestellt. Unsere Pedelle waren tags und besonders nachts unsere suprema lex.

Der Student beherrschte die Geselligkeit und die Straße. Mehr öffentlich waren Auffahrten zum Kommers, voran Fahnen- und Schlägerritter, Komitate, Fackelzüge, Bälle. Mehr intern blieben natürlich Mensuren, Zofenbälle, Nachtfahrten in so manches Dunkel hinein. Das „Bursch' heraus!" tönte oft durch die stille Nacht. Doch allein bei Gesang und Becherklang blieb es nicht. Auch seine Tragödien hatte das Burschenleben, das Opfer einer Mensur, Selbstmord, Geldunterschlagung, häßlicher Ehrenhandel. Dann verschwand so einer still aus dem Zecherkreise, abgetan fürs Leben, denn im Aburteilen war man unerbittlich. Die meisten aber liefen sich die Hörner in der Korporation ab und stellten im Leben ihren Mann, der noch als Philister mit dem Korps in enger Fühlung blieb. — Standesunterschiede blieben ja wohl, Edelleute lebten mehr unter sich. Aber es brauchte nur ein Fest wie das 100jährige Bestehen der Curonia 1908 gefeiert zu werden — und alle fühlten sich als eines Landes Söhne. Die Feier, bei schönstem Septemberwetter, wurde eine allgemeine Studentenfeier, die Stadt, das ganze Land feierte mit. Es war eine der letzten, großen deutschen Kundgebungen vor dem Zusammenbruch.

Das interne Korpsleben übertrug den gemütlichen Ton aus dem Vaterhause in die Studentenburg, mit ihren geselligen Teeabenden, Diskussionen, Musikvorträgen, dem Erziehen der Füchse. Hierbei kam des einzelnen Eigenart mehr zur Geltung als in der Kneipe, man brauchte sich nie ängstlich nach der Schablone zu richten. Immer blieb der Domberg der poetische Mittelpunkt der Studentenwelt. Im Frühling, wenn oben der Holunder blühte und die Nachtigall uns nicht schlafen ließ, erschollen dort Quartettgesänge der Estländer oder gemeinsam gesungene Lieder, so des Hoffmann von Fallersleben „Deutsche Worte hör' ich wieder", dessen schöne Melodie in Deutschland unbekannt ist. In der Walpurgisnacht lagerten auf der Wiese am Fuße der Domruine die vier alten Landsmannschaften um ihre Feuer, die um Mitternacht zusammengetragen wurden. Um den hochauflodernden Scheiterhaufen herum standen dann alle und stimmten an: „Der Mai ist gekommen." Die vom Geist am meisten ergriffenen sprangen durch die Flamme und konnten heilfroh sein, wenn sie nur mit versengten Haaren davonkamen.

Erst viel später bildeten sich auch nichtdeutsche Korporationen, lettische und estnische, die mehr am Zaun wuchsen. Pharmazeuten ließ man noch gelten, Veterinäre nicht mehr. Die lebten schon hinter dem Zaun. Der Ruf der Landsmannschaften blieb gut. Externe oder interne Meinungsverschiedenheiten in Prinzipenfragen wurden meist nach verpufftem Feuerwerk gütlich beigelegt. Das waren die Schlachten, in denen die Patentredner des Konvents ihre Talente offenbarten. Leider scheiterten sie bisweilen im Philisterleben und kamen über den Ruhm langatmiger Reden nie hinaus. Ähnlich den Clowns der Studentenabende, die durch billige Talentchen und Mätzchen, Wortgefechte und Schlagfertigkeit, Verwandlungskünste und vor allem durch hanebüchene Unverfrorenheit die Tafelrunde zum Lachen brachten. Kein Kneipabend konnte ohne sie sein. Also fanden sie zum Studium keine Zeit und wurstelten weiter. Im Philisterleben wurden sie kaum mehr in die Gesellschaft hineingezogen, hatten gute Manieren verlernt und spielten ihre Rolle auf der Straße weiter, zuletzt in Selbstgesprächen, Selbstverspottung und etwas Verbitterung. Einen solchen sah ich einmal unter freiem Himmel mitten unter Gymnasiasten. „Arbeiten, Jungens, arbeiten und nicht verzweifeln!" dozierte er mit wackelndem Zeigefinger. Niemand lachte. Denn er pflegte ihnen für 30 bis 50 Kopeken die deutschen Aufsätze zu machen. Die zu 30 aber konnte er selbst nicht empfehlen.

„Das ist das Studentenleben, wie es weint und lacht."

Unsere Aufwärterin pflegte zu sagen: „Aufwärterin geht nicht in Kirche. Tudenten gehen in die Hölle, Aufwärterinnen gehen hinterdrein." Nun, ich habe doch auch manchen gekannt, der hart vor den Höllenpforten umkehrte und wenn auch nicht in dem Himmel, so doch in einem geordneten Haushalt landete, in dem eine gesunde Frau so manches Beichtgeheimnis anhören mußte, großmütig verzieh und ihm endlich über den Mund fuhr: „Alter, mach' nicht so viel Wesens von dir. Unser Jung' hat schon zweimal nach dir geschielt." Dann schwieg der

Sünder und versenkte die alte Burschenherrlichkeit in seine Träume. „Alter, laß mich schlafen," hieß es dann. Da überließ er all den Studentenulk seinen Jungen. ‚Vivat sequens!' seufzte er und wurde ein bemoostes Haupt.

Die Letten

Und nun fragen Sie mich in Ihrem letzten Briefe, Herr Justizrat, nach den Undeutschen, die bei uns Letten genannt werden. Ja, das ist ein schwieriges Kapitel, weil ich mir Mühe geben muß, ganz unparteiisch zu sein. Aber lassen Sie mich unterscheiden zwischen Letten, die da waren, und denen, die da sind. Von diesen wird erst die Zukunft erzählen. Ich schildere ja nur die alte Zeit. Also hören Sie zu. Ein wenig Lakaiennatur stak und steckt noch heute in diesem Volk, das, den Slawen verwandt, auch in seiner ärmlichen, unschönen Sprache den russischen verwandte Wurzelwörter kennt. Noch sehe ich den Letten, wie er in meinen Kinderjahren barhaupt, hündisch kriechend sich an den deutschen Herrn heranmacht, ihm Schenkel oder Ellbogen küßt und demütig, leise zu sprechen anfängt. Das war nicht schön. Das war die Natur des Leibeignen, der Schläge erwartet. Da mag er so manches in sich hineingefressen haben, was später seinen Charakter bestimmte. Dessen Grundzüge waren: entschiedene Begabung für weitere Entwicklung, zäher, etwas mechanischer Fleiß, Bedürfnislosigkeit, tüchtiger Familiensinn, evangelische Bekennertreue. Dazu bildeten sich allmählich als Schattenseiten aus: Verschlagenheit, Tücke, nachtragendes, gehässiges Wesen, Mißtrauen, Hinterlist, Undankbarkeit. Daraus machte die russische Hetze und die Verrohung im Weltkriege noch: Bosheit, Rachsucht, feige Gewalttat, Raublust, Mordgier und Nationalitätsschwindel. Rechnen Sie noch dazu das immer mehr verbreitete Zweikindersystem, so haben Sie einen Völkersplitter vor sich, der — in Selbstbetrug befangen — ein Zusammenleben mit andern Kulturvölkern nicht verträgt und langsam, aber sicher dem Aussterben entgegengeht. Der Rest wird in den Slawen aufgehen. Mit dem finanziellen Bankrott schreitet der sittliche Hand in Hand. Ein brutaler Raubstaat, das ist alles, was noch vom lettischen Volke übriggeblieben ist.

So war es aber früher nicht. Der Deutsche hat den Letten herangebildet, hat ihn gelehrt, mit erhobenem Haupte zu gehen. Zuerst hat er ihn streng wie ein kleines Kind erzogen, wobei gewiß Härten und Ungerechtigkeiten vorkamen. Aber indem er ihm die Freiheit gab und die Möglichkeit, auf seinem Erb und Eigen ein freier Mann zu werden, da hat er die große Schuld eingelöst, die aus der Eroberung des Landes noch heute von so manchem unhistorischen Faselhans betont wird. Vielmehr hatte sich allmählich ein durchaus gesundes, patriarchalisches Verhältnis zwischen Herr und Knecht herausgebildet, durch gegenseitiges Vertrauen gestärkt. Die wechselnden Geschicke der Landwirtschaft schmiedeten beide Völker zusammen. Der Acker, die Ernte bildeten ihr Hauptgespräch. Der Baron, der Pastor wußten zuverlässige Dienstboten zu schätzen. Wirtschaftsälteste, Buschwächter, Küster, Kutscher, Diener, Pikö̈re, sie alle, oft treue Berater, teilten aufrichtig mit der Herrschaft Freud und Leid. 30, 40 Jahre lang blieb so einer im Dienst, vererbte ihn wohl auch auf den Sohn. Vor allem lettische Hebammen, Ammen und Wärterinnen waren auf dem Lande unentbehrlich. Mit rührender Treue pflegten sie deutsche Kinder, die oft bis zu ihrem vierten Jahre, auch mit den Eltern, nur lettisch sprachen und sangen, dann erst allmählich das Deutsche erlernten. So ein männliches oder weibliches Hausinventar durfte sich schon etwas erlauben und beeinflußte bisweilen sogar die Herrschaft. „So nicht, so nicht!" grollten sie wohl, wenn ihnen etwas im Haushalt unrecht vorkam, und suchten oft mit köstlicher Grobheit zurechtzurücken, was sich verschoben hatte. Dabei hielt sie aber doch der Respekt in gehörigen Schranken. Großherr redeten sie den Baron an, Großmutter die Baronin, den Pastor aber gnädiger Vater, gnädige Mutter die Pastorin.

Es war ein hübsches Bild, den Letten zur Kirche gehen zu sehen, immer die ganze Familie, der Gesindewirt mit seinem ganzen Hof. Der Hausvater trug das Gesangbuch unter dem Arm, die Frau hatte es in ein buntes Tuch geknüpft. An der Kirchenmauer wurde Toilette gemacht, wurden Hauben aufgesetzt, Schuhe angezogen, die man, um sie zu schonen, in der Hand getragen hatte. Die Männer stärkten sich erst im Kruge nebenan mit einem frischen Trunk, ehe sie zur Predigt kamen.

Noch lieber sah man sie in Hemd und Hosen, Bastsandalen an den Füßen, in der Furche hinter ihrem Pfluge, sonnenverbrannt, regendurchnäßt. Sie ertrugen mehr als so ein deutscher Pflüger. Mit ihrer Natur waren sie unlösbar verwachsen. „Gott helf!" rief man ihnen von der Landstraße zu. Und ein fröhlicher Dank flatterte halb lachend zurück.

Wie gern sahen wir Kinder auf unseren landischen Fahrten die hagern, sehnigen Gestalten dieser blonden, mehr weißblonden Arbeiter mit dem pfiffigen, etwas lauernden Ausdruck im Gesicht oder die breiten, gutmütigen Züge der Köchinnen und Wärterinnen, die uns das Brot küssen ließen, wenn wir es hatten fallen lassen. Sonst gehe der Segen aus dem Hause. Und in das Taschentuch, das in die Wäsche ging, mußten wir noch einmal kräftig hineinschnauben. Oft spielten wir mit den Kutscherkindern, hörten die Mädchen am Brunnen ihre Lieder singen, von Scheiden und Verlassensein, oder lauschten den Märchen der

Alten, die vom Werwolf und von Zauberern erzählte. — Ein Fest für uns war so ein lettischer Jahrmarkt mit seinen Schaubuden, Karussells, Töpferwaren und Trink- und Tanzdielen trotz glühender Julihitze. Cretins entblößten ihre gichtischen Glieder und wälzten sich im Staube, einarmige Bettler heulten zu den Vorübergehenden auf, Juden feilschten und betrogen. Nie fehlte der interessante Waldsohn, der Zigeuner, der Pferde verhandelte, Kessel flickte, am liebsten aber alles stahl, was nicht niet- und nagelfest war. Geigen quiekten, Leierkasten plärrten, Becken rasselten vor der Kunstreiterbude, und abends lohten die Feuer im Zigeunerlager am Waldsaum, wenn die Sonne strahlenlos über dem blühenden Buchweizenfelde versank. Rot glühten die verwegenen Gesichter aus blauen Rauchballen heraus. Kilometerweit roch es nach Staub, Schweiß, Tierfellen, gedörrten Fischen. Aber schön war es doch.

Auch die strohgedeckten Häuser der Letten heimelten an. In Dörfern wohnten sie nie, haben überhaupt keinen Sinn für Zusammengehörigkeit. Vor der Tür eine Bank im Gärtchen mit grellen Sonnenblumen, Kresse, Phlox. Im Gehöft ein Ziehbrunnen, ein Storchnest auf dem Strohdache, die Stallungen zwischen Haselsträuchern, von Fliegenwolken umschwirrt. Etwas abseits am Teich die Badstube unter alten Linden. Arbeiter- und Knechtswohnungen reihen sich daran.

Eine große Ehre war des Pastors Besuch. Er mußte Milch mit Zucker trinken, und die Wirtin quetschte während der Unterhaltung wohlriechende Kräuter zwischen den Fingern, um angenehm aufzufallen. Den Kindern wurde mit der Schürze die Nase geputzt, ehe sie dem „gnädigen Vater" die Hand küßten. Eier und Butter trug man ihm ins Haus, Honig in irdener Schüssel. Die durfte dann aber nicht ausgekratzt werden. Das sah geizig aus. Ein Restchen ließ man noch und tat etwa einige Äpfel als Gegengabe hinein. Die väterliche Gewalt im Gesinde war selbstverständlich. Auch bei seinen Festen, Johannisfeuern, Hausweihe, Tanz, Ernte, Schweineschlachten zeichnete sich das Volk durch harmlose Fröhlichkeit aus. Altheidnisch berührte noch die Sitte, am offnen Sarge zu essen, sogar zu tanzen. Sie freuten sich, daß der Tote nun eingegangen war in die seligen Gefilde. Aberglauben fand noch immer seine Anhänger, besonders gesucht waren die „Guttatmütter", die Gelbsucht, Rose und Warzen besprachen, oder Kräuterweiblein, die leider nur zu oft mit jungen Frauen geheim taten. Es steckte doch viel Poesie in diesen Gestalten aus dem Volksleben. Die Kehrseite kannten wir noch nicht. Wir lauschten der Ziehharmonika auf dem Heukahn, der Rohrflöte des Pferdehüters auf nächtlich leuchtender, taukühler Weide, unterhielten uns stundenlang mit dem Kutscher auf dem Bock und sahen dem Schmied zutraulich in sein rußiges, vom Schmiedefeuer beleuchtetes Gesicht. Zu meinen liebsten Erinnerungen gehört die Einkehr in einen lettischen Krug, das landische Gasthaus, neben einer Kirche oder an einer Wegkreuzung gelegen. Verregnete, Bestaubte, Durchfrorne fanden hier willkommne Rast und billige Bewirtung. Die gute Stube roch nach gehacktem Schilf oder Tannenzweigen auf der Diele. Hinter Mullgardinen blühten an den Fenstern Asklepias und Geranium. In einem Glasschrank sah man Tassen, Porzellanfiguren, Lebkuchen und Schokoladetafeln zum Verkauf. Hühner erschienen auf der Schwelle. Die rotbäckige Wirtin brachte Milch und ganz frisches Grobweizenbrot, fingerdick Butter darauf, und der geräucherte Schinkenschnitt mußte über den Brotrand hinüberragen. Daneben in der Schenkstube schenkte der Wirt dem Kutscher ein. Auch für ein gutes Bett wurde gesorgt. Und vor dem Scheunentor hörte man bei einbrechender Nacht nur das wundervolle Sausen in den Tannen, als rauschten sie hinauf zu den funkelnden Sternen, und da oben öffnete sich etwas, man wußte nur nicht was. Im Stall daneben rührten sich die Pferde und schnatterten verschlafene Gänse, und Strohduft lag auf Wegen und Stegen.

So reiste man im alten Kurland.

Sie sehen also, verehrter Freund, so schlimm war es mit der Versklavung der Letten nicht. Man kam in aller Freundschaft miteinander aus. Das Land war groß genug für beide Völker, und beide konnten satt werden. Auch in den Städten, besonders den kleinen, war der Lette gern gesehen, als Handwerker, wie Tischler oder Schmied. Bescheidne lettische Warenhandlungen konkurrierten mit den jüdischen. In großen Städten waren die Dienstboten fast nur Letten, durchaus treu und zuverlässig.

Auf dem Lande gab es eigentlich nur Winterschulen. Im Sommer mußten die Knaben Schweine, Mädchen Gänse hüten. Ein grober Sack war ihr einziger Schutz gegen Ungewitter. Mit steigendem Wohlstande wuchs der Bildungsdrang, trotz unbegreiflichen Widerstandes dieses oder jenes Gutsbesitzers, der mit einem Schweinejungen höheres Streben unvereinbar hielt. Seitdem besuchten Letten auch Stadtschulen und taten sich durch regen Eifer hervor. Vereinzelt besuchten sie schon die Universität. So haben sie deutsche Bildung sich angeeignet, sind auch tüchtige Schriftsteller, Musiker, Maler geworden. Leider riß zuletzt bei ihnen allgemeine Landflucht ein. In Fabriken war leichteres Verdienen, lustigeres Leben in den Städten. Sie schämten sich der Scholle, die sie ernährt hatte. So sogen sie soziale Ideen ein. Der Russe schob sich zwischen Deutsch und Lettisch, um über beide zu herrschen. Er erfand das Märchen von den deutschen Räubern, die allen Landraub herausgeben müßten. Seitdem hört das solide Landvolk auf. Kinder, besonders die

unreifen Burschen, erziehen ihre Eltern. Alte tüchtige Lehrer aus dem Seminar werden durch russisch gebildete, junge Bengel ersetzt, die nur das eine wollen: Unzufriedenheit und Haß säen, um Raub und Mord zu ernten.

Die lettischen Weiber, alte und junge, pflegten bunte Kopftücher zu tragen, immer, bei Arbeit und Erholung, auch im heißesten Sommer auf dem Felde, wenn sie die Garben banden. So konnte man das Gesicht kaum sehen. So erscheint mir jetzt das ganze Volk: das Gesicht unkenntlich wie eine Maske, mit grellen Tüchern umwunden, starrt es uns an. Wann wird wieder gesundes Leben da hineinkommen? ...

Der Zusammenbruch

Und das kam so. Deutsche und Letten sind daran schuld, nicht Letten allein. Den Deutschen war es unter Alexander II. zu gut gegangen. Sie hatten satt zu essen und noch einiges darüber. Da wurden sie übermütig und pflichtvergessen. Der junge Adel hatte nichts mehr zu erobern, er nahm seine Herrenstellung als selbstverständlich hin. Schon äußerlich unterschied er sich von den Altvordern, wie der Bleistift vom Eichbaum, der Spargel vom Rettich. Das blaue Blut war durch Inzucht und Leichtsinn, durch Geschlechtskrankheiten und Schwindsucht etwas dünn geworden. Man zog das Leben in der Stadt und auf Reisen dem eintönigen Landleben vor. Man vergaß, wo die Wurzeln der eignen Kraft zu suchen waren. Wozu ererbten Besitz noch erwerben? Die Vorfahren hatten es dem Enkel ja so bequem gemacht. Man war sogar zum Heiraten schon zu bequem. Und doch wollte man des Vaters und Großvaters Rolle weiterspielen, alle Untertanen als Kinder ansehen, die man duzte, alle durch die Bank. Da mochte es dann wohl vorkommen, daß eine so angeredete, stattliche Gesindewirtin den jungen Herrn rückhaltlos fragte: „Wann haben wir beide den Tuzklümpen gegessen?" Der Ärmel wurde schon lange nicht mehr geküßt. Der Lette hatte endlich aufrechtgehen gelernt. — Auch die Literaten ließen nicht von hochfahrender Art. Der Lette verbat sich Wutausbrüche und Anreden wie: du Mistkäfer, Idiot, du Vieh!

Auch in Dorpat wurde das flotte Leben übertrieben. Leere Vergnügungssucht und behäbiges Leben überwogen das Arbeiten und Schulden den Wechsel. Jeder Student mußte seine Droschke haben und verlernte das Gehen. Unfertige Lebensanschauungen wurden in das Philisterleben hinübergenommen. Pflichterfüllung war nicht mehr das erste Gebot, trat vielmehr nur dann ein, wenn man gerade nichts Amüsanteres zu tun hatte. Demgegenüber wuchs das Selbstgefühl des Letten, der mit der Zeit ging und immer dahin neigte, wo sein Vorteil zu finden war.

Das war in der Zeit, als unter dem finsteren Alexander III. und seinen Slawophilen die Russifikation begann. Alle sollten vor ihrem Zaren Russen werden, ganz einerlei wie, durch Überreden, Betrügen, Drohen, Gewalt. Äußerlich etwas russisch plappern tat es auch schon.

Der Lette tat mehr. Ein williges Werkzeug der Regierung, russifizierte er munter drauf los, drängte sich in russische Schulen, als Beamter in russische Kanzleien, wechselte auch den Glauben und denunzierte Deutsche, wo er nur konnte. Deutsche Juristen wurden vom Amt gejagt, deutsche Schulen geschlossen, deutsche Prediger in die Gefängnisse gesteckt oder des Landes verwiesen, wenn sie gegen orthodoxe Propaganda gepredigt oder Mischehen eingesegnet hatten. Der Lette fühlte sich, jetzt kam seine Zeit. Und kaum war 1904 der japanische Krieg verloren und 1905 die Revolution in Petersburg ausgebrochen, so veranstaltete der Lette seine besondere Revolution, erschoß Gutsherren aus dem Busch, äscherte Schlösser ein, stach den Bildern des Kaisers, vor dem man eben noch auf dem Bauch gelegen hatte, die Augen aus. Pastoren wurden von der Kanzel gezerrt, sobald sie das Kaisergebet sprechen wollten, feig in ihren Häusern erschossen, wenn sie nicht die rote Fahne vorantragen wollten. Als aber Kosaken den Aufstand niederknuteten, rutschten Letten wieder vor Deutschen auf den Knien und baten sie nicht anzugeben. Sie lebten als Waldbrüder im Forst und kamen im Frühling wieder als treue Untertanen zum Vorschein.

Kaum brach der Weltkrieg aus, so zogen sie, die Kaiserhymne plärrend, entblößten Hauptes durch die Städte, durch deren Straßen sie jetzt wieder Kaiserbilder schleppten, bis ihnen der Schweiß aus allen Poren drang. Kinder mußten Fähnchen tragen mit der Aufschrift: Nieder mit den Deutschen! Nun ging die Spionenriecherei gegen alles Nichtrussische los. Die Juden sollten von ihrer Synagoge aus ein Kabel zu den Feldgrauen geleitet haben. Es wurde nur ein Mausloch festgestellt, aber auf lettische Angeberei hin wurden die Juden aus den Baltenlanden gewiesen. Im Schlosse eines deutschen Grafen konstatierten Letten eine Signalstation für die Feldgrauen. Man fand nur eine Nähmaschine vor, die tak—tak machte, manchmal auch tik—tik, aber der Graf bekam einen Reisepaß nach Sibirien. Unreife lettische Bengel belauerten Deutsche. Für jedes lautgesprochene deutsche Wort wurde man zur Polizei geschleppt.

Endlich kamen die Feldgrauen nach Kurland. Zuerst versuchte es der Lette mit passivem Widerstand, bisweilen auch nach alter Weise mit Schießübungen aus dem Hinterhalt. Sobald es aber so aussah, als sollte der Feldgraue im Lande bleiben, da umschmeichelte man ihn, radebrechte deutsch, gab lettische Mädchen den Fremden zur Ehe, die sich häuslich einzurichten begannen.

Kaum aber setzte die Rückwärtsbewegung

ein, so brach der Lette los. Jetzt kam er als Bolschewist in das Land, jetzt gegen alles, was russisch oder deutsch war. Zum Vieh geworden, mit Chinesen in einem Atemzug genannt, räumte er in der Heimat auf. Die feigen Gefängnismorde in Mitau und Riga sind noch in aller Gedächtnis. Raffinierte Massenmorde, an denen sich mit Wollust lettische Dirnen beteiligten, füllten die Massengräber. Letten sollen auch beim Morde des Zaren und seiner Familie in Jekaterinenburg beteiligt gewesen sein.

Als dann an die kleinen Völker der Ruf zur staatlichen Freiheit erscholl, machte sich unter den sogenannten Randstaaten auch Lettland frei, jetzt wieder auf dem Bauch vor England, das die Häfen besetzte und Geschäfte in Stadt und Wald zu machen begann. Und nun mußten die Balten fort. Von den Russen wollte Lettland nichts wissen, aber ein russisches Gesetz ließen sie gelten. Das bestimmte, daß Ausländer im Lande nicht besitzlich sein dürften. Und so zog der Staat etwa $6^1/_2$ Millionen Morgen Grundbesitz ein, der Adel konnte als Bettler von der Väter Scholle gehen. Der Hohn scholl ihm nach, eigentlich müßte er noch nachzahlen für die 700jährige Nutznießung fremder Erde.

Und nun begann Volksbeglückung in verwegenstem Maßstabe. Wer immer Land wollte, der bekam welches, einerlei, ob er es bebauen konnte oder nicht. Dabei fuhren sie sich bei der Besitzergreifung gegenseitig an die Kehle, da es keinen Deutschen mehr zu drangsalieren gab. Land wurde als Belohnung verschenkt, einer lettischen Dichterin für einen Freiheitssang gleich ein ganzes Schloß mit Zubehör, einem reichsdeutschen Renegaten dafür, daß er sich lettisch hatte umfrisieren lassen. Man hatte es ja. Wohin mit der Masse?

Wohl sollte dem Edelmann so viel Land bleiben, als er selbst bearbeiten konnte. Und viele gingen darauf ein, nur um in der Heimat bleiben zu können. Als aber ihre früheren Knechte, der neuen Wirtschaft überdrüssig, sie mit Hurra empfingen und ihnen Ehrenpforten bauten, wurde verfügt, daß sie wohl Land haben könnten, aber nicht um ihren alten Wohnsitz herum. Irgendwo sollten sie sich eine Erdhütte bauen. Denn die Schlösser mit den altherrlichen Einrichtungen hatten auch schon Liebhaber gefunden. Es wurde munter drauf los gestohlen.

Ist es doch vorgekommen, daß eine Baronin in elendem Leiterwagen von ihrem Gute fortfuhr, während ihr Viererzug mit irgendeinem der zahllosen, nichtsnutzigen, faulenzenden Beamten stolz an ihr vorbeifuhr. Oder ein frischgebackener Machthaber in Riga gibt eine Abendgesellschaft und ladet großmütig auch Deutsche dazu ein, darunter einen einst reichen, jetzt verarmten Kaufmann. Wie erstaunt der aber, als er im Saale des Letten seine Mahagonimöbel, auf dem Eßtisch sein Silber wiedersieht. Er nimmt den Gastgeber auf die Seite. Der tut entrüstet. Alles soll sogleich ausgeliefert werden. Bis auf den heutigen Tag ist noch nicht eine Gabel, nicht ein Stuhlfuß wieder deutsch geworden. Haben Letten ein Haus in der Stadt nötig, so „nationalisieren" sie es, ganz wie die Bolschewisten, und setzen den Eigentümer, einmal sogar eine deutsche Schule mit 800 Kindern, einfach auf die Straße.

Wie lange kann solch ein Affenspiel dauern? Finanziell ist der Staat schon so gut wie bankrott, weil er eben nur von Raub lebt, ganz wie seine berühmten Vorbilder in Moskau. Ein erstarktes Rußland wird diese Randstaaten allmählich wieder schlucken, da es auf die Ostsee nicht verzichten kann. Dann wird es mit allem Fastnachtsspuk zu Ende sein, und England und Frankreich werden nicht mehr dreinreden.

So haben die Letten zu allen Zeiten wie Perlmutter geschillert und sind schlecht geworden, wurzelkrank. Und das ist schade, denn sie waren tüchtig und gut. Daß auch noch alter Wert unter ihnen lebt, der unter veränderten Verhältnissen gern wieder mit den Deutschen nachbarlich wohnen möchte, ist sicher. Nur wagt er sich noch nicht vor den Marktschreiern hervor.

Der Balte aber weicht von der angestammten Scholle nicht, trotz aller im Auslande lebenden Flüchtlinge. Durch die Not eines Besseren belehrt, wird er unter veränderten Verhältnissen in der Heimat wieder bodenständig werden, wird vielleicht noch eine historische Rolle zu spielen haben als Vermittler zwischen Deutschland und Rußland.

Wissen Sie, Herr Justizrat, wieweit kurische Treue geht?

Da war einmal ein kurischer Arzt, den das Schicksal nach Südrußland, nach Odessa verschlagen hatte. Seine sechs Jungen aber waren in Kurland geblieben. Als es zum Sterben kam, da hatte er bestimmt, da er nicht nach Kurland gebracht werden konnte, daß wenigstens kurische Erde ihm auf das Herz gelegt werden sollte.

Seine Söhne brachten ihm die Erde und trugen ihn auf ihren Schultern zu Grabe, drei rechts, drei links vom Sarge. Etwas gefühlvoll, nicht wahr? Aber kurisch durch und durch.

Nichts zu machen. So sind wir nun einmal.

Unverbesserlich. Deutscher als deutsch.

Das neuste erzählende Werk von Carl Worms, der Roman: Edelrost beginnt im nächsten Heft zu erscheinen!

Gustav Jagerspacher

Von Dr. Georg Jakob Wolf

In der Galeriestraße in München, inmitten alter, baufälliger Häuser, die sich hinter dem Hofgarten um einen Isararm zusammenducken, benachbart seelenlosen Miethäusern ohne Physiognomie, steht ein primitiver Holzschuppen, der der eissportlustigen Münchner Jugend als die „Künstliche Eisbahn" bekannt ist. Kaum hatten hier alljährlich zu Anfang April die Eisläufer und Eisläuferinnen zum letzten Male ihre Künste gezeigt, so zog (bis zum Frühjahr 1920 wenigstens war dies der Fall) eine andere Künstlerschar in den Holzschuppen ein: die „Neue Sezession".

Zu dieser Gruppe junger Münchner Maler, Graphiker und Bildhauer schloß sich kurz vor Kriegsausbruch unter Albert Weisgerbers Präsidium zusammen, was „des trocknen Tons nun satt" war, was sich der „alten" Sezession, der Gruppe um Habermann, Stuck, Samberger, Zügel, Keller, entwachsen glaubte und der Meinung war, der Impressionismus der Münchner Spielart sei tot oder liege wenigstens in den letzten Zügen, und es sei nun an der Zeit, durch Experimente, die sich an den Expressionismus und seine Seitenströmungen anlehnen, neues Leben, frische Bewegung in die Münchner Kunst und in das Münchner Kunstleben zu bringen. Der Becher schäumte wohl über, mancherlei Unbilliges geschah, und Entgleisungen gab es in Menge. Die frühesten Ausstellungen der „Neuen Sezession", zunächst einmal, bis man in der „Künstlichen Eisbahn" ein Unterkommen fand, im Kunstverein veranstaltet, riefen Stürme der Entrüstung wach; sie sprangen auch mit einer Kühnheit, die nichts weniger als diplomatisch war und auch bei Gutgesinnten, der jungen Bewegung Wohlgewogenen schärfsten Widerspruch wachrief, jeder gewohnten und



Männer in der Schenke. 1913



Straßenmusikanten. 1913

waren gewissermaßen Kollektivausstellungen einzelner zu einer Gruppenausstellung der Gesamtheit zusammengebaut.

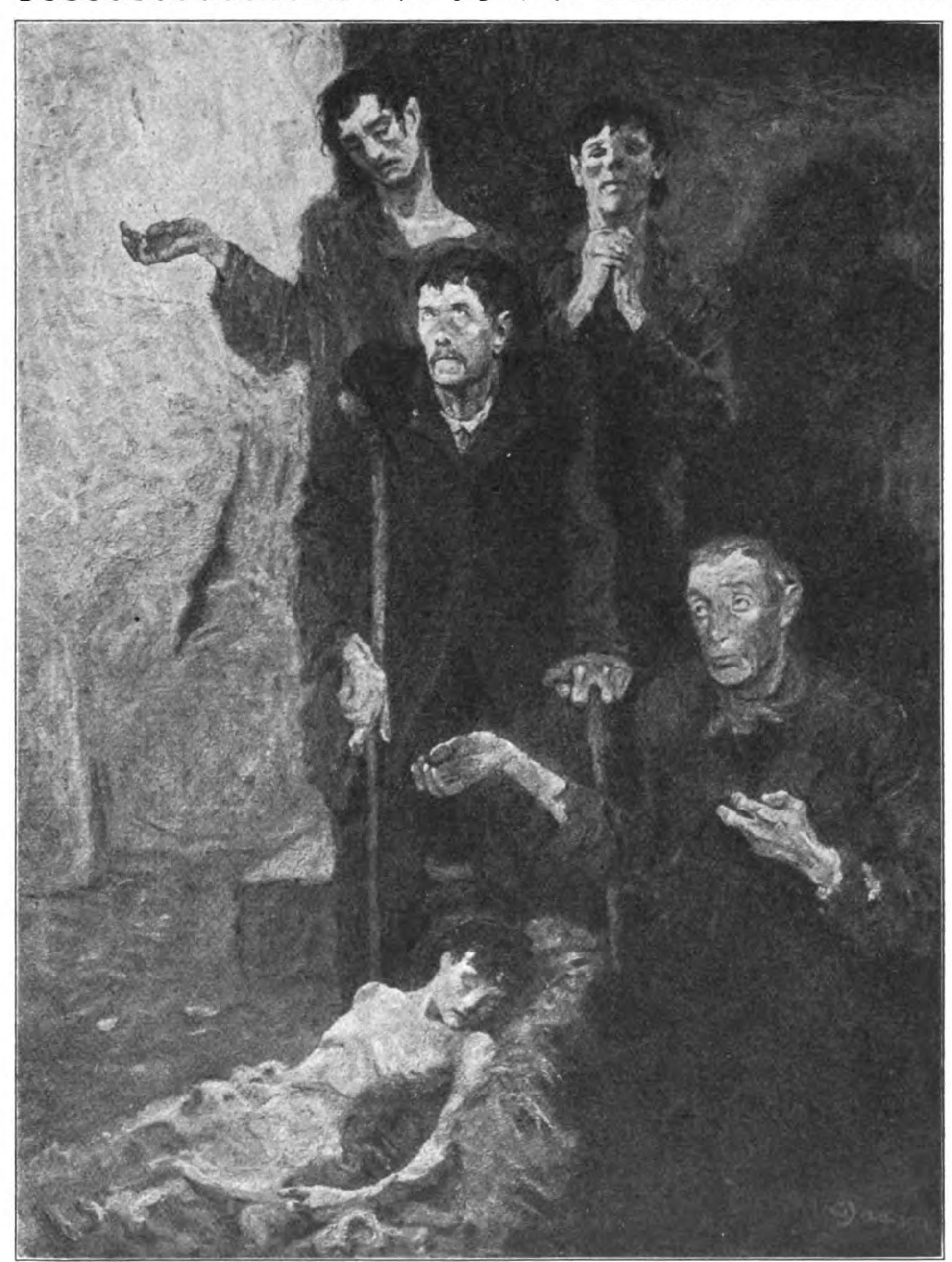
Einer stand als überlegener Künstler und Könner in dieser Gruppe von Anbeginn: Gustav Jagerspacher. Obwohl er nicht ins Blaue hineinexperimentierte wie seine Nachbarn zur Rechten und zur Linken, sich auf malerische Sensationen weder in Hinblick auf die Stoffstellung noch die Koloristik einließ, zog er doch durch die Ausstrahlung seines künstlerischen Wesens an: alsbald wurde einem bewußt, daß hier ein Außerordentlicher, zu Hohem Berufener einem gegenübertrat, ein Maler von vielen Graden; inmitten Werdender und Ringender ein Reifer, der es aber nicht aufgegeben hatte (und nie aufgeben wird), Sucher und Kämpfer zu sein, kein trüber Gast, sondern einer, der das „Stirb und werde!" Goethes zum Losungswort erwählt: nur daß ihm das Goethesche Sterben niemals Preisgabe des als richtig und im Entwicklungssinn vorwärtstreibend Erkannten hieß, und daß ihm, dem wirklichen Könner, das Werden, d. h. das Wiederaufbauen aus den Elementen des Preisgegebenen, stets leicht fiel und etwas Selbstverständliches war. Für viele schien, wenn sie von Jahr zu Jahr aufs neue vor Jagerspachers Bilder traten, diese Entwicklung äußerlich kaum wahrnehmbar; mag sein, daß das lautere und geräuschvollere Experimentieren der Weggenossen Jagerspachers sein stilleres Wesen und Werden

vertrauten Form entgegen, und manches Werk dieser Ausstellungen schien ausschließlich um des Widerspruchs willen gemalt oder wenigstens aus Opposition gegen Bestehendes in die Ausstellungen aufgenommen. Und doch: mochte sich der Most noch so absurd gebärden, den Wein verspürte man, und als erst einmal die Gruppe sich stabilisiert hatte, da betrat man keine andere Münchner Ausstellung mit so hochgespannten Erwartungen, mit so sehr zu Widerspruch wie Anerkennung bereiten Gefühlen als die der Neuen Sezession im Holzschuppen der Künstlichen Eisbahn.

Man verstand es dort, über das positive künstlerische Ergebnis aus Ingenium und Arbeit, über das Einzelkunstwerk hinaus durch die Aufmachung, die Art des Hängens der Bilder, die nicht nach dekorativ-repräsentativen Gesichtspunkten erfolgte, sondern etwas erfrischend Improvisiertes zur Schau trug und gewissermaßen die intime Atelieratmosphäre in die Ausstellung leitete, eine Stimmung zu erwecken, wie sie dem internationalen Kunstbummler sonst nur von den Pariser Ausstellungen, insbesonders vom Salon der Unabhängigen her bekannt und lieb ist. Und man fand sogleich den Weg zu den Künstlern, die immer am stärksten ansprachen, und hatte ihr Werk geschlossen beisammen, nicht über die Säle hin zerstreut, sondern das, was sich hier bot,



Gang zur Richtstatt. 1911



Bettlervolk. 1912. Galerie Caspari, München

übertönte, mag sein, daß man bei der „Neuen Sezession“ mehr Revolution als Evolution erwartete. Die gelegentlich gefallene Äußerung, Jagerspacher befriedige innerhalb der neuen Kunst, die uns des Malerischen entwöhnte, mit seiner betont malerischen Kultur ein im wesentlichen rückläufiges Bedürfnis, kann nur dann angenommen werden, wenn unter „rückläufig“ verstanden wird: Fortschritt, Evolution, aber ohne Preisgabe der besten Überlieferung, ohne Preisgabe höchster Vollendung auch nach der malerisch-technischen Seite hin. Somit: die (scheinbare) Stetigkeit der Kunst Jagerspachers inmitten eines aufgeregten Treibens gab der Gruppe den Pol, und als Gesamtleistung war sicher

das Bedeutendste der Ausstellungen das, was von Jagerspacher kam. Desto überraschender war es, daß vor etwa zwei Jahren Jagerspacher aus der ‚Neuen Sezession‘ ausschied. Man muß im Interesse der Vereinigung und der Münchner Kunst bedauern, daß nicht alles versucht wurde, für Jagerspacher die Möglichkeit eines Verbleibens auch innerhalb einer im wesentlichen andersgearteten künstlerischen Gruppe zu schaffen. Die „Neue Sezession“ hat sich damit eines Führers begeben, hat in das Ensemble ihrer Ausstellungen eine Bresche gelegt; es gibt viele, die sich die „Neue Sezession“ ohne Jagerspacher überhaupt nicht denken können. Mögen auch viele prachtvolle Künstler, entschlossene Neuerer, mancher tatsächlich ein Pionier, der in künstlerisches Neuland vorbricht, in diesen Reihen stehen — die Lücke bleibt bestehen: es ist keiner unter den jüngeren und älteren Malern Münchens, vielleicht ganz Deutschlands, der diesen leeren Platz ausfüllen könnte, denn Jagerspacher ist ein Eigener, eine Ausnahmserscheinung, eine Individualität im ursprünglichsten und höchsten Sinn.

Es war eine schöne Geste und vielleicht mehr als dies, daß der Münchner Kunsthändler Georg Caspari, dessen ausdrucksvolles Bildnis, ein echtes, vornehmes Herrenporträt, Jagerspacher geschaffen, alsbald nach Jagerspachers Ausscheiden aus der „Neuen Sezession“ eine umfassende Sammelausstellung von Werken des Künstlers veranstaltete und damit den Kunstfreunden in nachdrücklichster Weise vor Augen führte, wer Jagerspacher ist und was er in seiner Kunst vermag. Was Caspari zeigte, das war ein Querschnitt durch das Schaffen Jagerspachers, wie es etwa im Jahre 1920 in die Erscheinung trat; etwa vierzig Arbeiten aus drei Schaffensjahren waren zusammengebracht, wohl die Gesamtproduktion des Künstlers aus diesem Zeitabschnitt. Quantitativ nicht eben viel, aber darin ein guter Ausdruck eines wesentlichen Zuges des Künstlers, der kein Vielmaler ist, nur ausgereifte, innerlich und äußerlich ganz fertige Arbeiten aus dem Atelier gibt und das Herumfahrenlassen von Skizzen, Studien und „morceaux“ bei Händlern und Sammlern nicht liebt.

Bevor wir aus der Betrachtung dieser Querschnitt-Ausstellung Rückschlüsse ziehen auf Jagerspachers künstlerische Eigenart und seine Stellung im heutigen Kunstleben Deutschlands zu bezeichnen suchen, ist einiges über seinen Entwicklungsgang und über frühere Werke zu sagen, die hier auch in Abbildungen erscheinen.

Gustav Jagerspacher, der heute des Lebensmittags feierliche Zeit erreicht hat, ist nach Geburt und Nationalität Österreicher. Er kam schon in jungen Jahren mit dem heftigsten Drang zur Kunst nach München, wo er in das Atelier des von ihm sehr geschätzten magyarischen Malers Simon Hollósy eintrat, der ihn technisch ungemein förderte. Auf die Münchner Lehrjahre, bitter und



Liegender Akt. Galerie Caspari, München



Der Geiger. Sammlung Arbini, München

entsagungsvoll, folgten die Wanderjahre mit dem entscheidenden, wenn auch kurzen Aufenthalt in Paris, wo mehr als alle anderen Eindrücke Edouard Manets Werk und Wesen für ihn schicksalhaft wurde; daneben scheint er sich allerdings auch die Bilder Ribots und Delacroix' gründlich angesehen zu haben, wie auch die Schöpfungen gewisser alter Meister (Tintoretto, Greco) ihm nicht stumm blieben und wohl lebenslang in ihm nachwirken werden. Die Atmosphäre des Pariser Künstlertums, des Pariser Lebens überhaupt gab ihm genug mit, half ihm weg über viele schwere und bittere Tage, die ihm, der selbst ein leidender und darum mit allem Erdenleid und Elend mitempfindender Mensch ist, lange, lange beschieden waren. Jagerspacher war in seinen Anfängen scheu und befangen; er hielt es nicht wie andere Weg- und Zunftgenossen, die gar nicht früh genug an die Öffentlichkeit kommen können und die sich nicht genug tun können, Ausstellungsgelegenheiten zu suchen und das Interesse der Kritik auf sich zu ziehen. Ich erinnere mich, gelegentlich im Glaspalast Werken Jagerspachers begegnet zu sein — nie aber scheint er mit einer Kollektivausstellung herausgetreten zu sein, und so begab sich das Überraschende, daß Jagerspacher der großen Öffentlichkeit, soweit sie sich für Kunstdinge interessiert, erst durch die „Neue Sezession" als ausgegorener, reifer Künstler vorgestellt wurde.

Bilder von unterwegs, Staffeln zur Höhe, Entwicklungsstationen: wir sehen sie in Gemälden wie dem „Musikantenpaar" mit Gitarre und Zieharmonika, dem „Gang zur Richtstatt", den „Zigeunerkindern", den „Zechern", denen sich, als gleichfalls Werke, die vor dem endgültigen „Stil" Jagerspachers entstanden, „Bettlervolk", „In der Schenke", „Unglücksfall" und „Füsilierung" anschließen. Was die Stoffsetzung dieser frühen und früheren Gemälde anlangt, so bekundet sich darin Jagerspachers Konzentration auf das Figürliche und seine in ihren Gründen vorhin angedeutete Neigung für jenes Stoffgebiet, das man zur Zeit der Hochblüte des Impressionismus die Elendsmalerei oder Arme Leut'-Malerei nannte. Jagerspacher ist „innerlich voller Figur", wie einmal ein großer Vorgänger von sich sagte, und er versteht sie auch, aus sich herauszureißen. Er konzentriert sein Interesse so sehr auf diese Figur, ist mit ihrer Gestaltung so vollauf beschäftigt, daß ihm für Umwelt und Hintergrund nichts mehr übrig bleibt. Nur bei einer kleinen Gruppe seiner späteren Bilder spielt die Landschaft im Hintergrunde eine gewisse Rolle; von den

Bildern der früheren Zeit findet man räumliche Tiefe nur bei dem Gemälde „Füsilierung“: hier dient sie dazu, die Stimmung der Verlassenheit, der grauenvollen Hilflosigkeit, der Preisgabe an ein unerbittlich grausames Schicksal zu steigern. Sonst sind Jagerspachers Figuren und Gestalten meist vor neutralen Hintergrund ohne räumliche Tiefe gestellt, oft genügt dem Künstler ein Farbton, der den farbigen Akkorden des Vordergrundes als vermittelnde, abdämpfende oder steigernde Folie dient, bei Bildern wie dem „Gang zur Richtstatt“, dem „Bettlervolk“ oder bei späteren Gemälden religiösen Motivs kümmert sich der Künstler auch nicht um die Perspektive; ebensowenig kümmert ihn das Stilleben, dem in der heutigen Kunstproduktion, gerade bei den Modernsten, eine große Rolle zugedacht ist: allerdings fehlt manchen Bildern Jagerspachers eine gewisse Stillebenhaftigkeit nicht (im Gegensatz zur malerischen Dramatik), aber dies ist Stillebenhaftigkeit in der Tiefe, die nicht schaubar wird, Stillebenhaftigkeit, wie wir sie von Leibl her kennen.

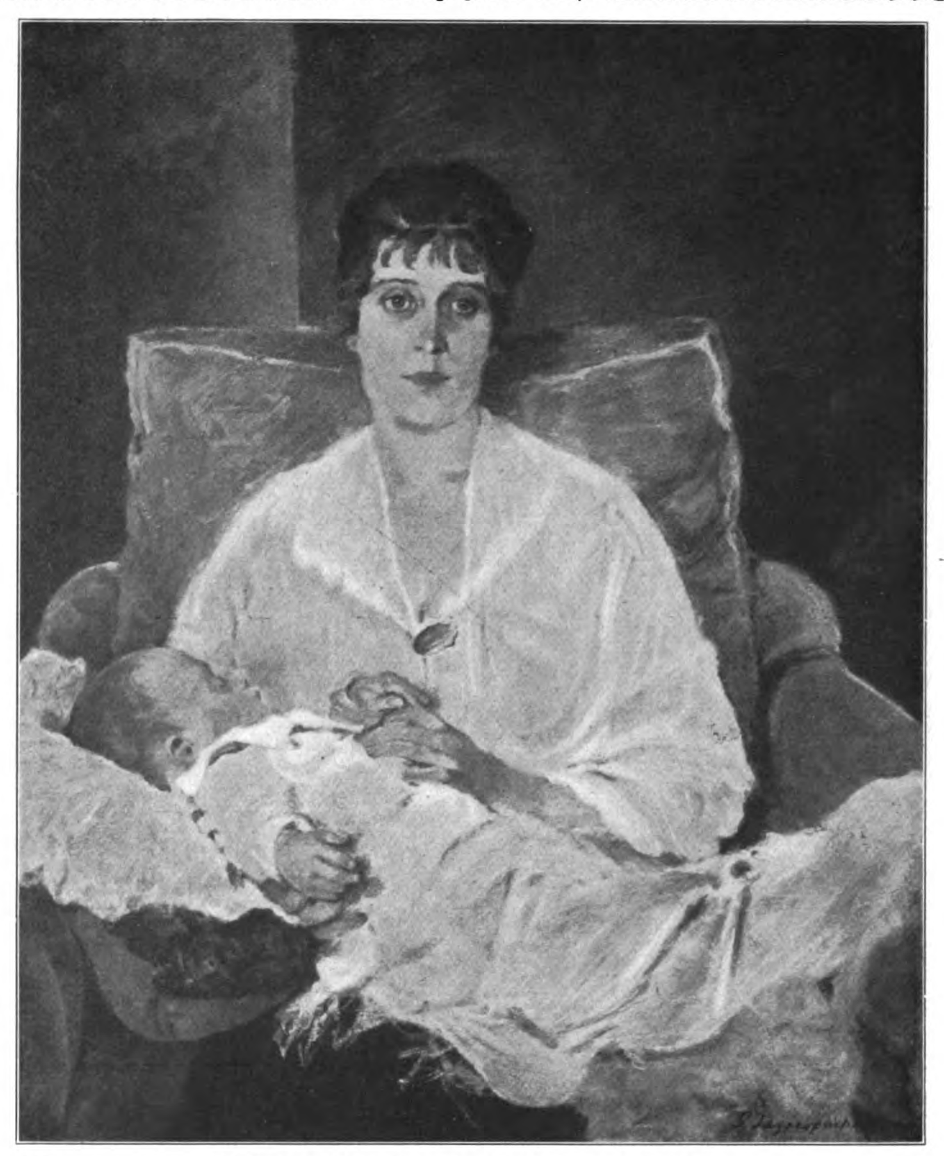
Desto nachdrücklicheres und größeres Gewicht legte Jagerspacher von jeher auf die Charakteristik seiner Gestalten und innerhalb dieser Charakteristik auf starke Kontrastwirkungen. Man betrachte einmal dieses Gesicht des Mörders, den sie zur Richtstatt führen, wie das Verbrechertum, gepaart mit Trotz, wie aber auch Todesangst und Grauen vor dem Ungewissen, das hinter dieser Stunde liegt, aus diesen Mienen zu lesen ist, und wie dieser Ausdruck gesteigert wird durch das stumpfe, undurchdringliche Betergesicht des Priesters und die Verzweiflungsmiene des geduckten Weibes, endlich durch die wechselvollen Physiognomien der begleitenden Schar, auf deren aufgeregten Gesichtern die mannigfaltigsten Empfindungen stehen. Noch drastischer wird diese Charakterisierungsabsicht bei dem Gemälde der Zecher, die die vier Temperamente und ihr Reagieren auf den Alkohol veranschaulichen; übrigens tritt gerade bei diesem Bild die Vernachlässigung des Räumlichen, die mangelnde Wirkung in die Raumtiefe deutlich hervor: die vier Männer drängen sich, finden nicht Platz, kleben auf- und übereinander, doch ließ sich Jagerspacher dadurch nicht anfechten: wichtiger als dieses Element der Bildökonomie war ihm Schärfe der Charakteristik. Unwillkürlich denkt man an Daumier, aber nicht so fest an den Maler als an den Karikaturisten Daumier. Ein Bild wie das der vier Zecher-Temperamente weist mit seiner beabsichtigten Literaturhaftigkeit ins Gebiet des Karikaturistischen, des Illustrativen. Die Möglichkeit hätte bestanden, daß damals, als ihm dieses Bild gelang, Jagerspacher von einem findigen Redakteur eines Karikaturenblattes, etwa des „Simplizissimus“, hätte geholt werden können. Ich weiß nicht, ob er in jenen für ihn so schweren Zeiten der Versuchung widerstanden hätte; auf alle Fälle: es geschah nicht, und Jagerspacher fand vom Literarischen oder Literaturhaften den Weg zum absolut Malerischen, ohne daß er dabei an Kraft der Charakterisierung eingebüßt hätte. Nur bedient er sich jetzt dazu rein malerischer Mittel.

Der Emporgang Jagerspachers vollzog sich rasch. Es steht außer Zweifel, daß ihn die anregende Umgebung, in die er sich durch die „Neue Sezession“ versetzt sah, der heiße Atem, der hier durch die heftigen Debatten und Diskussionen wehte, förderten und vorantrieben. Von etwa 1916 oder 1917 an wird Jagerspachers Sturmlauf auf das Ziel schaubar. Eine hochbegabte Gattin, gleichfalls als Künstlerin tätig und wie er Mitglied der „Neuen Sezession“, gewann er sich zur Seite, und gefördert wurde er von einem kunstverständigen und menschlich mitempfindenden Sammler; mit diesen Impulsen nahm Jagerspacher alle Kraft zusammen. Er erweiterte seinen Stoff- und Motivumkreis, bereicherte seine Palette, lockerte seine Konturen auf, wurde nun erst wahrhaft malerisch und ließ ein wundervolles Bukett von Farben und farbigen Ensembles aufblühen. Die Elendsmalerei tritt jetzt ein wenig zurück oder erscheint wenigstens in einer geläuterteren, vergeistigteren Form, vor allem kombiniert mit religiösen, biblischen Motiven. Die nehmen fortan im Schaffen Jagerspachers einen breiten Raum ein: hier findet er die Sublimierung tief eingewurzelter Gefühle und Empfindungen aus dem Ich hinausgehoben in das Allgemein-Gültige, in das Weltenweite, Große, Hohe. Die Möglichkeit der Vergeistigung seiner eigenen Nöte und Schmerzen, Bewegtheiten und Hoffnungen ist ihm gegeben. Daneben aber blüht ein anderes auf: die Freude an der Schönheit des weiblichen Körpers. Durch sie und in ihr wird ihm das Korrektiv seiner auf Vergeistigung der Empfindung gerichteten Kunst: das Wohlbehagen am Körperlichen, edle Sinnlichkeit — beide Ströme treffen sich, fluten ineinander, und wo sie münden, eins werden, da thront die Reinheit der Kunst, die Kraft malerischen Ausdrucks, über die Abschilderung hinaus stark und klar, wird sie beiden der gemeinsame Nenner.

Den Jagerspacher der Caspari-Ausstellung von 1920 treffen wir auf diesem Standpunkt, in dieser geistigen Verfassung, in dieser blühenden Kraft der Formensprache, mit dieser vornehmen, schimmernden Palette. Die Mehrzahl der Abbildungen, die unseren Aufsatz begleiten, gehören dieser Periode von Jagerspachers Schaffen an. Den Frauenakten sollen einige Worte besonders gewidmet sein. Es handelt sich um etwa zehn Varianten des gleichen Themas. Als Ausgangspunkt kann man Giorgiones berühmte „Ruhende Venus“ in der Dresdner Galerie nehmen, auch an Tizians liegende weibliche Akte mag man denken. Die breitformatigen Bilder von mäßiger Höhe lassen



Christus und die Krüppel. Sammlung Arbini, München



Mutter und Kind. Sammlung Dr. C. Zitzmann, Erlangen

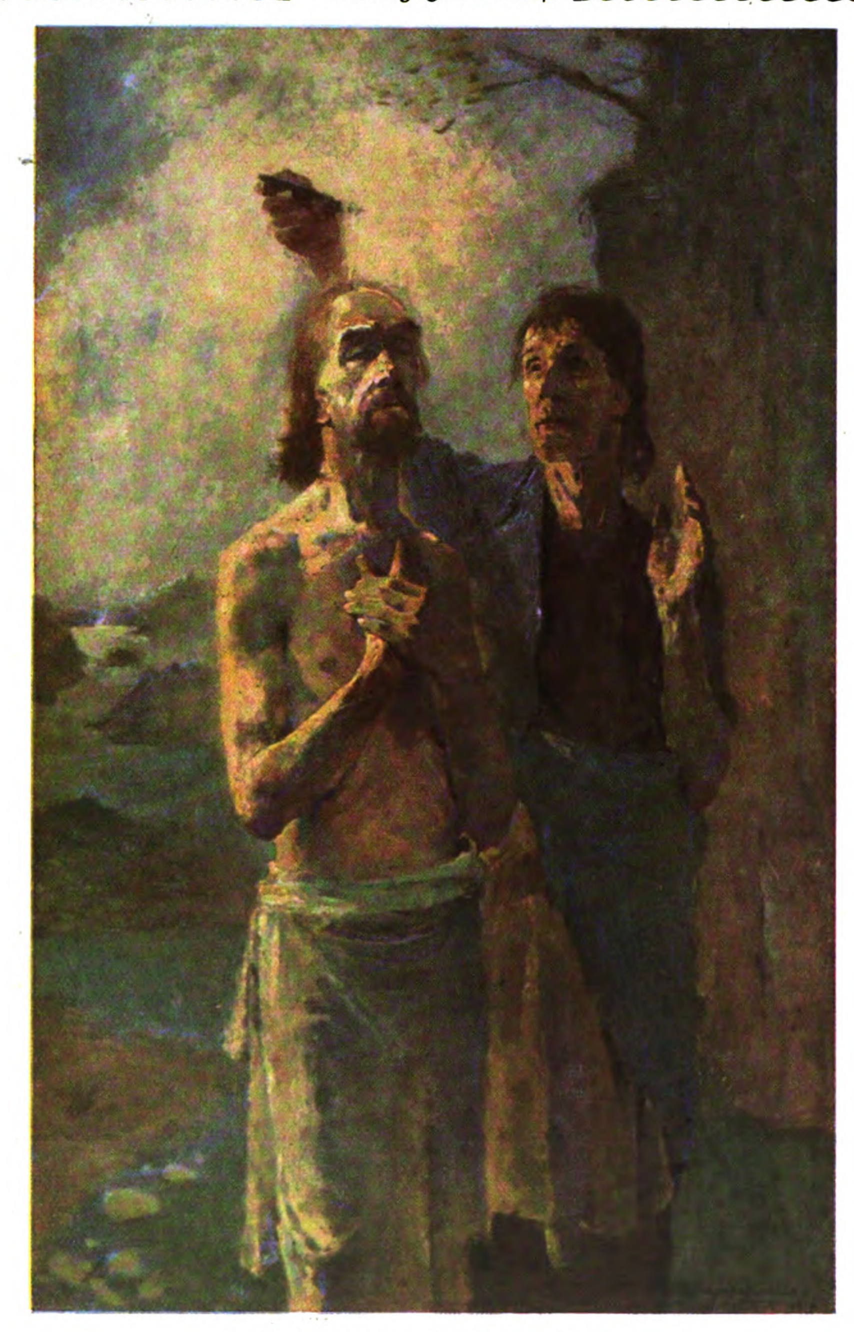
alle einen wundervoll blühenden, in herrlichem Inkarnat erstrahlenden Frauenleib, selig und wohlig zur Ruhe hingestreckt, erschauen. Meist setzt sich das Inkarnat von einem grünen Hintergrund ab. Bei diesen Bildern begibt es sich zuweilen, daß Jagerspacher das Prinzip der Projektion seiner Gestalten auf einen flächigen, neutralen Hintergrund durchbricht. Da ist z. B. einmal der Vorhang des Zeltes, in dem die schöne Nackte schlummert, gerafft, und man gewinnt Ausblick in eine wunderschöne Landschaft, die freilich nicht, wie Giorgiones Landschaft, minutiös durchgeführt ist, nicht ein Landschaftsporträt wie bei dem Maler von Castelfranco, der seine friulanische Heimat zur schlummernden Göttin in Beziehung setzte, sondern Jagerspacher zeigt ein breit hingemaltes Wiesengelände mit einer Baumgruppe und einem blitzenden Gewässer, und diese Landschaft ist einzig um dessentwillen da, das Bild an dieser Stelle zu vertiefen, ihm Raum und Fernblick zu geben. Indessen lenkt dieser landschaftliche Fernblick ebensowenig ab, wie die gleichfalls hier, im Gegensatz zu Jagerspachers sonstiger Praxis, betätigte stillebenhafte Behandlung des Ruhebettes. Hauptsache und malerischer Brennpunkt, in dem sich alle Strahlen sammeln und von dem wiederum alle Wirkung aus-



Bildnis. Sammlung Arbini, München

strahlt, ist die menschliche Gestalt. In Varianten erscheint der horizontal gelagerte Akt — bald lang ausgestreckt, gleichsam hingegossen, bald mit leicht gekreuzten Beinen, doch stets in lasser Ruhe, in weichem Schlummer — in einem Atelierinterieur, dann wieder in einem Schlafgemach, durch dessen offene Tür man auf einen stillebenhaft behandelten Frühstückstisch im Nebenzimmer blickt, endlich in einem Erker mit Ausblick auf die hellgrünen Bäume eines Parkes, und diese Lösung des Motives ist die merkwürdigste, weil sie auf die im untern Bilddrittel hingezogene Horizontale des menschlichen Körpers vom oberen Bildrand her nicht weniger als zwölf parallele Vertikalen herabfallen läßt, von denen ein Teil durch eine oberhalb der kurvigen Körperhorizontale gezogene Parallele gebremst wird. Das ist ein ganz außerordentlicher Bildgedanke, er verbindet Architektonisches mit Koloristischem zu einem unerhört gelösten Ganzen, das so restlos gelang, daß dem Betrachter das Durchdachte der Komposition gar nicht zum Bewußtsein kommt, daß er es als etwas Selbstverständliches hinnimmt: so „schweißlos" ist Jagerspachers Kunst auch den schwierigsten, kompliziertesten Kompositionsproblemen gegenüber.

Die religiöse Malerei Jagerspachers reprä-



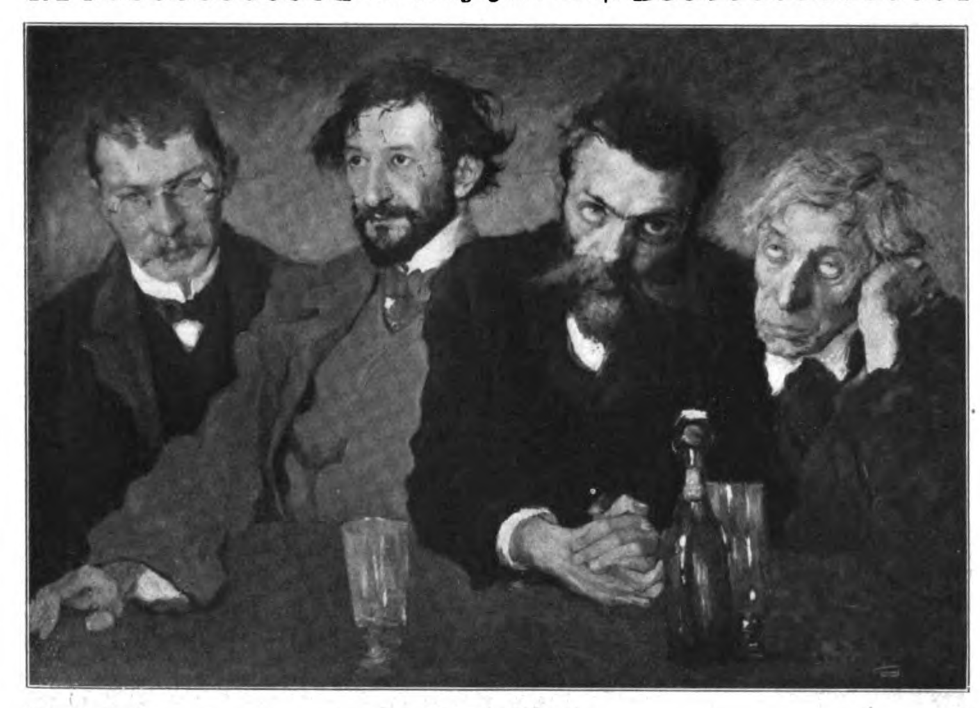
Christi Taufe. Sammlung Arbini, München

sentieren hier die Nachbildungen der Gemälde „Christus und die Krüppel“, die „Taufe Christi“ und „Christi Auferstehung“, denen als ein Hauptwerk dieser Richtung noch der „Ölberg“, ein in steilem Aufbau vor neutralem Hintergrund sich hoch emporreckendes Bild von lebhafter Bewegtheit und großer Kühnheit in den Hell-Dunkel-Kontrasten, ein Hauptwerk der reifen Schaffensperiode des Künstlers, hätte gesellt werden können. Es fällt schwer, vor Jagerspachers religiöser Kunst den Namen des Greco nicht auszusprechen. Es ist geschehen, und so wünsche ich, nicht mißverstanden zu werden. Nicht

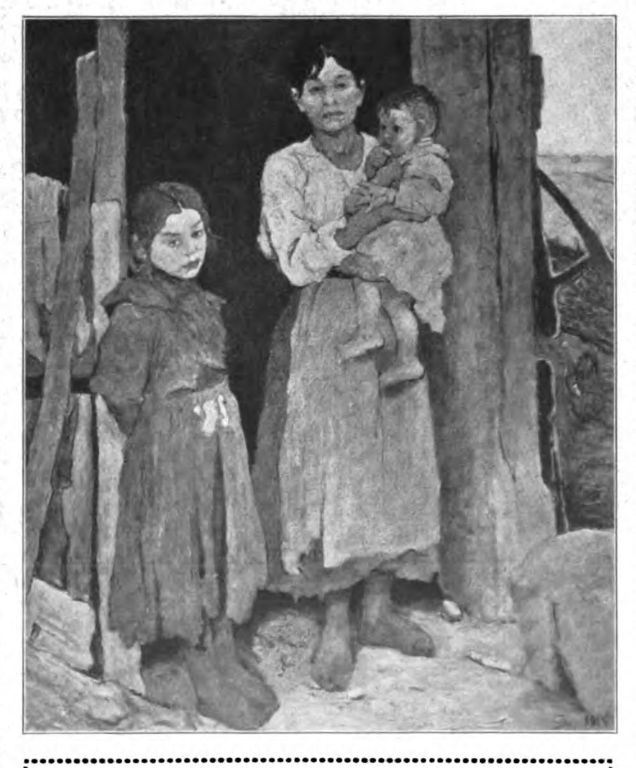


Christi Auferstehung. Sammlung Arbini, München

in Äußerlichkeiten, auch nicht in der Technik, in Kompositionsmomenten oder in der Farbgebung besteht die Berührung mit dem großen Meister von Toledo. Was, für unsere Augen- und Gefühlseinstellung wenigstens, einem den Namen Greco auf die Lippen zwingt, ist die Gleichheit des Temperaments und des formalen Niederschlages dieses Temperaments. Jagerspachers religiöse Gemälde sind keine Andachtsbilder im Sinne der religiösen Malerei etwa der Bellini oder des Moretto. Es sind auch nicht ausgesprochen malerische, d. h. um malerischer Probleme willen gemalte Bilder. Sondern das Geistwesen Jagerspachers verlangt nach diesen großen Möglichkeiten, seine Seele aus-



Die vier Zecher



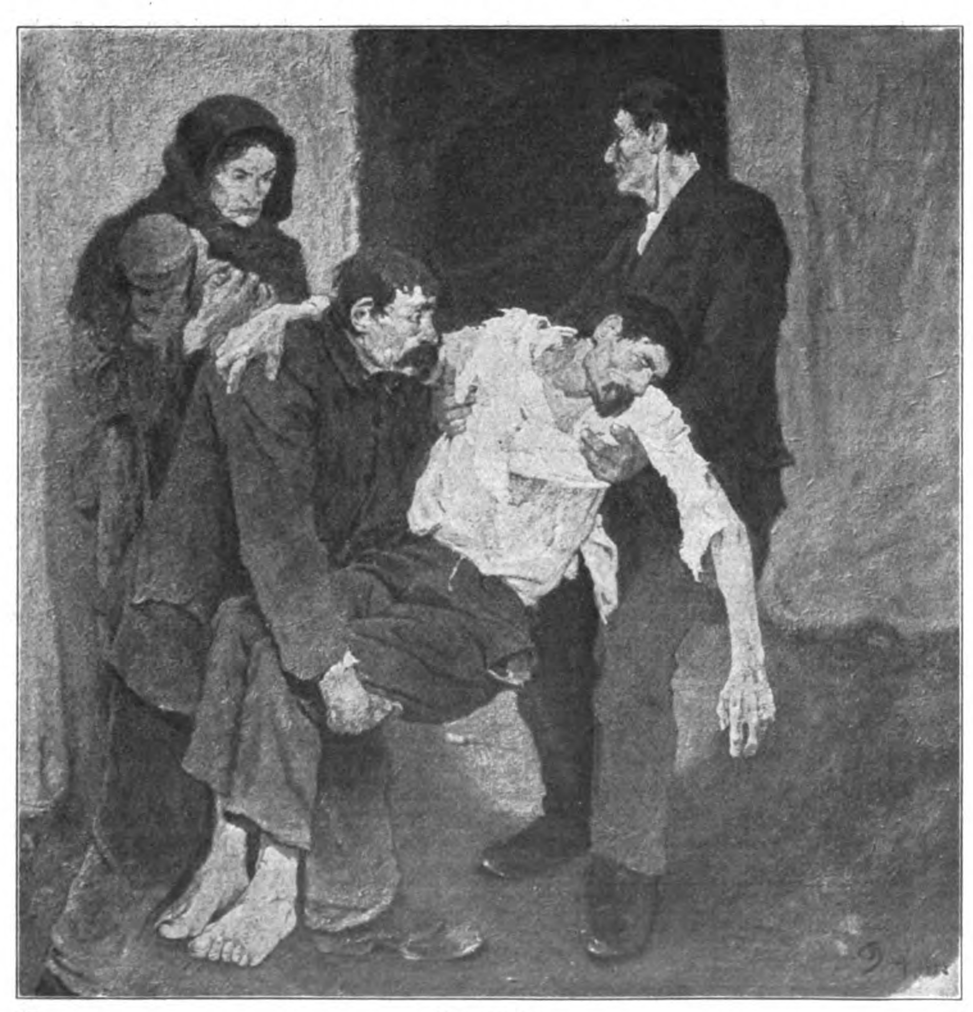
Zigeunerkinder

zuschütten, sein Menschentum hinzubreiten. „Christus und die Krüppel" — hier enthüllen sich Zusammenhänge. Da ist noch die Elendsmalerei des frühen Jagerspacher. Aber war sie da grau und hoffnungslos, ganz erfüllt von verzweifeltem Pessimismus, so bricht jetzt das Licht durch das Düster und erfüllt die leidende Menschheit mit Hoffnung, mit Glanz. Der Messias des Künstlers ist kein strahlender Held, kein schöner Gottessohn, auch in seinem Antlitz, das älter, härter, schmerzvoller ist als es uns von der üblichen religiösen Malerei gezeigt wird, steht geschrieben: Ich leide wie ihr — aber es ist mir Macht gegeben, euch von eueren Leiden zu befreien, und darum werfet alle euere Leiden auf mich! Etwas Großes und zugleich etwas unsagbar Wehes geht von den reliösen Bildern des Künstlers aus, man verspürt geradezu körperlich, daß dieser Christus um der Menschheit willen leidet, todgeweiht ist, daß er das Kreuz der Welt trägt.

So besonders in dem Bild der „Taufe" — das ist nicht ein starkes Seelenbad, sondern in diesem Antlitz zuckt es und wettert's, als ob Feuer auf sein Haupt niederbrannte, als habe er nun das Leid der Welt auf sich genommen. Und selbst bei der Auferstehung ist es nicht ein Sieger, der im strahlenden weißen Licht seinem Sarge entsteigt, sondern ein Mensch, der alle Leiden der Welt durchkostete, der als ein Ankläger eingeht in die ewige Herrlichkeit, zu der ihn Gottes Engel hinaufführt.

Im Kolorit ist allen diesen Arbeiten etwas Geisterhaftes, Mystisches eigen. Jagerspachers Bildnisse hingegen stehen wohl fest im Irdischen und Realen verankert. Zwei Proben von Jagerspachers Bildniskunst begleiten in Reproduktionen diesen Aufsatz. Auf einem der Porträts erschaut man des Künstlers Gattin, die ihm ein früher Tod entriß. Ein Damenbildnis, elegant, mondän, das Mütterliche betonend durch das Baby, das im Arm der Mutter eingeschlafen ist und schlummernd mit den kleinen Fingerchen die Linke der Mutter umfaßt — aber welche Tiefe des Gefühls, Modell wie Künstler gleichermaßen eigen, enthüllt sich dem Beschauer! Und daneben das Herrenbildnis. Aus den bedeutenden Zügen des Mannes spricht Energie, Tatkraft, spricht verhaltenes Temperament. Der Porträtierte ist ein feinsinniger Kunstsammler, der eine ganze Reihe der besten Bilder Jagerspachers sein eigen nennt und dadurch den Künstler wirkungsvoll gefördert hat.

Die Münchner Kunst bedarf der Charaktere, wie Jagerspacher einer ist, bedarf im besonderen seiner als eines Künstlers, der vom Impressionismus die Brücke schlägt zu Bezirken einer geistigeren Art der Malerei, ohne daß er darüber zu irgendwelchen Kompromissen sich gezwungen sähe.



Unglücksfall

Aus Martins Tagebuch

Fragment von Hermann Hesse

Vorgestern war der wichtigste Tag meines Lebens. Da habe ich zum erstenmal etwas erlebt und zu spüren bekommen, was ich vorher gar nicht kannte und wovon mir doch jetzt scheint, ich habe es immer und immer gesucht und geahnt, mein Leben lang.

Es hängt mit den Träumen zusammen. Diese hatten mich ja schon immer beschäftigt, und oft war ich erstaunt und traurig darüber, wie flüchtig Träume sind, wie schnell sie am Morgen vergehen, wie schüchtern sie vor der leisesten Berührung mit der Vernunft davonlaufen. Wie oft, wie unendlich oft in meinem Leben bin ich in meinem Bett erwacht und hatte ein neues Gefühl in mir, etwas Schönes, Anderes, unbeschreiblich Neues, Zartes, Liebes, Seltsames, Witziges! Zwischen mir und der ganzen Welt schien eine neue Beziehung aufgegangen zu sein, ein neuer Sinn schien mir geworden, der die Wahrnehmungen meiner alten, gewöhnlichen Sinne ganz neu verband, bestätigte und auch veränderte. Ein Blinder, der an einer Rose riecht und sie betastet und dem nun plötzlich die Augen aufgehen und zum erstenmal zum Getasteten und Gerochenen auch noch das sichtbare Bild der Blume zu eigen wird, der müßte Ähnliches empfinden. Ich hatte zum Gesicht, zum Tastsinn, zum Gehör, Geruch und Geschmack noch einen weiteren Sinn, ein weiteres Fühl- und Wahrnehmungsvermögen empfunden, oder erfunden. Wenn ich mich dann besann, so fiel mir oft ein Traum oder der Rest eines Traumes ein, den ich in der Nacht gehabt. Ich hatte fliegen können. Ich hatte eine Geliebte gehabt, die ich zu mir herziehen und rufen konnte ohne einen Ton oder Wink, die zart und gefühlig einfach jeder Regung meiner Seele folgte. Ich hatte Luft trinken können wie Wein, oder in Wasser atmen wie in Luft.

Mit dem Gedächtnis an den Traum leuchtete dann immer die neue Empfindung nochmals innig und verlockend auf, schon mit dem wehmütigen Glanz des Abschiednehmenden und Unwiederbringlichen. Dann kamen die Gedanken hinterher, das völlige Erwachen und Bewußtwerden, und der Traum und sein Glück wurde ferner und unwirklicher, und wenn ich aus dem Bette stieg, war fast alles schon wieder weg und verloren, und nichts blieb mir zurück als ein leises und banges Gefühl von Verlust und Bestohlensein, gemischt mit einem Gefühl, das ähnlich schmeckte wie schlechtes Gewissen — so als hätte ich etwas Dummes getan, als hätte ich mich geschädigt und selber betrogen.

Manchmal dachte ich dann, eben das Träumen sei es, das man als Selbstbetrug anklagen und abtun müsse. Es war aber umgekehrt: das Träumen war das Wertvolle, und das Abtun, Richten und Verwerfen des Traumes war der Unsinn, war die Schädigung. Einigemal war ich schon ganz, ganz nahe bei dieser Erkenntnis, fühlte sie schon wie einen gefangenen Vogel mir in der Hand flattern, und verlor sie wieder, und blieb traurig und verarmt zurück. — Jetzt habe ich sie in Händen, meine neue Erkenntnis, oder Erfahrung, oder wie man es nennen will.

✱ ✱ ✱

Was ich alsdann für mich allein dachte und spann, ist wohl nicht des Erzählens wert. Aber je älter ich wurde und je schaler die kleinen Befriedigungen mir schmeckten, die ich in meinem Leben fand, desto mehr wurde mir klar, wo ich die Quelle der Freuden und des Lebens suchen müsse. Ich erfuhr, daß Geliebtwerden nichts ist, Lieben aber alles, und mehr und mehr meinte ich zu sehen, daß das, was unser Dasein wertvoll und lustvoll macht, nichts andres ist als unser Fühlen und Empfinden. Wo irgend ich etwas auf Erden sah, das man „Glück" nennen konnte, da bestand es aus Empfindungen. Gold war nichts, Macht war nichts. Man sah viele, die beides hatten und elend waren. Schönheit war nichts, man sah schöne Männer und Weiber, die bei aller Schönheit elend waren. Auch die Gesundheit wog nicht schwer; jeder war so gesund, als er sich

fühlte, mancher Kranke blühte bis kurz vor dem Ende vor Lebenslust, und mancher Gesunde welkte angstvoll in Furcht vor Leiden hin. Glück aber war überall da, wo ein Mensch starke Gefühle hatte und ihnen lebte, sie nicht vertrieb und vergewaltigte, sondern pflegte und genoß. Schönheit beglückte nicht den, der sie besaß, sondern den, der sie lieben und anbeten konnte.

Es gab vielerlei Gefühle, scheinbar, aber im Grunde waren sie eins. Man kann alles Gefühl Wille nennen, oder wie immer. Ich nenne es Liebe. Glück ist Liebe, nichts anderes. Wer lieben kann, ist glücklich. Jede Bewegung unsrer Seele, in der sie sich selber empfindet und ihr Leben spürt, ist Liebe. Glücklich ist also der, der viel zu lieben vermag. Lieben aber und Begehren ist nicht ganz dasselbe. Liebe ist weise gewordene Begierde. Liebe will nicht haben; sie will nur lieben. Darum war auch der Philosoph glücklich, der seine Liebe zur Welt in einem Netz von Gedanken wiegte, der immer und immer neu die Welt mit seinem Liebesnetz umspann. Aber ich war kein Philosoph.

Auf den Wegen der Moral und Tugend war für mich auch kein Glück zu holen. Da ich wußte, glücklich machen kann nur die Tugend, die ich in mir selbst empfinde, in mir selbst erfinde und hege — wie konnte ich da irgendeine fremde Tugend mir aneignen wollen! Aber das sah ich: das Gebot der Liebe, einerlei ob es von Jesus oder von Goethe gelehrt wurde, dies Gebot wurde von der Welt völlig mißverstanden! Es war überhaupt kein Gebot. Es gibt überhaupt keine Gebote. Gebote sind Wahrheiten, wie der Erkennende sie dem Nichterkennenden mitteilt, wie der Nichterkennende sie auffaßt und empfindet. Gebote sind irrtümlich aufgefaßte Wahrheiten. Der Grund aller Weisheit ist: Glück kommt nur durch Liebe. Sage ich nun: „Liebe deinen Nächsten!“ so ist das schon eine verfälschte Lehre. Es wäre vielleicht viel richtiger zu sagen: „Liebe dich selbst so wie deinen Nächsten!“ Und es war vielleicht der Urfehler, daß man immer beim Nächsten anfangen wollte.

Jedenfalls: das Innerste in uns begehrt Glück, begehrt einen wohltuenden Zusammenklang mit dem, was außer uns ist. Dieser Klang wird gestört, sobald unser Verhältnis zu irgendeinem Ding ein andres ist als Liebe. Es gibt keine Pflicht des Liebens, es gibt nur eine Pflicht des Glücklichseins. Dazu allein sind wir auf der Welt. Und mit aller Pflicht und aller Moral und allen Geboten macht man einander selten glücklich, weil man sich selbst damit nicht glücklich macht. Wenn der Mensch „gut“ sein kann, so kann er es nur, wenn er glücklich ist, wenn er Harmonie in sich hat. Also wenn er liebt.

Und das Unglück in der Welt, und das Unglück bei mir selber kam also daher, daß das Lieben gestört war. Von hier aus wurden mir die Sprüche im Neuen Testament plötzlich wahr und tief. „So ihr nicht werdet wie die Kinder —“ oder: „Das Himmelreich ist inwendig in euch.“

Dies war die Lehre, die einzige Lehre in der Welt. Dies sagte Jesus, dies sagte Buddha, dies sagte Hegel, jeder in seiner Theologie. Für jeden ist das einzig Wichtige auf der Welt sein eigenes Innerstes — seine Seele — seine Liebesfähigkeit. Ist die in Ordnung, so mag man Hirse oder Kuchen essen, Lumpen oder Juwelen tragen, dann klang die Welt mit der Seele rein zusammen, war gut, war in Ordnung.

Nichts vermag der Mensch so zu lieben wie sich selbst. Nichts vermag der Mensch so zu fürchten wie sich selbst. So entstand zugleich mit den anderen Mythologien, Geboten und Religionen des primitiven Menschen auch jenes seltsame Übertragungs- und Scheinsystem, nach welchem die Liebe des einzelnen zu sich selber, auf welcher das Leben ruht, dem Menschen für verboten galt und verheimlicht, verborgen, maskiert werden mußte. Einen andern zu lieben galt für besser, für sittlicher, für edler, als sich selbst zu lieben. Und da die Eigenliebe nun doch einmal der Urtrieb war und die Nächstenliebe neben ihr niemals recht gedeihen konnte, erfand man sich eine maskierte, erhöhte, stilisierte Selbstliebe, in Form einer Art von Nächstenliebe auf Gegenseitigkeit. So wurde die Familie, der Stamm, das Dorf, die Religionsgemeinschaft, das Volk, die Nation zum Heiligtum. Der Mensch, der sich selber zuliebe nicht das kleinste Sittengebot übertreten darf, — für die Gemeinschaft, für Volk und Vaterland darf er

alles tun, auch das Furchtbarste, und jeder sonst verpönte Trieb wird hier zu Pflicht und Heldentum. So weit war die Menschheit bis jetzt. Vielleicht würden auch die Götzenbilder der Nationen mit der Zeit noch fallen, und in der neu entdeckten Liebe zur ganzen Menschheit käme vielleicht die alte Urlehre wieder neu zum Durchbruch.

Solche Erkenntnisse kommen langsam, man windet sich zu ihnen in Spiralen hinan. Und wenn sie da sind, so ist es, als habe man sie im Sprung, im Nu erreicht.

Aber Erkenntnisse sind noch nicht Leben. Sie sind der Weg dazu, und mancher bleibt ewig auf dem Wege. Auch ich ahnte den Weg, glaubte ihn bestimmt zu wissen, und kam doch nie so recht vorwärts auf ihm. Es gab Fortschritte und Rückschritte, Eifer und Mißmut, Glauben und Enttäuschung. Und vermutlich wird es die immer geben.

Jetzt bin ich einen Schritt weiter, seit vorgestern. Da ist es mir zum erstenmal geglückt, etwas festzuhalten, was sonst immer auf der Flucht war, etwas eine Weile zu eigen zu haben, was ich sonst nur wie einen fernen Goldvogel fliegen sah.

⁂

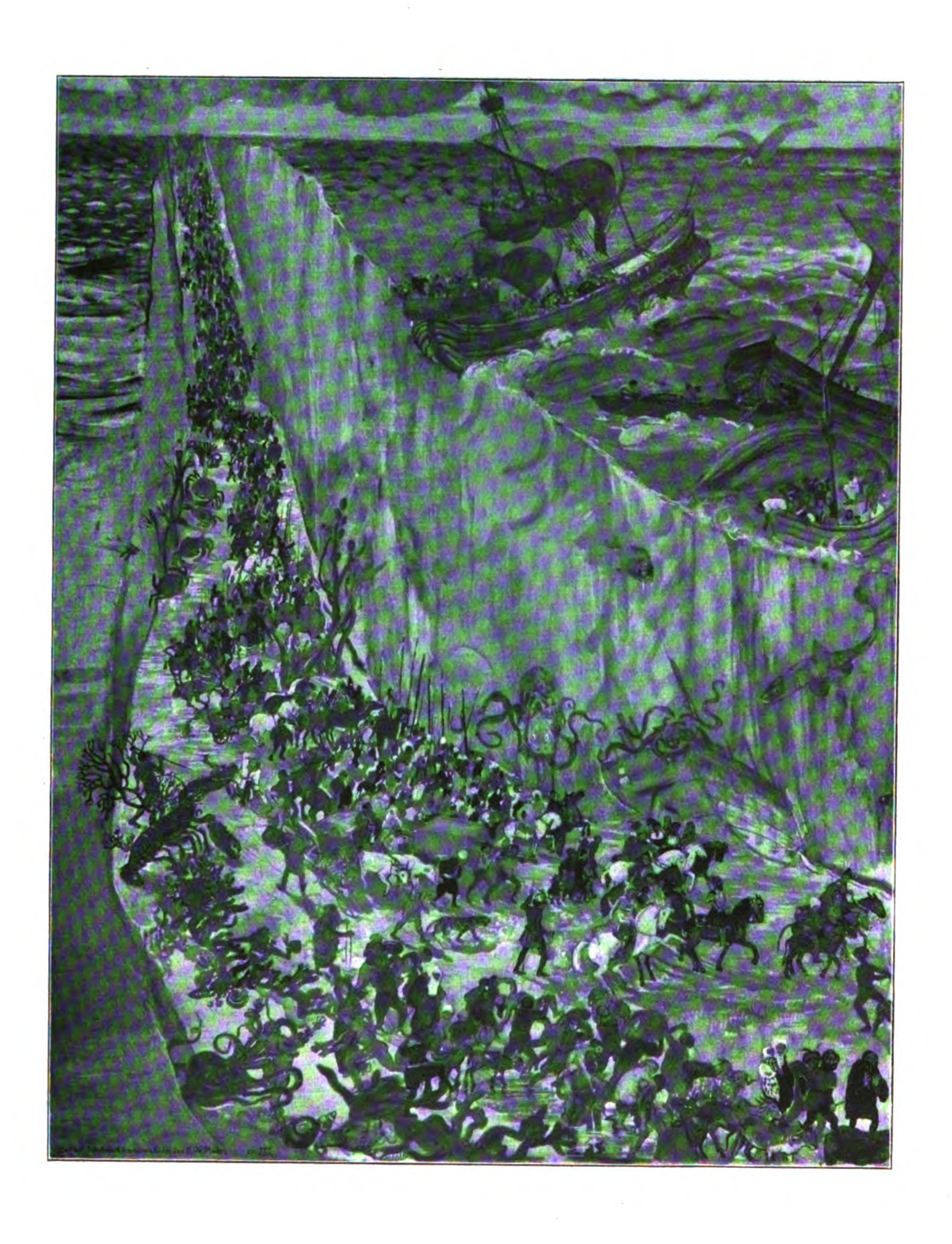
Mein Erlebnis ist dieses: ich habe vorgestern zum erstenmal den Sinn und das Glück, das Wesen und die Lehre eines nächtlichen Traumes mit in den Tag hineingenommen. Ich hatte stundenlang Beziehungen zur Welt, die man sonst nur im Traume hat. Ich hatte stundenlang Fähigkeiten, die man sonst am Tage nicht hat.

Ich werde mich hüten, das zu erzählen. Dies erste Erlebnis ist mir viel zu lieb, viel zu zart, viel zu heilig, viel zu schimmernd und geheimnisvoll golden, als daß ich versuchen möchte, es in die Finger zu nehmen, es mit Gedanken, Worten und Tinte zu beschmutzen.

Aber das Erlebnis hat sich wiederholt, gestern und heute. Ich wünsche, daß es sich an hundert und tausend, an allen Tagen wiederhole, es soll aufhören, ein Geheimnis und Wunder zu sein, es soll Tag und Natur werden, soll mir gehören und zur Selbstverständlichkeit werden.

Sonntagsgang. Von Hugo Salus

Ragend die mächtige Burg; ihr zu Füßen Straßen und Plätze,
Von Palästen umsäumt, Namen geschichtlichen Klangs.
Durch die herrlichen Tore, von Künstlerhänden geschmiedet,
Träumen den Traum ihrer Herrn jetzt noch die Gärten: zur Burg.
Prächtige Dome und Kirchen, draus Orgelchoräle erklingen,
Denkmalheilige schaun aufwärts. O senkt doch den Blick!
Her in das Mittelalter führt mich manch sonniger Sonntag.
Immer find' ich mich dann, durch seinen Namen verführt,
In der vornehmen Stille inmitten „am Grandprioratsplatz“:
Da schwelgt mein Blick in Barock, in Frührenaissance, Rokoko.
Dann geh' ich still davon, ganz jenseits der Hast unsrer Tage,
Aus der geschichtlichen Zeit trete ich in ein Idyll.
Auf einem Brückchen aus schwarzem Holz erwache ich träumend,
Drunter ein gründunkler Bach schläft unterm Blätterdach.
Welch ein Blick für das Auge! Im Spiegel des Wassers die Blätter,
Dessen gleißendes Grün wandelt das Wasser in Glas.
Doch bachaufwärts ist's hell; der Baumwall ist unterbrochen,
Schwarz eine Holzbrücke führt über den Bach dort wie hier.
Schwarz doch im Sonnenglast liegt sie, dahinter schließt sich das Blattgrün.
Ich bin selig im Schaun: ich fühle Kunst wie Natur.



Durchzug durchs
Rote Meer

Gemälde von
Oskar Laske

(Ausstellung des Hagenbundes 1921, Wien)

Das Joch — Novelle von Vicki Baum

Als Florentin auf der Paßhöhe den Zug verließ, griff Bergluft stark in sein Gesicht. Gleich sah er nach dem Zwölferkopf, sein Auge war schon bereit, die vertraute Kontur in sich aufzunehmen. Die Häupter standen da wie Freunde, in goldenen Nachmittagsnebel hintereinander geschichtet. Auf alten Tarockkarten sehen Berge so aus, so naiv an Perspektive, so klein und blau ins Ferne wandernd. Das Joch zwischen Zwölferkopf und der roten Nadel war von einer tiefen, einzeln schwebenden Wolke verdeckt, auch die rote Nadel streckte ihr spitzes Dolomitgezacke nur da und dort zwischen Dunst und Glast hervor. ‚Man wird bis zum Vollmond warten müssen, der trinkt den Nebel,‘ dachte Florentin, ein wenig Ungeduld im Herzen.

Unter seinem Fuß knirschte heimatlich der rote Kies, wie er nach vorne ging, auf sein Gepäck zu warten. Die Maschine ruhte vom Anstieg aus und trank durstig das kalte, berghergeleitete Wasser. Die Luft war wie eine starke Hand, auch schmecken konnte Florentin sie nun, sie war bitter, er liebte diesen Geschmack über alles. ‚Schafgarben,‘ dachte er und erinnerte sich. Sie wuchsen am kleinen Stationsgärtchen entlang und waren nicht weiß wie im Tal, sondern so, als spiegle rote Sonne in ihnen. Im Gärtchen grüßte eine blaue Vorstandsmütze militärisch. „Auch wieder im Land, Herr Baron?“ fragte der Stationschef und freute sich augenscheinlich. „Viel Fremde hier?“ fragte Florentin. „Es geht. Wenn wir mit zwei Maschinen fahren, können wir die Ehemänner grad noch schleppen.“

Florentin lachte kurz durch die Nase und schaute am Zuge entlang.

Da waren die Ehemänner und nahmen langwierigen Abschied. Am Sonnabend kommen sie an, bringen ihre abgehetzten Kontorgesichter, ihre Erwerberhände, ihre Besitzermienen zu ihren Frauen. Aus braunen Ledertaschen ziehen sie Aufmerksamkeiten, sie berichten von Streit mit Köchinnen, vertauschter Putzwäsche, Ärger im Geschäft. Sie stoßen biedere, beschlagene Stöcke in Spazierwege, spucken Rauch teurer Zigarren in die herbe Bergluft, im Gasthof verlangen sie Wein und bringen die Gattinnen, die Wirtstöchter, die Kinder zum Lachen. Nach dem Abendessen werden sie schweigsam, nehmen die Frau am Arm zu einem kleinen Verdauungsspaziergang. Durch Tannen hin und bis zum Tafele hinauf wandern rotglimmende Zigarrenspitzen. Nachher gesellen sie sich zu Skat und Tarock. Gattinnen gähnen vorwurfsvoll, die Ehemänner werden wieder schweigsam; über knarrende Holztreppen zieht man langsam ab. Vor zuklappende Türen werden verheiratete Stiefelpaare gestellt ...

Am Sonntag stehen Gatten und Gattinnen spät auf, die Männer sind alle frischrasiert, die Frauen tragen weiße Batistblusen, mit echten Spitzeneinsätzen, die sich den Lodenröcken nicht gesellen wollen. Das Mittagessen enthält einen Extragang. Nachmittag kegelt man, liegt gähnend in Arnikawiesen, schaut die Berge an und sieht sie nicht. Es wird ein wenig langweilig. Langkofler, der Wirt, klappert mit Ketten hinter dem Haus und schirrt den Omnibus an. Die braunen Ledertaschen werden gepackt, die biederen Stöcke wandeln ihres Weges. Liesele rumpelt mit dem Omnibus zur Bahn. Neben dem Stationshaus spielt der Moze auf der Ziehharmonika. Und da stehen die Braven nun und nehmen Abschied bis zum nächsten Sonnabend.

Zugentlang wurde umarmt und geküßt. Florentin dachte: ‚Ob diese Frauen eigentlich in einer Fabrik hergestellt werden? Sie sehen aus, als wären sie immer zum Dutzend gepackt in Schachteln gelegen.‘

Die Ehemänner verschwanden in ihre Kupees, um gleich darauf Fenster herabzulassen, erhitzte Köpfe und zärtlich tätschelnde Hände herauszustecken.

„Hübsches Mädchen,“ sagte Florentin und wies mit dem Kinn auf eine, die vor der ersten Klasse stand.

„Frau Giesinger aus München. Die große Margarinefabrik,“ sagte der Stationschef.

Was sie von den andern Frauen in Frisur und Kleidung unterschied, war nur eine Nüance. Ihr Haar sah man nicht, es war unter einen blauen Schleier gebunden, aber es ließ die Stirne frei; die Hand- und Fußfesseln waren schmal. Und sie hörte mit einem kindlich ernsthaften Ausdruck zu, was Herr Giesinger am Fenster ihr mitzuteilen hatte. „Hauptsächlich darf Fraule keine nassen Füße bekommen, lieber einmal Galoschen anziehen“ — da hustete die Lokomotive; Taschentücher nahmen Abschied.

‚Was für ein Scheusal von Mann,‘ dachte Florentin. ‚Und schade, daß die Frau zuviel Ringe trägt ...‘

Langkofler hielt Florentin große Willkommenpranken entgegen, er hatte nackte Knie und Fußgelenke und sah aus, als wäre er aus unzerreißbaren, ungebleichten Seilen gedreht. Liesele klingelte einladend mit Glöckchen an ihrem roten Netz und spitzte lange Maultierohren.

„Sollst auch Zucker haben, Liesele. Grüß' Gott, Liesele,“ sagte Florentin; die weichen Tierlippen liebkosten so freundlich seine Hand. Die junge Frau mit dem blauen Schleier stand etwas abseits und schaute aufmerksam zu, wie ein artiges, kleines Mädchen; sie hatte braune Augen mit Gold gesprenkelt. Der Langkofler frachtete Ehefrauen in den Omnibus, es war überraschend, wie viele von der dicken Sorte darin Platz hatten. „Ich gehe zu Fuß,“ sagte Florentin entsetzt.

Florentin hob seine beiden Koffer auf das Omnibusdach. Auch das besah Frau Giesinger aufmerksam, ernst und verwundert. Aber als Liesele davonklingelte und Florentin sich zum Gehen wandte, war der blaue Schleier unsichtbar geworden.

Die Stille war mit einemmal so tief, nun, da Zug und Wägelchen verschwunden waren. Man konnte einen Vogel rufen hören. Eine Dorfglocke betete fromm zum Feierabend, auch der Wald wollte nun schlafen gehen. Im Stationsgärtchen wurde eine friedliche Gießkanne beiseite gestellt. Der Vorstand fragte über den Zaun hin: „Und wollen Sie denn heuer Ernst machen mit der roten Nadel?"

„Ja," sagte Florentin und war gleich ganz wach. „Heuer muß sie dran glauben; es hat es doch niemand versucht inzwischen?"

„Versucht, gewissermaßen, Herr Baron; es war ein Herr aus Berlin da, bis zu der zweiten Wand ist er gekommen — man kann sie nicht sehen jetzt, es ist zu vernebelt — aber Sie kennen sie ja, was? Der Jochhauser hat ihn dann heruntergebracht, er war auf Gemsen hinaufgestiegen."

„War denn was passiert?"

„Ach nein, nicht der Rede wert; den Arm gebrochen und den Hosenboden zerrissen."

„Ja, ja, die Berliner Hosenböden," sagte Florentin und lachte.

„Die rote Nadel ist schon ein Luder. Hinaufgelassen hat sie noch keinen; aber heruntergefallen sind schon mehr — sie haben hier einen Aberglauben, ja — Kurasch gehört schon dazu —"

Florentin zieht dahin und hat sein Waldgesicht, er spürt es selbst; es ist sein Gesicht, sein eigenes. In der Stadt hängt ein anderer Florentin im Schrank, ein nachgemachter, einer für die Welt und die Frauen, ein etwas satter, etwas zu kennerhafter, ziemlich berüchtigter Florentin, er hängt da neben sehr gutgeschnittenen Fräcken und hat ein paar Wochen Ruhe. Wie liebe ich den Bergwald, denkt Florentin, wie liebe ich ihn. Immer ist es wie Heimkommen. Erde küßt die Sohlen, ja, wie ein Küssen ist dies Gehen über nachgebendes, duftendes Moos. Am Schlag liegt noch etwas Helle, da riecht es wie Tag: Erdbeeren und harziges Holz. Im Tal sind die Erdbeeren längst vorbei. Die letzten aß man beim Gartenrout der kleinen Gräfin Arkis. Unsinn. Lieber Wald, lieber Abend, liebes, liebes Vergessen.

Glücklich und warmgewandert kam Florentin oben aus dem Bergwald ins Licht. Unten war Abend, hier oben war später Nachmittag, auf der roten Nadel gab die Sonne noch ein Fest von Kupfer, Gold und Ultramarin. ‚Bald,' denkt Florentin, und sein Herz war wieder ungeduldig, ‚bald wird man oben stehen, ganz oben, auf dem Stein, der unbetreten ist, wie Paradiese sind, ganz nah dem Himmel.'

Weiße Serpentinen wandern zum Paßhotel, es steht da oben, fängt mit den Fensterscheiben rote Sonne und hängt sie hin wie Wimpel. So still und klar ist die Luft, daß man hören kann, wie oben Stimmen gehn, wie Liesele klirrend ausgeschirrt wird, und wie die Stalltür zufällt. Florentin zu Füßen weht ein Stückchen blauer Schleier langsam bergan, zögert, steht, zieht weiter. Durch Latschen halb verdeckt schaut Florentin zu und lacht leise in sich hinein. Wie neugierig ist sie, diese kleine Frau. Jedes Gras besieht sie sich, da hebt sie einen Kiesel auf und schaut ihn ernsthaft an, dann einen kleinen, harzigen Föhrenzapfen, ein Büschel dunkelblauer Bergvergißmeinnicht. Es ist hübsch, dieser kleinen Frau mit der ernsthaften Neugiede zuzuschauen. Nun setzt sie sich hin dicht an den kleinen Wassergraben, da hat sie etwas Neues. Florentin legt sich auf den Bauch und rutscht ein wenig tiefer. ‚Du lieber Gott!' sagt er zu sich und ist im Tiefsten erheitert.

Im Graben hat sie ein Zwergengärtchen gebaut, ein Gärtchen, wie man sie auf Kinderspielplätzen findet, abends, wenn alle Kinder heimgegangen sind. Ein solches hatte Frau Giesinger, Gattin eines Margarinefabrikanten, hier angerichtet. Es blühten Vergißmeinnicht wie Sträucher, Zinnkraut gebärdete sich wie Bambus, über das Regenbächlein war eine Brücke konstruiert. ‚In die Mitte müßte ein Ebereschenbaum,' dachte Florentin und wußte nicht, daß er schon mitspielte. Auf allen vieren schlich er davon, sprang dann hoch, lief in langen Sätzen bergan zur alten Eberesche, bergab zum Weg, glitt zwischen die Latschen; noch war der blaue Schleier versunken am Werk. Florentin warf seinen Ebereschenzweig mit den schönen, roten Dolden ganz sacht in den Graben und lauerte geduckt. Die Frau sah auf, fand das Zweiglein, drehte es in den Händen, schaute es an mit ihrem ernsthaften, staunenden Blick und steckte es dann in die Mitte, gerade dorthin, wo Florentin es haben wollte.

Sie besah ihr Werk, erhob sich, schaute ernsthaft in die Handflächen, die waren voll von nassem, rotem Sand; sie klopfte und rieb; ihr Rock und ihre Schuhe hatten dunkle Flecken von Tau. ‚Nun hat Fraule doch nasse Füße bekommen,' dachte Florentin.

ꕥ ꕥ ꕥ

Im Treppengang zittert die Kerzenflamme hinter den schützenden Langkoslerpranken. „Ich tät mir's noch einmal überschlafen, die Geschichte mit der roten Nadel," sagt der Mann. „Hinauf ist noch keiner gekommen, aber herunter noch mehr; und mancher hat nicht erzählen können, wie's oben war."

„Man weiß ja, wovon der Stein so rot ist von der roten Nadel," sagt die Frau. Dazu knurrt der Langkosler aber. „Halt deine Pappen," sagt er.

„Also überschlafen wir's, Langkosler; der Sterz war gut; ich freu' mich jetzt schon auf mein Zimmer."

„Das Zimmer fürn Herrn Baron haben wir

dem Herrn Baron nicht resaviern können," sagt die Langkoslerin; „es hat nach zwei Seiten Sonne, drum haben wir's der lungenkranken Dame geben müssen; der Herr Baron ist ja nicht so. Der Herr Baron hat das Zimmer daneben, da ist auch die Aussicht und die Sonne zuerst und ein Stück von der Veranda; die lungenkranke Dame daneben —"

„Halt die Pappen," sagt der Langkosler wieder, aber unterdrückt. „Die Dame weiß nämlich nicht, daß sie krank ist; der Herr hat's uns auf die Seel' gebunden, wegen dem Sonnenzimmer —"

„Habt's ihr denn jetzt ein Spital da heroben?" fragt Florentin. Er schaut unwillkürlich nach der Schwelle, da stehen sehr schmale, braune Schuhe, dunkle Tauflecken sind darauf. ‚Lungenkrank?' denkt er; ‚wie arm.' Er atmet ganz tief und voll, indes er über die Schwelle tritt, er spürt, wie seine Brust sich ausspannt. Die Tür zur Veranda steht offen, da ist der Geruch: sonniges Holz und Hängenelken. Die rote Nadel hat eine Nachtmütze aus Wolkenwolle angezogen und sieht brav aus; von den dämonischen Absichten, die Frau Langkosler ihr zutraut, wäre nichts zu bemerken. Auch der Zwölferkopf ist in Wolken. Unten, zwischen Kegelbahn und Haus, haben Nebel eine gemütliche Zusammenkunft. Eine Laterne geht mit Holzpantoffeln zum Stall. Zu ebener Erde sagt eine Frau Geheimrat einer Frau Kommerzienrat Gute Nacht. Ein Fenster klappt noch. Dann hört man noch einen Brunnen, der bisher schwieg. Es ist sehr finster, kein Stern wächst am Himmel, man kann den Himmel nicht sehen, aber man spürt ihn stark.

Florentin steht lange ohne Regung und atmet; wie liebt er solche Nächte.

Im Dunkeln fängt er leisesten Laut: es atmet jemand unfern von ihm; vorsichtig, gleichmäßig, mit geschlossenen Lippen. Es ist schön, eine Frau in dunkler Stille atmen zu hören. Es müßte eine Frau sein, die man lieb hat. Ich habe Sehnsucht nach Sehnsucht,' denkt Florentin.'

Hinter der Stella murrt es; ganz plötzlich kommt Südwind von der anderen Seite, wie eine warme Hand; die Nelken beben im Finstern; man hört ihre dicken Kelche aneinanderschleifen. Dann steht Wetterleuchten am fernen Himmel auf und hebt weiße Höhen sekundenlang ins Licht. Einen Wimpernschlag lang ist ein kleines, weißes, ernsthaftes Gesicht auf der Veranda zu sehen.

„Wie schade, daß ich Nichtraucher bin," sagt Florentin laut und will etwas in sich auslachen. „Nicht wahr, Fräulein?"

Es rührt sich ganz schwach nebenan.

„Warum ...?"

‚Da haben wir nun die Stimme, auf die wir neugierig waren,' denkt Florentin ein wenig ernüchtert. ‚Nun wird es ein Sommerfrischengespräch.'

„Ein Raucher hat es gut. Erst sagt er: Darf ich rauchen? und bringt damit ein Gespräch in Gang; dann zündet er ein Streichholz an und sieht nach, mit wem er spricht."

Nebenan antwortet es nicht, es atmet nur wieder so vorsichtig. Später reißt ein Blitz noch einmal das Gesicht aus dem Dunkel. Viel später sagt die Stimme demütig: „Wenn ich Sie störe, sagen Sie ein Wort; dann gehe ich. Ich dachte nicht, daß Sie mich finden; aber wenn Sie es erlauben, möchte ich gerne noch hier warten."

Es ist eine rührende Stimme, tief, mit einem kleinen, brüchigen Unterton; alte Violen klingen ähnlich.

„Worauf warten?"

„Ich denke immer: vielleicht kommt der Mond noch hinter den Bergen hervor."

„Am Donnerstag ist Vollmond, da können Sie ihn sehen. Hoffentlich ist dann klares Wetter."

„Warum glauben Sie, daß Donnerstag Vollmond ist?"

„Das steht doch im Kalender."

Atmen.

„Steht das im Kalender? Schade. Man sitzt so jede Nacht da und wartet. Ich habe geglaubt, es muß etwas Großes sein: wenn der Mond hinter den Bergen aufsteigt. Nun steht es im Kalender ..."

‚Man sitzt so jede Nacht da und wartet. Armes Kleines,' denkt Florentin. ‚Lungenkrank soll es auch sein; und jeden Sonnabend kommt der Gemahl, der Margarinefabrikant Giesinger aus München' —

„Sie müssen einmal einen Sonnenaufgang sehen, Fräulein," sagt er und wartet; aber sie hat nichts an dem Titel auszubessern.

„Sie kennen die Berge gut?"

„Ja. Wir sind Freunde."

„So große Freunde möchte ich auch haben. Ich kann gar keinen Freund finden. — Sagen Sie, ist es wahr, daß Sie die Erstbesteigung von der roten Nadel machen wollen?"

„Das wissen Sie auch schon? Diese verfluchten Hoteltratschereien!"

Pause. — „Ist es gefährlich?"

„O nein. Man kommt hinauf; oder man kehrt um."

„Sie zwingen es schon."

„Das hoffe ich. Ich habe im Juni trainiert, in der Marmolata unten."

„Erzählen Sie mir das; Sie haben große Touren gemacht?"

„Ein richtiger Tourist spricht nicht von seinen Touren."

„Warum nicht?"

„So wie ein richtiger Mann nicht von der Frau spricht, die er lieb hat —"

Schweigen. Atmen. Merkwürdig, so in die Schwärze hinzusprechen, nur zu der leisen Stimme hin, die kindlich ernsthaft Fragen stellt. Eine aufgeregte Hand reißt eine Nelke ab.

„Gute Nacht, Fräulein," sagt Florentin. „Man ist so herrlich müde im Gebirge."

„Gute Nacht," sagt es im Finstern.

Florentins Hand ist kalt und feucht vom Nebel, auch das Geländer; die Nelken tropfen; er schiebt seine Hand weiter, bis sie an eine andere stößt und erschrickt: es ist eine sehr warme, sehr trockene Hand; der Puls schlägt; es ist, als hätte jeder Finger ein kleines Herz, denkt der schlaftrunkene Florentin. Die warme Hand rührt sich ganz schwach. „Es war ein wunderbarer Abend heute ...“ sagt die Bratschenstimme.

Unter der Tür fängt Florentin leise zu lachen an. „Man muß noch eine Mühle hineinschnitzen,“ sagt er.

„Wohinein?“

„In Ihren kleinen Garten, Fräulein. Gute Nacht.“

❧ ❧ ❧

Morgens steht dunkelgoldener Honig in tiefen Kummen auf dem Tisch, und Enzian nickt aus Krügen.

Florentin kam ganz früh herunter, um den Hotelaugen zu entgehen; aber da saß sie schon so klein und einsam im zirbelhellen Frühstückszimmer. Der blaue Schleier war ganz naß und welk, sie hatte eine frierende, zugespitzte Nase im Gesicht und rote Augenränder. Eigentlich war sie gar nicht hübsch.

„Guten Morgen,“ sagte Florentin und setzte sich schweigsam gegenüber. ‚Sie hat gewiß rote Haare unter dem Schleier,‘ dachte er; ‚nur Rothaarige erröten so leicht und haben diesen kleinen Sommersprossensattel über der Nasenwurzel.‘ Er sah sie an, sie aß so zierlich, artig und beflissen wie ein braves Kind; sie fror, sie sah ganz kalt und unausgeschlafen aus. ‚Nun hat sie schon wieder nasse Schuhe,‘ dachte Florentin; ‚ob sie wirklich lungenkrank ist?‘

Als sie mit dem Essen fertig war, dachte sie eine Weile nach, dann fing sie an zu lächeln; ihr Lächeln war schön, weil es selten kam.

„Wie finster es gestern abend war, nicht?“ sagte sie. „Ein wunderbarer Abend; ich bin noch lange gesessen und habe auf den Mond gewartet, ich dachte immer, er kommt doch noch.“

Florentin lachte. „Und heute sind Sie verschlafen und haben eine rote Nase, Fräulein.“

„Ja, ich stand zeitig auf und ging zum Tafele, um zu sehen, wie die Sonne kommt, aber es war nichts als Nebel und nasse Bäume.“

Wollen Sie so gerne den Sonnenaufgang sehen? Da müssen Sie einmal mit mir höher hinauf, über die Baumgrenze, wir gehen los, wenn es noch finster ist, um zwei Uhr.“

„Ja?“ fragte sie und schaute ihn ernsthaft und prüfend an.

Er mußte wieder lachen. „Sie sind mißtrauisch; Sie glauben nicht, daß der Mond schon unten ist, nicht, wann wir Vollmond haben, nicht, daß man die Sonne um drei Uhr aufgehen sieht.“

„Ach — nein, mißtrauisch bin ich eigentlich nicht. Mich kann man leicht anschwindeln, ich bin nicht sehr gescheit. — Man lügt mir so viel vor —“ sagte sie etwas später; „schon von Kindheit an, man schwindelt immer, ich merke es wohl, ich weiß nur nicht, was dahinter steckt. Nicht nur die Leute schwindeln, auch Bilder, oder Bücher — oder im Theater: was wird einem da alles vorgemacht. Bis man es glaubt. Bis man glaubt, so ist die Welt, wirklich so — schön, es gehen immer große Dinge vor. Aber in Wirklichkeit ist es gar nicht so, nicht eine Minute lang. Vielleicht in den Bergen, daß man es finden kann, das worauf man wartet, dachte ich. Aber nein, es ist Schwindel; auf die hohen Berge kommt man nicht hinauf, da war noch keiner oben, heißt es. Der Mond ist schon untergegangen. Der Sonnenaufgang ist immer schon vorbei. Ich schaue alles an — manchmal kommt es mir vor, auch die Blumen und die Wiesen verstellen sich. Das Eigentliche lassen sie nicht ansehen.“ Plötzlich begann sie versunken zu lächeln. „Etwas habe ich heute doch gesehen. In der Frühe hängen die Spinnen ihre Wäsche zum Trocknen auf, lauter kleine weiße Tücher; erst sind sie patschnaß, sie tropfen nur so; dann werden sie trocken. Auf einmal sind sie fort, die Spinnen haben sie wieder hereingeholt — das wußte ich nicht, vorher.“

Florentin schaute ihren eifrigen Nasenflügeln zu; ‚warum muß ich immer lachen, wenn sie spricht?‘ dachte er. „Ihnen möchte ich viel zeigen; Sie müßten ein guter Geselle zum Wandern sein — Fräulein —“ sagte er.

„Wandern — und Zeigen — ja, das wäre schön.“ Es machte sie tief atmen; ihre Augen wurden ein wenig angestrengt dabei. „Aber ein Geselle zu solchen Dingen bin ich nicht, glaube ich. Ich kann gar nichts — nicht gehen oder steigen, oder laufen; man erlaubt es mir nicht, sie sagen, ich bin zu zart. Es ist gar nicht wahr, mir fehlt nie etwas, ich bin immer zufrieden und gesund. Tu dies nicht, es schadet, tu das nicht, es schickt sich nicht. Wenn du nasse Füße kriegst, wirst du krank und mußt sterben — schon als Kind hörte ich das. Es ist gar nicht wahr. Hier habe ich immer nasse Füße und bin gesund. Trocken sind sie nur Sonntags eigentlich, wenn mein Mann da ist —“ Sie hielt inne, errötete, rührte ein wenig die Finger und sagte: „Ich bin verheiratet nämlich.“

„Ja, das weiß ich, Fräulein.“

„Warum sagen Sie da immer Fräulein?“

„Einmal, weil es mir gefällt; ich wünsche nicht, daß Sie verheiratet sind; gestern, als ich ankam, war Ihr Mann fort; Sonntag, wenn er wiederkommt, bin ich schon drüben, im andern Tal. Inzwischen sage ich eben Fräulein. Sehen Sie, wenn Sie sich für verheiratet ausgeben, so ist das auch Schwindel. Oder glauben Sie, ist es das Eigentliche? Frau Giesinger, die Margarine-

fabrikantin aus München? Sie verstellen sich nur; in Wirklichkeit sind Sie etwas ganz anderes —"

Sie hörte ihm aufmerksam zu, ihren ernsthaften, prüfenden Tierblick fest in seinen Augen. „Ja," sagte sie leise; „so ist es wahrscheinlich. Ich habe mir das nie so vorgestellt. Frau Giesinger — nein. — Aber was bin ich, wissen Sie das auch? Das Eigentliche?"

Sie fragte so still, es war kein Schimmer von Koketterie dabei, nur ein großes Warten, man konnte keine Salonantwort geben. ‚Hold bist du,' sagte es mit einemmal in Florentin; ‚hold — hold bist du . . .'

„Nein — Fräulein. Ihr Eigentliches weiß ich noch nicht; aber es ist ja erst Montag, bis Donnerstag bleibe ich hier. Wenn wir nun immer beisammenbleiben — in diesen Tagen, dann spüre ich es vielleicht noch aus: was Sie sind. Sie haben mich angesteckt mit Ihrer Neugierde — nun sind da Dinge, denen ich auch hinter den Vorhang sehen möchte. Wollen wir zusammen losziehen, alles anschauen, wie der Mond aufgeht und die Sonne, und uns nicht anschwindeln lassen und selbst nicht schwindeln?" sagte Florentin. ‚Da sind meine schönen, einsamen Tage beim Teufel,' dachte er und war zugleich so froh.

„Ist das alles wahr? Werden Sie mir auch eine Mühle schnitzen, wirklich?"

„Wirklich," sagte er verloren.

„Und Alpenrosen möchte ich sehen —"

„Ja."

„Und hinaufsteigen bis zum Joch und den Kopf in die Wolke hineinstecken . . . Aber dann," sagte sie leiser, „dann möchte ich auch einen Namen haben. Fräulein will ich nicht heißen —"

☙ ☙ ☙

Das ist Montag morgen; Herr Giesinger sitzt schon in seinem Kontor, der Schreibtisch ist schlecht abgestaubt, das Telephonfräulein macht Ärger. Inzwischen wandert der blaue Schleier an Florentins Seite davon, sie sind oben bei den Alpenrosen, unten am Bergbach, die Mühle für den Garten wird geschnitzt, unter dem Ebereschenbaum pendelt die Hängematte, nachmittags sehen sie einem Falken zu, und abends ist es merkwürdig, daß die Berge so weit weggehen und ganz glatt werden. Selig sind sie, kinderselig den ganzen Tag und reden so allerlei.

„Wie ich Sie zuerst sah, dachte ich: das ist ein Amerikaner."

„Warum denn, in aller Welt?"

„Wir wollen ja nicht schwindeln und das Eigentliche sagen: Sie sahen schön aus; so schön sind sonst nur Amerikaner. Sie warfen die Koffer auf den Wagen, die schweren Koffer, einfach so. Ich dachte: Wie schön der ist. Das ist gewiß ein Amerikaner."

Pause. Sie fängt zu lächeln an.

„Ich habe noch nie einen Amerikaner gesehen —"

☙ ☙ ☙

„Jetzt weiß ich, wie ein Ebereschenbaum aussieht: eigentlich."

„Ja? Wie sieht er aus?"

„Er sieht aus — nein — sagen läßt es sich nicht. Aber ich weiß ihn nun. Ich werde nie mehr einen Ebereschenbaum sehen können, ohne an den zu denken, unter dem wir jetzt sitzen."

Hold bist du, mit den Blätterschatten auf den Wangen, hold bist du, hold . . .

☙ ☙ ☙

„Heute sind Ihre Hände schön, den ganzen Morgen freuen sie mich schon. Ich habe es gleich gesehen, wie ich zur Türe hereinkam."

„Was kann man sehen an meinen Händen?"

„Daß sie heute bloß sind; es sind keine Ringe dran. Das sieht aus, wie nackte Pferde auf der Weide, so hübsch."

„Ja; Montag ziehe ich die Ringe immer ab, ich trage sie ungern. Aber mein Mann hat mir sie geschenkt und will, daß ich sie trage. Am Sonnabend muß ich sie wieder nehmen —"

„Da bin ich schon im andern Tal, wenn Herr Giesinger wiederkommt —"

„Bis ins andre Tal komme ich wohl nie —"

Schweigen.

☙ ☙ ☙

„Wenn ich zurückkomme von der roten Nadel, bringe ich Ihnen einen Stein mit, einen kleinen roten Stein, den ich vom Gipfel breche."

„Danke. Ich werde ihn immer aufheben. Aber Sie kommen ja nicht zurück; Sie steigen gleich hinüber, ins andre Tal —"

„Ja. Das ist wahr. Das hatte ich vergessen . . ."

☙ ☙ ☙

„Habe ich lange geschlafen?"

„Nein; nicht sehr lange. So lang, wie die kleine Wolke brauchte, um über die Wiese zu kommen."

„Was haben Sie einstweilen gemacht?"

„Einen Namen für Sie ausgedacht. Den Eigentlichen."

„Nun . . .?"

„Maja."

„Maja. Bedeutet er etwas?"

„Nein — ja — er bedeutet auch etwas — aber das soll es nicht sein; es soll nur der richtige Name sein: Maja."

☙ ☙ ☙

„Ich bin ja neugierig, das wissen Sie. Ich möchte wissen, wie Sie heißen, wer Sie sind —"

„Ich heiße nichts, bin nichts, kann nichts. Wenn Sie wollen: ein freier Mensch."

„Ein freier Mensch: ja — das ist es wahrscheinlich. Wie soll ich Sie nennen?"

„Meine Mutter sagte mir: Fjor."

☙ ☙ ☙

„Wollen wir gegen den Wind laufen?"

„Ja, Maja. Gerne. Aber strengt Sie das nicht an?"

„O nein! Ich bin ja stark und gesund.

Nun wandern wir schon den ganzen Tag und ich werde nicht müde. Wer zuerst am Waldrand ist!"

„Wie Sie laufen können, Maja — ich hätte es nicht gedacht. Tut nun das Atmen weh? Sag' doch!"

„O nein. Ich atme heute leichter als jemals. Ich kann heute alles. Wollen wir uns bei der Hand nehmen und noch einmal laufen?"

⁂

„Warum tragen Sie immer den Schleier ums Haar? Ich weiß noch nicht, wie es aussieht."

„Ach — es sieht unanständig aus, darum binde ich es ein. Es sieht immer aus wie gefärbt, weil es rot ist und ich dunkle Wimpern habe. Es ist nicht einmal richtig rot —"

„Ja, Sie haben schwarze Wimpern, ich sah Sie an, als Sie schliefen — Maja. Und rotes Haar?"

„Und dann säuft es auch."

„Was tut es?"

„Es säuft; ich weiß nicht, wo es das viele Wasser hernimmt, immer wird es feucht und dann rollt es sich ein, daß man an Papilloten denken muß, wenn man es nur sieht."

„Darf man es gar nicht sehen, dieses merkwürdige Haar? Vielleicht, daß etwas von Ihrem Eigentlichen drinsteckt —"

„Ich wußte ja, daß es unanständig aussieht; da ist es wieder ganz eingerollt."

„Ja — es sieht aus wie gefärbt. Es sieht aus — man könnte hineinfallen und ertrinken. Es muß zugebunden werden; jetzt nicht, mir nicht. Nur für die fremden Leute. Jetzt laß mir dein Haar, Maja —"

„Was tust du mir, Fjor — — —"

⁂

„Nun ist der Mond ja doch gekommen."

„Ja, nun ist er gekommen, er hat sich durch die Nebel gebissen, siehst du; aber er geht nicht auf, er geht bald unter."

„Es macht nichts. Es ist ganz groß so. Es schneit Mond."

„Nun wird die rote Nadel klar, nun kannst du sie deutlich sehen, und alles dies bis zum Joch hinunter. Morgen gehen wir aufs Joch, übernachten beim Jochhauser, es ist so ein kleines Schutzhaus da, dann können wir den Sonnenaufgang sehen. Willst du?"

„Ja."

„Das kleine Blaue dort ist der Jochgletscher, über den gehe ich, da war ich schon oft; dann kommt die erste Wand, da habe ich meine erste Gemse geschossen, mit achtzehn Jahren. Dann oben, das gerade Stück, wie eine Hakennase, das ist die zweite Wand. Du kannst sie mit dem Finger zudecken von hier aus. Über die ist noch keiner gekommen. Aber die macht mir keine Angst, es fragt sich nur, ob nachher bei dem Band, da, unterm Gipfel, ob da der Stein trägt oder bröckelt. Davon hängt alles ab."

Das Haus schlief fest, es war schon Mitternacht. Florentin hatte seinen Mantel um Maja gehüllt, sie saßen auf der Veranda und schauten in den Mond. Die Luft wurde durchsichtiger von Augenblick zu Augenblick. Der Himmel wuchs, er wurde tief, tief, dann traten Sterne aus ihm hervor. Florentin ließ von der roten Nadel ab, die steil und mondweiß aufstand, und sah in Majas Gesicht. Er erschrak ein wenig. Es war so schön geworden in dem einen Tag, dieses Gesicht, daß er erschrak, wenn er es ansah. „Du hast neue Augen, Maja" — sagte er leise.

„Ich spüre es; ich bin neu geworden. Heute früh war ich noch ein kleines Mädchen — jetzt — —?"

„Was bist du jetzt?"

„Ich weiß es nicht, Fjor. Sieh meine Hände nicht so an. Ich werde anders, so oft du mich ansiehst. Gibt es das denn? Geschehen mir so große Dinge? Bin ich jetzt eine Frau, Fjor?

„O nein. Du warst ein kleines Mädchen, nun fängst du an, ein großes Mädchen zu werden — sag' mir, möchtest du ein Kind?"

„Ich — das weiß ich nicht. Wenn es dir ähnlich sähe —"

Holdes. Holdes.

„Von mir ist nicht die Rede, Maja. Mir ähnlich! Ich darf ja nicht einmal deine Hand anrühren, du — Mädchen."

„Nein — ich glaube, das darfst du nicht; es macht mir Angst. Aber wenn ich einmal ein Kind bekommen würde — es sähe trotzdem dir ähnlich; vom Denken allein —"

Florentin verfinsterte sich. ‚Vom Denken allein bekommt man keine Kinder,' dachte er grimmig. ‚Jeden Sonnabend kommt ein Margarinefabrikant daher und ist verheiratet. Bisher hat Maja geschlafen und wußte nicht, was ihr geschah. Nun wird es anders.' Es packt ihn etwas an, wirbelt ihn hin, er erstickt fast daran. Gibt es das? Kann man einen so wütenden Schmerz haben um eine Frau, die man gestern nicht kannte, deren Hand man nicht einmal geküßt hat?

„Wie werde ich erfahren, ob du die rote Nadel gut gemacht hast? Ob es da oben nicht bröcklig war? Kannst du mir eine Karte schicken, — die jeder lesen darf? Nur daß ich's weiß?" fragte sie in seine Gedanken.

„Du mußt am Jochhaus bleiben und auf mich warten, bis ich zurückkomme. Und dann gehst du mit mir hinunter — ins andre Tal," sagte Florentin kurz. Er war ein wenig heiser geworden. Es war ihm wie ein schwindliges, sausendes Abstürzen. Es war über ihn gekommen und hatte ihn umgeworfen.

„Du mußt bei mir bleiben, ich kann dich nicht hier lassen; du mußt bei mir bleiben," sagte er. Sie hörte zu, wie man Märchen zuhört; sie hatte die ernsthaften, staunenden Augen wieder.

„Wem große Dinge geschehen sollen, der muß Mut haben," sagte er hart zu ihr und zu sich auch. „Wenn du die andern Tage haben willst, mußt du mit mir kommen."

„Mut habe ich —" sagte es demütig. Sie saßen noch immer nebeneinander, ihre Hände lagen getrennt auf dem feuchten Holzgeländer, ihre schmal und ohne Ringe, die seine ganz aus Stein und zur Faust geballt.

„Fjor —" sagte Maja still; „einmal habe ich heute gelogen. Wie wir gegen den Wind liefen. Es tat weh beim Atmen. Ich bin auch nicht stark. Ich werde früh sterben, sehr früh, das weiß ich genau. Deshalb bin ich so neugierig. Wer sterben soll, will das Große erlebt haben. Das Eigentliche. Heute hat es angefangen. Nein, Fjor. Wer sterben soll, hat auch keine Angst. Wenn du mir erlauben willst, bei dir zu sein, eine Woche oder ein Jahr oder — bis zum Ende: ich will gerne am Joch auf dich warten."

‚Ich werde früh sterben,' hörte Florentin, es zog ihm das Herz aus der Brust. Plötzlich war das Mondlicht fort, versunken hinter den Bergen.

„Darf ich jetzt meine Hand auf deine legen?" fragte er sehr leise. Im Dunkeln kamen die heißen Finger zu ihm und betteten sich tief in seine Hand ein. Schweigen, Schweigen.

„Was tust du den Nelken, Fjor?"

„Sie schlafen, sie duften so stark. Ich habe eine geküßt."

„Warum tust du das —?"

„Ich habe ja Sehnsucht, Maja —"

Lippen, liebe, kühle, erwachende Lippen...

Da ist der erste Frühhauch. Die Nelken schwanken schwach, Luft regt sich an den Schläfen.

„Der Vorhang riß in zwei Stücke auseinander —"

„Was flüsterst du, Liebstes?"

„Ich muß es irgendwo gelesen haben; ich glaube, es steht in der Bibel: Der Vorhang riß in zwei Stücke auseinander..."

„Ja, es steht in der Bibel. Es geschah, als Jesus starb."

„Nein, dann gehört es nicht hierher. Ich dachte — ich dachte — es müßte im Hohen Lied gestanden haben. Gute Nacht, Fjor."

⁂

Florentin lag im Bett und dachte an seine Mutter. ‚Sie wird erschrecken, wenn ich es ihr sage,' dachte er. ‚Sie wird sehr erschrecken, aber sie wird es sich nicht anmerken lassen. Später vielleicht einmal wird sie mich fragen, abends, wenn die Lampe schon brennt: Wie ist das nur gekommen? Fjor, wie ist das geschehen, gerade dir? Gerade mir, Mutter, gerade mir ist es geschehen, so glücklich, so ist es mir geschehen, so Ganzes nach vielen halben Dingen. Aber sprechen kann man davon nicht. Vielleicht erlaubst du, daß ich mit ihr an deinem Haus vorbeigehe, und du siehst aus dem Fenster, Mutter, dann wirst du nicht mehr fragen.' Er sah das Haus mit den grünen Fensterläden und die Hand seiner Mutter mit dem alten Wappenring. Es wehte Glück vom Himmel. — ‚Ich schlafe ja schon wieder,' dachte Florentin und lachte; ‚was bin ich für ein Bauer, der immer einschlafen kann, mag er eben die stärkste Stunde seines Lebens gespürt haben.' An die offene Verandatüre dufteten die Nelken, es war ganz finster, doch ahnte man die Stunde vor der Dämmerung. Unter der Türe zum Nebenzimmer kroch schmaler Lichtschein in den Raum, Florentins Herz hatte so stillen Schlag, wenn er dahin nur dachte. Er erwachte ganz, lag, und seine Gedanken küßten den kleinen Schein, der von ihr zu ihm wanderte. Er lauschte, es schwieg so tief nebenan, er atmete nicht und wollte ihren Atem hören. Die Zeit rann hin, unbestimmbar. Er stand auf und schlich an die Türe hin. „Maja, schläfst du schon?"

„O nein."

„Was tust du, Liebstes?"

Er hörte sie leise lachen. „Ich schreibe dir einen Brief."

⁂

„Lieber Fjor," schrieb Maja, „schlafen kann ich jetzt nicht, aber auch schreiben kann ich nicht, ich habe nie einen Liebesbrief geschrieben. Dies ist ein Liebesbrief, Fjor. Ich habe Dich lieb. Ich habe es lieb, daß Du Fjor heißt, es klingt zugleich wie Norden und Süden, und so bist Du auch, kalt und heiß. Ich kenne Dich, Fjor: wie ist das möglich? Gestern warst Du noch nicht auf der Welt. Heute lebst Du, da lebe ich, und alles lebt. Mir ist so großes Glück geschehen — nein, davon kann ich nicht schreiben. Gestern trug ich Ringe an den Fingern und heute trage ich keine mehr: siehst Du, das ist es, Fjor. Ich mag keinen Schmuck, ich trage Ringe ungern, man hat schwere Hände davon, müde. Dazu lachen manche Leute, aber Du wußtest es gleich. Nein, Fjor, das ist es auch nicht, was ich Dir schreiben will. Du mußt nicht glauben, daß ich unglücklich war, o nein, ich war immer zufrieden, es ging mir gut. Ich las in Büchern von unglücklichen Menschen, von Verzweifelten; ich dachte, das ist Schwindel. Es war immer Windstille. An großes Glück glaubte ich nicht, wie sollte ich an großes Unglück glauben? Jetzt aber weiß ich es, Fjor, lieber, lieber Fjor, wie soll ich das schreiben, was sich nicht schreiben läßt?

Als Kind hatte ich viele Sonnenschirmchen, schon wie ich vier Jahre alt war, hatte ich zu jedem Kleid einen Sonnenschirm, weiße, hellblaue, rosa; sie waren ganz klein; wenn ich mir heute diese Schirmchen vorstelle, dann weiß ich, daß ich ein armes Kind war; gestern noch dachte ich, es wäre richtig, daß kleine Mädchen Sonnenschirmchen tragen und neben der Gouvernante gehen. Meine Mutter starb ganz jung, sie hat mir nie einen Kuß gegeben, sie durfte es nicht, weil sie krank war. Was gibt es für traurige Dinge, Fjor.

Zwei Dinge möchte ich. Die Hand auf Deine Brust legen, Du, auf die bloße Brust, und Dein Herz schlagen spüren. Und dann möchte ich geschlossene Augen haben und daß Du mich aufhebst und eine Treppe hinaufträgst in Dein Haus.

Als junges Mädchen habe ich das einmal geträumt. Ich dachte damals daran, daß ich heiraten würde. Ich saß da wie im Theater, bevor der Vorhang aufgeht, wir tun das alle, wir jungen Mädchen.

Ich habe geheiratet, der Vorhang ging nicht auf, es blieb alles, wie es war. Aber Du mußt nicht glauben, daß ich einen schlechten Mann habe, er ist gut und lieb, sehr gut. Ich habe so zufrieden gelebt bis gestern; vielleicht, daß Bäume im Winter so zufrieden sind, warm im Schnee. Sie haben es vergessen, daß man auch blühen kann. Ich blühe jetzt, Fjor, Fjor, ich blühe. Alles, alles, jeder Blutstropfen in mir ist eine Knospe.

Bin ich denn verrückt? Im Traum sagt man solche Dinge, vielleicht nicht einmal im Traum, vielleicht sage ich es Dir einmal in einer tiefen Nacht, vielleicht sage ich es Dir nie, wie lieb Du mir bist.

Ich wollte ja erzählen, wie ich lebte, bevor es ganz in mir vergessen ist. Ich lebte in einem grauen Haus, neben dem Tor sind zwei bucklige Riesen, die plagen sich sehr und tragen einen kleinen Balkon. Oben das ist mein Zimmer, und viele andere Zimmer sind im Haus mit Samtportieren, ich mag Portieren nicht, aber sie gehören in das Haus. Ich erwache morgens, bin nicht froh, nicht traurig, ich bade, dann kommt der Friseur und dann die Köchin mit ihren Vorschlägen, und dann gieße ich die Blumen, schaue ein wenig aus dem Fenster, nach dem Wetter; es ist mir immer, als wäre alle Tage gleiches Wetter, nicht sehr gut, nicht sehr schlecht; es ist so lange, der Tag von morgens bis Mittag. Ich hole mir ein Buch, in der Bibliothek riecht es nach kalten Zigarren, das kann ich nicht vertragen. Mein Mann ist sehr gut, er raucht nur in zwei Zimmern, weil ich es nicht vertrage. Dann gehe ich ein wenig spazieren, oder ich fahre in die Stadt und kaufe eine Kleinigkeit, oder ich sitze in einem Park und sehe den Kindern spielen zu — das tat ich gerne — gestern.

Zu Mittag wird vom Essen geredet, ob es gestern besser war oder ob es heute besser ist, und davon, was in der Zeitung steht.

Zum Tee kam mein Papa, oder meine Schwestern kamen oder Freundinnen, und wir sprachen, sie sprechen alle ein wenig versteckt mit mir, so wie sie mit meiner Mutter sprachen, als ich klein war. Sie wollen mir verheimlichen, daß ich früh sterben muß, aber das weiß man doch. Und es ist auch nicht wichtig. Nur daß ich manchmal dachte: ich werde heimgehen müssen aus dem Theater, bevor der Vorhang aufgezogen ist —? Ich wartete immer, und glaubte doch nicht mehr, daß noch etwas käme, das Eigentliche —

Wenn ich gestern gestorben wäre, Fjor, dann hätte ich nichts gelebt gehabt. Wenn ich morgen stürbe, dann wäre alles Erfüllung — aber ich sterbe nicht, jetzt nicht. Es sind nur alte Gedanken, Gedanken von gestern.

Da ist eine Wand, Fjor, und hinter der Wand schläfst Du. Geliebter, Geliebter, o, wie laut sind geschriebene Worte, ich muß sie schreiben und werde sie Dir doch nie zu lesen geben. Sag' mir, was morgen sein wird, wenn wir hinaufgehen und der Sonne zusehen. Wir werden glücklich sein, wir werden Gott zusehen, wie er seine Geheimnisse macht, und werden alles verstehen. Ich liebe Dich, Fjor, ich liebe Dich, ich liebe Dich —"

ꕥ ꕥ ꕥ

Wieder erwachte Florentin halb und hatte mit seiner Mutter gesprochen. Hast du sie so lieb, daß du auf die Berge verzichten könntest, wenn sie dich bäte? fragte die Mutter. Nein, so lieb nicht; oder doch, ich glaube doch, Mutter. Aber die bittet darum nicht, die hat Mut, Mutter —

Er war ganz wach, es graute draußen und war sehr kalt geworden. Er fand sich im Zimmer zurecht, da unten lag noch immer der Schein, der aus ihrer Türe kam, er war schwächer geworden im Erhellen der Frühdämmerung. Florentin horchte, es war still. Er verließ das Bett — Kühle hüllte ihn ganz ein — und schaute durchs Schlüsselloch.

„Maja, schläfst du noch nicht?"

„Ich schreibe dir einen Brief."

„Ich freue mich; aber du mußt auch schlafen."

Er legte sich hin und lachte. Es lag noch immer Schein am Boden. Maja schrieb und schrieb. Es wurde heller, der Frühnebel begann einen leuchtenden Ton anzunehmen, die Fensterkreuze, erst schwarz am Himmel stehend, bekamen wieder Form, in Ecken hellte es sich, Möbel traten vor und stellten sich an den Tag. Ein Hahn krähte, auf der Veranda erwachten in leiser Regung die Nelken, dann tappten schon Morgenschritte zum Stall hin. Florentin lag und wartete, und sein Herz klopfte dem Brief entgegen. Die Sonne schien nun schon, es zog ein wenig Kerzenduft bei der Türspalte herein, dann scharrte es wie von kleinen Mäusen, und unter der Türe erschien ein weißes Blatt, schob sich ins Zimmer, als lebe es. Die Sonne schien nun gerade darauf hin, vergoldete den Brief, an dem Maja die ganze Nacht geschrieben hatte.

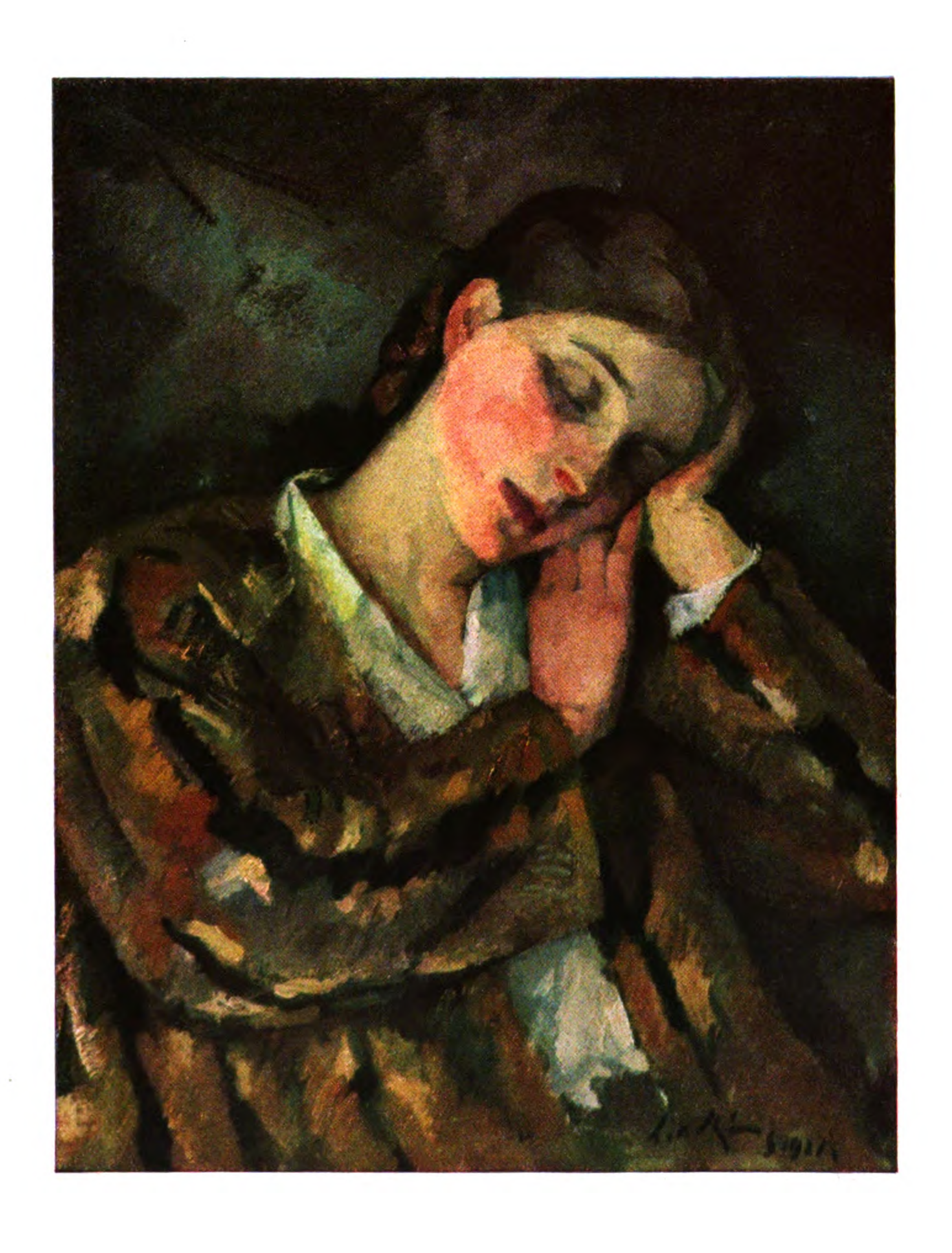
Florentin hob den Brief auf, er sah, daß seine Finger zitterten, und mußte sich auslachen. Er machte den Brief auf.

„Gute Nacht, Fjor," stand da auf dem großen, weißen Blatt.

ꕥ ꕥ ꕥ

Viel ist zu sagen von denen, die unglücklich lieben; es sind Bücher voll davon, die Welt ist voll davon. Von glücklicher Liebe läßt sich nur schweigen; gesegnet, wer bis auf den Grund weiß, was es ist: sie liebten einander und waren glücklich.

Die Straße zum Joch hinauf weht ein blauer Schleier. Zwei Hände ineinandergelegt, tragen Pulsschlag an Pulsschlag. Es ist eine Quelle am Weg, ein Silberfaden,



Bildnis einer Schlafenden. Gemälde — Von Leo Freiherrn von König

(Ausstellung der Berliner Sezession 1921/1922)

aus rotem Gestein sickernd, da kniete Florentin hin und bot aus seinen verschränkten Fingern Wasser zu Majas Lippen. Es liegt ein Baumstamm quer über den Wildbach, duftet nach Holz und Erde, ist übersprüht von Eisnässe, da saßen sie und hörten die kleinen Wellen lachen und lachten selbst. Am Abhang blühen Alpenrosen, da lag Maja und schloß die Augen halb, sie wurde klein, und die Stämmchen wuchsen auf um ihr Gesicht, bis sie in einen ungeheuren tropischen Wald von Azaleen versank. Sie hob die Arme auf nach Fior und zog ihn zu sich nieder, sie lagen trunken da und sahen in den Blumen das Blut durch rotes Geäder kreisen. Sie gingen durch die Wolke, die überm Joch hing, da wurden Majas Haare feucht und ringelten sich und machten Florentin toll, daß er über die Berge hinjuchzen mußte, über alle zwölf Bergköpfe hin in der dünnen Luft, die sich trinken ließ wie kalter junger Wein. Es kam auf der Höhe ein Wind vom Gletscher, der jagte Maja, daß sie den Atem verlor, da hob Florentin sie auf und trug sie unter seinem Mantel ins Jochhaus, daß es ihr war, sie träume nur. Und der Jochhauser riß den Mund auf inmitten einer Bartwildnis und sagte gar nichts vor Verwunderung. Es leckte hinterm Haus eine Schneezunge vom Gletscher herunter, darin kühlte Maja ihre Hände und wusch sich die Augen, und Fior, der verrückte Fior, küßte heimlich eine Spur im Schnee, die der schmale gelbe Bergstiefel gelassen hatte. Es stand eine Stille auf am Abend, wie Talmenschen sie nicht kennen, ein großer Himmel schwieg da oben, und ein Vogel mit weiten Schwingen hing unter ihnen über Wäldern, die im Tiefen blauten. Der Mond kam, er blühte über und über, er war groß und nah, daß Maja hinaufklettern wollte und am Mond zur Nacht essen. Aber sie aßen sehr irdisch zur Nacht, auf einem schwarzen Eichentisch, alle aus einer Schüssel in Gesellschaft des Jochhausers, der erst schweigsam war und dann auftaute und verwunderliche Geschichten zum besten gab aus seiner Führerpraxis und Schnaps trank und heimatliche Lieder anstimmte, die keineswegs für Damenohren bestimmt waren. Es wurde ein Nachtlager zurecht gemacht aus Stroh und Alpengras, das duftete so tiefe, herbe Traumnacht in die verstummte Welt. Weit waren Menschen und Täler versunken, Sterne kamen zur Gesellschaft, durch kleine Fenster schimmerte Gletscherweiße in ihre Antlitze. Der Mond ging unter, Bergnacht nahm sie in ihre Arme, Liebe ließ sie ins Unendliche kreisen, erweckte die Frau, beseligte den Mann: Sie liebten einander und waren glücklich.

An Majas Lider klopfte es sacht und hob sie süß aus dem Schlaf; Florentins Arm um ihren Nacken, Florentins Lippen an ihren Schläfen, sein Herzschlag in ihrer Hand.

„Was ist es, Geliebter?"

„Wenn du die Sonne sehen willst, mußt du kommen."

Gleich war sie ganz erwacht, dehnte sich, sie war neu, stark, strömend stark in allen Gliedern. Vor dem Haus wartete Kälte auf sie, es war noch dunkel, über ihren Köpfen hing der Himmel schwarz, aber an den Rändern des Horizontes hellte er sich, zackig zerschnitten von Berglinien, die ihm entgegenragten.

Florentin spürte sie leise zittern und nahm sie unter seinen Mantel, dicht an sich. Seine Arme halfen ihr bergauf, seine Wärme umhüllte sie, es war eine große Seligkeit, durch die sie schritt. Einmal blieb er stehen und küßte sie zart auf die morgenkalten Lippen. „Meine liebe Frau," sagte er still.

Am Rande der Schneezunge trug er sie aufwärts bis dorthin, wo der Blick frei schwingen konnte, Kreise um Kreise, über die Berge hin. Noch waren sie nur Ahnung, grau im Frühgrauen. Florentin setzte sich und nahm Maja in die Arme, er sah ihre Augen weit offen schimmern und hatte wieder dies Lachen tief innen, gerührt und übermütig zugleich. Sie hielt seine Hand fest, wie Kinder vor der Weihnachtsbescherung nach großen, sicheren Händen greifen. Dann warteten sie.

Die Stella war es zuerst. Hinter der Stella begann es. Vielleicht wuchsen dort hinter der schwarzen Wand Türkise, dunkelgrüne, leuchtende. Sie wuchsen, sie machten den Berg, hinter dem ihr Licht stand, noch schwärzer, noch zackiger. Dann fingen seine Gipfel an zu blühen. Sie falteten sich auseinander, Kelche aus grünem Kristall, sie dehnten sich und standen dann da, reglos und weit.

Dann geschah lange nichts. Dann lief der Wind zutal, kam von der roten Nadel, sprang über den Gletscher, rannte vorbei, und war schon fort, tief unten, wo der Wald begann. Der Wald sang. Eine große Orgel spielte einen Akkord, nur einen, der durch die dünne Luft emporstieg und verklang. Aber während der Blick sich dem Wald unten zugewendet hatte, in diesem einen Moment des Atmens und noch tieferer Stille war etwas geschehen.

Es war eine kleine violette Wolke heraufgeschwommen, ein kleines Tuch aus lila Samt, mit roten Quasten, ein Teppich für einen großen Gast. Und dann — die Sonne war noch lange nicht zu sehen — begann die rote Nadel zu lächeln.

Es war ein Lächeln aus Gold und Rot, es machte aus dem Felsen ein geschliffenes, durchscheinendes Rubinglas, in das goldgelber Wein gegossen wurde, langsam von oben ins Gestein einsinkend. Plötzlich stand weiter unten der Gletscher auf, blau, ultramarinblau, wie ein warmer See. Die rote Nadel wurde heller, heller, und als sie weiß geworden war, da erst lagen alle anderen Gipfel, die zwölf Köpfe, die Stella und weiter, Gipfel hinter Gipfel glühend da wie Rubine.

Vom Horizont her sprengten goldene Reiter, öffneten ein Tor aus gelb und lila, rissen den Himmel auf, es war nun schon ganz Licht, fließende Helle auf allen Höhen: Und da erst kam die Sonne.

Florentin hörte Maja einmal seufzen, behutsam und heimlich, mit geschlossenen Lippen; und er nahm ihre Hand fester an sich, zog sie in die Wärme unter sein Hemd, an die bloße Brust. Sie lächelte fast schmerzhaft. Sie schaute an Florentin hinauf, der von ihr abgewendet zur roten Nadel hinstarrte; sein Profil schnitt steil aufwärts in die Luft. ‚Da oben werde ich morgen stehen,‘ dachte er und sein Herz war mit Ungeduld gefüllt. „Da oben wirst du morgen stehen," sagte Maja leise, und er wunderte sich nicht, daß ihre Gedanken gemeinsamen Weges gingen.

„Ich werde oben stehen, du wirst hier sitzen, Maja, und auf mich warten; wenn ich zurückkomme, dann gehen wir miteinander hinüber ins andere Tal und immer weiter, immer miteinander. Wartest du hier auf mich? Hörst du mir zu, liebe Frau?" Er fragte das, weil ihr Lächeln so versunken war und ihre Augen wanderten.

„Ja," sagte sie, „ich warte. Aber ich will hinuntergehen, ich muß am Paß noch etwas in Ordnung bringen." Sie schwieg einen Wimpernschlag lang, ihr Lächeln wurde tiefer, und sie fügte hinzu: „Ich bin kein freier Mensch, Fjor, ich. Hast du es vergessen?"

„O nein —"

„Wir haben nicht davon gesprochen, das war schön, es gehörte nicht in unsere Tage. Wir werden auch später nicht davon sprechen, nein, nein, lieber Fjor? Aber es sind noch harte Stunden nötig, bevor ich — mit dir gehen kann — ins andere Tal —"

„Soll ich nicht, Maja —"

„Nein. Du nicht. Das muß ich selbst. Ein freier Mensch werden; es war schön, wie du es gesagt hast, es ist mir ins Herz gefallen. Nun muß ich — nichts — ich muß manchen Leuten sagen, daß ich keine Ringe mehr tragen will — das ist es; ich muß manchen Leuten weh tun — das sind noch harte Stunden."

„Hast du Angst?"

„Nein. — Doch —" sagte sie etwas später und hielt seine Hand fester. „Aber was wäre ein Glück ohne Angst —"

„Morgen wird es klar sein," sagte Fjor. Er hatte den Blick noch immer auf der roten Nadel; während er sprach und zuhörte, zerlegten Augen und Gedanken die Falten und Risse, die steilen, blauen Schatten, die scharf im Morgenlicht sich entfalteten. Er sah den Weg. Er sah sich selbst an der Wand, mit gespreizten Armen und Beinen, angeschmiedet dem Felsen, Griff um Griff —

„Da kocht der Jochhauser die Suppe," sagte Maja; Holzrauch kam blau vom Jochhaus herangekräuselt. Der Jochhauser juchzte seinen Ruf her, und sieben Echo riefen hinter ihm drein. Hollio! Hollio!

So fing der Tag an.

Unterwärts vom Jochhaus sprang ein kleiner Wasserfall aus dem Stein, eine Kaskade aus Silber und Blau, und sprühte Gletscherkälte um sich. Als Maja später vom Hause herkam, wo sie die Hände am Kienholzfeuer gewärmt hatte, stand etwas Nacktes, Braunes unter dem Fall, sprang und spritzte und brüllte vor Vergnügen und Kälte. Maja stand und schaute nur.

„Wunderst du dich?" schrie Fjor durch das Wasserbrausen zu ihr hin.

„Ja —" sagte Maja.

„Wunderst du dich, weil es so kalt ist?" schrie er.

„Ja —" sagte Maja wieder und staunte hin. Sie hatte niemals, nicht auf Bildern, nicht in Träumen so Schönes geahnt, wie den starken, frohen Fjor unter dem Wasserfall. Er kam hervor, dampfend wie ein Pferd in der Sonne, es sprühte Wasser von ihm, es hing ihm an Haaren und Brauen, er turnte und sprang sich warm und lachte Maja aus. Sie stand nur da und wunderte sich. Später, als er wieder warme Hände hatte, umfaßte er ihre Finger und führte sie in den Wald von Alpenrosen, da nahm sie seinen Kopf in ihren Schoß, die Sonne war sehr heiß und nah über ihnen, weither wanderte Kuhglockenton durch die klare Luft und machte schläfrig. Fjor schloß die Augen. Maja streichelte ihn, und ihre Gedanken versprachen ihm stumm alles, was sie zu vergeben hatten.

Zu Mittag wurde der Jochhauser unhöflich. Kaum hatte er den Löffel abgeleckt und in die Tischlade versenkt, verlangte er in unwidersprechlichen Worten Ruhe für Florentin und den endgültigen Abzug Majas, Florentin habe etwas Großes vor, erklärte er, er müsse zeitig schlafen und ohne Dummheiten im Kopf aufwachen. Maja wurde ein wenig blaß unter den Augen, aber sie band gehorsam gleich den blauen Wanderschleier um ihr Haar, das heute gänzlich betrunken war, bis zur Bewußtlosigkeit vollgesogen mit Bergfeuchte und geringelt in tausend Schlingen und goldene Verzierungen. Auch Fjor war betrunken; es steckte ihm ein Frohsein in den Gliedern, daß er sich nicht zu helfen wußte, er warf mit Felsblöcken herum, er schlug Purzelbäume wie ein Kentaurenwesen.

„Weißt du nun den Weg weiter, Maja?"

„Ja," sagte sie und zögerte noch einen Augenblick, ehe sie sich von ihm löste.

Er schaute sie an, und Unbegreifliches kam in seine Augen. „Auf Wiedersehen, liebe Frau," sagte er und ließ sie aus den Armen. „Es bleibt alles, wie es besprochen ist?"

„Ja."

„Wann darf ich hinunterkommen, Maja, und dich holen?"

„Bald —" sagte sie leiser. „Bald. Sonnabend, Sonntag — am Sonntagabend muß alles vorbei sein. Dann —"

„Dann gehen wir ins andre Tal."

„Wohin du willst," sagte sie demütig.
„Auf Wiedersehen, liebe Frau."
Warme, sichere Hand, geliebte Hand —
Er wandte sich kurz um und ging davon; das Herz war ihm schwer. Sie hatte nicht geweint, nur ihre Lippen waren kalt geworden, und ihre Lider zitterten ein wenig. Er blieb auf der Höhe stehen und schaute zurück.

Das letzte, was sie von ihm sah, war das eckige Kinn, steil emporgestreckt.

Das letzte, was er von ihr sah, war der gesenkte Nacken, über den der blaue Schleier wehte.

⁂ ⁂ ⁂

... Stille ... Stille ... Stille ...

Florentin stand am Gipfel. Unter ihm sanken die Wände der roten Nadel hinunter und hinunter, bis dahin, wo es blau war; ganz tief unten, kaum noch zu ahnen, hing eine dünne Wolke. Über ihm türmte sich ein Himmel aus dunkelblauem Kristall, in dem ein weißer Mond wandelte.

Florentin kniete nieder auf dem Felsen, der lebendig und warm war. Es regte sich nichts. Wie konnte die Welt so still sein, horchend, still, so neu, so unbetreten, als wäre sie eben Gott aus den Erschafferfäusten gefallen. Florentin mußte lachen vor glückseligem Siegergefühl, er lachte tief innen und lauter und lauter. Er hatte den Berg gemacht. Die rote Nadel hatte ihn heraufgelassen. Er überdachte Schritt um Schritt, es war kein Stein, kein Felsenspältchen, kein Schatten am Weg, der sich ihm nicht unverlierbar klar ins Bewußtsein eingegraben hatte. Über den Gipfel hin jauchzte er. Von weither kam ein kurzer, harter Laut, Steinschlag. Vielleicht vom Zwölferkopf. Die Köpfe lagen klein und kindisch unten hingezeichnet. Dann pfiff ein scharfer Wind daher, zerschnitt sich am schmalen Gipfel und war verschwunden. Florentin hob den Kopf vom Gestein und spähte hinaus. Es war klar und sichtig, weithin. Unten, in der Tiefe war die kleine Wolke, sonst nichts. Die Stella streckte goldene Spitzen ins Sonnenlicht. Florentin stieg ein paar Schritte abwärts, dort war der Felsen breiter, dort streckte er sich hin und ruhte. Seil und Pickel ruhten neben ihm, er nahm den Baldrianschnaps hervor, des Jochhausers Liebesgabe, er aß und trank und hörte, wie sein Herz wieder in Gleichtakt kam. In der Stille ticktackte die Uhr im Ledergehäuse. Die Sonne stand über ihm.

Einsamkeit. Schweigen.

Florentin hob die Nase in die Luft wie ein witternder Hund. Dann zog er sich an und nahm Pickel und Seil. Er spürte seine Schultern groß und breit und voll Kraft. Er federte wippend ein wenig in den Knien, um die Rast aus den Gliedern zu schütteln. Und dann, mit einemmal, änderte sich sein zusammengehaltenes Gesicht, wurde weich, begann zu lächeln. Wahrhaftig, er tat es. Er dachte hier oben an eine Frau. Er brach einen Stein vom roten Felsen und steckte ihn ein.

Dann begann er den Abstieg.

Er kettete Bewegung an Bewegung, Zug an Zug, Tritt an Tritt; er freute sich seiner Arbeit. Ganz war sein Körper dem Gestein verwachsen, spürte es aus, belauerte es, wurde Teil der Wand. Daß es Abgründe gab, daß eine Tiefe sich der andern entgegenwarf, das wußte Florentin nicht. Er wußte nur den einen Griff, den nächsten, und wieder den nächsten, er tat sie, wie einer Atemzug um Atemzug tut, weil es so sein muß. Fast waren zwei Stunden vorbei, als er in Schatten kam, schon war er so tief, daß der Schatten des großen Zwölferkopfes ihn erreichte. Die Wolke da unten war dünner geworden, rauchig. In ihrem Dunst sah er nun die Steinhalde abwärts sinken, die ihm beim Aufstieg mit Steinschlag und Geröll Mühseligkeit gemacht hatte. Er kletterte weiter, zwang sich durch einen Kamin, trat heraus auf ein schmales Band und witterte wieder. Da war das Murren wieder. Von der Stella kam es her und dauerte lang, denn Echo schlich ihm nach und dehnte und dehnte. Florentin stand und spähte hinunter, er tat es nicht gerne: in die Tiefe schauen.

Die Wolke da unten war fort.

Florentins Gesicht straffte sich an den Schläfen, und er tat weiter Griff um Griff; er hielt jetzt an der zweiten Wand, die fast senkrecht abwärts ging und der roten Nadel den Ruf der Unbezwingbarkeit eingebracht hatte. Es war schön, sie zu bezwingen. Laß es da hinten murren. War die Wand vorbei, dann ging es glatt. Zug auf Zug, Tritt auf Tritt, Griff auf Griff. Und wieder Zug auf Zug, Tritt auf Tritt, Griff auf Griff. Die Wand war genommen. Florentin stand, trank einen Schluck aus der Flasche, wischte den Schweiß aus Brauen und Augen. Weit oben stand jetzt eine kleine, runde, rote Sonne in Dunst und neblig ziehendem Rauch. „Verdammt," sagte Florentin wieder. Wo er ging, war jetzt nur Schatten, aber unten, tief unten, lagen Täler und Berge im Sonnenschein, eine ganze Welt, gelb von Sonne. Näher murrte es, kürzer und stärker.

Und dann kam der erste Blitz.

In seinen Händen, die dem Stein verwachsen waren, spürte Florentin, wie der Berg sich füllte mit Elektrizität, mit geheimnisvoller Kraft. Florentin zögerte. Warten? Hier warten, an den Felsen gestemmt, bis es vorbei war? Oder weiter, hinunter, wo unter Schleiern eine ganze Welt im Sonnenschein lag? Er wartete. Stemmte die Füße fest und stand, das Auge immer auf den gewellten, bebenden Dunst da unter ihm, der sich hob und hob und höher kam. Ein Blitz. Es knackte kurz, wie wenn ein Stein fällt. Dann brüllte Donner an den Berg. Kein Regen. Trocken das Gestein und zitternd, lebendig wie ein Tier, der Wolke entgegenfühlend.

Blitz. Donner. Einschlag. Florentin stand. Unten die Welt, friedlich im Sonnenschein; Wiesen, gelbe Wiesen. Und kein Regen. Blitz. Donner. Echo, langes Echo an erwartungsvollen Wänden. ‚Mittendurch,' dachte Florentin und kettete seine sicheren Bewegungen wieder los. Zug auf Zug, Tritt auf Tritt, Griff auf Griff, bis zur Steinhalde. Dann der mühselige Weg weiter hinab. Ohne Gefahr nun, kein Klettern mehr, aber ein langsames Weiterkommen, zwischen aufgeregten Steinen. Blitz. Knacken. Brüllen. Dann Stille.

Florentin hob jäh den Kopf.

Es sang hinter seiner Schulter, es sang ganz fein und dünn, wie Mücken in der Sommernacht. Es vibrierte an seiner Schulter, lebendig, tief, und zog den Blitz herunter. Er streckte die Arme und warf mit aller Macht den Eispickel von sich, weit in die Tiefe. Er hörte ihn aufschlagen, einmal, zweimal, Steine folgten ihm nach. Blitz. Knacken. Brüllen von Felsen zu Felsen. Florentin deckte die Hand über die Augen; es hatte ihn geblendet, die verdammte Flamme da unten. ‚Mein schöner Pickel ist nun auch hin,' dachte er. Verdammtes Wetter. Und kein Regen. Ein Satz aus dem Lesebuch war auf einmal da, ein tröstlicher: wer vom Blitz erschlagen wird, der weiß es nicht. Der Blitz bedeutet die schnellste und schmerzloseste Todesart. Bedeutet. Ein hübsches Deutsch. Der Blitz bedeutet. Wie schön, daß ich den Blitz sehen kann, diesen, und diesen. Auch den nächsten noch? Auch den. Wie schön doch ein Gewitter ist. Ich kann den Blitz sehen. Angst? Florentin, Florentin, wirklich Angst? O nein. Aber man will leben. Verdammtes Gebrüll, verdammtes Blenden. Ungemütlich. Wenn es regnen würde, die Erlösung wäre das.

Der nächste Blitz war es, den Florentin nicht mehr sah. Der Donner kam zugleich und stieß an den leeren Felsen.

Gleich darauf begann es zu regnen.

⁂

„Es fängt an zu regnen," sagte die Geheimrätin zur Kommerzienrätin.

„Gott sei Dank," sagte Frau Giesinger und hob einen Augenblick den Kopf von der Handarbeit, „diese Gewitterluft ist unerträglich."

„Glauben Sie mir, meine Liebe, das Handarbeiten macht Sie nervös. So ein Kreuzstichmuster ist ein wahres Augenpulver."

„Frau Giesinger ist auch zu fleißig. Was wird es denn? Ein Täschchen?"

„Ich arbeite es gern. Kreuzstich — das Zählen beruhigt so —" sagte Frau Giesinger.

„Wo waren Sie gestern, Beste? Man sah Sie den ganzen Tag nicht?

Wo war ich gestern, wo war ich —? „Ich hatte etwas Kopfschmerzen, Frau Geheimrat, ich legte mich etwas hin —" Wo war ich gestern, in welchem Traumland, wie kam ich dorthin, wo ich gestern war —

„Sie sehen auch etwas müde aus; der Herr Gemahl meinte schon, ob Sie die Luft hier nicht zu stark angreifen wird. Jeder verträgt die Berge nicht."

Man saß auf der Terrasse, vorne, und sah die Serpentinen, die sich hinunterwanden dem Walde zu. Es rauschte, rauschte, unten plätscherte es in die Regentonne, auch die Worte plätscherten weit, irgendwo vorbei.

„Gleich hört es wieder auf zu regnen."

„Ja, nun ist es für heute wieder genug. Schade, daß täglich ein Gewitter sein muß."

„Die Gewitter bleiben immer oben beim Joch, wir bekommen nur den Regen."

„Jetzt muß bald der Zug kommen."

„Ich glaube, man hört den Moze schon Harmonika spielen."

Frau Giesinger legte die Arbeit in den Schoß und ihre Hände darauf und horchte. Der Moze spielte im Tal unten neben dem winzigen Stationshaus, die Luft brachte es klar herauf. Ein Züglein wölkte langsam paßauf. Der Moze spielte. Sie fühlte ein dumpfes, unerklärliches Vergnügen, wenn sie die Melodie hörte, sie erinnerte sie an etwas Angenehmes. Sie zog die Brauen zusammen und sann. Grüß' Gott, Liesele, sollst auch Zucker haben, Liesele. Das war es. Der Moze spielte sein Liedchen dazu. Das war nun lange her . . .

Hinter ihren Schultern klingelte die Frau Langkofler einladend mit Tassen und verkündigte, daß es Krapfen gäbe. „Kein Kaffee trinken, Frau Giesinger?" fragte der Langkofler zu ihr hinauf. „Jetzt wird's Wetter besser. Ein schieches Wetter war das vorhin hinten bei der Stella. Wen das derwischt hat." Er zog ein bißchen Qualm aus seiner Pfeife, ließ einiges ungesagt, verschwand wieder. „Ja, ja, die Sehnsucht!" vermutete die Geheimrätin schelmisch hinter Frau Giesinger. „Da steht die junge Frau und kann die Post nicht erwarten."

Der Briefträger kam unten aus dem Wald, ein winziges Männlein, vor ihm wanderte das Knotenstöcklein einher, hinter ihm schaukelte der Postsack bergan. Gedankenleer schaute Frau Giesinger dem Spielzeug zu, wie es den Richtsteig heran klomm, langsam, immer schön langsam, im Gras verschwand, bei den Serpentinen auftauchte, wuchs und endlich seinen holzgeschnitzten Altmännerkopf unter die Terrasse brachte.

„Erwarten Sie Post, Frau Giesinger?"

„O nein; heute noch nicht. Heute kann nichts da sein —"

Man legte eine Karte vor sie hin, darauf waren fein gedeckte Tische verzeichnet. Gruß vom Rathauskeller, wurde besagt. Komme morgen wie gewöhnlich. Freue mich schon. Gruß und Kuß Heinrich.

Nun ja. Gruß und Kuß. Komme morgen wie gewöhnlich. Mitten im Sonnenaufgang stand eine Frau und sagte: Ich habe keine Angst . . . Morgen wie gewöhnlich. Frau Giesinger nahm die Kreuzstickarbeit wieder vor. Zählen, eins bis sechzehn, eins bis sechszehn. „Nun hat die Frau Giesinger

keinen Kaffee getrunken," klagte die Langkoflerin; „und der Herr Giesinger hat's uns extra auf die Seel' gebunden." — Frau Giesinger trank Kaffee. Bei der Station unten wurde es schon Abend. Der Wald streckte sich ein wenig, es tropfte von den Bäumen, sicher tat es das. Frau Giesinger erhob sich und sagte: „Ich gehe noch ein bißchen, Frau Kommerzienrat."

„Wollen wir zusammen ein Stück gegen das Tafele, es muß nicht weit sein?" erbot sich die Geheimrätin.

„Danke, ich gehe hinunter, ich gehe ganz gern allein," sagte Frau Giesinger gedankenlos. Der Moze spielte wieder im Tal.

‚Merkwürdige Manieren haben solche Fabrikantinnen,' dachte die Frau Geheimrat erbost und las die Karte, die Frau Giesinger am Tisch vergessen hatte.

Frau Giesinger brachte sauber ihre Handarbeit in ihr Zimmer und stand dann noch ein wenig auf der Veranda. Hinter der roten Nadel schwang zart ein verblassender Regenbogen von Wolke zu Wolke; die rote Nadel steilte blendend in sonderbarem, fahlem Sonnenschein, es regnete zugleich, dorten regnete es noch. ‚Nun ist Fjor gewiß schon zurück,' dachte sie. Fjor. Wer ist Fjor? Es gab keine Antwort in ihrem schlafbefangenen Herzen. Sie neigte sich über die Hängenelken, die ein wenig regenmüde waren und schwere Köpfe senkten.

Frau Giesinger ging hinunter, schob sich zwischen Stall und Haus herum, bis sie Herrn Langkofler vorfand.

„Ist so eine Erstbesteigung eigentlich gefährlich?" fragte sie.

Der Langkofler schaute sie an, wollte etwas antworten, antwortete es nicht. „Nein, gar nicht," sagte er und ging davon.

Frau Giesinger stand da. Sie hatte noch etwas zu fragen, was sich nicht fragen ließ. Sie stand und wurde langsam rot.

‚Wie heißt eigentlich der Herr Baron, Langkofler?' fragte sie vor sich hin; sie fragte es schon hundertmal in Gedanken; es war eine so einfache Frage: wie heißt eigentlich der Herr Baron, Langkofler?

‚Meine Mutter nennt mich: Fjor. Anderes weiß man nicht. Gibt es das?' fragen ihre Augen. ‚Fjor? Wie heißt du, wer bist du — ich weiß es nicht. Wohin gehen wir? Ins andere Tal. Was heißt das: ins andere Tal?' Fragen. Fragen. Fragen.

Frau Giesinger geht die Serpentinen hinunter und hat in Gedanken eine Zwiesprache mit Herrn Giesinger. Wie siehst du aus? fragt er; du bist ganz verändert. Ja, ich bin verändert; es ist gut, daß du es gleich bemerkst. Ich habe dir viel zu sagen. Fraule soll sagen, was es auf dem Herzen hat. Ich kann nicht mehr bei dir bleiben; ich muß fort. Warum denn, Fraule? Ich habe einen lieb. Ich gehöre einem —

Nein. Das kann man nicht aussprechen. Sie beginnt den Dialog von vorne wie eine Schulaufgabe. Es wartet jemand auf mich, sagt sie zu einem fiktiven Herrn Giesinger, der immer diejenigen Stichworte bringt, die man braucht, wie ein braver Schauspieler in einem guten Salonstück. Es wartet jemand auf mich. Du mußt mich gehen lassen. Ich halte dich ja nicht, Fraule. Ich habe dir nie etwas Böses getan. Nein, Heinrich, nein — sagt Frau Giesinger und schluchzt ein wenig. Er hat ihr nie etwas Böses getan. Er hält sie nicht, wenn sie nicht bleiben will. Ich halte dich nicht, wenn du nicht bleiben willst, sagt der edle Herr Giesinger aus dem Salonstück. Ich kann nichts dafür, Heinrich; es war so stark. Und du weißt, daß ich nicht lang zu leben habe. Du wirst mich freigeben? Sei glücklich, sagt Herr Giesinger.

Der Dialog beginnt von vorne, er läuft nun schon ziemlich glatt. Die Bäume tropfen. Frau Giesinger verweilt unter dem Ebereschenbaum, er sieht nicht so aus, wie er an einem verzauberten Tag aussah.

„Die Vogelbeeren färben sich schon," sagt der Briefträger, der mit seinem Knotenstock zutal schaukelt. Sie sieht die Beeren an, denkt an ihr Gärtchen und zieht weiter. Der Dialog mit Herrn Giesinger ist erledigt. Sie packt schon die Reisetasche, legt schon die Ringe auf den Tisch, bindet schon den Schleier um. Sie sieht schon das Jochhaus und den Jochhauser.

Was will denn die Frau hier heroben? Ist der Herr Baron da? Er erwartet mich.

Der Herr Baron ist schon längst fort. Wohin denn? Ins andre Tal. Wo wohnt er da? Das weiß keiner. Wie kann ich ihn denn finden? Das weiß der Teufel. Wie heißt der Baron? Das steht im Fremdenbuch. Nein, im Fremdenbuch steht es nicht.

O Scham, o Scham. Es gibt Frauen, die im Fremdenbuch nachsehen müssen, wie ihr Geliebter heißt. Es atmet sich schwer, es ist ein neuer Schmerz zwischen Lunge und Herzen. Die Frau geht immer schneller, sie läuft fast die Serpentinen hinunter und steht dann still und hört ein Wässerlein heimlich rieseln und kleines, kleines Geklapper im Gras. Da liegt in der Dämmerung das kleine Gärtchen friedlich, und die Mühle spielt, dreht sich und klappert, liebes, wahrhaftiges Werk seiner Hände. Man kann da sitzen und zusehen und aller Ängste lachen: die Mühle ist da, sie ist wirklich, lebt, inmitten eines Gedankenzuges, der Traum und Wahres angstvoll durcheinandermischt.

Fjor sangen die schmalen, geschnitzten Brettchen, Fjor, Fjor, Ruhe sangen sie, Halt und Vertrauen. Auch Angst sangen sie, vor dem kommenden Tag, und wieder Mut, und unendliche, unendliche Wiedersehensfreude.

„Frau Giesinger spielt neuerdings die Exklusive," sagte die Geheimrätin zur Kommerzienrätin, als der Platz beim Abendessen wieder leer blieb. Die Kommerzienrätin zuckte vornehm bedauernd die Schultern. „Sie hat Kopfweh," sagte die Langkoflerin

mitleidig. „Sie macht's nimmer lang; jeden Abend legt sie sich früher hin vor Müdigkeit; das Fieber schaut ihr aus den Augen."

Sie lag im Bett, die Tür zur Veranda stand offen, den Duft hereinzulassen, der Märchen erzählen konnte. Von der roten Nadel, über der ein verschleierter Mond wuchs, ging ein seltsames Stummsein aus. Sie schloß die Augen, hielt den Atem an: und alles war wieder da. Es flüsterte Zärtlichkeit ins Dunkel, geliebtes Haupt, geliebtes Angesicht, geliebte Lippen neigten sich über sie. Nun sah sie ihn wieder, Fjor, sie sah ihn, er log nicht, er war ganz Wesenheit; er wartete auf sie, einen Tag und noch einen. Auch das andere Tal sah sie nun, es senkte sich still in eine Dämmerungsstunde ein, Edelkastanien wuchsen dort, im andern Tal, hohe, ruhevolle, dunkelgrüne Bäume. Einen weißen Weg hin wanderten zwei und waren selig aneinander versunken, Fjor und Maja, die Glücklichen. ‚Fjor denkt an mich,' dachte sie; ‚ich kann es fühlen. Gute Nacht, Fjor.'

Sie lag und lebte noch einmal Stunde um Stunde, Wort um Wort, alles, was zwischen Sonntag und Freitag geschehen war. Sie war ein Kind gewesen und eine Frau geworden. Blinde Augen hatten Licht getrunken. Stumpfes Herz war aufgewacht. Sie ging mit Fjor bis zum letzten Abschiedswort. Noch sah sie sein eckiges Kinn, steil emporgestreckt. Auf Wiedersehen, liebe Frau. „Gute Nacht, Fjor," sagte sie, einschlafend. Und später, aus dem Schlaf noch einmal: „Gute Nacht, Fjor."

Im Haus schlug eine Kuckucksuhr dreimal. Es war die Stunde, da Herr Giesinger stöhnend ein Messingbett verließ, um die braune Reisetasche einzupacken.

Es war die Stunde, da eine kleine Laterne vom Jochhaus sich aufmachte, einen zu suchen, der nicht heimgekehrt war.

❧ ❧ ❧

Lange bevor der Zug hielt, war schon Herrn Giesingers Glatze da, und dann der Stock und dann die braune Reisetasche, und dann stand der ganze Herr Giesinger am Bahnsteig und strahlte über und über vor Freude und Freundlichkeit.

Er griff seiner Frau unters Kinn und lobte sie, er salutierte vor dem Stationschef, sprach ein paar gewinnende Worte über die Hitze, komplimentierte die verschiedenen Rätinnen, die gleichfalls freudige Ehegatten zu transportieren hatten, er schlug dem Langkofler auf die Schulter und überreichte dem Moze einen Groschen. Die Frau stand etwas benommen daneben und wartete.

„Könnten wir nicht zu Fuß gehen?" fragte sie in einem Augenblick des Atemholens.

„Unsinn. Das wäre ja verrückt. — Hoppla!" sagte Herr Giesinger und schob sie in den Omnibus. Liesele besah sich mißtrauisch all die Fracht, die ihr zugemutet wurde. Der Langkofler schnalzte, der Stationschef salutierte, und fort klingelte es, durch den Wald bergauf. Es schwirrten Stimmen, Koffer schwankten, Frauen kreischten, Männer stiegen sich auf die Füße. Die Laune war gut. In all dem Lärm repetierte Frau Giesinger ihren Dialog. Du siehst verändert aus, Fraule. Das Herz klopfte und schlug schmerzend an die Lunge. Sie schaute Herrn Giesinger mit weiten, ernsten Augen an; das war er gewöhnt, er dachte sich nichts dabei. Er war ganz Munterkeit und Frohsinn. Zu Hause rumpelte er gleich treppaufwärts, im Nu hatte er Anzug und Hemd gewechselt, stand schon vor dem Waschbecken, prustete, spuckte, putzte Zähne, Nägel, hatte Schlämmkreide im Mund und sprach zugleich in geknödelten Tönen. Er packte Schokolade aus, erste Weintrauben, Bücher. Er hatte im Geschäft Ärger gehabt, nicht der Rede wert, und Erfolg, einen großen Abschluß mit den Cleverwerken. Alle Achtung. Otti ließ grüßen. Papa hatte von der See geschrieben. Mit der Nanni ging es nicht mehr, jeden Abend aus und jeden Abend. Das beste wäre, einen Diener zu nehmen statt eines neuen Stubenmädchens. Übrigens sei an der großen Palme im Wintergarten ein neues Blatt — —

Frau Giesinger saß am Bettrand, die Hände lagen ihr im Schoß, sie hatte keine Ringe an den Fingern. Sie wartete angstvoll und ungeduldig, es ihm zu sagen. Es trieb sie, innen jagte etwas, mit Herzschlag und Atem um die Wette, daß sie es nicht erwarten konnte, frei zu werden, zum Joch hinaufzulaufen, bei Nacht, im Morgengrauen, wann immer. Fjor stand oben, er schaute ins Tal und wartete immerfort, immerfort, daß sie käme. Sie spürte, wie seine ausgebreiteten Arme sie umschlossen und ins Haus trugen. Und zugleich, sonderbar, entgleitend, wurde es von Augenblick zu Augenblick unmöglicher, davon zu sprechen, unmöglicher, daran zu glauben, an die andern Tage, die gewesen waren, an die andern Tage, die kommen sollten.

„Ist die Nanni nicht brav?" fragte sie mit trockenen Lippen. „Hat die Palme wirklich ein neues Blatt — —?"

Dankbar war sie, daß sie nicht zum Sprechen kam, und zugleich wartete sie, schaute ihre ringlosen Finger an, damit Herr Giesinger aufmerksam werden und fragen sollte. Du hast dich verändert, Fraule —

Unten blökte die Kuhglocke die Gäste fürs Abendessen zusammen, die Holztreppen knarrten und schaukelten unter vielen Tritten. Es gab eine Tiroler Leber, die Herrn Giesinger veranlaßte, Wein zu bestellen und der Langkoflerischen Kochkunst ein Hoch auszubringen. Man klapperte, klirrte, lärmte, sprach durcheinander. Dazu fiel draußen, vor der Terrasse, ein sachter, langsamer Regen vom verdunkelnden Himmel, und als die Herren die Zigarren anzündeten, ging Frau Giesinger leise ans Fenster und schaute hinaus. Aber es kam ihr keine Klärung

und keine Ruhe von den großen, stummen Bergen. Im Hintergrund klatschten schon Spielkarten aufs Tuch, Herr Giesinger tarockte hingegeben und gewann dem Geheimrat drei Mark ab. „Und dabei kann man nicht einmal sagen, daß der Herr Giesinger Unglück in der Liebe hat," sagte der Kommerzienrat und klebte schmunzelnde Blicke auf Frau Giesingers gesenkten Nacken, dort am Fenster. Herr Giesinger lachte geschmeichelt und schrie über alle hin: „Wenn das Fraule schlafen gehen will, muß es mir's nur sagen."

Das Fraule wollte schlafen gehen.

Heute wurde die Verandatüre sorgfältig verschlossen. Keine Nelke duftete, kein Mond schien, die rote Nadel hatte sich unsichtbar gemacht, nur Regenrauschen hing ums Haus. Herr Giesinger schnürte seine Stiefel auf und lachte vor sich hin. „Wenn er einen Ultimo mit sechs Tarock ansagt, da muß er ja verlieren," sagte er entzückt. Die Frau saß schon wieder am Bettrand und wartete; sie zog sich nicht aus. Dunkel dachte sie: ‚Wo werde ich schlafen, wenn es gesagt ist? Im Regen, in der Nacht noch hinauf zum Joch, ankommen, wenn die Sonne aufgeht, in Fjors Armen, unter Fjors Mantel —'

Herr Giesinger war seiner Stiefel ledig und schaute nun seine Frau an, öffnete ein wenig den Mund dabei und hielt den Kopf schief.

„Na, Fraule, wie wär's?" sagte er und wies auf das Bett. „Nicht in die Baba gehen?"

Da stieß die Frau sich in das Gespräch, das oft geübte.

„Findest du nicht, daß ich verändert bin?" fragte sie.

„Nö," sagte Herr Giesinger. „Bißchen braun geworden höchstens."

Sie konnte einen Augenblick nicht atmen, und dann war es schon gesagt: „Ich muß fort, Heinrich."

„So?" sagte er. „Gefällt es dir hier nicht? Das ist schade. Oder tut dir die Luft nicht gut. Sag' doch, Fraule!" Er saß nun im Bett und schien ein wenig erschreckt.

„Nicht von hier — von dir muß ich fort," sagte sie. Und als es gesagt war, kam eine Schwäche sie an, daß sie weinen mußte.

Herr Giesinger spähte in ihr Gesicht, er stand auf, setzte sich neben sie, er schien nicht sehr erstaunt und fragte nur: „Was ist denn los, mein Fraule? Hab' ich dir was Böses getan, daß du von mir fort willst?"

„Nein, nichts Böses," sagte sie und mußte weinen.

„Nun, nun, Kind, Kind —" sagte er und nahm ihre Hände; „da haben wir ein bißchen Fieber, wie? Da hat das Kind wieder eine Kleinigkeit mit dem Kehlkopf. Nun, nun, nun. Da werden wir morgen zusammen heimfahren und mal bißchen zum Doktor gehen, wie?"

„Nein," weinte sie in ihre Hände, „nein, nein."

„Nun, nicht weinen, Fraule, still sein, so, so, still sein. Nichts reden; das strengt dich an; ganz still sein. Da." Er klapperte sacht mit Thermometer und Wasserglas. „Ein bißchen Fieber," sagte er; „jetzt wird nicht geredet, sondern geschlafen. Morgen reden wir weiter. Du dummes Fraule."

‚Du verstehst mich nicht,' dachte sie verzweifelt, während er sie ins Bett packte wie ein Kind, und sie sagte es auch: „Du verstehst mich nicht, du verstehst mich nicht."

„Nein, du unverstandene Frau," sagte Herr Giesinger gutmütig und streichelte ihr Haar. „Du hast einen ganz dummen Mann. Nichts wie Margarine im Kopf, nicht wahr? Aber daß ein Fraule mit Fieber nicht sprechen soll, sondern schlafen, das weiß ich genau." Und Herr Giesinger, der mit einemmal sehr ruhig und sonderbar gesammelt war, verlöschte einfach das Licht. Im Dunkeln strich er sich über die Stirne, sie hatte sich mit kleinen, kühlen Schweißtropfen bedeckt. Er legte seine Hand mit gespreizten Fingern über die Augen, das war eine Bewegung voll großer, versteckter Traurigkeit. Mit der andern Hand hielt er beiläufig den Puls seiner Frau und zählte mechanisch; er hatte es nun schon so im Griff, der arme Herr Giesinger. ‚Jetzt hat sie doch wieder Fieber,' dachte er; ‚auch die Berge können ihr nicht helfen. Er seufzte tief und räusperte sich zugleich, um es zu verbergen. ‚Nun bleibt noch Ägypten,' dachte er; ‚zwei Winter in Ägypten haben schon vielen geholfen . . .'

Herr Giesinger hatte breite, wohlhäbige Hände, runde Finger, auf denen kleine, blonde Haarschöpflein wuchsen. Mit diesen Fingern knetete er die Hände seiner Frau, das beruhigte ihn und sie zugleich. Er rechnete ein wenig, überschlug im Kopf die Kosten einer Ägyptenreise und war wieder genötigt, sich zu räuspern. Mit einem halbfertigen Kostenvoranschlag und großem Kummer im Sinn schlief er ein. Er schnarchte nicht geradezu, das tat er nicht. In den Jahren seiner Ehe hatte er sich das Schnarchen abgewöhnt, er kontrollierte sich gleichsam im Schlaf und wachte auf, sobald er etwas im Zimmer sägen hörte. Aber er gab bei jedem Atemzug einen kleinen Knall mit halbgeschlossenen Lippen ab, das gestattete er sich, und seine Frau war es gewöhnt. Sie lag ganz still neben dem bekannten Geräusch und spürte nun selbst, daß sie Fieber hatte. Vielleicht war alles nur Fieber gewesen, das aus den letzten Nächten. Wenn sie die Augen schloß, konnte sie Fjor nicht mehr sehen; sie sah ein kleines Licht aus dem Jochhaus kommen, deutlich sah sie es, es wanderte und wanderte, es suchte sie und rief, es winkte freundlich, es zog daher, manchmal durch Wald, manchmal durch Arabeskengeranke, wie es das Blut an die Lider malte; es war ein so stilles, kleines Licht, mit geschlossenen Augen konnte man hineinsehen und selbst still werden. Warum küßt du die Nelken, Fjor—? Ich habe ja

Sehnsucht, Maja. Es bleibt alles, wie wir es besprochen haben. Wann kann ich dich erwarten. Am Sonntag muß alles vorbei sein.

Herr Giesinger sägte schwach und erwachte sofort. „Ich muß morgen auf das Joch, Heinrich," sagte die Frau. „Du nimmst es nicht ernst, aber es ist ernst; ich bin kein Kind mehr."

„Freilich, freilich. Auf das Joch? Gut. Auf den Kilimandscharo, wenn das Fraule will." Gleich darauf begab er sich wieder in Schlaf.

Der Regen rauschte ums Haus. Durch den Regen wanderte das Licht, bergab, bergab, die Frau kannte den Weg. Es war kein Stein an diesem Weg, kein Zweig über die Schlucht hängend, kein Tropfen vom Wildbach sprühend, den man vergessen konnte. Sie sah nun alles wieder, und alles hatte Leuchtkraft. Der Regen fiel, das Licht sank bergab und bergab vor geschlossenen Augen. Die Kuckucksuhr rief in der Diele, der Hahn krähte; dann geschah ein Geräusch am Gatter unten.

Sie lag noch reglos, einen Augenblick verstummte ihr horchendes Herz, dann begann es stark und voll zu schlagen.

Unten schlugen Schritte auf, Holzläden klappten, Stimmen gingen hin und her, unterdrückte, wortkarge Stimmen; Laternenschein schwankte an den Mauern, daß die Nelken sich aufhoben und wieder verschwanden, im Stall trat dumpf das Liesele in Streu. Die Frau erhob sich und trat auf die Veranda hinaus. Herr Giesinger erwachte, er hatte sich sägen gehört; aber das war es nicht; die Tür zur Veranda stand offen und knarrte schwach; draußen beugte sich die Frau über das Geländer.

„Was ist denn jetzt los?" fragte er erschreckt.

„Ich glaube, es ist eine Depesche für mich da, oder ein Bote —" sagte sie horchend, ohne sich umzuwenden.

„Was für ein Unsinn. Bote? Von wem denn?" murrte Herr Giesinger, seine Pantoffel suchend; er zog sie ins Zimmer zurück, ihr Arm war feucht; in ihrem Gesicht erschreckte ihn etwas. Sie schaute durch ihn hindurch, als wäre er nicht da. Unten ging das wortarme Reden weiter und der schwankende Lichtschein. Herr Giesinger schloß die Türe von draußen und rief über das Geländer, was los sei. Die Antwort konnte die Frau nicht hören.

„Nun?" fragte sie, als er wieder in die Stube kam und noch einen Augenblick verweilte und nach der roten Nadel hinaufsah, die undeutlich im grauen Morgenregen aufstand.

„So geht es; wieder einer abgestürzt; der Blitz hat ihn getroffen, sagen sie. Der Langkofler geht mit den andern zum Joch hinauf, ihn zu holen. Es ist ein alter Mann da vom Jochhaus —"

Sie wurde nur ein wenig kalt und steif; bewegen konnte sie sich nicht. Sonst war es nichts. Sie wurde nicht ohnmächtig, sie bekam auch keinen Blutsturz, obwohl es schön gewesen wäre. Sie hielt die Hände ganz gestreckt und reglos, konnte nicht atmen, und dann ging es vorbei. Nun atmete sie tief und gleichmäßig, wie Menschen atmen, die ohne Narkose operiert werden. Gut war es, nur zu atmen, nicht zu denken. Viel später fragte sie — und es war der alte Ernst und das alte Staunen in ihren Augen —: „Wie sehen Menschen aus, die der Blitz getroffen hat?"

Herr Giesinger zuckte die Achseln. Im Frühlicht lag ihr Gesicht so klein auf den großen Federkissen und hatte blaßgelbliche Flecken unter den Augen. ‚Ich bin ein Esel,' dachte er; ‚es hat sie aufgeregt'.

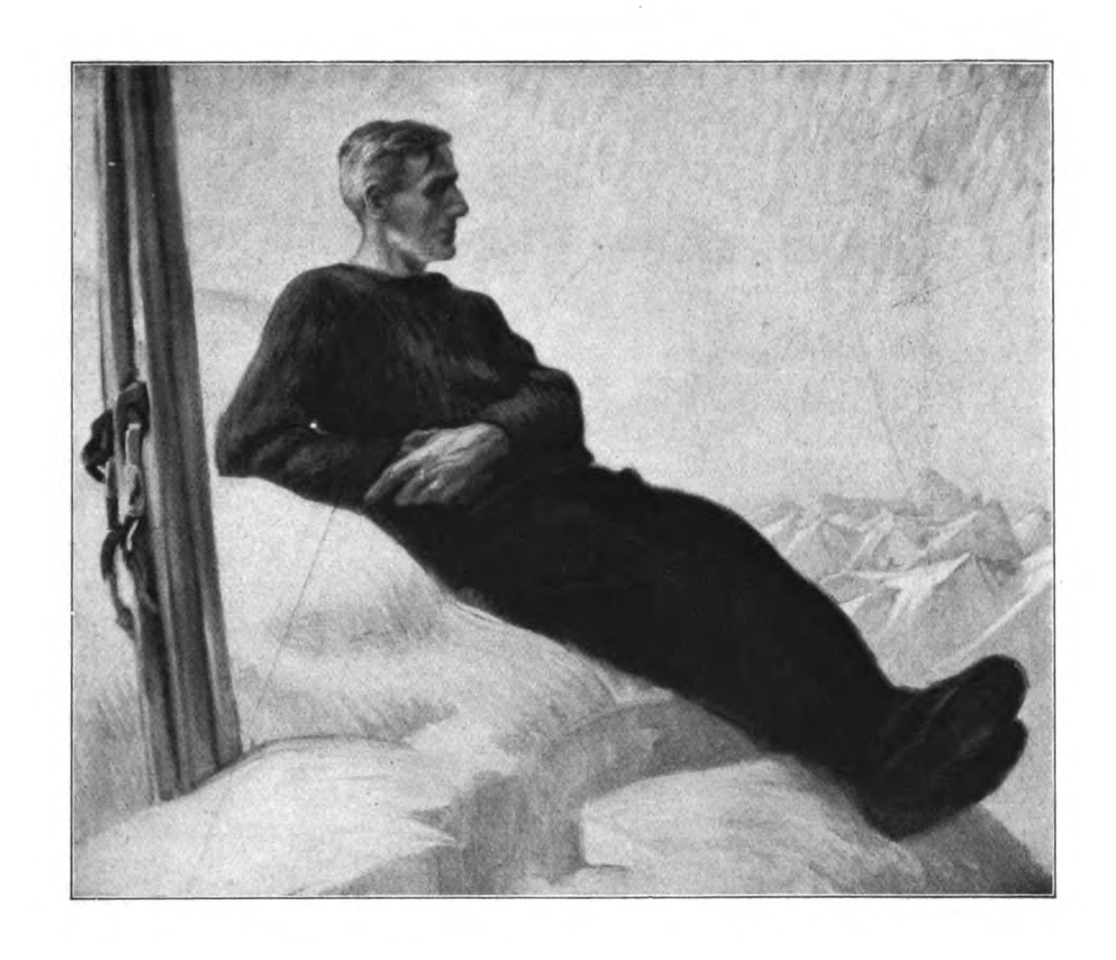
„Das ist keine Gegend für das Fraule," sagte er. „Am Abend Fieber und in der Früh' einen solchen Schreck. Es geht einem doch in die Glieder, auch wenn man so einen gar nicht kennt. Willst du nun noch immer Hochtouren machen, wie heute nacht?"

Da keine Antwort kam, wartete er friedlich, bis es ganz hell war, knarrte nur ein wenig mit dem Bett. „Schlafen kann man heute doch nicht mehr," sagte er dann. „Wenn es dir recht ist, fange ich an, einzupacken. Wir können noch mit dem Nachmittagszug wegfahren."

Es verging viel Zeit, eine Stunde fast; der Regen hörte auf indessen. Durch nasse Schleier kam Sonne, und Bergspitzen traten aus dem Dunst eine nach der andern und stellten sich ordentlich vor die Fenster hin. Die rote Nadel hatte ihr Wolkentuch um den Kopf gebunden. Die Kuhglocke läutete Frühstückszeit.

Und da — Herr Giesinger hatte längst seine Frage vergessen, die keine Frage war — antwortete die Frau: „Ja. Nun kannst du die Koffer packen. Nun können wir wohl wegfahren."

Herr Giesinger schaute betrübt ihr eigentümliches, verwundertes Lächeln an, das ihm unbegreiflicher war als je, er zündete sich eine Trostzigarre an und verließ rücksichtsvoll das Zimmer. Sie lag noch eine Weile und dachte nach, es war nicht viel, was sie denken konnte. ‚Nun ist alles wieder, wie es vorher war,' dachte sie; ‚nun braucht nichts gesagt zu werden. Nun kann man wegreisen.' Und dann sah sie die Welt wie ein Transparent, hinter dem alle Lichter ausgebrannt sind. Leuchten wird nun nie mehr etwas, sagte ihr Herz, und sie antwortete ihm: auch vorher hat nichts geleuchtet. Sich selbst sah sie durch das Tor ihres Hauses treten, zwischen den zwei Sandsteinriesen, und leben, wie alle Welt lebte. Menschen gibt es, die kommen bis zum Gipfel und werden vom Blitz getroffen. Menschen gibt es, die kommen bis zum Joch und gehen dann wieder zurück nach unten. ‚Ob in deiner Tasche der kleine, rote Stein für mich ist, Fjor?' dachte sie



Gipfelrast. Gemälde — Von Otto D. Franz

und beinahe konnte sie weinen. Aber dann war eine Stimme da, die sagte: du wirst es nicht erfahren, nie, ob er geschwindelt hat, er auch, oder ob es Wahrheit war, was er gesagt hat. Ob er gewartet hätte und dich mit sich genommen ins andre Tal? Das dachte sie und auch, daß sie den Namen, den sie nicht weiß, nun in der Zeitung finden kann, unter: Opfer der Berge.

Sie stand auch nachher auf der Veranda und sah die Männer unten ihre verhüllte Last bringen, schweigsamen Älplerschrittes, die Bahre schwankend zwischen ihnen und ein wenig Tannenreisig daraufgelegt von Händen, die ganz aus Knorren und gedrehten Seilen bestanden. Es rührte sie, aber es lag schon eine große Fremdheit zwischen ihr und dem Geschehenen. Unten stand ihr Mann im Hof, er warf die Zigarre fort und entblößte den Kopf und senkte ihn ein wenig, als die Bahre an ihm vorbei kam. Das wunderte die Frau fast. Alles wunderte sie stärker noch als je. Sie band den blauen Schleier um und ging hinab, die Serpentinen entlang; da war etwas Schwäche in den Knien, aber sie konnte gehen. Der Nachtregen hatte den kleinen Graben gefüllt, das Wasser strömte eifrig zu Tal, das Gärtchen war überschwemmt. Die Mühle aber, die kleine Mühle klapperte und war am Werk und lebte noch immer.

Die lebte.

Da war einer Sonntags gekommen, schön und stark, hatte die Koffer mit einem Schwung aufs Dach geworfen, die schweren Koffer, einfach so. Da war eine Woche, rätselhaft, verzaubert, alle Liebe der Welt, aller Jubel, Erwachen, Einswerden, Abschiednehmen, Angst und Hoffnung, vergebliche Angst, vergebliche Hoffnung. Eine Woche lang. Am Sonntag war alles tot, nur ein kleines Spielzeug lebte und war wirklich inmitten einer einstürzenden Traumwelt.

Es tobte ein Auto an ihr vorbei, bergan und hielt vor dem Haus oben. In der Stille, die hinterher kam, konnte man wieder den Moze spielen hören, er blies sein trauriges Lied unten bei der Station. Bald ging der Zug, vom Paß hinunter, immer weiter zu tal und bis in die Stadt. Dort geht es, wie es immer ging. Die Nanni will jeden Abend ausgehen; die Palme hat ein neues Blatt bekommen. Nachmittags macht Papa seinen Besuch. Nur die Träume sind nun anders; die werden nie mehr wie vorher . . .

Im Hotel war Tellerklappern, Ehemannslärm, Kegelfallen wie jeden Sonntag. Einmal wurde es still, und eine Gasse bildete sich — es war gerade, als Frau Giesinger zurückkam. Eine Gasse bildete sich, da ging eine alte Dame hindurch, die weinte nicht, die hatte Fiors Augen und sein eckiges Kinn. Man konnte ihr nicht die Hand küssen; man lebte nicht mehr in der Welt, wo das Eigentliche geschah. Man ging an Fiors Mutter vorbei; aber man wußte, wie es ist: ein gefrorenes Gesicht haben und den Menschen keine Tränen zeigen.

Das Lieserle klingelte aus dem Stall, der Omnibus wurde angeschirrt.

Herr Giesinger hatte alle Koffer sauber gepackt. Er sah seiner Frau zu, die den blauen Schleier abnahm und still in die Tasche legte. Er sah ihr zu, und Gott allein weiß, wieviel er dachte oder ahnte oder verstand. Aber er sagte: „Das geht vorbei, Helene.“ Er sagte nicht Fraule. Er schaute ihre Hände an, vielleicht erblaßte er ein wenig, und fragte: „Hast du die ganze Woche keine Ringe getragen?“

„Die ganze Woche.“

„Ich habe sie dir auf den Tisch gelegt.“

„Danke.“

„Willst du nicht einmal den Ehering nehmen? Man wird uns für ein Liebespaar halten.“

Frau Giesinger kam zum Tisch und steckte gehorsam die Ringe an, einen nach dem andern. „So,“ sagte sie.

Sie trat noch auf die Veranda hinaus und beugte den Kopf in die roten, stürzenden Hängenelken. Sie strich einmal mit der Hand über das graue Holzgeländer. Mehr nicht. Am Paß unten spielte der Moze.

„Ich bin fertig,“ sagte Frau Giesinger.

Vor dem Joch hing eine kleine Wolke. Hinter der roten Nadel zog ein Gewitter auf.

Liebe junge Birke. Von Gertrud Lauffs

Liebe junge Birke,
Du Tausendherzenstrauß,
Rufst mich immer wieder
Zu dir hinaus.

All ihr grünen Herzen,
Seid meinem roten hold:
Noch ein kleines Weilchen,
Dann sind wir Gold,

Und ihr tausend Herzen,
Ihr tanzt als wie im Mai,
Tanzt ein goldenes Sterben —
Wollt', meines wär' dabei!

Geschichte und Legende

Von Freiherrn v. Freytag-Loringhoven, General d. Inf. Dr. h. c.

Jegliche Geschichtschreibung kann immer nur Annäherungswerte liefern, so sehr sie sich auch bemüht, ein getreues Bild der Vergangenheit zu bieten. Wenn wir uns selbst nicht einmal genau kennen, und die Vorstellung, die wir von Menschen haben, mit denen wir täglich in Berührung kommen, nur ein Bild von diesen ist, von dem wir nicht wissen, ob es in allen Punkten zutrifft, so werden wir bekennen müssen, daß solches mit Personen, die der Geschichte angehören, erst recht der Fall sein muß, und je weiter die betreffende Zeit zurückliegt, um so mehr. Das gleiche gilt von den Beweggründen der Handelnden, auch wenn wir die Tatsachen selbst mit Sicherheit bestimmen können. Wer will nach Verlauf längerer Zeit, ja selbst kurz nach einem Ereignis noch genau angeben können, welche Einflüsse auf den Handelnden eingewirkt haben und wie ein bestimmter Entschluß in ihm entstanden ist. Darum wird man Martin Havenstein zustimmen müssen, wenn er (Nietzsche als Erzieher) sagt: „Die Begriffe, die wir bilden und bilden müssen, um das ungeheure Durcheinander und Ineinander der tatsächlichen Ereignisreihen zu ordnen und faßlich zu machen, sind geistige Wesenheiten, die der durchlebten Wirklichkeit nur ganz ungefähr entsprechen und deren Fragwürdigkeit man bei keiner geschichtlichen Betrachtung außer acht lassen sollte." Nur bedingt richtig aber ist seine weitere Äußerung: „... Nicht die Geschichte als Wissenschaft, sondern die Geschichte als Legende, als Volksdichtung, als Erzeugnis der Tradition, vermag die Fäden fortzuspinnen, die die wirkliche Geschichte, das tatsächliche Geschehen, von einer Epoche zur anderen hinüberleiten. Die Geschichte als Wissenschaft kann eine Tradition weder bauen noch erhalten, wie unsere Historiker sich einbilden: der handelnde Mensch allein baut und erhält sie aus den Bedürfnissen des Lebens und Handelns heraus. Der wissenschaftliche Historiker ist ja, wie man weiß, darauf aus, die Legende in jeder Form zu zerstören, und arbeitet damit meist, ohne es zu wissen und zu wollen, immer an der Zerstörung der Tradition."

Das trifft im Grunde doch nur für eine bestimmte Art von Historikern zu, für die Treitschke den Ausdruck „Quellengräber" erfunden hat, die nach seiner Ansicht ein ganz unhistorisches Geschöpf sein können. Auch gibt Havenstein zu, daß ein Mann wie Treitschke die Tradition fortspinnen und festigen geholfen habe, meint indessen, Historiker seiner Art hätten solches als „Politiker am Schreibtisch trotz und auf Kosten der Wissenschaftlichkeit als Täter im Gewande des Betrachters, als Verwerter der Vergangenheit im Dienste ihrer Zeit" getan. Aber muß nicht jede echte Geschichtschreibung in solchem Sinne gehalten sein? Stellt doch Treitschke die Forderung (Briefe, III.), Geschichte im höchsten Sinn müsse Darstellung des Lebens und selbsterlebt, das ist lebendig nachempfunden sein. Und Jakob Burckhardt nimmt in seinen „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" den Ausgang „vom duldenden, strebenden und handelnden Menschen, wie er ist und immer war und sein wird, als dem einzig möglichen Zentrum".

Daß die Legende kräftig mitwirkt, die Tradition zu erhalten, soll nicht bestritten werden. Sie tut es schon dadurch, daß sie die Vergangenheit unwillkürlich idealisiert. Ausdrücklich weist in solchem Sinn Jakob Burckhardt den als Ideale fortlebenden großen Männern einen hohen Wert für die Welt und für ihre Nationen insbesondere zu. Die gewissenhafte Forschung behält gleichwohl ihr Recht und übt nur ihre Pflicht, wenn sie uns vor einseitiger Idealisierung einzelner Menschen und ganzer Zeiten bewahrt. Auf welche Irrwege solche führen kann, lehrt die Verherrlichung des Mittelalters durch die Romantiker zu Ausgang des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts, zeigt der Romantiker auf dem Thron Friedrich Wilhelm IV., mit seinen ständischen und „teutschen" Anwandlungen. Das Mittelalter ist viel besser als sein Ruf. Es ist bei uns durch einen

Schulunterricht, der sein Wesen gar nicht erfaßte, künstlich in Mißkredit gebracht worden, es will aber, wie jede Geschichtsperiode, aus sich heraus verstanden werden. Schiebt man den Menschen von einst moderne Anschauungen unter, so gelangt man zu Trugschlüssen, wie nicht minder, wenn man ihre Sinnesart ohne weiteres übernehmen zu können glaubt, wie es der Fehler der Romantiker war.

Um die Persönlichkeit Friedrichs des Großen rankt sich ein reicher Kranz von Legenden, und wer möchte sie missen? Geben sie doch die Folie für den großen Menschen und übermitteln sie uns, wie die Zeitgenossen über den Alten Fritz gedacht haben. Insofern sind sie, wenn auch einer objektiven Prüfung nicht standhaltend, gewissermaßen subjektiv wahr. Was wir darüber an gut verbürgten Angaben besitzen, die jeder Kritik standhalten, ist zum Glück ohnehin reichlich bemessen. Wenn eine strenge Forschung neben den hohen Eigenschaften Friedrichs auch die Schattenseiten seines Wesens hervorhebt, so bestätigt sie damit nur die alte Wahrheit, daß jede noch so glänzende Gestalt der Geschichte ihre menschliche Kehrseite hat. Ohne seine schonungslose Härte hätte er nicht der Held der sieben Jahre sein, nicht Staat und Heer durch die schwersten Gefahren hindurchführen können. Früh gealtert und durch Schicksalsschläge verbittert, hat er nach dem Siebenjährigen Kriege trotz der umfassenden Fürsorge, die er seinem Lande zuwandte, nicht mehr die Elastizität gehabt, wahrhaft schöpferisch neugestaltend auf das Staatsleben einzuwirken. Selbst der Rückgang innerhalb der Armee, der sich 1806 so furchtbar geltend machte, hat unzweifelhaft bereits unter ihm eingesetzt. Es sollte sich an Friedrich in negativem Sinne bewähren, daß, wie Treitschke sagt, die Geschichte ein ewiges Werden ist.

Theodor Lindner drückt das (Geschichtsphilosophie) folgendermaßen aus: „Jede Idee entsteht aus bestimmten Voraussetzungen, aus gegebenen Zuständen. Sie gelangt nur zum Siege oder zur Durchführung, indem die Verhältnisse, aus denen sie hervorging, umgestaltet werden. Dadurch entstehen Neubildungen, die nicht mehr ganz mit den ursprünglichen Voraussetzungen übereinstimmen. Die siegende Idee zersetzt also selber den Boden, auf dem sie gewachsen ist, und paßt nicht mehr völlig. Sie zerstört mit ihm zugleich den Boden für die bisherige Befriedigung anderer Bedürfnisse. Daraus erklärt sich das häufige Vorkommnis, daß große Männer von ihrem Werke mit Nichtbefriedigung scheiden, wie Luther, Cromwell und selbst Bismarck. Sie riefen durch die Veränderung bestehender Verhältnisse Kräfte hervor, die sie von dem ursprünglichen Ausgangspunkte ihrer Zwecke entfernten und nicht mit ihren Absichten übereinstimmten. An Stelle der überwundenen Schwierigkeiten treten andere, und die neuerweckten Geister lassen sich nicht bannen." In diesen Worten gelangt die Tragik zum Ausdruck, die das Wirken des alternden Bismarck durchzieht. Die verehrungswürdige Gestalt des eisernen Kanzlers wird nicht durch das Zugeständnis getrübt, daß auch er menschlichem Irrtum verfallen ist. Er hat selber diesen öfter den unvermeidlichen Begleiter des Menschen bezeichnet, und bei diesem Gewaltigen mußten Irrtümer schwerer wiegen als bei gewöhnlichen Sterblichen. Der Gründer unseres Reiches bleibt uns darum nicht weniger teuer, wenn wir mehr und mehr erkennen lernen, daß die Wege, die er in der inneren Politik nach der Reichsgründung gegangen ist, nicht in allem jene gerade Linie zeigen, wie sie die legendäre Vorstellung diesem großen Willensmenschen eigen erscheinen läßt. Die sympathischen Bismarck-Erinnerungen des Freiherrn von Lucius lassen uns trotz ihrer vornehmen Zurückhaltung und gleichzeitig warmen Bewunderung für den ersten Kanzler, die sie durchziehen, und gerade deswegen erkennen, daß Bismarcks spätere Innenpolitik manche Inkonsequenz und vielfache Einseitigkeiten in der Behandlung der Parlamente und der sozialen Fragen aufweist, so sehr auch bei ihm andauernd Züge echtester Genialität bemerkbar sind. Die vielfachen Wechselfälle und zahlreichen Reibungen unseres damaligen staatlichen Lebens dürfen wir nicht übersehen. Wir schaffen uns sonst aus der Vergangenheit ein idealisiertes Bild auf Kosten der Gegenwart. So trübe diese auch ist, und so sehr wir uns nach einem neuen Bismarck sehnen mögen, sie

erscheint uns dann wohl noch trüber und macht uns völlig hoffnungslos.

Das gilt in verstärktem Maße von der idealen Vorstellung, die wir im allgemeinen von der Zeit haben, die zwischen König Friedrich und Bismarck liegt. Betrachten wir die Befreiungskriege, so ist gewiß das Gesamtbild der preußischen Erhebung herrlich und wirkt tiefbeschämend bei unserer jetzigen Lage. Im einzelnen aber zeigt doch auch jene Zeit manche wenig erfreuliche Züge, die zu der legendären allgemeinen Begeisterung schlecht passen. Es könnte unnötig, ja vom nationalen Standpunkt aus betrachtet, geradezu schädlich sein, den Schleier, den fromme Begeisterung über diese Zeit gebreitet hat, zu lüften, und doch ist es für alle, die angesichts der jetzigen Verhältnisse an unserm Volk verzweifeln möchten, von Wert, sich zu vergegenwärtigen, daß auch in Zeiten, die ein Höchstmaß nationaler Energie erkennen lassen, neben dem Licht sehr viel Schatten zu verzeichnen ist. Wilhelm v. Humboldt war damals längst vom international gerichteten Römer zum Preußen geworden, seine Urbanität aber hatte er sich durchaus bewahrt. Zu den „Helden des stürmischen Völkerzornes", wie Treitschke Blücher und Gneisenau bezeichnet, gehörte er keinesfalls, und doch schrieb selbst dieser Mann abgeklärten Denkens und klassischer Ruhe am 17. August 1813 aus Prag seiner Gattin: „Es ist überhaupt schrecklich, daß in dem Moment, wo das Größte vorgeht, was die Geschichte seit langer Zeit gesehen hat, doch kaum ein einziger Mensch auftritt, der des Augenblicks würdig wäre. Ein kleines, selbstsüchtiges Geschlecht, schwach und frivol, hilflos und doch nicht geneigt, sich kräftig helfen zu lassen. Dies kann noch dem Ausgang der Sache Verderben bringen, und tut es auch das nicht, so wird man immer das traurige Beispiel sehen, daß die größten Erfolge kein großes Gemüt adeln, oder die Kleinen und Schwachsinnigen den Ruhm dessen davontragen, was gewissermaßen hinter ihrem Rücken geschehen ist."

Erst Blüchers Siege ließen Humboldt nach und nach die Dinge hoffnungsfreudiger ansehen. Sie rissen selbst die Zaghaften mit. Wie viel Legende aber hat sich auch an die Erfolge der preußischen Waffen allein schon hinsichtlich des Anteils, den die Landwehr an ihr hatte, geknüpft. Die Leistungen der aus ihr gebildeten neuen Truppenteile konnten bei der ihr damals fehlenden Schulung, ihrer erbärmlichen Bekleidung, Ausrüstung und anfänglich auch Bewaffnung nur minderwertig sein. Die preußische Landwehr von 1813 ist erst nach und nach zu einer kriegsbrauchbaren Truppe geworden, und das hauptsächlich, weil sie mit ganz wenigen Ausnahmen als Regiments- und Bataillonskommandeure ehemalige aktive Offiziere an ihre Spitze gestellt sah. Es darf überhaupt nicht übersehen werden, daß Preußens Heer 1813 bis 1815 von demselben Offizierkorps geführt worden ist, das für die Niederlage von 1806 den größten Beschimpfungen ausgesetzt gewesen war. Freilich war es 1813 von einem anderen Geiste durchweht als sieben Jahre zuvor. Das hat große Teile der deutschen Gebildeten nicht gehindert, auch nach den Siegen des Befreiungskrieges ihm mit unverhohlener Abneigung zu begegnen, die durch die Enttäuschung, welche die Reaktionszeit brachte, und das gleichzeitige Wiederaufleben der Paradekünste des Friedens allein nicht erklärt werden kann. Vor allem „die Turnplätze wurden," wie Treitschke schreibt (Deutsche Geschichte II, 7), „die fruchtbaren Heimstätten jener Parteilegenden, welche dem Volke die Geschichte seines Befreiungskrieges verfälschten: nicht die Künste der Männer des Korporalstocks, sondern die Begeisterung der Landwehr, des Landsturms und vornehmlich der Freischaren hatten den Sieg errungen. Alle die Großtaten, welche Jahn mit seinen Lützowern vorgehabt aber leider nicht zustande gebracht hatte, vollendeten sich jetzt nachträglich in den prahlerischen Gesprächen seiner Genossen."

Das Geheimnis der preußischen Erfolge lag in den zahlreichen, vortrefflichen Kaders der Armee an Offizieren, Unteroffizieren und alten Soldaten, die sich noch im Lande befanden oder aus den abgetretenen Provinzen zu den Fahnen eilten, lag im glühenden Haß gegen den langjährigen Unterdrücker und in der begeisterten Kampfstimmung, die sich der Gebildeten bemächtigt hatte, wenn auch die Freikorps und freiwilligen Jäger-Abteilungen, die

sie aufnahmen, als Truppe nicht vollwertig sein konnten. Allgemein aber, das ganze Volk ergreifend, war die Begeisterung keineswegs. Das Dichterwort „Der König rief und alle, alle kamen," ist in dieser Ausdehnung Legende. In manchen Kreisen, vor allem in Ostpreußen, folgte man der Einberufung zur Landwehr willig, in anderen, auch solchen der alten Provinzen mit rein deutscher, nicht etwa vorwiegend polnischer Bevölkerung dagegen nur widerstrebend. Die großen Städte wie Berlin, Potsdam, Frankfurt a. O. waren überaus säumig bei Aufstellung der Landwehr. Es ergibt sich das unwiderleglich aus dem zweiten Bande der Veröffentlichung unseres früheren Großen Generalstabes „Das preußische Heer der Befreiungskriege". Hier wird erklärend gesagt: „Eine so ganz neuartige Erscheinung wie die Organisation einer das ganze Land umfassenden Landwehr, die tief in das Leben des gesamten Volkes und jedes Einzelnen eingriff, konnte sich nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten im ersten Anlauf durchsetzen ... In den kulturell am niedrigsten stehenden slawischen Teilen der Monarchie steigerte sich die Abneigung gegen die straffe preußische Herrschaft bis zu offener Feindseligkeit ... Das brennende Gefühl für die nationale Schmach, der Drang nach Vergeltung und Befreiung lebte vor den Befreiungskriegen hauptsächlich in den gebildeten Ständen. Die breite Masse des Volkes, die Kleinbürger, Bauern, Arbeiter, auch ein nicht unbeträchtlicher Teil des niederen Beamtenstandes trug zwar unwillig, aber im großen und ganzen mit stiller Ergebung die französische Herrschaft. Die gebildeten Schichten hauptsächlich waren während dieser Jahre die Träger des vaterländischen Gedankens."

Jene Zeit war anders geartet als die heutige. Dennoch zeigt das wenige, das hier angedeutet wurde, daß sie manche häßliche Erscheinungen aufweist, die denjenigen der unsrigen gleichen. Wir dürfen daraus schon deshalb keine Entschuldigung für augenblicklich herrschende Zustände ableiten, weil die Bildung in unserem Volke jetzt viel tiefer nach unten reicht als damals, und auch den sozial tiefer stehenden Schichten ein ganz anderes Maß von Verantwortung zufällt als unter dem absoluten Königtum; aber die alte Wahrheit, daß die Menschen durch die Jahrhunderte dieselben bleiben, auch wenn ihr Wesen sich verschieden offenbart, tritt uns hier aufs neue entgegen. Nicht minder aber gewahren wir, welche Macht im Sinne der Fälschung geschichtlicher Zusammenhänge die Legende zu entfalten vermag. Aus diesem Grunde ist es lebhaft zu begrüßen, daß die Literatur über den Weltkrieg so bald reichlich zu fließen begann, und daß wir an Stelle der bisher veröffentlichten Bruchstücke jetzt zusammenhängenden Darstellungen entgegensehen können, wie solche das von Generalleutnant Schwarte herausgegebene umfangreiche Werk „Der große Krieg 1914—1918", von dem bereits zwei Bände vorliegen, bedeutet, und wie in noch vollkommenerer Art es uns das unter Leitung des Reichsarchivs erscheinende Werk bietet. Es ist Zeit, daß solche Werke, die eine auf gründlicher Forschung beruhende objektive Geschichte des Krieges bringen, erscheinen. Falscher Legendenbildung, wie sie bereits am Werk ist, wird dadurch vorgebeugt.

Das deutsche Volk hat ein Recht auf eine unparteiische Geschichte des Krieges, die nichts sucht als die Wahrheit, soweit diese für Menschen erreichbar ist. Solches Recht besteht um so mehr, weil dieser Krieg für uns wohl kaum als Vergangenheit bezeichnet werden kann, denn wir leben und leiden noch schwer unter seinen Nachwirkungen, vor allem aber deshalb, weil der Krieg trotz seines für uns so traurigen Ausgangs in Handeln und Erdulden die größte Leistung bildet, die ein Volk jemals vollbracht hat.

Sphinx. Von Johanna Zaeske

Auf einem leuchtend glatten Löwenleib
Trägst du dein dunkles Gottesantlitz, Weib.
Trügst du ein Herz im tönendharten Stein,
Es schlüge glockenlauter, göttlich rein.

Aus Briefen von Henriette Herz an Aug. Immanuel Bekker

Mitgeteilt von Ed. Heyck



Seit dem Sommer 1817 wurde durch ungewöhnlich gleichzeitige Entschlüsse Rom der Schauplatz für die Begegnungen eines zahlreicheren Teils des gesellig-geistigen Berlin. Niebuhr, gleich hochstehend als Staatsmann, Geschichtsschreiber und männlicher, unverkünstelter Charakter, bewohnte als preußischer Gesandter beim Kirchenstaat den ins alte Marcellustheater eingebauten Palazzo Savelli oder Orsini. Gesandtschaftssekretär bei ihm war der junge Philologe Chr. Aug. Brandis, mit Aug. Immanuel Bekker befreundet und gleich ihm mit Arbeiten für die Berliner Akademie beschäftigt. Josias Bunsen, der soeben eine reiche, englische, von den Deutschen allgemein verehrte Frau geheiratet hatte, pflegte vielseitige Gastlichkeit. Wilhelm von Humboldts, des Ministers, Gattin Karoline, geb. v. Dachröden, war mit zweien ihrer Töchter anwesend. Moses Mendelssohns Tochter Dorothea, die vormals ihren Gatten Veit um Friedrichs v. Schlegel willen verlassen hatte und nun dessen Frau war, traf in Rom ihre dort als junge Maler lebenden Söhne, von welchen Philipp Veit, der katholisch-deutsche liebenswerte Romantiker, der bekanntere geworden ist. Henriette Herz, geb. de Lemos, seit 1803 die Witwe des erheblich älteren Berliner Arztes Markus Herz, hatte sich mit der Berliner Malerin Auguste Klein zusammen aufgemacht. Die seit Jahrzehnten gefeierte schöne Frau hatte den Tod der streng jüdischen Mutter abgewartet, um kurz vor Antritt der Reise bei einem befreundeten Superintendenten in Zossen zum Christentum überzutreten. Weitere weibliche Gruppen, zum Teil der Bankwelt angehörend, standen in zweiter Ordnung. Ferner traten die jungen Maler hinzu, „altdeutsch" in der Reinheit und Treuherzigkeit, in Kleidung und hangenden Locken der künstlerischen Richtung nach die neuen „Nazarener", mit mancherlei Konvertitenneigung. Gerade Henriette Herz ist es, die vielleicht nicht als erste den Gedanken gehabt, aber jedenfalls Niebuhr zugesprochen hat, es werde gut sein, wenn durch Anstellung eines preußischen Gesandtschaftspredigers die religiöse Gefühlssteigerung der deutschen Romfahrer minder den seelsorgerischen Bereitwilligkeiten des päpstlichen Rom überlassen würde. Niebuhr selber schreibt über diese Dinge an den jungen Professor Bekker, den er gleichzeitig einlädt, in der Gesandtschaft bei ihm zu wohnen, „in herzlicher Freude, mit Ihnen einen ordentlichen philologischen Gedankenwechsel zu führen. Wäre die Kunst auch der Äther und unsere Philologie nur die Erde, was wir Beide aber nicht zugeben werden, so wird mir doch, je länger je mehr, in dem bloßen Äther etwas miserabel zu Mut."

In Rom waren auch Joh. Gottfried Schadows Söhne. Rudolf, der bei Canova und Thorwaldsen arbeitete, hat Henriette Herz modelliert. In den Besitz der Schadowschen Familie kam dann auch ihr von Anton Graff gemaltes Bildnis, nach welchem ein Kupferstich ihre Züge den Nachlebenden am bekanntesten erhalten hat.

Einst als Gymnasiast hatte Immanuel Bekker sie zum erstenmal gesehen. Ein subtil fühlender und denkender Junge, auf den vieles drückte, Entzweiung mit dem Vater, weil er nicht studieren sollte, Selbsterhaltung durch Abschreiben und Privatstunden, Aufnahme ins Haus des Gymnasialdirektors, der ihn die freie Station mit niedrigsten Hausdiensten abverdienen ließ und den überempfindlichen, ungewandten Primus omnium vor den Mitschülern im Ehrgefühl mißhandelte. Zu dem Dr. Herz geschickt, daß er zu einem Krankenbesuch komme, sieht er eine wunderhaft schöne Frau freundlich ihm die Tür öffnen. Ein „Erlebnis", welches die vom Weiblichen unbeschriebene Seele des um einundzwanzig Jahre jüngeren Knaben mit unverwischbarer Erinnerung erfuhr. Der Eindruck dieser naiven, flüchtigen Begegnung wird so zu einer Bestätigung der damaligen Schilderungen der Frau Herz: des Zaubers ihrer Augen, der plastisch vollendeten junonischen Gestalt, der frischen und starken Kontraste ihrer Farben.

Reichliche Jahre später, 1816, treffen wir den entpuppten Professor der klassischen Philologie, einen der technischen Neubahner in seiner Wissenschaft und frühen Ruhmesträger der Berliner Universität, sommerlich auf Rügen in der Gesellschaft der Familien v. Kathen und v. Willich, der Arndtschen und Schleiermacherschen Freunde. Schleiermachers Schwester Nanni oder Nanna war dabei, die im Jahr drauf (1817) die Frau E. M. Arndts ward, und ferner Madame Henriette Herz. Hier in Sagard und Götemitz war Bekker zum erstenmal mit derjenigen, die er später zur Frau gewinnen sollte, mit der feinen, sehr anmutigen Sophie Simon, Stieftochter des Pastors v. Willich. Freigebiger, als mit Unterhaltung, zeigte sich der Professor in der Bedachtheit auf die touristische Führung und Verpflegung der Damen und erwarb sich bei ihnen den Titel „Mylord".

Die gute Bekanntschaft von Bekker und Henriette Herz, die außerdem auch in der Persönlichkeit Schleiermachers zusammentraf, verknüpfte sie dann in Italien, durch das

Zusammenfallen der beiderseitigen Aufenthalte. Für beide sind diese italienischen Jahre „Höhenlinien" in den Lebensumrissen geblieben, so hat es der Rückblick bei jedem von ihnen betrachtet. Dem Gelehrten war es die Gunst eines kathederbefreiten, ausgedehnten Urlaubs, der Ernte von unausgeschöpften Handschriften und zu verbessernden Texten, dazu eines freibelebten geistigen und geselligen Verkehrs, und auch immer der Genuß des Landes der Klassizität und der Geschichte.

Im Sommer 1818 wohnten im gleichen Hause Karoline v. Humboldt mit Töchtern, Henriette Herz, Auguste Klein und Dorothea Schlegel zu Genzano auf dem Albanergebirge, mit gemeinsamer Wirtschaft, die von Frau Herz mittels ihres französischen Dieners und Kochs Lesseur geführt ward. Die Briefe an Bekker lassen ihn als gerne begrüßten und verdienstlichen Kavalier erkennen. Neckende Verse frugen schon auf der Herreise, ob es der Aufträge und sonst nicht etwas viel werde und Flucht zu Niebuhr ihm das heimliche Gemüt bewege...

„Der Frauen Ohr ist nicht die Klag' entgangen,
Wie leis' in Seufzern auch das schwere Wort zerrann.
Sie fühlen leider ja mit tief demüt'gem Bangen,
Daß nichts sie geben, was genügt dem Mann.
Von dem so schwer es hält, ein Wörtchen zu erlangen
Und der durchaus sich nicht zum Scherz bequemen kann..."

Die Handschrift ist die der Malerin Auguste Klein, H. Herz mit unterschrieben, und es ist nicht recht anzunehmen, daß das wohlgemeinte Poem ihm mehr gegeben hat.

⌘ ⌘ ⌘

Vor Bekkers vorübergehender Abreise von Rom nach Florenz:

Genzano, d. 20. Juni 18.

Muß ich Ihnen doch ein eigentliches Lebewohl nachrufen, da Sie es mir unmöglich machten, es Ihnen Vorgestern zu sagen, wo Sie mir gleichsam verschwanden, ohne daß ich Sie den ganzen Tag fast gesehen habe. Lassen Sie bald von sich hören, und sagen Sie mir, wie es Ihnen in Florenz geht. Ich hoffe, Ihnen fortwährend Gutes von mir sagen zu können. Verlieren Sie meinen Wunsch nicht aus den Augen, mit uns den 1. September nach Neapel zu gehen, und erfüllen Sie ihn, wenn es irgend möglich ist.

Es ist mir leid, Ihnen hier einen unangenehmen Augenblick gemacht zu haben; ich glaubte aber es Ihnen sagen zu müssen, wie selbst das Unschuldigste hier zum Schuldigen verdreht wird.

Leben Sie wohl und nehmen Sie noch meinen herzlichsten Dank, daß Sie nach G[enzano] gekommen sind, lieber Bekker.

Grüßen Sie Niebuhrs und Bunsens, ich hoffe noch zum Petersfest nach Rom zu kommen und dann sehe ich Niebuhrs gewiß. Herzliche Grüße an Brandis.

Ihre H. Herz.

Warum haben Sie nicht Gestern noch einen kleinen Ritt nach Genzano gemacht?

⌘ ⌘ ⌘

Genzano, d. 29. Juli 18 [nach Florenz].

„... Auguste, von der alles Leiden mir kam — nein, sie ist, wie sie war, nur fühle ichs weniger, weil ich eigentlich nur mit der Schlegel lebe, und mit den andern [Humboldts] auf dem äußerlichsten geselligen Fuß bin, und habe ich Neapel erst mit Augusten überstanden, so ist es wol gar möglich, daß ich alles vergangene vergesse, wenn ich sie nehmlich nicht mehr sehn werde ... Wären Sie jetzt hier, so würde ich Sie bitten, mit mir und Lesseur nach N[eapel] zu gehen, und Auguste ließ ich hier. Wenn ich sage, sie ist wie sie war, so meine ich es auch in Rücksicht ihres Kirchengehens. So oft sie wohl ist, was sie seit einigen Wochen nicht eben ist, geht sie in die Messe, und biedert sie sich dadurch, sowol als durch die äußerste, ihr wahrlich nicht eigentümliche Zuvorkommenheit und Gefälligkeit an die Schlegel an. So sieht sie diese doch durch und durch, sie erkennt ihr Talent an, ihr großes Geschick zu und in allem — glaubt aber deshalb nicht an ihre Religiosität, weil sie in die Kirche geht. Mild und duldsam, wie ich die Schlegel nie gekannt, ist sie jetzt. In ihrer frühen Zeit, wo sie das Wort Religion noch nicht verstand (wie wir unglücklichen aufgeklärten Juden denn Gott danken müssen, wenn uns der Sinn davon nur im spätern Leben aufgeht), da war ihre große Lebhaftigkeit, Verstand und Geist immer über alles hinaus, und sie verwarf, wie sie liebte, ernstlich und wahr, und tat beides mehr als recht war. Als sie, noch mit leichtem Sinn, sich mit Schlegel verband und ihm folgte, führte Gott sie, nach vielem äußeren und inneren Umherirren nach Cölln [Köln]. Hätte sie ruhig, in Verbindung mit frommen Protestanten, an einem protestantischen Ort gelebt, so wäre sie auch protestantische Christin geworden. Wie leicht der Schritt vom Nichts zum Übermaß, ist bekannt. Sie ward Katholikin [1804] und zwar fanatische, wie man mir sagte. — Ich sah sie in jener Zeit nicht, und ihre Briefe an mich wurden auch damals sehr selten. Ihr Leben in der Welt, ihr Umgang mit wackern frommen Leuten haben ihr Herz und ihren Geist insofern geläutert, daß das erste ruhig und gläubig festhält an dem, was ihr als das einzig wahre gezeigt und von ihr angenommen worden, der andere es sieht, wie nicht alles gleich sein kann. Und wenn in ihrem frommen Katholizismus sie vielleicht jeden tief bedauert, der nicht darin ist, so habe ich doch nie die kleinste Äußerung von Unwillen oder gar noch etwas Schlimmeres über die Protestanten gehört.

... Sie sind ja gewaltig fleißig; ich bin es auch, ein klein wenig mehr, als ich es war. Außer der Bibel des Morgens und des Briefschreibens, lesen die Schlegel und

ich regelmäßig jeden Tag eine Stunde Dante und zwar recht gründlich. Die Morgen sind kurz, denn wir essen schon um 1 Uhr, um 1/2 4 sind wir am See und lesen und gehen dann langsam die schönen Gänge auf und ab; an weitere Spaziergänge ist nicht zu denken. Doch war ich mit meiner Wirtin in Civita Lavinia, war mit dem Prinzen von Gotha in Kastel Gandolfo und werde morgen mit ihm nach Frascati fahren — que voulez vous que je fasse. — Wären Sie hier, wäre es anders, so wie es vielleicht in Neapel und gewiß in Rom wieder durch Sie anders sein wird. An Besuchen fehlt es auch nicht hier, die Fürstin Kaunitz mit ihren Töchtern, der Prinz von Gotha gehören Gottlob, zu den sehr seltenen, Söhne, Bräutigam und ein oder der andere von ihnen mitgebrachte zu den sehr häufigen — daß mir nicht alle gleich lieb sind, wissen Sie wol. Martin [römischer Geistlicher] war 3 Tage in Genzano, ich sah ihn natürlich oft, und es ist wirklich ein guter, freundlicher Mensch, der auch keinen Versuch machte, mich bekehren zu wollen. Als er Abschied nahm, wurden mir die Franzosenzeiten bei uns sehr lebhaft zurückgerufen; mir war zumuthe, als wenn man eine gute Einquartierung verlöre und eine schlimmere fürchtet."

„.... Leben Sie wohl und schreiben Sie mir bald wieder, ich werde auch Ihre Briefe in Neapel bekommen, schicken Sie sie nur an Bunsen — den ersten September denke ich noch zu reisen; diese Wohnung muß in jedem Falle verlassen werden, da ich sie für Niebuhr gemietet habe. Niebuhr ist recht freundlich gegen mich — von der Frau Herz bin ich zur ‚liebsten Freundin' avanciert — das klingt wie Spas. Sie wissen aber, daß es mir sehr lieb ist, daß Niebuhrs Gesinnungen freundlicher gegen mich geworden sind!

Adieu — meinen besonderen Dank für den trefflichen Wein, in welchem Ihre Gesundheit hier allgemein ausgebracht worden ist.

Ihre H. Herz.

Denken Sie, daß wir eine recht hübsche Wohnung auf der Trinita gemietet haben, viel besser als die vorige, für 2 Scudi mehr.

Das ist ein anderer Brief als der Ihrige — groß, weitläufig, mit ziemlich guter Feder und schwarzer Tinte geschrieben, ach — und auch wol etwas langweilig."

⌘ ⌘ ⌘

Auf der Heimreise aus Italien, anfangs Mai 1819, wurden die Humboldtschen Damen und Frau Herz von Bekker und Brandis, der vor Schluß abzweigte, begleitet. Beide wollten für ihre Bibliothekarbeiten nach Venedig. Sie fuhren mit Frau Herz im Wagen, die drei Humboldts im andern. Man reiste während sechs Wochen über Assisi, Perugia, Florenz, Mailand. Die Tagebuch-Notizen Bekkers erwähnen Frau Herz nur am Anfang, als mitreisend. Sie verzeichnen Geburtstagsfeiern von Karoline und Gabriele Humboldt, und als letzte Zeilen: „auf dem [Mailänder] Dom, Caroline schwindelnd. Sonnabend und Montag auf dem Comer See. Mondschein in Cadenabbia. Oper. Wir wollen uns nicht vergessen. Sonnabend früh weg: ich steh am Mast allein und weine."

Überraschende Erklärungen hierzu, die sich später mehr entdunkeln, bringen die nächsten Briefe.

Domo d'Ossolla d. 13. Juni 19.

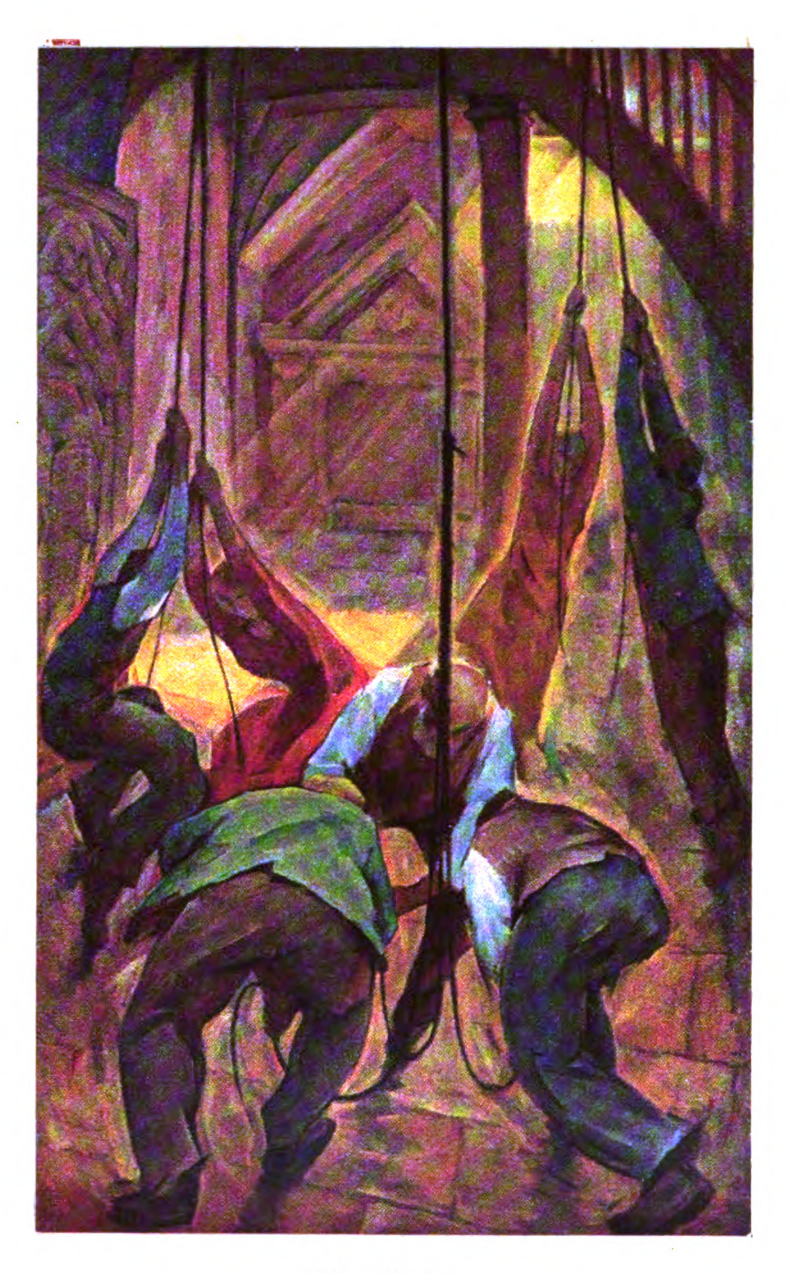
Haben Sie schon gewiß unser gestern gedacht, mein theurer Freund, so haben Sie wol schwerlich so viel von uns gesprochen als wir von Ihnen. Keine Stunde im Tage verging, ohne daß die eine oder die andere von uns nicht Ihrer im freundlichsten, theilnehmensten Sinne erwähnte. Der arme Bekker, ward gar oft ausgerufen und gewiß noch öfterer gedacht. Ich folgte Ihnen mit meinen Gedanken den ganzen Tag nach, von dem Augenblick an, wo Sie mir vom Wagen verschwanden und ich Ihnen vergeblich nachsah, um Sie noch zu erblicken. Wo ich Sie mir denken sollte, wußte ich nicht recht, aber wol wie, und morgen erst werde ich darüber etwas ruhiger sein, wo ich Sie mir in der Arbeit, wenn auch in der dunkeln, melancolischen Bibliothek um lange Tische sizend, denken kann. Unser Zusammensein in den lezten Wochen wird mir eine Erinnerung fürs ganze Leben sein — und sehr wohl wird es mir thun, daß ich bei unserem Wiedersehen Ihnen mit freier Stirne entgegengehen und Sie mit geradem, off[n]en Auge ansehen kann.

... Die H[umboldt]s haben alle an Sie geschrieben, lieber B., sie haben es mich lesen lassen, und ich sehe, daß sie Ihnen alle danken für Ihre Freundlichkeit — ich habe das nicht gethan, weil es mir eigentlich gar nicht einfiel — mir ist, als könnte man nur eigentlich für das danken, was mit einiger Aufopferung uns gegeben wird. Sie thaten aber aus innerstem Herzen, was Sie thaten, und sahen, wie es aufgenommen ward. Leben Sie noch einmal recht herzlich wohl — ich drücke Ihnen innig und treu die Hand, mein lieber, lieber Freund.

⌘ ⌘ ⌘

Frau v. Humboldt: „Liebster Bekker". [Danksagungen für viele Teilnahme und freundliche Sorgfalt.] „Ich mag Ihnen gar nicht sagen, wie schwer es mir wird, Sie so am fremden Ort fremd und allein zurückzulassen" ... „Lassen Sie mich Sie nun auch zu meinen Freunden rechnen, wozu mir freylich nichts als meine Dankbarkeit für Ihre viele Güte gegen uns und vielleicht auch ein tieferes Erkennen Ihres Wesens einiges Recht giebt. Allein Sie wissen, das Beste will nicht immer verdient sein, man will es auch ohne Recht geschenkt haben. Leben Sie wol und glücklich. C. v. H." Hierzu die zwei ähnlichen Briefe der Töchter.

⌘ ⌘ ⌘



Osterglocken
Gemälde von Prof. Gustav Wiethüchter
(Kunstausstellung Dresden 1921)

d. 13. Juni [1819].

Ich habe den Brief abgeschickt, an dem wir alle geschrieben haben, und hoffe, daß Sie ihn erhalten werden. Ich wollte Sie noch so gerne recht aufmerksam machen, Ihnen so gerne noch recht vor die Seele führen, wie Unrecht Sie sich thun, wenn Sie so demüthig — oder soll ich sagen — stolz, zurücktreten von den Menschen. Ich wollte Ihnen H[umboldt]s zum Beispiel bringen — die Zeit war mir aber [beim vorigen Brief] zu kurz. Sie waren sehr gefällig, sehr freundlich gegen uns, und wie sehr erkennen wir das nicht alle — ich rechne mich gar nicht eigentlich — denn was Sie mir freundliches gethan, habe ich ja lange schon erkandt. Sie sind aber den Ihnen ganz fremden Menschen wahrhaft lieb geworden und natürlich K[aroline]n am liebsten, vielleicht weil die Arme selten Menschen begegnet, die sie freundlich und liebreich behandeln — man wird liebenswürdig, wenn man sich geliebt glaubt, und wird durch gute Behandlung oft wirklich gut. Aber — mein theurer Freund — denken Sie an Jette R. und an K. und sein Sie vorsichtig, wenn es die anderen vielleicht nicht sind — (Sein Sie mir nicht böse) — mit denen Sie auf ähnliche Weise irgendwie zusammen kommen.

Noch einmal sage ich Ihnen von hier aus Lebewohl. Sehr gerne hätte ich gestern morgen einen einsamen Augenblick mit Ihnen gehabt, um Ihnen ein herzlichers Wort sagen zu können, als ich es vor vielen Menschen konnte; ich hoffe aber, Sie wissen wie ich gefühlt habe, und haben gesehn, was ich nicht eigentlich sagen konnte. Bleiben Sie mir treuer Freund und lassen Sie nie etwas zwischen uns kommen, das auch nur auf Momente uns von einander entferne. Was mögen Sie Armer—Einsamer heute gemacht haben! Haben Sie P[obechheim]s gestern gesehen?

Bex d. 16. Abends. Bis hierher wären wir denn glücklich gekommen — und oft einander gesagt, wie viel Sie unserer gedenken. Wie Sie uns bei dem fürchterlich schlechten Wetter, wenn es in Mailand so ist wie hier, bedauren werden! — Gestehn Sie mir, daß es eine Art von Unglück ist, daß ich den kleinen Theil der Schweiz, den ich sehen konnte, nicht sehen kann; denn heute z. B. war ein Regen den ganzen Tag. Doch waren wir beim Übergang über den Simplon sehr glücklich — das Wetter war sehr klar und heiter, und wir hatten die schönsten mannigfaltigsten Aussichten beim Hinaufgehn, frohren natürlich nicht wenig; denn der Schnee und das Eis waren zu beiden Seiten des Weges mehrere Fuß hoch. Die Natur ist aber so wunderherrlich, daß selbst K[aroline] sie schön finden mußte.

d. 19. Morgens. Ich bin eben in Bern aufgestanden, wo wir gestern Abend ankamen. Dreitägiger fortwährender Regen hat mir alle Lust genommen, die ich in dieser schönen Welt, wenn auch nur durch flüchtigen Anblick, haben könnte. Ach Gott wie schön ist das alles, wie groß und ganz in der Nähe — wie erstaunlich niedlich und zierlich — wenigstens da, wo wir durchreisten. Bilder die ich mir in der Jugend gemacht, als ich mit Entzücken die neue Heloise las, seh ich verwirklicht, und wie ein Kind, das nicht losläßt, ging ich mit den beiden Geliebten noch jetzt in das reizende Thal von Wevay, ging umher mit ihnen und wiederholte mir, was ich noch ins Gedächtnis von all den kleinen Begebenheiten, durch glühende Liebe herbeigeführt, zurückrufen konnte. Doch sah ich alles nur durch feuchten Nebel, so auch den schönen crysoprasfarbenen Genfersee, worauf die Liebenden fuhren, und in den St. Preux die Geliebte mit sich hineinstürzen wollte. — Ach Gott, wie ist mir eigentlich diese Reise zu Wasser geworden! und wie unangenehm geworden durch Wind und Kälte, denen ich besonders auf meinem Sitze ausgesezt bin, und die man nicht ausschließt, weil es K[aroline]n ängstlich ist, wenn nicht alles offen bleibt, auch bin ich etwas erkältet. K. ist oft in ihrer alten Laune, und es thäte nöthig, daß Sie heute hier wären, lieber Freund.

... Wie Sie von allen gegrüßt werden, lieber B., das kann ich Ihnen nicht sagen, und will es auch nicht, es dürfte Sie hochmüthig machen. Noch immer werden Sie gewaltig von allen bedauret — die H. spricht am öfterften davon. Unser Einsamer heißen Sie gewöhnlich — Sie Glücklicher, mögte ich sagen, dem so manches, ja, dem so viel gegeben wird und der so viel wagen durfte unbestraft. Halten Sie fest, was Gutes in der Zeit war, die wir zusammen lebten; ich thue es — und werfen Sie weg, was nicht hätte da sein sollen. —

Leben Sie wohl und schreiben Sie mir bald — die sichere Art ist wenn Sie an Herrn von Rothschild nach Frankfurt adressieren — an mich abzugeben — sobald ich dort bin, werde ich hinschicken.

Adieu, adieu — sein Sie fleißig und heiter und gut. H."

⁂

Die Begebenheiten, die der Anlaß der obigen Mahnungen usw. sind, lassen sich genau nicht ergründen. Jedenfalls fiel ein Heiratsantrag Bekkers an Frau Herz, wenn er formell gemacht worden ist, sehr programmwidrig zwischen die Pläne und Arbeiten, welche Bekker nach Erledigung Venedigs erneut nach Paris und weiter nach England für die nächsten Jahre führen wollten.

Desto deutlicher behandelt das Geschehnis die weibliche Einlinigkeit. Die Wunderblume, die für sie von diesem Korb umschlossen wird und die sie mit zärtlichen Händen aufblättert. Von Briefen zu Briefen verweilt sie dabei ausführlicher, inniger, — nicht fühlend, wie der Balsam dieser zunehmenden Unvergeßlichkeit dem tun mag, der peinlich

stillhalten muß. Henriette Herz war 55 Jahre alt, und wir lesen recht aus dieser Begebenheit, wie geraume Zeit ihr Schönheitsruhm schon zur nachzinsenden Rente hatte verwandelt sein müssen.

Mitleidig oder grausam erwähnen es andere, gerade aus diesem Zeitpunkt, daß ihr Aussehen verfällt, geben Schilderungen, wie sie den ästhetischen Takt verliert, wie sie gegen ihre frühere Art die Mode benutzt zu Darbietungen, die zu spät kommen. Auch die ironische Achtsamkeit ihrer Reisegefährtin Karoline bezeugt sich durch Bemerkungen in Briefen, und wie leicht mochte Henriette Herz ähnliches herausfühlen!

Drei Wochen nach jener Trennung besprach sie sich mit W. v. Humboldt in Frankfurt. „Bekker hat nun Heiratsvorschläge getan," berichtet er an Karoline. „Ich habe abgeraten. Ohne den Altersunterschied täte sie's, das glaube mir. Sie hat mir gestanden, daß es ihr doch viel Vergnügen mache, noch solchen Eindruck hervorzubringeu. Das finde ich wirklich natürlich. Ich hätte es selbst gern, wenn man mich noch hübsch fände."

Es ist Henriette Herz nicht getrübt worden, daß sie den Abschluß der großen Reise im Herzen und im Gedächtnis nach ihrer Auffassung festhielt. Der Briefwechsel mit Bekker setzt sich, weitaus sorglicher und fleißiger auf ihrer Seite, bis etwas über seine Vermählung fort. Als nach dem Tode der Dreiundachtzigjährigen (1847) der Niederschlag ihrer reichen Erinnerungen pietätvoll biographisch bearbeitet wurde, ward auch da, natürlich mit nicht gedruckter Nennung des Lebenden, berichtet: „Ihre Reize waren eben während ihres Aufenthalts in Italien noch mächtig genug, um einen um zwanzig Jahre jüngeren Freund zu dem lebhaftesten Wunsche einer ehelichen Verbindung mit ihr hinzureißen." Nach einer Überlieferung in der Familie Bekkers hätte diesen eher die freundschaftliche Teilnahme für Henriettens materielle Zukunft geleitet.

Die Heiratsvorschläge, welche sie Humboldt vortrug, waren nicht etwa erneute, briefliche gewesen, wie es nach Humboldts Äußerung scheinen kann.

⌘ ⌘ ⌘

„Frankfurt, d. 7. July 1819.

Ich hatte also richtig gerechnet, mein theuerer Freund, habe wohlgethan meinen zweiten Brief [vom 13. 6.], den Sie nun wol erhalten haben werden, an Mylius mit der Adresse nach Wenedig zu schicken. Die Pobe [Pobe = Bobechheim, Bankiersfrau] schrieb mir, aus Bern, daß Sie unsern Abreisetag mit ihr verlebt hätten, daß Sie viel gelacht hätten und sehr lustig gewesen wären. Wußte ich schon, daß diese Lustigkeit nur oberflächlich gewesen sein konnte, so war es mir dennoch lieb, daß Sie den Tag nicht so gar einsam verlebt hatten, daß vielleicht Augenblicke darin waren, in welchen wir Ihnen weniger gegenwärtig waren. Liebes, liebes Herz, ich muß ja abbitten, was ich zuweilen arges gedacht habe, und thue es recht von Herzen. Doch dachte ich auch oft — und meistens — das Gute, aber ganz unmöglich auszuführen, wenn ich nicht sündlich gegen ein frisches, kräftiges Mannsleben handeln wollte. Ja — hätte blinde Leidenschaft mich auch geblendet, so hoffe ich, daß Gott mir dennoch Kraft verliehen hätte, Recht zu thun — und hat er mir in seiner Gnade in meinem sehr reifem Alter regen Sinn erhalten und vielleicht zu leicht erregtes Gefühl, so muß doch, nach dem Laufe der Natur, mein inneres wie äußeres Leben abwärts gehn, wenn das Ihre noch in vollster Kraft ist, und wie hätte ich es wohl umfassen wollen, ohne es in Kurzem zu Grunde zu richten, und welch ein unabsehliches Unglück dann für uns Beide. Nein, mein geliebter Freund, ich muß noch blühende Kinder von Ihnen, von jungem, frischem, blühenden Weibe gebohren, auf meinem Schoße wiegen, mit inniger Liebe, wie Sch[leiermacher]s, an mein Herz drücken, und wir wollen einander in inniger Freundschaft bleiben, wozu die lezte Zeit, die wir zusammen lebten, uns gemacht hat. Was Jahre oft nicht thun, thut Ein Moment, und keine treuere Brust als die meine können Sie, lieber, lieber B., finden, Freude und Schmerz darin nieder zu legen, und lange — recht lange schon hoffte ich, daß die Ihre sich mir öffnen würde. Eine unglückliche frühe Jugend gab ihr den Schein der eisernsten Verschlossenheit; ich wußte, daß sie es nicht sei, und sagte es oft allen, die es glaubten, — ich hatte Recht, und meiner schönen Reise ist eine Himmelskrone aufgesetzt.

Morgen in aller Frühe gehe ich von hier ab. Den 10. Abends bin ich mit Gottes Hülfe in Bonn [bei Arndt's], wo dann nicht wenig vom lieben B. die Rede sein wird. Nana hat den 18. Juny einen Sohn geboren und zwar in der wirklichen Siegesstunde, — ich werde in Ihrer Seele Glückwunsch dem Gruß gesellen. In Stuttgard hatte ich großen Genuß durch die B[oisserée]schen Bilder" [sie kamen dorthin 1818 von Heidelberg, 1827 nach München], „auch sah ich Jean Paul nach langer Zeit wieder und lernte die Huber [Therese] kennen, — eine Verstandglänzerin, die mir nicht wohl that. Anders ist es mir hier mit der Wolzogen, die so sanft und ruhig und still ist, wie jene das Gegentheil von allem dem. Auf Jugend und Schönheit können beide keinen Anspruch mehr machen, — die lezte thut es auch ganz und gar nicht. In Börne (der Louis im Keilschen Hause) fand ich einen hier im Lande geschäzten, aber auch sehr gefürchteten Schriftsteller" [wieder; er war als 17jähriger Student in Berlin ihr Pensionär im Hause und leidenschaftlicher, erfolgloser Anbeter gewesen]. „Er hat schon vielen Verdruß durch die Redaction der hiesigen Zeitung und durch die Wage, ein Journal, gehabt und wird noch mehr haben.

Er gehört zu den Bestgesinnten, und wäre er wirklicher Christ, wie er getaufter Jude ist, so bliebe mir nichts in ihm zu wünschen übrig. Er hat viel Geist und eigentlich ein tiefes Gemüth, das läßt mich auch hoffen, daß er noch werden kann, was er nicht ist. Er ist so gewaltig in der Vernunft befangen, daß nur von Gott ihm Rettung kommen kann. Was soll ich von Uland [Uhland] sagen? Hier ein Briefchen von ihm; wenn ich mich nicht scheute, den Vorwurf der Neugierde auf mich zu ziehn, so hätte ich es des wunderlichen Formates halber geöffnet. Da es mich aber interessiert, so hätte ich es vielleicht gelesen, und da mögen Sie denn lieber etwas mehr Porto bezahlen. H[umboldt]s waren nur wenige Tage hier, die ich allerdings mit ihnen verlebte, obschon ich im ihnen nahliegenden Wirthshause wohne. K[arolinen]s Laune ward immer unerträglicher, und selbst das Wiedersehen des Vaters und der Schwester konnte sie nicht mildern. Ich habe der H. geschrieben und ihr das aus Ihrem Briefe mitgeteilt, was uns gemeinschaftlich betraf. Sie ist erträglich wohl nach Embs abgereist und hat Weigel [Arzt] noch jezt bei sich. Auch sie machte die Bekandschaft der Huber erst jezt, und da sie in früheren Zeiten mit H[umboldt] in Verbindung war, so können Sie denken, daß es sie nicht wenig interessierte. Uland sah sie nur wenige Augenblike. Sie kennen ihn genug, um zu wissen daß er mehr rückwärts als vorwärts trat. — Er war mehrere male bei mir, und die Huber und Cotta's konnten sich nicht genug darüber wundern, daß dieses große Ereigniß Statt gefunden, da er sonst zu niemanden komme. Man sagt, er wolle gern nach Bonn und sei mit einem reichen Mädgen versprochen. Seine Gedichte kommen mit einigen Zusäzen neu heraus, und ein neues Schauspiel, Ludwig der Baier, gefällt mir besser als Johann [Ernst] von Schwaben. — Nun sagt, liebster Freund, wer von Euch hat denn zuerst angefangen zu sprechen, als Ihr Euch zuerst [1810 zu Paris] sahet? Ich habe ihm große Lust gemacht nach Italien zu reisen. — Wie bedaure ich es daß die Freude daran Ihnen jezt kömmt, da Sie es verlassen! Schön, daß Sie in Venedig zufrieden sind."



Henriette Herz. Gemälde von Anna Dorothea Therbusch (Bildnissammlung der Nationalgalerie, Berlin)

..."Leben Sie wohl, mein geliebter Freund, von Bonn schreibe ich wol wieder, adressieren Sie nur dorthin an mich, — bin ich fort, so werden mir die Briefe nachgeschickt. Leben Sie wohl, — der Nachklang unseres lezten Zusammenseins wird noch lange lebendig in mir bleiben, und mein tiefftes Herz dankt noch für jedes liebe Wort, — war mirs doch als fände ich meine Jugend wieder an ihrer Seite. — Adieu, adieu, bald mehr von Ihrer

Jette.

Wie ich hier lebte, sollte ich wol noch sagen, — nun, eben wie in einer großen Lebestadt. Diners und Thees bei Grafen, Gelehrten und Juden, — das lezte hatte ich nur Ein mal zu bestehn. — Noch ein mal Adieu, lieber, lieber Freund —

Ich komme mir entsetzlich verlassen vor, — mache die Reise nach Bonn mit Börne's Bruder, ein gleichgültiger Mensch. B. kann nicht. Ich gehe zu Lande nach Bonn; wären Sie hier, ging ich zu Wasser. Im Wagen kann man eher mit fremden Menschen sizen als im Kahn, ich verstehe mich recht gut —

Was macht der arme Brandis?"



Pelztierzucht in Deutschland

Von Univ.-Prof. Dr. Reinhard Demoll



Die Einfuhr von Rauchwaren nach Deutschland war während des Krieges aufs äußerste zurückgegangen. Was das Land selber bot, mußte infolgedessen an Bedeutung und Wert gewinnen. Die Kaninchenzucht belebte sich bedeutend. Die Katzenzucht wird zwar immer noch nicht planmäßig betrieben, das Fell der bayerischen Katze wird jedoch bereits so allgemein geschätzt, daß die Bauern sich vielfach genötigt sehen, ihre Katzen ganz oder teilweise zu scheren, um sie weniger begehrenswert erscheinen zu lassen. Die Marderfelle waren in den letzten Jahren von 35 Mark im Frieden auf 350 Mark (Herbst 1919) gestiegen. Im Winter 1919 auf 1920 verzehnfachte sich der Preis nochmals (3500 Mark), auch heute wieder steht der Marder sehr hoch im Preis. Die Marderzucht mußte daher besonders lohnend erscheinen; so konnte man denn auch in Zeitungen Anfragen lesen, in denen kleine Inseln zu pachten gesucht wurden, um auf ihnen Marderzuchten zu errichten. Gewiß mag eine Marderzucht lohnend sein, ganz besonders dann, wenn man sie schon vor einigen Jahren errichtet hat. Andere Zuchten lohnen sich aber viel sicherer. Bei den Mardern fehlen uns noch Erfahrungen; wir wissen nicht, ob wir bei einer derartigen Insel auf jede Einzäunung verzichten dürfen; wir wissen nicht, welche Strecken der Marder aus freien Stücken durchschwimmt, ob die Tiere sich schon auf dünnste Eisdecken wagen usw. Hält man sie aber in Käfigen, so fehlt es auch hier wieder an Erfahrungen über ihre beste Form und ihren günstigsten Ausbau, wovon das Gelingen der Weiterzucht wesentlich abhängt.

Das Land der Pelztierfarmen ist Nordamerika; dort werden Silber-, Blau- und Kreuzfüchse, Nerz, Skunks und Schupp in solchen Mengen gezüchtet, daß die Zahl der aus Farmen stammenden Felle schon einen ganz erheblichen Bruchteil der Gesamterzeugung Nordamerikas darstellt; es gilt dies ganz besonders für den Silberfuchs und zeitweise für den Skunks. So lohnend aber eine Silberfuchs-, Skunks- oder Minkfarm (Nerz) sein kann, auch hier mußte im Anfang viel Lehrgeld bezahlt werden, und erst dank den Erfahrungen von Jahrzehnten ist die Gründung einer Silberfuchsfarm (und bei hohen Fellpreisen auch von den anderen genannten Zuchten) kein gewagtes Unternehmen mehr, sondern eine sichere, hohen Gewinn bringende Kapitalsanlage.

Inwieweit dies nicht nur für Gründungen in Amerika, sondern auch für solche gelten mag, die in Deutschland angelegt werden, soll hier näher untersucht werden. Nur soweit es die Beantwortung der hier aufgeworfenen Frage verlangt, wird auf die Art und Weise der Anlage und des Betriebes der Farmen eingegangen werden.

Für Deutschland kommen in erster Linie zwei Arten von Farmen in Betracht: Silber- und Blaufuchsfarmen und dann Skunksfarmen. Namentlich die erstgenannten können in Zukunft große Bedeutung gewinnen.

Die erste Frage, die den beschäftigt, der sich über die Errichtung einer Silber- oder Blaufuchszucht in Deutschland Gedanken macht, lautet immer: Wird der Pelz der nach Deutschland überführten und hier gezüchteten Tiere nicht an Güte verlieren?

Sollen Tiere der freien Wildbahn in Gehegen gezüchtet werden, so kann eine Verschlechterung des Pelzes durch zweierlei erfolgen. Einmal ist es die aufgezwungene Änderung der Lebensgewohnheiten, die ungünstig wirken kann, und zweitens die Überführung der Tiere in ein anderes Klima.

Betrachten wir beide Gründe mit Rücksicht auf die Errichtung einer Farm für Silber- und Blaufüchse in unseren Bergen.

Die zahlreichen Silberfuchsfarmen, die es schon in Nordamerika gibt und die erfolgreich geführt werden, haben in reichem Maße Erfahrung geliefert, wie weit man in der Beschränkung der Bewegungsfreiheit gehen darf, wie die Behausung beschaffen sein muß, wie zu füttern ist, um gute Ergebnisse zu erzielen. Die Farmprodukte Nordamerikas sind ausgezeichnet.

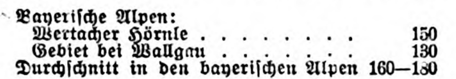
Für die Überführung von Silber- und Blaufüchsen in unsere Alpen liegen noch keine Erfahrungen vor. Da aber der Einfluß des Klimas auf das Pelzwerk von der Temperatur und Niederschlagsmenge sowie von der Form der Niederschläge in erster Linie abhängt, so läßt sich leicht über Brauchbarkeit und Nichtbrauchbarkeit eines Landes für solche Zwecke ein Urteil gewinnen. Wir haben also einen Vergleich zu ziehen hinsichtlich Temperatur und Niederschlägen zwischen den Gebieten, in denen die Silber- und Blaufüchse heimisch sind, bzw. in denen Silber- und Blaufüchse eingeführt und in Farmen gezüchtet werden mit besonders geeigneten Stellen unserer Berge.

Die Heimat der Silber- und Blaufüchse dehnt sich in Nordamerika im wesentlichen über Alaska und Labrador aus, wobei den Silberfüchsen ein wesentlich größerer Verbreitungsbezirk zukommt als den Blaufüchsen. Blaufüchse sind heimisch in Grönland an den Küstenstrichen, in Island und in Spitzbergen und schließlich in Sibirien. Das Vorkommen der Silberfüchse in Sibirien ist auf den östlichen Teil beschränkt (Jenisseisky-Distrikt, Gegend von Irkutsk bis nach Jakutsk im Norden) bis an die Küste im

Osten und bis in die nördlichen Gebiete der Mandschurei im Süden. Ausgesprochen feuchtes Klima ist der Zucht nicht günstig. Außerdem schaden trockene Winde dem Pelzwerk, ebenso langandauernde Hitze und Sonnenbestrahlung. Kurze Sommer, mäßiger Feuchtigkeitsgehalt und genügend kalte Winter sind die beste Bürgschaft für die Erzielung eines hochwertigen Pelzwerkes. Silberfüchse und Blaufüchse finden sich also sowohl in Gebieten mit kontinentalem wie auch in solchen mit ozeanischem Klima. Die nachfolgende Tabelle gibt die Niederschlagsmenge für das Jahr in Zentimetern wieder. Besondere Beachtung verdienen die Orte, in denen sich bereits Silber- und Blaufuchsfarmen befinden; sie sind in ganz Nordamerika bis herab zur mexikanischen Grenze errichtet. Ich berücksichtige in der Tabelle nur diejenigen Gegenden, die von der amtlichen Schrift der Regierung der Vereinigten Staaten als „exzellent" für Silberfuchsfarmen bezeichnet sind. Sie sind gesperrt gedruckt. Es wäre leicht, eine Zusammenstellung zu geben, die den Vergleich mit dem Klima unserer Alpen noch ganz erheblich günstiger für unsere Berge gestalten würde. Auf der Tabelle sind zwei Orte aus den bayerischen Alpen mit geringen Niederschlagsmengen angeführt. Sie stehen den erwähnten nordamerikanischen Gebieten etwa gleich.

Niederschlagsmenge für das Jahr in Zentimetern:

Gebiet	cm
Alaska (Zentral)	20
„ (Südwest)	50—200
Kadiak-Inseln	200
Labrador	50—100
Neu-Fundland	80—150
Neu-Schottland, Neu-Braunschweig, Prinz Edward-Inseln	120—180
Grönland (Süd)	200
„ (West)	100
„ (Ost und Nord)	20—100
Island (Süd)	200
„ (Nord)	20
Sibirien	25—50
„ Bereich der Ostküste	50—100

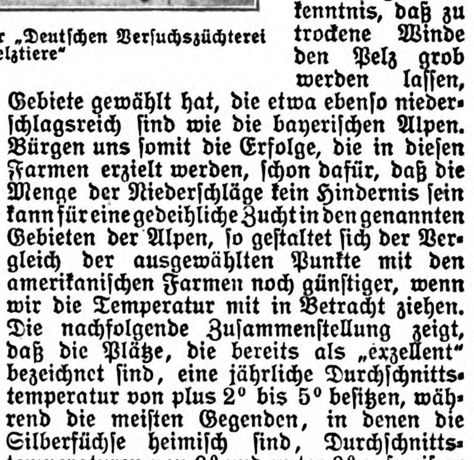


Bayerische Alpen:	
Wertacher Hörnle	150
Gebiet bei Wallgau	130
Durchschnitt in den bayerischen Alpen	160—180



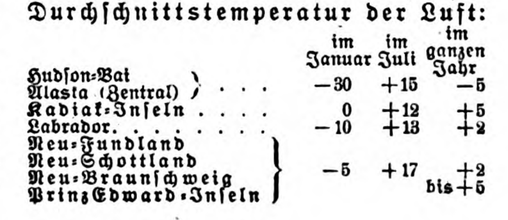
Silberfuchs aus der Farm der „Deutschen Versuchszüchterei edler Pelztiere"

Aus der Tabelle ist zunächst ersichtlich, daß die Heimat der Silber- und Blaufüchse zwar im allgemeinen regenarm ist, daß sie aber auch in Gegenden vorkommen, die schon als niederschlagsreich zu bezeichnen sind. Dazwischen liegen dann große Verbreitungsgebiete mit einer mittleren Niederschlagsmenge von 50 bis 150 Zentimetern. Aus der Tabelle ist weiter ersichtlich, daß man sich bei der Wahl des Ortes zur Errichtung von Farmen in Amerika durchaus nicht von dem Gedanken leiten ließ, die niederschlagärmsten Gegenden aufzusuchen, sondern daß man in richtiger Erkenntnis, daß zu trockene Winde den Pelz grob werden lassen,



Gebiete gewählt hat, die etwa ebenso niederschlagsreich sind wie die bayerischen Alpen. Bürgen uns somit die Erfolge, die in diesen Farmen erzielt werden, schon dafür, daß die Menge der Niederschläge kein Hindernis sein kann für eine gedeihliche Zucht in den genannten Gebieten der Alpen, so gestaltet sich der Vergleich der ausgewählten Punkte mit den amerikanischen Farmen noch günstiger, wenn wir die Temperatur mit in Betracht ziehen. Die nachfolgende Zusammenstellung zeigt, daß die Plätze, die bereits als „exzellent" bezeichnet sind, eine jährliche Durchschnittstemperatur von plus 2° bis 5° besitzen, während die meisten Gegenden, in denen die Silberfüchse heimisch sind, Durchschnittstemperaturen von 0° und unter 0° aufweisen.

Durchschnittstemperatur der Luft:



	im Januar	im Juli	im ganzen Jahr
Hudson-Bai, Alaska (Zentral)	—30	+15	—5
Kadiak-Inseln	0	+12	+5
Labrador	—10	+13	+2
Neu-Fundland, Neu-Schottland, Neu-Braunschweig, Prinz Edward-Inseln	—5	+17	+2 bis +5

	im Januar	im Juli	im ganzen Jahr
Grönland (Ost und West)	—10 bis 20	+ 5	
		—10 bis +5	
Island	0	+10	+5
Spitzbergen	—15 bis 20	+ 5	—8
Irkutsk	—20	+22	0
Jakutsk	—40	+20	—10

In den bayerischen Alpen würde man in der Höhenlage von 1400 Metern im allgemeinen eine Durchschnittstemperatur im Jahr erreichen, die sich um 0° bewegt. Es würden also auch in dieser Hinsicht in einer solchen Farm wesentlich günstigere Bedingungen vorliegen als in den nordamerikanischen Farmen. Wenn auch hinsichtlich der Niederschlagsmengen kein nennenswerter Unterschied besteht (wie aus der ersten Tabelle hervorgeht), so werden dennoch auch in dieser Hinsicht die klimatischen Verhältnisse in den bayerischen Alpen günstiger, wenn wir mit den Niederschlägen auch zugleich die Temperatur oder, mit anderen Worten, wenn wir die Form der Niederschläge ins Auge fassen. Während in Neu-Schottland, Neu-Braunschweig usw. der größte Teil der Niederschläge in Gestalt von Regen niedergehen wird, ist in den Alpen in einer Höhe von 1400 Metern in der längeren Zeit des Jahres mit Schnee zu rechnen; Schneefälle schaden aber im Gegensatz zum Regen nicht zum mindesten, ja sie sind sogar für den Gesundheitszustand der Tiere nur fördernd.

Die beigefügten Tabellen zeigen also dies: Unsere Alpen bieten in einer Höhe von 1400 Metern hinsichtlich der Temperaturverhältnisse, der Niederschlagsmengen, sowie der Art der Niederschläge ebenso günstige Bedingungen wie die aufgeführten Punkte Nordamerikas. Die Ergebnisse, die die nordamerikanischen Farmen erzielt haben, versprechen somit einer Farm in den bayerischen Alpen vollen Erfolg. Gehen aus jenen Farmen die besten Silberfuchsfelle hervor, so darf man ein gleiches auch von Farmen erwarten, die in den bayerischen Alpen errichtet werden.

Wie unter sonst gleichen Bedingungen die Höhenlage der Farm auf das Pelzwerk einwirkt, darüber läßt sich bis jetzt Bestimmtes noch nicht sagen.

Da Silberfuchsfarmen für Deutschland in erster Linie für höher gelegene Gebirgsgegenden in Frage kommen und da die Transportwege dorthin meist nicht immer ganz einfach sind, so muß bei der Anlage einer derartigen Silberfuchsfarm besonders darauf geachtet werden, daß soweit als irgend möglich, alles, was für die Füchse gebraucht wird, an Ort und Stelle auch produziert werden kann.

Es handelt sich hier in erster Linie um die Produktion von Milch und Fleisch. Um das Fleisch zu bekommen, wird man gut tun, die Zucht eines weniger edlen Pelztieres, das aber dann in großen Massen gezüchtet werden kann, nebenher zu betreiben. Es eignen sich hierzu Katzen (Katzenfleisch fressen die Füchse mit besonderer Vorliebe), ebenso Skunks; Kaninchen sind zu anspruchsvoll im Futter, so daß sie im Gebirge auf großer Höhe den Farmbetrieb nicht erleichtern würden.

In den letzten Jahren ist die Zahl der Silberfuchsfarmen in Amerika außerordentlich gestiegen. Auch im Westen sind mit einem Schlag große Silberfuchsfarmen entstanden, während man von Blaufuchsfarmen nur wenig mehr hörte. Trotzdem ergibt eine Orientierung, daß auch Blaufuchsfarmen nach wie vor bestehen und daß auch diese eine gute Rentabilität gewährleisten, freilich nicht in dem Maße wie die Silberfuchszucht. Es ist entscheidend hierfür, daß die Pelze der Silberfüchse, die aus den Farmen stammen, erste Qualität aufweisen, während von den Blaufüchsen die Gefangenschaft anscheinend nicht so ganz ohne jeden Schaden für das Fell ertragen wird, so daß hier ständig gegen eine Verschlechterung des Pelzes angekämpft werden muß. Auch über die beste Fütterungsweise ist man sich noch nicht im klaren.

Skunksfarmen

Skunksfarmen sind über ganz Nordamerika verbreitet bis weit nach dem Süden, sind aber im ganzen genommen lange nicht so zahlreich wie die Silberfuchsfarmen, machen lange nicht soviel von sich reden wie diese und werfen auch bei weitem nicht solche Gewinne ab. Jetzt, wo die Fellpreise in Amerika wieder anziehen, werden die Skunksfarmen wieder als etwas Lukratives empfohlen, während bei den vorausgegangenen niederern Preisen eine Rentabilität anscheinend nur knapp zu erzielen war; auf jeden Fall aber bedeutet es eine erhebliche Verbilligung des Silberfuchsfarmbetriebes, wenn ihr eine Skunksfarm angegliedert wird, so daß für die Silberfuchsfarm wenigstens das Futter dadurch erheblich verbilligt wird oder bei guten Skunksfellpreisen umsonst produziert wird.

Der Skunks, der in Amerika hauptsächlich gezüchtet wird, ist der gewöhnliche Mephitis mesomelas*), der ganz Nordamerika bewohnt. Außer ihm kommen noch in Betracht die Gattung Conepatus, die sich von Mexiko nach Norden bis etwa zum 43. Breitegrad ausdehnt, und schließlich noch der kleine gesprenkelte Skunks der Gattung Spilogale, der sein Verbreitungsgebiet mit Conepatus gemein hat. Die Hauptrolle spielt aber die Gattung Mephitis, den man von Mexiko bis zur Hudson-Bai und von Kalifornien bis

*) Braß zählt in seinem für Wissenschaftler und Praktiker gleich wertvollen Buch „Aus dem Reiche der Pelze" eine ganze Reihe von Arten für Nordamerika auf. Ich habe hier nur die drei Gruppen erwähnt, die der Praktiker in Nordamerika allgemein unterscheidet.

nach Neuyork findet. Ebenso verbreitet sind die Farmen, die sich mit der Aufzucht dieses Skunks befassen. Gewiß spielt das Klima auch hier eine Rolle; auch hier wirken große Hitze, große Feuchtigkeit ebenso wie zu große Trockenheit ungünstig; auch hier findet man die besten freilebenden Exemplare in Zonen, deren Klima etwa unserem Mittelgebirge oder den Alpenvorbergen gleichkommt.

Wenn die Farmprodukte in Nordamerika höhere Preise erzielen als die Felle der freilebenden Tiere, so liegt das beim Skunks in erster Linie daran, daß durch eine zielbewußte Zucht Felle erreicht werden, bei denen die weißen Rückenstreifen möglichst weit beseitigt sind.

Die Beschaffung von Zuchttieren bietet hier wegen des mäßigen Preises keine erheblichen Schwierigkeiten; doch ist es gut, die Eltern und womöglich Voreltern der Zuchttiere aus den Zuchtbüchern kennen zu lernen. Dem Transport werden nur noch von wenigen Eisenbahnlinien Hindernisse in den Weg gelegt, die befürchten, daß die Tiere von ihrer Stinkdrüse Gebrauch machen und dadurch allgemein Belästigung hervorrufen könnten. Dies tritt jedoch nur ein, wenn die Tiere aufs äußerste gereizt werden.

Die in den Farmen aufgezogenen Skunks werden außerordentlich zahm. Auch in einzelnen Gehöften werden sehr vielfach Skunks als Haustiere gehalten, oder man versucht, sie zu einer Niederlassung in der Nähe des Gehöfts zu bewegen, damit sie die Mäuse- und Rattenplage beseitigen, nachdem sich die Furcht vor dem allerdings entsetzlich wirkenden Stinkbeutel als übertrieben erwiesen hat. Man kann auf einen Morgen etwa 50 erwachsene Skunks rechnen. Daraus ergibt sich für den Morgen eine jährliche Produktion von etwa 250 Tieren. Bei solch hohen Zahlen spielt natürlich die Futterversorgung eine außerordentliche Rolle. Es ist daher von großer Bedeutung, daß der Skunks ein Allesfresser ist, Insekten sowie Mäuse und Ratten sind seine Lieblingsspeisen, doch nimmt er ebenso auch Eidechsen und anderes Kleinzeug.

Da die jungen Tiere, die im Mai zur Welt kommen, bereits im Winter einen brauchbaren Pelz haben, so kommt für die Fütterung in erster Linie der Sommer und Herbst in Betracht. Auch hier werden Mäuse- und Rattenzuchten in Verbindung mit einer Katzenzucht wesentliche Vorteile bringen.

Das Fleisch des Skunks wird von den Indianern gegessen, von den Farmern zur Fütterung benützt, das Öl wird gegen Rheumatismus und andere Beschwerden verwendet.

Wir können diese Darstellung nicht beenden, ohne auf einen Einwand näher einzugehen, der dem Laien naheliegen wird. Vor Jahren ist die Bisamratte in Böhmen eingeführt worden, um dem mitteleuropäischen Jäger ein neues Jagdtier zu verschaffen. Die Nöte, die die Bisamratte hervorruft, sind bekannt; sie hat in Böhmen, wo die Teichwirtschaft eine große Rolle spielt, Teichdämme, Straßen- und Eisenbahndämme untergraben und hat sich so schnell ausgebreitet, daß sie heute schon bis in die Nähe von München vorgerückt ist und daß sich der bayerische Staat genötigt sieht, jährlich hohe Summen zur Bekämpfung der Bisamratte auszugeben.

Man wird daran denken und sich fragen, ob die Einführung eines Tieres, wie der Skunks, nicht zu ähnlichen Nöten führen kann, falls es einem Pärchen gelingen sollte, auszubrechen. Hierzu ist zu sagen, daß man zunächst bei der Bisamratte von vornherein diese für Kulturland schädliche Wirkung hätte voraussehen müssen, und daß die Gewissenlosigkeit, mit der dieses Tier eingeführt worden ist, um so schärfer zu verdammen ist. Die Bisamratte ist auch in Amerika in wasserreichen Gegenden, die nachdrücklich bewirtschaftet werden, gefürchtet — sie hat sich in dieser Richtung hin durchaus nicht erst in Deutschland zum Schlimmen entwickelt. Das mußte der, der sie eingeführt hat, wissen. Ebenso greift sie auch in Amerika in der Not, wenn ihr anderes Futter nicht zur Genüge zur Verfügung steht, Fische an, sofern sie ihrer habhaft werden kann; auch das wußte man im voraus und hätte sich danach richten müssen. Im übrigen sei hier beigefügt, daß es auch ein Irrtum ist, der immer wieder vorgebracht wird, daß das Fell der Bisamratte in Deutschland minderwertig geworden sei. Zwar sind die Tiere aus Kanada eingeführt, aus einer sehr viel kälteren Gegend, dennoch hat sich eine Verschlechterung des Felles nicht feststellen lassen; die entgegengesetzte Meinung ist nur dadurch entstanden, daß bei uns durch die Bisamrattenfänger das ganze Jahr über Tiere gefangen werden, während in Amerika die Trapper nur während des Winters die Tiere töten und somit eben nur beste Ware auf den Markt bringen. Vergleicht man das Winterfell einer bayerischen Bisamratte mit dem Winterfell einer amerikanischen, so fällt dieser Vergleich nicht zu ungunsten des bayerischen Tieres aus. Auch hinsichtlich der Zahl der Würfe bestehen irrige Meinungen. Man sagt, die Bisamratte hätte in Amerika nur 1—2 Würfe im Jahr mit je 3—5 Jungen, in Europa mindestens 3 mit mindestens 8—10 Jungen. Aus dem Material, das die amerikanische Regierung zusammenstellen ließ, entnehme ich, daß es jetzt „sicher festgestellt ist, daß die Tiere 3- bis 5mal im Jahr werfen und daß die Zahl der Jungen sich auf 6—8 beläuft". Es wäre dringend erwünscht, daß von staatlicher Seite auch bei uns eine gründlichere Forschung des Lebens der Bisamratte in die Wege geleitet wird.

Kehren wir nach diesen Abschweifungen nochmals zu der Hauptfrage zurück, so können wir feststellen, daß die nachteilige Wirkung, die die Einführung der Bisamratte im stark

kultivierten Lande haben mußte, ohne weiteres vorauszusehen war. Der Kundige mußte eine Schädigung des Landes aus der Einführung der Bisamratte von vornherein erwarten. Ihm brachten die Tatsachen nach keiner Richtung hin eine Überraschung. Betrachtet man von diesem Gesichtspunkte aus die Einführung des Skunks, so wäre nur zu befürchten, daß die Tiere sich gelegentlich in Hühnerställen durch Eierräubereien oder dadurch, daß sie sich an den Hühnern vergreifen, schädlich machen. Wie wenig aber dies zu befürchten ist, geht schon daraus hervor, daß der Amerikaner froh ist, in der Nähe seines Gehöftes Skunks zu wissen; auch spricht die ausgedehnte Schonzeit, die der Skunks in verschiedenen Staaten von Amerika im wechselnden Maße genießt, eine deutliche Sprache für die Unschädlichkeit des Tieres. Eine Schonzeit wurde von den Staaten jedoch nicht allein deshalb festgelegt, weil das Tier außerordentlich nützlich ist, sondern zum Teil auch deshalb, weil es durch die Feuerwaffe in kürzester Zeit ausgerottet werden kann. Der Skunks gräbt schlecht und ungern, er klettert noch schlechter, läuft nicht besonders schnell und verläßt sich vollständig auf die Wirkung seines Stinkbeutels, von dem er in der äußersten Gefahr Gebrauch macht. In der Tat konnte ihn diese Waffe auch allen anderen Tieren gegenüber in außerordentlichen Respekt versetzen, sie versagt aber gegenüber der Kugel; so würde es zu jeder Zeit im Belieben des Menschen stehen, in einer einigermaßen kultivierten Gegend den Skunks vollständig auszurotten.

Reiche Erfahrungen von seiten amerikanischer Farmer liegen für Pelztierzuchten der verschiedensten Arten vor. Wir haben den Vorteil, aus dem Lehrgeld, das der Amerikaner zahlen mußte, Nutzen ziehen zu können. Die ersten Farmen, die in Deutschland entstehen, werden allen später kommenden gegenüber dadurch einen gewaltigen Vorsprung erhalten, daß sie diese mit Zuchttieren beliefern können, für die hohe Preise bezahlt werden.

Oft schon haben andere Länder mühelos die Früchte geerntet, die deutscher Geist durch arbeitsames, unermüdliches Streben der Welt bescherte. Hier liegt die Möglichkeit, daß Deutschland nützt, was andere erdacht und erprobt.

Es ist um so mehr zu hoffen, daß die Zucht von Pelztieren bald in größerem Umfange einen neuen Erwerbszweig für den Deutschen darstellt, als hierfür nicht nur der Großgrundbesitzer, sondern auch der kleine Mann (es gilt dies ganz besonders für Skunks) in Betracht kommt.

Diese Zeilen habe ich knapp vor einem Jahr geschrieben und konnte damals noch nicht wissen, daß Deutschlands Wagemut und das Streben, Neues auf seine Brauchbarkeit zu prüfen und dafür eventuell auch große Opfer zu bringen, innerhalb Jahresfrist der ersten großzügig angelegten deutschen Silberfuchsfarm das Leben geben würde. Die bedeutendsten Rauchwarenfirmen Leipzigs und die von München haben „die deutsche Versuchszüchterei edler Pelztiere" gegründet, und ich fühlte mich glücklich, nun meine Idee, für die ich schon seit Jahren gekämpft habe, in Wirklichkeit übertragen zu dürfen.

Anfang November 1921 wurden auf der Silberfuchsfarm, die ich im kleinen Walsertal bei Oberstdorf im Algäu in der Höhe von 1350 Metern errichtet habe, vier kanadische Silberfüchse ausgesetzt. Die Männchen haben einen Raum von 50 Quadratmetern, die Weibchen einen solchen von 200 zur Verfügung. In jedem Gehege befindet sich eine Hütte, in der die Tiere stets Unterkunft finden können. Von größter Bedeutung ist es, daß sowohl bei der Anlage der Hütte, wie bei der Anlage der Gehege, ferner bei der ganzen Behandlung und Fütterung der Tiere sanitäre Maßnahmen nicht außer acht gelassen werden; ist doch bei allen namhaften Verlusten, die die Silberfuchsfarmen treffen, die Todesursache durch Infektion mit Parasiten gegeben.

Die Silberfüchse, die in der Farm sich wohlbefinden, sind außerordentlich zahm und zutraulich; sie nehmen die dargebotene Nahrung aus der Hand; durch diese Zutraulichkeit wird die Behandlung der Tiere, insbesondere Eingeben von Medikamenten, das Entflohen usw. wesentlich erleichtert.

In letzten Tagen lief eine kleine Mitteilung über die Farm und das Benehmen der darin ausgesetzten Füchse durch viele Zeitungen, die in gedrängtestem Raum erstaunlich viel Unsinn enthielt.

Die 3 Meter hohen Einzelgehege, in denen die Füchse sich befinden, werden von einem gemeinsamen Außengehege umschlossen, das ebenfalls eine Höhe von etwa 3 Metern erreicht. Diese ganze Anlage ist schließlich nochmal, und zwar einbegriffen dem Haus für den Wärter, von einer äußersten Umzäunung umschlossen; der hierdurch eingeschlossene Raum stellt einen Freilauf für die Wachhunde rings um die Farm dar.

In der Schweiz wird im Jahre 1922, soweit mir bekannt, zum Teil mit amerikanischem Gelde, eine Silberfuchsfarm auf bedeutender Höhe errichtet werden. Nachdem schon im vorigen Jahre die Kunde kam, daß die japanische Regierung eine größere Summe ausgeworfen hat, um einer Kommission eine Reise nach Amerika zu ermöglichen, damit sie dort sich genauestens über die Silberfuchsfarmen unterrichte, höre ich nun, daß auch in Japan bereits eine namhafte Sendung von Silberfüchsen eingetroffen ist. Es muß uns Deutsche mit Stolz und Genugtuung erfüllen, wenn wir sehen, daß trotz dieser schweren Zeit sich in der deutschen Kaufmannschaft Männer gefunden haben, die es unserm Vaterlande ermöglichen, auch auf diesem Gebiete die Führung zu übernehmen.



Die Schauspielerin Isa Marsen als Bub
Farbige Radierung von Max Pollack



Kulissenfieber. Von Max Grube

Grauenvoll, dieses Aufs-Stichwort-lauern,
Dieses In-der-Kulisse-stehn!
Jahre und Jahre scheint es zu dauern.
Um mich ein hastendes Kommen und Gehn,
Denn wie da draußen vorübergleitet
Im unaufhaltsamen Gange die Handlung,
Hinter der Szene wird vorbereitet
Rasch und geräuschlos die nächste Verwandlung.
Arbeiter schleppen da Tische und Stühle,
Setzstücke werden zur Seite gestemmt,
Von dem Getrieb' und Gewirr' und Gewühle
Fühl' ich die Kraft alles Denkens gehemmt.
Eiliger jagt mein fiebernder Odem,
Die Luft ist erstickend, bedrückend heiß
Hebt sich ein widerlich süßlicher Brodem:
Leimfarbe, Schminke und Puder und Schweiß.
Hierhin und dorthin, flink, wieselhaft rennt
Der Weichensteller am Bühnenbahngleise,
Der unermüdliche Inspizient.
Nun ist er bei mir und wispert mir leise:
„Nicht von der Stelle, Ihr Stichwort ist nah,"
Und er flüstert es mir noch rasch in die Ohren
Und meckert noch leise: „Sie zittern ja!
Nur keine Angst, sonst sind Sie verloren."
Lachend enteilt er. Ich lausche hinaus —
Ich kann nichts verstehen. Ein sinnlos Geplapper
Tönt von der Szene, ein Wassergebraus'
Und einer Mühle einförmig Geklapper;
Worte, die ganz ohne Sinn und Verbindung,
Scheppern herüber, blechern und leer;
Ohne Bewußtsein und ohne Empfindung
Stiere und starre ich um mich her.

⁂ ⁂ ⁂

Und hinter mir schleicht es auf leisen Zehen,
Es schwebt immer näher, nun ist's ganz nah;
Ich kann's nur ahnen, ich kann's nicht sehen,
Aber ich spüre: nun ist es da!
Dumpfes, gespenstisches Wogen und Wallen
Drängt sich heran ganz dicht, ganz dicht;
Nun fährt es mit feinen, eiskalten Krallen
Über mein angstschweißbenetztes Gesicht.
Ich drücke abergläubisch den Daumen.
Vergebens! Der Albdruck ist nicht entflohn,
Die lechzende Zunge klebt mir am Gaumen,
Und in der Kehle verdorrt mir der Ton.
Ich möchte reden, und wär's nur ganz leise,
Es ist unmöglich, die Lippe bleibt stumm,
Im Auge drehen sich feurige Kreise,
Blitzende Funken stieben herum.
Mir beben die Knie, der Fuß wird Blei,
Durch den Rücken fährt mir ein eisiger Stahl,
Was gäb' ich um einen erlösenden Schrei,
Nur schreien können ein einziges Mal!
Entsetzensempfindung! Unter der Stirn
Wird's dumpf und fühllos und drückt doch schwer,
Und alle Kammern im armen Hirn
Werden blut- und gedankenleer.
Bin ich denn ganz und gar von Sinnen?
Mein armer Schädel ist wie ein Sieb,
Ich fühle den Inhalt sickernd verrinnen;
Kein einziges Wörtlein, das übrig blieb.
Und was ich so fest ins Gedächtnis geprägt,
Daß ich's im Schlafe vermöchte zu sagen,
Mit einem Male ist's fortgefegt,
Wie Töpferware in Scherben geschlagen.
Da gerinnt mir das Blut und es wird zu Eis.
Und könnt' ich wie einen Schwamm mich zerpressen,
Ich weiß nur noch — daß ich nichts mehr weiß;
Ich habe die ganze Rolle vergessen!
Das ist ja Wahnsinn! Was läßt man mich stehen,
Warum fällt denn kein Stichwort und ruft mich hinaus?
Was willst du denn dort? Wie sie dich erspähen,
Die tausend lauernden Augen im Haus,
Merken sie ja, wie du zitterst und bangst,
Und können doch deine Qual nicht begreifen,
Diese marternde, hirnzersetzende Angst.
Schon hör' ich sie lachen und zischen und pfeifen.
Und ich muß doch hinaus, ich muß, ich muß,
Da! — Durch die zitternden Nerven dröhnt
Ein donnernder Schlag — ein Kanonenschuß!
Was ist das gewesen?
Das Stichwort tönt!
Und draußen steh' ich mit blasser Miene,
Sekundenlang schweig' ich, aber jetzt,
Jetzt ist's, als ob eine Riesenmaschine
Auf einmal sich in Bewegung setzt.
Ein gewaltiger Ruck! — Das Rad ist im Gang,
Und die umklammernde Fessel bricht.
Es strömt von den Lippen wie Siegesgesang,
Und ich fürchte mich wahr und wahrhaftig nicht.
Ich bin ja nicht ich mehr, mein Ich ging verloren.
Ein anderes Ich hab' ich eingetauscht,
Das ist aus tiefstem Geheimnis geboren,
Von hellen Begeisterungsfluten umrauscht,
Das möchte hochauf jubilieren und singen,
Das ist dem Aar über Firnen gleich,
Den die majestätischen Schwingen
Tragen ins goldene Sonnenreich.



Landesvermessung und Karte

Von W. v. Rönne

Der auf das Machtgebot von Versailles aufgelöste Generalstab hat dem deutschen Volke ein für Wissenschaft wie Wirtschaft gleich wertvolles Erbe hinterlassen. In seiner Hand lagen bisher die Landesvermessung und die Herstellung der amtlichen Kartenwerke. Die herbe Kritik, die sich heute gegen alles richtet, was der „Militarismus“ geschaffen hat, muß vor der Arbeit haltmachen, die das Heer auf diesem Gebiet geleistet hat. Heerführer wie Friedrich der Große, Napoleon, Moltke haben den größten Einfluß auf die Entwickelung der Landesvermessung gehabt. Preußen-Deutschland ist hierbei durchaus nicht Sonderwege gegangen. In fast allen Kulturstaaten zeigt sich die gleiche Erscheinung, und es verlautet nichts darüber, daß etwa unsere bisherigen Feinde beabsichtigen, die Arbeit dem Heer aus der Hand zu nehmen. Der Friedensvertrag fordert von uns die Zerschlagung des Generalstabes, und die Herabsetzung der Heeresstärke zwingt dazu, der Reichswehr alle Arbeit abzunehmen, die auch von einer bürgerlichen Behörde geleistet werden kann. In dieser richtigen Erkenntnis hat man für Landesaufnahme ein neues Reichsamt geschaffen und die altbewährte Beamtenschaft dahin übernommen.

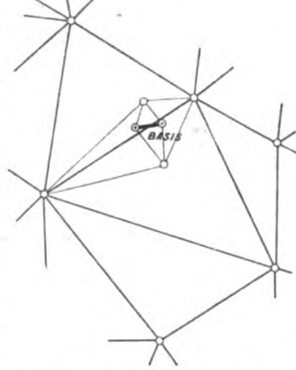


Abb. 1. Die gewonnene Basis

Wenn man sich von dieser Umgestaltung einen Vorteil versprechen kann, so ist es vielleicht der, daß die Kenntnis des Wesens und Wertes unserer Landesvermessung nunmehr in weitere Kreise dringen und zum Allgemeingut unseres Volkes werden wird. Der Krieg hat in dieser Hinsicht gut vorgearbeitet. Der Mann im Schützengraben wie die Frau daheim haben die Karte schätzen gelernt. Die Jugendbewegung, die immer weitere Wellen schlägt und nach Beseitigung der allgemeinen Wehrpflicht eine ungeahnte Bedeutung erhalten hat, trägt das ihre dazu bei, dem Verständnis für die Karte den Weg zu bahnen.

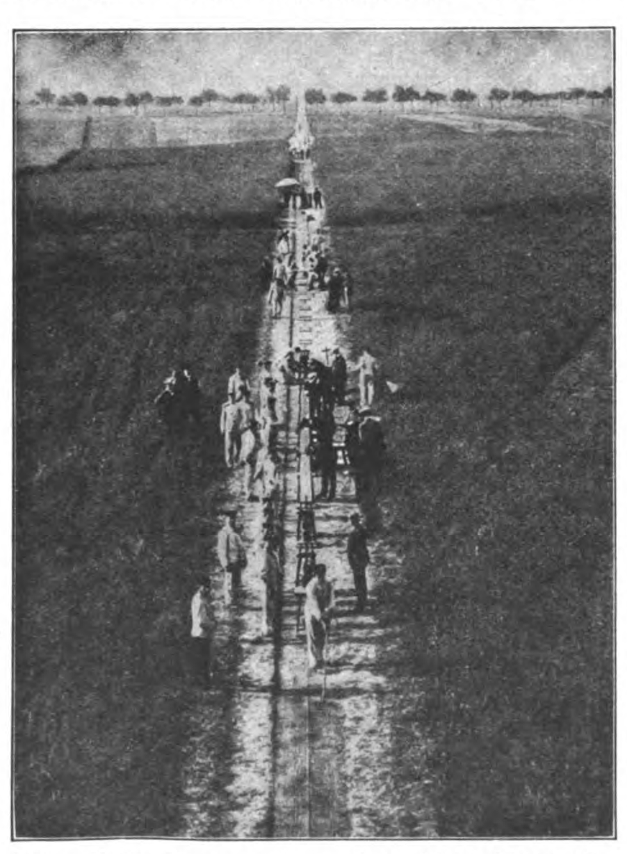


Abb. 2. Basismessung in der Natur mit den feinsten Längenmaßen

Die Grundlage für sie schafft ein Netz von Punkten, deren Lage zueinander und auf der Erdoberfläche bestimmt werden muß. Das erstere geschieht durch die „Triangulation“. Die Messungen gehen von einer Grundlinie (Basis) aus, die nach sorgfältigster Auswahl in der Natur mit den feinsten Längenmaßen gewonnen wird (Abb. S. 210). Durch

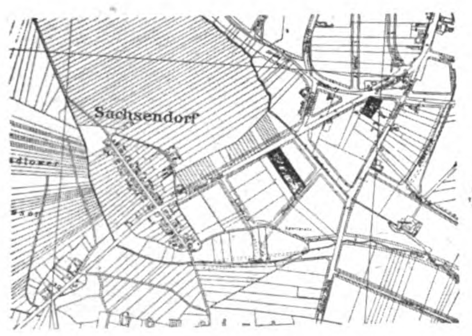
Winkelmessung nach einem von den Endpunkten aus sichtbaren Ziel entsteht ein Dreieck, in dem eine Seite und die anliegenden Winkel bekannt sind, so daß sich daraus rechnerisch die Längen der anderen beiden Dreiecksseiten gewinnen lassen, die nun wiederum als Grundlinien für weitere Messungen dienen können (Abb. S. 210). Zu diesen Arbeiten bedarf man der Sicht auf weite Entfernung. Es werden also schon vorhandene Hochbauten — Aussichts- und Kirchtürme, Denkmäler usw. — dazu benutzt, oder es müssen besondere Gerüste — die trigonometrischen Signale — errichtet werden. Es sind oft wahre Kunstbauten bis zu 60 m Höhe, die hier entstehen (Abb. S. 211).

Abb. 3. Trigonometrisches Signal (Hochbau)

Das geschilderte Verfahren läßt sich aber nicht unbegrenzt fortsetzen. Trotz aller Feinheit der Messung und Rechnung schleichen sich doch Fehler ein, die sich — zunächst noch praktisch belanglos — bei einem dauernden Aneinanderreihen eines Dreiecks an das andere sehr schnell vergrößern würden. Es sind daher in verschiedenen Teilen Deutschlands Grundlinien gemessen und voneinander unabhängig Netze mit großer Seitenlänge (durchschnittlich 40—50 km) bestimmt, die durch Einlegen kleinerer Dreiecke gefüllt werden (obere Abb. S. 214).

Um die Lage der Punkte auf der Erdoberfläche zu finden, müssen sie in die richtige Beziehung zu den Längen- und Breitengraden gebracht werden. Hier berühren sich die Arbeiten des Trigonometers mit denen der Internationalen Erdmessung, deren Leitung und Geschäftsführung in den Händen des „Geodätischen Instituts" in Potsdam liegt. Als Ausgangspunkt ist ein Turm auf dem Telegraphenberg astronomisch bestimmt.

Die gemessenen Punkte werden, soweit sie nicht durch sichtbare Gegenstände (Türme, Schornsteine usw.) dauernd gegeben sind, in der Natur durch ein in eine Granitplatte gemeißeltes Kreuz bezeichnet, die zur Sicherung ihrer Lage etwa 1 m tief unter der Erdoberfläche versenkt ist. Auf dieser Granitplatte steht ein Granitpfeiler, dessen Kopf aus dem Boden hervorsteht. Zum Schutz kauft der Staat die umliegende Bodenfläche an, die von den Anliegern nicht beackert werden darf. Trotzdem gelingt es nicht immer, die Punkte zu erhalten, und die Fälle sind nicht selten, daß sich die Steine in der Mauer eines Neubaues wiederfinden oder von Unkundigen versetzt werden, weil sie vielleicht beim Pflügen gestört haben. Die Wiederherstellung verlorener Punkte ist eine mühevolle Arbeit.



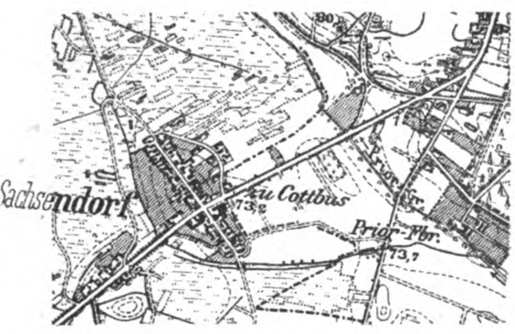


Abb. 4. Flurkarte (links) und topographische Aufnahme (rechts) des gleichen Landstriches





Abb. 5. Karte im Maßstab von 1:25000 (Meßtischblatt) Karte im Maßstab von 1:100000 (Generalstabskarte)
Umarbeitung des Meßtischblattes zu Karten kleineren Maßstabes

Die errichteten Signale haben ihren Zweck erfüllt, wenn die Messungen und Beobachtungen abgeschlossen sind, ihre dauernde Erhaltung ist daher nicht von so erheblicher Bedeutung.

Liefert das so geschaffene Netz zunächst die Ausgangspunkte für alle Längenmessungen, so wird in entsprechender Weise durch das „Landesnivellement“ die Grundlage für die Höhenbestimmung geschaffen. Den Hauptstraßen folgend, werden im Abstand von etwa 2 km Punkte bestimmt und vermarkt, deren Verhältnis zu dem „Normalhöhenpunkt“ durch Einwägen mittels Wasserwage festgestellt wird. Als Ausgangspunkt diente bis vor wenigen Jahren eine an der alten Berliner Sternwarte am Enckeplatz angebrachte Marke. Seit das Haus der Hacke verfiel, wurde er in die freie Natur verlegt und befindet sich jetzt — durch eine Gruppe von fünf Pfeilern festgelegt — an der Straße Berlin—Hoppegarten. Um auch hierbei zu vermeiden, daß die unvermeidlichen Fehler sich im Laufe der Arbeit häufen, werden die Nivellementszüge in Schleifenform geführt, d. h. sie kehren zu ihrem Ausgangspunkt zurück, und der sich schließlich doch noch ergebende Unterschied wird auf sämtliche Punkte verteilt, er wird „ausgeglichen“, so daß er praktisch verschwindet. Von diesen Straßenzügen ausgehend, wird auch die Höhe der trigonometrischen Punkte bestimmt, so daß diese nun gleichzeitig als Stützpunkte für Längen- wie für Höhenmessungen dienen können. Die Verzeichnisse mit den Messungsergebnissen werden in Druckschriften veröffentlicht.

Auf dem Festpunktnetz baut die Arbeit des Landmessers wie des Topographen sich

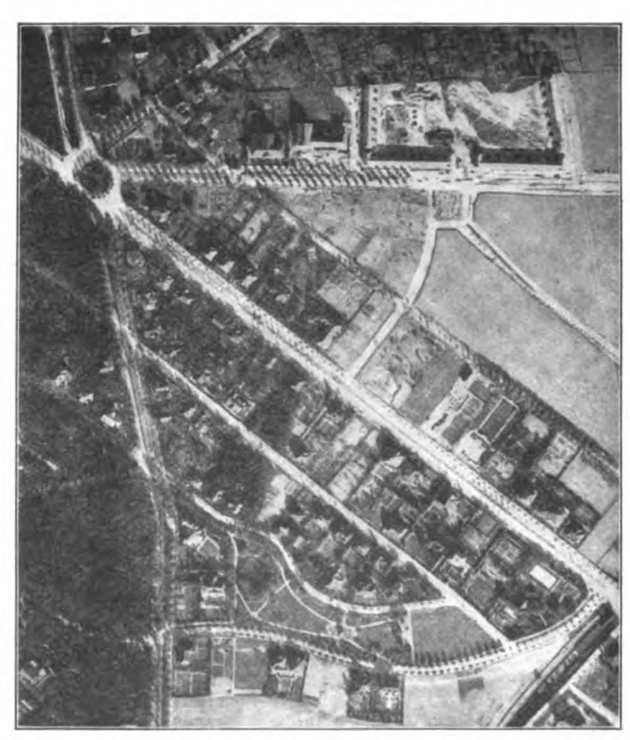


Abb. 6. Das Luftlichtbild zur Berichtigung des rechtsstehenden eingerahmten älteren Kartenausschnittes

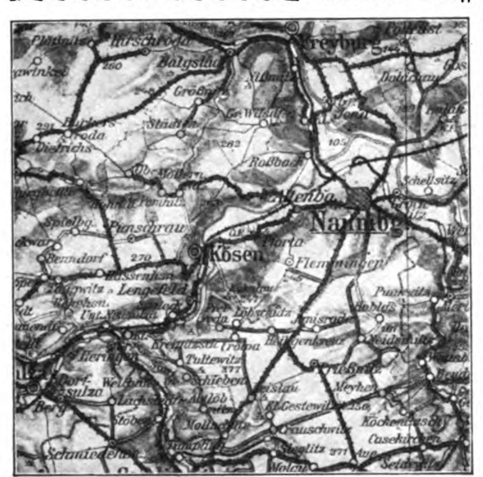




Abb. 7. Karte im Maßstab von 1:300000 Karte im Maßstab von 1:800000
Umarbeitung des Meßtischblattes zu Karten kleineren Maßstabes

auf. Die Feld- oder Flurvermessung, die dem ersteren obliegt, dient lediglich der Feststellung der Eigentumsverhältnisse und der Gewinnung von Unterlagen für die Berechnung der Grundsteuer. Für ihn ist die Erdoberfläche eine Ebene, zusammengesetzt aus Flächen, deren Gestalt von den Besitzgrenzen oder dem Steuerwert des Grund und Bodens bedingt ist. Die zeichnerische Darstellung ist auch nicht Selbstzweck, sie dient nur als bildliche Erläuterung der aus den Messungen sich ergebenden Flächenberechnungen. Die Geländeformen spielen daher ebensowenig eine Rolle wie alles, was Natur oder Kunst auf der Erdoberfläche geschaffen haben. Anders ist es bei der topographischen Aufnahme. Hier soll ein lebenswahres Abbild der Natur geliefert werden (untere Abb. S. 211).

Für den Topographen werden die in seinem Arbeitsgebiet liegenden Festpunkte in ihrer richtigen geographischen Lage auf der mit Zeichenpapier überklebten Platte eingetragen. Der Aufnehmer sucht sie in der Natur auf und stellt sein Meßinstrument — die Kippregel — entweder auf einem von ihnen oder an einer übersichtlichen Stelle auf, von dem er mehrere trigonometrische Punkte sehen kann, so daß er in der Lage ist, durch Festlegung des Schnittpunktes der nach ihnen gezogenen Richtlinien seinen Standort genau zu bestimmen (Abb. S. 214). Nun mißt er von hier aus die Stellen im Gelände, die er als Anhalt für die zeichnerische Darstellung braucht. Die Messung geschieht auf optischem Wege: auf dem gesuchten Punkt stellt sich der Gehilfe mit einer Latte auf, und auf sie wird das innen mit einem Fadenkreuz versehene Fernrohr gerichtet. Durch Ablesen der

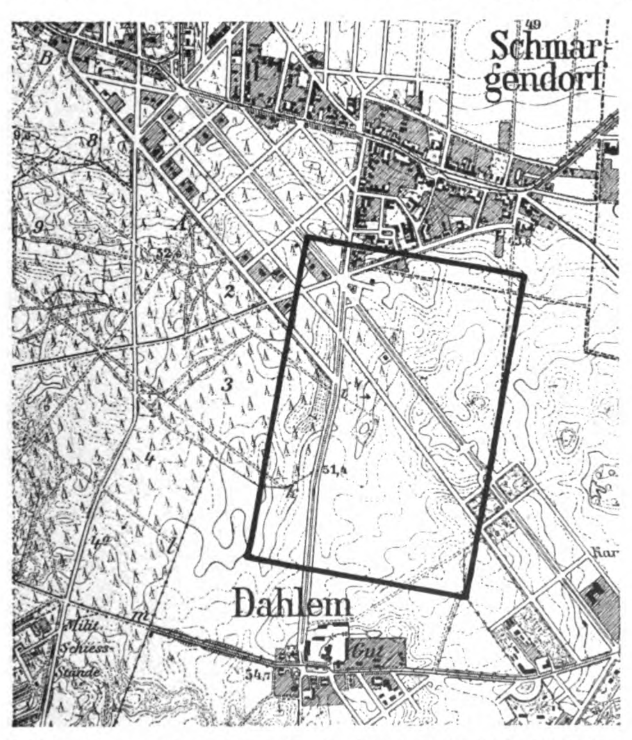


Abb. 8. Älteres Kartenbild, dessen bezeichneter Querschnitt durch das linksstehende Luftlichtbild berichtigt und ergänzt werden kann

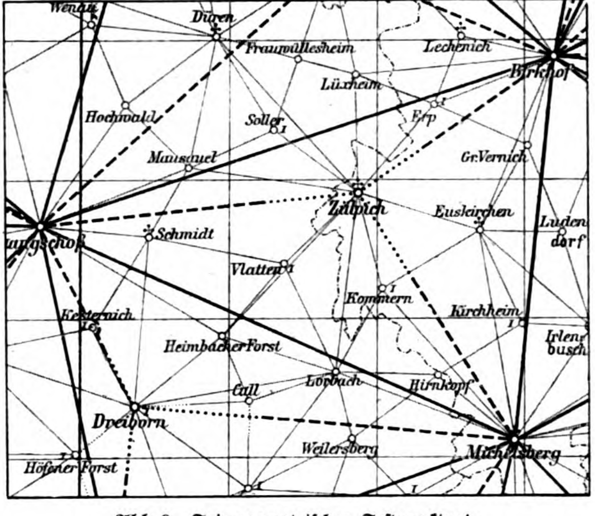


Abb. 9. Trigonometrisches Festpunktnetz

zwischen den Fäden erscheinenden Teilstriche der Meßlatte wird die Entfernung, durch Winkelmessung der Höhenunterschied zwischen dem eigenen Standort und dem des Gehilfen festgestellt. So entsteht auf dem Zeichenblatt ein dichtes Gewirr von Punkten, die der Topograph nachher einzeln aufsucht, um nun das Bild zu entwerfen, das ihm die Natur bietet. Die Arbeit verlangt eine Verbindung von künstlerischer Gestaltung mit Gewissenhaftigkeit, klaren Blick für Geländeformen und praktisches Urteil. Es gilt das Wesentliche und Wichtigste herauszufinden, ein getreues, klares und dadurch leicht lesbares Bild zu schaffen. Im Quartier und in den Wintermonaten wird der in der Natur entstehende Entwurf so ausgeführt, daß er als Vorlage für die Vervielfältigung in Stein oder Kupferstich zu dienen vermag.

Dieses mühsame, kostspielige Verfahren ließ schon längst den Gedanken entstehen, das Lichtbild zu Hilfe zu nehmen, insbesondere erschloß die Entwickelung der Photographie aus der Luft neue Wege. Der Krieg hat die „Raumbildmessung“ oder Photogrammetrie, diesen jüngsten Zweig des Vermessungswesens, zu schneller Entwicklung

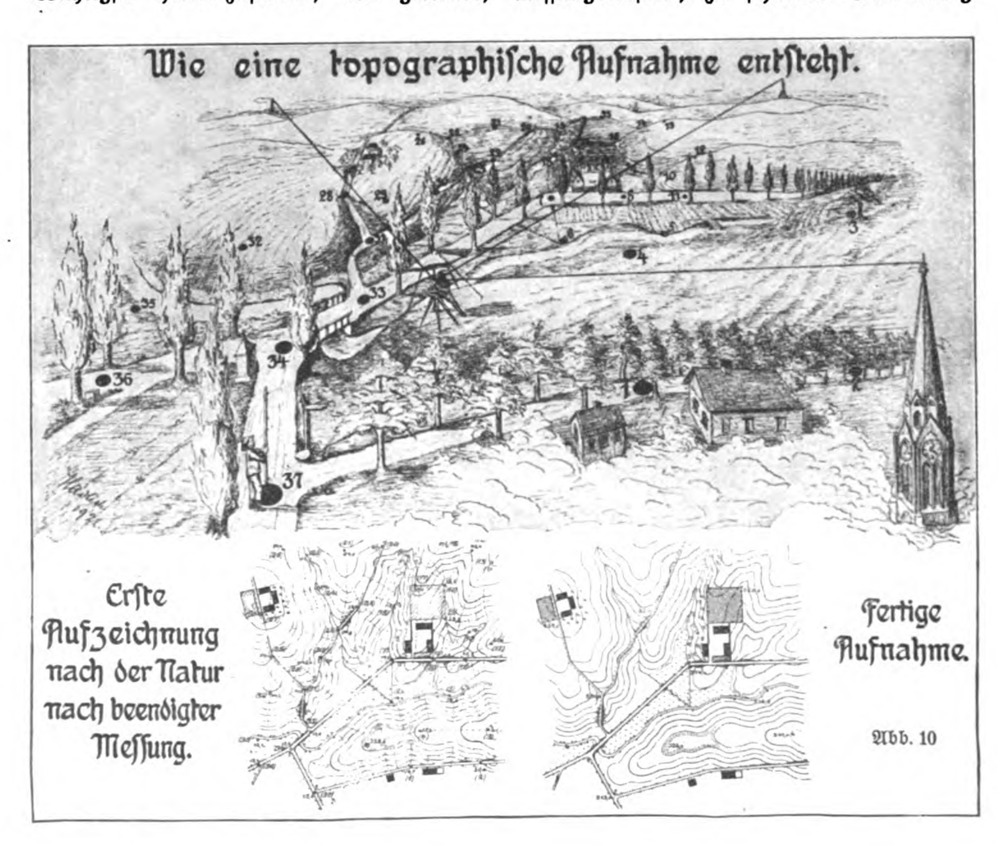


Abb. 10

gebracht, denn hier bot sich die Möglichkeit, auch in das vom Feinde besetzte Gelände zu dringen. Die günstigen Ergebnisse haben vielfach zu der Auffassung verführt, die bisherige Meß- und Aufnahmeweise sei überholt und hier sei das lang gesuchte Ersatzmittel gefunden. Diese Erwartungen sind — wenigstens in diesem Ausmaß — in das Reich der Träume zu verweisen. Zur Festpunktbestimmung reicht bei den vielen Fehlerquellen die erzielbare Genauigkeit nicht aus, die Auswertung des Lichtbildes wird sich immer auf die Arbeit stützen müssen, die der Trigonometer von der Erde aus leistet. Und auch für die Schaffung eines topographischen Planes genügt das Lichtbild nicht; in den Wald vermag es nicht zu dringen, die Geländeformen lassen sich daraus nicht mit der nötigen Sicherheit erfassen, die Beschaffenheit der Wege nicht erkennen, und so ergeben sich noch manche Schwächen, deren völliger Beseitigung die Natur des Lichtbildes widerstrebt. Aber eine wertvolle Hilfe bietet sich hier dem Topographen, ganz besonders bei der Berichtigung veralteter Aufnahmen. Darin liegt ja die schwierigste Aufgabe für die Landesaufnahme, daß sich das Naturbild namentlich infolge der wirtschaftlichen Entwickelung so schnell verändert. Von Zeit zu Zeit muß jedes Blatt an Ort und Stelle nachgeprüft und ergänzt werden. Da dieses Verfahren viel Menschenkraft und Geld verlangt, sind die Zwischenräume von einer Berichtigung zur anderen größer, als es erwünscht wäre. Hier wird das Lichtbild mehr und mehr in den Vordergrund treten.

Man kann sich leicht vorstellen, welchen wertvollen Anhalt für die eingetretenen Veränderungen ein Vergleich der Karte mit dem Lichtbild bietet (untere Abb. S. 212 u. 213).

Die Vervielfältigung und Auswertung des auf geschilderte Weise gewonnenen Grundmaterials ist die Aufgabe der Kartographischen Abteilung. Sie überträgt die Originale in dem gleichen Maßstab, wie sie aufgenommen sind — nämlich in 25000facher Verkleinerung der Natur*) — auf den Stein und gibt sie als „Meßtischblätter" heraus. Für viele Zwecke ist der Maßstab aber zu groß oder zu klein. Teilweise läßt sich dann auf mechanischem Wege — auch wieder mit Hilfe des Lichtbildes — eine Karte in dem gewünschten Verjüngungsverhältnis herstellen. So können z. B. durch Vergrößerung sehr wohl Pläne geschaffen werden, die sich für wirtschaftliche Zwecke eignen, z. B. für den Landwirt, der seinen Anbauplan, seine Entwässerungsanlagen entwirft, für den Forstmann oder die Bergwerksverwaltung. In den meisten Fällen ist aber auch eine Umarbeitung des Kartenbildes geboten. Je kleiner der Maßstab, um so mehr Einzelheiten müssen fortbleiben, die Geländeformen müssen zusammengefaßt, das Charakteristische herausgearbeitet werden. Dabei ist zu berücksichtigen, welchem Zweck die Karte dienen soll, kurz, es handelt sich nicht um eine Umzeichnung, sondern um eine geistige und künstlerische Neugestaltung (obere Abb. S. 212 u. 213). Die bekannteste amtliche Veröffentlichung ist die schlechthin als „Generalstabskarte" bezeichnete Karte des Deutschen Reiches 1:100000, die nicht nur dem Soldaten, sondern auch jedem geübten Kartenleser am gebräuchlichsten ist. Die Werke kleineren Maßstabes dienen Verwaltungszwecken, dem Rad-, Automobil- und Bahnverkehr und zur allgemeinen Übersicht. Sie bedecken das gesamte Deutsche Reichsgebiet und greifen teilweise noch darüber hinaus. In Anpassung an die Gradeinteilung sind sie in einheitliche Blätter handlicher Größe geschnitten, die man ganz nach Bedarf aneinanderfügen kann. Von dem Umfang der Arbeit kann man sich erst den rechten Begriff machen, wenn man weiß, daß auf das Reich in seiner jetzigen Gestalt über 3000 Meßtischblätter entfallen.

Neben diesen großen, zusammenhängenden Kartenwerken braucht aber unser Kulturleben noch eine Fülle von Einzelkarten, die jeweilig ihrem Zweck in Größe, Maßstab und Ausführung angepaßt sind: Umgebungskarten größerer Städte, Kreis- und Provinzkarten, Bäder-, Reise-, Verkehrs-, Luftfahrt- und Automobilkarten usw. Zum Teil lassen sie sich aus den bestehenden Kartenwerken unmittelbar gewinnen, vielfach aber muß das Grundmaterial erst wieder zweckentsprechend verarbeitet werden. Nur zum kleinen Teil vermag dies der Staat mit seinen Kräften zu leisten, in der Hauptsache bleibt die Arbeit der Privatindustrie überlassen. Eigene Vermessungen auszuführen ist diese nur in den seltensten Fällen imstande, die Kosten würden sich nie einbringen. Das ist aber auch bei dem vorzüglichen und vollständigen Grundmaterial, über das Deutschland verfügt, nicht notwendig. Die Behauptung ist also wohl berechtigt, daß der gute Ruf, den die deutschen Karten ganz allgemein — nicht nur die amtlichen — im In- und Ausland genießen, zum guten Teil auf die vorzüglichen Grundlagen zurückzuführen ist, die der Staat geschaffen hat. Der Ruhm unserer großen geographischen Verlagsanstalten soll dadurch nicht geschmälert werden; sie wissen es selbst am besten zu schätzen, was sie der Landesaufnahme danken.

Das deutsche Volk aber muß viel mehr als bisher seine vorzüglichen Karten zu gebrauchen lernen. Hier liegt für die Schule noch ein weites Feld der Tätigkeit zur Hebung unserer Volksbildung, zur Pflege der Heimatsliebe und Wanderlust. Auch unser wissenschaftliches und wirtschaftliches Leben wird aus den Arbeiten der Landesaufnahme einen dauernd steigenden Nutzen ziehen.

---

*) Die süddeutschen Staaten haben ein abweichendes Verfahren; sie nehmen in viel größerem Maßstab (1:2500 oder 1:5000) auf.

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Grethe Auer: Dschilali, Geschichte eines Arabers (Stuttgart 1922) — **Herbert Eulenberg: Auf halbem Wege** (Stuttgart 1921) — **Georg Frhr. v. Ompteda: Es ist Zeit** (Stuttgart 1921) — **Carl Hagemann: Das Dutzend und die Eine** (Berlin 1921) — **Ricarda Huch: Entpersönlichung** (Leipzig 1921) — **Fedor v. Zobeltitz: Chronik der Gesellschaft unter dem letzten Kaiserreich** (Hamburg 1922)

in Sammler zeigt gern seinen neusten Fund. Wie sollte nicht auch jemand, der aus Neigung und Beruf literarische Eindrücke sammelt, eine neue Entdeckung auf die vordere Kante des „Büchertisches" legen, obwohl sie für andere vielleicht keine Entdeckung mehr ist. Ich bekenne, von Grethe Auer bisher noch nichts gelesen zu haben, obwohl mir ihr Name nicht unbekannt war. Wer nicht mehr als zwei Augen im Kopf und zwölf Arbeitsstunden im Tage hat, ist der Sintflut (man darf in diesem Fall auch sagen Sündflut) von daherrauschenden Bücherwellen einfach nicht gewachsen. So eifrig man auch nach Bedeutendem ausspäht —: hier und da schlüpft doch einmal ein Büchlein durch, das der Betrachtung wert wäre. Aber jetzt habe ich dich gepackt, Dschilali, du Arabersohn, und halte dich fest beim Wickel, zu ruhigem Beschauen, mag die Sündflut derweil tosen und schäumen.

Als jungen Müßiggänger lernen wir den schlanken Burschen kennen, wie er auf der äußersten Spitze der Mole von Mazagan ins Meer hinausträumt. Der Gefahr, als Feind des Sultans ergriffen und unter die verachteten Soldaten gesteckt zu werden, wird er durch einen Europäer entzogen, der ihn in seine Dienste nimmt, einen reichen Handelsherrn Bu Schimrir. Die Verfasserin spricht es nicht aus, daß dieser blonde, blauäugige Mann, neben Dschilali der wichtigste der Erzählung, ein Deutscher ist, aber man merkt es bald, und man kann mit diesem Landesgenossen zufrieden sein, denn er ist nicht nur tüchtig in seinem Beruf, er hat auch Kopf und Herz „auf dem rechten Fleck". In seinem Dienst und doch in Freiheit wächst Dschilali auf — es ist ein ideales, bei uns unmögliches Verhältnis, denn der Araber hält das Dienen nicht für eine Last oder gar für eine Schande, er hat noch die schöne Begeisterung des einfachen Menschen, der dadurch in einen höheren Wirkungskreis gelangt, wo er seine Vorzüge zeigen und entwickeln kann, der vor einem ihm überlegenen und wohlmeinenden Herrn sich einer gewissen liebevollen Ehrfurcht nicht erwehren kann. Nebenher verliebt sich Jung-Dschilali bis über die braunen Ohren in eine kleine, zierliche Sklavin, mit der er nun auf der breiten Stadtmauer, von der man einen so weiten, wundervollen Ausblick hat, — sie stößt direkt an das Haus des Deutschen — die herrlichsten Flitterwochen verlebt. In dieser Liebe reift Dschilali zum Manne und seine Liebste zum Weibe. Aber in Wirklichkeit hat der Deutsche ihn erzogen und zu einem tüchtigen Mann gemacht, der dann auch so lange bei ihm bleibt, bis er alt genug ist, einen eigenen Hausstand zu gründen und ein Weib — nicht jene Jugendliebe, die ihn verlassen hat — zu nehmen. Wie er dies Weib, das anfangs unfruchtbar ist, verstößt, und wie sie ihn durch stumme Liebestätigkeit wiedergewinnt, gehört zu den dichterisch feinsten Kleinodien des Buchs. Bu Schimrir verläßt Arabien, nachdem er die trübe Erkenntnis gewonnen, daß die Europäer den „unzivilisierten" Völkern keine Kulturbringer, sondern Kulturenzerstörer sind — „die Größe Europas beruht auf der Ausrottung hundert anderer Völker, von denen jedes einzelne besser war als die weißen Teufel, die jenes hinausschickte." Dschilali muß bei dem Wechsel der politischen Zustände eine Weile im Gefängnis schmachten, wird dann wieder freigegeben, aber die Verhältnisse haben sich inzwischen verschlimmert, die Eingeborenen werden von den Franzosen immer mehr aus dem Lande gedrängt. Auch Dschilali und seine Söhne müssen mit ihren zusammenschmelzenden Herden in den Schluchten des Gebirges Unterkunft suchen, schwer müssen sie ringen mit der Kargheit und der Kälte am Fuß des Atlas; ihre schlimmsten Feinde sind die Franzosen, die hier festen Fuß gefaßt haben, sich immer weiter vorschieben und nach und nach ein schönes, edles Volk von der Erde vertilgen werden.

Kein Zweifel, daß die Verfasserin Land und Leute aus eigener Anschauung kennt, denn deutlich spricht die Liebe zu ihnen aus diesem bedeutenden Buch. Mitunter verleitet sie diese Liebe zu etwas umständlicher Schilderung, aber auch hier folgt man mit Anteil, denn aus dem Selbstgeschauten erwächst mancherlei Belehrung über politische und völkerpsychologische Fragen. Vor allem gelingt es der Dichterin, von dem Seelenleben und der Anschauungsweise des Arabers, die denen des Europäers stark entgegengesetzt sind, ein klares Bild zu geben; oft wie beiläufig, in einem Nebensatz, zum Beispiel: „Es kamen ihm wohl Trostworte auf die Lippen, aber er fühlte, daß sie auf die Zukunft gerichtet, also europäischen Wesens seien, daher

hielt er sie zurück." Wird in diesem Nebensatz nicht eine deutliche Grenzlinie zwischen Orient und Okzident gezogen? ...

Grethe Auer ist eine Epikerin ersten Ranges. Sie kann wirklich erzählen. Sie hat eine unbeschreiblich feine, leise Art zu schildern, mitunter an Aquarellmalerei erinnernd: — die den Malgrund durchscheinen läßt, die Schatten leise abstuft und in zarten Farbentönen, in leichten, duftigen Tinten die besondere Stimmung der Atmosphäre wiederzugeben weiß. Aber Grethe Auer hat auch tiefe, brennende Farben auf ihrer Palette. Ihre Gestalten stehen in hellem Licht, wundervoll umrissen, lebendig und wahr, geschaut mit der Freude eines Dichterauges, das manchmal nur eine leise Trauer überschattet, das sonst aber in Liebe glänzt — es sei denn, daß es zornig aufblitze, wie manchmal am Schluß. Eine Dichterin, der man gern wieder begegnet.

⌘ ⌘ ⌘

Eine der wichtigsten Erscheinungen, die in der deutschen Romanliteratur der letzten Jahre zu verzeichnen ist, haben wir unstreitig in Herbert Eulenbergs Roman Auf halbem Wege. Es ist, wenn man von der Tiergeschichte ‚Katinka die Fliege' absieht, der erste Roman des sechsundvierzigjährigen Dichters und trotz mancher Fehler und Mängel das wertvollste Buch, das Eulenberg bisher geschrieben hat, reich an Aufschlüssen über ihn selbst, an Maßstäben für sein Können. Er gleicht in diesem Buch einem Fackelträger, der bei Nacht einen Berg hinansteigt, durch Gestrüpp und Geröll, sich ein Haus und Herdfeuer zu suchen, will sagen: einen Weg, ein Ziel, eine Stätte für förderliche Arbeit und neue Hoffnung seines Volks. Aber die Fackel flackert, sie wirft gesprenkelte Lichter in wirrem Schein, von Qualmsträhnen durchbrochen, auf die Umgebung und — auf halbem Wege, der Titel trifft zu, bleibt der Steiger stehen. Trotzdem: ein Dichter ging diesen Weg, und fesselnd genug sind die Bilder, die das versprengte Fackellicht aus dem Dunkel unserer Zeit hervorzaubert.

Die letzten Sprößlinge einer preußischen Adelsfamilie und ein Halbjude — er hat vom Vater, einem verbummelten „Christen", den Namen, von der Mutter jüdisches Blut und jüdische Geistigkeit geerbt — sind die Hauptgestalten des Romans. Alle drei verbindet Freundschaft miteinander — und mehr als das. Die beiden Kinder des alten Generals, der, nach verlorenem Kriege, tagaus, tagein über Schlachtplänen brütet oder Versuche mit neuen Sprengstoffen macht, sind in völligem Gegensatz zu ihm geistig und seelisch naheverwandt. Sie haben ihren Wesenskern von der Mutter, die nach einem heftigen Streit mit ihrem Mann um der Kinder willen in den Tod gegangen ist. Die Liebe zwischen Gebhard und Gisa ist vom Dichter sehr kühn behandelt: sie schreckt vor der Begierde nicht zurück, ohne freilich — aber das ist eigentlich nur ein Zufall — zum Äußersten zu gelangen. Dieser Zufall heißt Samuel Söchting, es ist ihr Freund, dessen Freundschaft mit Gisa bald jene angedeutete Grenze überschreitet. Beide leben, ohne verheiratet zu sein, in freier Liebe, die nicht ohne Folgen bleibt. Aber Gisa fühlt, daß sie im Grunde ihres Herzens nur den Bruder liebt, der mit jenem Bündnis indessen durchaus einverstanden ist. Alle drei sind begeisterte Pazifisten, besonders Gebhard, der als Reiseapostel für diese seine Lebensaufgabe stirbt —: in einer Arbeiterversammlung wird er von Mißverstehenden erschlagen. Die Schwester, die sich inzwischen als Schauspielerin versucht hat, droht an diesem schrecklichen Ausgang zu zerbrechen, sie schließt sich enger an Samuel an, um einen Halt zu haben. Der aber, obwohl er eine große Erbschaft gemacht hat, ist des Lebens überdrüssig, nach einem letzten Genießen, einem üppigen Feinschmeckermahl, vergiftet er sich durch Gas. Gisa lebt nun einsam mit einem Kinde, in stiller Zurückgezogenheit, Menschenfeindin und doch Wohltäterin, mit Übersetzungen beschäftigt.

Obwohl diese Vorgänge, so wie sie im Roman dargestellt sind, etwas gewaltsam anmuten, liest man das Buch doch mit angespannter Teilnahme bis zu Ende. Es ist ein echter Eulenberg, voll Geist und Herz, voll Phantasie und Gestaltungskraft, aber auch mit Zickzackzügen, Seitensprüngen, mit vielen Übertreibungen und Verschärfungen, mit durchgehender Abneigung gegen lebenswahre Begründung, seelische Verknüpfung, mit romantischen Absonderlichkeiten. Wie immer vertieft er sich liebevoll in die Ausmalung von Nebengestalten, seltsamen Phantasiegeburten aus Dichterland, — so gehört die Erscheinung des Einsal, eines alten Sonderlings und Einsiedlers, zu seinen besten — wie immer versteht er in feinsinniger Art die Unwägbarkeiten des Daseins zu beleben, und die Menschen, an denen ihm gelegen ist, ziehen uns zu sich, weil sie, wie die seiner Dramen und wie schließlich ihn selber, ein zu volles Herz und ein zu heftiges Ringen auszeichnet, der Rätsel und Schicksale des Seins Herr zu werden. Sie scheitern alle in diesem Buch, sie bleiben „auf halbem Wege" liegen. Aber ein großer Trost: dichterisches Vertrauen in das Edelbeschwingte letzten Weltgeschehens liegt über all der Schwere, das der Dichter offenbar selber, wenn auch in anderer Form, durchlebt hat, denn dies Buch ist mit seinem Herzblut geschrieben.

Verschnörkelt und romantisch, wie das bei Eulenberg kaum anders zu erwarten, ist dieser Roman doch von dem zarten musischen Hauch echter Künstlerschaft durchweht, aber seltsam mit timonischem Grimm auf die Menschen gepfeffert. Sein Samuel Söchting ist der ironisch-skeptische Raisonneur, der wilde Ankläger der Konvention und der gesellschaftlichen Zustände, dem wir, wenn auch verkleidet, in

fast allen Dramen Eulenbergs schon begegnet sind — er ist der Held im „Dogenglück“, in der „Leidenschaft“, er grüßt grimmig als „Ritter Blaubart“, als Graf Walewski, als Fürst von Waldeck, als Anselm im „Natürlichen Vater“, wo ihn der Dichter freilich nicht mehr so bitter ernst nimmt wie früher und wie — jetzt. Stiefkinder des Schicksals sind sie alle, die Eulenberg am Herzen liegen. Für die anderen aber hat er nur verständnislose, oft gehässige Kälte. Das freilich schränkt seinen künstlerischen Horizont und zugleich seinen dichterischen Rang ein. Hier wäre ihm ein höherer Standort, das humoristische Auge zu wünschen, mit dem ein Jean Paul, ein Dickens, ein Raabe und Keller auf die Unvollkommenheiten und Verschrobenheiten des Lebens und der Menschenerscheinung hinabblickt, statt sich, was einem Weltkenner schlecht ansteht, ihnen wütend und schimpfend gegenüberzustellen. Doch ist es, das wollen wir nicht verkennen, ehrlicher Dichterzorn, den Eulenberg sich offenbar von der Seele schreiben mußte.

Leider nicht das allein. Mit allen möglichen Fragen unserer Zeit und einigen anderen muß er in diesem Buch fertig werden: Erziehung, Religion, Politik, Pazifismus, Judenfrage und Zionismus, erotische und geschlechtliche Probleme, Kirche, Schauspielkunst, Ehe, Literatur, Geselligkeit, Sozialismus, Nationalität — das alles und manches andere wird mit Temperament, Ehrlichkeit und Geist erörtert und trägt so jedenfalls, auch wo man widerspricht, zu ernstem Nachdenken, also zur Klärung dieser Fragen bei. Daß Eulenberg dabei kaum jemals zum Ziel gelangt, wie er in dem Titel selbst bekennt, tut nichts zur Sache. Wir sind ja alle noch Sucher im Dämmerlicht.

Verstimmend wirkt die Anmaßung, mit der Eulenburg unter dem Titel „Bedientenvolk“ mit den Deutschen abrechnet — er, der selber ein Deutscher in Reinkultur ist. Das Kapitel beginnt: „Knechte sind sie samt und sonders die Deutschen.“ Nur gut, daß er sich also augenscheinlich nicht vergißt. Er kommt dann zu einem pathetischen „Fluch über“. Er spricht sein päpstliches „Anathema“ über Kant, Goethe, Schiller und Bismarck aus. Im ersten Augenblick ärgert man sich über die penetrante Wichtigtuerei. Dann aber beginnt, sobald man nämlich zu seinen Begründungen gelangt, die Heiterkeit zu siegen. Da liest man — und ist versucht, eine Abschrift davon seinem humoristischen Hausschatz einzufügen — daß Goethe eine „laue Hofschranze“ war, man liest wörtlich: „Schmach über diesen breitesten (!) und reichst (!) veranlagten Dichter Deutschlands, der die Ehrfurcht vor der Obrigkeit und den Herrschern dieser Welt verjambelt (!) hat und in seinem Alter die metternichsche Rückschrittelei ruhig wirken und wüten ließ.“ Man liest, daß Eulenberg einen Schiller nur als den Sänger des Grafen von Habsburg und des „Kampfes mit dem Drachen“ kennen will, und man — lacht über diesen „Kenner“, der auch darin ganz Deutscher ist, daß er — als Jurist — mit päpstlicher Unfehlbarkeit das letzte Wort spricht, wo ihm mitunter zu raten wäre, zunächst einmal über das erste nachzudenken. Nur das Zeitgemäße erscheint Eulenberg groß. Dummköpfe oder Schurken, oder beides zugleich, sind ihm die Geister der Vorzeit, die noch nichts von den Zeitströmungen unserer Tage wußten. Gehen wir mit einem Lächeln über diesen Tiefsinn hinweg ...

Aber wer sein Senkblei so unermüdlich und hastig an jeder Stelle auswirft, bringt wohl eben die Geduld nicht auf, es ganz bis zur „Ergründung“ in die Tiefe gelangen zu lassen. Und auch wenn man sich genötigt sieht, einem so heftigen Kritiker, wie Eulenberg, einmal „seine Meinung zu sagen“, tut das der großen Schätzung seiner dichterischen Persönlichkeit nicht den geringsten Abbruch. Er ist, in diesem Roman mehr als je, einer unserer Besten und Ersten (nicht ersten besten), ein verträumter Poet, den man um seines edlen, menschlich-hohen Sinnes, um seines verwundeten Herzens, um seines ehrlichen Zornes und nicht zuletzt um der schönen Melodik seines seelischen Erlebens willen lieben muß.

Der Gehalt und die literaturgeschichtliche Bedeutung dieses Buches verlangten unabweislich eine längere Auseinandersetzung. Wenn das bei dem Folgenden nicht notwendig scheint, so liegt das in der Hauptsache daran, daß der Stoff sowohl wie die Art des Erzählers bekannt sind.

Georg v. Omptedas Roman Es ist Zeit darf vielleicht als der wertvollste dieses ausgezeichneten Epikers gelten, und wir begrüßen das um so freudiger, als sein letzthin unternommener Versuch, einen neuen Stil im „neuen Blaubart“ zu finden, uns nicht ganz geglückt schien. Mit diesem Roman, der die Geschichte des Tiroler Aufstandes 1809 behandelt, hat Ompteda einen sehr glücklichen Griff getan. Seit vielen Jahren in Tirol ansässig, kennt er Land und Leute jenes Aufstandes genau, denn dort, in den Einsamkeiten der Gebirgswelt, verändern sich die Sitten und die Charaktere nicht so schnell wie anderwärts. Nach umfangreichen und eindringenden Studien, in langjähriger Arbeit hat Ompteda den Stoff vorbereitet, um ihn dann mit der ganzen Sicherheit seiner reifen Erzählungskunst zu packen und zu gestalten. Als er den Plan zu diesem großen Geschichtsroman faßte, konnte er nicht ahnen, daß bei seiner Vollendung eine noch schlimmere „Falotten“-Herrschaft (Falotten nannte man 1809 in Tirol die Franzosen) über das deutsche Land gekommen sein werde. So ist der Roman „aktuell“ geworden, aber er ist mehr als das, er ist ein starkes, ehrliches Buch, das den geschichtlichen Stoff realistisch meistert (im Gegensatz zu anderen Romanhistorikern, die entweder klein, d. h. dekorativ wie Ebers und Felix Dahn, oder überlebens-

groß wie Kolbenheyer in seiner übrigens wundervoll pathetisch-symbolischen Dichtungsart verfahren). Man hat von diesem Buch, dessen Inhalt geschichtlich bekannt ist, mehr als einen Gewinn: man liest einen guten, fast dramatisch spannenden Roman, man freut sich an der Schilderung eines tüchtigen Menschenschlags inmitten großer Natur, man erlebt Geschichte und man erhebt sich an den menschlichen und vaterländischen Tugenden eines kräftigen Volksstammes, der nicht verzagt in tiefer Not. Mehr kann man von einem Buch nicht wohl verlangen.

Leichtere Ware bietet Carl Hagemann in seinem Novellenbüchlein Das Dutzend und die Eine. In feiner, liebenswürdiger Form plaudert der bewährte Bühnenleiter von dreizehn Frauen und dreizehn Schicksalen. Aus dem Leben der meisten zeigt er nur flüchtige Tagesausschnitte, die freilich, als Verkürzungen, Ausblicke eröffnen, bei anderen sehen wir in nuce ein ganzes Leben zusammengefaßt. Mit viel Skepsis und guter Kenntnis des Frauenherzens, aber auch nicht ohne das leise Lächeln eines versteckten Humors geschildert. Seine besondere Kunst bekundet Hagemann darin, den Leser durch halbe Verschleierung der eigentlichen Schicksale zu spannen. Schalkhaft überläßt er es uns, zu erraten, wer nun die eine ist, die nicht aufs Dutzend geht. Etwa Irene? Oder Margret?

In der Literatur geht sicherlich Ricarda Huch nicht aufs Dutzend. Das erweist sie auch in ihrem neuesten Werk Entpersönlichung. Es ist aus der Not unserer Zeit geboren und für ernste Deutsche geschrieben, die den ehrlichen Willen haben, dieser Not abzuhelfen. Die Dichterin beklagt es, daß unsere Zeit im Zeichen der Entpersönlichung steht, denn das bedeutet Entgeistigung der Natur. An Stelle der persönlichen Höherentwicklung tritt der Fortschritt von Wissenschaft und Technik. Der mechanisierende Verstand, der keine schöpferische Kraft ist, überwiegt das Gefühl, die schaffende Phantasie, die Liebe. Mit der Entpersönlichung hängt nach Ricarda Huch auch das Verfallszeichen unserer Tage zusammen: daß die Menschen durch Bequemlichkeit ihr Leben zu verlängern suchen und nichts mehr von jenen Opfern wissen wollen, nichts von der großen Verwandlung, von Verjüngung durch die Flammen. Wir haben nur die Wahl zwischen Erstarrung, das ist der wahre Tod, und Verwandlung, das ist der scheinbare Tod. Goethe gilt Ricarda Huch als der eigentliche Leitstern unserer Zeit, aber auch andere große Männer: Luther, Schiller, Napoleon, Bismarck sind ihr Vorbilder. Weit in die Vorzeit hinauf verfolgt die kenntnisreiche Verfasserin die Wurzeln der Entpersönlichung. Schon mit Bacon wurde sie angebahnt, dadurch daß sich die naturwissenschaftliche Erkenntnis vom Individuum loslöste und der modernen Wissenschaft und Technik den Weg ebnete, die dem Menschen sein mystisches Verhältnis zur Allseele raubten. Nur die Not der Zeit kann helfen, indem sie jeden einzelnen auf sich selbst stellt und zwingt, sich persönlich für sich und andere einzusetzen." Das mit vielen Beispielen aus der Literatur beladene Bekenntnisbuch ist in seinen Zielen nicht sonderlich scharf umrissen, aber es regt heilsam zum Nachdenken an, und mehr als einmal blitzt ein Sternlein auf, das unseren düsteren Weg erhellt und Richtung in die Zukunft weist.

Dagegen steht die Chronik der Gesellschaft unter dem letzten Kaiserreich, die Fedor von Zobeltitz in zwei stattlichen Bänden vorlegt, so ganz unter dem Zeichen der Vergangenheit, daß man erstaunt den Kopf schüttelt und sich fragt: ist es denn möglich? So nah liegt uns zeitlich diese Welt, nur ein paar Jahre trennen uns von ihr, und doch scheint sie schon in unendlicher Ferne zu verdämmern. Das wilhelminische Zeitalter mit seinem Glanz und Pomp steigt da aus dem Grabe herauf: in heiteren, farbigen, wirklichkeitsgetreuen „Guckkastenbildern", wie der Chronist selber diese Berichte und Stimmungsbilder nennt, sehen wir diese Welt noch einmal zum Greifen deutlich — und ein seltsam gemischtes Gefühl überkommt einen. Wenn nicht die Revolution, so hat doch das lange und bis ins Innerste aufwühlende Erlebnis des Krieges uns die Augen darüber geöffnet, daß viel rein äußerlicher Schein, hohle Form und Repräsentation, viel Sorglosigkeit und Vertrauensseligkeit damals dem deutschen Menschen die ethischen Forderungen, die einem aufstrebenden Volk unerläßlich sind, verdeckte. Anderseits muß man im Vergleich jener Zeit mit der unseren dem Verfasser recht geben, wenn er sagt: „Aller Glanz ist verblichen, und wo der neue Reichtum sich in Pelz und Seidenkleid an die Oberfläche drängt, kann dem Kavalier von gestern übel werden ... Was dereinst aristokratisch hieß, davon ist kaum eine Begriffsbestimmung übrig geblieben."

Die fesselnden Plauderberichte, ursprünglich für die Hamburger Nachrichten in dem Zeitraum von 1894 bis 1914 geschrieben, geben ein lebendiges Bild des öffentlichen Berliner Lebens während dieser Zeitspanne. Sie sind erfüllt vom Reiz der Persönlichkeit, die hier in zwangloser, oft anekdotisch zugespitzter Form ihre Eindrücke schildert, ohne Vorurteile aber nicht ohne Charakter; liebenswürdig aber nicht ohne Kritik, im besten Sinne vornehm. Ein behaglicher, leicht humoristischer Ton, der einheitlich gewahrt wird, erinnert an das große Vorbild Fontane, alles ist natürlich, anschaulich und farbenreich. Ein Zeitbuch, das dauernden Wert behält, eine zuverlässige Quelle für den Kulturhistoriker, eine labende und erfrischende für den Leser, der in einer solchen Chronik mehr als Unterhaltung sucht.

Illustrierte Rundschau

Max Pollak — Ausstellung ostasiatischer Kunst in Hannover — Tausendjahrfeier in Quedlinburg — Gebrauchs- und Ziergerät aus der Drechslerwerkstatt — Lithographien zur Bibel von Waske und Jaeckel — Kutzlebs „Zeitgenosse" — Paul von Kovacz — Zu unsern Bildern

Aus Wien, der klassischen Stadt des Tanzes, stammt der Künstler Max Pollak. Zwar ist er in Prag (1886) geboren, aber in Wien hat er bei Unger und Schmutzer den handwerklichen Grund für seine Kunst gelegt, und die heitere Sinnenfreude der alten Kaiserstadt hat starken Einfluß auf ihn ausgeübt. Er hat mit seiner Malerei und seiner Graphik das Gebiet der Landschafts- und Städteschilderung gepflegt und ist in seiner Entwicklung den glücklichen Weg zu kraftvoller Vereinfachung der Formen gegangen. Mit wachsender Stärke empfand er die Linie als das wichtigste Ausdrucksmittel seiner Kunst, und so war es nicht die willkürliche Wahl eines neuen Stoffgebiets, sondern innere Notwendigkeit, wenn er in neuerer Zeit Tanzbilder zu schaffen begann. Hier ist eine farbige Radierung aus einer größeren Folge von Blättern wiedergegeben: die Tänzerin Kitty Starling. Alles Beiwerk, wie etwa der Hintergrund fällt weg. Die Wirkung ist einzig und allein auf den lebendigen Fluß der Linie gestellt, deren beredter Ausdruck sich nur den Tonwerten innig vermählt. Von gleichem Reiz ist das Bildnis der Wiener Schauspielerin Isa Marsen (zw. S. 208 u. 209).



Die Tänzerin Kitty Starling
Farbige Radierung von Max Pollak
(Mit Erlaubnis des Verlages von Fritz Mandel, Wien)

In der vorigen Rundschau wurde auf die starke Strömung hingewiesen, die vom fernen Osten her unsere abendländische Kunst befruchtet, ernsthafter, als das im 18. Jahrhundert schon einmal der Fall gewesen ist. Die Liebe des Sammlers freilich hat sich schon lange der fremden Welt von Indien, China und Japan zugewandt. Aber die Menge stand diesen Dingen ohne innere Teilnahme gegenüber. Es fehlt ihr auch jetzt noch eine klare Erkenntnis, aber sie ahnt wenigstens die Geschlossenheit der Weltanschauung, die Tüchtigkeit des Handwerks, die sich hier offenbart, und sie schaudert nicht mehr zurück vor den seltsamen Bildungen einer tiefsinnigen Phantastik. In einer ungläubigen und gesetzlosen Zeit empfindet man jede Art des Gottsuchertums als ehrwürdig, jede Form der Bindung als Wohltat.



Mehrarmige Form des Kuan-Yin
Bildwerk lamaistisch-tibetanischen Ursprungs

In diesem Winter hatte die Kestner-Gesellschaft in Hannover eine Ausstellung ostasiatischer Kunst veranstaltet, um die sich der vortreffliche Chinakenner Freiherr Gerhard v. Puttkamer und der künstlerische Leiter der Gesellschaft Dr. Paul Erich Küppers besonders verdient gemacht haben. Es war nicht die größte Ausstellung dieser Art, die je in Deutschland stattgefunden hat, aber sie war mit feinem Sinn für die Güte jedes einzelnen Gegenstandes zusammengebracht, und daß sie nicht allzu groß war, diente der Übersichtlichkeit und war für das Publikum ein schätzbarer Vorteil. Man wurde nicht von einer Überfülle des Fremdartigen bedrängt. Man hatte Muße, an der Hand eines von Prof. Dr. Georg Biermann mit einem wertvollen Geleitwort versehenen Kataloges sich in die Schönheiten der Kunst und des Kunstgewerbes von Ostasien zu versenken.

⌘ ⌘ ⌘

Im April begeht die Harzstadt Quedlinburg die Jubelfeier ihres tausendjährigen Bestehens. Sie ist keine der großen in deutschen Landen, aber ihre Geschichte ist so reich, die Denkmäler ihrer Vergangenheit sind so schön, daß wir uns bei ihrem Namen wieder einmal mit Stolz der vielfältigen Herrlichkeit unsers Vaterlandes bewußt werden. Man hat befürchtet, daß die Entthronung unsrer alten Fürstenhäuser reizvolle Mittelpunkte deutscher Kunst und Geselligkeit, deutschen Sonderwesens und Sonderstrebens in gleichförmige Mittelmäßigkeit versinken lassen würde. Eine Stadt wie Quedlinburg beweist, daß örtliche Über-



Amida, stehende Figur auf Lotosblume
Japanische Lackarbeit

lieferung durch ein Jahrtausend auch in der Bürgerschaft lebendig bleibt und kräftig weiterwirkt. Die Stadt zählt 27000 Einwohner und ist in der Gegenwart durch ihre Blumenzucht berühmt. Sie liegt reizend am Nordrande des Harzes und erfreut den Besucher durch ihren romanischen Dom und malerische Fachwerkbauten echt niederdeutschen Gepräges. Aber so schön und wertvoll das alles sein mag: das Besondere ist es nicht. Das eigentlich Deutsche an ihr wie an vielen andern Städten und Stätten ist, daß in diesem Winkel unsre große Geschichte gespielt hat. Denn diese gleicht unsern mittelalterlichen Kaisern; sie hat keine feste Residenz wie in England, Frankreich oder Spanien; sie wandert von Landschaft zu Landschaft, von Ort zu Ort, von Stamm zu Stamm. Überall hat sich im Lauf der Jahrhunderte deutsche Größe emporgereckt, und so haben wir unzählige heilige Stätten.

Zu den ehrwürdigsten zählt Quedlinburg. Hier saß Herr Heinrich am Vogelherd und wurde deutscher König. Hier liegt er, einer der kraftvollsten und deutschesten Herrscher, mit seiner Gemahlin begraben. Hier stiftete Otto der Große das Damenstift, das durch Jahrhunderte starke politische Bedeutung hatte und unter dessen spätern Äbtissinnen und Pröpstinnen sich Amalie, die Schwester Friedrichs des Großen, und Aurora v. Königsmark finden. Reich ist der Anteil, den die Stadt am geistigen Leben Deutschlands genommen hat. Klopstock und der Geograph Karl Ritter sind hier geboren. Julius Wolff, Georg Ebers, die Heimburg, die unzähligen freundlichen Lesern Freude bereitet haben, sind hier aufgewachsen. Guths Muths, der Turner und Vaterlandsfreund, war ein Quedlinburger Kind, und auch die Frauenbewegung ist der mittelalterlichen Stadt zu Dank verpflichtet. Hier wirkte von 1754 bis 1762 als erste deutsche Ärztin Dorothea Christina Erxleben, eine Predigersgattin und treffliche Mutter hervorragender Söhne.



Zum 1000jährigen Jubiläum der Stadt Quedlinburg: Das Beudertsche Haus in Quedlinburg am Harz

⁂ ⁂ ⁂

Unter dem Namen „Gebrauchs- und Ziergerät" stellte im Berliner Kunstgewerbemuseum die Berliner Drechslerinnung im Verein mit der Zentralkommission für das Drechslergewerbe Deutschlands Arbeiten aus, die ein lange Zeit in Verfall geratenes Handwerk in neuer Blüte zeigen. Auch hier hatte die Industrie eine jahrhundertalte, geschmackvolle Überlieferung fast ganz vernichtet. Und auch hier wurde die Not zu einer guten Lehrmeisterin. **Metall ist nach dem Kriege teuer geworden. Das Holz**



Möbel und Beleuchtungskörper aus der Ausstellung des Drechslergewerbes im Berliner Kunstgewerbemuseum



Aus der Lithographienfolge „Simson“ von Erich Waske

nicht selbst zum besten halten kann. Es heißt „Der Zeitgenosse“, ist bei Erich Matthes in Leipzig als 100. Zweifäusterdruck erschienen und von A. Paul Weber mit phantasievollen Zeichnungen geschmückt. Geschrieben hat es Hjalmar Kutzleb. Er schießt mit scharfen Pfeilen auf die Verfallserscheinungen unsrer Zeit. Er ist unbarmherzig in seinem Spott. Er ist wie jeder Satiriker ein Lobredner des guten Alten, und wenn wir uns von seiner Verachtung der Gegenwart durchdringen lassen, bleibt uns nichts Gescheiteres, als uns aufzuhängen. Und diese Stimmung wäre in der Tat manchem zu wünschen.

⌘ ⌘ ⌘

Die Bronzeplastik von Paul von Kovacz hat eine Geschichte. Sie ist mit einer Anzahl anderer von gleicher Ausdruckskraft in einem Gefangenenlager in Frankreich entstanden. Ein deutscher Kamerad des jungen ungarischen Künstlers hat die Modelle unter großen Mühen nach Deutschland geschmuggelt. Hier hat sie nun Elert Seemann in Bronze gießen lassen und den Vertrieb übernommen (Berlin-Wilmersdorf, Lauenburger Str. 25). Kovacz

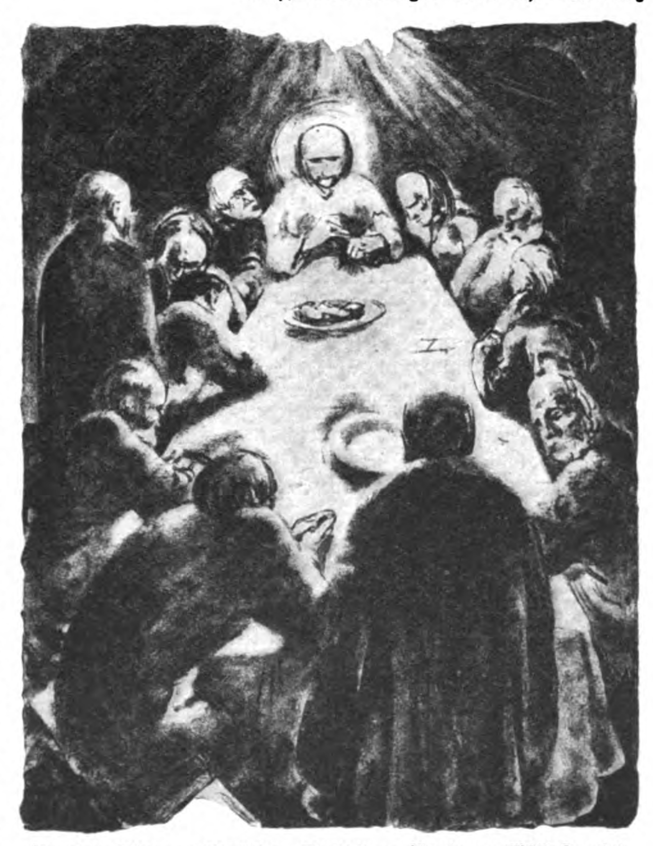
wird wieder mehr verwandt. Das Drechslerhandwerk bekommt zu tun und nimmt darauf Bedacht, daß wir, da überhaupt nichts mehr billig ist, unsre Ansprüche an die Güte der Arbeit bedeutend gesteigert haben.

⌘ ⌘ ⌘

Vor längerer Zeit sind in einem Aufsatz von Dr. Georg Giesecke die Bilderhandschriften gewürdigt worden, die der kunstsinnige Berliner Verleger August Kuhn angeregt und veranstaltet hat. Von Erich Waske und Willi Jaeckel sind jetzt bei Kuhn zwei Lithographienfolgen erschienen, die, dem Sammler leichter zugänglich, das eigentliche Erlebnis jener Handschriften vermitteln: die religiöse Gesinnung unsrer ringenden Jugend. Waske hat einen Simson, Jaeckel eine Matthäuspassion geschaffen: der Dramatiker und der Lyriker, der Tatmensch und der Grübler, aber beide in einem tiefen Sinn gottinnig und weitentfernt von bloßem Artistentum.

⌘ ⌘ ⌘

Die kleine Vignette auf der letzten Seite stammt aus einem sehr bissigen Buch, das niemand lesen darf, der sich



Aus der Lithographienfolge „Matthäuspassion“ von Willi Jaeckel



Vignette von A. Paul Weber aus Kutzlebs: „Der Zeitgenosse“

ist ein kraftvoller Künstler, der die Bewegung mit Energie zusammenfaßt, man möchte sagen: ballt, wenn dieser Ausdruck von einem erkünstelten Expressionismus nicht allzu oft mißbraucht worden wäre. Man kann der Entwicklung des Bildhauers mit Vertrauen entgegenblicken. Sie wird nicht erstarren. Denn bei aller Stilisierung des Vorwurfs offenbart Kovacz auch hier, wie nahe er der Natur geblieben ist.

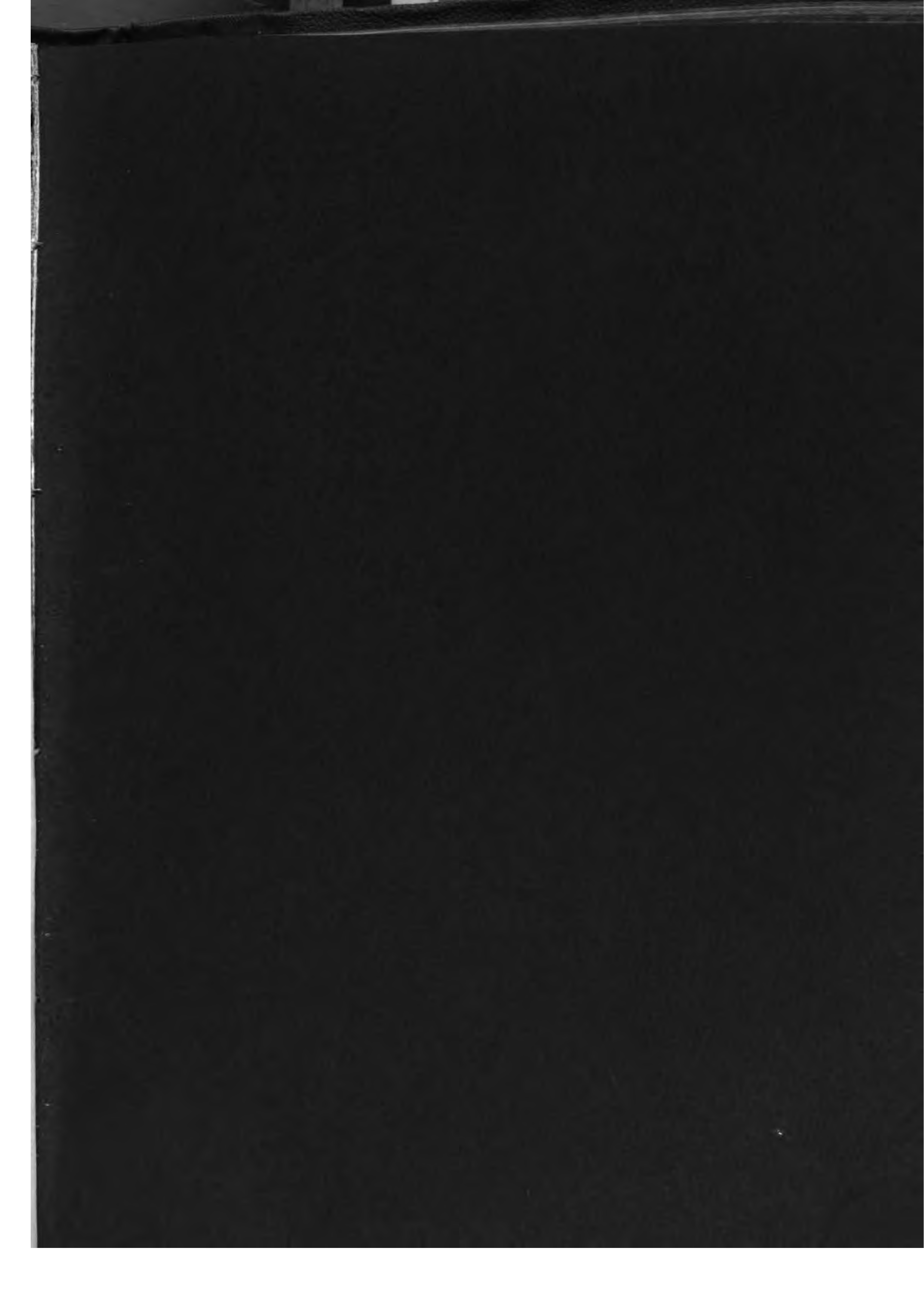
❀ ❀ ❀

In dem Bielefelder Maler Gustav Wiethüchter lernen die Leser einen Künstler kennen, der in einer wirrsäligen und grüblerischen Entwicklung sich aus den Fallstricken der Theorien befreit und die ihm entsprechende Form des Ausdrucks gefunden hat. Nun, nach Überwindung im- und expressionistischer Stimmungen gelingen ihm so einfache und kraftvolle Werke wie seine Osterglocken (zw. S. 200 u. 201). — Hoffnung und Frühling atmen auch aus der Harzlandschaft von Willy ter Hell, einem unsrer schlichtesten und aufrichtigsten Landschaftsmaler aus der Schule Eugen Brachts (zw. S. 136 u. 137). — Was Unzähligen in Deutschland Arthur Nikisch war, kommt uns erneut zum Bewußtsein, wenn wir die meisterhafte Büste Hugo Lederers betrachten (zw. S. 144 u. 145). — Ein bewundernswert flottes Bild sind die Polospieler von Otto Dill, einem Münchner Maler aus der Schule Zügels (zw. S. 152 u. 153). — Der Österreicher Oskar Laske (geb. 1874) war ursprünglich Architekt und ist als Maler Autodidakt. Er ist in Krieg und Frieden viel in der Welt herumgekommen, hat sich an Monumentalaufträgen versucht und Bücher illustriert, hat Theaterdekorationen und Kostüme entworfen und seinen Faust graphisch gestaltet. Sein „Durchzug durchs Rote Meer“ (zw. S. 176 u. 177) zeigt den Lesern, wie eigentümlich, wie erfinderisch er ist. Er hat etwas von mittelalterlicher Naivität, aber er ist doch gleichzeitig sehr elegant. Er hat Sinn für das Spiel der Phantasie, für das Dekorative und offenbart damit, wie echt sein Wissentum ist. — Leo v. Königs Kunst ist unsern Lesern vertraut und seine „Schlafende“ eine so liebenswürdige Schöpfung, daß sie keines Wortes bedarf (zw. S. 184 u. 185). — Auch von Otto v. Franz war hier wiederholt die Rede. Seine „Gipfelrast“ ist ein Bild voll Naturliebe und inniger Menschlichkeit (zw. S. 192 u. 193). P. W.



Ziehender. Bronze von Paul von Kovacz

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50





Idyll
Gemälde von Artur Braunschweig



Edelrost / Roman von Carl Wörms

Häßliches, undurchsichtiges Oktoberwetter lagerte über Berlin. Wie vollgesogene Scheuerlappen hingen die Wolken über der unfrohen Stadt. Der Asphalt vor dem Bahnhof Friedrichstraße glänzte trüb vom melancholischen Regen. Auf den Treppenstufen waren die Fußspuren der Reisenden zu sehen. Von den Bahnsteigen quollen Dampfschwaden wie müde, graue Vogelschwärme in die feuchtschwere Luft hinaus. Als ob die Sonne monatelang auf dem Lande wäre und für die Reichshauptstadt keine Zeit hätte.

Der D-Zug nach Königsberg auf dem äußersten Geleise war zur Abfahrt bereit. Ein Wagen erster Klasse sollte bis zur russischen Grenze laufen. Davor stand eine stille, meist dunkelgekleidete Gesellschaft, fast wie zu einer Beerdigung. Ein alter Herr rieb sich das linke Auge, eine junge Dame steckte ihr Taschentuch ein. Am Wagenfenster schoben sich zwei, drei Rücken zu den Sitzpolstern hin.

Hier und dort ein halbgeflüstertes Wort, ein unwilliger Blick, wenn aufgeregt Sprechende vorüberhasteten.

Am Geländer des Treppenaufgangs stand einer von ihnen abseits und machte Menschenstudien. Schlank war er, tadellos gekleidet. Graue Haare und graue Bartkoteletten umschlossen ein feines, rassiges Gesicht. Um seine Mundwinkel zuckte es. Ob aus Spott, ob aus Trauer? Es gibt Gesichter, die solche Gefühle durcheinandermischen. Er kritisierte seine Gesellschaft mit feinem Unterscheiden. Er kannte sie alle. Die schöne alte Frau dort im etwas zerdrückten Samtmantel war Magda von Linden, die Hagensche Baronin. Einst trug Hagen Revenuen nach Hunderttausenden, jetzt nicht einen einzigen ausgedörrten Schinken mehr. 1905 hatte die Baronin zwei Wochen lang in einem lettischen Kerker gesessen. Seitdem trug sie weiße Haare. Die standen ihr aber gut, sie war wie eine entthronte Königin. Wenn sie die feinen Augenbrauen zusammenzog, war es, als dürfte sie noch immer befehlen. Am Arme ihres Sohnes stand sie, des tollen Gustav, den sie eines Bonner Studentenskandals wegen beinahe aus der Matrikel gestrichen hätten, die tadellosen Vettern des Ober- und Unterlandes. Im Weltkriege hatte der wilde Kauz es gewagt, in der Masurenschlacht gegen die Russen zu kämpfen. Aufgeknüpft hätten ihn die, wenn sie ihn gefaßt hätten. Doch er ließ sich nie fassen. Er war ans Siegen gewöhnt, in der Schlacht, im Ballsaal, er mit seinen erobernden Blicken. So war er mit einem Lungenschuß abgekommen. Heute aber stand er da wie Don Carlos-Akt eins, ehe Marquis Posa ihn aufmuntert. War das nun echt? Man wußte nie, wann der Wildschoß auszuschlagen gedachte.

Da konnte man seinem Nachbar, dem Grafen Hugo von Plettenberg, viel leichter vom Gesicht ablesen, wie er hier zwischen seinen Söhnen stand, dem Wagenfenster zunächst. Seit die Petersburger Salons ausgeräuchert waren, es keinen Zaren mehr gab, dessen aufrichtigster Kammerherr er gewesen war, sollte die Welt für ihn grau in grau versunken sein. Wie Trauerweiden hingen seine dunklen, graugemischten Haare zu beiden Seiten der bleichen, tiefgefurchten Wangen herab. Nur flüchtig glomm es in seinen schwarzbraunen Augen wie erlöschendes Waldfeuer auf, wenn sie seinen zehnjährigen Udo streiften. Heinrich, sein älterer Sohn, stand unbeachtet wie ein Lakai daneben. Er hatte rote Bauernhände und Sommersprossen um die durchaus nicht adlige Stutznase herum.

So hätte der stumme Beobachter noch manches Schicksal aus diesen streng verschlossenen Mienen herauslesen können, ohne indiskret zu werden. Es machte ihm offensichtlich Spaß. Aber da wurde er am Ärmel gezupft, und ein etwas schäbiges Menschenexemplar mit verfilzten Manieren, die aber vornehm wirken sollten, drängte sich vertraulich an ihn heran.

Der schlanke, graue Herr wischte über seinen Mantel, als hätte er eine Motte zu vertreiben.

Doch der unangenehme Mensch ließ sich nicht abschütteln, sondern flüsterte dicht an seiner Seite: „Nanu, Vater, wie lange soll ich hier auf meinem falschen Fuß stehen? Es drückt niederträchtig, seit ich den echten bei St. Quentin gelassen habe. Also, wie soll es heute werden? Im Café alles aus Rand und Band. Du sollst dein Programm für den Abend schicken. Beethoven oder Grieg? Alle fragen an, die den Herrn Baron Monheim wollen spielen hören."

„So sag' ihnen, der Baron Eberhard von Monheim müßte auf Inspiration warten. Übrigens, mein alter Junge, kennst du unsere Abmachung. Unter Gottes freiem Himmel bist du der Herr Ober vom Nollendorfplatz, im ‚Baltischen Café'. Was du mir in unserer Mansarde, ‚Coburger Hof', vier Treppen hoch, bist, geht doch niemand etwas an. Und was deinen Fuß betrifft, man spricht nicht von Opfern, die man gebracht hat, besonders, wenn man wie du als Kellner dies Manko der Natur geradezu genial zu kaschieren weiß."

Er sprach leise, aber mit sehr bewußtem Akzent, als wollte er einen ganz Bestimmten aus dem Heiligtum seiner innersten Gedanken weisen.

Doch Otto, der Kellner, bohrte seine unbehandschuhten Fäuste in die Hosentaschen: „Soll das heißen, daß du dich meiner schämst, weil die Sippe zuhört? Ja, Papachen, das hättest du früher bedenken sollen. Jetzt bin ich nun mal da, wie mein bürgerliches Fräulein Mama wehleidig festgestellt hat. Wie Kurland beerdigt wird, kann auch ich mir ansehen. Guckt ihr auf euren letzten Landesbevollmächtigten, so guck' ich mir die hübschen Damen an, auch bürgerliche, zum Beispiel die stolze Blonde dort."

Der Herr von Monheim streifte ihn mit einem abfertigenden Blick: „Anna Nettelhorst, die Rose aus der Forstei zu Steinsee? Bild' dir keine Schwachheiten ein."

„Wer weiß, wer weiß. Seitdem der adlige Galan sie sitzen ließ ..."

„Scht, man hört uns. Auf Wiedersehen, mein Junge. Und heute abend — Beethoven, natürlich Beethoven. Pathetique, Eroika, Mondschein, was ihr wollt. Sintemal ich die guten Berliner klassisch bilden soll." Als der Otto noch immer zögerte, sah ihn Eberhard von Monheim fragend an und zog seine Brieftasche. Vater und Sohn verstanden sich. „Und hier die Banknoten, um dir neue Hosen und bessere Laune anzupassen. Adieu."

Als ob ein Insekt ihn belästigt hätte, wischte er über seine Hände hin, als Herr Otto mit zweideutigem Grinsen das Geld einsteckte. Er sah noch, wie der ungeschlachte Patron auffällig grüßend an der großen Blondine vorüberging. Sie beachtete ihn nicht, sie sah starr wie all die andern auf das geöffnete Wagenfenster.

„Vorsehen! Abfahren!"

Lebhaftere Bewegung entstand, man wollte sehen, grüßen. Die Vorderen drängten zurück.

Aus den Kissen des Wagens hob sich eine schmächtige Gestalt, ein kleiner Kopf mit grauen Bartstoppeln, das Gesicht wie mit grauem Schweiß überzogen, lebensmüde. Hinter den Gläsern des Kneifers blitzte es auf. Die Lippen bewegten sich, aber kein Wort, kein Aufwiedersehen. Eine dürre Hand hob sich. Da faßte Gustav von Linden nach ihr und küßte sie ehrerbietig. Lautlos rollte der Zug aus der Halle.

„Rußland pleite, Deutschland pleite. Nun auch Kurland unter dem Sargdeckel," brummte Baron Monheim und spitzte die Lippen, als ob er auf alles pfeifen wollte. Aber diese Lippen zuckten schmerzlich. Da vor ihm schluchzte eine schlanke Dame laut auf. Gott sei Dank, doch ein echter Goldton. Das war Maria von Lintfels, die allabendlich an seiner Kasse das Kleingeld ausgab und bis elf Uhr die Tageseinnahme überzählte. Ihre Tante, Baronin von Linden, legte die behandschuhte Rechte auf ihre Schulter. Haltung! Vor den Menschen weint man nicht, das ist nicht stilvoll. Die Leidtragenden gingen vorüber. Wie eine graue Decke lastete Berlins Himmel auf ihnen. Nicht jeder trug Brotmarken in der Tasche. Es mochte mancher unter ihnen sein, der heute noch nichts Warmes gegessen hatte.

Am Geländer stand Anna Nettelhorst, die blonde Försterstochter, und streckte der weinenden Maria die große, runde Hand hin. Sie waren Mitpensionärinnen auf dem Lande gewesen. Maria fiel ihr um den Hals und flüsterte: „Von den Ärzten aufgegeben, Kehlkopfkrebs."

Da trat auch Gustav von Linden artig grüßend heran: „Ich weiß nicht, mein gnädiges Fräulein, ob ich noch den Vorzug habe ..."

Anna Nettelhorst zupfte die Freundin am Ärmel: „Maria, der Herr dort fragt dich...“

„Nicht doch, Antje, das gilt dir.“

„Antje,“ half Baron Gustav flink ein, „so nannten wir Sie im Pastorat. Erinnern Sie sich nicht...“

Das junge Mädchen hob den flechtenschweren Kopf: „Bedaure, Baron, erinnere mich wirklich nicht.“

„Gustav!“ rief eine Stimme hinter ihm. Die Mutter rief.

„Nun, dann nicht.“ Schroff, fast ungezogen, tiefes Rot auf den bärtigen Wangen, wandte er sich ab.

Erstaunt sah Maria ihm nach: „Aber, Antje, das war doch...“

„Kann sein, das war. Jetzt aber nicht mehr. Auf Wiedersehen, Maria.“ Unnahbar ging sie an den adligen Herren vorüber. Vor ihr stiegen die zwei jungen Grafen Plettenberg hinunter. Der zehnjährige Udo, ein bildhübscher Blondkopf, weinte. Er wußte eigentlich nicht warum.

„Junge, hör' auf!“ rief sein derberer Bruder.

„Heinz, ich will nach Kurland, will in unsern Wald, will nicht hierbleiben, Heinz.“

„Na, na — muß es denn gleich sein? Bist du größer und kannst reiten und schießen, dann vielleicht.“

„Ja, und dann dreschen wir die elligen Letten.“

„Sieh mal an! Muß denn gleich gedroschen werden?“ Und doch streichelte er die weiche Knabenwange.

Anna Nettelhorst seufzte. Wieder einer, der sich nach dem kurischen Walde sehnte. Unauffällig verlor sie sich in der Menge.

Baron Eberhard rührte sich noch nicht. Er sah dahin, wo der Zug verschwunden war.

„Bua, lieber Bua,“ sagte er weich.

„Bua,“ wiederholte eine vornehme, leise Stimme. Der alte Graf Plettenberg stand neben ihm. „Sein Spitzname in Dorpat, ja, ja. War ein lieber, prächtiger Kommilitone, Edelmann und Student zugleich, ebenso schlagfertig am Kneiptisch wie auf der Mensur.“

„Schon auf dem Fechtboden. Uijeh, wie hat er mich verdroschen!“

„Und im Ritterhause, wie hat er uns da die Wahrheit gesagt! In der Schulfrage, weißt du noch die glänzende Rede, als ihm vor innerer Bewegung die Stimme brach.“

Eberhard von Monheim schneuzte sich diskret: „Nichts zu machen. Nun ohne ihn vorwärts durch dick und dünn. Wollen diesen Reichsdeutschen beweisen, daß Arbeit uns nicht schändet. Wie ist es, kommst du heute auf meine Musikbude?“

„Aber, Bester, gerade heute? Jeder Kurländer fiebert der Entscheidung entgegen. Sechseinhalb Millionen Gutsland wollen diese lettischen Frondeure enteignen. Und da verlangst du...“

„Kommt nur, ich reibe euch Chopins Trauermarsch auf oder Tod und Heldenverehrung oder so was. Nobel wollen wir zugrunde gehen. Leben, Bruder, leben ist doch das Schönste, was wir in dieser niederträchtigsten aller Welten behalten haben.“

„Ja, du hast gut reden. Nicht eine Scholle Heimaterde hast du zu verlieren.“

„Und du mehr als zehn Quadratmeilen, das ist ein Unterschied. Bin ein Krippenreiter mein Leben lang gewesen, hab' nicht geheiratet aus Rücksicht auf meine zukünftigen Kinder. Und doch werdet ihr meinen Leichnam in kurischer Erde dulden müssen. Wird noch Platz für mich sein. Aber vorher spiel' ich euch auf. Man muß doch etwas für die Heimat tun, auch in diesem entfürsteten Berlin.“

Graf Plettenberg sah mit düstern Augen umher. Sie traten auf die nasse Straße. Fröstelnd knöpfte er seinen Pelzrock zu: „Hast recht. Hier sah es anders aus, als ich im Gefolge Seiner zarischen Majestät die Ehre hatte... Jetzt liegen so — so viele Frühstückspapiere umher. Die Autos spritzen Straßenkot an die Gamaschen, und die Buben pfeifen, die Hände in den Hosensäcken. — Buben, ja so. Udo, wo ist Udo geblieben?“ So fuhr er nervös auf.

„Herrgott, was soll ihm denn geschehen? Er ging mit deinem Heinz voraus.“

„Ach was, der sieht vor lauter Pferden die Menschen nicht. Das versteht ihr nicht. Wenn man dem Jungen die ermordete Mutter ersetzen muß...“ Und verschwunden war er in der trüben Menschenflut, die seelenlos vorüberhastete.

Baron Eberhard steckte sich gemächlich eine Zigarette ins Gesicht und simulierte: ‚Halb Dämon, halb Kinderwärterin, so ist der Kurländer. Du krempelst ihn nicht um, nicht mit Liebe, nicht mit Flöten, nicht einmal mit Chartreuse oder Curaçao.‘

⁂

Ob sein Sohn ähnliches dachte? Da er vor des Vaters Cafékonzert noch einige Stunden Ruhe hatte, räkelte er sich im ‚Coburger Hof‘, vier Treppen hoch, in einer Kammer mit Sargwänden, sonst wohl nur von Kellnern bewohnt, auf des Vaters Bett, rauchte des Vaters Zigaretten und trank seinen Likör aus einem silbernen Becherlein. Einen ärmlichen, geplatzten Spiegel hielt er sich vor und studierte seinen etwas gewöhnlichen äußeren Menschen. Er strich einen

Haarzipfel über die Stirne, bürstete an seinem Bärtchen herum und zog die Stirne kraus, wie er es bei Graf Plettenberg gesehen hatte. Nichts half, das Gesicht blieb gewöhnlich. Das hatte er von der Mutter, die Jungfer bei der alten Baronin Monheim gewesen war. Solche Jungfern waren im alten Kurland mitunter das Freiwild, womit die Jagd des gnädigen Jungherrn anfing. Vom Fräulein Mutter hatte er auch die strammen Glieder, mit denen er nichts anzufangen wußte. Vom Vater allein die bohrenden, sichtenden Augen und die kopierten, nachlässigen Bewegungen, wie nach einem Nachmittagsschlafe.

Ja, Otto Gutlieb, das adlige Pli knöpfst du dir nicht an wie eine teuer erstandene Atlaskrawatte. Otto Gutlieb! Wie ihn der Name schon ärgert, ihm aufgebrannt wie dem Sträfling der Stempel, so ein Witz des witzigen Herrn Papa. Muß eine gute Liebe gewesen sein, die Satan eingesegnet hat. Nun ja, gesorgt hat der Baron für ihn, im hübschen kurischen Flecken Talsen und auf den Gütern da herum. Er hat mit Gustav Linden und Heinz Plettenberg die Schule besucht, ist mit Anna Nettelhorst zusammen konfirmiert worden. Aber immer auf einige Schritt Distanz. Zum Deiwel, warum pfeift er nicht auf diese ganze hochmütige Bande? Warum stößt er sich als Kellner in diesem klassischen Café umher, statt sich mit seinen Ellbogen Bahn zu brechen? Nun, weil er eben adlig fühlt, trotz allem. Diesen leisen Veilchenduft der Salons, das Havannaarom der Rauchkabinette — er kann sie nicht entbehren. Eine stumme Hochachtung vor diesem Stande, vor dem eignen, nobel verzichtenden Vater hat es ihm angetan. Was hat dieser Adel nicht alles erlebt und ist nicht unterzukriegen! 1905 die lettische Revolution, 1914 von den Russen angeschmutzt, nach Sibirien verschickt, 1915 von den Reichsdeutschen auch nicht gerade mit schwedischen Handschuhen angefaßt, 1919 von den Letten bestohlen und vertrieben. Und nun sind sie — zu fünfzigtausend flüchtig, über Deutschland verstreut, an Freitischen niedersitzend, Stellen suchend, für notleidende Landsleute sorgend, Rückkehr in die Heimat hoffend — noch immer größer als ihr Schicksal, ungebeugt.

Ja, war denn so etwas möglich? Da arbeitet die hochnasige Baronin Linden im Verein vom Baltischen Roten Kreuz, der alte Plettenberg im Baltischen Vertrauensrat. Graf Heinz will sich als Herrenreiter anstellen lassen. Papa Eberhard stellt ein adliges, künstlerisch gebildetes Trio zusammen. Pastor Nettelhorst, der sie alle in Steinsee konfirmiert hat, dessen Pastorat sechstausend Rubel jährlich trug, begnügt sich mit einer Hungerpfarre im Braunschweigischen. Sein Sohn Karl gibt Privatstunden, fünf Mark die Stunde! Oberförster Ulrich Nettelhorst, des Pastors Bruder, das alte Rauhbein, der mit seiner Stentorstimme den kurischen Wald vollgeschrieen und den Herrgott einen lieben Mann hat sein lassen, ist jetzt als Hegemeister eines schlesischen Forstreviers zufrieden, wenn er einmal in der Woche sein Stück Fleisch auf dem Teller hat. Seine Anna, die verwöhnte Lorelei, der alle Junker um Talsen herum die Kur schnitten, soll nächstens in einer Irrenanstalt oder einem Krankenheim ihr Brot finden. Gretchen, ihr langbezopftes Schwesterlein, ist in einem westpreußischen Pastorat untergekrochen, ist Dienstmädchen, Gärtnerin, Wäscherin, Stütze und Bonne zugleich und bekommt dafür ganze fünfundzwanzig Mark monatlich, womit sie nicht einmal die Sohlen bezahlen kann, die sie für Pfarrer und Pfarrin sich ablaufen muß.

Und trotzdem sind die Kurländer, adlige und bürgerliche, fidel, kreuzfidel, wenn es sein kann und der Herrgott einen Feiertag schickt. Sie klimpern auf dem Pianoforte, singen, tanzen sogar. Nicht die modernen Schiebetänze, nur Walzer, sittigen Walzer.

Otto Gutlieb ist mehr fürs Schieben, er hat ein Herz für Schieber, die des Weltkriegs trübe Flut an das Ufer spülte. Er hat so etwas vom Typus des englischen Geschäftsmannes, dem alles Weltergehen höchst schnuppe ist, wenn er nur sein Geschäft macht. Er hat in der größten aller Menschenschlächtereien sich das Eiserne Kreuz zweiter Klasse geholt und dafür seinen Fuß bei St. Quentin gelassen. Jetzt aber will er in der Loge sitzen und das Leben vorbeiziehen sehen. Nur die Anna Nettelhorst möchte er sich herausfischen.

Er glaubt nicht an Kurland, nicht an Deutschland, an Rußland erst recht nicht. Ein Genie muß international eingestellt sein, kühl wie die erstbeste Hundeschnauze, unternehmend wie ein fellmütziger Bolschewist oder ein sächsischer Spartakus. Von beiden hat er etwas. Aber vom kurischen Adel kommt er nicht los.

Als Freund hat er sich einen schwarzen Pudel angelegt, seinen närrischen Briand, den er nach dem tollen französischen Vetter getauft hat. Ihm vertraut er seine innersten Gedanken. Den bei Fuß, die Anna im Arm und eine Fahrkarte erster Kajüte via Neuyork in der Reisetasche — und er spuckt auf ganz Europa. So weit hat ihn das Leben in diesem verpöbelten Berlin schon

gebracht. Diese Kurländer sind ihm zu gesinnungstüchtig, er möchte sie gern bei einer kleinen Schwäche erwischen.

Wer zum Beispiel wüßte, was es zwischen Gustav Linden und Anna Nettelhorst gegeben hat, wie weit sie miteinander gekommen sind. Verlobt waren sie bestimmt. Er hat sie hinter der Goldregenhecke im Hagenschen Park belauscht. Als der Baron in Bonn Student war, hat er sie auf einer Rheinfahrt als Gesellschafterin der Mama Baronin wiedergesehen. Auf der Kommandobrücke des Dampfschiffes, von der Schiffskapelle begleitet, hat sie bei St. Goar mit ihrem kräftigen Sopran die Lorelei gesungen. Seitdem heißt sie die kurische Lorelei und Baron Gustav hat erst recht Feuer gefangen. In Steinsee ist er mit ihr spazieren geritten, hat sie zur Entenjagd ins Boot genommen, auf dem Hagenschen See mit den weißen und gelben Rosen. Doch Baronin Mutter muß abgewinkt haben. Und Vater Nettelhorst hat gewettert, eine Nettelhorst brauchte keine Mißheirat einzugehen. Also wirtschaftete der junge Gustav in Bonn darauf los, um sich zu betäuben, und machte Dummheiten, die sogar Kaiser Wilhelm II., sein Korpsbruder, erfuhr. Mit schlichtem Abschied war er nach Hause gereist und hatte bei der Mama als Waldbruder gelebt. Die war an ihrem Muttersöhnchen irre geworden, nicht aber Anna Nettelhorst, die treu zu ihm gehalten, bis er selbst ihr das goldne Ringlein zurückgestellt haben soll. Da war es aus mit der Liebe gewesen. Wie weit aber hatten sie sich miteinander eingelassen? Das interessierte Otto Gutlieb am meisten. Ein dezentes Klopfen trieb ihn aus dem Bette. Nach einer Nummer des Lokalanzeigers griff er, als wäre er bei der Lektüre angetroffen. Das machte sich ganz gut. Der Zahlkellner Georg war es, sein Stubennachbar, der ihm aus der vornehmen Flurhalle, um vier Treppen tiefer, so dies und das brühwarm berichtete und ihn „Herr" Otto nannte.

Auch heute hatte er Neuigkeiten, baltische Neuigkeiten auszutragen. Rechts und links warf er die Frackschöße, ließ sich in einen Klubsessel fallen und strich wichtig über sein geöltes Haar. Nur auf eine Zigarettenlänge wäre er gekommen. Also Graf Udo huste arg, könne märkisches Klima nicht vertragen, und deshalb ziehe der alte Graf nach Harzburg. Ob Herr Otto wisse, wo Harzburg liegt. Natürlich, natürlich. Also weiter! So ein großer, blonder Schlagetot soll aus Königsberg mit Sachen kommen. Ohne ihn wolle Graf Udo nicht reisen.

Otto Gottlieb hieb verächtlich mit der Hand durch die Luft: „Kenn' ich, kenn' ich. Lette, halb Diener, halb Erzieher. Läßt sich für den Jungen unzenweise frikassieren. Der Alte hat ihn studieren lassen, kam aber nicht viel heraus. Dann wurde er Forstgehilfe beim saugroben Nettelhorst in Steinsee. Zweites Mehl, nichts für herrschaftlichen Tisch. Aber — Harzburg sagten Sie. Warum denn Harzburg?"

Georg kratzte sich den Kopf: „Ja, da werde einer aus diesen Herrschaften klug! Soll nämlich bei Harzburg ein herzogliches Gestüt sein, das verstaatlicht ist. Und für die Übergangszeit — so viel verstand ich, da die Herren frühstückten — ist Graf Heinrich bei den Pferden angestellt und soll in einem alten Schloß mit Efeu wohnen."

„Hm, hm, so," machte Gutlieb bedeutend wie vor einer Haupt- und Staatsaktion. Dann schlug er klatschend an seine niedrige Stirn: „Schau, schau, wie sich das fügt! Harzburg, ganz recht. Nach Harzburg soll ja auch der bärbeißige Oberförster, der es auf der Brust oder im Magen hat. Legen dort wohl eine kleine Baltenkolonie an."

Ja, und dann wären wieder Balten angekommen, diesmal aus Swinemünde, wo die Sozi sie nicht mehr füttern wollen. Sie trieben die Preise in die Höhe und nähmen die Wohnungen fort. Mit Mühe hätte der ‚Coburger Hof' sie noch untergebracht, diesmal einen Baron Dreilöwen mit Frau und sechs Söhnen und einige Töchter dazu. — „Sechs! Ich bitt' Sie, Herr Otto, wie unmodern! Über zwei hinaus geht man doch nicht, wo das Kaffeebrötchen sechzig Pfennige und ein Ei dazu zwei Mark kostet. Aber fein ist dieser Baron, sag' ich Ihnen, tipptopp! Und die Baronin noch tipp-topper. Er zum Gehrock den schwarzen Plastron und solide Straßenhalbschuhe, sie in violettem Promenadenkostüm."

„Kurländer? Hm, erinnere mich nicht."

„Nein, nein. Livländer oder aus Estland. Ich kenne mich in diesen Ländchen noch nicht aus. Er mit rotem Vollbart, sie entzückende Brünette. Ich hörte den jungen Grafen Plettenberg sagen, sie als geborene Wienerin sei 1914 von den Russen interniert gewesen, er auf einem Gefangenentransport in Sibirien aus dem fahrenden Zug in den russischen Winter hineingesprungen. Interessant, was? Man kommt aus dem Staunen nicht mehr heraus. Heute abend sind sie im Baltischen Café."

„Also werde ich sie kennen lernen," sagte Otto nachlässig und bürstete vor dem Spiegel seine Haare ebenso, wie er es beim Vater gesehen. „Sonst nichts weiter passiert?"

„So gut wie nichts. Oder doch, jawohl."

Er warf die ausgebrannte Zigarette in den Kamin und setzte eine schlaue Miene auf. „Bei unserm dicken Portier hat eine Dame erst nach dem Herrn Baron, dann nach Ihnen gefragt. Das heißt, eine Dame soll es eigentlich nicht gewesen sein."

„Und das höre ich erst jetzt?"

„Du lieber Gott, solche Damen ... Übrigens hat sie wiederkommen wollen und sich die Zimmernummer nennen lassen. Etwas intim, das muß ich sagen."

Bald aber sagte er gar nichts mehr. Denn ohne anzuklopfen hatte eine Fremde die Tür aufgestoßen und musterte erstaunt die schäbige Eleganz des vierten Stockwerks.

„Hier?" fragte sie halblaut.

Nach erstem Stockwerk sah sie gerade auch nicht aus. Klein und zierlich von Gestalt, bewegte sie den Kopf spielerisch zwischen ihren Schultern und die Augen dazu, die zwei bis drei Menschen zugleich beobachten konnten. Ihre Toilette mochte einst schick gewesen sein, jetzt erinnerte sie an Bühnengarderobe. Herr Otto bemerkte eine geplatzte Naht an ihrer rechten Schulter, Herr Georg im linken Strumpf ein ganz kleines Loch. Zwei losbändige Haarsträhnen hingen über die niedrige Stirn. Einen zerknitterten Hut hielt sie schon in der Hand.

Ein nicht mißzuverstehender Blick verabschiedete den Kellner, der sich zeremoniell gegen Herrn Otto verbeugte: „Und sonst haben der Herr mir nichts mehr aufzutragen?"

Gönnerhaft winkte der „Herr" ab: „Nichts, ich danke. Nach dem Konzert zwei Gedecke wie gewöhnlich in der halbdunkeln Ecke des Salons. Für den Herrn Baron die Tageszeitung, und daß der Margot gut temperiert ist. Adieu."

Die Dame sah dem Kellner nach, sah den Otto Gutlieb an und warf sich und ihren Hut lachend in die Sofaecke: „Sagen Sie, Otto, spielen Sie hier Theater oder sind Sie von einer Filmgesellschaft engagiert?"

Beim Klang dieser Stimme mit gereizt nervösem Unterton horchte der schlaue Halbbaron auf. Wie hatte er nur zweifeln können! „Baronin Berg? Wahr und wahrhaftig! Wanda von Berg! Nein, diese Überraschung! Was wird mein — was wird Baron Monheim dazu sagen! Aber gnädige Frau sehen enerviert aus. Gnädige Frau sind doch nicht leidend?"

Er wollte ihre Hand küssen, die sie aber sehr energisch hob: „Na, na, nur nicht gleich zu intim! Sagen Sie mal, und hier wohnt mein alter Vetter, in diesem Loch, das nach zweideutiger chambre garnie duftet? Sind wir nicht etwas auf den Hund gekommen, Ottochen?"

„O Frau Baronin belieben zu scherzen. Arme Flüchtlingsquartiere pflegen keine Perserteppiche aufzuweisen. Aber Sie kennen doch Ihres Vetters Bedürfnislosigkeit, der auch ich mich füge. Denn sein Los ist meins."

Sie lachte mokant. „O das ist ja sehr nett von Ihnen. Ob aber Ihr Baronchen nicht billiger abkäme, wenn er Sie dazwischen andern Wohltätern der Menschheit auspumpte? Ja, was starren Sie mich denn an? Habt ihr meine Karte aus dem Königsberger Krankenhause nicht bekommen? Mußte mich zusammennähen lassen, war verwundet, nach dem Weltkriege, als ich mein Maschinengewehr gegen die Litauer bediente. Und habe nicht einmal das E. K. 2. Schändlich, nicht? Aber jetzt schaffen Sie mal Ihr Schafsgesicht ab, Teuerster, und seien Sie so galant, den Vetter heraufzulotsen. Er soll unten in der Halle sein. Aber Sie begreifen, daß ich ihm dort nicht an den Hals fliegen kann. Und ich habe solange keinen Mann geküßt. Aber nicht meinen Namen nennen, hören Sie? Eine Dame erwarte ihn, verschleiert, mit einem Stich ins Operettenhafte. Renaissance, Sie verstehen. Flunkern können Sie doch noch aus dem Ff? Fix, fix, nur keine Müdigkeit vorschützen! Ich mache unterdes Toilette. Kamm und Bürste finde ich schon."

Allein gelassen, irrte sie summend wie eine Hummel durch die Stube und putzte sich zum Empfang. Sogar des Vetters Nagelbürste stöberte sie auf. Als ihr Haar sich nicht fangen ließ, warf sie es mit einem ungeduldigen Seufzer über die Schulter und den Schleier ihres Hutrandes darüber. Nun noch zwei elektrische Flammen ausgeschaltet, die Füßchen hinaufgezogen, das biegsame Körperchen in die zerfaserten Polster geschmiegt, so. Ein Fenster mag offen bleiben, es riecht hier nach Kellnerodör. Nun, Ebbo, kannst du kommen.

Gott, was hat sie nicht alles zu erzählen! Wohin hat der Weltkrieg sie mit ihrem Manne geführt! Der war zuerst in der russischen Armee, dann in der baltischen Landeswehr. In Odessa sind sie knapp den Bolschewisten entkommen. In Bulgarien hat sie mit Anarchisten verkehrt. Sehr interessant, aber doch etwas schlafraubend. Daher die große Sulphonalrechnung in der Hofapotheke von Sofia. In Rumänien ist sie der schönen Königin vorgestellt worden. Schön, nun ja. Aber sonst — nee, nee, nicht hinsehen! Diese rumänischen Damen mit ihren Kavalieren, die auch ihr angeboten wurden — nee, nee. In Talsen ging es anständiger her als in Bukarest. Und dann,

als sie von ihrem Manne abgeschnitten war, die heroische Flucht aus Mitau! Die Stadt ein Feuermeer, alle öffentlichen Gebäude von den abziehenden Feldgrauen angesteckt, aus Wut, weil die Letten ihr Wort gebrochen und sie aus dem Lande gedrängt hatten. Der Januarschnee rosa gefärbt, die Mondsichel am Himmel, Kanonenlärm von Riga herüber. Sie mit russischen und deutschen Soldaten in einem Viehwaggon zusammengepfercht, auf einer Holzkiste schlafend. Einen gutmütigen Feldgrauen bittet sie, ob sie sich an seinen breiten Rücken lehnen dürfte. „Jawohl, Herzchen," antwortet er. „Meine Frau macht es ebenso." Und sie hat herrlich geschlafen. Dann aber die Fahrt durch Litauen! Schienen aufgerissen, Schleichpatrouillen im Busch, aus einem Dorfe werden sie beschossen. Hinaus in den Schneegraben, wo sie fünf Stunden liegen müssen. Sie bedient ein Maschinengewehr, wird am Arm verwundet. Zwei Soldaten werden neben ihr erschossen. Das Dorf wird erstürmt. Weiter in litauische Einöde hinein, worüber kalter Steppenwind klagend streicht. All die Ihren, ihr Gepäck hat sie im Gedränge verloren. Mutterseelenallein kommt sie in Tilsit an, läßt sich in Königsberg gesund flicken und ist nun in Berlin, in dem nervenreizenden, prickelnden Berlin. Wie herrlich die Autos von der Straße rufen, wie laut die Elektrische läutet! Im Hotel ein Klingeln und Laufen treppauf, treppab. Ach, nur wieder etwas erleben nach kurischem Stilleben mit all seinen legalen Verlobungen! Im Weltkriege kamen allerdings auch Entlobungen vor, wenn Feldgraue sich in der Finanzierung der einzig Geliebten versehen hatten.

Das alles erzählt sie dem Vetter in sprühender Hast, nachdem sie ihm an den Hals geflogen ist. Auch an ihre Küsse hat er glauben müssen. Die Frisur hat sie ihm verwischt, und sein Konzert wartet. Aber sie erzählt fort.

„Du, und in die Berliner Nachtlokale führst du mich auch, die muß ich sehen. Man will doch wissen, worin man sich von der Mondaine unterscheidet."

Er schnappt nach Luft: „Erbarm' dich, Wanda ... So denk doch an deinen Mann. Was wird der dazu sagen?"

„Ach was!" Sie schüttelt sich das Haar zigeunerhaft um die blassen Schläfen. „Er muß eben warten. Seinen Mann nimmt man doch wie eine Medizin. Dann stellt man ihn mit der Etikette: Vorsicht! in das Apothekerschränkchen zurück. Berlin ohne Mann ist besser. Ich werde ja wieder Sehnsucht nach ihm bekommen, aber fürs erste erhole ich mich von ihm."

„Ja, wo hast du denn zuletzt gesteckt? Warum kamst du nicht gleich hierher?"

Sie lehnte sich wichtig mit gekreuzten Armen zurück: „Gearbeitet hab' ich."

„Du und Arbeit?"

„Mhm, reiß nur die Augen auf. Mein Mann hat mir ein Sprüchlein in Grün und Silber über mein Bett gehängt: Arbeiten und nicht verzweifeln! Nun arbeite ich und er verzweifelt. Also hör'. Kaum geheilt, versuchte ich es zuerst mit einer Frau Geheimrat, der ich Wilhelm Raabe vorlesen und Stock und Brille bewachen sollte. Natürlich gähnte ich bei jeder Seite zweimal, benutzte den Stock als Ofeneisen und ließ die Brille aufs Parkett fallen, allwo sie platzte. Also wurde ich entlassen und schenkte mein Gehalt einem armen Balten aus der Landeswehr. Dann mußte ich bei einer geizigen Generalstochter Wäsche auswringen und Kohlen schippen, hatte aber keine blasse Ahnung, wie man wringt und schippt. Also wieder nichts! Diesmal verlor ich meine zweihundert Mark in einem roten Beutelchen auf der Straße. Dann versuchte ich es in einer Thüringer Pension als Stütze, sang nach dem Abendessen russische Liedchen, schenkte den Kindern Schneeglöckchen und Veilchensträußchen und ließ mich von jungen Herren andichten. Die alten Damen aber nannten mich die unmögliche Baronin, so ging ich wieder und — da bin ich. Du stellst mich in deinem Café an, nicht?"

Baron Eberhard saß wie auf einem Bratrost. Sein Konzert rief. Also sollte sie sich erst das Lokal ansehen. Unterwegs plauderte sie an seinem Arm unter dem Regenschirm weiter. Den fraglichen Otto hätte er in Kurland lassen sollen. Man reise nicht mit Berloquen aus der Jugendzeit. Dann mußte er von ihrer neuesten Bekanntschaft hören. Der Zahlkellner Georg hatte recht gehört. Aus Swinemünde waren Astaf von Dreilöwen und seine Familie angekommen, einer der reichsten livländischen Großgrundbesitzer. Das Schloß hatten sie ihm geplündert, sein Gut aufgeteilt, ihn selbst nach Sibirien geschickt. Von seinem rohen Wärter insultiert, hatte er ohne Pelz den Sprung aus dem Waggon gewagt. Schüsse hatten sie ihm nachgesandt, das Telephon spielen lassen — umsonst. Durch weichen Schnee, halb erstarrt, war er in ein verschneites Dorf gekommen, dessen mitleidige Bauern ihn in einem alten Soldatenmantel entkommen ließen. In drei Monaten hatte er sich zur Heimat durchgebettelt. Großartig, was? Und dabei hält er sich stramm und hat einen prächtigen, langen Bart, als ob er in Feuer stände. Seine zwei Söhne erster Ehe hatten

bei der Marine gedient, waren aber im Hafen von Odessa von den Roten ertränkt. Nun hatte ihm die zweite Frau schon wieder einige Töchter und sechs Söhne geschenkt.

„Denk, Ebbo, der reist mit seinen Kindern wie Hagenbeck mit seinen Löwen, um sich sehen zu lassen. Eine Mischehe, denk', adlig-bürgerlich, ich schwärme für Mischehen. Und die zweite Mama, Baronin Irmgard — entzückend, sag' ich dir! Klassisches Profil, tief dunkel, gefeierte Wiener Diva, die bei einem Rigaer Gastspiel es vorgezogen, als Baronin lieber gleich in Livland zu bleiben. Ich begehe noch die Torheit und trage mich als Gouvernante ihrer Kinder an."

„Aber, liebste Wanda, du verwechselst ja die Erdteile und läßt den Stern von Bethlehem über Bileams Esel aufgehen."

Sie hielt ihm den großen Mund mit ihrer kleinen Hand zu: „Kusch, mach' mich nicht schlechter, als ich bin. Neugierig bin ich nur aus Christenliebe, und diese Frau interessiert mich. Sobald du sie siehst, wirst du über die Ohren in sie verschossen sein, falls nicht deine blasse Maria ältere Rechte haben sollte."

Er bat sie, keinen Unsinn zu sprechen. Gott sei Dank, schon leuchteten die elektrisch auftauchenden und wieder verschwindenden Buchstaben des Baltischen Cafés auf. Nun ging seine Arbeit an. Er lächelte bitter.

Wanda von Berg, die mit ihm auf dem Flügel in Steinsee nur so geklimpert hatte, sollte ihn heute ernst nehmen. Wanda von Berg soll klatschen, wenn er sich von seinem Klaviersessel erhebt? Wunderlicher Lauf der Welt!

Doch Wanda von Berg schien eine andere zu werden, sobald sie den strahlenden Saal betrat. Alle Tische waren voll. Es schmeichelte den verwöhnten Berlinern, sich von Baronen vorspielen zu lassen, von Baronessen bedient zu werden und dazu echt kurische Kümmelkuchen zu essen. Immer größer wurden Wandas Augen. Das war ja Maria von Lintfels mit dem heimwehkranken Gesichtchen, die dort am Zahltisch saß. Da waren Wandas flotte Tänzer, die auf dem Podium Geige und Cello stimmten. Und dort in der Baltenecke so manches bekannte Gesicht, so manches von Arbeit und Sorge gealtert. Auch nicht ein befreiendes, leichtsinniges Lachen mehr? Wanda drückte sich in ihre Ecke und rührte langsam ihren Kaffee um. Beethoven war ihr zu schwer. Sie war nicht mehr in Berlin. Über den Tennisplatz von Hagen schritt sie, trat in den Marstall von Steinsee, mit den eichengetäfelten Wänden und steinernen Krippen. Sie stieg die vierzig Stufen zum Talsener Kirchlein hinauf, hörte den Anton Nettelhorst predigen und am Waldrand den Ulrich Nettelhorst über Wilddieberei fluchen. Und dort oben in der Heuscheune des Pastorats das halbdunkle Nestchen, in dem der Racker Gustav ihnen das Küssen anzeigen wollte. Die Antje aus der Forstei war fast eifersüchtig geworden. O Jugendzeit!

Und nun hört das Cello zu brummen auf, die Geige singt nicht mehr. Vetter Ebbo am Klavier allein, als wollte er ihr etwas zuliebe tun, ein süßes, wehmütiges Klagen, eine Variation des altbekannten Liedes:

„Sag' mir das Wort, dem so oft ich hab' gelauscht —
lang, lang ist's her.
Sing mir das Lied, das mit Wonne mich berauscht —
lang, lang ist's her . . ."

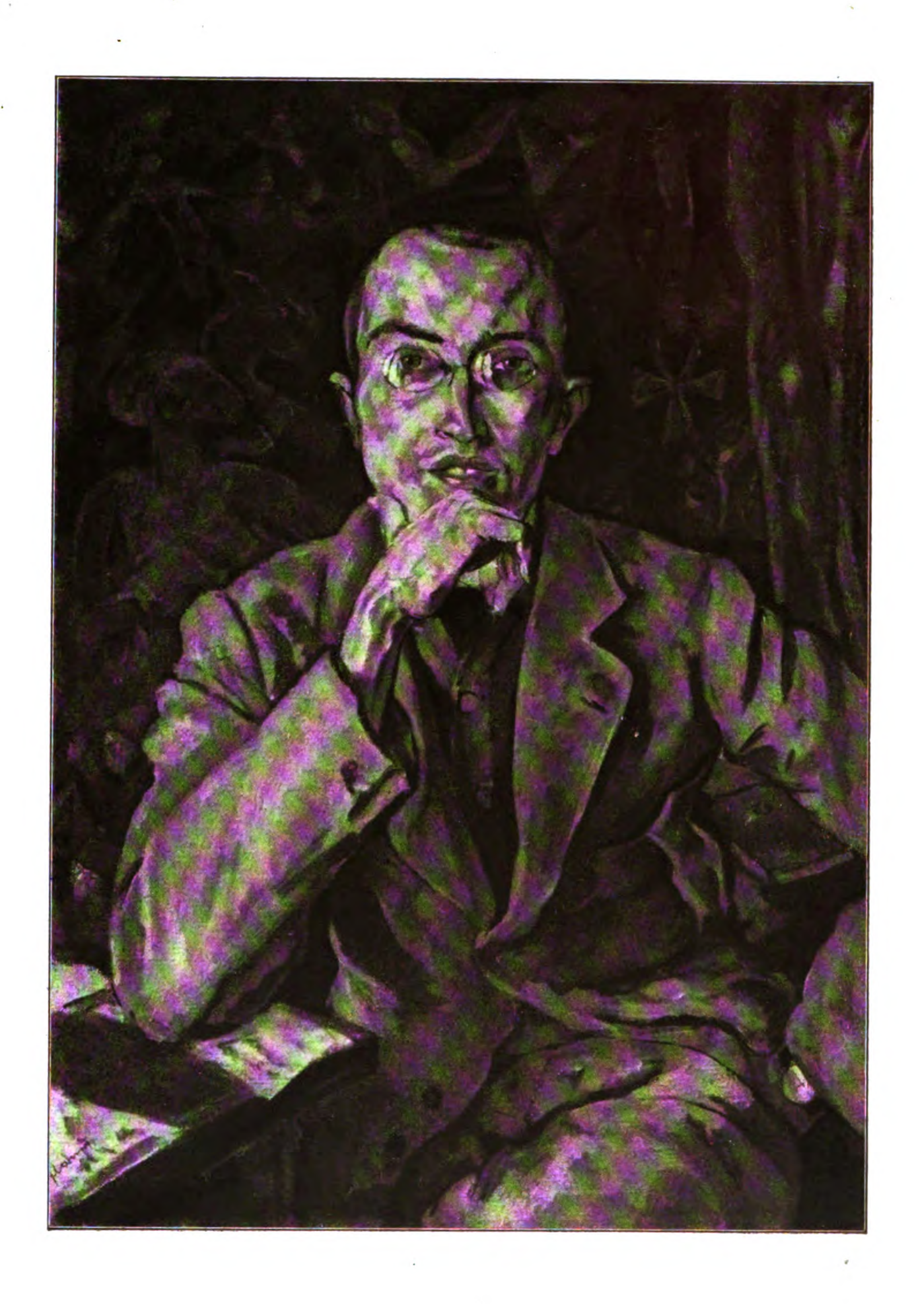
Heiliger Strohsack, was geht denn vor? Ist es noch dieselbe Wanda von Berg, die sonst mit Frauen wie mit zahmen Tauben spielt und die Männer wie wilde Kaninchen zu nehmen pflegt? Da sitzen sie ja alle, sie sieht gut bekannte baltische Gesichter, auch die schöne Irmgard mit ihrem rotbärtigen Astaf. Und dort der flotte Gustav. Doch heute ist auch er zahm und starrt wie entrückt nach dem äußersten Marmortischchen am Fenster. Richtig, da sitzt die Antje zwischen den Plettenbergschen Jungen, scheint aber auch weit weg zu sein. Denn die großen, schönen Augen suchen den Deckenfries ab, leise vibrieren ihre Nasenflügel. Nein, zu der wagt sich die ausgelassene Wanda heute nicht. Als ob sie einen Gottesdienst nicht stören wollte. Ihr selbst wird andächtig zumut, tiefer drückt sie sich in ihre Ecke. Sanft verklingt das Tonstück.

Lang, lang ist's her . . .

✠ ✠ ✠

Und so war es geschehen wider besseres Vermuten und Planen. Da half kein Murren, kein Beten mehr. Russisch waren die Baltenlande gewesen, deutsch hatten sie werden wollen, lettisch waren sie geworden. Von russischen Henkern gequält, von bolschewistischen Mördern gezehntet, von lettischen Dieben bestohlen, wanderten Tausende in der Fremde umher. Noch war kein Balte in Deutschland verhungert. Seine Geistlichen predigten auf schlesischen und Mecklenburger Kanzeln, seine Lehrer zogen auf Vortragsreisen umher, Juristen ließen sich in vorgerückten Jahren immatrikulieren und gingen aufs Staatsexamen los. Landeswehrleute, Studenten, Handwerker, Förster, Inspektoren arbeiteten in schönster Eintracht mit Schaufel und Spaten im hannöverschen Torfmoor, in der Lüneburger Heide.

Der Adel mußte umlernen, wie das deutsche Militär. Halbvergessene Talente holten



Der Dichter Klabund ◌

Gemälde von Erich Büttner

sie hervor und setzten sie in Geld um. Aber schwer war es, geduldig arm zu werden.

Und wo war denn ihr Reichtum geblieben? Nun, sechseinhalb Millionen Gutsland sollten durch einen Beschluß der lettischen Konstituante nationalisiert, das heißt gestohlen werden. Drohend hing dieser Antrag über der alteingesessenen Sippe wie eine Hagelwolke über vollen Weizenähren. Und nun sollten in diesem von England konstruierten Lettland, wo schon englische Agenten Häuser, Fabriken, Waldparzellen kauften, die Deutschen erdrosselt werden? Hatten sie denn keinen Teil an diesem Boden, den Vaterblut gedüngt, den deutsche Jugend in der Landeswehr noch jüngst von feindlichem Einfall befreit hatte? All die schönen Landhäuser und Schlösser in vornehm schweigenden Parkanlagen sollten leer stehen, die tiefgrünen Waldwege unbetreten bleiben, all die Kornweiten und Wiesenflächen nicht mehr deutsche Augen erfreuen? Diese Blumenrabatten und Rosenhecken, diese Schneisen und Waldschläge, Rieselungen und Saatteiche — wer hatte sie angelegt, für wen? Sollte baltisches Heimweh erst erfahren, wie lieb die Geburtsstätte, das ererbte Eigentum werden konnte?

Stöhnend warf sich Gustav von Linden in seinem Hotelbette hin und her. Die elektrischen Glocken im ‚Coburger Hof' und auf den Straßen hatten ihn längst geweckt. Nun kamen noch all diese grauen Fragen dazu. Er fühlte sich wieder als Sekundaner vor der großen Repetition, wenn die pragmatischen Geschichtsfragen ihn verwirrten und sein dicker Geschichtslehrer gleichmütig gesagt hatte: „Linden, setzen Sie sich." Heute war niemand da, der ihn korrigieren konnte, heute mußte er allein damit fertig werden. Ach, wieviel Jahre hatte er vertrödelt durch dies verdammte kurische Leben und Lebenlassen! Ein Frieren ging an seiner Seele vorbei, wenn er an all die verplemperten Knabeneseleien und Jugendtorheiten dachte. Tiefer bohrte er den hübschen Kopf mit den braunen Locken, dem krausen Stutzbart in die Kissen hinein. Die Decke über den Schädel gezogen und nicht mehr gedacht an die tollen Ritte, Dauermärsche, Salto-mortales des Gymnasiasten, an erste Liebesspiele und heimliche Bankette, von denen Mutter nichts wissen durfte. — Mutter — ja, Mutter, die mit harter Hand und überwallendem Mutterstolz ihm den früh verstorbenen Vater ersetzen wollte. War sie nicht die Seligkeit und das Elend seines Lebens zugleich? Hatte er sich nicht an der stolzen, echt aristokratischen Art ihrer Herrennatur erzogen und doch seinen unbändigen Sinn nicht von einer Frauenhand meistern lassen wollen?

Dann war der Krieg gekommen. Gott sei Dank! Aus war es gewesen mit dem elenden Hindämmern in verlogener Schloßfreiheit. Im Blut der Schlachten wollte er sich reinwaschen, los von Mutters Schürzenband. Unter Hindenburg war er verwundet worden, im Heer des Kronprinzen hatte er gefochten, zuletzt in der Landeswehr gegen die Bolschewisten. Aber der Tod hatte ihn leben lassen. Und nun jauchzte er in das Elend der Verbannung hinein. Ein Mann wollte er werden.

Mit beiden Füßen sprang er aus dem Bette. Mit dem ganzen warmen Kopf in die Waschschüssel hinein! Hei, da war ja die Sonne wieder, die er wochenlang nicht gesehen hatte. Aus Osten kam sie, ihm war sie wie Heimatgruß. Als er damals dem Todkranken die Hand geküßt, als gleich darauf die verlassene Geliebte ihn hatte abblitzen lassen, da hatte er sich's in aufsteigendem Zorn gelobt, beide wieder zu erobern, die verwaiste Heimat und das fortgeworfene Liebesglück. Kraft genug hat er. Er fühlt sie, wie er die nackten, schwellenden Arme aufwirft, die leicht behaarte Brust mit kaltem Wasser überschüttet, wie er Vetter Heinz Plettenberg die Hand drückt, der unangemeldet hereinstürmt. Alle sind sie so vorwärts drängend, die bisher gehalten waren, als hätte gemeinsame Not sie aufgefrischt. Wer Todesnähe kennen gelernt hat, der hat das Leben schätzen gelernt. Und todgeweiht sind sie alle gewesen, an Leichen vorüber ging ihr Weg, vorbei an lieben Leichen, denen man die Augen nicht hatte zudrücken dürfen. Denn sie hatten in Schützengräben oder Gefängnishöfen gelegen. Bisweilen auch waren keine Augen mehr dagewesen.

Graf Heinz kam sich allerdings neben dem eleganten Vetter wie der Kärrner neben dem Könige vor. Er gab auf Äußeres nicht viel. Er war wie eine Volksausgabe desselben Werkes neben dem Prachtbande mit Goldschnitt. Aber seine treuherzigen, tiefblauen Augen überstrahlten die kurzen, rötlichen Haare, die Sommersprossen, die verunglückte Nase, diese ganze gedrungene Gestalt. Dazwischen kaute er sogar an seinen Nägeln oder kraute sich am Kopf oder anderswo. Das Wort saß ihm lose hinter dem kräftigen Gebiß, und sein Herz war voll Gutmütigkeit und Lebensfreude. Immer behauptete er „Sau" im Leben zu haben. So auch heute.

Er hatte die Anstellung am Bündheimer Gestüt, freie Schloßwohnung dazu. Als weibliche Garnitur wollte er sich Kusine Maria Lintfels und ihre Freundin Wanda

von Berg mitnehmen. So mit Pferden allein, ohne Weiber ginge es doch im Leben nicht. Die Maria müßte wieder rote Backen kriegen, und mit Wanda ulkte es sich famos, besonders zu Pferde.

„Na, du," lachte Gustav, „die verulkt dir noch die ganze Wirtschaft und dein gutes Herz dazu."

„Ach wo! Nobel muß die Welt zugrunde gehen. Und nun tu mir den Gefallen und bearbeite die Tante, sie erwartet dich unten in der Halle. Ihr müßt nach Harzburg, wenigstens für den Sommer, zur großen Rennwoche. Papa bringt Udo hin, in Sole und Fichtennadeln hinein. Wird das feudal werden! Weißt du, da hat ein Graf aus Estland, Traubenberg oder Traubenstein oder so was, eine Baltenpension aufgetan, hochfein, mit Turm, auf einem Felsenvorsprung. Dahin müßt auch ihr. Kleinbaltenland sag ich dir. Die Dreilöwens kommen auch. Ach, Guste, etwas aufatmen, unter sich sein und dann hinein in die große Kränke! — Übrigens ist Karl Nettelhorst heute von der Grenze eingetroffen. Er soll Nachrichten von Hause mitbringen und hat nach dir gefragt."

Mit beiden Armen zugleich fuhr Baron Gustav in seinen Rock: „Nettelhorst, endlich! Hat er dir keine Briefe mitgegeben?"

„Ich hab' ihm nur die Hand drücken können. Drüben wird er wohl kaum gewesen sein, seine Zeitungsartikel haben die Herren Letten böse gemacht. Aber mündlich erzählt er uns um so mehr. Um zwölf Uhr sollen wir bei der Löwengruppe im Tiergarten sein. Ganz der alte Nettelhorst, mit etwas Vergoldung an den Sohlen. Ein vernünftiger Mensch verabredet sich, bei Kempinski oder im Zoo sich zu treffen. Nein, er bei den Löwen, um im Maiengrün sich echt römisch zu verschwören — du Brutus, er Cassius und der plumpe Casca ich. — Brutus, du schläfst!" schrie er lustig und wurstelte in den Locken des Vetters herum, der nachdenklich vor dem Spiegel sitzen geblieben war, die Kopfbürste in der Hand.

Gustav seufzte und schüttelte sich zwischen den breiten Schulterblättern zurecht: „Nimm's mir nicht übel, aber mitunter überkommt es mich so, daß ich gern wieder in Kurland wäre. Was geht da jetzt vor? Unsre ganze Zukunft steht auf dem Spiel. Werden sie uns das Land nehmen oder nicht?"

„I was, sie wagen es nicht. Bluten werden wir schon müssen, aber mit Maß. Hätten uns schon früher darauf besinnen können. Werden von nun an etwas näher zusammenrücken. Warum auch nicht? Der Lette ist auch ein Mensch, sozusagen."

Gustav nickte zerstreut, ließ sich vom Zimmerkellner den Kaffee bringen und rauchte eine Zigarette nach der andern. Heinz sollte ihm mehr von Karl Nettelhorst erzählen. Als Vetter der schönen Antje hatte er einen Sommer lang mit ihm konkurriert, sich dann aber unbegreiflicherweise zurückgezogen. Ob er sich verändert, wollte er wissen.

„Nicht daß ich wüßte," bemerkte Heinz wie schläfrig im Sonnenschein. „Noch immer kurz, mehr schlank als dick, etwas hinkender Gang, schief Köpfchen nach links. Hände meist in den Hosentaschen, Hosen selbst am Knie ausgebuchtet, Hacken schief getreten. Ganz so wie auf der Schulbank zwischen uns in seines Alten Pastorat. In den tiefer liegenden Augen lauern noch immer einige unpraktische Ideale, die er sich in Deutschland wird abgewöhnen müssen. Übrigens soll er aus Gewissensbedenken sein theologisches Studium aufgegeben haben und nur noch von Lehrstunden, Zeitungsartikeln und Vorträgen leben wollen. Weißt du, er hatte immer das an sich, was wir bei Pferden das versteckte Lahmen nennen."

„Und doch sollten wir ihn beneiden. Er hat noch Ideale. Den Karl laß du mir zufrieden, sag' ich dir. Trieb er es in Dorpat auch ein wenig toll, ein honoriger Kerl bleibt er doch. Ist's ein Wunder, daß er sich jetzt wie die getroffene Ente im Schlingkraut verbeißt, wo die Bolschewisten ihm alle Geschwister abgeschossen haben? Gerächt hat er sich schon und hat als Rittmeister der Landeswehr mindestens ein Dutzend dieser Kerle stumm gemacht. Gehen wir, ich muß ihn sprechen, hab' geradezu eine heimliche Sehnsucht nach ihm, wie noch nie nach einem Mädchenzopf oder losem Schürzenbande."

„Aber, Guste, Mutter wartet unten, und noch haben wir Zeit."

Des Vetters Wangen liefen rot an. Er hatte noch immer so eine flaumige Knabenhaut: „Nein, Teuerster, warten können wir eben nicht. Wo Höheres auf dem Spiel steht, muß Mutter warten."

Er faßte nach Stock und Handschuhen und war schon auf der Treppe, ehe Heinz sich besann, daß hier einer im Begriff war, sich zu emanzipieren, wie er schon längst von seinem andersgearteten Alten. Die Zarenträume des Vaters, diese Ehrfurcht vor Hofluft, Titeljagd und slawischer Grandezza waren seinem ländlichen Verstande böhmische Dörfer. Wenn er nur ein Pferd zwischen den Schenkeln hatte, war er König und sich selbst genug. Kopfschüttelnd ging er hinterdrein.

Um zwölf Uhr begleitete die Sonne sie

durch die Siegesallee, an den stillen, weißen Herren vorüber, die jetzt nichts mehr zu sagen hatten und in diesem ungalanten Berliner Klima etwas stark nachgedunkelt waren. Sie schlenderten den Reitwegen entlang, Heinz sah sich die Pferde, Gustav die jungen Damen an. Von Kurland sprachen sie. Hier blühten im Tiergartenviertel schon die Magnolien, der Rasen war von weißen Sternblümchen und blauem Gundermann durchsetzt. Ob die Birken zu Hause schon ausschlugen? Die Birken! „Ach, weißt du noch, dieser Duft nach dem ersten Gewitter! Und wie wir uns unter die Dachtraufen stellten, um schneller zu wachsen. Du, und wie du beim Austreiben des Viehs die Mädchen in die Waden kniffst."

„Nein, das warst du."

„Nein, du."

So ging es fort. Sie wußten es wirklich nicht mehr genau. Aber zu kurischer Lenzeslust schien auch das zu gehören. Und dann der Schnepfenstrich, das Fiepen des ersten Rehs, der Reiher über dem Ellerbruch. Sie waren noch lange mit ihren Erinnerungen nicht fertig, als sie zu bestimmter Stunde, etwas erhitzt, das Löwendenkmal erreichten, wovor in Gedanken Karl Nettelhorst, der letzte Sohn des letzten Pastors zu Hagen und Steinsee stand. Heinz hatte nicht zu viel gesagt. Unscheinbar, sehr unscheinbar sah er aus, für den kurischen Wald vielleicht noch annehmbar, für das Tiergartenviertel einfach unmöglich. Nicht einmal die Krawatte saß an rechter Stelle. Daher wohl auch dies etwas versteckte Stelldichein, das dem jungen Theologen ganz natürlich vorkam. Dies Denkmal interessierte ihn augenblicklich mehr als ganz Berlin. Bewundernd sah er zum Schmerz des majestätischen Tieres neben dem sterbenden Gefährten auf. So lag die Heimat vor ihm und er als Heimatloser hätte ebenso aufbrüllen mögen, wenn die Berliner Polizei nicht gewesen wäre.

Treuherzig streckte er den Dorparter Kommilitonen die braune Hand hin. Jetzt erst sahen sie, wie verbrannt er war. Ja, er hatte sich umgetan. Beim Vater in Cremlingen war er gewesen, der übrigens mit seinen kirchenfremden Braunschweiger Bauern nicht sehr weit kam. Dann hatte er beim Ohm Ulrich in Stroppen schlesische Schnepfen geschossen und zuletzt im Finkenkruge einen baltischen Kommers mitgemacht, mit etwa dreihundert in Deutschland Studierenden und Philistern. „Warum wart ihr nicht gekommen? Famos, sag' ich euch. Wie sich das zusammensprach, — sang und — trank! Ordentlich kurische Begeisterung bekam man in die Knochen. Neue Verbände studierender Balten haben sich in Danzig und Göttingen gebildet. Sogar ein Jugendverband baltischer Schüler soll entstehen."

Dann saßen sie auf einer versteckten Bank zusammen und schmiedeten Pläne, zum ersten Male mit trockner Kehle, aber heißen Wangen. Gustav strömte sich aus wie ein übervoller Wetterbach. Jetzt seien die Baltenlande dazu berufen, die historisch-gesunde, wirtschaftliche Verbindung zwischen Deutschland und Rußland zu schaffen. Der Bismarckgedanke sollte wieder auferstehen. Die Balten fühlten deutsch und Rußland kannten sie. Ihre Landeswehr war von deutschem Militär ausgebildet, von deutschen Universitäten holten sich baltische Söhne die Wissenschaften. Also sollten auf baltischem Boden die alt-deutschen Ideale gehütet werden. Vor dem Bolschewismus Deutschland warnen, ein Beispiel für parteilose, einige Vaterlandsliebe geben und den Dank abtragen, der Deutschland gebührte — das sollte das Programm der Zukunft werden. Was die Balten über sieben Jahrhunderte durchgeführt, deutsch unter Fremden zu bleiben, sollte das in dem zerrissenen, erkrankten Deutschland unmöglich sein? Hatten die Patrioten in Schleswig, Westpreußen, Oberschlesien, Tirol nicht schon erhebende Beispiele gegeben? War nicht schon in deutschem Wort und deutscher Schrift zu hören und zu lesen, daß diese Balten deutscher als deutsch wären?

Die Linden über ihnen rauschten. Die Sonne guckte in die dichtesten Weißdornhecken, eine Amsel rief unermüdlich. Wie sollte da kurische Jugend sich ducken? Als ob die drei noch Schüler im Hagenschen Pastorat wären und einen Feldzugsplan entwürfen gegen Janze, den Pferdejungen, der Hasen in Schlingen fing und auf Lerchen schoß. Prügel war das mindeste, was er verdient hatte.

Ja, und nun sollte Karl erzählen, viel erzählen, was er von der Heimat gehört. Näher rückten sie zusammen. Also sogar bis Tilsit war er mit seinen baltischen Vorträgen gekommen. Dort hatte er zwei Bekannte getroffen. „Erinnert ihr euch noch des hübschen, olivenfarbenen Russen, mit dem wir bis zur Prima zusammengingen?"

„Feodor Kamarin?" rief Heinz lebhaft. „Nun wie denn nicht! Sohn des reichen Rigaschen Kaufmanns, schrieb von mir alle mathematischen Hausarbeiten ab."

„Und du die russischen von ihm," neckte Karl.

„Ja, ja, weiter! Was ist's mit ihm?" Gustav konnte nicht lange geduldig zuhören.

„In Moskau hat er studiert, das ganze Elend russischen Studentenlebens kennen ge-

lernt und ist unter die Bolschewisten geraten. Als ihr Agent wirkt er nominell in Deutschland. Sein Deutsch hat er stark verlernt, nicht aber seine baltische Erziehung. Also arbeitet er heimlich am Umsturz der russischen Verfassung und spielt ein gewagtes Spiel. Wir aber werden ihn brauchen können."

Gustav sprang auf. „Du, den muß ich sprechen. Wo finde ich ihn?"

„Er wird dich eher finden und fragte schon nach dir. Denkt euch, und dann sprach ich Ferland. Ferland Rudsit, wißt ihr noch?"

„So halb und halb. Sein Vater war bei uns in Steinsee Hofesschmied, und er hat mich einmal verdroschen, weil ich ihn lettischen Lausbuben schimpfte. Fäuste hatte er wie Eisen. Mein Alter hat ihn für Udo engagiert, der ohne diese seine erste Liebe nicht nach Harzburg reisen will."

„Ja, was soll der uns?"

„Sag' du nicht, Gustav. Mit den Letten werden wir uns auseinandersetzen müssen, wenn wir nach Kurland zurück wollen. Ich gehe bestimmt, je früher desto besser. Ferland aber hatte eine deutsche Mutter, dein Vater, Heinz, ließ ihn studieren. Jetzt darf er als Lette aus- und einreisen, so oft er will, und hat seine Verbindungen nach Mitau und Riga wie Feodor nach Moskau und Petersburg."

Heinz fiel ihm lebhaft bei, die beiden müßte man warm halten. Aber Gustav winkte vornehm ab: „Ach, was wissen die!"

Überlegen schüttelte Karl den kurz geschorenen Schädel. „Noch immer so adelsstolz, alter Junge? Wirst umlernen müssen, wirst dem Ferland noch danken müssen, der dir zum Beispiel heute sagen läßt, daß die Stimmung in der Konstituante umzuschlagen droht. Die rote Linke will den früheren Gutsbesitzern nicht einmal ein Restgut zugestehen. Der erste Teil des Antrages ist auf der Sitzung vom vierten April in erster Lesung angenommen worden."

Einen hundemäßig kurischen Fluch quetschte Heinz heraus. Gustav war etwas blaß geworden. Hm, Karl hatte recht, diesen Ferland wird man warm halten müssen. Obgleich ... Er wußte nicht, warum er von jeher eine Abneigung gegen ihn gehabt.

Also nun heißt es, Mutter für die Reise gewinnen. In Harzburg soll man sich zusammenfinden. Ein Lette, ein Russe, ein paar Balten dazu. Also kann die Verbrüderung losgehen. Auf Wiedersehen!

⁂ ⁂ ⁂

Man konnte eigentlich nicht behaupten, daß die Balten in stillen Berliner Winkeln Trübsal bliesen. Der Wirt des ‚Coburger Hofes' hatte es verstanden, einen Schimmer von Behaglichkeit über ihren Verkehr zu breiten. Sogar für Wanda von Berg hatte er noch ein altes Badezimmer herrichten lassen. Er hatte ein Herz für die Vertriebenen. Karl Nettelhorst hatte er ein paar Nächte in seiner Kanzlei schlafen lassen. Also waren all diese Gräfinnen und Baroninnen ihm dankbar für den in der Halle glimmenden Kamin, für ein Polster mehr in der Sofaecke, für jeden Blumenstrauß, den der Frühling in das stille Lesezimmer des Hotels schickte. Baronin Magda von Linden hielt täglich Abendcercle ab, wie die französischen Emigranten am Rhein vor hundert Jahren. Alle im Hotel bis zum Liftboy herunter hatten die vornehme alte Dame gern. Es war immer ein leises Rauschen, so etwas Duft von Veilchenessenz um sie her.

So saß sie an einem warmen Aprilabend in einem Korbsessel des kleinen, umbuschten Lichthofes, eine weißwollne Häkelarbeit in den fleißigen Händen. Der bunte Schein einer elektrischen Lampe in Schmetterlingsform lag auf ihrem weißen Haar und auf den Spitzenbarben um Schulter und Hals. Der Baronin gegenüber saß Irmgard von Dreilöwen und spielte zerstreut mit Handschuhen und Spitzenjabot, während Baron Astaf, zum Aufbruch bereit, vor den Damen stand.

„Gnädigste gestatten, daß ich zu widersprechen wage," so schloß er einen kleinen Meinungsstreit und zerteilte mit kurzem Handgriff seinen roten Bart. „Nach Deutschland gehören wir nicht. Unsere Bestimmung — nennen Sie sie Schicksal, ich nenne sie Gott — hat uns hierher geworfen, nur um uns in Erinnerung zu bringen, uns selbst zusammenzuschließen, was wir zu Hause nie verstanden haben. — Pardon, gnädige Frau, noch einen Augenblick. Unsere zahllosen baltischen Verbände in der Fremde beweisen das Bedürfnis, endlich einig zu werden, ohne Ansehen von Begabung, Kenntnis, Rang und Stand. Machen wir es doch den Reichsdeutschen vor. Unsere Landeswehr zum Beispiel ist, streng genommen, der letzte Rest des preußischen Militarismus, der auf baltischem Boden wiedererstehen soll. So ketzerisch denke ich trotz aller demokratischen Umwelt. Und sind wir so weit, daß wir hier als artige Kinder anerkannt sind und für stubenrein gelten, dann marschieren wir zurück und treten mit unsern Kindern an die Gräber unsrer Ahnen. An den Ostseestrand müssen wir. Und wenn ich noch sechs Jungen zu meinen sechs zubekäme — Hand aufs Herz, gnädige Frau, Mutter hätte nichts dagegen — ich führte

sie alle zurück, je früher, desto besser. Denn Kinder werden wir nötig haben, viel Kinder. Ich hasse alle diese wie Geschäfte abgeschlossenen Ehen, in denen es heißt: ‚Du, wir heiraten, aber — keine Kinder.‘ Oder: ‚Mehr als zwei nicht.‘ Das nenne ich Ehebruch. Ich hasse diese Studentenehen, die alle Poesie der Ehe töten, dies Zigeunern unter einem Zelte ohne die Bürde der schönsten Verantwortung, die uns das Leben schenkt. — So, und nun gehe ich meine Pfeife rauchen. Es ist die längste Reichstagsrede, die ich gehalten. Verschwören Sie sich unterdes mit meiner Eheliebsten, die noch viel an mir zurechtrücken möchte. Und wenn ich jetzt noch Ihre liebe Hand küssen darf, so gehe ich heute mit dem Bewußtsein schlafen, das ich sonst nur vor Weihnachten oder nach meinem Geburtstage hatte, mit dem Bewußtsein eines ganz unverdienten Geschenkes.“

Lächelnd überließ die alte Dame ihm ihre Hand, die scherzend nach seiner Wange zu schlagen drohte.

„Man kann ihm nicht böse sein,“ sagte sie aufgeräumt, als sie allein zurückblieben. „Er gewinnt jeden, wenn er widerspricht. Sie wissen, glaube ich, noch gar nicht, was für einen netten Mann Sie haben.“

„Vielleicht.“ Aus dem dunklen Timbre dieser Stimme klang es wie leises Bedenken, trotz der noch etwas wienerisch leichten Sprechweise. Der interessante dunkle Kopf war unverwandt der Tür zugekehrt, durch die der Baron gegangen war.

„Nun fängt wieder seine Andacht an,“ sagte Frau Irmgard sinnend und schreckte erst auf, als sie sich beobachtet sah. „Ja, ja, glauben Sie mir. Er geht rauchend auf und ab und bleibt vor seinem Schreibtisch stehen. Darauf hat er in grünem Maroquinrahmen das Bild seiner ersten Frau gestellt, schön, engelsschön, blond, ganz unwahrscheinlich blond. Und er liebt sie noch. Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich Sie damit belästige. Aber es tut wohl, sich einmal gehen zu lassen, und Sie fordern ein Vertrauen schnell heraus. Sehen Sie, mit diesem Gespenst kämpfe ich, solange ich verheiratet bin, vergebens. Seit ihre beiden Söhne in Odessa umkamen, ist es stärker als ich.“

„Aber, liebste Freundin, was sprechen Sie da! Überreizte Nerven, weiter nichts. Für die zwei haben Sie ihm sechs geschenkt...“

„Und werde ihm noch mehr gebären,“ brach sie in verhaltner Leidenschaft aus. „Ich weiß, man zuckt die Schultern über mich. Kinderreichtum findet man lächerlich. So weit sind wir Deutsche schon. Aber ich, die reichsfremde Wienerin, bin ganz seiner Meinung. Die Baltenlande brauchen Kinder, viel Kinder. Das ist kein Opfer, das ist selige Hingabe an ihn, den einzigen. Was habe ich ihm nicht schon dargebracht, meinen Glauben, meinen Beruf. Und doch war mir meine katholische Religion wert, meine Kunst war mir alles. Jetzt bete ich jeden Abend mit meinen Kleinen lutherisch und singe nur noch Wiegenlieder dem Allerkleinsten. Alles, alles um seinetwillen und alles nicht genug. Die Tote ist hinter mir, sie steht neben ihm, wenn er in meine Kammer kommt, sie ist der Dämon meiner Träume.“

Aufschluchzend warf sie den Kopf auf die gefalteten Hände. Frau Magda wurde unheimlich zumut. Etwas schauspielerisch kamen ihr diese Bekenntnisse doch vor, ganz gegen schlicht kurische Manier. Du lieber Gott, in Kurland liebte man und verlor darüber nicht so viele Worte. Liebkosend strich sie über die dunkelschimmernde Haarflut der jungen Frau: „Haltung, Kind, Haltung,“ mahnte sie mütterlich. „Wir vergeben uns etwas, wenn wir uns selbst nicht mehr an der Strippe haben. Sehen Sie, nun habe ich Ihretwegen eine Masche fallen lassen. Das ist gegen alle Hausfrauenordnung. Passen Sie auf, ein einziges Lachen Ihres Jüngsten treibt diese blassen Einbildungen aus Ihrem Schlaf. Und dann sehen Sie Ihren Mann wieder als den Vater Ihrer Küken, als den vollendeten Kavalier, wie ich ihn eben zu bewundern Gelegenheit hatte.“

Tapfer trocknete Baronin Irmgard sich die Augen. „Ich sehe ihn meist vor mir in Todesgefahr, im Wachen und im Schlaf. Dann denke ich nach, wie meine Liebe ihn retten könnte. Da braust der Zug durch die todstille sibirische Einsamkeit. Er stößt die Waggontür auf, sein Henker packt ihn am Kragen, den Browning in der Faust. Da reißt er sich los, der Pelz fällt, in seinen Bart sprühen scharfe Schneewehen. Ein einziger Blick auf die weite Unendlichkeit, er wirft sich vom Trittbrett herunter. Schüsse krachen, dann steht er allein in dieser schneeflutenden Weite. Du guter Gott, weißt du es denn auch, was wir Balten erduldet haben, während du über dem Weltkriege standest und fern von uns warst!“

„Still, still, versündigen Sie sich nicht. Wer wird denn so... Und jetzt seien Sie vernünftig und lösen Sie dort oben in Ihrem Zimmer die erste durch die zweite ab. Wir haben so viel mit Toten zu tun gehabt, daß so eine lebendige Visite Ihrem Herrn Gemahl eine wahre Wohltat sein wird.

Waschen Sie die hübschen Augen klar und lassen Sie sich getrost in Wagners Parsifal führen. Musik ist gute Arzenei. Amüsieren Sie sich, und heute abend höre ich wieder neben mir Ihr herziges Eiapopeia für Ihr Jüngstes. Ob Sohn oder Tochter, das behalte ich bei der Menge nicht. Seien Sie versichert, eine mit einem einzigen beneidet Sie in aller Stille, zeigt es aber nicht."

Nein, Frau Magda zeigte vieles nicht, was sie in sich trug. Das war sie ihrer Erziehung schuldig.

Unruhiger flog der Käfer an der Lampe hin und her, stärker dufteten die stolzen, weißen und violetten Irisblüten. Sie geriet ins Sinnen hinein. Ob diese Livländer nicht bessere Lebenskünstler waren? Sie kam aus ihren Falten nicht heraus. Ach, nun hatte sie wieder vergessen zu fragen, wann die Dreilöwens nach Harzburg reisten und ob auch sie bei Traubenburgs wohnen würden. Sie wollte nach der Klingelschnur greifen. Da besann sie sich, daß sie ohne Jungfer reiste, und Kellner mochte sie nicht um sich haben. Sie seufzte. War's denkbar? Adlige als Pensionshalter! Freilich, aus Estland, aber doch von Adel. Das Café des Herrn von Monheim hatte sie nie anders als einen schlechten Witz dieses etwas dekadenten Sprossen aus guter Familie aufgefaßt und war nicht zu bewegen, sich solch ein adliges Konzert anzuhören. Aber die Traubenburgs wollte sie kennen lernen. Sie hatte die Gräfin Ruth auf einer Soiree des Roten Kreuzes gesehen. Sie hatte immer so etwas Strenges, Graues an sich. Ihr Mann sollte ihr Schicksal sein. Frau Magda seufzte zum zweitenmal. Sie konnte ein Lied davon singen und wollte dem vergötterten Sohne die zu kurz geratene Vaterliebe ersetzen. Nun hatte er sie zu dieser Harzburger Reise überredet.

Aber was ging eigentlich mit dem Jungen vor? Wo war er wieder? Während sie Sammlungen und Verlosungen für das Baltische Rote Kreuz veranstaltete, ging er schärfer ins Zeug. In den Zelten hat er öffentlich gesprochen und sie haben ihm Beifall gerufen. Nach Danzig und Misdroy ist er zu Versammlungen gefahren, Artikel in den ‚Baltischen Blättern' waren von ihm unterzeichnet. Besonders der letzte über ‚Baltentum und Deutschtum' hat lebhaften Anteil gefunden. Fremde fragen nach ihm, einer sogar mit stark slawischem Akzent. Nein, nein, das gefällt der Mama gar nicht. Sie kann sich noch immer nicht daran gewöhnen, daß sie einen dreißigjährigen Sohn hat. Für die Heimat sollte er sich einsetzen, aber nicht in politischen Zänkereien.

Auch der junge Nettelhorst steckt täglich mit ihm zusammen. Ganz manierlich, aber zu nachdenklich für ihren stolzen Jungen und seine lachende Siegfriednatur. Überhaupt — diese Nettelhorsts ... Frau Magda häkelte eifriger und schob ihren weißseidnen Schal von den Schultern. Nun ja, ihren lieben, alten Pastor mochte sie wohl, hatte ihm auch durch ihre Beziehungen ein Pfarramt verschafft. Sein Bruder, der Oberförster, war ihr etwas zu doppelsohlig, Vetter Plettenberg aber hielt sehr viel von ihm. Sein Nestküken, die braungezopfte Margarete, hatte oft mit dem Udo im Steinseeschen Park gespielt. Aber, aber ... Da stand wieder die selbstbewußte Anna vor ihr, die ihr überall im Wege gewesen war. Sie hatte nun einmal eine andere Denkungsart. Man mag es Vorurteil, Antipathie, bewußte Ablehnung nennen, gleichviel. Eine Schwiegertochter aus dem Forsthause wollte sie nicht. Die mit ihr sich in ihres Sohnes Neigung teilen sollte, wollte sie selbst aussuchen, einerlei, was die Menschen dazu sagten. Sie war zulange arm an Liebe gewesen, um nun noch das letzte zu verlieren, was ihr zukam. Und dies Mädchen hatte ihr den Sohn lang genug entfremdet. Nun hatte er besseres zu tun, Gott sei Dank.

Aber in ihren Gedanken blieben Sorgen genug, wie Kletten im Werg. Die Absicht, je nach Kurland zurückzukehren, hatte sie aufgegeben. Ihr graute vor der Aussicht, in einem lettischen Staate leben zu müssen. Noch hörte sie das Gekreisch der Weiber, als sie mit zwölf andern Damen in einem Keller Tage und Nächte hatte aushalten müssen und durch das Schlüsselloch Schimpfwörter und Todesdrohungen hineingeschrien wurden. Aber ihrem Gustav sollte das Erbe erhalten bleiben. Wenn es ruhiger geworden war, sollte er zurück. Um so ruhiger wollte sie ihn dann reisen lassen, seit sie erfahren, daß Anna Nettelhorst sich mit Bazillenzucht, Röntgenstrahlen und Krankenpflege abgebe, wohl also bald eine Stelle antreten werde. Bisweilen allerdings hatte sich die Baronin ernstlich geprüft, ob sie dem Mädchen nicht unrecht tue. Die Zeiten waren doch anders geworden. Sollte nicht gerade sie die rechte Frau für Gustav sein? Von Auslese im alten Sinne hielt dies demokratische Jahrhundert ja nicht viel. Anna Nettelhorst war schön, klug, gebildet, hatte Temperament. Der Friede, die Ordnung des väterlichen Hauses bürgte für eine tüchtige Hausfrau. Und doch — es war nicht nur Adelsstolz, nicht nur die Angst der Mutter, den Sohn zu verlieren. Etwas Wesensfremdes blieb übrig, was Frau Magda

warnte. Flamme zu Flamme, wie paßte das in eine so aufgeregte Zeit hinein?

Da störte sie Graf Plettenberg in ihren Gedanken. Am Schreibtisch in der Halle hatte er einen Brief beendet und sah in den Lichthof hinein. Er war düsterer denn je, als quälte ihn ein heimliches Erleben. Noch immer strich er am geschlossenen Briefumschlag auf und ab.

„Guten Abend, Kusine. Haben Sie meinen Heinrich nicht gesehen?"

„Er wollte mit Gustav unsern alten Justizrat aufsuchen, den Feuerbach, Sie kennen ihn doch. Irgendeine juristische Frage quälte sie wieder. Sie wissen doch, daß die Jugend sich von uns emanzipiert. Setzen Sie sich, machen Sie mir den Hof. Das verstanden Sie vor zwanzig Jahren prächtig. Kommen Sie, ich plaudre Ihnen die Stirnfalten fort. Das Leben ist zu kurz, um immer tragisch genommen zu werden."

„Das sagen Sie, Kusine? Das wundert mich."

„Also bewundern Sie nur immer weiter. Sie dürfen noch höflicher als Baron Dreilöwen werden, der mit seinen Elogen mich wieder jung machen wollte. Aber was ist Ihnen? Sie sind ja ganz verändert."

„Ach, nichts, nichts von Bedeutung, so hoffe ich. Die Herren bei Adlon zum Fünfuhrtee erzählten — ich bitte, ganz unter uns, es ist noch unverbürgt — erzählten, daß in Riga das Agrargesetz durchgegangen sei."

„Und daß wir ..."

„Bettler werden sollen. Steinsee, Hagen dürften parzelliert und an landhungrige Knechte verteilt werden. Ich bitt' Sie, die können den Boden doch nicht lieben. Sie werden ihn aussaugen, den Wildstand ausrotten, den Wald an die Engländer verkaufen. So ein lettischer Demokrat oder Kommunist kennt doch nicht die Seele, die in solcher Heimatscholle steckt. — Heinrich — für Heinrich ist mir nicht bange. Der schlägt sich durch. Was aber mach' ich mit Udo, den die ermordete Mutter mir nachgelassen, daß ich an ihm gutmache, was ich an ihr vernachlässigt habe?"

Baronin Magda merkte, daß heute wieder ein Trösterabend werden sollte. Alle kamen sie mit ihren Schmerzen zu ihr und war niemand für ihre Sorgen da. Sie kam sich wie der Käfer dort oben vor, auch sie wußte nicht ein noch aus. Erst versuchte sie es mit Strenge und fand, daß der Vetter Udo viel zu sehr verweichliche, zu einem Mädchen ziehe er ihn heran. Das könne der Wille der toten Mutter nicht sein. Und was das Gerücht betreffe, es werde heute so viel geklatscht ... Am besten täte er, wenn er selbst reiste. Ihm sei ja die Rückkehr nicht untersagt.

Graf Plettenberg schüttelte sich, daß seine langen Haare zottelten und die Tränensäcke an seinen Augen rot anliefen. „Was, ich nach Kurland, zu diesen Dieben und Banditen? Niemals! Rußland haben sie das Land gestohlen, worin ich mich nur als Verwalter meines Herrn und Kaisers ansah. Ach was, reden Sie mir nicht vom Anschluß an Deutschland, selbständigem Herzogtum, Freiheit des Individuums. Sind doch nur Phantastereien unsrer lieben Jugend. Kurland war am glücklichsten, als es zu Rußland gehörte. Nie ist es reicher, ertragsfähiger gewesen, nie haben wir ruhiger und zufriedener gelebt."

„Aber, Liebster, vergessen Sie die letzten russischen Jahre?"

„Kusine, das war doch das alte Rußland nicht. Da gab es keinen Zaren mehr, nur einen Haufen Wahnsinniger, die in ihrer Tollwut sich mit Menschenfleisch mästeten. Ich aber kann die Zeit nicht vergessen, wo das in Winterfrost und elektrischem Licht strahlende Petersburg der Hintergrund vornehmster Lebensfülle war. Ich kann nun einmal nicht anders. Diese schöne Petersburger Sorglosigkeit in parfümierter Hofluft hat es mir angetan. Revolution ist Unsinn, Volksfreiheit ein Verbrechen. Nun bricht der Wahnsinn auch bei uns aus."

„Aber um Gottes willen, wohin wollen Sie denn?"

„So früh als möglich aus diesem Berlin heraus. Dies Läuten auf den Straßen macht mich verrückt. Hier der Brief soll nach Stroppen. Meinen alten Förster soll Harzburg mir gesund pflegen, und seinen Unterförster Rudsit lasse ich für Udo kommen. Der ist besser als zehn Wärterinnen. Er hat ihn reiten, schwimmen, schlittern gelehrt. Er soll ihn mir für Kurland vorbereiten."

„Der Lette?"

„Halblette, wenn Sie wollen. Ich verlasse mich ganz auf ihn."

„Und nach Harzburg soll Ihr Nettelhorst? Allein oder mit ..." Die Baronin fühlte, wie ihr Atem versagte.

„Mit seinen Mädchen, natürlich. Sie werden ihn pflegen. Er soll's mit dem Magen haben. Gott, man ist es doch seinen Leuten schuldig, für sie zu sorgen. Außerdem hat auch Gretchen meinen Jungen gern, läuft wie ein Bub, klettert auf die höchsten Bäume. Im Schießen nimmt sie es schon mit dem Ferland auf. Und die Anna ... Pardon, ist die Uhr schon ...? Sieben vor-

über! Da muß sie ja ... Sie wollte vorsprechen und mir sagen, wann der Vater reisen könnte. Das Reisegeld sollte sie sich holen und ... Nu da, wahrhaftig! Pünktlich wie in Steinsee, wenn sie mir die Rosen okulieren half."

Ein Diener hatte ihm eine Karte gebracht. Ehe die Baronin sich zurückziehen konnte, stand Anna Nettelhorst in einem bescheidenen braunen Reisejäckchen zwischen den Schiebetüren und verneigte sich leicht. Geschäftsmäßig fertigte der Graf sie ab: „Auf Wiedersehen, mein Fräulein, im Harz." Er war immer etwas befangen, wenn er etwas Gutes tun wollte. Und fort war er, beinahe unhöflich schnell. Aber er mußte seinen Heinrich sprechen, der ihm mehr von der lettischen Konstituante erzählen sollte.

Anna Nettelhorst stand noch immer an der Tür. Wie bist du groß geworden! mußte sich Frau Magda gestehen. Da war aber wieder dieser fatale Zug, dies Vorschieben der Unterlippe, dies Wenden des fein geschnittenen Profils, wie auf einer Kamee.

Wäre die nichts für Gustav gewesen, die mit ihrem gesunden Blut, das jetzt flüchtig ihre Wangen färbte? Frau Magda hatte allerdings nie den Verdacht ganz los werden können, daß Anna gern Frau Baronin geworden wäre. Wie, wenn sie ihr doch unrecht getan? Unrecht tat sie keinem Menschen gern, wenn ihr das Abbitten auch schwer fallen mochte. An Edelmut sollte dies Mädchen sie nicht übertreffen.

Und Anna dachte nichts anderes, als daß sie hier ihr Schicksal vor sich sehe. Es gab eine Zeit, wo sie diese Frau zu hassen gemeint, wo sie mit ihr um die Seele des Sohnes gerungen. Und dann wieder hätte sie etwas darum gegeben, dies strenge, alte Gesicht von einem milderen Zuge verklärt zu sehen, Mutter zu der sagen zu dürfen, die ihren wilden Prinzen so prächtig erzogen hatte. Doch seit des Vaterlandes Not waren diese Wünsche wie in Brunnentiefe versunken. Jetzt stand sie hier, mit der alten Zeit abzurechnen, für immer, wie sie meinte.

Baronin Linden sah erstaunt auf und spannte die Häkelarbeit zwischen ihren Händen. „Wünschen Sie noch etwas, Fräulein? Das Geld gab Ihnen der Baron schon." Das klang etwas nach Verabschiedung.

Anna Nettelhorst richtete sich auf. „O gnädige Frau, zu betteln brauchen wir noch nicht. Es ist eine Abschlagssumme, die mein kranker Vater beanspruchen darf. Doch das hätte auch brieflich abgemacht werden können. In der Tat, ich wünsche noch etwas. Denn eigentlich bin ich zu Ihnen gekommen."

Eine Pause trat ein, niemand sprach. Dann wickelte die Baronin ihre Häkelei zusammen und wies auf den nächsten Stuhl: „Also dann, bitte."

Anna blieb am Tische mit gekniffenen Lippen stehen. Nun fiel das volle Licht in ihre reiche Haarkrone hinein, es flimmerte wie blasses Gold. „Ich habe Sie um Verzeihung zu bitten, oder eigentlich Ihren Herrn Sohn," sagte sie mit einem tapfern Entschluß. „Es war am Tage der Abreise unseres Landesbevollmächtigten. Mir war das Herz so voll von Vaterlandsweh und Kummer um den Kranken."

„Gestern kam die Nachricht. Er ist tot."

„Und auf dem Mitauer Waldfriedhof bei seinen Kindern begraben, ich weiß. Wieder eine Hoffnung weniger, Kurland ärmer um einen Mann. Als ich die Wartehalle verließ, trat Ihr Sohn an mich heran. Ich wies ihn ab, ich wollte allein sein."

Frau Magda lehnte sich zurück und hielt es nicht für nötig, noch einmal zum Sitzen aufzufordern. Ihre Stimme wurde etwas schärfer: „Sie sind wohl sehr stolz, Fräulein Nettelhorst?"

„Vielleicht, gnädige Frau."

‚Die könnte auch Frau Baronin sagen,' fiel es der alten Edelfrau so nebenbei ein.

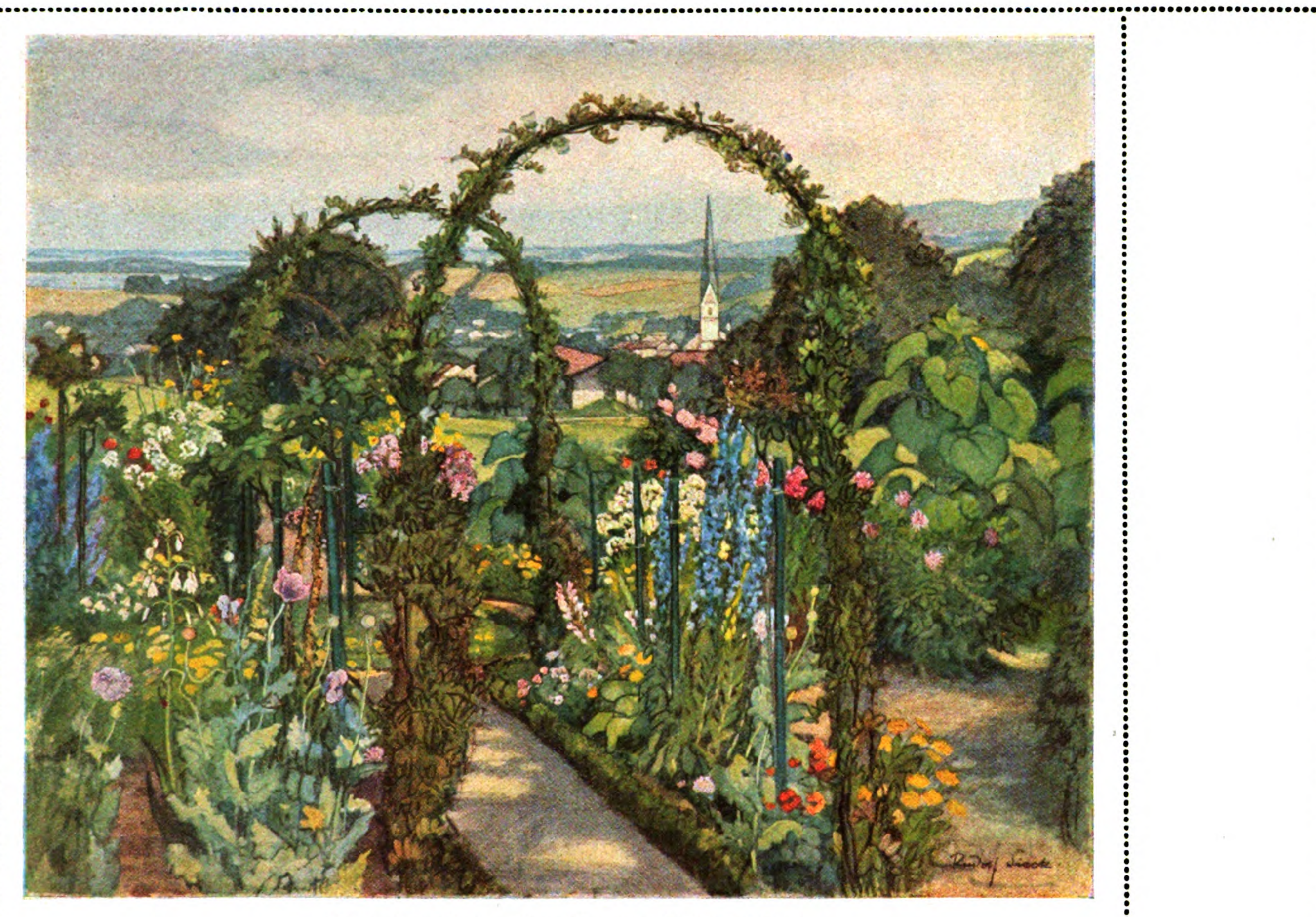
„Man sagt, daß Literatenstolz unleidlicher als Adelsstolz sein soll. Er hat mich jedenfalls vor vielen Unschicklichkeiten bewahrt und ist wohl das letzte Flitterchen, das auf der Flucht an uns hängen blieb. Nun aber ist es an der Zeit ihn abzulegen. Und daher bin ich heute hier und bitte um Verzeihung, Sie oder Ihren Sohn, gleichviel. Sagen Sie es ihm oder nicht, gleichviel. Ich hatte nicht das Recht, ungezogen zu sein."

Überrascht kehrte ihr die alte Dame das volle, aufleuchtende Gesicht zu: „Darf ich fragen ..."

„Wie ich dazu komme? Ich las in den ‚Baltischen Blättern' einen Artikel Ihres Sohnes über den Kampf um die Heimat mit geistigen Waffen. Für den wollte ich ihm danken, er war mir — aus der Seele gesprochen, darf ich wohl nicht sagen. Aber er sprach in meine Seele hinein."

Sie sah, wie die vorsichtige Mutter steifer werden wollte, und lächelte ein ganz klein wenig.

„Viel habe ich aus Kurland nicht mitnehmen dürfen. Auch alte Erinnerungen hätten das Gepäck beschwert. So ließ ich auch all die kleinen Jugendtorheiten und wolkigen Träume zurück, die feuchten Lenzabende und goldnen Waldwege, von hellem Lachen belebt, all die Ritte und Bootfahrten, Johannisfeuer und Maienbäume."



Mein Gärtchen. Gemälde von Rudolf Sieck



„Aber, liebstes Fräulein, so alt dürfen Sie doch noch nicht sein."

„Ich fürchte, diese rauhe Zeit bringt unsere Knaben um ihre Jugend, und wir Mädchen kommen an Liebe zu kurz. Ich bitte mich nicht mißzuverstehen. Wenn ich aber in Mitau die vielen Hochzeitskutschen vor den lettischen Kirchen sah und fast keine vor unsrer deutschen, so fiel mir Ähnliches ein. Die Not zwingt uns, selbständiger zu werden, als unser Geschlecht eigentlich vertragen dürfte. Da verlieren wir allmählich die Zurückhaltung und treten in ungleichen Wettbewerb mit dem Manne ein."

„Und fürchten Sie nicht, daß Sie dabei etwas verlieren könnten?"

„Etwas Schmetterlingsstaub, vielleicht. Auch wir müssen Opfer bringen. Für Poesie, für kurische Waldidylle haben wir keine Zeit mehr. Kampf ums Dasein nennen die Gelehrten das, was mein sehr aufrichtiger Vater Prügelei um Stellen tauft."

„Sind auch Sie schon dazu gezwungen?"

„Ich habe einen kranken Vater und eine um zehn Jahre jüngere Schwester, der ich die Mutter ersetzen möchte. Sie hatte in Preußen eine Stelle als Bonne, wurde aber mehr als Dienstmädchen ausgenutzt und mußte statt der Kinder Schweine füttern, gegen freien Aufenthalt. Da habe ich sie zurückgenommen, sie soll meinen Vater nach Harzburg begleiten. Ich selbst bin so glücklich, dort am Krankenhause eine Stelle als Pflegerin gefunden zu haben. Ich kann auch das Röntgenkabinett bedienen."

„So, so. Da findet sich ja viel Kurländisches zusammen." Das kam etwas gedehnt heraus.

Anna beeilte sich zu versichern, daß sie wohl zu Geselligkeit wenig Zeit finden würde und für die Ihren eine bescheidne, stille Pension bei einer oberschlesischen Witwe Schwarz gefunden sei.

Und nun hatte sie lange genug an sich gehalten. Den Adel Kurlands konnte sie schätzen. Aber mit ihm zusammenleben — nein. Auch in der Verbannung nicht. Und doch küßte sie die feine, alte Hand, die sich zurückziehen wollte.

„Gestatten Sie schon, gnädige Frau. Denn ich nehme an, daß des Verfassers Gesinnung dort in den ‚Baltischen Blättern' von seiner Mutter stammt. Und ich will mir alle Mühe geben, mit meinem kurischen Stolze fertig zu werden."

In flüchtiger Verwirrung entwischte ihr einer ihrer Handschuhe. Sie bückte sich. Es war, als kniete sie vor der Mutter dieses Sohnes. Dann ging sie.

Nachdenklich schritt Frau Magda noch einige Male auf den weichen Teppichen der nun ganz leeren Halle auf und ab. Hatte sie diesem Mädchen nicht unrecht getan? Wäre sie nicht die Rechte für ihren Wildfang gewesen, der wieder wie so oft mit Gefahren spielte und jauchzend diese Notzeit als seine Wiedergeburt feiern wollte? Sollte sie in der Verbannung nicht lernen, das natürliche Recht des Herzens höher als ihr Mutterrecht zu achten? So wie Diener, Gärtner und Pferdepfleger auch eine Schwiegertochter heranklingeln konnte sie doch wohl nicht. Es war nicht mehr zeitgemäß.

Aber sollte sie nicht schon zu alt zum Lernen sein?

Wie gern hätte sie jetzt Gustav in die Augen gesehen. Doch mit ihm war es wieder nichts. Ohne seinen Gutenachtkuß mußte sie hinauf. — Vor den Zimmern der Dreilöwens blieb sie stehen. Die waren aus der Oper zurück, und eine herzige Stimme sang halblaut: „Schlaf, Herzenssöhnchen, mein Liebling bist du. Schließe die müden Guckäugelein zu." Na, wenn das den Rotbart nicht gewinnen sollte...

In den Zimmern gegenüber sah sie noch Licht. Dort wohnten die Plettenbergs. Ob Udo vergessen hatte, das Licht abzustellen? Sie öffnete geräuschlos die Tür und blieb betroffen stehen. Mit unterdrücktem Schluchzen sah sie den Grafen über das Bett seines Jüngsten gebeugt. Liebkosungen, Versprechungen mischte er durcheinander. War's möglich, konnte der finstre, schwergeprüfte Mann auch so weich sein? Reglos wie ein Toter hing das Kind in des Vaters Armen. Die blonden Locken überschatteten seine Stirne. Durch den Hemdschlitz schimmerte seine rosa Schulter.

Das sah die Baronin nicht mehr, wie sich der Vater plötzlich aufriß, als schämte er sich, und fest, beinahe roh das Kind in die Kissen drückte und das Licht ausdrehte.

An allen Gliedern zitternd, von Schweiß überdeckt, blieb Udo allein und starrte mit bangen, schlaffremden Augen ins Dunkel. Was war geschehen? Er durfte nicht mehr sein Kurland, nicht mehr ihr liebes Steinsee mit den alten Eichen und grünen Seebuchten wiedersehen? Sollte er nicht mehr seinen Pony reiten, nicht mehr mit dem großen Ferland segeln dürfen? Ach, wenn er nur nicht diese Angst vor dem dunkeln, wortkargen Vater gehabt hätte! Immer wenn er zum Nachtgebet kam, erstickte er ihn mit seinen Küssen. Und ein Jung mag doch keine Küsse leiden. Dazu nannte der Vater einen Frauennamen mit so wilder Zärtlichkeit, einen Namen, der dem Kleinen nichts

sagte. Er wußte nicht, daß es der Name seiner ermordeten Mutter war.

Er atmete kurz und schwer und warf sich herum. So fand ihn Bruder Heinz, der wieder mit Gustav und Karl in hochpolitischer Sitzung zusammen gewesen war. Seine festen kurischen Fäuste ballten sich immer krampfhafter, je ernster die Nachrichten aus dem Osten waren.

„Heinz, lieber Heinz," piepste einer aus den Decken heraus.

„Jung, warum schläfst du nicht?"

„Ich kann doch nicht. Vater war wieder bei mir und weinte und küßte wieder so stark."

Der junge Graf unterdrückte nur halb ein etwas muskulöses Wort und warf seine Kleider ab.

„Heinz, ich steig' zu dir ins Bett. Ich hab' solch eine Angst, Heinz."

„Ah, was das für Dummheiten sind." Aber da kamen schon zwei nackte Füßchen angetrippelt. Der große Bruder rückte brummend zur Wand und zog die Decke über sie beide. Und da soll nun ein Kind nicht nervös werden vor allzu großer Liebe. Er mußte den Jungen halten, so sehr bebte der und drängte zum Bruder hin, der ihn endlich mit derber Überredung zur Ruhe brachte.

Also er sollte bedenken, daß Vater die Mutter sehr geliebt und daß Udo ganz wie die Mutter aussehe. Und daß Vater Steinsee nun doch nicht mehr habe — das heißt, verbesserte er flink, man könne nicht wissen, was aus Kurland würde.

„Du, sag' mal, Udo, was würdest du machen, wenn sie uns Steinsee nehmen?" fragte er mit verhaltener Stimme. Da wurde der kleine Kerl ganz wach. Nicht eher würde er ruhen, als bis sie es ihm wieder herausgäben, die bösen Letten, denn sie hätten kein Recht daran. Totschlagen wollte er sie.

„Na, na! Kurland ist groß genug. Wollen wir den Letten auch etwas abgeben. Was meinst du?"

„Ferland, ja," überlegte Udo altklug, „Ferland wird es nicht dulden, daß sie uns Steinsee stehlen."

Und dann entwarf er Pläne. Einen neuen Viehstall wollte er bauen, unter dem Schloßturm einen Balkon, um den Staren ins Häuschen zu sehen. Und Heinz sollte ihm erlauben darauf loszuwirtschaften, sobald er den ersten Rehbock erlegt. Dann wollte er wissen, wie die Mutter geheißen und ob sie hübsch gewesen wäre. Alles, alles gab der gutmütige Bruder zu.

„Ferland soll kommen, Ferland," heischte der Kleine weinerlich. Auch den wollte der Bruder rufen. Fast ärgerte er sich, daß sie nicht ohne diesen Letten fertig wurden. Endlich schlief Udo ein. Sacht trug ihn Heinz in sein Bettchen zurück und strich ihm die blonden Locken zurecht.

Er aber stand im Mondschein noch lange am Fenster und sah dort irgendwo in der Ferne ein Schloß brennen und sah im Gefängnishofe die Leichenreihen der bolschewistischen Opfer vor sich. Die Mutter hatte er nur an einem goldenen Kreuz erkannt, das sie auf bloßer Brust zu tragen pflegte. Die starren Arme hielt sie aufgeworfen, als wollte sie den Himmel herabrufen. So hatte er sie nicht einmal in einen Sarg betten können, sondern nur in Laken geschlagen, mit Tannenzweigen aus Steinsee zugedeckt. Das Kreuz aber hatte er behalten. Wenn er einmal eine Braut haben sollte, der wollte er es geben.

Seit jenem furchtbaren Tage, wo er als Soldat der Landeswehr unter dem Stahlhelm bei den Toten Wache gehalten, drohte ihm das Lachen abhanden zu kommen. Er konnte nie ohne Gesellschaft sein. Und nun glaubte er auch schon ziemlich bestimmt zu wissen, daß sie auch Steinsee verloren hatten.

⁂ ⁂ ⁂

„Aber Sie werden mir doch zugeben, verehrter Herr Justizrat, daß solch ein Massendiebstahl in der Geschichte ohnegleichen ist. Die Gerechtigkeit muß da einen Paragraphen zu wenig haben. Man verzweifelt schon an Gottes Gerechtigkeit. Meine Landsleute hoffen noch, daß die lettischen Chauvinisten sich besinnen werden, ich nicht mehr. Also da stellt England seine krummbeinigen Dackel auf die Lauer zwischen Deutschland und Rußland: hübsch aufpassen, Faxi! Derb an die Waden fassen, Waldel! Daß die beiden nicht zusammenkommen! Was wir in Jahrhunderten durch unsre Arbeit erobert, melioriert, kultiviert haben, soll mit einem Federstrich ausgetilgt sein. Der hungrige Bauer setzt sich zu Tisch. Und da läßt sich nichts machen, gar nichts?"

„Ging es den französischen Emigranten vor hundert Jahren nicht ebenso?"

Der alte Justizrat Feuerbach saß auf seinem Büro in der Leipziger Straße im behaglichen Klubsessel seinem jungen Klienten, dem Baron Gustav von Linden, gegenüber und hörte freundlich zu. Der vornehm intime Raum mit den hohen Büchergestellen lud zu vertraulicher Aussprache ein. Eine grüne, gepolsterte Tür trennte ihn von den Kanzleizimmern. Lautlos auf grauen Teppichen traten mitunter junge Herren an ihren Chef heran, hier war eine Unterschrift nötig, dort ein kurzer Telephonbefehl. Das störte

den alten Herrn nicht. Ruhig rauchte er seine Zigarre, strich sich über den kahlen Schädel, zupfte am weißen Stutzbart und verfolgte aufmerksam die hastigen Bewegungen seines Gastes, dem die Zigarre immer wieder ausging. Er liebte ihn schon um dieses Eifers willen und wandte bedenklich ein: „Das wissen Sie doch, daß Landhunger die Krankheit unserer Zeit ist. Der Engländer und Japaner nimmt unsere Kolonien, Frankreich das Rheinland, Dänemark Schleswig, Polen Oberschlesien, Ihre Letten deutschen Besitz."

„Und ruinieren den Boden. Was sollen diese kleinen Landparzellen? Aus Geldnot bleiben sie unbebaut, die Erde fällt in Unkultur zurück. Gott selbst in seinem Zorn hält den Regen von dieser Schandwirtschaft fern, wie ich aus Kurland höre."

„Den Herrgott lassen wir fürs erste aus dem Spiel," wehrte Feuerbach freundlich bestimmt ab. „Bleiben wir bei Menschenschicksalen, wie der Krieg sie geschaffen. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, lieber Baron, mit welch warmem Mitgefühl ich das Los des Baltenlandes verfolgt habe. Mir ist, als hätte Deutschland eine große Schuld Ihnen gegenüber abzutragen nach den furchtbaren Enttäuschungen, die es Ihnen bereitet hat. Glauben Sie mir, der redliche Wille war da. Aber vom Bankrottierer fordre man kein Geld. Darf ich Ihnen auch gestehen, daß ich Sie und Ihre Landsleute bewundre? Die Not hat sie gefestet, sie sind einig und deutsch, ein Beispiel für viele elende Parteipolitiker im armen deutschen Vaterlande. Wie aber sollen wir eine Schuld einlösen, mit gefesselten Händen?"

Gustav errötete leicht. „Mißverstehen Sie mich nicht, Herr Justizrat, wir betteln nicht, wir suchen nur Gerechtigkeit. Ich will wissen, ob ein deutsches Gutachten für diese Letten gutsagen darf oder ob wir berechtigt sind, uns selbst Recht zu verschaffen. Ist es juristisch auch nur denkbar, daß der Lette sagen darf: Vor siebenhundert Jahren habt ihr Deutsche unser Land geraubt — jetzt nehmen wir es wieder."

„Demnach wäre jeder europäische Besitz geraubt. Denn aus Eroberungen besteht die Weltgeschichte."

„Nicht wahr? Also gehört das Land dem, der es rationell bebaut und ihm die Ernten abgezwungen?"

Feuerbach streichelte überlegend seinen Bart, die Finger faßten spielend nach seiner Uhrkette. „Verzeihen Sie, aber man sagt, daß die Letten unterdrückt und versklavt wurden."

„Sagt, wer sagt?" brauste der junge Kurländer auf. „Hören Sie doch nicht auf den Unsinn lettischer Agenten, die ihre Habgier verkleistern wollen. Wir erst haben den Letten zum Menschen gebildet, ihm seine Sprache erhalten, durch Volksschulen Sitte und Religion gebracht. Zum freien Manne ist er durch uns geworden. Was das rohe Mittelalter mit Unterdrückten angefangen, das erzählt die deutsche Geschichte wohl ganz anders. Brandenburg, Preußen haben den Slawen einfach totgeschlagen und deutsche Kolonisten herangerufen. Wir, Gott verzeih's mir, wir haben es leider nicht getan."

Der kluge, weiße Kopf wandte sich voll dem jungen Manne zu. Die treuherzigen Augen guckten ihm unter die Stirne: „Dann haben Sie ja noch in der Kultur einen Schritt vor uns voraus. Ich sagte es immer, daß wir vom Balten noch lernen können, besonders seit wir im Weltkriege den Bruderstamm sozusagen erst entdeckt haben. Wie hübsch Sie das Deutsch sprechen. Ich höre das rollende R so gern, es hat Charakter, glauben Sie mir. Aber sagen Sie doch, ist es denn bei Ihnen schon so weit? Wie ich höre, ist die letzte Entscheidung noch nicht gefallen."

„Die dritte Lesung steht noch aus. Aber ich hoffe nichts mehr. Höchstens daß auch wir als Landlose eingeschätzt werden und so viel Land bekommen, als wir mit eignen Händen bearbeiten können."

Feuerbach horchte auf. „Aber liebster Baron, wäre das nicht die Rettung? Sie sagten mir vorgestern, daß der Lette nach der Stadt drängt. Wie auch bei uns wird Fabrikarbeit bevorzugt. Wie, wenn der Deutsche da fortsetzen sollte, was seine Vorväter angefangen haben? Im Erobern des Besitzes liegt Idee, liegt der große Faustische Gedanke. Daß Ihre alten Herren sich nicht mehr ins Joch spannen lassen, wo sie über tausend Untertanen geboten, verstehe ich wohl. Das wäre fast übermenschliches Entsagen. Aber die Jugend, Sie selbst? Wozu haben Sie dies Schwellen und Spielen der Muskeln, das Sie bisher vielleicht in leeren Studentenspielereien vergeudeten? Verzeihen Sie, aber so denke ich mir den jungen Kurländer am liebsten. Ist es ihm bisher nicht etwas zu gut gegangen? Wie auch uns, uns allen im sorglosen Besitze erworbener Arbeit, eroberten Ruhmes? Vielleicht greift hier der Herrgott ein und stellt seine Schachfiguren um. Der Bauer hatte doch schon den Vortritt vor dem Könige. Wie wenn Sie den Letten mit seiner eigenen Waffe schlagen, die er achtlos hinter den Ofen stellt?"

Gustav fuhr es so durch den Kopf, daß

der Mann da ganz gut ein Kurländer sein könnte. Er hatte noch das Jungfrohe, das auch Gustav ins volle Leben hineintrieb. Wenn er beide Hände so wie jetzt vor das Gesicht legte und weit zurückgelehnt herzlich lachte, klang es wie Trompetenruf zum Angriff. Worüber lachte er denn? Hatte er ein langes Gesicht sich gegenüber gesehen? Kannte er den Eroberersinn in diesem fröhlich klopfenden Herzen noch nicht, das mit frischer Tat eine Vergangenheit zudecken wollte? Nur immerzu, je widerborstiger desto besser. Jungkurland war nicht umsonst unter dem Stahlhelm marschiert. Darum die kurz befehlenden Bewegungen dieser Hände, die mit Vaters Siegelring spielten oder unternehmungslustig durch die krause Perücke fuhren. Also von nun an friedliche Arbeit im Kleinen, um zum Großen zu gelangen, ob auch die allgemeine Bildung etwas zu kurz kommen sollte. Der Plan hatte Hand und Fuß und ein Deutscher hatte ihn ersonnen. Feuerbach faßte zutraulich nach Lindens Schulter.

„Verzeihen Sie, Baron, aber ich lache mir gern mitunter etwas Sorge von der Leber weg. Sie machten ein Gesicht, als ob Sie sagen wollten: wie komme ich aber dann zu einer Frau? Das ist eben die Poesie Ihres neuen Lebenswandels. Er furcht die Scholle, sie begießt den Kohl, und die Kinder schütteln die Haselsträucher. Menschen, Menschen, seid ihr glücklich, daß ihr fern von der Großstadt euch noch die Heimat wieder aufbauen könnt! Aber ich füttre Sie mit Illusionen. Und das sollte mir leid tun."

„Ganz und gar nicht, lieber Herr Justizrat. Sie sprechen mir aus der Seele. Nur dürfte es schwer fallen, solch ein Indianerweib zu finden, das mit einem Wigwam und einer Strohmatte vorliebnimmt."

„Was, bei der schweren Menge weiblicher Charakterköpfe aus Kurland, die ich schon kennen zu lernen das Vergnügen hatte? Die reine Schönheitsgalerie. Nein, Scherz beiseit. Sie wissen gar nicht, wie reich Sie sind. — Und dann, wenn Sie zugegriffen haben, Baron —" Er neigte sich ganz nahe zu ihm und flüsterte aufmunternd, mit leuchtenden Augen, „dann Kinder, viel Kinder, um auch darin den Letten zu übertreffen, der, wie ich höre, auch schon dem Zweikindersystem huldigt. Immer ein Zeichen nationaler Dekadenz. — Kennen Sie zum Beispiel die Töchter des Försters Nettelhorst? — O bitte, sondieren will ich nicht und zum Freiwerber bin ich schon zu alt."

Nun meinte er doch zu viel gesagt zu haben, denn Gustavs Miene verdüsterte sich. Dem Alten fiel ein, daß zwischen adlig und bürgerlich ein Unterschied wäre. Gustav hatte seine Zigarre im Aschenteller zerdrückt und erhob sich, unverständlich eine Antwort murmelnd.

Da befreite ihn ein herzhaft einsetzendes Mädchenlachen, das noch durch die gepolsterte Tür drang. Auch der Justizrat war aufgestanden: „Hören Sie da! Ihr junger Freund scheint sich besser zu unterhalten. Das heißt, meine Tochter versteht es besser als ich."

Als er die Tür aufklinkte, sahen sie Heinrich Plettenberg vor einem Papageienkäfig stehen. Der graue Vogel hackte wütend in die Messingstäbe hinein, und ein hübsches, blutjunges Mädchen, ganz in Weiß, ein Veilchensträußchen an der Schulter, wußte sich nicht zu lassen vor Vergnügen über das Schimpfduett, das der Graf und Papchen anstellten. Heinz war das Warten auf den Vetter zu langweilig geworden. Er hatte zu necken angefangen und antwortete in gut kurischer Manier mit Invektiven, die das muntre Fräulein zum ersten Male hörte. Schubiak, Plotnik, Titer, Rindslachel und so weiter. Es wirbelte nur so fort.

„Herr Justizrat, empfehle mich für vorkommende Fälle, falls Ihr Papchen versagen sollte," schrie Heinz in ausgelassenster Laune und wurde nicht müde, sich die Grübchen auf den runden Mädchenwangen anzusehen. „Das Schimpfen in drei Sprachen habe ich auf kurischen Jahrmärkten gelernt. Dem Kujon da geht zu bald der Atem aus."

Gustav wurde der Vetter doch etwas zu kordial. Er zupfte ihn am Ärmel und empfahl sich auf gute Manier.

„In Harzburg also auf Wiedersehen!" hörte der Alte Heinz noch seiner Tochter zurufen.

Nanu, so schnell Freundschaft geschlossen? Ohne Umstände holte das Töchterchen sich den Vater heran und machte sich an seiner Krawatte zu schaffen. Seit der Mutter Tod gab sie etwas darauf, ihn als Mann von Welt zu formen. „Wirklich, Vater, du überarbeitest dich und ich werde noch bleichsüchtig, wenn wir nicht für ein paar Wochen nach Harzburg gehen. Der Graf wird am Herrenreiten teilnehmen. Ich will sehen, ob er den Wassergraben nimmt. Eine ganze Baltenkolonie soll dort zusammenkommen. Die Leute interessieren dich. Ich werde mir Mühe geben, deine Interessen zu teilen. Denk, der Graf wird mit zwei Baronessen in einem alten Schlosse wohnen, und verheiratet ist er mit keiner von beiden. Das ist doch noch Romantik, Vater! Nein, diese Kurländer! Und alles kommt so ulkig heraus. Wie ich vor dem Spiegel mein Haar

ordne, will er mir am Zopf helfen. Er hätte seinen Pferden schon oft die Schwänze eingeflochten."

Der Vater drohte mit dem Finger. Ganz umgänglich diese Kurländer. Aber für sein Töchterchen wollte er fürs erste doch noch die Prokura behalten. Die Harzreise jedoch schmeichelte sie ihm noch ab, ehe er aus seiner Sprechstunde vor ihr und Frau Justizia in seinen Philosophenwinkel flüchten durfte. Heute sollte ihm Schopenhauer sagen, was die Balten wert wären. Es ging doch nichts darüber, sein eigenes Leben in Sprüchen deutscher Denker wiederzufinden. Man kam sich dann so sauber vor wie nach einem Bade am Samstagabend. Ob aber diese Kurländer große Philosophen waren, wer weiß. Dazu packten sie das Leben zu herzhaft und unbedenklich am Wickel. Aber brave Zeitgenossen blieben sie doch. Wenn man ihnen nur helfen könnte, wie man wollte.

✠ ✠ ✠

Sie aber schienen sich selbst zu helfen. Trotz aller Unheilsnachrichten aus der Heimat hörte man keine Klage von ihnen. Enger rückten sie zusammen. Anna Nettelhorst, die den Vater in Berlin erwarten sollte, hörte mit geheimer Genugtuung, wie sich die Muskeln zu schöner Tatkraft spannten. Gustav von Linden arbeitete für drei. Er hatte dazu beigetragen, daß alle Kämpfer der Landeswehr an der neuen Aufteilung des Bodens teilhaben sollten, Adliger, Bürgerlicher, Bauer — ohne Unterschied. Er biß die Zähne zusammen, wenn er das Vorrecht seines Standes hintansetzen mußte und so manchen vorwurfsvollen Blick der Mutter auffing. Aber es mußte sein. Er beneidete Heinz, der sich mit possierlicher Wurstigkeit über solche Bedenken hinwegsetzte. Der verstand es, kordial mit jedem gebildeten und ungebildeten Menschen zu verkehren.

Und erst Eberhard von Monheim! Sein Café wurde die kurländische Börse, ein fideler Klub für die Landsleute, wo sie das Wehleiden vergessen sollten. Wie ein Lustspiel sah er diese Zeitläufte an, er spielte ihnen auf, daß in sie Melodie hineinkommen sollte, in der Disharmonie ihrer Tage. Wanda und Maria halfen in ihrer Art, Wanda in flottem Gamin- und Jugendstil, die blasse Baronesse mehr mit leisem Scherz und herzlichem Lachen, daß ihr armes, taktloses Herz nicht zu laut schlagen sollte. Beide freuten sich unbändig auf ihres Herrenreiters efeuumranktes Schloß, das sie ihm getreulich instand halten wollten. Wanda studierte Küchenzettel und Preislisten und verschrieb auf des jungen Freundes Konto Vorräte in Menge: Corned-Beef in Kisten von 48 Dosen à ein englisch Pfund, brutto per Kiste 275 Mark, kondensierte Milch pro Kiste 300 Mark, Jamaika-Rum, Verschnitt 40,7-proz. feinste Ware, pro Flasche 45 Mark und so weiter. Oft war sie neugierig, was wohl ankommen würde. Denn die meisten Empfehlungen begriff sie nicht. Beide Damen als sattelfeste Reiterinnen sprachen vom Rennstall schon wie von ihrem Kleiderschrank.

Häufiger als sonst saßen Baronin Magda und Graf Hugo zusammen. Sie wollten das besonnene Alter gegen die Jugend ausspielen und arbeiteten mit Rotem Kreuz, Vertrauensrat und Auskunftsbureau in ihrer reservierten Weise wohltuend weiter. Ihr Geschäftsfreund Feuerbach hatte zu sorgen, daß Geld in ihrem Beutel war. Ab und an tauchte der junge Russe Kamarin als exotische Persönlichkeit auf. Er zog mit den Schwalben hin und her. Im Café am Nollendorfplatze machte er Aufsehen, immer gesucht modern gekleidet, immer die mandelförmigen, dunkeln Augen auf die hübschen Kurländerinnen geheftet, in die er sich der Reihe nach verliebte, ob er auch als Student in Moskau geheiratet hatte. Es hörte sich gut an, wenn er in gebrochenem Deutsch, mit französischen Floskeln vom Elend russischen Jugendlebens erzählte. Der Russe kennt kein Familienleben, keine Jugend. Von der Sekunda an unter polizeilicher Aufsicht, wird er als Student ins politische Parteigetriebe hineingestoßen, hungert sich mit Studentinnen durch die Semester, heiratet die eine oder andere, um billiger leben zu können, und kommen dann die Kinder, so ist das schreiende Elend da. Nur Verschwörungen bringen Abwechselung in dies graue Einerlei. Mit Schaudern hörte Maria, wie Kosaken dann die Studenten in einen Hof getrieben hatten, in sie hineingeritten waren und mit ihren Nagaiken auf die Köpfe losgeschlagen.

Den Krieg hatte Kamarin in Südrußland mitgemacht, die Revolution in Odessa. Da konnte Irmgard von Dreilöwen hören, wie die zwei Söhne Astafs umgekommen waren. Kamarin hatte sie gekannt, fesche Jungen, die ihrem Zaren die Treue halten wollten. Betrunkne Matrosen hatten sechzig Offiziere wie augenlose Katzen im Hafen ertränkt, einen Stein an die Füße jedes ihrer Opfer gebunden. Als später ein Taucher hinuntergegangen war, hatte der die stille Gesellschaft angetroffen, von der Strömung gesenkt und aufgerichtet. Hier hatte ihn ein von Fischen angenagtes Gesicht angelächelt, dort ein Arm an die Schulter gestoßen, einer sich zwischen seinen Beinen erhoben,

immer noch alle wie lebendig, auf und ab, ab und auf, von den Steinen gehalten. Nach einer Woche war der Mann in ein Irrenhaus abgeliefert.

Gleichmütig, mit elegantem Tonfall erzählte Feodor Kamarin auch das Grauenhafteste. Er verkehrte mit diesen Deutschen, weil er für sein großes, heiliges Rußland Rettung von ihnen hoffte, und die Balten sollten sie bringen. Wanda wäre ihm am liebsten um den Hals gefallen. Das war so ihre Sphäre, wenn sie ihn demonstrieren hörte: „Aber ich bitt' Sie, gnädigste Baronin, Rußland ist zu groß, um unterzugehen, Kurland zu — zu aimable. Ah, comme je l'admire, ce pays-là, wie — wie ich es — bedaure."

„Bewundre, bewundre, Herr Feodor."

„Naturellement, c'est ce que je dis. Um mich dürfen Baronesse nicht bange sein. Ich bin Bolschewist unter Kappe, wie sie trug Siegfried bei die Burgunden. Tran — Tarn, nu wie sagt man? Ich nehme Geld von Lenin und treibe eigne Politik."

„Aber das ist zu gewagt. Sie werden sehen, es nimmt ein schlimmes Ende."

„Nu, dann werden Baronesse kommen an mein Grab, zu lesen ein Gebet." Er lachte leichtfertig mit weißen Zähnen und vertraute dann wieder Gustav ernsthaft an, wie die zaristische Bewegung immer weitere Kreise zog. Dann verschwand er wieder auf Monate, wer weiß wohin.

Karl Nettelhorst betrieb seine stillen Geschäfte, die in den „Baltischen Blättern" laut wurden. Große Gesellschaften machten ihn stumm, auch von seiner Studentenzeit sprach er nicht mehr gern. Man hörte ihn selten lachen.

„Ich habe Heimweh, möchte wieder deutsche Jungen in Mitau zwiebeln," entschuldigte er sich kurz, wenn Kusine Anna ihn ausholen wollte. Er vermied es, mit ihr allein zu bleiben, und sah ihr fast finster nach, wenn sie durch das Zimmer ging. Und doch wußten Gustav und Heinz, was sie an ihm hatten, und ließen nicht locker. In seinen Vorträgen hörte er nicht auf, vor den Bolschewisten zu warnen, deren Geld schon unheimlich in Deutschland zu wirken begann. Wenn doch nur endlich diese Ungewißheit vorüber wäre, die wie ein Grabstein auf all den Vertriebenen lastete. Im nächsten Monat sollte über das Agrargesetz abgestimmt werden, ob es ein Grabstein für viele werden sollte. Ferland sollte die Entscheidung bringen.

Wer war Ferland Rudsit?

Feuerbach erfuhr, daß er der Sohn eines Letten in Steinsee wäre. Seine Mutter aber war deutsche Jungfer oder Wirtschafterin im Schlosse gewesen. Also stand er zwischen lettischen und deutschen Einflüssen. Mit den herrschaftlichen Kindern hatte er spielen dürfen, Graf Hugo hatte ihn bilden lassen. Dann war er in die harten Fäuste des Oberförsters Nettelhorst geraten, der einen echten Waldmenschen aus ihm gemacht. Finster hatte er sich seitdem von den adeligen Jungen ferngehalten. Nur der blonde Udo hatte sich nicht abschütteln lassen, und mit unbegreiflicher Ausdauer ertrug der Naturbursche des kleinen Freundes anspruchsvolle Quälereien. Nun sollte er den kranken Förster nach Harzburg begleiten und dort bei Udo bleiben.

Ehe sie aber alle zum Sommeraufenthalt rüsteten, hielten noch zwei ernste Feiertage sie in Berlin fest, die Lutherfeier und die Bestattung der deutschen Kaiserin. Als gute Evangelische und treue Monarchisten wollten sie dabei sein. Sie hatten die Freude, ihren kurländischen General-Superintendenten in der Dreifaltigkeitskirche predigen zu hören, und in der Klosterkirche sahen sie das Spiel „Luther in Worms" mit Chor und Gemeindegesang. Die Szene war einfach in den Chor der alten Kirche hineingebaut.

Einmütig, in tiefer Trauer nahmen sie an der Feier in Potsdam teil, überwältigend in ihrer völligen Schlichtheit, im wunderbaren Rahmen des großen Parkes und der Architektur des Schlosses. Magda von Linden sah sich am Arm des Grafen Plettenberg von der Rampe des Schlosses die endlose Kette der Deputationen an, die in tiefer, andächtiger Stille der gleichgestimmten Menge am Freundschaftstempel vorbeidefilierten. War die Tote doch auch eine arme Flüchtige, Verbannte gewesen. Und Eberhard von Monheim hatte das Wort geprägt von dem zweiten Wilhelm von Holland, dem großen Schweiger. Nur daß der erste vor der Tat geschwiegen, der zweite nachher, und waren beide der Hinterlist ihrer Feinde erlegen. — Tief bewegt hatte auch Anna Nettelhorst zugeschaut. Die hohe Dulderin mußte sie verehren, die es verstanden hatte, ihr Frauenschicksal der Not des Vaterlandes unterzuordnen.

Als sie das dem neben ihr stehenden Vetter Karl zuflüsterte, zuckte der die Schultern und erwiderte ablehnend: „Willst du ihr nachleben? Dann sieh dich vor, daß dein kleines Schicksal dir nicht über den Kopf wächst. Im Grunde genommen hat doch jeder Mensch seinen eigenen Gott und seinen eigenen Teufel, die um ihn raufen."

Was sollte das jetzt? Was war aus dem einst so mitteilsamen Jungen geworden? Er

konnte geradezu verletzend werden. Als sie sich von ihm abwandte, begegnete ihr Blick dem forschenden Auge Gustav von Lindens, der seiner Mutter von der Rampe hinunterhelfen wollte. Ein gelber Rosenstrauß in seiner Hand wurde ihm hinderlich. Suchend sah er sich um.

„Bitte, Baron," sagte Anna wie selbstverständlich und hielt ihm den Strauß.

Da war er hurtig bei ihr und zog den Hut. „Ich danke Ihnen, Fräulein Nettelhorst," flüsterte er ihr zu. Sein Lächeln hatte dann immer, als wäre er längst verheiratet, so etwas Väterliches, fast Spielerisches jungen Mädchen gegenüber, seine Augen etwas Schmeichelndes, beinahe Gefährliches. Auch seine überredende Stimme, als ob er zu einem Kinde spräche, kannte Anna nur zu gut.

„Wenn ich nur wüßte, wohin mit dem Strauß," sagte er halblaut.

„Dort schichten sie die Kränze, sehen Sie, dort. Sie müssen in die Reihe treten."

„Nochmals herzlichen Dank."

„Keine Ursache, Baron. Für Ihre Mutter tat ich es gern."

Und dann schoben sich Fremde zwischen sie. Majestätisch anschwellende Trauermusik verschlang jeden Laut.

Auf Heinrichs Schulter in der dritten Reihe saß Udo und sah mit hochroten Wangen die Offiziere vorübergehen. — „Jetzt," zischelte der Bruder und kniff ihn in die linke Wade. Zwei hohe Gestalten in Offiziersmänteln traten aus dem Mausoleum. Über ihren Köpfen wehten weiße Federbüsche. Ehrerbietig grüßte die Menge, ein Murmeln lief von Reihe zu Reihe.

Hindenburg und Ludendorff!

Leise, ganz leise sprach Udo die Namen nach. Dann ließ ihn Heinrich auf den Boden herunter.

Hinter ihnen auf einem Prellstein ragte Otto Gutlieb auf und hatte sein besonderes Theater. Von Rührung oder Ergriffenheit keine Spur. Das wäre nicht zeitgemäß gewesen. Was war auch weiter Großes daran? Man stand sich die Absätze in den Leib, schrumpfte zum Dachs zusammen und sah die doch nicht, die man sehen wollte. Was hat der Mensch davon, wenn er sich sagt: Da drin im Sarge liegt sie? Das müßte doch bewiesen werden. Heutzutage glaube man an nichts als an Beweise. Darin waren diese Trauernden noch rückständig, von Hindenburg an bis zum Milchbart Udo herunter. Sie hatten alle an Deutschland geglaubt und hatten sich versehen. Deutschland war schon längst eingesargt, ehe es sich selbst im Weltkrieg aufgab.

Nein, Otto Gutlieb rechnete nur mit realen Größen. So überdachte er eben seinen Sieg über den Herrn Papa. Dem hatte er nachgewiesen, daß dies elende Berlin nicht reif für klassische Musik wäre. Also wollte Baron Eberhard seine Ideale ablegen und weiterziehen, an den Rhein, wie es hieß, in noch unbesetztes Gebiet, wo er mit estländischen Herren und livländischem Gelde ein neues Geschäftsunternehmen begründen wollte. Das Café hinterließ er seinem hoffnungsvollen Sprößling, der sofort mit Kino, Kabarett und Nackttänzerinnen angeknüpft hatte. Er wußte, was für diese Leute taugte, und wollte sie kitzeln und rupfen, daß sie schon wiederkäuen sollten. Erst aber wollte er sich dafür rächen, daß dieser Adel ihn nicht für voll nahm und Anna Nettelhorst ihn nicht mehr grüßte.

Ein großes Abschiedsfest hatte er für sie entworfen. Die Idee stammte vom Vater, die Ausführung übernahm der Sohn. Sie hatten von den bals des victimes nach der ersten französischen Revolution gehört, nur für solche, denen die Guillotine mindestens einen Verwandten gefressen hatte. Da hatte der Herr seine Dame mit einem unheimlichen Zurückwerfen des Kopfes zum Tanz aufgefordert, als spränge er unter dem Fallbeil vom Rumpfe. Nun wollte Otto Gutlieb sich etwas Ähnliches, Pikantes für die Kurländer ausdenken. Denn dieselbe Tanzwut wie damals hatte jetzt ja auch Deutschland befallen. Also sollte das Café am Nollendorfplatz zum letztenmal alle Balten vereinen, die durch Weltkrieg, Revolution, Bolschewisten Opfer zu beklagen hatten. Für die Konzertnummern ließ er den ästhetischen Vater sorgen. Durch Litfaßsäule und Zeitung forderte Baron Monheim die Landsleute jedes Standes zu einer geschlossenen Abendunterhaltung auf. Die sollte anders als Luther und die tote Kaiserin wirken.

Von Otto Gutlieb sollte man in Berlin noch reden. Denn Otto Gutlieb war lebendig und war eine Persönlichkeit.

❧ ❧ ❧

Der gastliche Raum des besuchten Cafés hatte dementsprechend zum 9. Mai des Jahres 1921 feierlich Toilette gemacht. Das Licht der elektrischen Lampen fiel gedämpft von der Decke herab. Alle auffallenden Farben waren vermieden. In den Vasen sah man viel schwarze Stiefmütterchen, dunkle Iris, das junge Laub von Stechpalmen und Blutbuche in stolzen Fächern über den Marmortischen nickend. Das Podium trug violette Draperien. An der

Wand der kleinen Weinstube neben dem Saal wehten Trauerflöre über den Wappen der drei Ostseeprovinzen.

Es machte sich von selbst, daß die Damen Trauer trugen, und die Herren erschienen eben in Schwarz. Stimmung lag von vornherein über der ganzen Herrichtung. In zwanglosem Beisammensein sollte dieser und jener von seinen Schicksalen erzählen. So hatten es sich Baron Monheim und Graf Traubenburg gedacht, der aus Harzburg herübergekommen war und lebhaften Anteil an dieser Veranstaltung nahm. Er hatte nämlich die Absicht, eine Broschüre über das Schreckensregiment in den baltischen Provinzen herauszugeben, und wollte sich von diesem Abend die betreffenden Notizen holen. Kurz und dick war er wie ein Sektpfropfen, ohne Hals, mit einer Speckfalte im Nacken und einem so gutmütigen, einladenden Gesicht, als hätte er den Herrgott zum Frühstück gebeten. Über den bartlosen Wangen saß ein Kneifer auf der dicken Nase. So hatte Monheim ihn den Landsleuten beschrieben. Empfohlen hatte er sich ihm durch das breit-estländisch vorgetragene Verschen:

„Nicht zu närdlich, nicht zu südlich,
Bee Kuronen is jemitlich."

Sonst wußte man nur noch von ihm, daß er der lustige Mann seiner reichen Frau war, die mit ihrem Gelde im Harz ein Baltenheim geschaffen hatte, das an die Heimat erinnern sollte. Ihren einzigen Sohn hatte sie, der Vaterliebe nicht allzu nah, nach Misdroy in die Baltenschule gegeben.

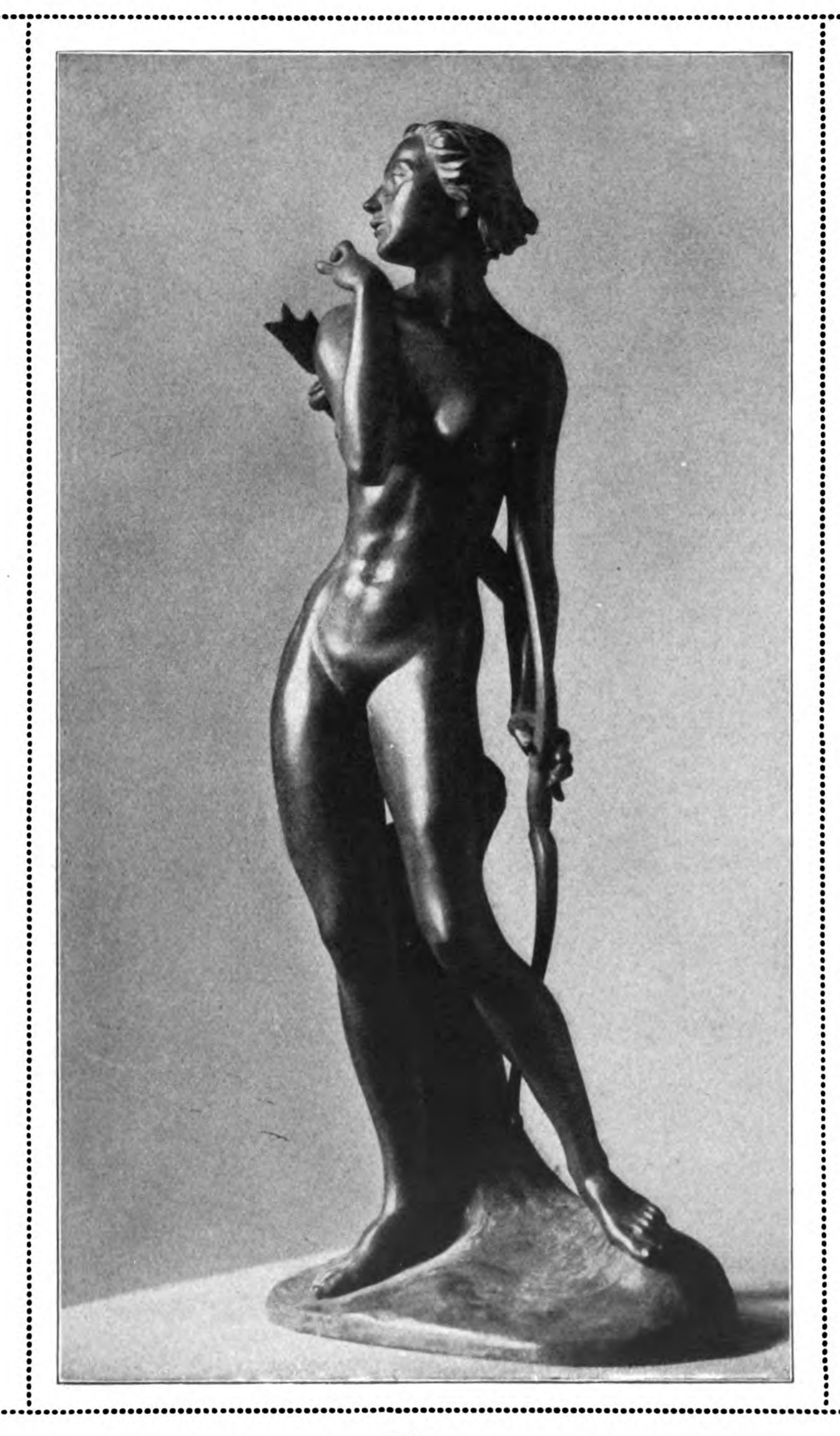
Für das große Publikum blieb das Lokal an diesem Abend geschlossen, nur durch Karten war der Eintritt möglich. Die grauen und weißen Köpfe herrschten vor. Freundlich bot man ihnen die behaglichsten Sitze. Magda von Linden in schwarzem Samt saß bei ihrem alten Pastor, Graf Plettenberg neben seinem kranken Förster. Kleine Kreise fanden sich zusammen. Junge Mädchen der Gesellschaft schenkten Kaffee und Wein aus. Die jüngst aus den Baltenlanden Gekommenen wurden am dichtesten umdrängt. Monheim verstand es, durch ein geschickt gewähltes Konzertprogramm, durch Trio, Solo-, Chorgesang und eignen Klaviervortrag die rechte Stimmung zu halten. „Die Litanei am Tage aller Seelen, die vollbracht ein banges Quälen" machte den Anfang. Es war wie Totensonntag in der Kirche. Chopins Trauermarsch folgte. Eberhard von Monheim klopfte wieder mit seinem Dirigentenstabe auf das Pult. Ein Männerquartett trug Scheffels Lied der Waldfrau vor. „Wir ziehen stumm, ein geschlagnes Heer ..." Wie das an die Herzen rührte! Es mochte so mancher in der Gesellschaft sein, der sich so ein „trotziges Ende der Welt" wünschte, um „die Winternacht darauf zu verträumen". Nur daß diese Notzeit für Träume wohl noch zu laut war.

Und dann wurde es still, ganz still im Publikum. Monheim führte an seinem Arm Irmgard von Dreilöwen auf das Podium. Zum erstenmal hatte sie sich erbitten lassen. Anna Nettelhorst wurde von Gustav von Linden hinaufgeleitet. Und in der richtigen Voraussetzung, daß unter Balten auch das Weiche, Rührende nicht fehlen dürfte, stimmte Eberhard am Klavier Rückerts ewig jungen Schwalbensang an. Glänzend schwebte Annas glockenheller Sopran zur Decke auf, von der Baronin fein geschultem Alt gehalten. „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit ..." Jeder Zuhörer empfand, wie weit das lag, was einst sei gewesen. „Als ich Abschied nahm ..." Jawohl, damals ... Und jetzt alles leer, alles leer. Der liebe, traute Sang gewann für die meisten eine ganz besondere, düstre Deutung. Aus ihnen heraus hatte das Lied geklungen. Wie ein Seufzen ging es durch die Reihen.

Und nun kamen die Toten dran. Erzählt sollte werden, die Stillen aus ihren Gräbern herausgerufen werden. Und sie stiegen herauf, lautlos schwebten sie durch die Reihen der Lebenden, erstorbne Klagen, Anklagen auf den Lippen, Sehnsucht nach dem Leben noch in den dunklen Augenhöhlen. Es war, als ob sie noch einmal durch die Stube gingen, nach warmen Händen greifen wollten, mit trocknen Lippen nach einem Weinglase schauten und traurig hinschwanden, weil niemand sie sehen durfte.

Graf Traubenburg machte seine Notizen. Länger oder kürzer, je nach Bedürfnis, erzählte ein jedes von seinem Verlust. Und die am einfachsten sprachen, ergriffen am tiefsten. Von Bolschewisten erschossen, von Kosaken totgeschlagen, im russischen Heer gefallen, an der Westfront vermißt, dem Flecktyphus erlegen, in Sibirien erfroren, ertränkt. So ging es fort. Hier und da stand einer auf und sagte nur: „Meine Frau, zwei Söhne, eine Tochter." Und dann die Todesursache dazu, in grausigem Einerlei.

Karl Nettelhorst berichtete, wie er von Bolschewisten von Mitau nach Riga mit dreihundert Gefangnen getrieben war. Wer nicht weiter gekonnt, war erschossen worden. Bei einer Salve hatte er sich wie tot in den Graben der Landstraße geworfen und hatte auf allen Vieren kriechend Mitau wieder erreicht. Maria von Lintfels war in einem



Diana
Bildwerk von Prof. Richard Langer

furchtbaren Rigaer Kerker gewesen. Kirchenlieder singend, waren die Opfer wie die ersten christlichen Märtyrer zu ihren Gräbern gegangen, und ihre Mörder hatten gewartet, bis das Lied zu Ende gewesen. Hatten sie sich geweigert, von Blutarbeit angewidert, dann waren zwanzigjährige lettische Weiber eingetreten, in Samt und Seide, gestohlne Diamanten in den Ohren. Als es den Bestien zu langsam gegangen, hatten sie Handgranaten in die Zellen geworfen oder reihenweise mit Maschinengewehren abgeschlachtet. Wie durch ein Wunder war die blasse Maria beim Einzuge der Landeswehr errettet worden.

Zuletzt stand ein untersetzter Weißkopf auf. Da schwieg jeder Laut. Schlicht, als ob er den Text einer Predigt ablese, sagte er: „Von den Bolschewisten erschossen meine Frau und ein Sohn, meine Tochter am Typhus im Kerker gestorben, im Weltkrieg ein Sohn auf russischer Seite gefallen, einer auf deutscher. Sie haben sich gegenüber gestanden. Ein Sohn noch im Irrenhause, weil er die Mutter sterben sehen mußte. Dieser hier jetzt mein Einziger." Und er legte seine rote Hand auf Karl Nettelhorsts dunklen Kopf.

„Pastor Nettelhorst, der Pastor von Hagen und Steinsee," so lief es von Tisch zu Tisch. Karl war blasser als sonst. Er machte eine Bewegung, als wollte er des Vaters Hand abschütteln, und zog sich auf seinen Sitz zurück. Denn er fühlte das Zittern, das den alten Körper faßte. Frau Magda streichelte gütig über die runzlige Hand.

Da erhob sich neben ihm, auf einen Stock gestützt, sein Bruder Ulrich. Trotz seines gebeugten, siechen Körpers überragte er sie noch alle. Seine großen Brillengläser blitzten, in gewaltigen Zotteln hing sein langer Bart von den eingefallenen Wangen auf die müde Brust herab. „Und ich, meine Herrschaften," keuchte er wutbebend. „In unserm roten Jahr habe ich eigentlich niemand verloren. Denn meine Frau starb schon vor Aufregung, ehe die Bande kam, im Wochenbett und nahm ihren kleinen Sohn gleich mit sich. So lieb hatte sie ihn. Als aber die Hunde in meinen Wald drangen, da habe ich fünf von ihnen durch meine Buschwächter fassen und an unsern Eichen aufknüpfen lassen, wenn's nach mir gegangen wäre, den Kopf nach unten. Gott war mein Zeuge, ich konnte nicht anders." Wie erstickendes Schluchzen stieß er den Atem aus den Lungen. Ein muntres, braunlockiges Mädchen, das die hellen Augen nur schwer ernst einstellen konnte, schmiegte sich an des grimmen Försters Schulter.

Graf Traubenburg bewegte seinen Notizstift nervös zwischen den Fingern und fragte mit ehrfürchtig gedämpfter Stimme: „Hat jemand auch unter deutscher Okkupation gelitten?"

„O ja."

Alle Köpfe fuhren herum. Es war ein wildes, wehes O—ja, das aus dem fernsten Winkel kam. Ein vierschrötiger, derber Bursch in schlichter Lodenjoppe erhob sich schwerfällig. Die graublauen Augen waren weit aufgetan, als wehrten sie die neugierigen Blicke ab. Seine wie aus Eichen geschnitzten Glieder stießen sich ungelenk an Tisch und Stuhl. Alle Augenblicke fuhr er mit beiden Bärentatzen durch seinen strohgelben, langen Bart.

„Wer sind Sie, wenn ich fragen darf?"

„Ferland Rudsit."

„Und wie kommen Sie hierher? Ihr Name, verzeihen Sie, klingt nicht deutsch."

„Sie brauchen mich nicht um Verzeihung zu bitten. Ich bin Lette. Aber meine Mutter war eine Deutsche. Und wenn hier Opfer aufgezählt werden — ich habe auch geopfert. Als Letten haben die Preußen mich eingelocht. Meinen Vater haben sie als Spion erschossen. Und er war doch kein Spion, nein, nein."

Durch die peinliche Stille flog ein kleines mokantes Lachen. Der Herr Ober Otto hatte es sich erlaubt. Er hatte eben nichts anderes zu tun und stand an die Wand gelehnt. Aber da fuhr er zusammen. Denn der blonde Hüne hob die Schultern und drohte mit der Faust herüber.

„Nimm dich in acht, Otto Gutlieb. Dir bin auf der Spur. Ist es heraus, daß du meinen Vater angegeben, dann nimm dich in acht, sag' ich dir."

„Aber, ich bitt' Sie, meine Herren! Meine Herren ..." rief Traubenburg.

Eberhard Monheim winkte dem Sohne abzutreten und lenkte ein: „Woher kommen Sie jetzt, Herr Rudsit?"

„Jetzt aus Schlesien mit dem Herrn Oberförster, vor einer Woche aus Mitau. Mitau läßt grüßen."

„Mitau? Aus Mitau!" Ein einziger Ruf flog durch den Saal. Und dann aufgeregte Stimmen.

„Was haben Sie gesehen?"

„Wie sieht es in Mitau aus?"

„Wie leben die Mitauer jetzt?"

„O meine Herrschaften, wie in einer Räucherkammer. Hauswände geschwärzt, öffentliche Gebäude ausgebrannt, ganze Straßen unbewohnt. Die Zäune verheizt, Nesseln auf den Bürgersteigen. Im zerstörten Herzogsschloß haben die Bolschewisten ge-

haust, in der Gruft die Zinksärge aufgerissen, die Gerippe der Herzöge auf der Floßbrücke ausgelüftet, mit Kinderschädeln Ball und Kegel gespielt."

Die Stimmung wollte umschlagen. Alter Kurlandtrotz faßte die Gemüter. Baron Eberhard wollte noch einmal besänftigen und klopfte mit seinem Stabe an. Aber da drängte sich der alte Plettenberg ans Pult heran und rief mit eindringlicher Stimme hinauf: „Pardon, Liebster, aber ich glaube wirklich, daß wir augenblicklich nicht imstande sind ... Höheres steht auf dem Spiel. Und ich meine in aller Sinn zu sprechen, wenn ich den Herrn Landsmann bitte, etwas mehr zu erzählen. Die Sitzung der Konstituante muß gewesen sein und das Agrargesetz ..."

„Ist in dritter Lesung angenommen." Wie leises Bedauern ging es durch Ferlands Worte. Er mußte wissen, es waren Schicksalsworte. Der Telegraph hatte schon Ähnliches gemeldet, man hatte ihm nicht glauben wollen. Hier sprach ein Augenzeuge. „Sechseinhalb Millionen Morgen Privatbesitz sind entschädigungslos verstaatlicht, nationalisiert, wie man jetzt sagt."

Also entlud sich das Gewitter, das monatelang über diesen Häuptern geschwebt hatte. Es hatte eingeschlagen. Aber nicht ein Ausbruch des Zornes folgte. Ernst und würdig saß jeder aufrecht. Man sollte merken, daß sie aus guter Kinderstube kamen. Merkwürdig, daß gerade ein Lette es ihnen sagen mußte, was sie im Handumdrehen zu Bettlern machte. Ferland mußte fühlen, wie schwer seine Worte lasteten.

Also fügte er begütigend hinzu: „Den bisherigen Besitzern sind ihre Schlösser bis zum Herbst noch gelassen. Dann sind sie Landlose und haben, sobald sie lettische Untertanen werden, gleichfalls Anspruch auf so viel Land, als sie selbst bebauen können."

„Für wen aber die Masse von Großbetrieb?"

„Zu Siedlungen für landlose Mitbürger."

„Tagediebe!" zischte Heinz dem Vetter Gustav zu.

„Wohnstätten für die aus Rußland heimkehrenden Letten."

„Bolschewisten, Halunken," unterbrach ihn Karl Nettelhorst.

„Und die eingezogenen Privatforsten," rief der alte Förster, der nur mit Mühe an sich hielt. „Die sollen Handelsobjekte der Regierung werden, um den Staatsfinanzen aufzuhelfen. Unsinn, nichts als Unsinn! Wollen England wieder den Wanst füllen, vor dem diese Nationalen speichellecken. Einige ausländische Staaten sollen schon angefragt haben, ob nicht die Bewirtschaftung der Güter ihren Besitzern wenigstens bis zu ihrer völligen Entschädigung gelassen werden sollte. Deutschland, Ferland, war nicht darunter?"

„Deutschland, nein. Hätte auch nichts genützt. Der Landhunger war zu groß. Sie wollen alles haben, ob auch die Landlosen schon an einem Drittel des Ganzen genug hätten."

„Aber ich bitte —, bitte, mit welchem Recht?" fragte Traubenburg entsetzt.

„Nach dem in Lettland noch geltenden russischen Rechte, das Ausländern Immobilienbesitz nicht gestattet."

„Ausländer, wir!" Gustav hielt kaum mehr an sich.

„Also zum Diebstahl noch der Hohn," rief Astav von Dreilöwen mit gesträubtem Bart. Nur durch Irmgards kleine Hand wurde er gehalten. Sonst hätte er vergessen, daß Damen zugegen waren.

Doch Graf Plettenberg hielt sie alle in Schranken. Nur am leisen Fingerspiel über seinem Westenschlitz merkte man das klopfende Herz. Äußerlich ruhig wandte er sich an die Damen: „Aber ich glaube wirklich, meine Herren, daß unsere Damen zu kurz kommen dürften. Ich hoffe im Namen aller zu sprechen, wenn ich unsere beide Sängerinnen bitte, das Lied von der Jugendzeit noch einmal zu singen. Ich meine, wir Balten haben das Recht, jetzt einen ganz besonderen Sinn hineinzulegen."

Still wurde es wieder. Dort nagte einer die Unterlippe, ein andrer ballte die Hand zur Faust. Wieder schwebte die süße, traurige Weise über den Heimatlosen. „O du Heimatflur, o du Heimatflur ..."

Gustav merkte, daß ihm die Tränen aufstiegen. Trotz seiner dreißig Jahre, durch der Mutter Strenge und die ernste Kriegszeit zurückgehalten, fühlte er eigentlich noch wie mit zwanzig Jahren.

„Ist das Herz geleert, ist das Herz geleert, wird's nicht mehr voll."

Nein, so nicht, so nicht! Gustav fieberte, das Herz schwoll ihm bis zum Halse. Wut, Wehmut, Sehnsucht, Liebeslocken übermannten ihn. Er vergaß, daß ältere Herren rechts und links saßen. Anna hatte zu ihm hinübergeschaut. Sie rief ihn auf. Es mußte sein. Er schlug an sein Glas.

„Liebe Landsleute, verehrte Damen und Herren! Das Herz ist noch nicht geleert, darf noch nicht leer sein. Wer von uns kennt nicht den Schwalbenflug um Stall und Scheune, nicht das Zirpen und Zanken der jungen Nestlinge, nicht dies hohe oder tiefe Fliegen, wonach wir das Wetter voraussagten? Schwalben kommen, Schwalben

gehen. Machen wir es ihnen nach. Gönnen wir unsern Feinden nicht den Triumph, daß wir kleinmütig unterducken und auf unser Erb und Eigen verzichten. Was, wo wir an Großmutters Knie uns zum ersten Male aufgerichtet, auf Mutters Schoß gesessen, vom Vater auf den ersten Sattel gehoben sind, wo wir unsre Weihnachtstrompete geblasen, gekrebst, geangelt, gejagt haben — da dürfen wir nicht mehr hin? Warum nicht, was haben wir verbrochen? Weil irgendein Vorfahre roh zugepackt und den Undeutschen als Freiwild angesehen hat, darum sollen wir von Haus und Hof? Haben wir durch jahrhundertlange Kulturarbeit nicht alte Sünden gutgemacht? Hat unsre Landeswehr gegen die Bolschewisten nicht auch lettisches Land befreit? Hat dadurch nicht so manches Talent brach gelegen? Ist nicht Lebensglück verschüttet worden? Einer ist fünf Jahre lang um seine Fortbildung gebracht, ein anderer sechs Jahre lang verlobt gewesen. In Kohlengruben und Torflagern müssen unsre Studenten sich noch jetzt ihr Feriengeld verdienen. Und das alles um nichts? Nein! Wir gehen in die Heimat zurück. Fangen wir als Landlose auf kleinen Parzellen an. Einen Pflug in der Hand, einen Jagdhund an der Seite, die rechte Frau im Arm, und wir wollen den sehen, der glücklicher als wir sein könnte. Die neu zu erobernde Heimat, sie lebe, wachse, blühe, gedeihe durch deutsche Kraft, deutschen Fleiß, deutsche Einigkeit!"

Frohgemut schlugen die Gläser aneinander. Gustav hatte so sehr den rechten Ton getroffen, daß alle aufatmeten und Baron Eberhard, in seinem Programm gestört, halblaut, ratlos fragte: „Ja, was nun?"

„Tanzen!" rief Gustav mit glühenden Wangen.

Richtig! Ein bal des victimes. Da saß auch Eberhard schon am Klavier und schlug den Lockton an. Der fiel in deutsches Blut. Junge Hände räumten die Saalmitte leer. Strauß' Rosen aus dem Süden! Zwischen Trauerflor und schwarzen Stiefmütterchen schwebten in wiegendem Takt die Paare hin, Anna in Gustavs Arm. Er wußte, wie er sie versöhnen könnte, er fühlte es am Druck ihrer Hand. So hatten sie zu Hause, in Mitau, auf Bauernhochzeiten und Pongobällen gewalzt. Erinnerung sollte für ihn bitten. Nur daß sie nicht mehr die Augen aufschlug, die er auswendig zu kennen meinte und doch so gern wieder befragt hätte.

Hinter ihnen tanzte Graf Heinz mit Gretchen Nettelhorst und schien ihr einen seiner gepfefferten Witze ins Ohr zu flüstern. Denn sie lachte hell auf. Nein, daß ein Mensch so unbefangen lachen kann! Gustav fiel es auf, so bemerkte er nicht, daß Anna sich unwillig umsah. In demselben Augenblick stießen die Paare zusammen und wurden an einen Tisch gedrängt, worauf es bedenklich unter Tassen und Gläsern klirrte. Gretchen kam aus dem Takt und wäre gefallen, hätte Gustav sie nicht gehalten. Da lachte sie ihn an. — Nein, daß Augen so lachen können!

„Vorsicht, kleines Fräulein! Sonst gibt es Scherben," mahnte er fast väterlich.

„Ach, das erinnert so an Polterabend."

„So? Nicht noch etwas zu früh?"

Sie spitzte die Lippen. Beinahe wäre eine lustige Antwort gekommen. Da wurde sie von einem andern Tänzer geholt. — Anna verlor die Lust. Ihr fiel ein, daß vor hundert Jahren in Paris noch in den Kerkern getanzt worden war, ehe es zum Tode ging.

Aus ihren trüben Gedanken riß sie heftiges Streiten am nächsten Tische. Da bewies Karl Nettelhorst dem Ferland Rudsit, daß die Letten die Masse Land verwirtschaften würden. Es fehle die Produktionslust, das Kapital der Großgrundbesitzer, der Boden würde unvollkommen bearbeitet, private Unternehmung hörte auf, das heruntergebrachte Land bliebe ohne Aufbesserung. Ein planmäßiger Verfall der gesamten Wirtschaft stände bevor. Durch Hunger erst würde der Lette einsehen, was für ein Halunke er gewesen.

Ferland wurde dunkelrot. „Sie vergessen, Herr Nettelhorst, daß Sie zu einem Letten sprechen."

„So? Ich dächte, ein Lette in dieser Gesellschaft müßte sich solche Ansichten gefallen lassen."

„Und ich meine, daß Sie mit Ihrem schroffen Aburteilen wohl nie den Weg nach Hause finden werden. Die Zeiten haben sich geändert. Sie werden den Letten schon gelten lassen müssen."

„In dieser Abendgesellschaft doch wohl nicht!" rief Gustav vom nächsten Tisch herüber.

Ferland fuhr auf: „Soll das heißen ..."

„Nehmen Sie es, wie Sie wollen."

„Sie erlauben sich hier Dreistigkeiten, Herr Baron ..."

Beide Gegner maßen sich mit heißem Blick, in dem der ganze nationale Haß lag.

Da besann sich Ferland. Anna hatte sich wie zufällig zwischen beide gestellt und sah sie zwingend an. Demütig neigte der Lette seine breite, vom kurzen Blondhaar umrahmte Stirne: „Verzeihen Sie, Fräulein Nettelhorst, ich sah Sie nicht. Bin schon wieder vernünftig. Aber Sie hörten, daß

ich in dieser Gesellschaft störe. Guten Abend."

Da flog ein jauchzender Ruf von der Tür herüber. Graf Udo, in blauem Samtkittel, der den Vater abholen sollte, hatte den großen Freund bemerkt. Da hing er schon an seinem Halse, und Ferland mußte alle Liebkosungen über sich ergehen lassen, die er mit plumper Zärtlichkeit abwehrte. Vom kurischen Walde sollte er erzählen, ob die Fox-Terriers in Steinsee schon Welpen hätten und die Zigeuner schon zum Jahrmarkt gewesen wären.

Unangenehm berührt sah der alte Graf herüber. Umsonst versuchte Heinz den Bruder fortzuziehen. Gretchen lockte mit Kuchen und Schokolade.

„Junge, Junge, artig!" rief Frau Magda streng.

Nur Anna und Frau Irmgard freuten sich diskret an dem hübschen Bilde, wie der zehnjährige Heißsporn um den starken Freund warb, den ihm die Heimat geschickt hatte.

„Udo, Udo," mahnte der Vater. „Immer hübsch ritterlich. Du quälst den Herrn. Es ist spät. Du mußt ins Bett."

„Ich bring' ihn ins Hotel, wenn Herr Graf gestatten. Wir haben uns noch viel zu erzählen."

So überwand Ferland die Verstimmung in guter Manier. Wohl oder übel mußte der Graf sich noch bedanken.

„Und Gretchen kommt auch mit," kommandierte der Kleine, da er sie schon in ihrer Straßenjacke sah. So marschierten sie ab.

„Du, da geht Kurlands Poesie," flüsterte Irmgard Baron Astaf zu, der ihr freundlich zunickte. Auch sie verlangte nach ihrer kleinen Schar. Allmählich brachen die Damen auf. Manche unter ihnen hatten die kleine Tanzimprovisation nicht ganz zeitgemäß gefunden. Man ging wie von einem Begräbnis, und zu Begräbnissen tanzten doch nur Bauern.

„Aber ich bitte Sie, meine Damen," lenkte Frau Irmgard liebenswürdig ein, „Jugend nimmt es leichter. Bedenken Sie doch, wie lange unsere jungen Mädchen nicht getanzt haben. Ich kenne welche, die ohne einen einzigen Kasinoball in die Ehe hineingeraten sind."

Die Herren blieben noch. Es war, als wollten sie vor dem grauen Elend sich noch einmal des Lebens freuen. Die Weinstube füllte sich. Man sah viele gerötete Gesichter und hastig greifende Hände. Jetzt erst brach das heraus, was die Gegenwart der Damen zurückgehalten hatte. Durch Zigarrenrauch und Knallen der Sektpfropfen wogte lautes, zornatmendes Gespräch.

In einer stillen Ecke erzählten sich die Brüder Nettelhorst ihre Schicksale. Pastor Anton konnte sich an die harten Köpfe seiner Bauern nicht gewöhnen, sie verstanden ihn nicht. Kremlingen im flachen Lande der Spargeln erinnerte so gar nicht an Kurland. Er, der mit zwölf Arbeitspferden und zehn Dienstboten wie ein kleiner König gewirtschaftet hatte, fand sich in den bescheidenen Betrieb nicht hinein. Seine Gemeinde erzog ihn, schrieb vor, was sich für einen Pastor schickte und nicht schickte, aber seine alte, efeubesponnene Kirche blieb leer. Als er einmal die Dorfkinder mit Kaffee und Kuchen bewirtet, mußte er hören, daß er sich noch um Hab und Gut bringen würde. Auch Bruder Ulrich gefiel es beim schlesischen Magnaten nicht. Stroppen lag ja ganz hübsch ländlich. Den letzten Häusern gegenüber war Wald und Feld. Drüben im Abendnebel spielten wilde Kaninchen am Wiesenrain, und Rehe traten aus dem Buchendunkel. Sein Forsthaus verschwand geradezu im Waldschatten. Doch dieser Wald gab nichts zu raten, war wie eine aufgeräumte Stube, in der man sich nicht verirren konnte. Ganz nett auch die Spielerei mit der Fasanenzucht, deren Küken in verstellbaren Häuschen von Hühnern ausgebrütet wurden. Stieß er abends ins Horn, so kamen Tausende von jungen Fasanen zur Fütterung aus dem Busch. Aber da überraschte nichts mehr. Diese Forstwirtschaft war ihm schon zu kultiviert. Auch hier fanden sich die beiden Landschen ins Getriebe der Großstadt nicht hinein. Anton machte das Tuten der Autos wild, Ulrich behauptete, hier stinke es. Also brach Karl mit ihnen auf, da die Gesellschaft immer mehr eine Unter-uns-Gesellschaft zu werden schien.

Einmal, nur einmal noch etwas Karnevalsspuk, ehe Aschermittwoch anrückte. Später wollten sie karren und schuften, jetzt noch einmal vom goldnen Leichtsinn sich wiegen lassen. Graf Plettenberg dachte an die Soireen des Anitschkowpalais, Gustav an seine Bonner Tage, Heinrich an Rennwiese und Tattersal. Das wußten sie ja alle, daß das Elend vor der Tür stand, aber mit vollen Gläsern, ein pikantes Anekdötchen auf den Lippen, wollten sie es begrüßen. Kurische Gemütlichkeit in Hemdsärmeln machte sich breit. Auch der livländische Baron Astaf und der Estländer Traubenburg fanden sich leicht hinein. Die kleinen Tische rückten immer enger zusammen, die Unterhaltung wurde allgemein. Monheim leitete sie vorzüglich. Mit treuem Herzen wollte er seinen Landsleuten über die dunkle Stunde hinweghelfen. Er berichtete von seinen

neuesten Plänen. An den Rhein wollte er seine Ideale führen, seit Berlin zu proletenhaft geworden.

„Du an den Rhein?“ fragte Plettenberg ungläubig. „Was willst du denn dort?“

„Fürs erste mir einen neuen Hosenboden anschaffen. Mein Berliner ist am Klavier durchgesessen, und die rheinischen sollen besser vorhalten, zumal sie von den Franzosen noch nicht sanktioniert werden. Geschäft, Teuerster, alles Geschäft. Wir werden es lernen müssen, unsre Jagdfrühstücke, Routs, Schneeballabende, und wie diese Kleinigkeiten des Lebens alle hießen, in Kleingeld umzusetzen. Schadet nichts, von Adel kann man dabei immer noch bleiben. Meine Herren, Hand aufs Herz, was ist denn diese Zeit anderes als ein großes Geschäft? Geschäfte, wohin man sieht: dieser Weltkrieg, der Versailler Friede, Spa, London, Boulogne, das Ultimatum — G'schäft alles, G'schäft.“

„In Kurland,“ warf Graf Heinrich ein, „macht der Lette das Geschäft.“

„Wer's glaubt! Jungchen, hörtest du nicht, daß England schon in unsern Wäldern haut? Überhaupt, diese Randstaaten — was sind sie anders als Pfifferlinge am russischen faulen Baumstamm, allwo sie von Verwesung leben. Nee, nee, zu duftig für meine Nase. Ich bin für diese nordischen Pilzsorten viel zu klassisch komponiert.“ Und er sang und schlug den Takt am Tischrande: „Nach Hause gehn wir nicht, nach Hause gehn wir nicht.“

Da war Baron Astaf andrer Meinung, er wollte für seine sechs Jungen Schrittmacher sein, und wenn er auch nur als Buschwächter auf seinem eignen Gute angestellt werden sollte.

Monheim lachte ihm jovial ins Gesicht: „Ja, Baronchen, Sie! Trotz heftigsten Kurssturzes und elender Valuta spielen Sie in hausse und rechnen auf zehnfaches Korn. Sechs Jungens im Weltkrieg, wo soll das hin!“

„Zum siebenten im Frieden,“ rief der Baron seelenvergnügt ins anhebende Gelächter hinein. „Für den Sommer beim Storch schon bestellt. Ist's wirklich ein Bub, so kommen Sie vom Rhein als Taufpate. Soll's gelten?“

Kräftig klatschten ihre Hände zusammen. Und dann wollte Graf Traubenburg wissen, wer noch nach Kurland heimzukehren gedächte. Erst wurde es still. Ein Schmunzeln flog über „die Jungen“ hin, wie Monheim sie nannte. Gustav sah sich um. Was, keiner?

Da schnellte Heinz auf: „Ich!“

„Ich, ich und ich!“ scholl es freudig im jüngeren Chor. — „Und ich!“ schloß Gustav jauchzend, in anhebendem leichten Rausch.

„Aber das sag' ich euch, Jungvolk,“ schrie Monheim in den heftigen Tumult hinein, „daß ihr mir zuerst hier in Deutschland heiratet! Dort einmal in der Ackerfurche kommt ihr nicht dazu. Eure Weiblein werden sich auf das Erobern der alten Erde besser verstehen und euch die Kinder in die Weizenfelder und auf den Heuboden setzen; darüber werdet ihr noch stolpern, paßt auf. Und Zwillinge, mitunter Zwillinge, das bitt' ich mir aus. — Was is, Hujo, bist du mit von der Partie? Na, na, friß mich nicht gleich. Niemand verlangt Zwillinge von dir. Aber ob du Steinsee wiedersehen willst, möchte ich wissen.“

„Von lettischen Fingern betastet, was meine selige Frau gepflanzt? Verwirtschaftet, was mein alter Nettelhorst in Schläge eingeteilt? An meinen Schreibtisch treten, den habgierige Hände mit schwarzen Nägelrändern durchwühlt? Pfeifen rauchen, die in stinkenden Mäulern gesteckt? Nein, danke. Muß es sein, so sollen meine Söhne hin, auch der Udo, den ihr mir erst von der Seele abknöpfen müßt. Er soll zu den Gräbern unsrer Ahnen, die Toten grüßen und sagen, ich käme bald, aber nur als stiller Mann. Um einen lettischen Paß bettle ich nicht.“

Die Stimmung schien umzuschlagen. Da griff Otto Gutlieb ein, der mit Luchsaugen beobachtet hatte. Am Ende des Tisches durfte er sitzen, aber nicht mitsprechen. Das litt der Papa nicht. Unauffällig schob er dem von Traubenburg Spielkarten zu. Es war der rechte Augenblick. Denn der Estländer griff schon am Glase vorbei, wenn er trinken wollte. Nun klatschte er lärmend mit den Karten auf den Tisch: „Herrschaften, was kann da sein! Da es nun doch zum letztenmal ist — ein Jeuchen, nur ein Stündchen. Ich halte die Bank.“

Einmal, noch einmal, zum letztenmal! Es war zu verlockend. Süße, törichte Erinnerungen! Der alte Kasinosaal in Mitau tauchte vor ihnen auf, der Klub, ein verschwiegenes Rigaer Café, die aufdringlich strahlenden Säle von Monte Carlo. Wer hatte sich da nicht die Hörner abgestoßen! Wie die jungen Gesichter sich zwangen, gleichgültig auszusehen, und doch lauerte jeder, wie der Graf rechts und links die Karten aufschlug. Wie jeder Verlust kühl ertragen wurde und die Hand immer wieder nach der Brieftasche griff. Wie die Finger unauffällig die noch übrigen Banknoten zählten. Der alte Plettenberg setzte am eifrigsten, Heinz erkannte seinen Vater kaum. Wußte er denn nicht, daß in russischen Hofkreisen es zum guten Ton gehört hatte, seine Nerven durch Glücksspiele aufzufrischen, daß sich nie-

mand gut dem Herkommen hatte entziehen können? Und dann war es ja zum letztenmal. Mit einer gewissen Zärtlichkeit faßte der Graf die Banknoten, die er sonst nur mit einer Art Ekel zu berühren pflegte. Unvergeßliche Jugendeseleien aus Wiesbaden und Wien kamen ihm in den Sinn. Hier war man unter sich, hier spielte man nur, um zu spielen. Die noble Passion fragte nicht nach Gewinn oder Verlust.

Immer stiller wurde es um den Tisch herum, enger drängten sich die Herren an die Stühle der Sitzenden. Nur der Herr von Monheim wurde nervös. Erst flogen noch kleine Zitate seinen Verlusten nach: „Letzte Hose, die mich schmückte, letzte Hose, fahre wohl!" Oder: „Johanna geht und nie mehr kehrt sie wieder." Dann schon mit etwas mehr Akzent: „Na, die Woche fängt gut an, sagte der Verbrecher; da wurde er am Montag zum Galgen geführt."

Besonders vor Gustav häufte sich der Gewinn. Ruhig, eine Zigarette im Mundwinkel, setzte er weiter.

Graf Traubenburg sah seine Bank schwinden. Er schien an Luft zu kurz zu kommen und schielte alle Augenblicke auffallend scheu zur Tür hin, als sollte von dorther das Glück kommen. Gustav ließ seinen Gewinn liegen, verdoppelte ihn. Noch immer schlug die Karte für ihn. Was kann da sein, alles auf eine Karte, alles oder nichts. Ist's heute doch zum letztenmal, der letzte Festabend vor sauren Arbeitswochen. Mit leisem Pfiff warf auch Monheim seinen letzten grünen Fünfzigmarkschein hin. Die Karte schlug nach links. Aus! Die Bank war gesprengt, Monheim bankrott.

Gustav überlegte. Dann schob er den ganzen Haufen ungezählt zum Onkel Hugo hinüber: „Bitte, Onkel, dem Baltischen Vertrauensrat, zur Unterstützung deutscher Schulen in Kurland," sagte er mit einem kurzen Aufleuchten in seinen geröteten Augen.

„Donnerw ..." Mehr sagte Eberhard von Monheim nicht. Aber Graf Traubenburg schlug ihm kordial auf die Schulter und sang ihm ins Ohr: „An den Rhein, an den Rhein, zieh' nicht an den Rhein. Mein Sohn, ich rate dir gut."

„Dahin nehm' ich Sie noch mit, passen Sie auf," schrie der flotte Musikant, den Sektkelch in der Hand. Auf seinen Stuhl kletterte er, hob die Hände wie zum Segen und lallte: „Ite, missa est. Kinder, der Vorhang fällt. Aber schön war es doch, wunderschön, dies Paddeln in Freiheit und kurischer Lebenslust. Ehre unsern Frauen, die uns Schönheit dazubrachten, Ehre unsern Kutschern, die uns schneller vorwärts brachten, Ehre den Pointern, die uns die Enten aus dem Sumpfe brachten! Und du, grüner Wald, der schon in unsere Kinderspiele hineinrauschte, sei tausendfach gebenedeit, denn in dir lebte und webte kurische Poesie. Ich aber, meine verehrten Landsleute, habe hiermit die zweifelhafte Ehre für Kurland zu ersterben, denn ..." Und in Fortissimo stimmte er an: „Nur am Rheine will ich sterben, nur am Rhein begraben sein. Und des letzten Glases Scherben werft mir in mein Grab hinein."

Er taumelte, sein Glas flog an die Wand. Hurtig faßte Otto Gutlieb zu und bettete ihn auf das nächste Sofakissen. Er kannte das, wenn schon Verse kamen.

„Und sie trugen einen Toten, und der Tote der war stumm," brummte Heinz fidel vor sich hin.

Da aber vergingen mitten im Ausbruch allen alle Verse und Melodien. An der Saaltür stand plötzlich hoch aufgerichtet wie der nüchterne Alltag zwischen lauter Feiertagen die dürre Gestalt der Gräfin Traubenburg. Umsonst versuchte Wanda von Berg sie zurückzuhalten. Der Graf war aufgesprungen und mußte sich an seiner Stuhllehne halten. Er sah wie ein Verurteilter aus. Sein Kneifer lag unter dem Tisch. Blöde stierten die kurzsichtigen Augen wie eingesetzte Glaskugeln in den Zigarrenrauch hinein. Einer oder der andere mochte Unrat wittern und schlich hinaus. Jetzt erst sah man auf dem Gesichte dieser Frau Spuren einstiger Schönheit, wohl von mancher Enttäuschung verwischt.

„Ruth, ich versichre dich, es war zum letztenmal," stotterte der dicke Estländer, nicht gerade sehr standesgemäß. Warum aber entschuldigte er sich? Niemand klagte an. Sie schien ihn gar nicht zu hören. Ein Telegramm reichte sie ihm und sagte automatisch, ganz ohne versteckten Vorwurf: „Es tut mir leid, daß ich die Herren störe. Aber mein Mann ... Hier ist eine Depesche aus Misdroy. Im Internat ist der Scharlach ausgebrochen, unser Walther gefährlich erkrankt. Er verlangt nach dem Vater. Du wirst gleich abreisen müssen. In zwei Tagen bin ich in Harzburg frei und komme nach. Gute Verrichtung, meine Herren." In den letzten Worten zitterte doch ein weher Ton.

Ratlos standen Gustav und Heinrich vor dem schlafenden Eberhard, den sie mit ihren Leibern decken wollten.

Wanda schnüffelte im Zimmer umher. Es roch etwas nach Männlichkeit und Skandal. „Wie konntet ihr aber nur!" schalt sie gutmütig drauf los. „Sie muß etwas gewittert haben und war nicht zu halten.

Das Ehrenwort hat er ihr gegeben, nie mehr zu spielen, und nun ist der Salat fertig. Wie sie das vortrug! Einfach vernichtend. Ich bewundre sie. Wäre es mein Mann gewesen, na!“ Und ihre kleinen Hände kriegten sich in der Luft zu fassen, ehe sie an Heinrichs Arm hinausflitzte. So war sie immer, so zwischen elektrischem Funken und Laternenschein. Er mußte ihr versprechen, sobald als möglich nach Bündheim zu reisen. Maria blase Trübsal ohne ihn, sie selbst komme aus Sensationen nicht heraus. Nein, nein, Berlin war nicht bekömmlich.

Otto Gutlieb hatte ihr noch die Jacke halten dürfen, ehe sie mit dem schief sitzenden Hut fertig wurde.

Er lachte hinter ihnen drein. Ihm bekam Berlin besser, er buddelte sich ein. Seinem Pudel pfiff er, setzte ihn neben sich auf eine Sofaecke, wo der Herr Papa nicht lag, und philosophierte zwischen Sektglas und Hundefell: „Briand, sei du gescheiter als dein Namensvetter an der Seine. Der ist ein tollgewordener Narr, den du bei Vollmond noch am Galgen sehen sollst. Du aber fürchte dich nicht vor Menschen, nicht vor Deutschen, nicht vor Kurländern, vor Adligen erst recht nicht. Die sind unter dem Mikroskop Menschen wie wir, besonders nach Mitternacht. Ja, was ist ganz Kurland jetzt anderes als ein großer, fetter Käse, von deutschen Händen geknetet. Nun wirtschaften die Maden darin und es stinkt. Also geben wir diesem Lande den Abschied, es hat uns nicht verdient. Halbblut, Briand, darin steckt Idee. Hast du dir diesen Halbletten angesehen, Briand? Er droht, weil ich seinen Vater vor die Kugel geliefert habe. Pah, ein Lette weniger, was weiter! Aber aufpassen, aufpassen! Der läßt nicht auf sich herumklimpern, der wird eine Nummer unter diesen Heimatlosen. Sogar die Anna plinkert ihm zu, wenn sie mit Baronchen genug getanzt und sich mit Vetter Karl angeödet hat. All diese Abendfalter flattern um meine Flamme. Na, wartet, ihr sollt euch versengen, und den Kehraus tanze ich, Briand. Erst aber wollen wir die Berliner angiften. Rächen wir uns an ihnen, weil sie uns nicht aus der russischen Tinte gezogen haben. So machen wir das G'schäft, wie Vater Eberhard sagt. Befolgen wir die Politik des sausenden Fracks. Und komme ich dabei auf den Hund, so komme ich eben zu dir, alter Kriegskamerad. Wir sind der Epilog zum kurischen Trauerspiel.“ (Fortsetzung folgt)

Vorüber. Von T. Resa

Zwischen Korn und Dorn,
    Rad' und Rittersporn
Führt ein Pfad ins stille Heideland;
    O der Sommertag,
Da sie leuchtend lag
Wie ein Teppich vor uns ausgespannt!

Weit in Feld und Flur
    Keines Menschen Spur,
Nur wir beide, Hand in Hand gesellt.
    Purpurn rings umher
Nur das Blütenmeer —
Ich und du — und nichts sonst auf der Welt.

Haftet nicht ein Hauch
    Noch am Holderstrauch
All der süßen Worte, die du sprachst?
    Wog dir Lieb' und Treu'
Nur so leicht wie Spreu,
Daß du — ach so bald! — sie beide brachst?

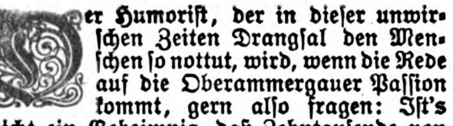
Herbst ward's, kühl und klar,
    Statt der Falter Schar
Schwebt Marienseide durch den Hain,
    Spinnt, wie Busch und Baum,
Ach! auch meinen Traum
Ganz in graue Spinnwebschleier ein.

Öd liegt Feld und Flur,
    Der Wacholder nur
Schauernd seine dunklen Zweige regt.
    Grünt im Totenreich —
Meiner Liebe gleich
Die, wie er, nur bittre Früchte trägt.

Über das Passionsspiel in Oberammergau

Von Friedrich Freksa

Mit 15 Zeichnungen von Wera von Bartels-München



Der Humorist, der in dieser unwirschen Zeiten Drangsal den Menschen so nottut, wird, wenn die Rede auf die Oberammergauer Passion kommt, gern also fragen: Ist's nicht ein Geheimnis, daß Zehntausende von Menschen Tausende von Kilometern auf Eisenbahn, Automobil und Dampfschiff zurücklegen in so teueren Zeiten, um anzuschauen, wie die Bewohner eines kleinen oberbayerischen Bergdorfes ein Gelübde erfüllen, das ihre Vorfahren im Seuchenjahr 1633 geleistet haben?

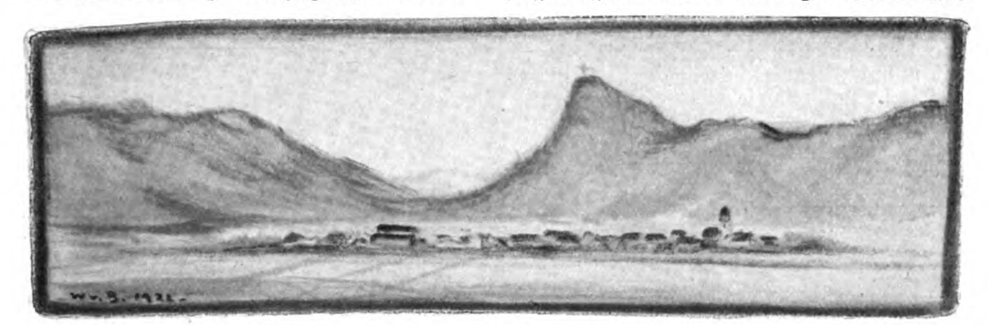
Dieses Zuströmen der Besuchermassen nach Oberammergau forderte schon 1910 und 1900 einen gewissen Spott heraus, aber dieser Spott wandte zumeist sich gegen die Bewohner des „Theaterdorfes". Die Passionsbesucher bildeten in sich die Meinung, daß diese Dörfler wohl neun Jahre faulenzten, um sich im zehnten Jahre durch einen fetten Verdienst die Mittel zu verschaffen, weitere neun Jahre in der guten Luft ihrer Berge sorglos dahin zu leben. Nur wer in den Jahren zwischen den Festspielen längere Zeit in Oberammergau gelebt hat, wird den rechten Blickpunkt gewinnen, um beiden Teilen, Einwohnern und Passionsfremden, gerecht zu werden. Selbst ein so grimmiger Spötter wie mein verstorbener Freund Joseph Ruederer, der fast zwei Jahrzehnte in Ammergau ansässig war, hatte eine große Achtung vor der stillen, an Geld uninteressierten Art der Bevölkerung.

Dorf und Festspiel sind zu einer unlösbaren Einheit verknüpft. Als ein im Ammertale eingeschlossener Bergort hat Oberammergau den Vorteil natürlichen Beharrens, der allen Bergorten zu eigen sein scheint, die nicht von einer Industrie durchsetzt werden. Aber gleichzeitig hat es den Vorteil, an einer Ader des Weltverkehrs zu liegen. Eine uralte römische Militärstraße geht durch das Tal. Wenn auch die heutige Chaussee abweicht von dem Marschweg der Legionäre, so ist sich doch die Straße gleich geblieben, die im Mittelalter den Verkehr des reichen Augsburg mit Italien sicherte. So waren die Bewohner Oberammergaus, das von jeher einen Rastplatz bildete, nicht außerhalb der Welt.



Anton Lang als Jesus am Ölberg

Früh schon hatten Ettaler Mönche den Leuten des Tales die Schnitzkunst beigebracht. Aus dem handwerksmäßigen Schnitzwerk erwuchs die Bildschnitzkunst, die die Oberammergauer weithin berühmt machte. Andreas Althammer aus Schwaben berichtet von ihnen um 1500 aus seiner Geschichte Ettals, daß dort so viele geschickte Bildschnitzer lebten, daß sie es fertig brächten, die ganze Passion Christi auf einem Nußkern darzustellen. Gute Künstler gingen von Ammergau in die Welt hinaus, wie die Brüder Feichtmayr und Johannes Michael, die in den Barockkirchen ihre in der Heimat gelernte Kunst bewiesen. Die Bildschnitzerei, die den Aufenthalt in den Stuben bedingt, verfeinerte die Sinnesart. Der



Oberammergauer hat seine kleine Landwirtschaft und sein Kunsthandwerk. Er ist darum ein Mensch, der eng mit der Natur verflochten ist, aber zugleich vor der Vergröberung geschützt ist, der ein altbayerischer Bauer leicht verfällt.

Wer sich diese leibliche und gemütliche Art der Leute vorstellt, die um 1633 lebten, und wer zugleich weiß, daß damals in Bayern eine außerordentliche Theaterspielfreudigkeit herrschte, die sich beim Volke in Weihnachtsspielen Bahn brach, von der Geistlichkeit aber, die das Theater dem Glauben dienstbar zu machen trachtete, in die Bahnen des Passionsspiels geleitet wurde, der wird sich über das eigenartige Gelübde nicht wundern. Das Wunder vielmehr ist, daß sich die Oberammergauer Passion ihren Bestand sichern konnte trotz der Schwierigkeiten, die sich türmten, als eine veränderte Richtung der Kirch- und Staatspolitik zur Unterdrückung aller Weihnachts- und Passionstragödien führte. Mißbräuche hatten sich eingeschlichen. Mitspieler der heiligen Handlung sangen Liebes- und Zotenlieder, und die heilige Handlung selbst wurde gröblich profaniert. Im Dezember 1745 haben wir in München das erste Verbot gegen den Tagwerker Johann Habo, der mit armen Waisenkindern „in den würdts- und Breyheussern“ seine kleinen geistlichen Komödien zur Aufführung bringen wollte, in Anbetracht „das bey disen spillen Nachtszeit allerhand ausgelassenheiten, Zotten und Possen vorbeygegangen, vnd weegen der darbey gewesenen jungen Mägdlein selbst vndereinander Grein vnd rauffhandl abgesetzt, auch Gott gelestert worden, ohne zu melden, wass Nachtszeit mit dem hin- und hergehen vnd haimblich habenten Conventiculn ansonsten vor beleidigung Gottes beschechen ist“. Am 7. Dezember 1746 erging ein weiteres Verbot gegen die Weihnachtsspiele, am 31. Dezember 1770 die strengste Erklärung, „in sämmtlichen Churlanden in Städt und Märkten sowohl, als durchgehends auf dem Land die Passionstragödien gänzlich abzuschaffen“.

Gegen diese Verbote haben die Oberammergauer jeden Rechtsweg beschritten, der nur möglich war, und haben sich auch endlich am 11. Mai 1770 an den Kurfürsten Max Joseph selbst gewendet, nachdem ein im April an den geistlichen Rat in München gerichtetes Bittgesuch abschlägig beschieden war. Aus dem letzteren (an das geistliche Ratskollegium) erfahren wir die Tatsache, daß im Jahre 1760, da die Passionstragödie verboten war, „10000 Menschen zwey Täg umsonst allhero reiseten“. Auch wurde der materielle Schaden berechnet: „Zu dem haben wir bereits 4000 Exemplaria (des Passionstextbuches) drucken lassen, dan auf reparirung der Klaider, schlag- und Zuführung des zur bühne Nöthigen holzes bey 200 fl. verwendt.“

Nach dem Jahre 1778, dem Regierungsantritt des Kurfürsten Karl Theodor, trat eine Milderung der



Oberammergauer Hirtenmädchen: Zwei Choristinnen

Vorschriften ein. Es sollte den Münchner Stadtmusikanten vor allem für die Fastenzeit und die Karwoche eine Verdienstmöglichkeit in Passionsspielen geschaffen werden. Da regten sich auch die Oberammergauer und legten im Jahre 1780 ein dahinzielendes Gesuch vor. Die Oberammergauer handelten



Kirchmaier, ein Statist, bei der Hausarbeit
Unten: Hirtenknabe, der im Chor mitwirkt

dieses Mal mit politischem Verstande. Der bayerische Oberst Johann Thürriegel, ein Bauerssohn aus der Gegend von Mittenfels, hatte eine Auswanderung von Tausenden seiner Landsleute zur Besiedelung der öden Sierra Morena in Spanien ins Werk gesetzt. Die Regierung hatte Angst vor einer vollständigen Verödung oder „Depopulation" des Landes. In ihrer Eingabe rühmen sich nun die Oberammergauer: „Viertens seynd die Innwohner desselben meist Lautter Händler, und eben diese fast für beständig in fremden Ländern, als Spanien, Amerika, Rußland, dann der Schweiz und mehr viellen anderen Orten in Negotien sich Befündente Mitgemeindere". Und sie fügen ganz deutlich hinzu, daß „sicher Verlauten will, daß in mehr maliger unterbleibung dessen sogar auch unsere vermelt meist in frembden Länderen sich aufhaltende Mitgemeinere selbst wenig, ja fast gar keinen Lust mehr zur Nachhausreise haben".

Diese energischen Vorstellungen schlugen durch, und am 8. Januar 1780 erging ein gnädiger Erlaß an die Ammergauer, der ihnen die Aufführung bewilligte.

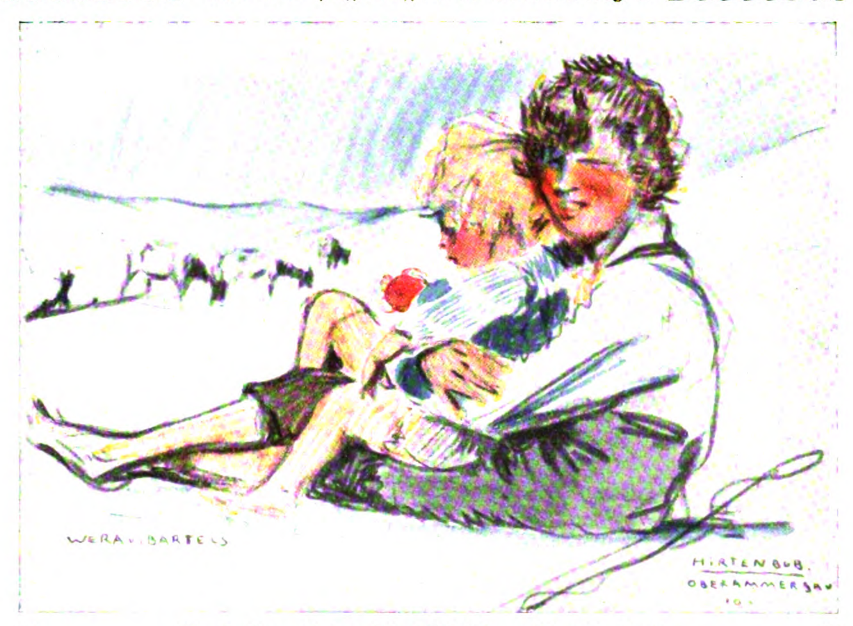
Aber alle Stürme waren für das Passionsdorf noch nicht überstanden. Am



Bürgermeister Rutz bei der Arbeit

14. September 1801 nahm ein neues Mandat das Verbot der Passionsspiele wieder auf und machte die Beamten „bey selbsthaftung und Strafe von 30 Reichsthalern" darauf aufmerksam, und das Murnauer Klostergericht erklärte das Privilegium der Oberammergauer für erloschen. 1810 finden wir die







Chorknaben. Unten: Ein Mitspieler auf der Dorfweide

Oberammergauer wieder vorstellig für ihre Passion. Aber erst am 3. Dezember 1811 wurde ihnen die Erlaubnis erteilt. Ihr kluger Sprecher Georg Lang hatte sich zusammengetan mit dem geistlichen Rat Georg Anton Sambuga, der den Kronprinzen Ludwig I. unterrichtet hatte. Er stellte Max Joseph in einer Bittschrift, die er für die Oberammergauer aufsetzte, das Ganze als eine an und für sich unschuldige Sache hin, welche mehr als ein Volksfest aufzufassen sei. Und der volksfestfreudige Max Joseph ließ sich durch diese ihn angenehm berührende Darstellung zur Zusage bewegen.

Die Kämpfe um die Erhaltung der Passionsspiele waren damit beendet. Die Zähigkeit, mit der die Oberammergauer ihre Eingaben erneuten, beweist, daß sie nicht an Trägheit der Seele litten. Es war ihnen ernst mit ihrem Gelübde. Der angeborene künstlerische Sinn verlangte nach einer Betätigung. Das Passionsspiel war zum Zeichen des Ortes geworden. Die weit hinaus gewanderten Leute kehrten alle zehn Jahre in die Heimat zurück, um sich in der Heimat in ihrem Volkstum zu erneuen. Dies ist die große Bedeutung, die das Passionsspiel für den Ammergau hat. Es ist ein geistiges Zentrum, um das sich eine Landschaft sammelt. Die Bedeutung dieses Spiels für das südliche Bayern in den Zeiten des ausgehenden 18. Jahrhunderts bis hinauf in die Zeit um 1840 ist in dieser Hinsicht ohne Frage zu vergleichen mit den isthmischen



Melchior Breitsamter als Johannes

Spielen im alten Griechenland. — Wir erleben, wie in der Zeit des Absolutismus die gesamte Passionstheaterkunst im südlichen Bayern zugrunde geht. Nur Oberammergau hält sich. Aber freilich, hier wird nicht nur gespielt, weil man gerne Theater spielt, sondern das Gelübde übt über die Jahrhunderte hinüber eine zwingende Gewalt aus. Daß dies der Fall sein kann, bedeutet, daß eine besondere Kraft sich im Gemüte dieser Dorfbewohner durch Jahrhunderte erhalten konnte.

Der Text des Festspieles selbst ist Zeuge dafür, daß im Kampf um das Gelübde vor allem immer das religiöse Element sich wieder vertiefte, indem es sich von den Schlacken der jeweiligen Zeit reinigte. Es würde zu weiten Raum beanspruchen, um die ganzen interessanten Textfragen zu klären. Nur kurz sei angedeutet: für das Spiel des Jahres 1662 finden wir zwei Augsburger Texte in schwäbischem Dialekt verschmolzen, 2604 Verse aus dem Augsburger Spieltext von St. Ulrich und Afra und 2170 Verse des Meistersängers und Schullehrers Sebastian Wildt, von dem wir wissen, daß er um 1565 zwölf schöne Komödien und Tragödien „auß Heiliger Göttlicher schrift, vnd auch auß etlichen Historien gezogen“ hatte.

Dieser Text von 1662 nahm nun im Laufe des folgenden Jahrhunderts allerlei symbolische und allegorische Elemente in sich auf. Die Ettaler Mönche wandten dem Passionsspiel gern ihre Fürsorge zu. Um 1750 finden wir als ein Endergebnis eine Umänderung des Wiener Paters Ferdinand Rosner, die sich betitelt: „Bitteres Leyden, Obsiegender Todt und Glorreiche Auferstehung des Eingefleischten Sohn Gottes Einer Christlichen Versamblung Vorgestellet“. 1780 besorgte, um den scharfen Zensurbestimmungen zu genügen, der „Ettaler Religiose Magnus Knipfelberger“ eine neue Ausgabe, bis die Endfassung des Passionsspiels vom Jahre 1811 von dem in Ettal nach der Klosteraufhebung weiter lebenden Pater Ottmar Weiß gestaltet wurde, der den Text von der ganzen zeitlichen Ausschmückung des Barocks und Spätbarocks reinigte. Nach den Erfahrungen des Jahres



Guido Mayr als Judas Ischariot



Anton Lang in der Szene: ‚Lasset die Kindlein zu mir kommen‘

1811 wurde eine endgültige Feststellung des Textes zusammen mit dem Ammergauer Schullehrer Rochus Dedler vorgenommen, der die Musik des Passionsspiels komponiert hatte.

Aber im Laufe des Jahrhunderts schlichen sich neue Wendungen in den Text ein. Der um das Passionsspiel hochverdiente Pater Daisenberger, der 1850—1883 in Ammergau wirkte, begann den poetischen Text zu mildern, oder, wie er wohl glaubte, volkstümlich zu machen.

Da wollte es der Zufall, daß im letzten Jahrzehnt der Schullehrer Feldigel, der in Fürstenfeldbruck wirkte, den alten Ottomar Weißschen Text wieder auffand. Herr Feldigel ist inzwischen Lehrer in Oberammergau geworden und ist für den Text des Ottmar Weiß, der demnächst erscheinen wird, sehr eingetreten. Es war für die diesjährige Passion zu spät, diesen Text noch unterzulegen. Auch sollten wohl einige der Hauptdarsteller, die den Daisenbergerischen Text beherrschen, nicht verstört werden. Aber alle Kunstfreunde hoffen, daß beim nächsten Passionspiel die Worte des Ottmar Weiß erklingen, die den großen Zug dichterischer Gebilde tragen jener erlauchten Zeit deutscher Dichtung.

Auch in diesem Jahre begegnen den Ammergauern wieder große Schwierigkeiten. Es wurde gegen das Passionsspiel geltend gemacht, daß es die Teuerung im Lande steigere, indem es die Fremden in allzu großer Zahl ins Land hineinzöge. Der Bürgermeister Rutz, der aus einer der ältesten Ammergauer Familien stammt, hat sich vor der Presse klar ausgesprochen. Aus seinen Worten ist zu entnehmen, daß sich bereits jetzt 35000 Besucher aus dem Auslande und ebensoviele aus dem Inlande angesagt haben. Es wurde dargelegt, daß

die Einkäufe durch große Einkaufsgenossenschaften aus dem Ausland besorgt würden, also den Landschaften um Oberammergau durch den Besuch der Fremden unmittelbar keine Teuerung drohe.

Wichtiger als diese Zeitfragen aber war der kleine Durchblick über die bisherige Arbeitsleistung für das Passionsspiel. Ich führe sie kurz an, damit der Leser weiß, wie gründlich und sorgfältig in Oberammergau gearbeitet wird. Nach einer Vorversammlung der Hauptmitwirkenden wurde die Erlaubnis bei den Ministerien eingeholt und die Aufführung am 14. März gutgeheißen und zwei Tage darauf vom Gemeinderat die gesetzliche Abstimmung vorgenommen. Am 12. April hielt dann das durch Zuwahlen ergänzte Passionsspielkomitee unter dem üblichen Vorsitze des Pfarrers seine erste Vollsitzung ab. Es wurden bis jetzt ungefähr 59 Vollsitzungen, 14 des Presseausschusses, 35 des Finanz- und Propagandaausschusses, 15 vom Bauausschuß, 10 vom Musikausschuß und 5 vom Wohnungsausschuß abgehalten. Wie immer erforderten die Arbeiten viel Zeit. Für 124 sprechend auftretende Einzeldarsteller waren über 1000 Namen genannt worden, 52 Sänger und Sängerinnen mußten gestellt werden und für die Musik 50 Mann, für die weitere Mitwirkung noch 112 Personen, ferner als Bedienungsmannschaft im Theater- und Zuschauerraum über 100, und für Wachen, Sanität und Kassen 60 Mann, so daß alles in allem etwa 800 erwachsene Mitwirkende in Frage kommen. Bis Anfang März fanden statt: 63 Sprechproben, 105 Musik- und Gesangsproben, die die Beteiligten etwa 220 Stunden Arbeitszeit kosteten. 30 Proben werden noch bis zum Beginn des Spiels erforderlich sein.

Von dem Treiben, das um die Passion herrscht, macht sich der Außenstehende sehr schwer einen Begriff. Zunächst einmal lassen sich vor der Passion alle männlichen Einwohner die Haare und die Bärte wachsen, um die echten, natürlichen Köpfe für das Festspiel zu erlangen, das ja in der freien Natur stattfindet und also keine Unechtheit duldet. Das ist einer der größten Reize der Passion, daß wir auf einer Freilichtbühne echte, zum Teil prunkvolle Stoffe sehen, die von Menschen getragen werden, die ohne schauspielerischen Sonderehrgeiz dastehen. Nicht eine Bühnenroutine wirkt, sondern der natürliche Mensch, der von einer großen Aufgabe begeistert und gemeistert wird.



Andreas Lang sen. als Petrus bei der Gefangennahme Christi

Bei der Wahl entscheidet nicht allein künstlerische Rücksicht, sondern dörfliche Überlieferung und Familienansehen. Ist eine Familie erst eine Generation in



Martha Veidt als Maria

Oberammergau ansässig, so hat sie kein Anrecht, an dem heiligen Spiel teilzunehmen. Allmählich erst werden die Kinder würdig, allmählich erst dürfen sie in die höheren Grade des Spiels vorrücken. So finden wir denn immer wieder in der ersten Reihe der Spielenden die Namen Lang, Mayr, Zwing und Rutz. Es genügt nicht dazu, daß ein Mädchen schön sei und aus einer angesehenen Ammergauer Familie stamme, damit sie die Maria spiele. Es ist ganz klar, daß bei dem religiösen Charakter des Spiels der Herr Pfarrer ein gewichtiges Wort mitzusprechen hat. Das Mädchen, das die Maria spielt, darf im privaten Leben der Jungfräulichkeit der Mutter Maria keinen Abbruch getan haben. Für den Dichter und Satyriker Joseph Ruederer ist es ein Hochgenuß gewesen, vor dem Jahre 1910 das Ausringen der Kräfte in Oberammergau zu beobachten, die Minen und Gegenminen um irgendeine Rolle, die in der Überlieferung groß dasteht, und es ist bemerkenswert, daß dabei die Rollen des Kaiphas, Pilatus und Judas als höchst begehrenswert gelten, denn die Oberammergauer haben durch den künstlerischen Einfluß ihrer Bildschnitzerei ein gutes Gefühl für Wirkung. Sind alle diese Vorkämpfe erledigt, dann werden die eigentlichen Wahlen durch ein Hochamt eingeleitet. Die Geister können sich in Christo versöhnen, und das Endergebnis tritt hervor. Es ist sehr zu beachten, daß trotz all dieser Schwierigkeiten gewöhnlich die besten Leute an ihrem Platz stehen. Das ist erklärlich, denn die Bevorzugung der alteingesessenen Familien bedeutet eine Weiterführung der Überliefe-

rung, und ein Bube oder Mädchen, die in einem Sommer in einem Passionsspiele mitgespielt haben, wie seinerzeit der jetzt so berühmte Christus Lang, werden erfüllt von der Größe der Aufgabe.

Der Leiter des diesjährigen Spieles ist der junge Bildhauer Georg Lang, der in dem Alter von 32 Jahren steht und als Kriegsteilnehmer die Lähmung eines Armes erdulden mußte. Er hat sich als Künstler ausgezeichnet und erhielt den zweiten Preis bei dem Wettbewerb um das Christusbild der Ruppertuskirche in München, eine Figur, die eine seltene Selbständigkeit und Stärke der Empfindung beweist. Auch stammt von ihm das Grabmal der Schriftstellerin Wilhelmine von Hillern, geborene Birchpfeifer, in Ammergau.

Dieser Mann ist ein gutes Beispiel für die echte künstlerische Überlieferung, die, das darf nicht vergessen werden, bei der starken Heimatbewegung, die durch Bayern geht, von den Besten im Lande gepflegt wird. Maximilian Dasio, der einer der vorzüglichsten Medaillenschneider ist, die wir in Deutschland haben, und der als Oberregierungsrat zugleich Referent für das gesamte Kunstleben in Bayern im Ministerium ist, hat immer die Oberammergauer Schnitzschule mit besonderer Fürsorge umgeben und jetzt seine Vorliebe für den Ort dadurch zum Ausdruck gebracht, daß er sich ein Haus daselbst baute und selbst mit Ausmalungen schmückte, die der alten Überlieferung des Ortes würdig sind.

Mit dem Leben des Ammergaus durch Freundschaft und Verwandtschaft war auch eng verbunden der verstorbene Oberpostrat Knözinger, der, eine fast Hoffmannsche Figur, einer der letzten bedeutenden Geigen-



Paula Rendl als Maria Magdalena



Anton Lang in der Szene: ‚Komm Herr Jesus, sei unser Gast!‘

bauer in Deutschland war. Sein Vetter Richard Strauß führte einmal ein Streichquartett auf, das nur mit von Knözinger selbst gearbeiteten Instrumenten ausgestattet war.

Ludwig Thoma hatte zur Mutter eine Lang, und wer diesen Mann ganz in seiner Bedeutung einschätzen will, muß wissen, daß er handwerkliche Arbeit pflegte, wo er konnte, daß er nach alten Vorbildern griff, um Handwerkersorgsamkeit zu erhalten. In seinem Hause in Egern war keine Tür, die er nicht mit dem Schreiner auf Güte der Einzelformen durchgeprüft hätte. Alle diese Männer wirkten sich, vielleicht unmerklich, mit ihrem Suchen nach Wahrheit und Echtheit in dem Leben Oberammergaus aus. Georg Lang dürfte mit ihnen allen in engere Berührung gekommen sein. Nach allem, was ich von ihm weiß, wird er ein berufener Hüter des großen Spieles.

Die Bedeutung Oberammergaus wurde in der Mitte des vorigen Jahrhunderts auch in theaterkünstlerischer Weise hoch gewertet. Ich weise auf das in Kürze bei Georg Müller erscheinende, von Dr. Hans Ruederer herausgegebene Buch von Eduard Devrient; „Das Passionsschauspiel in Oberammergau“ hin, das die Eindrücke und Betrachtungen über das Passionsspiel im Jahre 1850 wiedergibt. Devrient glaubte, daß eine Anwendung des Spielprinzips von Oberammergau es ermöglichen würde, Schauspieler von großem, weltgeschichtlichem Ausmaße zu schaffen. Anstatt des „Wallenstein“ hätte dann Schiller den ganzen Dreißigjährigen Krieg, und Goethe anstatt des „Egmont“ die ganze Befreiung der Niederländer geschrieben.

Devrient ersehnte Theaterstücke, in denen, wie in Oberammergau, der Volksgeist selbst mitschaffen könne. Vielleicht wird es eine Zeit geben, wo wir ein großes, nationales Volksspiel im Freien pflegen können, das die Volksgenossen in einer erhabenen Natur feierlich zusammenführt.

Max Reinhardt zog aus dem Oberammergauer Spiel die Anregung eines Theaters der Fünftausend; aber Schauspieler im geschlossenen Raum, die Spiele bringen müssen, die auf Einzelleistungen stehen, werden niemals in einem Spielhaus das erreichen, was einer Dorfschaft möglich ist, in der jeder Einzelne dem tiefen Sinn seiner Aufgabe untertan ist.

Oberammergau hat für uns seine größte Bedeutung darin, daß es Bewahrerin einer Kunst ist, die aus der Notwendigkeit des Gefühls quillt, und die kleinen menschlichen Schwächen, die sich immer bei einer Gemeinschaft von Menschen finden, können diesen großen Eindruck eines Unbefangenen nicht stören. Wenn die Menge die nach Oberammergau strömt, auch nur ein wenig von diesem Gefühl einfängt, so ist viel damit gewonnen.

Mein Himmel auf Erden

Erzählung von Hugo Salus

Das Ehepaar Dr. Rudolf und Ella Gellner wohnte in einer der äußeren Vorstädte Wiens in einem Hause, das durchaus nicht landhausartig auf ein schmales Vorgärtchen niederschaute; solche Vorgärtchen hatten alle die schmalen, hohen Häuser der Straße, doch Frau Ella freute sich im Frühling doch stets mit den knospenden Ästen der Bäumchen, die sie zu ihrem Mittelgeschoßfenster hinaufgrüßten. Dr. Rudolf Gellner war ein in der Stadt stark beschäftigter Rechtsanwalt, der mit der Elektrischen früh und nachmittags in seine Kanzlei in der Stadt und mittags und abends nach Hause fuhr, und jeder Abschied und jedes Wiedersehen mit seiner Frau war ein Fest, das in den zehn Jahren ihrer Ehe nicht an Wärme eingebüßt hatte; so leid ihm die alleinbleibende Ella bei seinem Weggehen vom Hause auch tat, so fühlte er doch, welch ein Glück dieser Abschied für seine und ihre Zärtlichkeit war, ein ausgezeichnetes Unterstützungsmittel für ihre Liebe, da er täglich die Freude in den Augen seiner guten, fürsorglichen Ehefrau aufblitzen sah, wenn er heimkam und ihr Alleinsein unterbrach. Denn, so sehr sie sich auch nach einem Kinde sehnten, wollte der Himmel darin kein Einsehen haben und verweigerte ihnen dieses Glück.

Manchmal, wenn sie ins Theater oder in ein Konzert wollten, fuhr Ella in die Stadt, um ihren Rudolf abzuholen, sie nahmen dann in einem Kaffeehause einen Imbiß, und der Gatte freute sich dabei der Blicke der jungen Leute, die anbetend auf der Gestalt seiner geliebten Gattin ruhten. Er wußte, was er an ihr hatte, und war glücklich. Im Theater oder bei einer schönen Stelle in dem Musikwerke, dem sie lauschten, fanden sich ihre Hände, sie wußten, daß ihnen immer die gleichen Schönheiten oder Erhabenheiten der Kunst gefielen, und am Sonntag spielte Ella ihrem Rudolf auf dem Flügel die Sonate vor, die sie so begeistert hatte, er saß dann mit geschlossenen Augen und lauschte ihrem Spiele, darauf während der letzten Tage sich vorzubereiten sie trotz ihrer häuslichen Inanspruchnahme reichlich Zeit gefunden hatte. Sie kannte ihren Mann ja so gut, er war neben seiner Berufstüchtigkeit ja im geheimen ein Dichter, er hatte ihr während ihrer Brautzeit so schöne Gedichte gebracht, die sie wohlverwahrt hielt und die sie alle auswendig kannte, und es gab natürlich keinen Geburts- oder Namenstag, an dem er sie nicht auch jetzt noch durch schöne Verse beglückte.

Unter den sechzehn- bis achtzehnjährigen Mittelschülern gibt es immer einige Jünglinge, die den geliebten Schiller mit ganz anderen Gefühlen lesen und vortragen als ihre Mitschüler. Sie bilden untereinander Verbrüderungen, sie haben so viele und, wie sie fest überzeugt sind, so tiefe Gedanken über Kunst und Leben auszutauschen, daß sie auf die bloß ihre Aufgaben erledigenden und sonst allerhand Unsinn treibenden Altersgenossen recht von obenherab schauen. Sie lesen Heine, Herwegh, Lenau, Mörike mit Tränen in den Augen und bringen in ihre Sitzungen Hefte mit, darin sie ihre selbstverfaßten Gedichte eingeschrieben haben. Mit flammenden Wangen tragen dann die Pathetischen unter ihnen ihre wortprunkenden Gedichte vor, aber zwei, drei drücken nur ihre Taschenbüchlein fester an die Brust, sie möchten um keinen Preis ihre Verse so laut vorlesen, es ist zuviel von ihren eigenen Herzen, ihren heißen Gefühlen darin. Die finden einander in der Dämmerung in einer Allee oder in einer ganz stillen Gasse, und dort, unter einer Laterne liest einer dem anderen seine Eingebungen vor. Sie drücken einander nur stumm, fast mitleidig die Hände, sie wissen, daß sie Dichter sind. Aber das Leben hat keinen Platz für so viele Dichter, sie vergessen als Angestellte oder auch als Hochschüler ihre Ausflüge ins Land der Phantasie, nur ganz wenige bekommen feuchte Augen, wenn sie der Erregungen ihrer Dichterzeit später gedenken, oder dichten gar weiter, obgleich ihr Beruf und ihr Herdentrott im Leben sie an andere Dinge denken läßt als an Kunst und den Kampf um deren Vertiefung heischende Beherrschung. Sonntagsdichter. Heil ihnen! Sie gehen mit einem Schimmer im Blicke in deutschen Landen umher, in ihrer Brust ist ein Festkämmerlein, und wenn sie das Glück haben, eine verständnisvolle Gefährtin zu finden, eine gütige, rücksichtsvolle Auchdichterin ohne Verse, die die Eigenart ihres Weggenossen schont, bleibt ihr Leben lebenswert bis ans Ende.

In den Frühlings-, Sommer- und Herbstmonaten machte das Ehepaar Gellner seine Sonntagsausflüge in die Wälder, in das Vorgebirge rings um Wien, dann freuten sie sich als Kinder mit dem Sonnenschein zwischen den Tannenbäumen, sie schritten munter die steilen Waldpfade empor, und Rudolf saß gern an einem Aussichtspunkte, er sog die erfrischende Waldluft glücklich ein, Ella lag in ihrem hellen Kleide wie ein Mädchen neben ihm im Moose, ganz wie er sich solch eine Wanderung oder Sommerrast als Jüngling vorgestellt hatte, sein Herz schlug höher in der bunten Herbstlandschaft, die mit den Farben der gelbroten Blätter an den bewegten Bäumen so schön lebendig und doch so todeswartungs-

voll schimmerte, daß seine Stimmung gar keiner Verse bedurfte, um ein Gedicht zu bilden. Und doch verfolgte sie ihn noch heimwärts, und manchmal schrieb er sie sogar auf, weil er so gern den feuchten Schimmer in Ellas Augen glänzen sah, wenn er ihr abends solch ein neuentstandenes, gemeinsam erlebtes Gedicht vorlas. Er mußte ihr nicht sagen, daß sie von seinen Gedichten niemandem etwas verraten dürfe, das hätte gewiß seiner Kanzlei geschadet, sie bewahrte ja das Glück, solch einen Gatten zu besitzen, als holdes Geheimnis in ihrem Herzen.

So recht als Ehefrau konnte sich Frau Ella erst ausleben, wenn der Winter draußen stürmte und Schneeflocken trieb, so daß Rudolf mittags erfroren aus der Elektrischen heimeilte; da schien sie ihn schon bei der Tür erwartet zu haben, sie half ihm aus dem Pelz und rieb ihm die Hände, ihre Küsse wärmten ihn, und die Suppe dampfte auf dem Tische. Am Abend aber wußte sie stets etwas Neues vorzubereiten, der Ofen, bei dem sie nach dem Nachtmahl saßen, verbreitete eine so behagliche Wärme, daß es eine Lust war, davor zu sitzen, sie lasen entweder eine gutgeschriebene Abhandlung in der Zeitung, sie ließ sich gern über fremde Wissensgebiete belehren, oder ein neues Buch, sie lauschte aufmerksam, wenn er ihr über einen ihn besonders in Anspruch nehmenden Rechtsfall berichtete, und bewies ihm durch kluge Zwischenfragen, daß sie ihm folge, sie hatte zu seinem Namenstage einen Band schöner Nachbildungen hervorragender Bildwerke gekauft, die schauten sie jetzt gemeinsam durch, und so verging der Abend in der angenehmsten Weise. Manchmal kam auch ein in der Nähe wohnendes Ehepaar nach dem Abendessen zu ihnen, die junge Frau schaute immer bald Ella, bald die Einrichtung der Wohnung an, um hinter das Geheimnis zu kommen, was diese Zimmer gar so gemütlich mache, daß ihr Mann sooft vorschlug, wieder zu Gellner hinüberzugehen, sie hatte schon alle möglichen Bänder und Schleifen an ihre Lampen und Polstersessel befestigt, aber sie konnte das Rätsel nicht lösen. So beruhigte sie sich mit der Erkenntnis, daß Dr. Gellner eben ein anderer Mensch sei als ihr Mann, der sei eben viel anspruchsvoller und nicht so verliebt in seine „süße Ella" trotz der zehn Jahre, die jene schon verheiratet waren . . .

Zehn Jahre Glücks! Wo gäbe es einen noch so gebildeten Menschen, der bei Eintreten eines Unglücks nach so langem Frieden nicht davon spräche, das Schicksal gönne dem Menschen nicht so langes, ungetrübtes Glück!

Als ob zum Beispiel die Krankheitserreger der Grippe oder der Schwindsucht lauernd in den Lüften schwebten, um sich womöglich in den Lungen Glücklicher einzunisten, darin sie's besser hätten als in den Atemwerkzeugen Unglücklicher! Es war wieder eine Grippeepidemie in deutschen Landen, und Dr. Gellner brachte sich aus der Stadt solch eine Erkrankung heim und lag nun schon wochenlang, von der guten Ella gepflegt, in seinem Bette. Er hatte im Anschluß an die leichte Grippe eine Lungenentzündung überstanden, aber der tüchtige Hausarzt konnte nach dem Abhorchen der Lunge die Falten auf seiner Stirn nicht glätten, er klopfte und horchte immer von neuem; obgleich kein Morgenfieber mehr da war, ließ er Ella doch immer noch Nachmittag den Wärmemesser einlegen und die Grade aufschreiben, er ließ Rudolf schon gehörig essen, aber er war nicht mit dem Befinden des Kranken zufrieden und faßte sich endlich ein Herz, der ihn in den Flur begleitenden Ella zu sagen, daß es schon nicht mehr die Grippe sei, die ihn Rudolf nicht aufstehen lasse, daß in der Lunge ein wahrscheinlich aus der Jugend stammender Herd von Schwindsucht sei, der ihm große Sorgen mache. Der Vater Rudolfs sei gewiß lungenkrank gewesen. Das war ein furchtbarer Schrecken für die arme Ella. Sie kannte ihren Arzt, der sagte solch einen niederschmetternden Befund gewiß nicht ohne Ursache! Er fügte ja auch gleich Trostesworte hinzu: „Wir müssen den Kranken nur jetzt noch im Bette halten, dann wird es schon besser werden, wir müssen ihn nur ordentlich füttern, er hat ja glücklicherweise Hunger", und was so ähnliche Redensarten sind. Ella war ganz starr vor Entsetzen, sie kannte den Arzt so genau aus dem Hause ihrer Eltern, sie wußte, er werde jetzt davon sprechen, sie möge unbedingt noch einen Professor oder einen tüchtigen Arzt hinzuziehen, aber sie hörte gar nicht mehr zu, sie war ins Herz getroffen und mußte sich doch aufrecht halten, da sie doch ihrem geliebten Rudolf mit keiner Miene verraten durfte, was sie mit dem Arzt gesprochen hatte. In ihr schrie es: Unser Glück zerstört, unrettbar zerstört! Sie barg einen Augenblick lang ihre erloschenen Augen an der Schulter des alten, ärztlichen Freundes, dann raffte sie sich zusammen, sie ließ den Arzt ziehen und trat in die Küche, um dort auf dem Sessel beim Tische hinzusinken.

„Mein guter, guter Rudolf!" hauchten ihre Lippen, „mein guter, einziger Rudolf!" Dann stand sie auf. „Meine Dankbarkeit für deine Liebe muß mir Kraft geben!" Sie trat, ohne sich als Heldin zu fühlen, ins Krankenzimmer, wo Rudolf, der Gute, wie ihr zuliebe, um ihr die Aufgabe zu erleichtern, eingeschlummert war. Da saß sie denn neben seinem Bette und starrte vor sich hin, wer weiß wie lange.

Es ist ein Trost für den Kranken, eine gute Pflege, ein Glück, eine gütige Fürsorge zu haben. Rudolf wurde von Ella betreut, sie ahnte jeden seiner Wünsche voraus, jede ihrer Handreichungen war Liebe. Sie war ihm dankbar, daß er sie in seinem großen Leid zwang, ein ruhiges Gesicht zu zeigen, daß sie fast heiter bei ihm sitzen und seine Sorgen verscheuchen mußte, die bei ihr ganz

klares Bewußtsein des kommenden Jammers waren. Eine verwitwete Schwester war jetzt bei ihr, die half ihr die Arbeit bewältigen, an ihrem Herzen konnte sie ihr Unglück in Tränen umsetzen, wenn Rudolf schlief, die war gut und hatte viel Elend überstanden.

In diesen Tagen überraschte sie Rudolf dabei, wie er ein Blatt Papier auf einem Buche vor sich liegen hatte und einen Stift in der Hand hielt, er sah sie gar nicht, so vertieft war er in sein Sinnieren, sie aber merkte gleich, daß er nicht sein Berufsgesicht hatte, daß er nicht rechnete, sie wußte, daß er dichtete. Da zuckte ein unsägliches Mitleid mit ihm in ihrem Inneren auf: ‚Ich muß ihm eine Freude bereiten,‘ wußte sie, ‚ich werde ihn überraschen!‘

Schon am nächsten Tage suchte sie aus den Gedichten ihres Mannes einige heraus, die sie am meisten liebte, sie fuhr in die Stadt und ging in die Schriftleitung einer Zeitschrift, die Rudolf manchmal nach Hause gebracht und mit ihr gelesen hatte. Sie sprach mit einem älteren Herrn, der den Wunsch der jungen Frau, ihrem schwerkranken Manne durch das Erscheinen eines Gedichtes in den Monatsheften eine Freude zu bereiten, anhörte, der wohl erwiderte, dazu sei leider kein Blatt nicht da, dann aber, da er den vorwurfsvollen Blick aus den Augen der schönen Bittstellerin einheimste, hinzufügte, er wolle die Gedichte durchlesen und prüfen, ob er ihren Wunsch erfüllen könne. Frau Ella zeigte ihm ihr Lieblingsgedicht, das war doch gewiß sehr gefühlvoll, das las der alte Herr wohlwollend. „Brave Hausmusik!“ sagte er, „na, das will ich gern hier lassen!“ Da dankte ihm Frau Ella mit nassen Augen: „Ich bitte inständig, daß es bald erscheint.“ Und mit Schluchzen: „Es hat Eile, wenn es ihm eine Freude machen soll!“ Der alte Herr lächelte: „Er hat sich eine tüchtige Muse ausgesucht, eine sehr tüchtige Muse!“

Ella hatte nicht gezweifelt, daß der Schriftleiter das Gedicht drucken werde, aber beim Nachhausefahren war sie doch beim Gedanken an die Überraschung Rudolfs beim Erscheinen seines Gedichtes entzückt, wie gern hätte sie ihm gleich beim Nachhausekommen von ihrem Besuche in der Zeitschrift erzählt; aber ihre Zufriedenheit mit sich selbst stürzte sogleich in sich zusammen, als sie ins Zimmer trat. Rudolf hatte einen Blutsturz gehabt, der Arzt war bei ihm und machte sein ernstestes Gesicht. Er sprach von den Resten der Lungenentzündung, die auf diese Weise ausgehustet würden, und wie rasch jetzt die Genesung Fortschritte machen würde. Er sagte dies in gedämpftem Tone, als ob der Kranke nicht hören solle, aber er wußte gut, daß der in seinem Entsetzen auf jedes Wort gierig lauerte, und daß ihn die Worte des Arztes doch beruhigten. Dieser bestand darauf, daß ein Professor seine Ansicht äußern müsse, und so war am nächsten Tage noch ein sehr würdig aussehender Herr bei dem Kranken, der natürlich jedes Wort des Arztes bestätigte und Ella im Vorzimmer die Hand drückte, als ob er ihr sein Beileid aussprechen wolle. „Ganz ohne Hoffnung?“ hauchte sie. — „Das gerade nicht!“ meinte der Professor, „aber wer den Armen liebt, wird ihm gewiß kein trauriges Hinsiechen wünschen. Ein Glück, daß Sie keine Kinder haben!“ Er meinte es gut, der alte Herr, aber seine Worte taten furchtbar weh. Arme Ella!

Nach dem Blutsturz sprach Rudolf seltsamerweise gar nichts mehr von der Juristerei, er schien mit ihr abgeschlossen zu haben, er wußte, was seiner harrte. Aber als er sich ein wenig erholt hatte, nahm er immer wieder seine Gedichthefte zur Hand, das letzte Gedicht, das ihn so lange beschäftigt hatte, war fertig, aber er zeigte es Ella nicht, es mußte gewiß sehr traurig sein. Sie hatte Herzklopfen, als sie es auf seinem Bette fand, sie überflog es rasch und traute ihren Augen nicht, es war ein heiteres Tanzliedchen geworden, nur die letzte Zeile, die aber wie angeklebt schien, lautete: Wir tanzen in den Tod. Da würgte sie die Tränen hinunter, schaute den Schlafenden in wehmütiger Liebe an und hauchte: „Mein armer Dichter!“ Sie schrieb das Gedicht ohne die häßliche Zeile rasch ab, sie trug es noch am gleichen Vormittage in ihre Sammlung seiner Gedichte ein und fuhr nachmittags in die Stadt, in der sie allerhand zu besorgen hatte, um ihren neuen Plan, der ihn beglücken sollte und der sie darum beseligte, auszuführen. Sie ging zu einem Verlagsbuchhändler, wie ein junger Dichter stand sie vor dem Manne und doch ganz ohne Sorgen, daß er ihren Antrag auf Herausgabe der Gedichte ablehnen könne. Sie schilderte ihm ihr Unglück, ihren Wunsch, ihren Gatten in seinem Elend zu beglücken, sie beschwichtigte den Kaufmann, der ihr mitteilen wollte, daß er nur ganz hervorragende Dichtungen verlege, mit der Bemerkung, daß die Gedichte zwar sehr schön seien, daß sie sie aber nur für ihren Mann drucken lasse, er möge nur vielleicht 200 Bücher liefern, das genüge, aber ihr geliebter Dichter müsse noch die Freude erleben, seine Gedichte gedruckt zu sehen und noch dazu in dem ausgezeichneten Verlage. Da nickte der Verleger, wie ein Wohltäter, der das begründete Almosenflehen eines Armen versteht: „Das ist eine andere Sache,“ meinte er, „das läßt sich hören! Also 500 Stück, einverstanden!“

Frau Ella setzte ihm nun den Plan auseinander, den sie sich zurechtgelegt hatte, damit ihr Mann nicht erfahre, daß sie die Herausgabe der Gedichte eingeleitet habe; es werde in der nächsten Woche ein Gedicht von ihm in den Monatsheften erscheinen, da müsse der Verleger ihrem Manne einen Brief schreiben, daß er von dem Gedichte ganz begeistert sei und daß er gern mit dem Dichter in Geschäftsverbindung treten würde. Der Verleger lächelte über den Eifer der jungen Frau. „Wird alles besorgt! Schrei-

ben Sie mir nur, wenn das Gedicht erschienen sein wird, oder besser, schicken Sie mir den Briefentwurf, den ich vom Verlage an Ihren Mann schreiben lassen soll. Er ist von Herzen um seine gute, tüchtige Frau zu beneiden!"

Dann besprach er mit Frau Ella noch den Preis des Drucks und Verlags, und sie bat ihn mit zitternder Stimme, noch heute das Buch in Satz zu geben, den Titel werde sie ihm noch zur rechten Zeit mitteilen.

„Wer wird denn die Korrekturen lesen?" fragte der Verleger; da überlegte Frau Ella, ihr Rudolf, das wußte sie, würde noch an den gesetzten Gedichten bosseln und feilen, nein, da wollte sie lieber selbst die Arbeit besorgen. Der Verleger hatte Lust, Frau Gellner einzuladen, in seiner Schreibstube hier bei ihm die Bogen zu lesen, einen so warmen, wohltuenden Eindruck machte die junge Frau auf ihn, dann aber sagte er, er wolle selbst den Druck überwachen, sie könne sich auf ihn verlassen und solle nur bei ihrem Manne bleiben, sie werde ihn gewiß gesundpflegen. Damit war sie einverstanden.

In das Elend und den Jammer des immer trauriger werdenden Krankenzimmers des Dr. Gellner fiel in der nächsten Woche ein breiter Streifen schimmernden Sonnenscheins: das neue Monatsheft war erschienen, Ella las das Gedicht und den Namen ihres Mannes darunter, die Verse schienen ihr hier im Druck ganz anders, fremd und fast kalt, aber sie preßte das Heft recht innig ans Herz und ging dann zögernd zu Rudolf hinein: „Du darfst nicht böse sein," sagte sie, „aber ich habe etwas getan, was ich schon lange tun wollte, ich habe eines deiner Gedichte an die Monatshefte geschickt, andere Leute sollen doch auch eine Freude an deiner Kunst haben! Wirst du mir vergeben?"

Rudolf machte eine müde Abwehrbewegung mit der blutleeren Hand. Sie haben es dir natürlich zurückgeschickt, sollte diese Bewegung bedeuten. Da zog Ella das Heft hervor und reichte es Rudolf hin. „Du Frühling meiner Träume, von Rudolf Gellner," stand im Inhaltsverzeichnis auf dem Umschlag, das wies sie Rudolf, dessen Augen es lasen und dann wie zweifelnd zu Ella emporschauten. Wirklich? Eine helle Freude ließ sie aufleuchten, sein fahles Gesicht schien voller zu werden. Wirklich? Er sah sein Gedicht zwischen den Beiträgen bekannter Namen stehen, er las es durch, als könne er es noch immer nicht glauben, daß seine, Rudolf Gellners Verse da in der vornehmen Zeitschrift gedruckt sein sollten, eine Träne stand in seinem Augenwinkel: „Mutter, Ella, du gute, brave Ella, wie hast du das zustande gebracht?"

Da füllte wirklich unsäglicher Jubel Ellas Brust. Mutter hatte er sie genannt! — „Ich habe das zustande gebracht?" rief sie, „ich?" Sie lachte, als ob sie mit ihrem gesunden Manne irgendwo im Walde auf einer sonnigen Höhe stünde. „Das hast du zustande gebracht! Freut es dich?"

Rudolf hätte sich gern aufgerichtet, um sie an sich zu ziehen, sie aber hatte sich schon über ihn geneigt. „Mein Dichter, mein lieber, lieber Dichter!" Sie küßte die Stirn ihres geliebten Rudolf, und er küßte ihre Wange und ihre Hand, und es war wieder einmal Glück und Seligkeit im Hause Gellner.

Wie oft noch? Für die Wiederholung des Glücks hatte die Tüchtigkeit Ellas vorerst gesorgt. Nach einigen Tagen kam richtig der Brief des bekannten großen Verlegers, worin er begeistert mitteilte, schon lange habe kein Gedicht einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht wie das von Rudolf Gellner in den Monatsheften. Wenn seine Vermutung zutreffe, daß der bekannte Rechtsanwalt Gellner der Dichter sei — manches spreche dafür —, dann habe er den Wunsch, einen Band Gedichte von ihm herauszugeben; der Verlag erbitte sich den Vorzug einer Zusage. Den Brief brachte Ella uneröffnet ans Krankenbett, sie fragte Rudolf ganz erstaunt, was er mit der Verlagsbuchhandlung für geheime Geschäfte habe, ob dort vielleicht eine Rechnung zu begleichen sei?

„Nicht daß ich wüßte!" erwiderte Rudolf in vornehmem Schriftdeutsch. Er hatte verwundert den Briefumschlag angeschaut und gesehen, daß bei seinem Namen Rechtsanwalt und Schriftsteller geschrieben stand. Schriftsteller Gellner, wie wohltuend das klang! Ella hatte den Brief herausgezogen, sie reichte ihn Rudolf hin, der aber bat sie, das Schreiben vorzulesen. Sie warf einen Blick hinein: „Rudolf, das ist nicht zu glauben, das ist großartig!" Ihre Lippen zitterten, denn sie hatte Angst, daß er jetzt das Geheimnis durchschauen werde. Er aber hatte die Hände über der Brust gefaltet, so las sie den Brief vor, darin der Verleger, begeistert von dem wunderschönen Gedichte in den Monatsheften, ihn um seine übrigen Gedichte bat, um sie herauszugeben. Er lauschte ihren stockenden Worten wie einer holden Musik, sie berauschten ihn, und er gab sich ihrem Zauber willig hin. „Das ist merkwürdig!" hauchten seine Lippen, „ist denn das Gedicht wirklich so schön? Es ist doch ein so einfaches, schlichtes Liebesgedicht!"

Seine Augen waren nie so groß gewesen wie jetzt, er ließ sich die Liebkosungen Ellas gern behagen, er war ganz Andacht und hatte ihr den Brief aus der Hand genommen. „Jetzt laß mich!" hauchte er, „ich will den Brief selbst lesen, ich glaub' ihm sonst nicht. Der wird mich gesund machen." Da verschwand Ella auf den Zehenspitzen aus dem Zimmer, sie ließ aber die Türe offen, der Spiegel im Zimmer daneben hing so, daß sie darin Rudolf im Bette liegen und den Brief lesen sah, immer wieder vom Anfang an, bis er die Lider schloß und ein

glücklicher Schlummer sein erregtes Herz sänftigte.

Ella schickte dem Spiegelbilde heiße Küsse zu: „Du armer, lieber Mann!" hauchte sie, und ihre ganze Seele war in diesen Küssen. „Ich bin ja so unglücklich und doch so glücklich, daß ich dir wenigstens noch eine Freude machen kann!"

Als Rudolf dann erwachte, sprach er sehr eifrig mit Ella, daß sie noch heute seine Gedichte in den Verlag tragen und mit dem Verleger sprechen müsse, daß er ihm die Dichtungen gern überlasse, und daß er — Rudolf war doch Rechtsanwalt — den Verlagsvertrag prüfen wolle.

Da lachte ihn aber Ella aus. „Hat sich was mit einem Vertrag!" hänselte sie ihn. „Wie viele Millionen muß er denn vorauszahlen, damit du ihm die Gedichte überläßt? Steigst du gleich ab vom Pegasus! Sag' mir lieber, wie das Buch heißen soll!"

Er sann einen Augenblick nach. „Mein Himmel auf Erden," sagte er dann. „Ist das so recht?"

Er streckte ihr die Hände entgegen und zog sie zu sich nieder, dabei wiederholte er: „Mein Himmel auf Erden ..."

Das war die letzte Freude, die Rudolf noch äußern konnte. Das Leuchten in seinen fiebrig glänzenden Augen ward matt und matter, ein neuer Blutsturz raubte seine letzte Kraft, er sehnte sich nach der Erlösung. Es war eine traurige Freude für Ella, als das Gedichtbuch erschien. Sie reichte es Rudolf mit zitternden Fingern, Tränen erstickten ihre Stimme: „Mein lieber, innig geliebter Rudolf, mein guter, guter Rudolf, hier ist dein Buch!"

„Mein Buch?" Seine Lippen bebten, als ob sie sich erst besinnen müßten. Dann sah er mit großer Anstrengung die Aufschrift des Buches an, ein wehmütiges Lächeln war um seine Lippen. „Ich danke dir, ich nehme es mit."

Er streichelte Ellas Hand, er konnte nichts mehr sagen, er zeigte nur mit dem Finger auf die Worte: „Mein Himmel auf Erden," er öffnete noch einmal die Lider und schaute Ella mit warmem Danke an, seine Lippen hauchten noch verloren: „Mein Himmel, mein ..." So schlief er hinüber. Das Buch lag auf seinem Herzen, er war erlöst.

❧ ❧ ❧

Ein deutscher Dichter las ein paar Jahre später in Wien aus seinen Dichtungen vor. Der hatte das große Glück, daß ihn viele junge Liebesleute in deutschen Landen um seiner Verse willen lieb hatten, und zu dem kam am Tage nach seiner Vorlesung eine junge Frau, sie müsse ihm für schöne, unvergeßlich schöne Stunden danken, die sie mit ihrem dahingegangenen Manne beim Lesen der Bücher des Dichters erlebt habe. Sie habe ihm ein Buch Gedichte mitgebracht, Verse ihres Gatten, die sie nur Menschen schenke, die er geliebt und verehrt hatte. Als sich der Dichter nach dem Unglück erkundigte, dessen Opfer ihr Mann geworden war, ward die Frau mitteilsamer, und also erfuhr er denn die ganze Entstehungsgeschichte des Gedichtbuches; da war er aufrichtig gerührt und bewegt, als er die Blicke der Witwe so innig auf dem Buche ruhen sah, ihre Hände bebten, da sie es ihm überreichte. Er schrieb sich ihre Wohnung auf und dankte ihr für die Auszeichnung, daß sie ihn für würdig hielt, dieses Buch zu besitzen.

So ein Dichter bekommt in seinem Leben viele Bücher, gedruckte und ungedruckte, denn viele junge Leute schicken ihm ihre Gedichte, daß er sie ihnen lobe. Er aber war ein seltsamer Mensch, er las die Bücher und Hefte, die ihm ins Haus flogen, wirklich durch und hielt die Kunst für zu heilig, als daß er nur aus Höflichkeit oder aus Angst, er könne einen Anhänger verlieren, Verse gelobt hätte, die es nicht verdienten. Mit dem Buche von Rudolf Gellner aber ging es ihm eigentümlich: er hielt es immer wieder in Händen, er mußte stets von neuem an die beflissene, liebevolle Witwe denken, die ihn aufgesucht hatte, daran, wie sie das Buch hatte drucken lassen, um ihrem sterbenden Manne eine Freude zu bereiten; es enthielt für ihn, ohne daß er die Gedichte darin las, soviel Poesie, daß er sich sagte, seine Verehrung für die Spenderin könne durch die Verse gewiß nicht gesteigert werden, sie war ihm die liebliche Verkörperung der edlen Ehefrau voll gemütstiefer Rücksicht, so faßte er sich ein Herz und so schrieb er, das erstemal in seinem Schaffen, an Frau Ella Gellner einen heißempfundenen Dankbrief für das ungelesene Buch ihres Gatten, für dieses Buch edler Dichtung, dem er einen Vorzugsplatz in seiner Bücherei einräumen werde. Er sei glücklich, ein Dichter zu sein und sich die Neigung eines so dichterischen Ehepaares erworben zu haben, traurig, daß er einen so verständnisvollen Anhänger, wie Rudolf Gellner es war, verloren habe.

Er las den Brief, der voll Überschwangs, scheinbar voll Entzückens über die schönen Gedichte des Buches „Mein Himmel auf Erden" war, noch einmal durch.

Ich möchte den Dichter sehen, sagte er ganz laut zu sich, der in meinem Falle anders handeln würde! Ich bin wirklich gerührt durch dieses Gedichtbuch, gerührt, begeistert und neugestärkt in meinem Glauben an die Möglichkeit einer wahren Liebe zwischen zwei Menschen, so selten sie auch auf Erden ist. Ich bin glücklich, wenn dieser Brief der guten Witwe Ella Freude bereitet, ich will ihr ihn schicken, wie immer dies Gedichtbuch vom Standpunkt der Kunst auch sein möge. Vom Standpunkt des Lebens ist es rührender und echter als tausend und abertausend Bücher, die Druckerschwärze sind.

Frau Ella, ich grüße dich!

Das Weberhaus in Hosterwitz

Von Geh. Rat Prof. Dr. Max Lehrs

Mit 6 Wiedergaben von Original-Lithographien Heinrich Hübners

Wenn man mit dem Dampfschiff von Dresden stromaufwärts fährt und den großen Bogen, den die Elbe an Blasewitz, Loschwitz und Wachwitz vorüber beschreibt, im Rücken hat, um sich bei Nieder-Poyritz von den spärlicher bebauten, grünen Uferhöhen weiter zu entfernen, sind es zwei Gebäude sehr verschiedener Art, die den Blick unwillkürlich auf sich ziehen. Zuerst das dem Ufer nahe gelegene Wasserwerk Hosterwitz mit seinem aus glasierten Ziegeln gebildeten, himmelragenden Schornstein, sodann die anmutig aus dem schattigen Grün ihres Friedhofes aufstrebende, malerische Dorfkirche von Hosterwitz, deren dunkelrotes Mansardendach in großen Ziffern die Jahreszahl 1790 trägt. Beide Schöpfungen heimischer Baukunst sind nur durch die Zeitspanne von anderthalb Jahrhunderten getrennt*), und man kann sie fast als Symbole des sich entwickelnden, besser gesagt, sich wandelnden Geschmacks gelten lassen. Hier die sich still und selbstverständlich der idyllischen Landschaft einfügende kleine Kirche mit dem winzigen Glockentürmchen, das allsonntäglich die Bewohner der Umgegend zum Gottesdienst ruft, — dort der lediglich seinem brutalen Nutzbaubedürfnis dienende, die sanft geschwungene Linie der bewaldeten Höhen häßlich überschneidende weiße Essenturm. Hier der seit Urväterzeiten zum Dorf gehörige Reiz seiner Silhouette, — dort eines jener zahllosen Denkmale moderner Rücksichtslosigkeit, wie sie der ohne Satzungen zu Recht bestehende und doch Millionen Mitglieder zählende „Verein zur Verschandelung der Natur" allenthalben zu errichten beflissen ist.

Es gibt gegen die kulturfeindliche Tätigkeit einer von ästhetischen Bedenken nie beirrten Majorität kein anderes Mittel als sich in die bessere oder doch wenigstens geschmackvollere Vergangenheit zu retten. Und das wird einem gerade in dieser erinnerungsreichen Gegend um Hosterwitz und Pillnitz verhältnismäßig leicht gemacht.

Verläßt man das Schiff an dem in der Nähe der Kirche gelegenen Landungsplatz und steigt, die dreifach bis zum Pillnitzer Schloßgarten führende, schattige Kastanienallee, die sogenannte „Maille" kreuzend, zur Dresdener Straße empor, so erreicht man, sich rechts wendend, schon nach wenigen Schritten ein unscheinbares, hinter hohen Gartenmauern gelegenes Haus, das neben



Das Weberhaus in Hosterwitz bei Dresden

*) Die schon 1495 erbaute Kirche erhielt ihre jetzige Gestalt erst 1774 durch einen völligen Umbau.



Im Garten des Weberhauses in Hosterwitz bei Dresden

drei mit grünen Läden geschlossenen Fenstern an seiner östlichen Ecke ein rundes Relief mit einer Lyra und der Umschrift: „Karl Maria von Weber" trägt.

Hier war es, wo der 1816 als Kapellmeister an die neu begründete deutsche Oper nach Dresden berufene junge Musiker sein Glück fand und die schönste Zeit seiner an Erfolgen reichen Laufbahn verlebte. In dem mit hingebender Liebe geschriebenen Lebensbild des Vaters berichtet Max Maria v. Weber, wie seine Eltern nach dem für sie wie für die Natur gleich harten Winter 1817 zu 1818 eifrig nach einem Sommernestchen ausspähten und ein solches endlich in einem der nahe dem königlichen Lustschloß Pillnitz gelegenen Dörfer fanden. Es war das erste Stockwerk des dem Winzer Felsner zu Klein-Hosterwitz gehörigen, in ländlicher Stille gelegenen Hauses. Hier richtete sich das junge Paar in aller Behaglichkeit ein, und schon bevor sie den Sommersitz bezogen, wandelte Weber sehr häufig unverdrossen die zwei starken Wegstunden von Dresden hinaus und wieder zurück, um seiner Lina die für die Möbelanordnung notwendigen Maße der bescheidenen Räume zu holen. „Auf diesen Wegen," — so erzählt der Sohn — „die er sich entlang komponierte, quollen ihm reich die Liedermelodien zu, für deren Verwendung der Sommer ihm volle Gelegenheit geben sollte." —



Wohnraum Carl Maria von Webers

An dieses Häuschens Pforte, das jetzt die dem Andenken des Meisters geweihte Lyra schmückt, stehen wir, und wenn wir eintretend den wohlgepflegten Garten durchschreiten, blicken wir auf der anderen Seite zu den Fenstern empor, von denen Weber die weite Fläche der Getreidefelder und Obstbäume bis zum Park des Pillnitzer Schlosses, zu den dunkeln Laubkronen der „Maille“ und den fernen, weißen Höhenzügen des Erzgebirges überschauen konnte. Seine Gattin saß dann wohl in der kleinen Gartenlaube mit einer Tapisserie oder Näherei beschäftigt und warf ihm bei der Arbeit Kußhändchen zu. An Besuch fehlte es niemals, denn fast alle durch Dresden reisenden Musiker, Dichter und Künstler wanderten nach Hosterwitz hinaus, wo niemand verschlossene Türen fand, wenn das Ehepaar daheim war. Auch die Dresdner Freunde wie Kind, Mitsch, Böttcher und Bassi waren draußen gern gesehene Gäste.

In solch ländlicher Stille wurde der „Freischütz“ geboren, die deutsche romantische Oper, die bis an die Schwelle des neuen Jahrhunderts alle Kinderherzen, auch die der Erwachsenen, entzückte und gefangennahm. Das Epochemachende ihrer Bedeutung, das Neue und im eigentlichsten Sinne des Wortes „Unerhörte“ können wir Nachgeborenen nur ermessen, wenn wir von den unendlichen Schwierigkeiten, den Intrigen und Widerständen lesen, welche die starke, vom Hof und von der höfischen Gesellschaft

gestützte italienische Partei dem jungen Neuerer entgegenstellte.

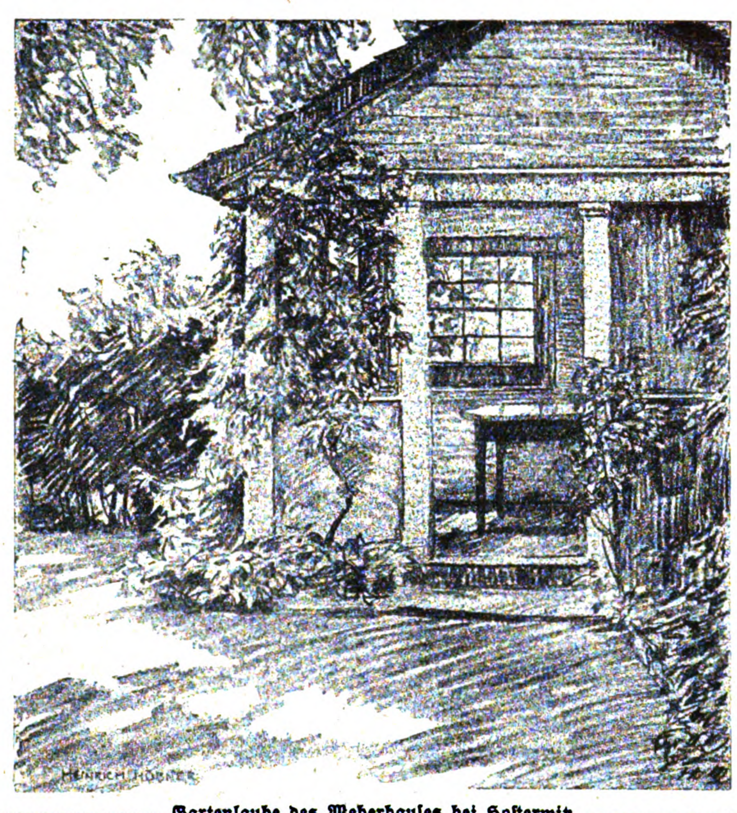
Weber litt unendlich unter diesen Ränken und Schlichen, die, den Häuptern der Hydra vergleichbar, immer aufs neue emporwuchsen, bis er endlich im Kampf gegen seinen erbittertsten Gegner und Rivalen, den Kapellmeister Francesco Morlacchi, als Sieger hervorging. Das Landhäuschen in Hosterwitz ward ihm in diesen Kämpfen zur schützenden Burg, an deren Mauern die Wut der Gegner vergebens anbrandete. Wahrhaft rührend ist es, wenn er schließlich selbst in einem Briefe an Rochlitz schreibt: „Ich habe meinen Feinden mein ganzes Leben lang sehr viel zu danken gehabt, denn sie waren mein bester Sporn.“

Ja, es war eine Zeit des Kampfes, in die ihn die Vorsehung gestellt hatte. Zwei Jahrhunderte stritten um den Vorrang. Das achtzehnte mit seinem von August dem Starken und seinen Nachfolgern großgezogenen Italienertum, da die Welschen in allen Künsten die Auserwählten und Bevorzugten waren (man braucht nur die Namen Chiaveri, Mattielli, Torelli, Canaletto, Rosalba Carriera, Rotari, Algarotti zu nennen) und das neunzehnte, da sich unser Volk nach den glorreichen Siegen der Freiheitskriege auf sich selbst und seinen Wert zu besinnen anfing.

So ist es zu verstehen, wenn Ernst v. Wildenbruch an der alten Laube des Weberhauses in Hosterwitz, in der zwischen



Arbeitslaube Carl Maria von Webers



Gartenlaube des Weberhauses bei Hosterwitz

1818 und 1824 Teile des „Freischütz", der „Euryanthe" und des „Oberon" entstanden, durch seine Gattin, bekanntlich eine Enkelin des Meisters, die stolzen Verse anbringen ließ:

„Diese Laube alt und klein
Soll allen Zeiten befohlen sein,
Weil hier ein heil'ger Quell entsprang:
Freischütz, der Ewigkeitsgesang."

⌘ ⌘ ⌘

Der früher ziemlich vernachlässigte Garten des Weberhauses erfreut sich seit einer Reihe von Jahren wieder liebevoller Pflege, da der Besitzer des Grundstücks, Emil Krahmer, mit einer gradezu rührenden Pietät um die Erhaltung des Hauses und seiner Umgebung besorgt ist. Er hat denn auch, was wohl selten der Fall sein mag, einen ihm gleichgesinnten Mieter gefunden, der ihn in seinen Bemühungen tatkräftig unterstützt. Es ist der Berliner Maler Heinrich Hübner, ein Enkel des ehemaligen Direktors der Dresdner Galerie, Julius Hübner, der seit zehn Jahren allsommerlich die Webersche Wohnung bezieht und es mit außerordentlichem Geschmack und ebensogroßem Feingefühl für intime Raumwirkung verstanden hat, die alten Räume beider Stockwerke mit Empiremöbeln aus der Zeit Karl Marias einzurichten, ja sie durch in Tönen und Mustern trefflich gewählte Tapeten, Teppiche, Fenstervorhänge und Kissen zu einer so stark klingenden Farbenharmonie zu gestalten, wie wir sie aus den Bildern des Künstlers seit langem kennen. Denn er malt mit Vorliebe die kleinen, behaglichen, sonnendurchfluteten Zimmer, in denen einst Weber mit seiner Gattin gewaltet. Die Werkstatt des neuen Bewohners hat im Erdgeschoß des Seitenflügels Platz gefunden, wo, einem alten Stahlstich zufolge, zu Webers Zeit Wirtschaftsräume lagen und neben der Eingangstüre Bienenstöcke standen. Von hier aus verpflanzt er die Staffelei häufig in die Rosenbüsche und Weinlaubengänge des Gartens, die er auch wie einige Zimmer und die Freischützlaube in großen Schwarz-Weiß-Zeichnungen auf den lithographischen Stein gebracht hat. Proben davon sind wir so glücklich dieser Plauderei als Bildschmuck beizugeben.

Einige Autographen Webers werden als Reliquien noch an Ort und Stelle aufbewahrt, so der erste Entwurf zum Chor und

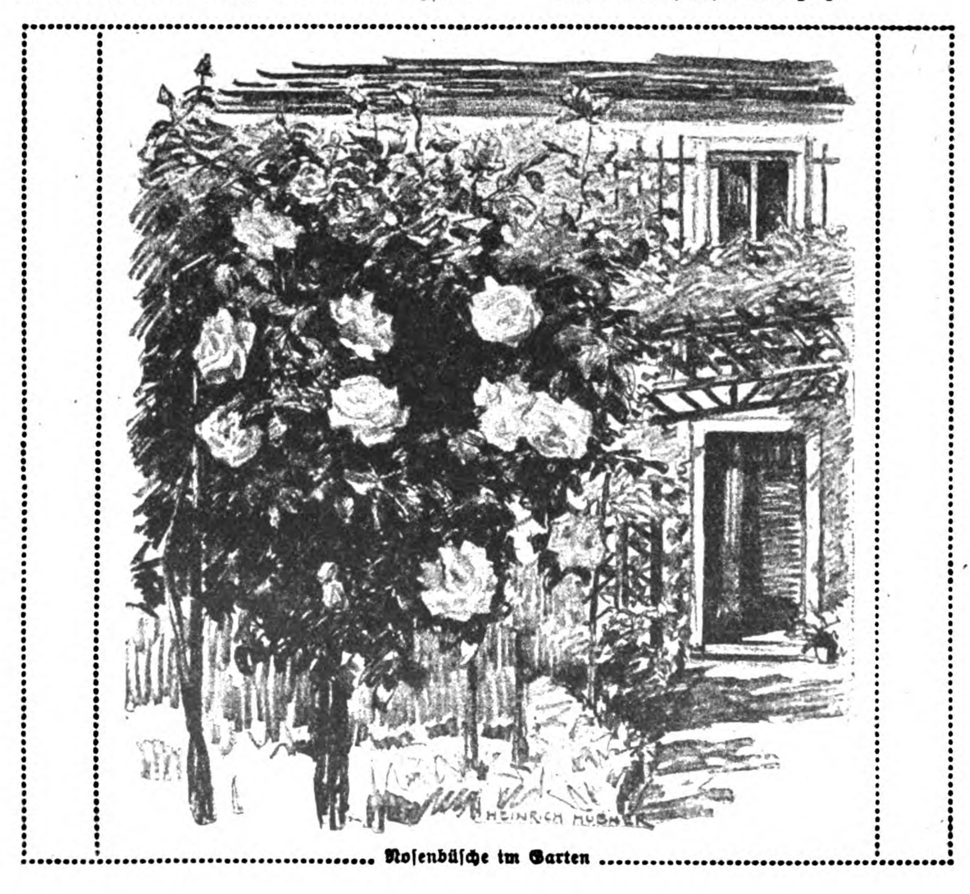
Ballett aus dem dritten Akt des „Oberon" und ein Brief an Friedrich Kind, datiert: „Hosterwitz in der Aepfel-Allee bei Felßner 14. Aug. 1818." Ein schon 1836 von Friedrich Wilhelm Jähns, „Tonkünstler aus Berlin", dem Hause gestiftetes Fremdenbuch enthält zahlreiche Eintragungen von Besuchern, die den weiten Weg zum heiligen Quell nicht scheuten, um den toten Meister zu ehren.

Wir finden darunter eine Anzahl mehr oder weniger bekannter Namen wie 1844: A. Maria v. Weber, den jüngsten Sohn des Komponisten, 1845: Ferdinand Hiller, 1846: Friederike Gerstäcker, mit dem Zusatz: „Zur Erinnerung an die hier mit der Familie Weber glücklich verlebten Stunden," 1850: Marie Bayer-Bürck, die bekannte Dresdner Schauspielerin, die in jenem Jahre mit ihrem Gatten, August Bürck, hier den Sommer verlebte, Dr. Carus, Pauline und Josephine Tichatscheck, 1852: Franziska Devrient, 1853: Oscar v. Redwitz, 1859: vier Enkelkinder des Meisters, 1863: Max Maria v. Weber, 1882: Marion v. Weber, 1886: Ernst v. Wildenbruch mit seiner Gattin und Pauline Ulrich, die gefeierte Heroine des Dresdner Schauspielhauses, 1887: den Chef des Generalstabes v. d. Planitz, 1915: den Maler Arthur Kampf und viele andere.

⌘ ⌘ ⌘

Gerade jetzt, da die Jahrhundertfeier der ersten Freischützaufführung vom 18. Juni 1821 von der Intendanz der Berliner Staatsoper in vornehmster und würdigster Weise festlich begangen wurde, während man sich in Dresden an die Bedeutung von Hosterwitz für die Entstehung der deutschesten Oper nicht mehr zu erinnern schien, ist es hocherfreulich, wenigstens bei einzelnen pietätvoll und warm veranlagten Menschen noch den Sinn für das Echte und Bleibende in aller Kunst zu finden, der früher als selbstverständliche Charaktereigenschaft der Gebildeten unseres Volkes galt.

Ein treu Gedenken, lieb Erinnern,
Das ist die herrlichste der Gaben,
Die wir von Gott empfangen haben, —
Das ist der goldne Zauberring,
Der auferstehen läßt im Innern,
Was uns nach außen unterging.



Rosenbüsche im Garten

Zeitungsverleger in Freud und Leid / Von Otto Röse

Vom Bau zum Verlag



In Paris setzte mich der Lenz 1878 aus dem Hilfsbüro der Gebrüder Armangaud, wo ich täglich — Sonntag einbegriffen — meine elf Stunden Eisenkonstruktion gezeichnet hatte, an die Luft. Die Weltausstellung war fertig, der am Reißbrett ausgeheckte Zauber lachte im Freien, Luft und Sonne stiegen mir zu Kopfe wie ein Räuschchen. Mein Lebtag ist es mir gegangen wie dem Vater Adam, der vergnügt in die Welt sah und den Schöpfer lobte. So gestimmt empfing ich das Telegramm: „Weserzeitung wünscht 15 Feuilletons Weltausstellung." Das war veranlaßt von Eduard Gildemeister, der in seiner Vaterstadt Bremen als Baumeister Ehre einlegte, während ich noch auf der Walze war. Schwerlich ahnte er, daß aus seiner Hand der Würfel rollte, der über meinen Beruf entschied. Ich selbst dachte nicht viel weiter. Hatte ich doch die Frucht literarischer Betätigung auf Gymnasium und Hochschule so sorglos gepflückt wie Adam im Paradiese die Äpfel, soweit sie ihm verstattet waren. Jetzt wurde es aber ernst. Die Weserzeitung übertrug mir ihre Pariser Vertretung; die Neuyorker Staatszeitung folgte nach; Verlag auf Verlag kam hinzu, jeder so, daß ich zu ihm paßte. Gildemeister wünschte mir Glück, während andere Kollegen rügten: ich sei wie der Butterfladen auf die geschmierte Seite gefallen.

Wie gut es mir aber bekam, merkte ich, wenn ich in Deutschland sah, für wen ich schrieb: in Bremen den Verleger Carl Schünemann und den Chefredakteur Nikolaus Mohr inmitten bedeutender Freunde; den vormals regierenden Bürgermeister und Bundesratsgesandten Otto Gildemeister, der Byron, Shakespeare und Dante übersetzte und die Zeitgeschichte mit lichtvollen Essays begleitete; den Gründer des Norddeutschen Lloyd H. H. Meier, Generaldirektor Wiegand und seinen Nachfolger Philipp Heineken; den Dichter und Maler Arthur Fitger und seinen Bruder Emil, Redakteur der Weserzeitung; Senatoren und Bürgermeister Marcus, Barkhausen, Hildebrand und Nebelthau; Eduard Gildemeister mit seinen Berufsgenossen Heinrich Müller, Poppe und Dombaumeister Salzmann; Dr. Focke, Bulle, Allmers, Bulthaupt; Ludwig v. Kapff und Johann A. Schünemann mit ihren Familien, Fräulein Aline v. Kapff, deren Märchenschlößlein an der Schwachhauser Chaussee mir zu einer Heimat wurde, wo alles mir Liebe und Gewogene aus der Stadt zusammenkam — es war ein Kreis, so eigenartig geschlossen und allseitig beseelt von weltumfassender Kultur, daß mir in ihm die Schwingen wachsen mußten. Mir ging erst auf, welches Leben zwischen Verlag und Mitarbeiter, Leserschaft und Schriftsteller pulsiert, wenn sie in Geistesgemeinschaft stehen. — So fand ich in Berlin 1884 auch Dr. Friedrich Lange bestrebt, der Täglichen Rundschau eine Gemeinde zu schaffen, die dem Blatte weithinaus ein geachtetes Dasein sichern sollte. Bölsche, die Brüder Hart, Dr. Karl Peters, Jühlke und Graf Joachim v. Pfeil — letztere drei damals sprungbereit zur Flaggenhissung in Ostafrika — waren die Vertrauten, die in Beckeraths Hinterstübchen zündende Ideen sprühten. Auch dabei mitzutun war eine Lehre, die mir fruchtete. — In Breslau erwiderte ich den Besuch, mit dem mich der Besitzer der Schlesischen Zeitung, Heinrich v. Korn, in Paris beehrt hatte, und gewann einen Gesichtskreis, der mir wiederum neu und fesselnd war. Die alte, in gerader Linie vererbte Zeitung als Mittelstück eines Komplexes von Landgütern, städtischen Anwesen und Industrie, im Laufe der Jahrhunderte mit der Landesgeschichte verwachsen, so daß sie über die provinziale Heimat hinaus auf Staat und Reich wirkte. Ihr Stifter, Joh. Jakob Korn, ein Pastor aus dem Spreewalde, war im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts nach Breslau eingewandert, Buchdrucker und schon Mitglied der Kaufmannsgilde geworden, als Friedrich der Große einrückte, den preußischen Landsmann zu Rate zog und ihm das Privileg der Schlesischen Zeitung erteilte, deren erster Mitarbeiter er durch seine selbstverfaßten „un officier prussien" unterzeichneten Schlachtenberichte wurde. Zwischen den Hohenzollern und der Familie Korn blieb das Vertrauen von Geschlecht zu Geschlecht. Friedrich Wilhelm III. gab der Schlesischen Zeitung zuerst seine Aufrufe an Volk und Heer und feierte im Saale des Kornschen Hauses — jetzt dem Maschinensaal der Zeitung — das Ballfest, auf dem er den Prinzen Wilhelm, nachmals unsern Heldenkaiser, in Gegenwart des Zaren zum Premierleutnant ernannte. Der Größe dieser Traditionen entsprach Heinrich v. Korn durch Erfüllung der Aufgaben, die ihm, dem Verleger des Blattes und Haupt einer Hausmacht, seit 1850 oblagen. An Umsicht, Sachlichkeit und Pflichttreue wurde er mir ein Lehrmeister, dessengleichen ich nicht wiedergefunden habe.

Seit Mitte der achtziger Jahre hatten auch die beiden Hauptzeitungen Bayerns, die Augsburger Abendzeitung und die Münchner Neuesten Nachrichten, mit mir angeknüpft. Herrliche deutsche Arbeit überall: in Augsburg ein Betrieb, der mich wie ein Wunderwerk anmutete. Der Herausgeber Karl Stolz

brachte es fertig, mit seinem Schwiegersohne Dr. Stirius und nur zwei Gehilfen den Riesenstoff, der einlief, derart zu gestalten, daß das Blatt als zuverlässiger, lückenloser Mikrokosmos seinen Lesern unentbehrlich war, und fand noch Zeit, den Gast zu feiern, der aus der Ferne kam. Traf der „Pariser" ein, so flog die Werkstatt auf. Wie an solchen Tagen die Abendzeitung zustande kam, war ein Geheimnis, das ich nie ergründet habe. — In dem fürstlich eingerichteten Verlage und Redaktionsstabe der Münchner Neuesten Nachrichten fühlte ich mich dann wie Odysseus bei den Phäaken. Dort wurde jeder seines Schaffens froh, und flink und kräftig wurde geschafft. Die beiden Verleger, der bedachtsame Knorr und der geniale Dr. Georg Hirth, hielten niemals Schritt; Hirth aber riß alle fort, den Schwager Knorr wie die Leser und die Schriftleiter, die in ihm den auf allen Gebieten überlegenen Meister ehrten und zugleich den guten, allerdings oft unberechenbaren Kameraden liebten. Ich fand da noch Ernst Francke als ausgezeichneten Chefredakteur, Fritz v. Ostini, der uns als Kunstreferent, Dichter und Humorist entzückte, und eine Reihe tüchtig heranwachsender Kräfte, darunter den späteren Hauptschriftleiter und Verlagsdirektor Dr. Fritz Tresz. Die Schwäger Knorr und Hirth waren zeitweilig so entzweit, daß sie, obwohl sie Stube an Stube saßen, nicht miteinander sprachen. Der Prokurist, nachmals Verlagsdirektor Helfreich, ging hin und her mit einem Buche, in welches jeder seine Meinung schrieb. Nur beim Besuche dessen, der das Zeichen des „Schützen" führte und mit beiden Verlegern gleich befreundet war, gab es Versöhnung, Gottesfrieden, Aussprache selbdritt und gemeinsame Feier, die freilich dann um so lustiger ausfiel.

⌘ ⌘ ⌘

Im Jahre 1898 bat mich Herr v. Korn, Chefredakteur der Schlesischen Zeitung zu werden. Ich habe mich schwer dazu entschlossen, denn mir schien da mehr ein Bodenständiger als einer, der 22 Jahre im Auslande geweilt hatte, hin zu gehören. Aber der Verleger zweifelte nicht. Er erwartete von mir eine Verjüngung seines Blattes, wie wir sie oft besprochen hatten. Indessen wußte ich, daß gerade eine solche Operation eine erfahrene Hand erforderte. Nur in seltenen Fällen war sie gelungen. Kamen Alterserscheinungen, war es allemal zu spät. Gleichviel, Herr v. Korn sah klarer als ich und behielt recht. Die Sache verlief sogar derart, daß August Scherl, der in den Novembertagen 1908 um sein Lebenswerk bangte und schon seit 1901 darauf gebrannt hatte, mich zur Oberleitung seiner gesamten Redaktionen zu gewinnen, einen heftigen Anlauf nahm und mich überrannte, was freilich nur durch den Heimgang meines hohen Gönners möglich geworden war.

In den fünfeinhalb Jahren meines Scherldienstes ist mir noch mancherlei geglückt, bis der geniale, doch längst schon überarbeitete Neuerer der deutschen Presse sein Haus verkaufte. Das war im Jahre 1914. Ich ging nach Paris und blieb bis zum Kriege, mit Bülow nach Rom, dann nach Bern im amtlichen Dienst, der mich bis zum Herbst 1919 festhielt. Nun aber stellte sich mir die Frage, wie ich mich im Deutschen Reiche neuen Zuschnitts nützlich machen könnte.

Eignete ich mich zum Zeitungsverleger? Der Beruf des Verlegers steht und fällt mit der Persönlichkeit. Ein starker Einschlag schneidiger, der seelischen Seite des Journalismus abgewandter Geschäftsleute kennzeichnet den jetzigen Zustand unserer Presse, ohne ihn geschäftlich zu bessern, weil sie meistens Minus machen. Es fragt sich nun, wo die Grenzen liegen, an denen die Macht des Geldes versagt und der Geist als Schöpfer überwiegt; wie weit die Zeitung auf Persönlichkeit beruht oder im Massenbetrieb herzustellen wäre, vielleicht auch vertrustet werden könnte oder müßte; ob die Seelengemeinschaft von Schriftleitung und Verlag ein abgetaner Standpunkt ist; ob überhaupt das Unwägbare, weder dem Rechenstift noch den sozialisierenden Gedankengängen der Gegenwart Zugängliche im Zeitungswesen nicht stärker wirkt, als man jetzt zu glauben scheint. Dazu kommen noch politische Probleme, z. B. ob unsere Presse unmittelbar auf Weltgeltung ausgehen soll, oder ob es sich empfiehlt, vorerst alle Kraft daran zu setzen, daß Deutschland innerlich gesunde, um nach außen das Schwergewicht zu erlangen, ohne das doch jedes Wort, das gedruckte wie das gesprochene, im Winde verfliegt.

Es gehörte schon der Mut einer fest in sich beruhenden Persönlichkeit dazu, mich, den Außenseiter, zum Sozius zu nehmen. Der Besitzer der Schlesischen Zeitung, Enkel und Erbe von Heinrich v. Korn, Dr. jur. Richard v. Bergmann-Korn, setzte mich als Mitinhaber seiner Firma ein neben Dr. phil. Wilhelm Korn, der zu meiner Zeit schon in gleicher Eigenschaft teilgenommen, als Nachkomme eines zur Spreewälder Zeit abgezweigten, zu Ehren gelangten Teiles der Familie das Vertrauen des alten Herrn genossen und mit dem trefflichen Chefredakteur Dr. Richard Schottky, der als mein Nachfolger eingetreten war, in dankenswerter Weise das Schifflein des Verlages durch die Klippen der Kriegszeit gesteuert hatte. Der junge Besitzer war noch nicht lange aus russischer Gefangenschaft, in die er bei den Kämpfen um Polen geraten, zurückgekehrt. An ihm hatte einst Felix Dahn sein Wohlgefallen, dem er bei der juristischen Doktorprüfung den Ausdruck gab: „Endlich wieder einmal ein gutes Examen von einem der reichen jungen Leute, die es nicht nötig haben." Es war die Zeit, zu der das Leben uns allen lächelte und den Begüterten die Wahl ließ, einzugreifen oder zu genießen. Wohl dem, der das Nötige getan hat, um jetzt zu genügen, da Not an Mann geht!

Denn alles steht auf dem Spiel, besonders das Schicksal unserer Presse. Bei der — im Vergleich zur Friedenszeit — 60fachen Erhöhung des Papierpreises, bei entsprechendem Steigen aller Kosten und den engen Grenzen, die dem Bezugspreise der Zeitung gesteckt sind, wankt jeder Anschlag. Ungunst der politischen wie der wirtschaftlichen Lage, Mangel an geschäftlichem Vertrauen, Mangel an Ware, Rückgang der Inserate, alles treibt zu einer Krisis auf Leben und Tod. Im Herbst 1921, noch vor dem verschärften Einsatz der Teuerung, schätzte man die Zahl der in Deutschland eingegangenen Blätter auf 3000. Was bringt uns 1922? Schlimme Zeit für die Schwachen, Verhängnis den Trägen, Heil nur dem Rüstigen, der unerschrocken seine Kraft gebraucht und in der Windsbraut, die ihn packt und rüttelt, tiefer atmet als in der linden Brise einer glatten Fahrt. Die Wetterwarte hat den Sturmball aufgezogen. Grobes Wetter! Jetzt soll es sich zeigen, wer den entfesselten Elementen freudig vertraut, in ihnen selbst sein Behagen findet und für die leidenden Mitmenschen noch Herz behält wie der alte Lotse, der, im nächtlichen Wogengraus der Elbmündung hin- und hergeschleudert, nur den Seufzer tat: „De arme Lüt an Land!"

Geordneter Wohlstand

Beim Stapellauf des Lloyddampfers „Breslau" in Vegesack erhob sich ein preußischer Ehrengast und pries den „weitschauenden Patriotismus" der Bremer Kaufmannschaft, der großzügig zur Blüte des Reiches wirke. Darauf antwortete Franz Schütte, dessen offene Hand für das Gemeinwohl Wunder tat: er danke dem Vorredner für seine freundliche Meinung; wollte aber der Kaufmann aus „weitschauendem Patriotismus" handeln, so würde er schlechte Geschäfte machen und dem Reiche schaden; er müsse verdienen; tue er aber das klug und redlich, so nütze er dem Vaterlande und könne ihm auch Opfer bringen.

Dieses Wort gut bremischer Geradheit erquickte die Tischgenossen zu einer Zeit, die sich mit Redensarten berauschte, als wären Patriotismus, Humanität und soziale Gerechtigkeit einzig ehrenwerte Beweggründe, und als haftete am Erwerb der Makel niedriger Gesinnung. Das war im Jahre 1904.

Franz Schütte fällt mir ein, wenn ich sehe, wie der Inseratenteil der Presse als Gefahr für den Volksgeist behandelt wird. Ja, wovon soll denn die Zeitung leben? Das Abonnement deckt nur noch den kleinsten Teil der Kosten. In Deutschland, auch in England, macht es die Anzeige. Ich wüßte nicht, welche sittlichen Bedenken ich hegen sollte, wenn ich da lese, daß der Gutsbesitzer Müller eine Kuh zu verkaufen und der Regierungsrat Schulze die Freude hat, die Geburt eines kräftigen Knaben mitzuteilen. Freilich gibt es auch weniger harmlose Inserate, anrüchige und solche, die die Gewinnsucht des Verlages zur Täuschung der Leser reizen. Aber in welchem Zweige des Geschäftslebens gäbe es nicht verschiedene Grade des Anstandes? Die beste Aufsicht führt das Publikum selbst, das für Sauberkeit und Vertrauenswürdigkeit seines Leibblattes eine feinere Nase hat, als der Nur-Geschäftsmann ahnt. Zugegeben, daß der Geruchssinn sich in verschiedenen Leserkreisen abstuft und mancher Verlag seiner Kundschaft starken Tabak bieten darf, so überwiegt in Deutschland doch noch der Trieb zur Reinlichkeit. Zugegeben auch, daß die Jagd nach Erwerb und Genuß seit einem halben Jahrhundert nicht spurlos am geistigen Pegel unserer Presse vorübergegangen ist, so wüßte ich doch aus persönlicher Erfahrung nicht zu sagen, daß unser Zeitungswesen gerade durch den Inseratenteil Schaden an seiner Seele genommen hätte.

Wohl aber habe ich in selbiger Zeit erlebt, wohin eine Presse treibt, wenn ihr der bei anständigem Erwerb einwandfreie Boden des Inserats gebricht. Das ist der Fall in Frankreich. Wohl bemerkt: das Privatgeschäft trägt dort den Stempel der Redlichkeit und Zuverlässigkeit wie in wenigen Ländern, und der französische Journalist, den ich in zahlreichen Exemplaren seiner Spezies kennen gelernt habe, ist von Natur ein ebenso braver Mensch wie der deutsche. Der journalistische Geschäftsmann hingegen muß aus allem, was ihm durch die Finger geht, Geld schlagen, will er sein Blatt zum Erfolge bringen. Handel und Gewerbe inserieren wenig; es fehlt auch der schöne Brauch, Familienereignisse den Spalten der Zeitung anzuvertrauen; ferner wünscht der Leser, der sein Blatt auf der Straße kauft, keine Beilagen mitzuschleppen. Also muß sich der redaktionelle Text bezahlt machen. Das französische Ideal einer Zeitung wäre, daß sie von A bis Z einbrächte und doch fesselte, wie der selige Villemessant das mit seinem Figaro nahezu fertiggebracht hat. Der Redaktionssekretär ist eigens angestellt, darüber zu wachen, daß kein Zeile, die einbringen könnte, unbezahlt bleibt und daß der Ertrag einer jeden in die Kasse des Verlages fließt. Als Fachmann mag man gestehen: ein Journalismus, der dem Geschäftlichen selbst einen bezaubernden Dreh gibt, hat künstlerischen Reiz. Nur darf man nicht mit der Vertrauensseligkeit des deutschen Lesers dreinschauen. In jedem Lande liest das Publikum mit anderen Augen.

Als ich im Juni 1914 nach Paris kam, hörte ich das Wort von Caillaux: „Die Gefahr für den Frieden liegt in der Presse; der nächste Krieg wird von ihr erklärt." Die Pariser Presse, der das galt, war auf ihren Geschäftswegen schon soweit gelangt, daß nur noch der letzte äußere Anlaß zum Kriege fehlte. Die Provinz bremste noch. Im Sommer 1913 hatte mich der Verleger eines der angesehensten Provinzblätter Frankreichs in Berlin aufgesucht und um Rat und Hilfe

gebeten. Er sah die Gefahr in der „Informationspresse“, d. h. einer zum gemeinsamen Vorgehen verbündeten Pariser Zeitungsgruppe, die, vermöge unermeßlicher Mittel, den Nachrichtendienst vom Auslande beherrschte und schon in ihrem Depeschenmaterial den Keim der Kriegshetze verbreitete, gegen den die etwa 1500 Zeitungsverleger im Lande Bedenken hegten, sich aber nicht zu wehren wußten, weil sie auf das Neueste, das über Paris kam, angewiesen blieben. Die Lage wurde damals schon bedrohlich. Die Millionen der Hochfinanz, die wegen der Russenanleihen flossen, um nur Günstiges über Rußland verlauten zu lassen, hatten sich durch den Tribut, den die Russen zum gleichen Zwecke zahlten, verdoppelt und seit dem mandschurischen Kriege sogar vervierfacht; sie schwollen um so höher, je tiefer der nordische Pumpbruder in die Kreide geriet und seine Rettung im Va banque eines Weltbrandes suchte; seit 1905 war auch die französische Hochfinanz militaristisch und kriegerisch eingeschwenkt, dies zum Teil aus innerpolitischen Gründen; Lord Northcliffe griff mit gewaltigen Mitteln von England herüber ein; das metallurgische Syndikat übernahm die Führung der Kriegspolitik, brachte seinen Sachwalter Poincaré zur Präsidentschaft der Republik und zielte auf unsere Kohlenfelder ab, über die Saar hinaus auf das Ruhrgebiet, weil die Saarkohle nicht zur Verhüttung taugt. Soweit war die Pariser Kriegsmache mit der Presse als Motor gediehen, als die Provinz sich noch einmal aufraffte und bei den Kammerwahlen des Frühlings 1914 unter Caillaux' Leitung eine friedlich gesinnte Mehrheit entsandte. Diese aber zerbröckelte unter dem konzentrierten Druck der am Kriege Interessierten in der Hauptstadt. Das prophetische Wort des Staatsmannes war kaum gesprochen, als es in Erfüllung ging.

Lord Northcliffe fand für seine Kriegsabsichten das Werkzeug, das er brauchte. Mit seinen englischen Blättern allein hätte er es nicht geschafft. Seine Idee ist Weltherrschaft durch Macht der Presse, und man muß wohl gestehen: in allen Ländern hat er die Hand im Spiel gehabt, auch in Deutschland; hier allerdings, soweit es sich nachweisen läßt, nur durch parteipolitische Verblendung, nicht durch Käuflichkeit von Blättern. Begreiflich ist aber, daß seine fortgesetzte Rührigkeit die Besorgnis wachhält, er könnte auch noch geschäftlich Fuß fassen. Dergleichen liegt so nahe, daß es von anderer Seite schon unternommen worden ist. Bald nach Einstellung der Feindseligkeiten, im Winter 1918/19, richtete sich die der Pariser Trustpresse angegliederte Société générale de Publicité darauf ein, durch Inseratenaufträge in Deutschland Einfluß zu gewinnen, doch läßt sich sagen: weit hat's der Franzmann nicht gebracht.

Fragt sich nun, wie weit eine Vertrustung gelingen könnte, sei es, daß sie vom Auslande auf uns übergriffe, wovon nichts zu spüren ist, oder daß sie nach fremdem Muster deutscherseits versucht würde, wovon jetzt die Rede ist. Man sagt, Lord Northcliffe mache Schule. Es liegt etwas Blendendes in seiner Idee, durch eine fünfzigfache, an fünfzig Stellen zugleich erscheinende Zeitung, die über unbegrenzte Mittel, die besten Federn, einen vorzüglichen Nachrichtendienst und wachsenden Leserkreis verfügt, jeden Wettbewerb zu schlagen. Geht dieses Ideal nicht auf der Stelle fix und fertig herzuzaubern, so läßt sich ihm doch nahekommen, wenn man von den vielen jetzt notleidenden Zeitungen diejenigen, die sich zu einer Verschmelzung eignen, aufkauft oder durch Kapital verpflichtet. Führende Männer unserer Industrie haben zugegriffen, weite Kreise unsrer Verlegerschaft hingegen Einspruch erhoben. Schon im Sommer 1920 verbreitete das Organ des Vereins Deutscher Zeitungsverleger den Alarmruf: „Der große Pressekonzern der Schwerindustrie ist da!“

So kam eine Frage aufs Tapet, die zu manchem Mißverständnis Anlaß gegeben hat. Irrig ist es, sie für neu zu halten. Verschiedentlich gab es schon Anläufe zur Bildung von Pressekonzernen. Alle sind stecken geblieben. Es scheint doch, daß das deutsche Lesepublikum nicht zur Vertrustung taugt. An Wagemut und Intelligenz stehen wir den Briten und Amerikanern nicht nach, auch sind wir nicht arm an absonderlicher Begabung zum Zeitungsgewerbe, die ja als Eigentümlichkeit eines bei uns hinreichend vertretenen Menschenschlages gilt, desselben, dem Lord Northcliffe angehört. Dennoch haben wir in unserer Publizistik keinen Typus aufgestellt, der, wie die organisatorischen Leistungen unserer Industrie, für die ganze Welt vorbildlich geworden wäre. Werden jetzt von einigen hervorragenden Persönlichkeiten, unter denen Hugenberg, Stinnes und Thyssen die meistgenannten sind, Preßkonzerne gebildet, die für die bürgerliche Staatsordnung eintreten und zur Erreichung bestimmter gemeinsamer Ziele gemeinsame Kasse machen, so läßt sich kaum etwas dagegen einwenden, es sei denn vom Standpunkt parteilich vorgefaßter Meinung. Auch der Wunsch unserer Großindustriellen, ihre Berufsinteressen zu wahren, hat seine Berechtigung. Ein Stand, der zur Weltstellung des Reiches wesentlich beigetragen hat und heute noch den Hauptgrund bildet, aus dem die Welt an Deutschlands Wiederaufrichtung glaubt, auch aus sozialem Verständnis geleistet hat, was auf dem ganzen Erdball ohnegleichen dasteht, trägt in Ehren den Charakter der Gemeinnützigkeit. Ihm läßt sich das Recht auf eine angemessene Presse nicht abstreiten. Bleibt nur die Frage, ob er auf dem rechten Wege ist, sich eine solche zu beschaffen.

Publizistisch bewährt hat sich auf deutschem Boden bis jetzt nur, was seiner vielgestaltigen Eigenart entsprach und aus ihr selbst erwuchs. Merkwürdig steht da die Macht

des Großkapitals zurück hinter schöpferischen Kräften, die aus der Wechselwirkung von Volksschichten und Zeitschriften quellen. Ernst Keil war ein armer Teufel, als er seine Gartenlaube schuf und zu phänomenalem Aufstieg brachte; August Scherl hatte nur ein paar Taler in der Tasche, als er Büxenstein überredete, seinen Lokalanzeiger in Druck zu nehmen. Andere Blätter waren von vornherein wohl reichlicher versehen, keins aber von denen, die zu Blüte und Bestand gelangten, verdankt dies einer Masse der Geldmittel, wie der ausländische Typus des Erfolges sie voraussetzt. Anschaulich ergibt sich der Beweis auch aus dem Gegenteil: Scherl ging von Fehlschlag zu Fehlschlag, als er auf der Höhe seiner Macht dem Imperialismus einer ungemessenen Ausdehnung seiner Geschäfte huldigte und mit Geld alles zu erzwingen wähnte; die Gartenlaube war durch keinen Aufwand hochzuhalten, als aus seelischen Gründen das Stündlein ihres Niederganges schlug. Da haben wir Beispiele für das, was bei uns Regel ist und sich schwerlich durch Befolgung ausländischer Vorbilder ändern läßt.

Das Beste am deutschen Zeitungswesen ist weder nachgeahmt noch nachahmbar, sondern bodenwüchsig, von Ort zu Ort verschieden, doch mit dem gemeinsamen Grundzuge, daß die Lebenskraft des Blattes vom persönlichen Vertrauen der Leser kommt. Ich möchte sagen: das Gegenteil des Universalblattes Northcliffescher Konzeption, auch etwas ganz anderes als der Massenbetrieb eines Konzerns mit hundert Zeitungen. Nicht vom Allgemeinen geht es bei uns ins Besondere, vielmehr aus dem Örtlichen wächst es organisch ins Große, stets in Wechselwirkung mit einer Leserschaft, die über den ihr nächstliegenden Aufgaben den Ausblick auf die weite Welt nicht zu vernachlässigen liebt. Die „besten Federn“, die der Lord gebraucht, sind auch so eine Sache, die im Auslande stärker ziehen mag als bei uns. Gewiß kein eitler Wahn. Ich kenne sie, denn sie lagen im Bereich der Scherlschen Mittel. Den Hauptschlager jedoch, der mir in der Gartenlaube glückte, verdankte ich einem Tischlermeister, der aus Lebenserfahrung vom Handwerk schrieb. Immer wieder fand ich, daß die sogenannten besten Federn zwar ein Schmuck auf dem Hut, aber nicht das waren, was mir die Leser warm hielt. Auf Höhenflug der Geister braucht man deshalb nicht zu verzichten. Im Gegenteil: nie fehlt es an geistig hochstehenden Männern, die aus der Fülle ihres Wissens und Erlebens eingreifen, wenn eine Zeitung sich bemüht, zum allgemeinen Wohl sachlich zu wirken. Ihr klaftern die Schwingen in dem Maße, wie sie Kraft schöpft aus der Geistesluft, in der sie lebt. Das ist das Geheimnis des deutschen Zeitungswesens in seinen dauerhaften Erfolgen. Den Kreis der Leser beseelt das Gefühl, daß einer für alle und alle für einen stehen. Er bildet eine Gemeinde.

Dieser Werdegang entspricht mehr den provinzialen als den Berliner Verhältnissen. So mag es sich erklären, daß die bedeutendsten Typen der deutschen Presse nicht dem Berliner Pflaster entsprossen sind, und daß anderseits die charakteristischen Erzeugnisse reichshauptstädtischer Großfirmen heute noch vergeblich um Vorherrschaft im Lande ringen. Neue Männer und neue Konzerne gehen nun ans Werk, Berliner Propagandamittel auf provinziale Unternehmungen anzuwenden. Wenn der Vera-Verlag, der — nach einer von Stinnesscher Seite veröffentlichten glaubhaften Angabe — über mehr als hundert Zeitungen umfaßt, jetzt, wie verlautet, nach Muster der Berliner „Scherl-Nachmittage“ seine Kundschaft mit Konzerten, die zu mäßigen Preisen Angenehmes bieten, erfreuen will, so wird es ihm an Zulauf nicht fehlen. So ließe sich schon eine Gemeinde erbauen: „Leise nach des Liedes Klange füge sich der Stein zum Stein.“ Kein Konzern hat es leicht, seine Leute zu sammeln oder auch nur zusammenzuhalten, jeder muß Opfer bringen, die sich erst in Zukunft lohnen könnten. Was die neuen Großunternehmer in die Hand genommen haben, entzieht sich in der Gesamtheit zwar noch der öffentlichen Kenntnis, so daß sich ihre Geschäftslage nicht ganz überblicken läßt; aber was als ihnen angehörig bekannt ist, gilt noch als Betrieb in Unterbilanz.

Finanziell hat das nichts auf sich. Die Lage des Geldmarktes ist aus verschiedenen Gründen jetzt derart, daß ein Großgeschäft im Defizit sogar noch kräftigeren Zuschuß erwarten darf als ein anderes. Im Winter 1913 zu 1914 wurden die Anteile eines bedeutenden Objektes mit 120 eingezahlt, im Winter 1920 zu 1921 mit 20 abgegeben. Zu anderen Zeiten hätte das abgeschreckt, jetzt strömt das Kapital herbei und findet Verwendung. So unbegrenzt aber die Geldmittel fließen, begrenzt bleibt doch, was sich damit ausrichten läßt.

Der deutsche Leser ist ein wunderlicher Kauz: schickt man ihm eine Zeitung kostenlos ins Haus, so rümpft er die Nase; wittert er, daß ein Blatt von Zuschüssen lebt, so fragt er nach der Absicht der Spender; wird vollends bekannt, daß ein Organ seinen Besitzer 7 oder 14 Millionen jährlich kostet, so stutzt er bei dem Gedanken, daß er zu etwas beschwatzt werden solle, was ihm widerstrebt. Nur wenige schlichte Gemüter glauben noch, daß Idealismus und reine Menschenliebe schrankenlosen Opferwillen auslösen. Vertrauen und dauernden Einfluß schafft nur ein geordneter Wohlstand, dessen Quellen dem Leserkreise übersichtlich sind.

Der deinen Mund fröhlich macht

Als Bau-Eleve, so hieß vor 50 Jahren der zur Bauakademie hinstrebende Mulus, arbeitete ich an der Eisenbahn in Gotha. Bevor ich zum Büro ging, war ich ge-

wöhnlich in der herzoglichen Reitbahn, wo mein Oheim, der Landstallmeister Bernhard Salzmann, mich drillte, die Hengste des Landesgestütes zu bewegen. Das ging nicht ohne Schmerzen: drei Wochen auf Decke, vierzehn Tage auf englischem Sattel ohne Bügel, jeden Tag ein neues, wie mich dünkte, noch unbequemeres Pferd — ich wußte nicht mehr, wie ich sitzen oder liegen, gehen oder stehen sollte, als ich eines Morgens den hochbeinigen Russen ritt, der unter meinem Onkel weich wie ein Gummiball ging, mich aber zum Gotterbarmen schmiß. Da kriegte ich es mit der Wut und versetzte ihm einen Hieb. Der Gaul bockte, mein Lehrer aber sprach mit sanftem Tadel: „Otto, ich glaube, du hast dem Tierchen weh getan." Dann wiederholte er, was er mir oft gesagt, ich aber noch nicht recht begriffen hatte: der Reiter, nicht das Pferd habe Schuld, wenn sie nicht technisch einig seien. An gutem Willen fehle es dem Pferde selten, nur müsse man ihm das, was es soll, verständlich machen. Das gehe durch Hilfen, die man sanft ansetze und, wenn sie unbeachtet blieben, steigere. Erst wenn es sich zeige, daß das Pferd nicht wolle — was ja freilich auch vorkomme, denn jeder von uns habe mal seinen bockigen Tag — dürfe man strafen; aber der Anfänger könne das nicht beurteilen und sei allemal im Unrecht. Vom Gaul so wenig wie vom Menschen lasse sich mit Gewalt erzwingen, was er, richtig geleitet, aus gutem Willen leiste.

Dasselbe hatte mein Urgroßvater Christian Gotthilf Salzmann als Erzieher der Jugend gemeint. Nun kam es auf dem Wege über den Enkel Stallmeister auf den Urenkel, dem es fürs ganze Leben nützen sollte, nicht nur zu Pferde, sondern auch im Umgang mit Menschen. Je klarer mir wurde, daß die Ursache dessen, was fehlging, in mir selber lag, je öfter ich auch Anlaß fand, mir selbst einen Jagdhieb zu versetzen, desto mehr habe ich die Menschen lieb gewonnen, auch die mir nicht hold entgegenkamen, z. B. die Mannschaft, die mir auf Eisenbahnvorarbeiten im Gelände mitgegeben wurde und den bei meiner Jugend begreiflichen Trieb bewies, mir auf der Nase zu tanzen. Bald hatte ich sie so weit, daß sie mit mir durch dick und dünn ging.

Vollends beglückt hat mich die Erfahrung, die ich als Journalist mit meinesgleichen machte, obgleich es auch da nicht von vornherein glatt lief. Als Chefredakteur der Schlesischen Zeitung mußte ich von meinen Untergebenen selbst erst mancherlei lernen. Das war kein eindrucksvoller Antritt, aber noch ein leichtes gegen das, was mich zehn Jahre später bei Scherl erwartete. Dort fand ich ein Dutzend Zeitungen und Zeitschriften, jede in ihrer Art trefflich geleitet von Fachmännern, die auf ihre Verfügungsfreiheit hielten, wohl auch den Provinzler, der als „Chef der Chefs kam, mit reichshauptstädtischer Überlegenheit betrachteten; eine Schar auserlesener Kräfte, aber kein Zusammenhalt, Kampf aller gegen alle, heimlich geschürt vom Verleger, der nervös überreizt um seine Herrschaft bangte und unzugänglich in seiner Klause saß, aus der er hin und wieder zu mir herüberhuschte, durch Zwischenträger aber alles erfuhr und nach dem Vorsatz: divide et impera Zwietracht stiften ließ; denn sooft sich zwei vertrugen, wähnte er, es sei gegen ihn. Mich gruselte. Statt der Leuchte genialer Schöpferkraft, die mich im Jahre 1901 geblendet hatte, meinte ich ein gespenstisch flackerndes Irrlicht zu sehen. Bald fühlte ich heraus, wie im ganzen Hause niemand glaubte, daß ich auch nur eine Woche bleiben würde, weil man sich sagte: jeden, den der große August plötzlich ins Herz schließt, setzt er binnen 24 Stunden vor die Tür. Monate hat es gedauert, bis ich Fuß faßte, die Angst des Verlegers vor häuslichem Frieden beschwichtigte und endlich recht zu Werke gehen konnte. Dann aber kam eine Zeit, die mich an die Jahre Hirthschen Wirkens in München erinnerte: Einheit von innen heraus, Freiheit der Bewegung für jede bewährte Kraft, guter Wille, der sich seines Schaffens freute, ein halbes Jahrzehnt, dessen ich, wie des vollen Jahrzehnts in Breslau, vergnügt gedenke, stets in Dankbarkeit gegen die, die mir gute und liebe Kameraden waren und geblieben sind.

Das Werk war freilich hier und dort grundverschieden: in Breslau erwuchs es aus den Wurzeln des Wirtschafts- und Staatslebens politisch so bedeutend, daß ich, wenn es mir glückte, die Schlesier verschiedener Parteien zusammenzukriegen, das Schwergewicht einer ganzen Provinz in die Wagschale werfen und in S. M. getreuester Opposition Großes durchsetzen konnte, was über die Ostmark hinaus dem Staate und dem Reiche zugute kam; in Berlin hingegen mehr Arbeit mit Regierung und Parlamenten, manche Rücksichten, die mir überflüssig schienen, da Scherl die eigene Macht nicht richtig zu gebrauchen wußte. Mir war da zuweilen, als hätte ich politisch, statt der schweren Waffe meines schlesischen Zweihänders, einen Federpuschel in der Hand. Aber die Vielseitigkeit des Scherlverlags bot wiederum so große Reize, daß die Arbeit doch eine Lust war. Hier wie dort beglückte mich das Bewußtsein, daß jeder von uns Schaffenden mit dem Herzen bei der Sache war — wie Goethe sagt: „mit Munterkeit und Selbstgefühl".

Als ich im Herbst 1919 von fünfjährigem Auslandsdienste heimkehrte, fand ich im veränderten Deutschland auch die Schriftleitung der Presse auf anderem Fuße als zuvor. Die Berufsgenossen hatten sich gewerkschaftlich organisiert. Dem Verleger stehen sie nun formal nicht mehr zur Seite, sondern gegenüber, sozusagen als Kontrahenten, was im deutschen Sprachgebrauch sowohl diejenigen, die sich vertragen, als auch die-

jenigen, die sich schlagen, bedeutet. Das liegt im Zuge der Zeit. Standesgemeinschaft und Standesvertretung werden zur Notwendigkeit, wo Massenwirkung den Ausschlag gibt und der einzelne unter die Räder kommt. Reformgedanken, namentlich sozialisierende, haben wir jetzt mehr, als wir brauchen, so daß wir die ganze Welt damit versorgen könnten, wenn ihre Ausfuhr nur dem Lande etwas nützte und es mit ihnen nicht ginge, wie mit den Gichtketten des seligen Goldberger, der, als er gefragt wurde, ob sie schon jemand geholfen hätten, sagte: „Wie heißt geholfen? Mir haben sie geholfen." Manche dieser Ideen wirken schon als Zwangsideen und machen, obgleich sie das sachliche Bedürfnis übersteigen, ihre Vertreter zu wichtigen Persönlichkeiten. Neu brauchen sie nicht zu sein, nur wirksam aufgemacht. Oft denke ich dabei an „Soll und Haben" und den jungen Mann, der den Anton Wohlfart auf dem Wege von Ostrau her begleitete, um in Breslau sein Glück zu suchen. Er kannte einen Bürstenstrich, der einen alten Frack wie neu machte. Nimmt man wissenschaftlichen Trödel, der seit einem Jahrhundert in Rumpelkammern der Nationalökonomen herumhängt, und gibt man ihm den Bürstenstrich, so wird er zu „kommenden Dingen"; kratzt man sich mittels der journalistischen Gewerkschaft selber auf, so sieht man bereits wie ein Reichspresseminister oder gar Finanzminister aus. Der Anteil aber, den das Gemeinwesen an solchen Verwandlungen nimmt, scheint nicht tief zu greifen. Er beschränkt sich wohl auf ein Gefolge, das selbst als kommend zu gelten wünscht.

Die Gewerkschaft der Schriftleiter braucht für den Verleger kein Beinbruch, nicht einmal ein dauernder Handschaden zu sein, obgleich es natürlich seine Unbequemlichkeit hat, daß Finger ein und derselben Hand sich zueinander umstellen. Da heißt es eben umlernen. Es geht auch so. Die besten Vorbilder deutscher Art zeigen uns die Zeitung, wie sie aus Bedürfnissen des Lebens entsteht, aus vorhandenen Bedingungen täglich neu erwächst, an sie gebunden bleibt und sich der Willkür politischer oder auch rein geschäftlicher Spekulation entzieht. Auf sie trifft zu, was Sallust — vor ihm auch schon der Prophet Hosea — von den Staaten gesagt hat: erhalten wird sie durch das, was ihr Ursprung war. Das aber herauszufühlen und von Fall zu Fall gemeinsam anzuwenden, übersteigt wohl selten die Möglichkeit einer Verständigung zwischen friedlich gesinnten, lebensklugen Männern.

Der Weg zu einer Arbeitsgemeinschaft, die wirklich fruchtet, geht durch Verträglichkeit, nicht durch Verträge und Schemata, deren wir schon zu viele haben. Das Leben unserer Gemeinschaft erstarrt in Formeln. Wer sich persönlich vertragen möchte, stößt auf das Verbot der Gewerkschaft, die sich festgelegt hat. Die Gefäße unseres sozialen Körpers, in denen der Lebenssaft ehemals mit elastischem Pulsschlag kreiste, verkalken. Für den Organismus unseres Volkes wie für den des Einzelmenschen ist das eine üble Sache. Siechtum und verfrühtes Ende wären unvermeidlich, wenn es nicht noch Mittel gäbe, die verhütend wirken, namentlich eins, dessen Kenntnis ich meinem verehrten Freunde Prof. Dr. von Strümpell verdanke. Es war in Bozen, Frühjahr 1921, als der Zwanziger zum Ausschank kam, ein auserlesenes Weinchen, das nur den Nachteil hatte, daß ihm die Ausfuhr abgeschnitten war, weil das gesegnete Tal, Gott sei's geklagt, jetzt zu Italien gehört. Die Bozener mußten ihren edlen Tropfen selber trinken. Sie legten sich ins Zeug und ertränkten ihren Kummer so eifrig, daß der Magistrat, dem angst und bange wurde, den berühmten inneren Medikus aus Leipzig berief, um ihnen die Folgen der Unmäßigkeit vorhalten zu lassen. Vor versammelter Bürgerschaft sprach Strümpell über Arteriosklerose. Er zählte deren Ursachen auf, verweilte gebührend beim Übermaß des Alkoholgenusses und gewahrte mit Befriedigung, wie die Leute in sich gingen. Sie lauschten zerknirscht und schoben ihren Roten zurück. Nach dieser Belehrung und Bekehrung wollte der Redner als Menschenfreund seine Hörer doch nicht ohne Trost entlassen. Er teilte ihnen mit: immerhin gebe es mancherlei, was der Gefahr vorbeuge. Vor allem zu nennen sei da ein fröhliches Herz. Das war ein erlösendes Wort. Alle erhoben die Gläser zum Hoch auf den Meister. Also Prosit!

Ganz so weinfroh wie die Bozener sind wir in Deutschland nicht allerwärts, aber auch unsereinem tut es gut, sich vorzuhalten, wie gesund ein sonniges Gemüt, wie sieghaft ein fröhliches Herz ist. Täglich spricht der Zeitungsmann zu Tausenden und Abertausenden, die ihren Kummer haben; entläßt er sie nicht ohne Trost, so verdient er das Hoch, das sie ihm dankbar bringen. Hat er selbst sein gerütteltes Maß von Verdrießlichkeiten, so sei er doch nie verdrossen, denn er würde nur noch schwerer tragen. Bei gleichmäßig guter Laune schlichtet sich jede Meinungsverschiedenheit von Verlag und Schriftleitung, löst sich die Verkalkung allerwärts und gewinnen die Adern unseres Organismus neue Spannkraft.

„Lobe den Herren," so spricht der Psalmist, „der deinen Mund fröhlich macht und du wieder jung wirst wie ein Adler."



Der Sturz

Drama in einem Monolog von Hermann Kesser

Eine kegelförmige Felsenspalte, nach oben erweitert
Blauer Lichtschein aus der Höhe

Der Abgestürzte (regungslos am Boden; richtet den Kopf auf; körperliche Starrheit; Wachtraum und Fieber): Luft! Luft! Ich fliege — ich falle — in schwarzen Schnee — Kein Boden — kein Eis — kein Ufer — Wo ist das Seil? — Luft! — Ich ersticke — Oh die Lawine! (Erschöpft nieder; plötzlich wieder empor.) Schweigt, ihr Glocken! Schweigt, ihr Orgeln! Hört auf zu singen! Keine Trommeln mehr! Keine Trompeten! Ich ertrage den Sturm nicht länger! Alle Winde und Wasser der Welt sind Peitschen! Schlagen auf mich ein! Genug! Genug! Wo stoßt ihr mich hin? Ich will mich festhalten, ich will ruhen und denken. Fenster zu! Vorhänge! Decken! Ich grabe mich ein und warte. — Ich bin nur ein Mensch! — (Die Ohren deckend). Ich habe nur zwei Ohren! Nur einer allein darf zu mir sprechen! Nicht alle auf einmal! — Ihr unzähligen Mäuler! Ihr hundert Gesichter! Ihr Hände! Ihr Arme! Ich stehe Rede und Antwort. Aber ihr dürft nicht alle zu gleicher Zeit auf mich einreden! Einer nach dem andern! Ihr seid nicht miteinander verbündet! Ihr kennt euch nicht! Jeder Feind soll allein zu mir kommen! Auch die Jahre sind gekommen, jedes für sich! Ihr macht meine Jahre zu einem einzigen Schrecken! Ihr seid gemein! Ihr verwirrt meine Stirne! Ihr umschlingt mich in rasenden Kreisen! Ihr schüttet diese unaufhörlichen Wasser und Winde auf mich herab, daß mir der Atem stillsteht! Man lebt sein Leben nicht in einer Stunde! — Schon wieder alle um mich! (Schreckenvision, gelähmt.) Haltet ein! Ihr könnt mich nicht töten! Helles Licht naht! Ich steige hinauf, hinauf, hinauf! Ich bin kein Kreisel! Halt, fürchterlicher Wirbel! Oh, meine Augen sind in den Füßen, mein Fuß ist voran auf dem Schädel, meine Arme sind fort! Ich bin ein sausender Taumel! Eine jagende Kugel und leer! Weißer, grausamer Sturm! (Nieder; Pause.)

⌘ ⌘ ⌘

(Wieder belebt; suchende Phantasien.) Was tat ich? — Was ist mir getan? — Ich habe Stimmen gehört, ich bin gestürzt durch einen Traum. — Nein, ich war auf ein Rad geflochten! — Ich stürzte durch mein wirkliches Leben. Das Rad steht. — Ein Traum beginnt, der Traum ist mein Tag, ich bin wach, ich bin ganz wach. Einer ist bei mir und schnürt mir das Blut ab. Die andern sind fort. — Wer ist bei mir? (Schreiend.) Wer ist da? (Erschütternd.) Wer ist so kalt? Wer friert um mich her? Wer ist hart und steinern an mir? Wer fließt auf mich zu? Wer hat mich blind gemacht? (Er streift über die Augen.) Meine Augen, kein Licht, kein Strahl — sie sind schon getötet. — Einer ist eisig auf meinem Leib. Er schleicht mir ins Blut. Nie mehr werde ich wach, nie mehr werde ich warm. — Horch! — Das Chaos flüstert! (Horchend; nachsprechend; flüsternd.) Der Tod! Der Tod! Der Tod! Verloren! Verloren! In Tropfen fällt es herab! Es singt immerzu, ohne Ende. (Einatmend.) Der Tod! (Ausatmend.) Verloren! — Mein Atem spricht es! Mein Herz klopft es im Takt! — (Hoffnung, sich selbst entfliehend.) Aber wer sagt, daß es wahr ist? Wer kann sagen, ob niemand kommt, mich zu holen? (An den schimmernden Wänden hintastend.) Wo hinaus? Da — nicht! Eisig und starr. Da — steil und glatt. Kein Griff, keine Stufe — (Die Stelle fühlend, wo er ausgegangen ist, klatscht er lautlos zu Boden; Pause.)

⌘ ⌘ ⌘

Wie groß ist mein Sarg? Wie lange liege ich schon im Sarg? Ist Winter? Ist Frühling? Ist Morgen? Ist Abend? Eine Uhr tickt, mein Puls hebt, senkt sich! Die Welt! Die Zeit! Die Zeit! Die Welt! Was war gestern? — Gestern? Über dem Gestern sind vielleicht Jahre vergangen, vielleicht nur Stunden. Wer kann noch zählen? — Gestern war ein roter Morgen. Da war ein glühender Tag.



Mittagsstimmung. Gemälde von Prof. Hans P. Feddersen

Da war ein Tal. Da waren Felsen und Gletscher. Alles ruhte. Ich war in den Bergen. Ich war behütet. Und vorher war ein Palmenwald im Süden und ein Schloß. Ich hielt eine Rede. Die Menschen am grünen Tisch sprangen auf und schrien: Er wird die Welt retten, wir sollten ihn zum Präsidenten der Erde machen! — Aber ich selbst hörte mich lügen. Durch Fenster sah ich hinaus ins Freie. In meinen Augen waren Wellen und Segel vom Meer und ferne Felsgipfel. Das ist die einzige Wahrheit gewesen.

⌘ ⌘ ⌘

(Er richtet sich langsam auf; Pause; entscheidende Erkenntnis; willensvergrößert.) Wahr ist jetzt, daß ich vom Lichte verlassen bin. Wahr ist mein Tod. Mein Körper ist noch wahr und doch schon verfallen. (Er beugt sich nieder, streicht über seine Füße und an sich herauf.) Meine nassen Füße sind echt. Meine nassen Hände sind nicht erlogen. — Ich weiß nur nicht, ob sie naß sind vom Wasser oder — vom Blut. — Mein Herz hämmert, durch meine Lungen rauscht Luft. Meine Haare hängen starr, aus meinem Munde stürzen Worte, ausgedacht von meinem Gehirn. Aber mein Gehirn ist nicht wahr. Hier unter diesem Schädel ist der falsche Spiegel, ist Irrtum und Betrug. Der Mund ist ein Hochstapler. Mein Gesicht ist noch immer Schauspiel, Maske und Abenteuer. — Es ist gut, daß keiner mehr mein Gesicht sieht. Es ist gut, daß ich mich nicht mehr anschauen kann. Es ist gut, daß meine Augen nicht sehen können. — Ein Mal der Lüge, der Schande ist mein Gesicht. Darum habe ich mein Gesicht verloren, darum ist es dunkel geworden! — Ich habe zehn Köpfe. Einer betrachtet den anderen. Wenn ich schlafe, sprechen meine zehn Köpfe durcheinander. Sie sollen schweigen! Die große Pause ist da. Ich will aufhören —

⌘ ⌘ ⌘

(Von oben ein plötzlicher Sonnenstrahl auf eine der Wände. Er gewahrt ihn. Mit aufgerissenen Augen auf die Helligkeit zu. Befühlt die beleuchtete Wand; leises, irres, glückliches Lachen.) Die Sonne! Ich habe die Sonne wieder! Meine Augen! Nicht blind! Da ist Licht! Mein Herz war blaß! Mein Herz wird Feuer! Mich sucht die Sonne! Sonne scheint auf meine Hände und Füße! Ein Seil ist die Sonne und zieht mich hinauf ins Blaue! — (Sehnsüchtig nach oben die Arme; gelobend.) Wenn ich vergehen muß, will ich an der Sonne vergehen. Es ist nicht wahr, daß ich sterben will. Es ist nicht wahr, daß ich im Sarge liege. (Wachsende Lebenskraft.) Ich bin nur in mein eigenes Dunkel herabgestürzt. (Suchend.) Irgendwo müssen Stufen, Leitern und Stricke sein. Da — meine Hände sind Fäuste und Hämmer. Sie hauen den Weg ins Eis. (Er streckt die Hände und sieht sie blutgerötet.) Meine Hände! Rot! Göttliches, blutendes Rot! Flammen sind meine Hände, schmelzende Flammen, heiß wie mein Feuerherz! (Er schlägt an die Wände.) Zerschlagen brecht ihr vor meiner Kraft! Mein Blut will es! Die Sonne will es! Ich steige aus dem Betrug, aus dem Chaos, ich steige aus meiner Finsternis, aus meinem Schädel, aus dem ewigen Lügner ans Licht, hinaus in die einzige Wahrheit!! Helfer schreiten mir entgegen, Sonnenengel flattern auf mich zu! (Auf der Lichtseite; während in entgegengesetzter Richtung sein Schatten groß auf die Wand fällt; horchend.) Die Schritte der Helfer! Feste, zuversichtliche Schritte! Noch fern, aber immer näher! Einer kommandiert! Eine blauseidene Fahne weht voran. Sie gehen schneller. Die Fahnenseide knistert im Wind. Die Sonnenstrahlen singen! Wir kommen, wir kommen, wir kommen zu dir! Wir holen dich ab in der Tiefe! Die Sonne macht die Runde in der Welt. Wo Freunde in Not sind, schickt sie ihre Strahlen! (Höchste Erwartung.) Gerettet! (Er blickt um sich und sieht auf der gegenüberliegenden Seite seinen eigenen gespenstigen Schatten; abwehrend.) Du! Du! (Hebt beschwörend den Arm.) Du willst mich erdrücken, mich noch tiefer hinabschleudern! Hole aus zum Hieb — ich stehe im Schutz der Sonne! — Rüttle am Dach! Rüttle an meiner Totenkammer — soviel du willst! Zerschlage die Decke! Das Gewölbe wird mich nicht treffen. Die Sonne schützt mich. Sie ist stärker als deine flatternden Arme!

⌘ ⌘ ⌘

(Pause. Atmen; mit angehefteten Blicken auf den Schatten einredend.) Du brauchst kein Wort zu sagen! Deine stummen Lippen, sie sind so unendlich beredt! Ich höre dich reden, Verfolger! (Pause; Horchen; Nachsprechen.) Bist du immer noch in dich selber verliebt? Rühmst du dich immer noch? — Feigling, du läufst nur vor dir selber davon! Du entgehst nicht! Keiner entkommt sich! Willst du immer noch leben? Denk' an deine lautlosen Verbrechen, auf die Menschen auf deinem Gewissen! Sieh her! — — (Mit gewaltsamer Anstrengung.) Auf meinem Gewissen sehe ich die Tote. So lag sie, mit ihrem bitteren, harten Mund. (Heftige Verteidigung.) Ich bin nicht schuld. Sie war abgebrannt, sie wäre auch ohne mich erloschen. Sie ist geboren worden und war schon gewesen. Sie verfluchte das Licht. Sie war mit der Nacht. Sie starb an ihrer eigenen schweigenden Hölle. Ich mußte ins Leben zurück, zu blühenden Frauen. Niemand hat das Recht, mich zu verurteilen. — (Unterbrechend.) Zieh' ich kein hämisches Gesicht? Du meinst, es ist mit mir zu Ende? Ich werde keiner Frau mehr gefallen? Ich bin ein Krüppel? Mein Gesicht von Narben zerschnitten? Meine geraden Glieder zerbrochen? Mag sein. Es schreckt mich nicht. Wenn du sonst nichts weißt, bist du mir keine Gefahr! — Aber meine Freunde und Brüder? — Sie nannten mich Verräter, Schuft, Schurke! — Wahrhaftig, es werden sonderbare Namen für einen Mann erfunden, der sich zur Wehr setzt! Ja, die Erde ist voll von Schwärmern für Irrsinn! — Weißt du es nicht, Kläger an der Wand? — In den Städten, auf den Straßen rasen die Massen! Betrunkene Lokomotiven fahren hin! — Du meinst, die Räder sollten auch mich zermalmen? — Nein, das lasse ich nicht gelten! Ich bin immer ehrgeizig gewesen. Immer für mich! Nie mit den Narren und Unbelehrbaren! Ich habe Narreteien der Welt auf Jahre voraus gewittert; man hat mich boshaft genannt. Ich war nie dort, wo der große Unsinn vollbracht wurde. Ich sollte noch gestraft werden, weil meine Augen zuweilen weiter sahen als die Kurzsichtigen und Blinden. — (Er schüttelt unwillkürlich den Kopf; im Schatten erscheint die Bewegung vergrößert. Leidenschaftlich zum Schatten.) Du schüttelst den Kopf. Du streckst dich aus zu fürchterlicher Größe! Du gönnst mir nicht, daß ich beginne, sonnenklar zu werden. — Lachst du? — Du hast noch einen Schimpf? (Pause; horchend.) Du zischst etwas? (Nachsprechend.) Ja, ich bin feig! Ich blähte mich auf! Ich bin ein Prahler! — Ich weiß es. — Immer davon! Immer fort, wenn die Angst auf meinen Leib, meinen verdammten Leib fällt! — Schöne Reden! Und dann — die Flucht! Ja, ich floh mit hundert Maschinen! — —

⌘ ⌘ ⌘

(Pause.) Ich schäme mich nicht. Ich schäme mich nicht. Es war so. Es war so. — Ja, es kam noch einmal über mich: Ich habe es ausgespien, das Stückwerk, das Wissen, das Kluge aus meinen Köpfen! Es war die letzte Glut meiner Hoffart. Ich wollte mich sehen, bewundern lassen. Was weißt du von meinen Gluten? — (Näher auf den Schatten zu, der sich sofort verkleinert. Er streckt die Hand aus, nähert sich immer mehr dem Schatten.) Ich schwöre es dir in deine Hand, bei dem Lichte, das mir noch scheint! Meine ganze, verfluchte Weisheit wollte ich einmal abwerfen! Wenn du hinter mir standest wie hier, dann weißt du, daß ich nicht lüge. — So ging ich davon. — — Draußen — — — tobte die Erde. Nacht war. Die Menschen wach auf den Straßen, und Heulen. Verfallene Häuser und eingestürzte Türme, der Himmel gelb. Zeichen mir! Zeichen über Zeichen! Ein Schrei war! Die Welt geht in Stücke!! — Ein Erdbeben kreiste, am Himmel Sterne mit roten Ringen, kupferne Flammen, grün und purpurn! Untergang brannte! Ich — hinauf in die weiße, feste, ewige Welt — mich auskühlen — weg aus dem Tiefland, aus der wimmelnden, schwarzen, unsinnigen Angst — abreißen alle Drähte zu den wahnwitzigen Menschen — aus dem Untergang flüchten auf die heiligen Gipfel, fromm und silbern ragend aus Stein, Feld und Eis hoch über allen Ländern! (Bekennend; leidend.) Du finsterer Begleiter, du verklagst mich, weil ich hundert Räder sausen ließ, um mich auf die unerschütterte, unberührte Spitze der Länder zu flüch-

ten? — Der Sonne stieg ich entgegen, durch einsamen Schnee. Die Kälte erstarrte mein Blut. Blut war mein Schweiß. Der Schnee fraß mein Fleisch. Ich stieg mit wunden und schweren Füßen weiter, immer weiter, dem Gipfel zu. Die Sonne hing blaß im Nebel. (Ekstase.) Ankommen wollte ich bei der Sonne — neu erwärmen, ein Mensch, Liebe werden — neu anfangen — — — — Begreifst du, Schwarzer, Stummer? Ist das Hochmut? Feigheit? Flucht? — (Inbrünstig.) Schatten, Begleiter! Sieh meine Füße! Sieh meine Nacktheit! Sieh auf der Brust das gefrorene Blut! (In schmerzhafter Erleuchtung.) Ich kam **nicht** an bei der Sonne! Ich schwankte, ich stürzte! Es hat mich hinabgeschleudert! — Ich bin so elend. — Sei du mein Freund! (Näher an den Schatten heran, der immer kleiner wird.) Meine Hand dir! Versöhnung! Nimm meine Hand.

⌘ ⌘ ⌘

(Gleich darauf wendet sich der einfallende Sonnenstrahl plötzlich von oben steil auf ihn zu. Der Schatten verschwindet. Er steht lichtübergossen in einer hellen Bahn flutender Strahlen. Die Felsenspalte schimmert in zunehmend leuchtendem Blau. Umblick. Ergriffen von dem Wunderbaren; betend.)

Das **Licht** nimmt meine Hand! Das Licht hat mich angenommen. Glühende Nächte bringen mir das Licht! Strahlen regnen auf mich herab. — O göttliche Wärme! O Glanz! O Gott aus der Höhe, Gott der Gipfel, flammender Gott des ewigen, flimmernden Schweigens! Mein Blut ist dein! Dein Augenlicht fällt in mein Grab, ich stehe auf aus der Nacht. Deine gütigen Flammen brennen auf in der Finsternis, meine Schlucht ist ein strahlendes Wunder. Hier starb mein Schatten, hier starb, verschlungen vom Tod, meine Qual. (Den Raum umfassend.) Mein Sarg! Schoß meines neuen Lebens! Blauer, glühender Schoß meiner Hoffnung! Sprich! Ich will dir immer gehören! Immer sein in der Klarheit! — In diese Gruft meine toten Jahre! Aus dieser Gruft meine Geburt! In die Tiefe entführt hebe ich mich wieder empor. — Die Erde besitzt mich! (Er schrickt zusammen; sieht um sich; lehnt sich mit ausgreifenden Armen an die Wand.) Schwinge, zittere, du meine geliebte Erde! (Horchend.) Die Erde bebt, ein Ruck fliegt durch den Weltkörper — willst du entzweifallen, alte Erde? Verschütte mich! Ich bin bereit! (Stehend wie vorher, von Stößen durchschauert.) Wieder ein Schlag! Wieder und wieder! Wer klopft an meinen Sarg? Wer schaufelt mich ein? Wer keucht, wer kratzt, wer poltert zu mir? Steine rollen — Zögere nicht, Erde, mich zu zermalmen! Wir sind eins! Zögere nicht! Oder bin ich dir zu verächtlich? (Pause; horchend und fühlend.) Das schwirrt und braust! Seid ihr es — Sonnenengel? Kommt ihr endlich! Ich bin da. Antwort! Antwort! Ich gelobe mich euch zu eigen. (Um sich weisend.) Hier der Altar, auf den ich mich bringe. — Antwort! Antwort mir! Ich bin nur ein Mensch. Der Preis ist bezahlt. Das Maß ist voll. Gebt mir Leben oder Tod! Nicht lebendigen Tod! Nicht totes Leben! — Stürz' nieder, du Eisgewölbe! Es soll sein! Aufgestellt und hingestreut, verweht ins All! —

⌘ ⌘ ⌘

(Pause. Eine entfernte Stimme von oben; langgedehnt und singend: Hojoho! Hojoho! Der Abgestürzte stößt einen jubelnden Schrei aus. Dann mit letzter Kraft; hinhaltend.) Hier! Hier bin ich! (Volles, goldenes Licht färbt den Raum mit blendender Glut. Wieder die Stimme aus der Höhe: Wir kommen! Der Abgestürzte; trunken.) Kommet zu mir! Kommt herab! Zieht mich hinauf! Goldene Fackeln, goldene Seile! (Einatmend.) Ich trinke dich, Luft! Ich trinke dich, Tag! Ich grüße euch, Berge, Freunde! Freudenfeuer leuchten von Gipfel zu Gipfel! Gott singt auf den ewigen Höhen! (Mit Freudentränen auf die Knie; still.) Der neue Tag steigt aus der Erde!

Vorhang

Ende

Eilzug. Von E. G. Kolbenheyer

Unter dir, unter dir rattern die Räder,
Schwingt und schwebt die stählerne Feder,
Poltert und schlägt der Wechsel, der Stoß.
Aber die Berge in blauenden Weiten
Siehst du und fühlst du. Sie gleiten, sie schreiten
Neben der Hast hin, geruhig und groß.

Wirbelnde Welt und entschwungenes Rasen.
Kirche, Dorf, Städtlein, Feld, Wiesen und Straßen.
Träg wird der Flüsse, der schäumenden, Lauf.
Und der Gedanken mahlende Mühlen,
Meilenvoraus an fernfernsten Zielen,
Kreisen und schütten das Werk schon zu Hauf.

Deine Sklaven werden mächtig.
O, sie wissen dir zu schmeicheln,
Alle Wünsche glatt zu streicheln!
Immer stehst du willensprächtig.
Flut und Strahl,
Flamme und Stahl,
Stumm gefügig, untertan.
Ihrer hochgespannten Kräfte
Rausch und Gift (die Lebenssäfte
Dir aus deinem Herzen saugend)
Jagen dich von Wunsch zu Wahn.

Unter dir, unter dir rattern die Räder ...
Gütig, erlösend die Sonne versinkt.
Schwingen, Schweben: die stählerne Feder
Schmiegt sich
Und wiegt dich
Hin über Wechsel und Stoß ...
Abend — die schweigende Ferne ertrinkt.
Letzte Lichter, traumvoll und groß,
Über die dunkelnden Weiten geleitet.
Schatten um Schatten, dichter gebreitet. —
Fühlst du die segnende Stille nicht?
Kühlt sie den Blick dir, entspannt dein Gesicht,
Stillt deine Hast sie dir nimmer?

Unter dir, unter dir rattern die Räder,
Schwingt und schwebt die stählerne Feder.
Und um den schaukelnden Wagen stiebt quirlendes Funkengeflimmer.
Huschende Lichter, gelb, grün, rot.
Es zittert die Weiche, klirrt, schwirrt die Laterne
Vorbei. — Und weiter um Leben und Tod
Fort durch die Nacht taumelt die Not,
Die hastgeschürte Maschinennot ...

Hoch über dir die wandelnden Sterne
Ziehen vom Abend- zum Morgenrot.
Sie weilen nicht,
Sie eilen nicht,
Heilen den Blinden
Mit stillem Licht.
Auch du, an die zitternde Bank gelehnt,
Müdegehastet, müdegesehnt,
Wirst sie noch suchen und finden.

Eugen Spiro / Von Otto Brautoff

Eugen Spiro ist aus jenem Breslauer Künstlerkreis hervorgegangen, der seine erste Ausbildung durch Albrecht Bräuer empfangen hat. Der Name dieses Lehrers an der Kunstschule in Breslau ist außerhalb Schlesiens weder im Publikum noch unter Malern und Sammlern bekannt. Dem merkwürdigen Mann hat Gerhart Hauptmann vor zwanzig Jahren in Michael Kramer ein Denkmal gesetzt. Bräuers Schüler behaupten, das Porträt sei wahrheitsgetreu. Das mag sein. Allein aus Hauptmanns Künstlerdrama entnimmt man nur in gelegentlichen Worten etwas von der Bedeutung und der Wirkung, die von Bräuer auf die Jugend überströmte. Da zu der persönlichen Tragödie seines Lebens das traurige Schicksal kommt, daß er nicht schulbildend gewirkt hat, so sucht man seinen Namen vergebens in kunstgeschichtlichen Handbüchern. Man kann von keiner Bräuerschule reden, weil seine Stellung an der Breslauer Kunst- und Kunstgewerbeschule nicht bedeutend genug war. Er hat nur die erste Ausbildung der künstlerischen Jugend Schlesiens geleitet. Nach wenigen Jahren verließen ihn die jungen Maler, gingen nach Berlin oder München,



Bildnis der Gattin des Künstlers. Gemälde. 1920



Begegnung. Gemälde. 1902

schlossen sich in Kunsthauptstädten führenden Meistern an und haben sich schnell auseinander entwickelt. Heute besteht kaum noch eine Gemeinsamkeit zwischen Fritz Erler, Erich Erler, Adolf Münzer, Heinrich Wolff, Moritz Maria Heymann und Eugen Spiro.



Mädchen mit Hut. Gemälde. 1906
München, Neue Pinakothek



Bildnis. Gemälde. 1912

Das einzige Band zwischen ihnen ist die Erinnerung an Albert Bräuer. Alle diese Maler pflegen mit enthusiastischer Dankbarkeit das Andenken ihres ersten Lehrers.

Spiro erzählt: „Als ich mit achtzehn Jahren aus dumpfer Schulstubenluft zu ihm



Vor dem Spiegel. Gemälde. 1903

kam, war mir, als lernte ich zum erstenmal atmen, so als ob man von engem Tal auf einen Berg mit freier Aussicht steigt. Bräuer war das Gegenteil eines Gymnasialzeichenlehrers — er war ein Mensch, der aus den ewig gültigen Dokumenten der Geistesgeschichte, aus Homer, aus der Bibel, aus Beethoven Lebensweisheit getrunken hatte. Ein feuriger Glaube an die Kraft der Seele erfüllte ihn. Er reinigte uns von dem Staub trockener Gelehrsamkeit, rief unser jugendliches Herz wach, spornte es an zu heiterer Tapferkeit und öffnete vor unsern erfrischten Blicken alle Weiten und Tiefen der Welt. Während er im Atelier zwischen unseren Staffeleien auf- und niederging, sprach er begeistert und begeisternd von Gott und der Welt, lehrte uns den Zu-



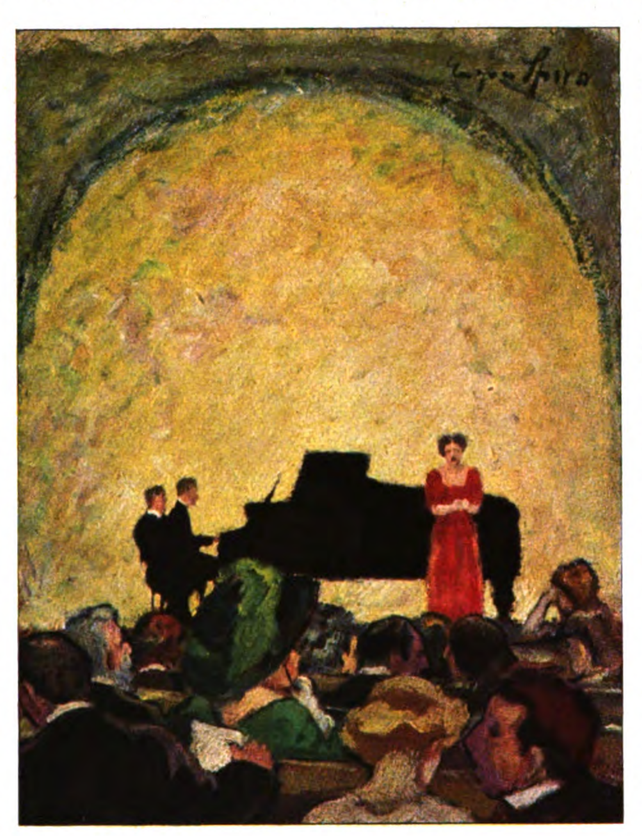
Tanzende. Gemälde. 1901

sammenhang aller Dinge verstehen und wies uns immer wieder darauf hin, das Ganze ins Auge zu fassen. Mit klopfendem Herzen, mit fiebernder Stirn arbeiteten wir unter dem Sturzbach seiner Worte. Seine brennenden Augen waren immer wach und heiß. Plötzlich erkannte sein Blick eine irrende Handbewegung, einen falschen Strich, eine vorbeigleitende Schattengebung. Wie ein Adler auf seine Beute stürzte er an die



Bildnis des Kunsthistorikers Richard Muther †

Staffelei, nahm den Stift zur Hand und demonstrierte nun vor der Studie eines einzelnen, daß man nicht das Detail aus der großen Harmonie der Formen herauslösen und für sich darstellen dürfe, sondern daß man Einzelheiten immer im Zusammenhang mit dem Ganzen sehen müsse; diese Beziehungen sollten auch in jedem Ausschnitt zur Geltung kommen. War die Korrektur beendet, so glitten seine Worte gleich wieder ins große und allgemeine, um gleichzeitig Gewissen, Verantwortungsgefühl und die vorwärtsdrängende Kraft aller Schüler zu heben und zu stärken. Wie ein Nachfahr der deutschen Klassik ist er uns manchmal erschienen, ein ganzer Mensch, eine Vollnatur, die uns täglich auf die großen Meister der Vergangenheit wies, besonders auf die klare und doch so weiche Linienkraft von Ingres, den Bräuer über alles liebte."



Im Konzert. Gemälde. 1917

Zwei glückliche Jahre hat Spiro unter ihm gearbeitet. Dann ging er nach München und ließ sich bei Lindenschmidt als Schüler einschreiben. Nach dessen Tode wurde Karl Marr sein Lehrer. Als 1896 Franz Stuck an die Akademie berufen wurde, trat er zu ihm über. Spiro war nicht der einzige, der zu Stuck ging. Stucks Berufung an die Akademie wurde mit Jubel begrüßt, zum Teil einfach, weil er jung war. Lindenschmidt war ein alter Knacker gewesen. Karl Marr hatte immerhin schon die Vierzig überschritten. Unter einem Dreißigjährigen lernen hieß beinahe soviel als einen Gleichaltrigen zum Lehrer wählen, einen Maler seiner eigenen Generation. Daß Franz Stuck jung war mit den Jungen, hat sich nicht nur in diesen Jahren gezeigt. Er hat sich bis heute einen lebendigen Sinn für Jugend und originale Begabungen bewahrt, und mancher hat ihm seine künstlerische Formung zu danken. Auch Spiro. Nach dem schweren, moralischen und moralisierenden Unterricht Bräuers begann seine rasch auffassende und leicht lernende Natur schneller zu sprudeln.

Michael Kramers Tochter sagt einmal: „Weißt du, was manchmal das Schwerste ist? — Das Einandernichtstören in seinen Irrwegen." Ich weiß nicht, ob das ein Ausspruch Albert Bräuers ist; jedenfalls ist es ein Gedanke in seinem Geiste. Der namenlose Breslauer Lehrer wußte, daß seinen Schülern Irrwege nicht erspart bleiben würden, wenn sie von ihm hinaus in die große Welt zogen. Deshalb wollte er in frühester Jugend ihren sittlichen Kern stärken, dann mußten sie auch über Irrwege zum Ziel gelangen. Spiro wäre kein Künstler, wenn nicht auch er sich zeitweise verirrt hätte. Sein Irren bestand darin, daß er sich der heiteren Atmosphäre Münchens vollkommen schenkte, daß seine temperamentvolle Jugend zeitweise im herrlichen Münchner Fasching unterging, ein wenig leichtsinnig und leichtfertig wurde, darin, daß er mit der bei Stuck allzurasch erworbenen Gewandtheit nach äußerlichen Wirkungen und Erfolgen strebte. Vorübergehend mag er sogar den alten Bräuer damals vergessen haben. Aber die sittliche Erziehung seines ersten Lehrers



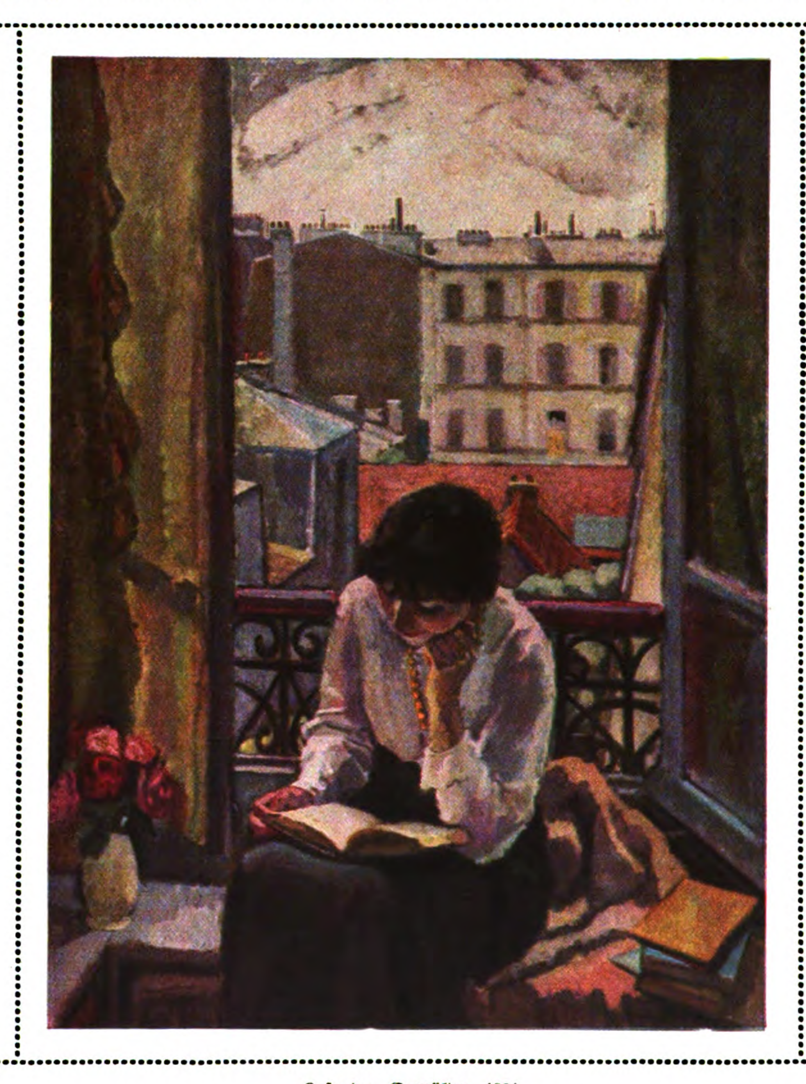
Leopoldine Konstantin. Gemälde. 1916

saß zu tief. Eines Tages riß er sich los aus München und fuhr nach Italien. Als er der verführerischen Luft der Isarstadt entflohen war, tauchte die Gestalt Bräuers wieder vor ihm auf, und er studierte nicht nur mit eigenen, sondern auch mit dessen Augen die alten Meister in Rom, Florenz und Venedig. In den Jahren 1897/98 entstanden Kopien nach Rembrandt, Velazquez, Tizian und Schiavone. Durch sie vertiefte er das bei Franz Stuck Gelernte, differenzierte durch Einfühlung in die Technik der Alten seine eigene Malweise. Nach der Rückkehr von dieser Studienreise ließ er sich eine Weile in Breslau nieder. Die Umstände drängten ihn auf das Bildnis. Hätte der alte Bräuer damals noch gelebt, so würde Spiro an ihm einen Rückhalt gefunden haben. So stand er allein, fühlte sich dazu aber noch nicht stark genug, fühlte in sich noch irgendeine Unsicherheit.

Obwohl ihm Aufträge zuströmten, obwohl er durch seine Mitarbeit an der „Jugend" in breiteren Kreisen einen Namen gewann, fand er noch nicht die innere Reife zur Seßhaftigkeit. Ein halbes Jahr später verließ er Breslau schon wieder und siedelte nach Berlin über. In den ersten Berliner Jahren zeigte er sich noch als Stuckschüler, als ein geschmackvolles, allzugewandtes Talent. Aber die herbere Luft dieser Stadt, der Umgang mit Altersgenossen der Berliner Sezession drängte die breite, dekorative Geste mehr und mehr zurück. Nachdem Spiro 1903 in Paris gewesen war und Manets Olympia kopiert hatte, wandelte er sich vollends. Wenn auch

das Pariser Erlebnis groß und entscheidend gewesen war, so ist doch die daran sich schließende Phase seiner Entwicklung kein Bruch mit allem, was voraufgegangen war. Nein, Paris wirkte nur wie ein Reinigungsbad, das alle dekorativen Äußerlichkeiten der Münchner Schule von ihm abspülte. Er gedenkt auch heute dankbar der handwerklichen Unterweisung, die Franz Stuck ihm hat zuteil werden lassen. Aber in Paris gewann eigentlich erst alles das Leben, was Bräuer ihm übermittelt hatte; denn er fand in Manet Ingres wieder. Er sah Degas, erfaßte seine formauflösende Kunst als eine Fortsetzung, Erweiterung und Verfeinerung des Ingres. Darum ist ihm die Olympiakopie heute noch so teuer, daß er sich von ihr nicht zu trennen vermag. Sie bezeichnet in mehrfacher Beziehung eine der wichtigsten Stationen seiner Entwicklung. Sie hat den heranreifenden Mann zum erstenmal den tiefen Sinn der Lehren Bräuers begreifen gelehrt. An ihr arbeitend, hat er den Zusammenhang zwischen Ingres, Manet und Degas erkannt und von ihr aus den Weg zum Impressionismus gefunden.

Ich weiß, daß manche Deutsche dem Künstler seine Münchner Arbeiten nachtragen, daß andere in seiner Entwicklung die geniale Allüre vermissen. Man kann kaum



Lesende. Gemälde. 1921
(Sammlung F. Benjamin, Berlin-Grunewald)

kleinlicher, übellauniger und undankbarer über einen Maler urteilen, der niemals, auch nicht in Zeiten des Suchens und Irrens, unter das Niveau künstlerischer Anständigkeit sank, dessen ganzer Entwicklungsgang eine dauernde Aufwärtsbewegung darstellt. Zieht man heute, da der Maler sich den Fünfzigern nähert, die Bilanz seines Lebens, so muß man sagen, daß Eugen Spiro sich als ein Charakter bewährt hat. Das sagt viel, genug, wenn auch gegenwärtig diese Eigenschaft in geringem Ansehen steht. Charakter ist Anlage. Aber die Stürme des Lebens, der Daseinskampf, den auch Spiro durchfechten mußte, können den stärksten Charakter zertrümmern. Daß Spiro stand hielt, ist gewiß zum großen Teil das Verdienst seines ersten Lehrers. Wieviel Gewissen und Verantwortungsgefühl er in sich trug, zeigt die Tatsache, daß er unter den gewaltigen



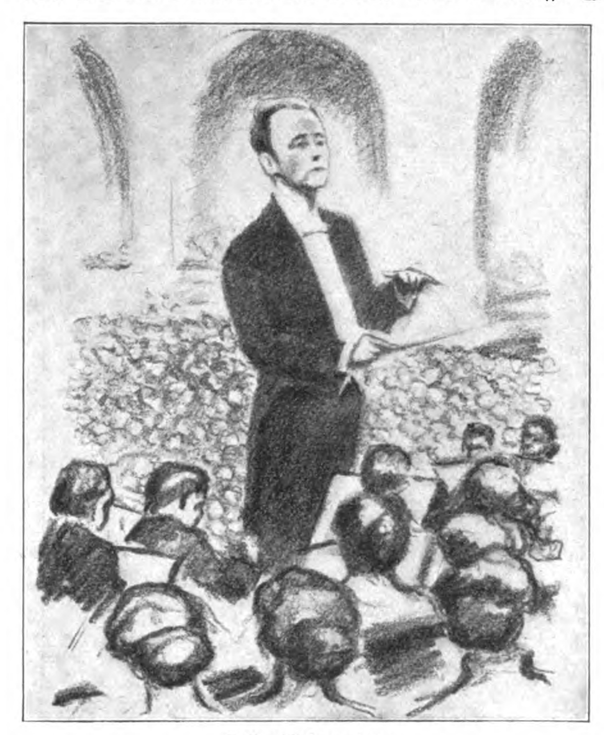
Der Geiger Roesch. Aus der Lithographienfolge ‚Im Konzert‘



Zugabe bei Eugen d'Albert. Gemälde. 1920



Landschaft am Gardasee. Gemälde. 1922



Felix Weingartner
Aus der Lithographienfolge ‚Im Konzert'

Platz einräumte. Viel konnte von ihm nicht gezeigt werden, da dieser seltsame Einsiedler zeit seines Lebens unter selbstkritischen Hemmungen gelitten hatte und als Schaffender nicht über Studien und Skizzen hinausgekommen war.

Spiros Dankbarkeit gegen den guten Geist seines Lebens war um 1906 besonders wach, weil er um diese Zeit sich wiederum in einer Krise befand. Obwohl er in Berlin von Erfolg zu Erfolg schritt und eine glänzende Zukunft vor sich zu haben schien, fühlte er sich unglücklich in dem „Riesen-Philistercancan der Großstadt", wie Lachmann zu Michael Kramers Tochter sagt. Er hielt sozusagen Zwiesprache mit dem Geiste Bräuers, der in allen kritischen Stunden seines Lebens vor ihm aufleuchtete. Wie ein glücklicher Stern steht dieser seltene Mensch über seinem Werden und hat ihm an jedem Kreuzweg seiner Entwicklung sein Licht ins Herz gebrannt, damit er Klarheit gewinne über Eindrücken von Paris sich nicht rasch umbog, daß er nicht mit den äußerlichen Zeichen eines Parisers zurückkehrte, sondern das Geschaute langsam in sich verarbeitete. Zwischen 1904 und 1906 durchlebte er in Berlin eine impressionistische Zeit. Die Formfestigkeit der Stuckschen Schulung lockerte sich auf. Sein Stil wurde leichter, weicher, flüssiger. Indem sich die Einzelform in seiner Malerei löste, verflüchtigte sie sich nicht, sondern glitt nur über in jene Gesamtharmonie, zu deren Erfassung und Darstellung ihn der Bräuersche Pantheismus schon in jungen Jahren hatte führen wollen. Man begreift, daß Spiro in diesem Zustand höherer Reife, in der sich ihm der tiefe Sinn der Lehre erst erschloß, mit erneuter Dankbarkeit seines ersten Lehrers gedachte. Er trug Sorge dafür, daß Hugo von Tschudi in seiner großen Jahrhundertausstellung auch Albrecht Bräuer einen



Eugen d'Albert am Flügel
Aus der Lithographienfolge ‚Im Konzert'



Hauskonzert. Gemälde. 1920

sich, sein Ziel und seinen Weg. Aus solcher Selbsteinkehr reifte der Entschluß, noch einmal alle Brücken hinter sich abzubrechen, Berlin zu verlassen und nach Paris überzusiedeln.

Nun, da er durch die Heimat Manets und Cézannes nicht mehr als rasch vorüberziehender Tourist streifte, sondern in Frankreich seßhaft wurde, ergab sich ein langsames Durchstreifen der Louvreschätze, ein durchdringendes Sich-Einfühlen in die Malerei der großen Franzosen der letzten Jahrzehnte. Er belächelte jetzt selbst die Unzulänglichkeit seiner Münchner Zeit und gewann an Selbstvertrauen und innerer Sicherheit in dem Bewußtsein, daß die äußerliche Verve und der dekorative Schwung aus dem Armgelenk hinter ihm lagen. Seine Malerei wurde bescheidener, anspruchsloser, intimer, stillebenhafter. Während viele seiner Münchner Kollegen sich in der Sackgasse einer Plakat- und Illustrationsmalerei festgelaufen hatten, hat Spiro mit tapferen Schritten rechtzeitig den Ausweg gefunden und ist im täglichen Umgang mit guter Staffeleimalerei ins Freie geschritten, um den großen Atemzug der Natur, die formale und farbige Harmonie aller Dinge im Raume, im Bilde sinnfällig zu machen, ganz so, wie Albrecht Bräuer es von seinen Schülern verlangt hatte. Der Sinn für Valeurs, das Schwingen der Farbe, das Zerfließen der Farbkörper, die sieghaft klingende Heiterkeit der Tonwellen lernte er in der Beobachtung Pissaros und Cézannes, im persönlichen Umgang mit seinen französischen Altersgenossen der nachheroischen Zeit, mit Guérin, Bonnard, Vuillard und Roussel. Die Qualität seiner Malerei erreichte in den sieben Pariser Jahren eine Haltung, die ihm die Anerkennung von Franzosen eintrug, die sonst fast grundsätzlich deutscher Malerei gegenüber sehr zurückhaltend sind. Als er mit Kriegsausbruch Paris verlassen mußte, kehrte er als selbstsicherer, in sich gefestigter Maler zurück, dem die Stürme der Revolution nichts mehr anhaben konnten.

Als die expressionistische Bewegung ihre

höchsten Wellen warf, wurde Spiro zugedeckt. Ihm auch sollte das Zeichen eines „Alten“ an die Stirn geheftet werden. Heute aber, da die Wasser sich wieder zu beruhigen beginnen, ist man ihm dankbar, daß er im Sturm und Drang das Niveau gehalten hat. Im doppelten Sinne hat er sich in den letzten sieben Jahren, seitdem Berlin ihn wieder hat, bewährt: Erstens dadurch, daß er Charakter genug bewies, um nicht jeder einzelnen, despotischen Strömung stürmischer Jugend nachzugeben, zweitens dadurch, daß er als einer der Führer der Berliner Sezession der Jugend die Flügeltüren der Ausstellung weit öffnete, damit niemand — um mit Michael Kramer zu reden — in seinen Irrwegen gestört werde.

Paris mehr noch als München hat Eugen Spiro zu einem der wenigen Maler unserer Zeit gemacht, der frauenhafte Weichheit im Bilde sinnfällig machen kann. Das Bildnis seiner Gattin ist auf ein zartes Rosa und Biberbraun gestimmt, das in den



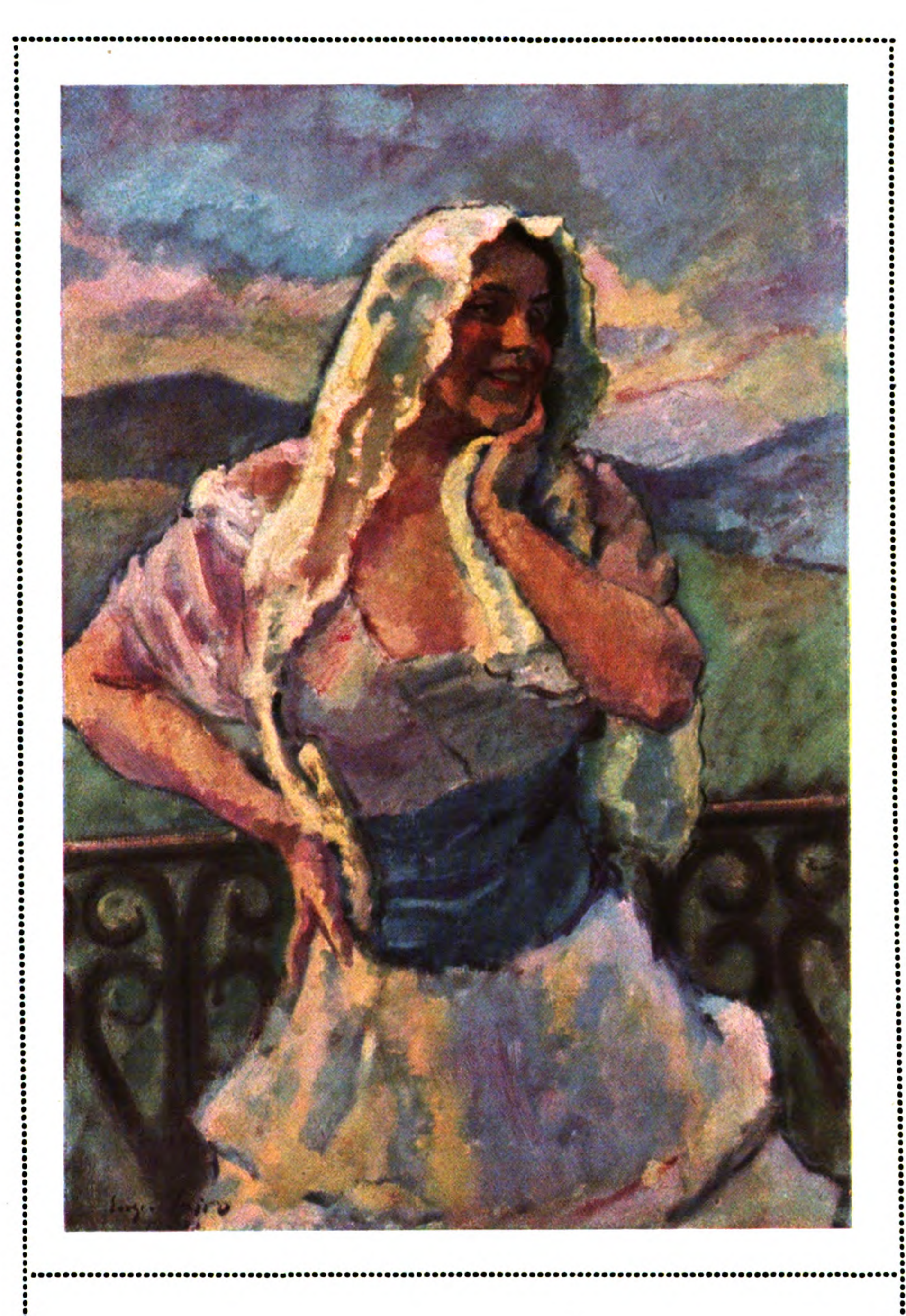
Knabenbildnis. Gemälde. 1921



Herrenbildnis. Gemälde. 1921

Büchern sanft verklingt. Breit und voll sind Flächenbehandlung und Strich — elegantes Bürgertum ohne Affektation des Mondainen. Im „Selbstporträt mit Akt“ ist alles auf Kurven gestellt, Frauenkörper, Frauenarme und Deckenkante, beruhigt durch die Vertikale der Sessel und die Horizontale der Wand. Eine der frischesten Arbeiten des Künstlers ist das 1914 entstandene Gemälde: „Abschied“, in dem das Ineinanderfließen der Farben einen opalhaften Reichtum ergibt. Das tritt noch besser in vielen Landschaften des Künstlers in Erscheinung, die er in den letzten Jahren von einem Sommeraufenthalt am Gardasee heimbrachte. In ihnen bewährt sich das Zartgefühl seiner Reife am schönsten.

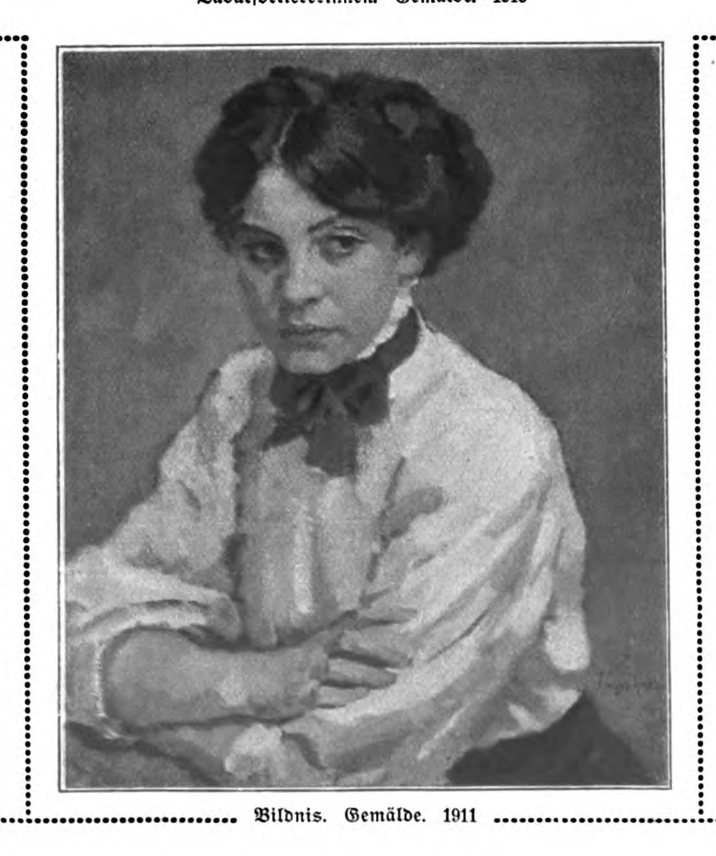
Immer aber drängt es ihn wieder zum Figürlichen. Auf jenem Studienaufenthalt in Oberitalien entstand auch das Bild: „Auf der Veranda“. Die helle Südsonne hat die Farben aufgeheitert. Das Weinrot des Tischtuches



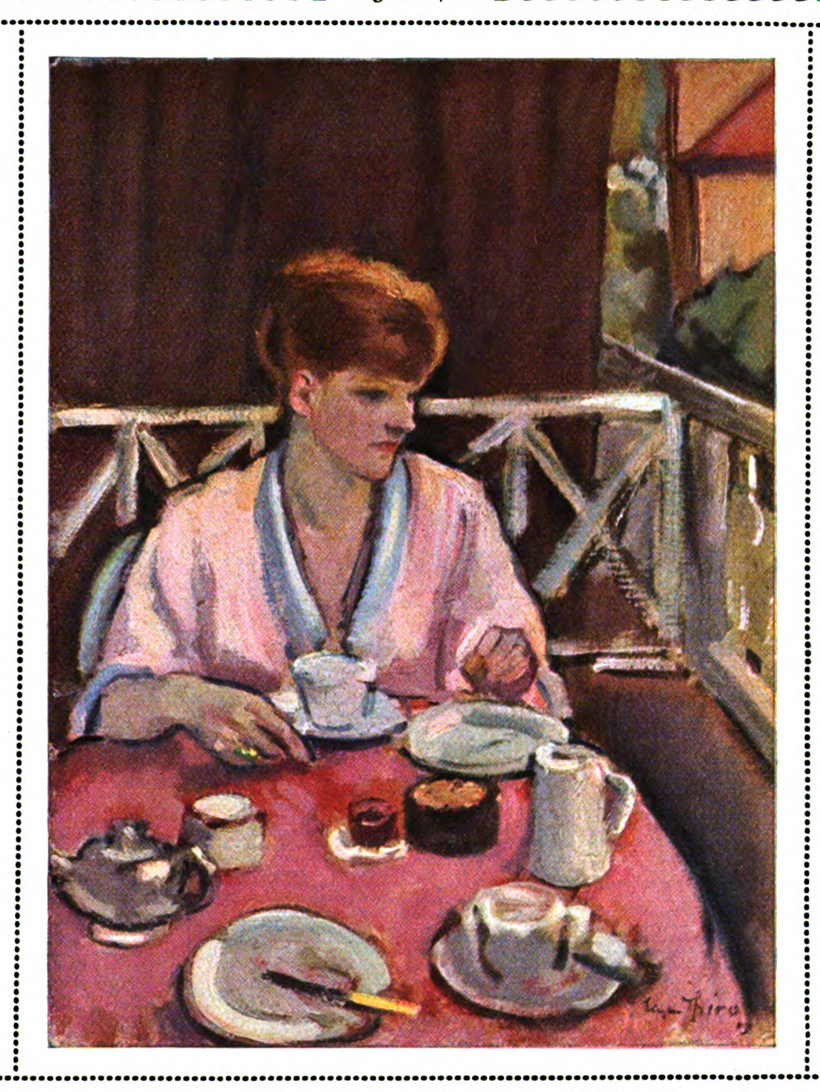
Abschied. Gemälde. 1914



Tabaksortiererinnen. Gemälde. 1919



Bildnis. Gemälde. 1911



Auf der Veranda. Gemälde. 1919

leuchtet hell. Es scheint sich in der Bluse und in dem zarten Teint der Frau zu verflüchtigen, schwillt noch einmal im Haar an und erstirbt dann im Braun des Hintergrundes. Nicht eine der Farben des Bildes tritt unvermittelt auf. Das Blau, das Grün, das Braun schwingen schon in denjenigen Bildteilen mit, in denen sie nicht klar in Erscheinung treten. Darin erweist sich das Gefühl des Künstlers für die Harmonie aller Dinge. Der Sinn für das Weltganze, für das Wesentliche wird in der „Zugabe bei Eugen d'Albert" deutlich. Wenn auch hier die Farbe ausschlaggebend ist, so läßt doch gerade die Abbildung in Schwarz-Weiß erkennen, daß die Massenbewegung gelenkt, geleitet, geprägt wird durch das unsichtbare Erlebnis der Musik. Musik ist dem Künstler von jeher bedeutungsvoll gewesen. Hätte er sie nicht zeit seines Lebens gepflegt, so hätte er vielleicht jene Musikalität der Farbenharmonien, jenes Ineinanderschwingen der Töne nicht erreicht, wie es sich auf den Bildern seiner Reifezeit findet. Ein bescheidener Tribut des Dankes für Musikerlebnisse ist die Lithographienfolge: „Im Konzert", die 1919 im Verlage von Julius Bard mit begleitendem Text von Oskar Bie erschien. In diesen Blättern hat Spiro seine Eindrücke von Weingartner, Busch



Ruth im Zelte des Boas. Gemälde. 1921

u. a. gegeben. Aus diesem Geiste heraus entstand zu gleicher Zeit auch das Gemälde „Hauskonzert“. In den letzten Jahren hat Spiro eine Reihe von Kinderbildnissen geschaffen, von denen hier ein Knabenporträt wiedergegeben wird. Das lebhafte Gegenspiel der Glieder, umrahmt von dem bunten Wellenkranz des Bilderbuches, wird durch die anmutige Haltung des aufgerichteten Körpers beruhigt.

Wenn auch in den Bildern seiner Reife das Erlebnis Paris nachklingt, so läßt sich aus keinem seiner Gemälde die Abhängigkeit von irgendeinem Meister oder einer Schule konstruieren. Spiro hat in Paris eine eigene Note gefunden. Er hat mit dem Erbe der westlichen Kultur gewuchert und aus ihr eine Ausdrucksform herausentwickelt, die seiner Persönlichkeit entspricht. In den Musikthemen, im Bewegungsrhythmus seiner Bilder, vor allem aber in der Naturauffassung seiner Landschaften, in „Torbole“ und dem „St. Wolfgangssee“ spricht sich sein Deutschtum aus. Die Naturschilderungen zeigen durch den Glanz der Farbe, durch die intime Durchdringung der Einzelform sein Deutschtum am hellsten. Leider ist gerade von diesen unmittelbarsten Proben seines Talentes nichts in öffentlichen Besitz übergegangen. Die Museen in Berlin, München, Breslau, Hannover, Gleiwitz usw. haben bisher nur figürliche Arbeiten des Künstlers erworben.

Ein Maler von so vielseitiger Begabung, von so strenger und weiter Erziehung ist natürlich mehr als mancher andere berufen, der Jugend Führer zu sein. Zu verschiedenen Zeiten seines Lebens hat er sich als Kunstpädagoge betätigt und erzieherisch auf Jüngere gewirkt. Es ist zu wünschen, daß Eugen Spiro noch einmal Gelegenheit gegeben wird, von erhöhter Stellung aus den Schatz seiner Erfahrungen und Kenntnisse den Heranwachsenden mitzuteilen.

Völkerhaß und Wissenschaft

(Brief an einen Neutralen, der ihn nicht erreichte)

Von Friedrich Martius

Die Schriftleitung bietet den Lesern der Monatshefte hier eine Arbeit des in wissenschaftlichen und literarischen Kreisen längst bekannten Universitätsprofessors Dr. Martius, Rostock, über deren Entstehungsgeschichte einige Worte gesagt seien: Demnächst feiert der Kliniker an der finnischen Universität Helsingfors Ossian Schaumann seinen 60. Geburtstag. Seine Schüler und wissenschaftlichen Freunde stiften ihm als Ehrengabe einen Band der „Acta medica Skandinavica" in Stockholm. Um einen Beitrag ersucht, hat Professor Dr. Martius eine Arbeit beigesteuert, in der er gegen den noch immer im Schwange befindlichen Unfug der wissenschaftlichen Boykottierung des deutschen Geisteslebens und insbesondere der deutschen Medizin Stellung genommen hat, und zwar unter einer biolologischen Begründung, die den Ausgleich der Gegensätze auf kulturell-wissenschaftlichem Gebiet als möglich erscheinen läßt. Trotz seiner friedlichen und versöhnlichen Absicht ist der Aufsatz vom Chefredakteur der Acta abgelehnt worden. Er halte es nicht für möglich, ihn in einer „internationalen und neutralen wissenschaftlichen Zeitschrift" abzudrucken. Die Schriftleitung hält nun die Wiedergabe der Arbeit an dieser Stelle unter Weglassung des rein medizinischen Teils für sehr wünschenswert, einmal der Sache selbst wegen, die das Problem in ganz neuer Beleuchtung zeigt, und dann, weil der Hergang beweist, daß eine „neutrale" wissenschaftliche Zeitschrift es immer noch nicht wagt, irgend etwas zu bringen, was den französischen Chauvinismus objektiv ins Unrecht setzt.

Bei den ausgesprochen wissenschaftlichen Beziehungen, die zwischen uns bestehen, brauche ich mich nicht zu entschuldigen, sehr verehrter Herr Kollege, wenn ich unter der Schar der Gratulanten, die an Ihrem sechzigsten Geburtstag sich Ihnen nahen, nicht fehlen mag. Wenn wir uns auch persönlich nie begegnet sind, so habe ich doch das lebhafte Gefühl, einem alten lieben und vertrauten Kameraden die Hand zu drücken.

Mit besonderer Genugtuung erfüllt es mich, daß dieser wissenschaftliche Freund und gute Kamerad ein Nichtdeutscher ist. Daß wir deutschen Ärzte uns jetzt untereinander mehr als je zusammenschließen müssen, ist selbstverständlich. Wir stehen unter dem ungeheuren Druck, den der unselige Krieg für uns zur Folge gehabt hat. Wir haben den Krieg verloren, und Deutschland ist wirtschaftlich und in seiner Weltgeltung auf einen Standpunkt zurückgeschleudert worden, mit dem in unserer Geschichte nur die Zustände nach dem Dreißigjährigen Kriege sich vergleichen lassen. Auch die ausschweifendste Phantasie wäre bei Freund und Feind vor dem Krieg nicht imstande gewesen, sich die Weltverhältnisse so vorzustellen, wie sie heute wirklich sind. Aber — wir haben den Krieg verloren und müssen die Folgen tragen! Nur fragt es sich, ob das auch vernünftigerweise in kulturellem Sinne gilt. Ist die deutsche medizinische Wissenschaft, die bis zum Ausbruch des Krieges anerkannte Weltgeltung hatte, plötzlich moralisch anrüchig geworden, weil unsere an Zahl und Kriegsmitteln nahezu zehnfach überlegenen Feinde das deutsche Heer trotz seiner fast übermenschlichen Leistungen doch schließlich niedergerungen haben?

Noch scheidet uns von unseren früheren Feinden eine undurchdringliche und unübersteigbare Mauer. Wir haben jeden geistigen Kontakt mit ihnen verloren. Ich hoffe und glaube, daß diese finnische Festschrift, die hoffentlich meiner deutschen Feder offen steht, auch in die großen Kulturländer unserer Gegner, nach Frankreich, England, Amerika, Italien gelangen und dort gelesen wird. Die Ärzte der fünften Großmacht des Weltkrieges gegen Deutschland, die japanischen Kollegen, haben uns bereits in menschlich schöner und ausdrucksvoller Weise die Hand entgegengestreckt. Sollten die christlichen Nationen sich wirklich so jämmerlich von den Ostasiaten beschämen lassen? Wenn diese meine Stimme eines bescheidenen deutschen Klinikers auf dem Umwege über das neutrale und uns wohlgesinnte Finnland in die genannten christlichen Länder dringen sollte, so überlegt sich vielleicht der eine oder andere weiße „Kollege", ob er mit der Übertragung seines nationalen Hasses auf das ärztlich-wissenschaftliche und kulturelle Gebiet sich nicht auf einem Irrwege befindet, ob er vor der Geschichte und dem Weltgewissen, das einmal erwachen muß und erwachen wird, bestehen kann. Nicht, als ob ich feig und würdelos um gut Wetter betteln möchte! Unsere Gegner in den feindlichen Ländern, die sich weigern, sich mit uns in den rein wissenschaftlichen internationalen Kongressen an denselben Tisch zu setzen oder sonst wissenschaftlich kollegial mit uns zu verkehren, ehe wir nicht in Sack und Asche Buße getan haben, scheinen sich eine sonder-

bare Vorstellung von dem Eindruck zu machen, den dieser sinnlose Boykott auf rein menschlich kulturellem Gebiete bei uns hervorruft. Ich kann ihnen versichern, daß sie die deutschen Ärzte mit der Laterne suchen können, bei denen diese Überspannung des Chauvinismus, diese Übertragung nationalistischer Empfindungen auf Kulturgebiete, mit denen sie gar nichts zu tun haben, etwas anderes auslöst, als bei uns gesteigerte Selbstachtung und ihnen gegenüber ein Gefühl traurigen Mitleids. Ja — des Mitleids! Wenigstens so geht es mir. Wenn ich in der Klinik in streng sachlich wissenschaftlichem Vortrage die Namen Charcot oder Pasteur, Harvey oder Lister ausgesprochen und die unsterblichen wissenschaftlichen Taten dieser großen Ärzte geschildert habe, so geschah es stets mit dem Gefühl aufrichtiger Ehrfurcht vor der menschlichen Größe dieser Männer. Und selbst der deutsch-chauvinistisch überspannte Teil meiner Zuhörer (auch bei uns fehlt er nicht) hat das nie anders aufgefaßt. Ich habe ehrliches Mitleid mit einer Mentalität, einer Geistesverfassung, die ihre Genugtuung darin findet, die geistigen Heroen einer besiegten und noch dazu nur mit unerhörter Übermacht niedergerungenen Nation mit Schmutz zu bewerfen. Wenn die herrschende Völkerpsychose erst einmal vorüber ist, und diese Zeit wird kommen, dann werden die Nachfahren der jetzigen Gelehrten, die ihren an sich berechtigten Patriotismus in Verunglimpfung ihrer wissenschaftlichen Kollegen austoben, sich in deren Seele schämen. Und deswegen kann ich ihnen mein Mitleid nicht versagen. „Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun." Der politische und der wirtschaftliche Kampf muß ausgekämpft werden. Jetzt sind wir die Unterlegenen, ob auf die Dauer, wer will es voraussehen! Aber muß die Frage geistiger Menschheitskultur dauernd unter diesem Kampfe leiden? Unsere schöne Wissenschaft und Kunst, die ärztliche, ist im besten Sinne des Wortes international, und darum freue ich mich von ganzem Herzen, heute meine Grüße und Wünsche dem hervorragenden Vertreter einer finnischen Universität übermitteln zu dürfen.

Gerade wir Ärzte sollten intra et extra muros (überall wurde gesündigt) uns endlich freimachen können von der Geistesverwirrung des Chauvinismus. (Das Wort ist bezeichnenderweise französischen Ursprungs). Wir Ärzte haben es mit dem gesunden und kranken Menschen zu tun, und der ist in den wirklichen Grundzügen seiner Organisation überall derselbe. Wir sollten also human, d. h. menschlich eingestellt sein, in dem Feinde zwar den Gegner, aber nicht den an sich schlechteren und darum schlechthin verdammungswürdigen Menschen sehen. Und doch erhebt sich hier ein Problem, das noch kaum angeschnitten und jedenfalls wissenschaftlich nicht irgendwie erledigt ist. Der konstitutionelle Gedanke in der medizinischen Wissenschaft beruht auf der Erkenntnis, daß es trotz der generellen Übereinstimmung, trotz der Gleichheit in den wesentlichen Zügen der menschlichen Organisation körperliche und geistige Unterschiede zwischen den Einzelwesen gibt, die eine völlig unerschöpfliche individuelle Variabilität bedingen. Sind nun auch die Völker gewissermaßen komplexe Individuen, die sich durch besondere charakteristische Eigenschaften und Merkmale voneinander unterscheiden? Sicherlich! Weiße, gelbe und schwarze Menschen stellen verschiedene Typen des Genus humanum dar. Aber ist die Differenzierung innerhalb der Völker einer Rasse, z. B. zwischen Engländern und Franzosen ebenso groß? Daß ausgesprochene Differenzen in Lebensauffassung und Lebensführung bestehen, ist offensichtlich. Nur fragt es sich, ob und wie weit diese in der angeborenen und von den Urvätern ererbten Organisation begründet, also nach unserem Sprachgebrauch konstitutionell verankert und darum unveränderlich sind, oder ob sie weniger einen biologischen als vielmehr soziologischen Ursprung haben.

Ich bin der Überzeugung, daß die übliche Verwechslung dieser Begriffe nicht nur die wissenschaftliche Erkenntnis hindert, sondern auch die Hauptschuld an dem gegenseitigen Vorurteil der Völker untereinander trägt. Worin besteht der Unterschied? In einem kurzen Aufsatze: „Der Familienbegriff und die genealogische Vererbungslehre", habe ich zu rein wissenschaftlichen Erkenntniszwecken eine reinliche Scheidung dieser Begriffe versucht. Hier wiederhole ich das dort Gesagte für den praktischen Zweck der Anbahnung kultureller Weltverständigung.

Biologisch ist alles Geschehen, das in der ganzen großen Welt der Organismen aus inneren Ursachen sich vollzieht. Es ist naturgesetzlich festgelegt und läßt sich willkürlich nicht ändern. Die Auslösung, d. h. die Einwirkung der Umwelt auf den gegebenen Organismus, kann nur das zur Entwicklung bringen, was in der Anlage als möglich vorbestimmt ist. Es ist völlig ausgeschlossen, den Frosch in eine Kröte umzuwandeln, und Nachkommen von Europäern kommen auch nach Generationen in Afrika weiß zur Welt.

Im Gegensatz dazu kommt für die Soziologie der Mensch nur als Zoon politikon in Frage, d. h. nicht mit seinen körperlichen Anlagen, sondern mit seinen seelischen Kräften und Trieben. Freilich sind auch diese in ihrer Anlage von den Urvätern ererbter und durch Keimverschmelzung gegebener Besitz (blastogen). Auch die Entwicklung der Gesellschafts- und Staatengebilde, die Ausprägung nationaler Eigenart folgt letzten Endes immanenten Gesetzen, aber die äußere Form menschlicher Gruppenbildung, menschlicher Einrichtungen und sozialer Gesetze, sowie der geistige Inhalt, mit dem diese Formen erfüllt werden, gerade das Soziologische an ihnen (man denke an Republik

oder Monarchie) hängt von unserem Willen ab, ist bestimmten, bewußten Zwecken angepaßt.

Das enge Zusammenleben der Volksgenossen, die gleichen wirtschaftlichen Interessen, vor allem die gemeinsame Sprache, all das sind soziologische Faktoren von ungeheurer Wirkung. Sie bestimmen den Volkscharakter, aber nicht die biologisch verankerte Sonderart des Individuums. Ein französischer Säugling, nach Deutschland gebracht und von deutschen Pflegeeltern in ausschließlich deutscher Umgebung erzogen, entwickelt sich seinen angeborenen menschlichen Eigenschaften entsprechend und nicht als Franzose. Freilich seine Erscheinung, sein äußerer Habitus, sein Temperament wird an seine Abstammung erinnern, aber der Inhalt seiner Gedanken- und Gefühlswelt muß sich seiner Umgebung anpassen. Er erhält ja keinen andern und so wird er, wenn ihm der Altruismus im Blute liegt, ein guter Patriot werden, aber ein deutscher, kein französischer. Die Nachkommen der Refugiés, die von François, du Bois-Reymond, Chamisso, Fontane spielen in der deutschen Armee und im deutschen Geistesleben eine große Rolle. Intellekt, Temperament, Gefühlsleben, kurz die seelischen Grundfunktionen sind ebenso wie die körperlichen Anlagen Erbwerte. Aus ihnen entwickelt sich zwangläufig der individuelle Mensch, der Phänotypus. Wie, das hängt von den Einflüssen der Umwelt ab. Zugegeben, daß der einzelne Franzose sich in seinem Triebleben mehr oder weniger biologisch vom Deutschen unterscheidet und daß demgemäß von einem Gesamtcharakter der beiden Nationen gesprochen werden kann — die ethischen, kulturellen Menschheitsgesetze sind Traditionswerte und daher für alle Menschen gleichmäßig gültig. „Kriegsverbrecher“ gibt es in allen Armeen. Sie nur auf der einen Seite zu suchen und zu sehen, ist der Gipfel der Heuchelei.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Rassenproblem, das nicht nur zwischen den Völkern, sondern auch im eigenen Volke (Judenfrage) eine so verhängnisvolle Rolle spielt, viel von seiner Leidenschaftlichkeit und Schärfe verlieren würde, wenn man sich endlich klar machen wollte, was biologisch bedingte Vererbung, was soziologischer Erwerb ist. Uns biologisch geschulten Ärzten und Anthropologen ist der Unterschied zwischen Erb- und Traditionswerten klar oder sollte es wenigstens sein. Von großer Bedeutung ist es, daß der in Erziehung, Sitte und suggestivem Einfluß von einem Volksgenossen auf den andern übertragene, durch die gemeinsame Sprache fixierte soziologische Erwerb an Anschauungen und Überzeugungen unter anderen Umständen wieder verloren gehen, unter neuen Eindrücken einer wesentlichen Korrektur unterliegen kann. Volksstimmungen sind veränderlich und können sogar plötzlich umschlagen. Auch die aus dem Ahnenerbe stammenden Eigenschaften und Charaktereigentümlichkeiten können durch das Leben gesteigert oder gehemmt, aber nicht ausgerottet werden. Das gilt für das Individuum, das gilt für die Völker.

Und damit komme ich auf den springenden Punkt. Die während des Weltkrieges betriebene, ungeheure, völlig maß- und skrupellose gegenseitige Völkerverhetzung war nicht die Äußerung naturnotwendiger Veranlagung, sie war Willensakt, Mittel zum Zweck, sie war ausgesprochenes Kampfmittel, Waffe zur moralischen Vernichtung des Gegners, um den Volksgenossen die Gerechtigkeit der eigenen Sache glaubhaft zu machen, um den Kriegseifer immer wieder anzufachen und zu erhalten. Wer im Kampf mit diesen Waffen bewußter und unbewußter Verleumdung mehr geleistet hat, wir oder unsere Gegner, will ich nicht untersuchen. Nur eins steht fest, auch in diesem Kampf waren unsere Feinde uns weit überlegen, haben sie gesiegt, vor allem rein äußerlich genommen schon deshalb, weil unsere Kampfbedingungen die weitaus ungünstigeren waren. Die Blockade, die unser Volk physisch zermürbte, war auch geistig effektiv. Wir befanden uns in der Mitte Europas wie in einer großen Festung, von der keine Nachricht nach außen drang. Unsere Gegner konnten in der ganzen uns umgebenden Welt von den Boches behaupten und erzählen, was sie wollten, ohne Widerlegung befürchten zu müssen. Und sie haben von dieser ihrer Überlegenheit in den geistigen Machtmitteln reichlich Gebrauch gemacht. Man hat es die ganzen langen Kriegsjahre hindurch der Welt immer wieder eingehämmert, daß „der“ Deutsche, also im biologischen Sinne generell geistig und moralisch minderwertig und nur ein wildes Tier sei, vor dem man sich fürchten und das man mit allen Mitteln vernichten müsse. Auch jetzt noch ist es kaum anders. In Amerika hat man eine Bronzemedaille zur Erinnerung für die Teilnehmer des Weltkrieges hergestellt, die auf der Rückseite die Worte: „The great war for civilisation“ enthält. Zur Seite stehen die Namen der Länder, welche sich dazu verbanden, den Boche zu zermalmen und die Hunnenkultur zu hemmen. To couch the Boche and to chek Hun „Kultur“. Wie soll das enden? Jetzt rächt sich die Gewissenlosigkeit, mit der der Verleumdungskrieg geführt ist und geführt wird. Kein human denkender, sittlich hochstehender und geistig unabhängiger Mann, keine natürlich weiblich empfindende Frau bei unseren Gegnern wird jetzt nach errungenem Siege einen Zustand für normal oder auch nur für entschuldbar halten, demzufolge von der ganzen übrigen Welt das Volk Goethes und Kants in Bausch und Bogen für an sich geistig und moralisch minderwertig erklärt wird.

Wie amerikanische Augenärzte noch heute es für ehrenrührig halten können, mit deutschen Kollegen in wissenschaftliche Beziehungen

zu treten, ist schwer verständlich. Wohl mag es auch unter deutschen Augenärzten überspannte Chauvinisten geben — ich kenne keinen — aber was hat das mit der Ophthalmologie zu tun? Wenn es überspannte Nationalisten unter den Augenärzten gibt, so sind sie es als Menschen, nicht als Augenärzte. Sollte das wirklich nicht zu begreifen sein?

Haben wir uns zu der Überzeugung durchgerungen, daß jeder wissenschaftliche und kulturelle Boykott sinnlos ist und gegen die ethischen Gesetze der Menschheit verstößt, so können wir uns — hier wie drüben — von dem erbärmlichen Vorurteil des Völkerhasses im kulturellen Sinne freimachen. Das ist möglich, weil es sich im Sinne unserer grundlegenden biologischen Weltanschauung um soziologische Erscheinungen handelt, die nicht integrierende Bestandteile unseres Wesens sind, sondern durch Massensuggestion von außen uns aufgepfropft wurden.

Ich weiß, daß diese meine Auffassung auch bei uns nicht restlos Anerkennung finden wird. Die üblen Erfahrungen, die wir mit unserem Erbfeinde, den Franzosen, gemacht haben und noch heute machen, drängen die Erwägung auf, ob es nicht doch einen in den geistigen Erbwerten der Jahrhunderte gegebenen „gallischen" Gesamtcharakter gibt, der die offensichtliche Grausamkeit erklärt, mit der die führenden Franzosen sich in der Demütigung und in der ebenso nutzlosen wie unzweckmäßigen Quälerei des besiegten Feindes nicht genugtun können. Während die Franzosen selbst sich immer wieder als die ritterlichste und vornehmste Nation, von der alles Licht ausgeht, der Welt in empfehlende Erinnerung bringen, werden sie für den nationalistisch eingestellten Deutschen schlechthin zur sadistischen Räuberbande. Von unserem Standpunkte biologisch verankerter Ethik aus sind solche Verallgemeinerungen unzulässig. Sie sind biologisch unwahr und im Sinne der Weltverständigung, zu der wir wieder kommen wollen und müssen, verderblich. Es gibt recht minderwertige Deutsche und es gibt ethisch und intellektuell sehr hochstehende Franzosen. Eine Statistik, ob es mehr von Natur schlecht geratene Deutsche oder mehr hochsinnige und edle Franzosen gibt, läßt sich nicht aufstellen, aber ich habe die Überzeugung, daß die augenblickliche Mentalität der Franzosen im wesentlichen eine durch den Krieg und was ihm vorausging verursachte soziologische Erscheinung ist. Ist das richtig, so brauchen wir die Hoffnung auf eine künftige Verständigung, wenigstens in den kulturellen Menschheitsfragen, nicht aufzugeben. Das würde auch auf den nun einmal unvermeidlichen wirtschaftlich-politischen Konkurrenzkampf mildernd und veredelnd einwirken. Wir Alten werden das nicht mehr erleben, aber vielleicht unsere Enkel und Urenkel, die unter einem günstigeren Stern geboren werden.

Ich hoffe, sehr verehrter Kollege, von Ihnen nicht mißverstanden zu werden, und wünsche, daß Sie meinen Standpunkt würdigen und billigen. Wir Deutsche denken nicht daran, zu verzagen und den berechtigten Kampf um die Weltgeltung aufzugeben. Nicht durch neuen Krieg und mit Waffengewalt, das ist uns unmöglich gemacht, und jede Einstellung darauf wäre z. Zt. eine gefährliche nationalistische Utopie, sondern durch ehrliche, selbstlose Arbeit. Nur muß man uns wenigstens die Arbeitsmöglichkeit lassen. Gerade in diesen Tagen, in denen ich dies schreibe, erleben wir die schwere Vergewaltigung Deutschlands in Oberschlesien — unserer heiligsten Überzeugung nach gegen jedes Recht und gegen jede Gerechtigkeit! Das sind menschliche Willkürakte, die uns den Wiederaufbau der nationalen Existenz mit oder ohne Absicht nahezu unmöglich machen. Sollen wir uns auch solchen Vergewaltigungen gegenüber der von Christus gelehrten allgemeinen Menschenliebe getrösten und mit Sophokles in der Antigone sagen: „Nicht mit zu hassen, mit zu lieben bin ich da?" Doch das gehört in das Gebiet der rein naturwissenschaftlich nicht zu begründenden metaphysischen Ethik. Worauf es mir ankam, das war der biologische Nachweis, daß trotz der Notwendigkeit des wirtschaftlichen und politischen Machtkampfes unter den Weltvölkern in den Fragen der Wissenschaft und Kultur wieder gegenseitiges Verständnis Platz greifen und Friede geschlossen werden muß. Die Vertreter der humansten aller Künste, der ärztlichen, sollten darin vorangehen. An gutem Willen unserseits fehlt es nicht!

Wenn die neutralen Kulturvölker uns in dem ehrlichen Bestreben zur Weltverständigung in diesem Sinne unterstützen, so verdienen sie sich nicht nur unseren Dank, sondern den der ganzen Menschheit! —

Zur Nacht. Von Sturm-Gundal

Silbern wächst die Erdenstille in den Raum.
Stromhinab die graue Zille regt sich kaum.

Weiden weinen, traumversunken, gramgewohnt.
In dem Wolkenmeer ertrunken ist der Mond.

Im Park von Schwezingen

Novelle von Barbara Starke

„Und es ist so, wie ich Ihnen eben racontierte, Baron," sagte der Junker von Leiningen und drehte sich so, daß er dem Edlen Herrn von Siegelsbach, mit dem er gerade sprach, voll ins Gesicht sah. Nicht, daß dieser Anblick ihn besonders gereizt hätte, denn das Gesicht des Edlen Herrn von Siegelsbach war pockennarbig und stark vom Weingenuß gerötet; aber Herr von Leiningen wußte, daß er durch diese Wendung sich den Personen zu seiner Linken im scharfen Profil, also von seiner günstigsten Seite, präsentierte, und er hatte soeben bemerkt, daß an seiner Linken das Fräulein von Rüdt vorbeiging, dem er sich unbedingt von seiner günstigsten Seite zeigen wollte. Übrigens mußte er zu seinem Bedauern feststellen, daß die Blicke der Dame gar nicht zu ihm herübergegangen waren; deshalb gab er die eben eingenommene Stellung wieder auf und setzte das Gespräch, welches zu verlassen er große Lust gehabt hatte, weiter fort.

„Also, wie ich Ihnen sage: Seit vier Tagen ist sie hier; der Kurfürst ist follement in sie verliebt, und heute soll sie das Ballett mittanzen; vorher wird sie dem Kurfürsten offiziell vorgestellt werden."

Die Gedanken des Herrn von Siegelsbach waren noch mit der eben gehörten Erzählung beschäftigt; ein so rasches Vorwärtsgehen leisteten sie sich nicht.

„Und er hat sie vraiment entführt?" fragte er ungläubig.

„Geraubt und entführt!" bestätigte der Junker. „Ihr Vater, der Herr von Stengel — um seine Tochter aus dem Bereich des Krieges zu eloignieren — vielleicht auch, um sie dem Kurfürsten aus den Augen zu rücken, der seine Affektion bereits sehr stark zu erkennen gegeben hatte — ließ sie nach dem Schlößchen Fantaisie im Anspachschen bringen. Der Kurfürst hört davon, macht sich auf und — entführt das Fräulein bei Nacht und Nebel."

„Aber wie, frage ich Sie! Der Kurfürst stand vor den Österreichern bei Bayrisch-Neubrunn; am 17. vertrieb er sie aus diesem Ort — es muß ein Irrtum sein, Junker!"

„Es ist keiner, mein Freund. Der Kurfürst lag allerdings bei Neubrunn; am 15. hört er von der Entfernung seiner Dame, er läßt alles stehen, wie es steht, und reitet im Galopp davon — auf die Linie der Österreicher los. Kurz davor trifft er auf dem Felde zwei Bauern, welche Kornsäcke tragen; er springt ab, läßt den Bauern sein Pferd und tauscht dafür ihre Kleider und ihre Säcke ein — und in dieser Verkleidung — —"

„War er allein?"

„Steinach war mit ihm — er mußte sich mit dem zweiten Sack beladen," lachte der Junker. — „Ja, und in dieser Verkleidung gehen beide unangefochten durch die Reihen des Feindes."

„Und kommen in Fantaisie an?"

„Parfaitement! Begeben sich ins Schloß und stehen vor dem Fräulein, welches natürlich Geister zu sehen glaubt —"

„Und welches, überwältigt von so viel Kühnheit, ihrem fürstlichen Anbeter in die Arme sinkt?"

„Das ist es ja eben: nein! Stellen Sie sich vor, Baron! Fräulein von Stengel lacht den Kurfürsten aus und denkt gar nicht daran, ihn für seine Dangers zu belohnen."

„Und wie kommt sie hierher?"

„Folgendermaßen: Der Kurfürst ist nun in Fantaisie, er kann unmöglich dort bleiben, er muß zu seinen Truppen zurück. Auch gedenkt er für keinen Fall alle Mühe umsonst aufgewendet zu haben. Was tut er? Bei Beginn der Dunkelheit wird das Fräulein einfach in seine Kutsche gepackt; Steinach als Lakai sitzt hinten auf, Seine Kurfürstliche Durchlaucht — ich bitte Sie, Baron! — schwingt sich auf den Bock als Kutscher, und so geht's durch die Nacht mit einem großen Umweg um die österreichischen Stellungen herum bis nach Öhringen. Von dort schickt der Kurfürst seine Schöne unter Steinachs Schutze hierher; er selbst geht direkt zurück nach Bayrisch-Neubrunn, liefert am Morgen den Österreichern die Schlacht und — siegt! — Glücklich, daß er hier wenigstens siegte — nach seiner Niederlage am Tage vorher!" Der Junker konnte nicht umhin, über diesen seinen Witz zu lachen.

Herr von Siegelsbach faßte mit beiden Händen nach seinem Kopf, als könne er das alles nicht begreifen.

„Aber, das ist ja ein Roman, mon cher — ein Roman!"

„Er ist nicht der erste des Kurfürsten und wird nicht der letzte sein, so wie ich Seine Durchlaucht kenne," sagte Leiningen gleichmütig lachend. „Besinnen Sie sich auf die Geschichte mit Frau von Benzheim? Sie war auch ein Roman."

„Wohl, wohl." Der Baron nickte ganz nachdenklich. „A propos, was ist eigentlich

aus Frau von Benzheim geworden? Ich habe nie wieder etwas von ihr gehört."

„Mein Gott, wie soll ich wissen, was aus ihr geworden ist!" Der Junker zuckte die Achseln mit einer Miene, welche deutlich sagte: ‚Wer fragt denn nach der abgetanen Geliebten eines Fürsten!' „Jetzt ist das Fräulein von Stengel Trumpf; und ich bin, weiß Gott, neugierig, sie zu sehen."

„Ich höre, man hat sie verheiratet," warf Herr von Siegelsbach ein und war im Innern sehr stolz, daß er wenigstens etwas von der interessanten Angelegenheit schon gehört hatte.

„Ganz recht, — an den jungen Tscherna, Sohn des Marschalls; — nun, das tut nichts zur Sache; sie trägt seinen Namen und den Titel ‚Frau', das ist alles. Ja, Seine Durchlaucht versteht es, unerwünschte Nebenbuhler fernzuhalten." Beide Herren lachten.

„Kommen Sie, Baron," sagte der Junker und zog den andern mit sich fort. „Ich sehe, der Hof ist versammelt, und dort erscheint soeben die Raugräfin Amalie. Ich wette, die junge Dame, die neben ihr geht, ist Frau von Tscherna."

Nach allen Seiten grüßend und hier und da ein Wort wechselnd, überquerten die beiden Herren die breite Terrasse vor dem Schloß, von der aus sich der Blick durch lange Alleen ganz im Grünen verlor. Links im Hintergrunde hoben sich von dem hellen Grün des übrigen Parks die dunklen Zypressen ab, die im dichten Halbkreis das Naturtheater umschlossen, wo in einer Stunde das Ballett stattfinden sollte. Man wartete nur noch auf den Kurfürsten.

Der Junker und sein Begleiter hatten die gegenüberliegende Seite der Terrasse erreicht und standen jetzt unmittelbar hinter der Raugräfin. Sie sprach in ihrer lebhaften Art auf die junge Dame an ihrer Seite ein, auf die in diesem Augenblick die Augen des ganzen Hofes gerichtet waren. Es war unschwer zu erkennen, daß die alte Dame im Grunde vielleicht noch verliebter in das holde Geschöpf war, als ihr fürstlicher Neffe. Fräulein von Stengel hatte eine feine, biegsame Gestalt; aus dem breiten Spitzenkragen stieg ein schlanker Hals empor, der trug ein Köpfchen mit rehbraunem Haar; in ihren Augen leuchtete eine ruhige, klare Flamme, sehr selbstsicher und ein wenig hochmütig.

„Sie ist deliziös," flüsterte Leiningen entzückt seinem Nachbar zu. „Ich möchte nicht Moriz Tscherna sein! Aber, sie sieht aus, als ob auch der Kurfürst nicht allzu leichtes Spiel haben sollte! Pst, — Seine Durchlaucht."

Karl Theodor trat aus der hohen Glastür in den Sonnenschein hinaus. Er war ganz in graue Seide gekleidet; die Aufschäge seines Rockes und der Ärmel bildete kostbare rosenrote und Silberstickerei; ein rosenroter Federschmuck zierte seinen grauen Hut; in der Hand hielt er eine Rose. Er blieb einen Augenblick stehen und begrüßte mit überaus anmutiger Handbewegung den Halbkreis von Damen und Herren, die bei seinem Erscheinen sich bis zur Erde geneigt hatten. Danach trat er auf die Raugräfin zu.

„Erheben Sie sich, Gräfin." Und plötzlich seinen Ton ins Vertrauliche ändernd: „Ich bin Ihnen sehr verbunden, ma tante, daß Sie unsere knappen Friedenstage in diesem Schloß durch Ihre présence verschönen. Auch bin ich äußerst begierig auf das von Ihnen arrangierte Ballett, von dem man sich das Schönste verspricht."

Sein Blick ging wie zufällig zu Frau von Tscherna hinüber. Die Gräfin trat einen Schritt zurück, so daß die junge Frau dem Kurfürsten gerade gegenüberstand.

„Eure Durchlaucht wollen in Gnaden erlauben, daß Frau von Tscherna, Tochter des Herrn von Stengel, ehrfurchtsvoll die Hand ihres großmütigen Fürsten küsse."

Frau von Tscherna hatte sich tief vor dem Kurfürsten verneigt; dieser gab ihr das Zeichen zum Aufstehen.

„Madame," sagte er liebenswürdig, „Wir sind untröstlich, daß Wir genötigt waren, Ihnen Ihren Gemahl noch am Tage der Hochzeit zu entziehen. Aber als gute Patriotin werden Sie verstehen, daß eine so wichtige Affäre wie diese Botschaft an Seine Sehr Christliche Majestät allem andern vorangeht. Wir hoffen, daß Ihnen die Zeit bis zur Rückkehr des Herrn von Tscherna nicht allzu lang werde, und haben Ihnen als Entschädigung die Herrschaft Leuchtenberg verliehen, indem Wir Titel und Einkünfte derselben auf Sie übertragen."

Er reichte ihr die Hand zum Kusse und wandte sich wieder an die Raugräfin. „Gehen wir zum Ballett," sagte er, indem er ihr galant den Arm bot.

⌘ ⌘ ⌘

Der Kurfürst war in glänzendster Laune. Ein toller Streich, der nicht nur für ihn, sondern auch für sein ganzes Land hätte recht übel verlaufen können, war ihm über alle Wahrscheinlichkeit gut geglückt; er hatte für kurze Zeit Waffenruhe und verlebte diese Zeit in dem prächtigsten Schlosse seines Reiches; er hatte neben sich — oder in diesem Augenblick vor sich — den neuesten Gegenstand seiner leicht entzündlichen Liebe — und beim heiligen Rupertus! — das Fräulein war schön und lohnte schon eine Torheit; er hatte — nicht zum wenigsten! — einen

überflüssigen Ehegatten auf eine sehr gute Weise aus dem Wege geräumt und die Bahn für den eigentlichen Sturm frei gemacht. Daß derselbe zu einer Eroberung führen würde, daran zweifelte er keinen Augenblick. Wohl hatte es einmal eine Frau gegeben, die ihm widerstanden hatte — eine Tatsache, die ihn noch heute in Erstaunen setzte! — aber das war lange her, er wußte kaum noch den Namen — und seitdem hatte er viel gelernt. Und er hatte es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, diese kleine Stengel zu gewinnen, um welchen Preis es auch sei!

Aber sie schien sich selbst hoch zu bewerten, sogar die eben erfahrene neue Gunst machte offenbar gar keinen Eindruck auf sie. Kurfürst Karl fing an zu zweifeln, ob es ganz klug gewesen war, sie sogleich zu verheiraten. Er hätte sie sonst vielleicht mit einem Eheversprechen locken können — am Ende wollte sie da hinaus, und er selber hätte sich im Augenblick nichts Reizenderes denken können, als dieses anmutige junge Wesen seine Frau zu nennen. Nun war ihre Verheiratung eine Schranke mehr. — Aber die Ennuis, die er wegen eines solchen Heiratsobjektes mit Seebach gehabt hätte! Besser war es schon, man kam ohne das aus. Nachher, nach dem Ballett, würde sich wohl eine Gelegenheit finden — Kurfürst Karl war nicht verlegen um Gelegenheiten. Er vertraute auf sich selbst und widmete sich vorerst dem Genuß des Balletts.

Dieses war, nach dem Geschmack der Zeit, eine allegorische Verherrlichung seines letzten Sieges, in dem Sinne ungefähr, daß der Feind, in Gestalt des Krieges, vertrieben wird von dem Lichtgott des Friedens, den alle Blumengeister begleiten. Und diese Blumengeister, in leichte, duftige Gewänder gehüllt, trieben da auf der kleinen Freilichtbühne das anmutigste Spiel von der Welt. Nachdem der böse Kriegsgott verjagt war, umringten sie schmeichelnd den Sieger, geleiteten ihn zu einem Ruhesitz, um dann vor ihm einen wiegenden Reigen zu tanzen. Aus den grünen Hecken der Kulissen ertönte eine leise Musik von Geigen und Flöten und begleitete mit sanftem Rhythmus die graziösen Bewegungen der Tänzerinnen. Die sinkende Sonne blinkte hie und da durch die dichten Baumkronen, und ein strahlend blauer Himmel wölbte sich über dem farbenprächtigen Bilde. Es war in der Tat ein überaus reizvolles Schauspiel, das sich hier den Blicken bot, und die kluge Gräfin Amalie hatte nicht verfehlt, Frau von Tscherna, deren liebliche Gestalt auch besonders dafür geeignet schien, die Hauptrolle zuzuweisen. Sie stellte die Rose dar. War es Zufall, daß der Kurfürst eine solche in der Hand hielt? Bei dem letzten Bilde des Balletts, als die Musik aus der sanften Begleitung in einen jubelnden Schlußsatz überging, erhob er sich halb von seinem Sitze, neigte sich vor und drückte die Rose an seine Lippen. Gleich darauf lag sie gerade vor Frau von Tschernas Füßen.

Die junge Tänzerin blickte auf — überrascht; dann, zum ersten Male, ruhten ihre Augen voll und lange in denen des Kurfürsten. Der Kurfürst war glücklich.

⁂ ⁂ ⁂

Herr von Tscherna befand sich in einer eigentümlichen Lage. Er war verheiratet und hatte doch keine Frau, und er war Träger einer höchst ehrenvollen Mission und ging doch eigentlich in die Verbannung. Und das Ärgerlichste an der Sache war, daß er nicht einmal wußte, wie er zu dem einen und dem andern kam. — Eines Tages hatte sein Vater ihn rufen lassen und ihm einen Vorschlag des Kurfürsten eröffnet: Moriz Tscherna sollte in den diplomatischen Dienst eintreten und eine außerordentliche Mission ins Ausland bekommen; außerdem wurde ihm für später die Stelle eines Gesandten garantiert; dafür sollte er ein hübsches adliges Fräulein heiraten, dem der Kurfürst eine reiche Aussteuer geben würde. — Moriz hatte sich nicht einen Augenblick bedacht; kaum, daß er nach dem Namen der ihm bestimmten Frau gefragt hatte. Sein Ziel war die diplomatische Laufbahn — bis jetzt hatte er es nicht erreicht, ein Gesandtenposten war mehr, als er erträumt hatte; dafür konnte man schon eine Frau mit in Kauf nehmen, besonders wenn man bald — selbstverständlich allein! — ins Ausland gehen würde. Schließlich, ob verheiratet oder nicht — er würde seine Freiheit wohl wahren — aber auch seiner Frau würde er die ihre nicht verkürzen, um so weniger, als ja der Kurfürst selbst ein Auge auf sie geworfen zu haben schien. Ein solcher Handel kam jeden Tag vor — und alle Parteien fanden ihren Vorteil dabei.

So hatte Moriz von Tscherna gedacht, bis er das Fräulein von Stengel gesehen hatte — da dachte er plötzlich anders. Auf den ersten Blick hatte er sich über alle Maßen in seine Braut verliebt und beglückwünschte sich im stillen, daß er so ohne Widerrede auf den Vorschlag der Heirat eingegangen war. Er hatte die ganze Sache so geschäftsmäßig betrachtet, daß der Gedanke, seine Frau könne ihm gefallen, gar nicht in ihm aufgetaucht war. Und nun führte ihm der Zufall das liebreizendste Fräulein zu, das er sich je entsann gesehen zu haben! Aber

in demselben Augenblick fiel ihm auch die Auslandsmission ein. Wie, wenn der Kurfürst die Laune hätte, ihm diese kurz nach der Hochzeit zu erteilen? Seine junge Gemahlin mitzunehmen, würde ihm nicht gestattet werden; darüber gab sich Moriz Tscherna gar keinen Illusionen hin. Der ganze Vertrag, sogar seine diplomatische Sendung, hatte auf einmal für ihn erheblich an Reiz eingebüßt, und die Willfährigkeit, die er in so reichem Maße für seinen Herrscher empfunden, sank innerhalb einer halben Stunde auf den Gefrierpunkt herab. Aber ein Zurück gab es nicht — er hätte es auch gar nicht gewollt, und ebenso schnell wie seine Liebe aufgeflammt und seine Ergebenheit für den Kurfürsten abgekühlt war, stiegen in ihm Pläne auf, die es ihm ermöglichen sollten, die Vorteile, die ihm aus dieser Heirat erwuchsen, auszunützen, ohne seinen vertragsmäßigen Verpflichtungen nachzukommen. War Charlotte von Stengel erst seine Frau, dann wollte seine List wohl einen Kampf mit der des Kurfürsten aufnehmen!

Vorausgesetzt, daß der Kurfürst nicht schneller war!

Und das war er. —

Die Trauzeremonie hatte ihr Ende noch nicht erreicht, als ein berittener Bote erschien, mit einer Pergamentrolle, von welcher das wohlbekannte Kabinettssiegel herabhing. In diesem Papier wurde dem Edlen Herrn Moriz von Tscherna, außerordentlichem Gesandten Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht, befohlen, sich auf der Stelle, wie er stehe und gehe, zu Seiner Durchlaucht zu begeben, wo er die näheren Anweisungen für eine Sendung an Se. Majestät den König von Frankreich erhalten werde, die er noch heute anzutreten habe.

So befand sich der junge Ehemann im Kabinett des Kurfürsten und auf der Reise nach der Grenze, ohne daß ihm in der Eile die ganze Lage der Dinge klar geworden wäre. Um so mehr Zeit hatte er, darüber nachzudenken, während sein Reisewagen langsam und schwerfällig auf grundlosen Wegen den Vogesen zufuhr. Es regnete in Strömen; die ganze Gegend war mit grauem Schleier verhangen. Moriz war noch nie in seinem Leben so unzufrieden mit sich und aller Welt gewesen wie jetzt; vor allem war er sich noch nie so dumm vorgekommen. Er stellte sich vor, wie der Hof in Schwezingen jetzt glänzende Feste beging, bei denen seine schöne Frau natürlich der Mittelpunkt sein würde — sie und ihr fürstlicher Liebhaber. Eine kleine Hoffnung wollte ihm einreden, daß sie gar nicht die Geliebte des Kurfürsten werden würde — sie sah so spröde und so stolz aus; und fast war ihm vorgekommen, als habe sie für ihn, Moriz, eine verstohlene Zuneigung ein wenig scheu an den Tag gelegt. Aber gleich darauf lachte er sich selber aus; wie wollte er nur den geringsten Schluß auf ihr Inneres ziehen, wo er sie doch gar nicht kannte! Nun, jedenfalls blieb ihm kein Zweifel mehr darüber, daß er der größte Dummkopf im Lande Kurpfalz sei.

Das Anhalten des Wagens unterbrach diese wenig erfreulichen Meditationen. Man war in einer Stadt angelangt und sollte hier Nachtquartier nehmen. Halb im Traum stieg Moriz aus und fragte nach dem Namen des Ortes.

„Lichtenau."

Lichtenau? Wo hatte er den Namen schon einmal gehört? Aus seinem Gedächtnis stieg langsam das Bild einer Dame, einer flüchtig Bekannten, die er früher einmal in seinem Elternhause getroffen hatte. Seitdem hatte er sie nicht wiedergesehen. Er wußte nur, daß sie eine Zeitlang am Hofe gelebt, und daß alle Welt von des Kurfürsten Liebe zu ihr gesprochen hatte. Dann, als der Kurfürst ihrer überdrüssig geworden, hatte er ihr eine Besitzung in Lichtenau geschenkt, um sie vom Hofe zu entfernen, sagte man. Sie hieß Frau von Benzheim.

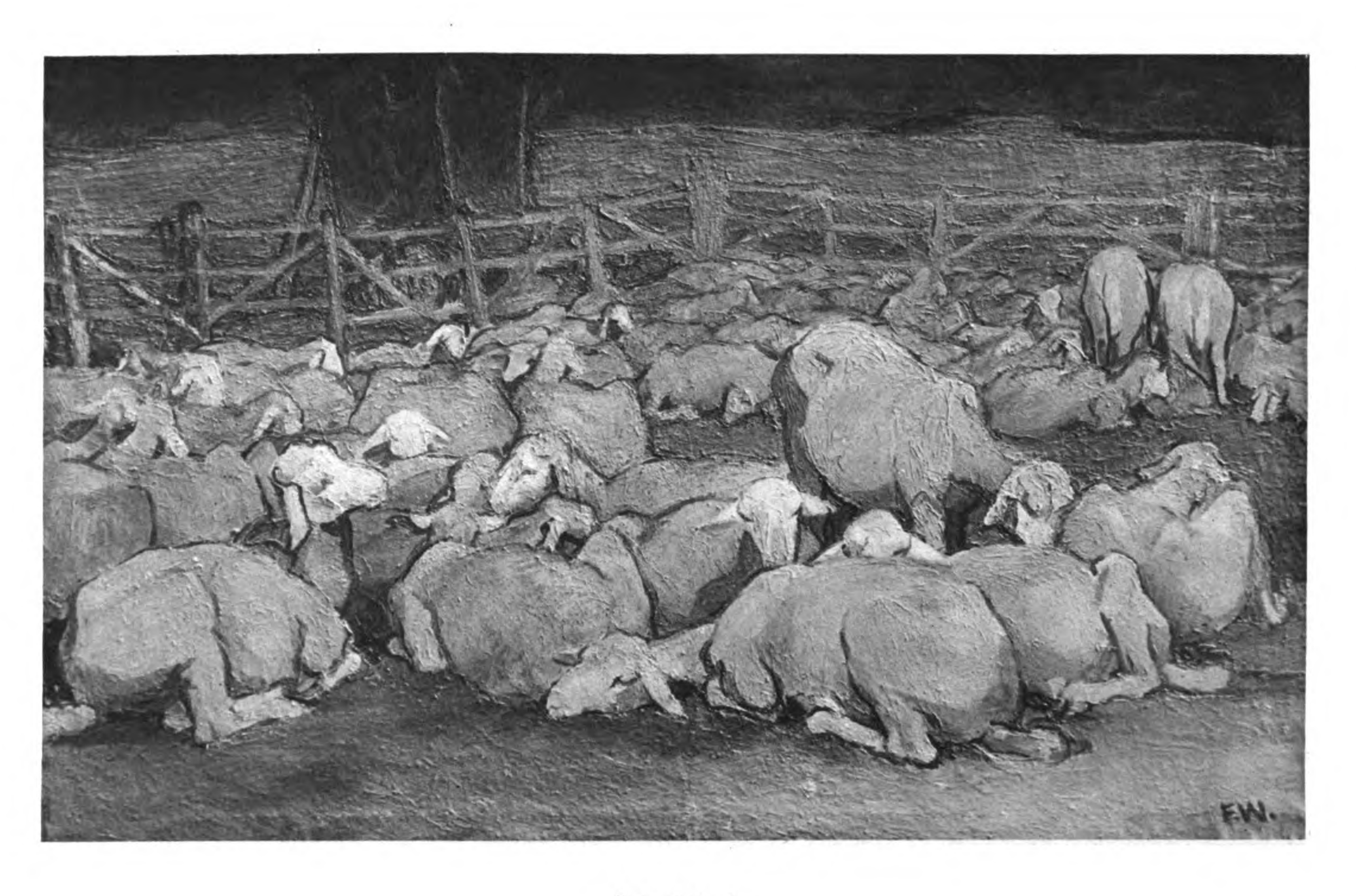
Als Moriz auf diesem Punkte seiner Erinnerungen angelangt war, fühlte er plötzlich das Bedürfnis, Frau von Benzheim zu besuchen. Das würde erstens alle Beziehungen wieder auffrischen und ihm sodann einen Abend vertreiben, der in seiner eigenen Gesellschaft ziemlich unerquicklich zu werden versprach. Das würde ihm ferner Gelegenheit geben, näheres zu erfahren über die Freuden und Ehren einer Fürstenmaitresse, die seine Frau jetzt erwarteten. Er schwelgte ordentlich in dem Hohn und der Bitterkeit dieses Gedankens, fand ihn neu und ungewöhnlich und sich selbst märtyrerhaft; und das gab ihm eine gewisse Befriedigung.

Nachdem er also ein paar zierliche Worte geschrieben und sie seinem Diener übergeben hatte mit der Weisung, die Dame ausfindig zu machen, setzte er sich in etwas besserer Stimmung an seine Abendmahlzeit.

Zu später Stunde kehrte er, in seinem heute ohnedies unverhältnismäßig in Anspruch genommenen Gemüt stark erschüttert, in den Gasthof zurück; rief seinen Diener und schärfte ihm seinen Auftrag ein. Der hatte Bedenken.

„Wenn es mir nicht gelingt, den Augenblick zu treffen?"

„Es muß gelingen, sonst ist alles verloren!"



Schafpferch
Gemälde von Fritz Winkler

„Und wenn Seine kurfürstliche Durchlaucht merkt —“

„Er darf es nicht, que diable!“ schrie Moriz. „Sieh zu, wie du es machst, und mach' es gut. Deinen Lohn kennst du. Und“ — mit einer großen Handbewegung — „bedenke, daß das Wohl deines Herrn von deinem Handeln abhängt.“

Noch in derselben Nacht ritt der Diener den Weg zurück, den sie soeben gekommen waren. Moriz von Tscherna aber legte sich schlafen in der Hoffnung, daß seine Rechnung, die allerdings zwei Unbekannte enthielt, — den Geschmack seiner Frau und die Großzügigkeit seines Fürsten, — daß diese Rechnung dennoch stimmen werde, und er selber vielleicht doch nicht der größte Dummkopf im Kurfürstentume sei.

⁂ ⁂ ⁂

Im Park von Schwezingen sangen die Nachtigallen. Sie schluchzten und warben in den Büschen und Hecken, durch die in breiten Strömen das Mondlicht floß. Schwül und schwer duftete der Jasmin. Eine unendliche Sehnsucht lag in der Luft, weich und aufreizend zugleich. Eine Nacht zum Träumen, eine Nacht zum Lieben — — —

In den vielverschlungenen Wegen des Parkes lustwandelte die Hofgesellschaft und genoß den wunderbaren Zauber der Maiennacht und den Reiz, der darin lag, den Werdegang des neusten Liebesabenteuers Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht zu beobachten. Der Kurfürst hatte sogleich nach der Abendtafel, die auf die Theatervorstellung gefolgt war, sich auf die Schloßterrasse begeben und bei der zwanglosen Unterhaltung, die sich hier entwickelte, es so einzurichten gewußt, daß Frau von Tscherna in seine unmittelbare Nähe kam. Und ehe die junge Frau es gewahr wurde, hatte er sie die Stufen hinunter und in den Park geführt.

Eine wundervolle Stille umfing das langsam dahinwandelnde Paar. Die Gesellschaft hielt sich in ehrfurchtsvoller Entfernung; sie waren ganz allein. Der Kurfürst hatte den Arm seiner Begleiterin durch den seinen gezogen und sprach mit leiser, werbender Stimme auf sie ein. Es wurde ihm nicht schwer, die Worte zu finden, denn die weiche Frühlingsstimmung um ihn und die blühende Frau an seiner Seite machten ihn bis zur Kopflosigkeit verliebt. Es schien ihm, als habe nie im Leben ein weibliches Wesen ihm ein Gefühl von auch nur annähernder Stärke eingeflößt; und gerade hier stieß er auf Widerstand? Gerade diese Frau sollte sich ihm entziehen? — Er war ein zu feiner Frauenkenner, um nicht zu merken, daß hier mit Sturm nichts auszurichten sei und nichts mit dem stolzen, siegesbewußten Fordern. Aber diese Erkenntnis machte ihn merkwürdigerweise nicht trotzig; er kannte sich selbst nicht mehr. Halb unbewußt, aber wie selbstverständlich, stimmte er sein Werben auf einen anderen Ton; der Sieggewohnte wurde demütig und schämte sich dessen nicht; im Gegenteil, es lag für ihn ein eigner Reiz in dieser Demut, die ihm neu war. Er bat und flehte, — er bettelte um ihre Liebe.

Und die spröde, stolze Frau wurde weich. Zum ersten Male kam es ihr zum Bewußtsein, welche Wonne es sei, so geliebt und so begehrt zu werden, und ihr Herz sehnte sich danach, wiederzulieben. Wohl hatte sie sich ihre eigene Liebe süßer, heißer und jubelnder gedacht; und ganz tief in ihrem Empfinden stieg der Name Moriz auf. O wenn er es wäre, der an ihrer Seite ging und so zu ihr sprach; mit welcher Seligkeit würde sie ihn erhört haben! Aber er war fern, — er liebte sie ja auch nicht, — hatte sich nur des Vorteils wegen mit ihr verheiratet; welche Schmach, daß sie überhaupt noch an ihn dachte! — Aber die Liebe mußte schön sein! Und hier war einer, der sie ihr mit vollen Händen bot, — der Kurfürst. Seine Stimme klang schmeichelnd und betörend. Und die Nachtigallen lockten, — lockten. —

Der Fürst schwieg; er fühlte, daß die duftende Nacht und die wundersame Schönheit der Natur stärker wirkten, als es seine Worte vermocht hätten, — er wartete. — —

Träumerisch sank der lockige Frauenkopf an seine Schulter, und er umfaßte ihn ganz behutsam und küßte den süßen Mund.

Langsam, wie sie gekommen, schritten sie wieder dem Schlosse zu. — — —

⁂ ⁂ ⁂

In dem eigenartigen Zwielicht, das der Mondschein und der Schimmer einer Fackel in die Allee warf, näherte sich ein Page. Seine junge Gestalt in der knappen Uniform stand hell und schlank gegen das Dunkel ringsum. Als er ein paar Schritte von dem Kurfürsten entfernt war, senkte er die Fackel und trat, sich verneigend, zur Seite.

„Eure kurfürstliche Durchlaucht mögen in Gnaden verzeihen“ —

Das Paar hielt inne, und Charlotte blickte peinlich berührt den Kurfürsten an.

„Was willst du?“ herrschte dieser.

„Kurfürstliche Gnaden, es ist ein Bote da mit einem Brief, welchen er vorgibt, nur in die Hände Eurer Durchlaucht übergeben zu dürfen.“

Der Kurfürst stieß einen halben Fluch aus. Geschäfte in diesem Augenblick! „Der Teufel hole dich und deinen Boten!“ fuhr er den Pagen an. „Du siehst, ich bin beschäftigt!“

Er zog seine Begleiterin schon weiter.

„Um Vergebung,“ wagte der Page noch einmal, „er kommt von Seiner Majestät, dem Kaiser.“

„Tausend Teufel!“ Der Kurfürst fuhr herum. „Laß ihn vor — sogleich!“

„Ich bitte um Pardon, Madame,“ wandte er sich lächelnd an Frau von Tscherna, „wenn ich es wage, in Ihrer Gegenwart Geschäfte zu erledigen; aber Sie verstehen — die unruhigen Zeiten —“

In diesem Augenblick erschien der Bote. Er beugte ein Knie und reichte seinen Brief dar.

Auf einen Wink des Kurfürsten hielt der Page die Fackel hoch. Der Kurfürst erbrach das Siegel und hielt das Schreiben in den vollen Lichtschein. Er neigte es leicht gegen Charlotte, so daß auch sie die Buchstaben deutlich sehen konnte.

In dem großen Brief stand nur ein kurzer Inhalt. Er war von einer Damenhand geschrieben und lautete: „Geliebter, ich erwarte Dich noch heute an dem bewußten Ort. Ich habe Dein Fürstenwort, daß Du kommst“ —

Als sei der Blitz neben ihm eingeschlagen, so standen sie einander gegenüber. Der Kurfürst sah schuldbewußt und verlegen aus. Teufel, Teufel! Wem in aller Welt hatte er für heute ein Stelldichein versprochen? Bei dem Dutzend Weiber, die einen gleichzeitig liebten, konnte einem schon ein Versehen mit unterlaufen. — Verdammter Zufall! —

Er blickte mit halbem Auge zu seiner Begleiterin hinüber; sie stand da, streng und strafend wie eine Rachegöttin. Eine Minute lang herrschte eisiges Schweigen. Dem Kurfürsten wurde es ungemütlich. In plötzlich aufspringender Wut knüllte er den Bogen zusammen und warf ihn dem Boten an den Kopf.

„Pack' Er sich davon mit Seinem Wisch! — Madame, ich bitte um Ihren Arm“ —

„Und Ihr Fürstenwort, Durchlaucht?“ sagte Charlotte von Tscherna mit starker Betonung. Sie war vollkommen ernüchtert. Nichts tötet beginnende Liebe so sicher und restlos wie verletzte Eitelkeit. Sie kam sich mit einem Male sehr töricht und lächerlich vor, daß sie im Begriff gewesen, ihre Zuneigung an einen Mann — und sei er auch ein Herrscher — zu verschwenden, dem sie nicht ein und alles war. —

Gesegneter Zufall, der sie im letzten Augenblick davon zurückhielt! — Ein Zufall — oder — jemand, der ihr wohlwollte? Ihr Auge forschte in den Zügen des Boten — das war bei Gott! — Moriz' Diener —! Und in einem raschen, instinktartigen Nachfühlen, wie nur liebende Frauen es haben, kam ihr eine Ahnung von dem wahren Zusammenhange. O Moriz, Moriz! — —

Stolz aufgerichtet trat sie vor den Kurfürsten hin. Die beiden jungen Männer benutzten diesen Augenblick, sich unbemerkt zu entfernen.

„Durchlaucht,“ sagte sie kühl und spitz, „ich will nicht die Ursache sein, daß Sie Ihr Fürstenwort brechen, noch daß Sie um einen angenehmen Abend kommen. Ich danke für die mir zugedachte Ehre und wünsche Ihnen viel Vergnügen. Leben Sie wohl, mein Fürst!“

Und mit einer kleinen, hochmütigen Kopfbewegung drehte sie ihm den Rücken. Im nächsten Moment war sie verschwunden.

Der Kurfürst stand allein im monddämmernden Park. — —

⌘ ⌘ ⌘

Karl Theodor war zu ritterlich, um von einer Dame seiner Kreise eine Hingebung zu erzwingen, die ihm nicht freiwillig gezollt wurde. Und er war zu sehr Rheinlandskind, um nicht Sinn zu haben für den tollen Streich eines andern, selbst, wenn er auf seine Kosten ging.

Am nächsten Tage schickte er Frau von Tscherna in seinem eigenen Reisewagen und mit besonderer Bedeckung zu ihrem Gemahl.

Drei Wochen später hatte er sich mit einer neuen Geliebten getröstet. — — — —



Neue Scheffelbriefe

Aus der Scheffelsammlung Anton Breitners in Mattsee mit liebenswürdigster Beihilfe des Verwahrers herausgegeben

von Prof. Dr. Leopold Brandl



Oskar Blumenthal veröffentlichte in der Neuen Freien Presse (Wien) unter dem 17. Oktober 1903 ein Feuilleton über ungehobene Briefschätze, in dem er von seinem Besuche bei dem Scheffelforscher und Schriftsteller Herrn Anton Breitner in Mattsee erzählt und seine Eindrücke von den Scheffeldenkwürdigkeiten, besonders von den ungedruckten Briefen (an Emma Heim) schildert.

Angeregt durch diese Darstellung, schickte Frau Irene von Frieß, geb. Komtesse von Orssich de Slavetich, ein Päckchen Briefe, die Scheffel an sie gerichtet hatte, an Herrn Breitner und stellte sie ihm behufs literarischer Auswertung zur Verfügung: „... für den Literaturforscher ... sind diese Briefe nicht ohne Wert, denn sie zeigen den Dichter in der herzgewinnenden Schlichtheit und Liebenswürdigkeit seines Wesens sowie in der hingebenden Liebe zu seinem Sohne in vollem Lichte." (Brief der Frau v. Frieß an Breitner, 22. 11. 1903.) Herr Breitner nimmt das Anerbieten an und erhält die Briefe mit einem Begleitschreiben unter dem 8. 2. 05, wo es heißt: „.... ich ... habe nur ein paar zurückbehalten, welche ausschließlich von mir und meinen intimen Familienangelegenheiten handeln, also weder für die Literatur noch für einen weiteren Leserkreis von Interesse sein könnten ..."

Im wohlbekannten Mattseer Scheffelmuseum blieben die Briefe, nebst vielem anderen Scheffelgut aufs sorglichste behütet, liegen, bis endlich der Entschluß reifte, sie herauszugeben.

Die Geschichte der kleinen Sammlung hat sich so zugetragen: Auf dem Landgute Rottwein bei Marburg in Steiermark, wo sie aufgewachsen war, kamen der jungen Komtesse 1873 die Werke Scheffels in die Hand; von der Lektüre des „Trompeters" begeistert, drückt sie dem Dichter brieflich ihre Bewunderung aus und erbittet sich zugleich die Übersetzung der lateinischen Inschrift auf dem Grabe der Kaiserin Irene (Frau Aventiure, 1. Aufl. [1863], S. 14). Scheffel gibt ihr freundlichen Bescheid. Im Herbst desselben Jahres übersiedelt sie in ihre eigentliche Heimat, nach dem Rittergute St. Helena bei Agram (Zagreb) in Kroatien. Ihre verstorbenen Eltern sind Kroaten gewesen, und ihr einziger Onkel, der Bruder ihrer Mutter, erbietet sich, sie in seinen Haushalt aufzunehmen. Sie verbringt sechs Jahre auf Schloß St. Helena und teilt, was sie dort an Freud und Leid erfahren, in großen Zügen, tiefen Seelenschmerz auch eingehender, dem fernen verständnisvollen Freunde mit. 1879 verheiratet sie sich mit dem nachmaligen kaiserlich-chinesischen Zolldirektor Ludwig Ritter v. Frieß und folgt ihrem Manne nach dem fernen Osten, wodurch der Briefwechsel ins Stocken gerät, zumal zwei Briefe Scheffels verloren gehen, und — wohl unter dem Einfluß der fortschreitenden Krankheit des Dichters — schließlich aufhört. Sie verbringt acht Jahre in China, ihre drei Kinder kommen dort zur Welt, auch holt sie sich dort ein schweres Leiden, eine Lähmung, die sie an ein dauerndes Krankenlager in der Heimat fesselt. Ihr Mann stirbt 1904; sie selbst ist 1919 ihren Leiden erlegen.



Frau Irene von Frieß

Fordert das volle Verständnis für die nachfolgenden Briefe die Vorausstellung obiger Daten aus dem Leben der Adressatin, so ist zur weiteren Ergänzung nötig, sich die einschlägigen Ereignisse und Schicksale aus dem Leben des Dichters in Erinnerung zu bringen.

Die achtzehn vorliegenden Briefe gehören dem Zeitraum vom 4. 3. 1874 bis 17. 4. 1880 an. Der elegisch-resignierte Grundton, der sie durchklingt, ist der Nachhall herber Erlebnisse und Erfahrungen, die der Dichter besonders

in der 2. Hälfte der 60er Jahre durchmachte. Die dauernde Krankheit des Bruders, der Tod der geliebten Mutter, 1869 auch der des Vaters, die Trennung Scheffels von seiner Frau bald nach der Geburt seines Sohnes (1867), Neigung zu Krankheiten, nervöse Überreizung und nicht zum mindesten das allmähliche Zurücktreten der dichterischen Produktion — unter diesen Umständen nur allzu begreiflich! — stimmten Scheffel tief herab. Doch faßt seine unversiegliche Lebenskraft von neuem Wurzel. Neue Verhältnisse bestimmen ihn: 1871 erwirbt er ein Gartenland bei Radolfzell, das er 1876 durch Zukauf der Mettnau erweitert; dort richtet er sich recht nach seinem Sinne ein, verbringt den größeren Teil des Jahrs auf „Seehalde" und teilt seine Zeit in die Erziehung seines von ihm mit der rührendsten väterlichen Sorge umgebenen Sohnes Victor, seine wirtschaftlichen Angelegenheiten und die Vormundschaftsgeschäfte für seinen kranken Bruder, die ihm nach dem Tode des Vaters zugefallen waren. Und wenn auch „die Musen bei einem Mann, der um Markt- und Holzpreise Sorge zu tragen hat, nicht mehr viel einkehren", so hofft Scheffel doch, sich „in Ruhe und Weltabgeschiedenheit . . . zu leichtem Spiel dichterischer Gedanken zu erholen" (an den Großherzog von Weimar 6. 1. 72). Zu einem Besucher sagt er um dieselbe Zeit: „Ich bin ein Landmann geworden und habe keinen andern Ehrgeiz als den: ein freier Mann auf freiem Grund zu sein".

Vielleicht den besten Einblick in seine damaligen Verhältnisse gewährt ein Gratulationsbrief Scheffels an seinen Freund E. Rothpletz vom 18. 5. 73; nachdem er seinen Glückwunsch anläßlich der Vermählung des Freundes abgestattet hat, fährt er fort: „. . . Mir hat das Schicksal Sorge gebracht, als ich das Glück erreicht zu haben wähnte. Jetzt habe ich in freudlosem Hausstande einen lahmen Bruder zu pflegen und ein Kind zu erziehen. Der kleine Victor gedeiht aber so lustig, daß ich alles gern durchführe. Bei Radolfzell am Bodensee richte ich ein bescheidenes Tusculum ein, wo ich später mehr zu finden sein werde als hier in Karlsruhe. Die vielgewanderte und vielgeprüfte Seele beginnt sich nach Ruhe zu sehnen und schwere Krankheit hat mich in diesem Winter erinnnert, daß die goldene Jugendzeit vorüber ist. Indes sind alle verlorenen Haare wiedergewachsen, was ich als gutes Omen begrüße."

Der 50. Geburtstag am 6. 2. 1876, der in den folgenden Briefen eine Rolle spielt, zeigte Scheffel klar, daß er den Besten seiner Zeit, ja seinem ganzen Volke genuggetan. Zahllose Ehrenbezeigungen regneten nur so auf ihn herab, aber die große Welt war ihm zu fremd geworden, als daß er volle Befriedigung in ihrer bunten Teilnahme hätte finden können: „. . . Ich bin abgehetzt und todmüd von all den Glückwünschen, Festen und Ehren; wäre die Fülle dieser Tage homöopathisch über das ganze Leben verteilt gewesen, so hätte sie anregend gewirkt." Sein heranwachsender Sohn Victor ist ihm nach wie vor die Hauptsorge; um ihn, der bestimmt war, die militärische Laufbahn einzuschlagen, macht ihm auch die Adelsverleihung (1876) Freude.

Das Jahr 1879, das dem Dichter durch den Tod des kranken Bruders die traurige Befreiung von einer großen Lebenssorge brachte, war auch zugleich die Zeit neuer schwerer Bedrückung, da sich nun die ersten Anzeichen des Leidens einstellten, das, 1882 verstärkt auftretend, schließlich den Tod des Dichters herbeiführen sollte; es war eine Herzkrankheit, hervorgerufen durch frühzeitige Arterienverkalkung, die wieder ihren Grund in den zahlreichen früheren Krankheiten und der keineswegs immer zuträglichen Lebensführung Scheffels hatte.

Überblicken wir diese Verhältnisse, dann leuchtet es ohne weiteres ein, wie Scheffel auf eine Anfrage hin, die freilich, wie er sogleich erkannte, aus verständnisvollem, warmherzigem Frauenherzen stammte, sein Innerstes auftut und eine Reihe von Bekenntnissen ablegt, die eine weitere Abrundung und Ausgestaltung seines Charakterbildes ermöglichen. Selbst zu leicht hingeworfenen Versen geraten die immer wärmeren Töne Scheffels und gerade das unumwunden Persönliche, das dem Dichter warmempfundene Stimmungsbilder, Seelenaufschlüsse, Erinnerungen, Hoffnungen und Befürchtungen entlockt, diese freie Zwanglosigkeit seelischer Hingabe macht den inneren Wert der Briefe aus.

⌘ ⌘ ⌘

Verehrte Gräfin Irene!

Der Trompeter hat mir Alles vermeldet, was Ihr Brief ihm aufträgt u. dieser Brief aus Dornröschens Schloß ist so traulich und herzlich, daß alle Wünsche sofort erfüllt werden sollen. Ein kleines und gutes Lichtbild war nicht zur Stelle, ich sende das einzige, was ich gerade habe, mich u. meinen guten einzigen Sohn Victor, mit dem ich einsam gemüthlich hier u. Sommers am Bodensee lebe. Der Trompeter ist noch ein jungfrischer Geselle u. wirds, so Gott will, immer bleiben, aber sein Verfasser, der ihn vor 20 Jahren auf Capris Felsklippen fröhlich ersann, ist schier ein alter Knabe geworden u. hat des Lebens Ernst u. Herbigkeit mannigfach gekostet. Doch wird mit jedem neuen Frühling der Muth wieder neu u. er hofft noch manches gute neue Lied auszudenken, bevor das Haupt ganz grau wird.

Der guten Kaiserin Irene hab ich die Grabschrift verfaßt, als ich an ihrem verlassenen Grab in der Klosterkirche zu Lorch stand, unweit des Berges Hohenstaufen, auf dem sie starb. Sie hat schweres erlebt; als die Hohenstaufen Sicilien eroberten, ward

sie, des griechischen Kaisers Angelos Tochter und Braut eines sicilischen Prinzen, der Deutschen Gefangene, gewann Philipp v. Schwaben, des Siegers Herz, wurde Kaiserin der Deutschen, von Walter von der Vogelweide als „Rose ohne Dorn, Taube sonder Gallen" besungen, mußte aber 1208, Zeugin sein zu Bamberg von ihres Gatten Ermordung durch Otto von Wittelsbach, floh auf die heimathliche Staufenburg u. starb gebrochenen Herzens, fern den Ihren u. der Pracht von Byzanz, auf der schwäbischen Berghöhe. Die Lorcher Grabkirche, wo viele Hohenstaufen ruhn, war so verödet und verlassen u. kein Buchstabe gemahnte der griechischen Irene; darum dacht ich mit einer Art Wehmuth, das nachzuholen, was Andere versäumt haben. Die Grabschrift würde auf deutsch lauten:

Kaiserin Irene.

An Deiner Wiege grüßten Dich des Morgenlandes Lorbeeren, Palmen und Cypressen, um Dein Sterbelager rauschten des Abendlandes mächtige Eichen und Tannen: edler Sproß aus griechischen Landen, Dich haben rauhe Geschicke zum Ziele geführt, das unser Aller harrt, zur Ruhe der Grabgruft.

Möge Ihnen, verehrte Gräfin, ein fröhlicher Loos beschieden sein, als der Namenspatronin — so ein anmuthig Dornröschengeschick, von poetischem Zauber verklärt. Ich bitte, daß Sie mich mit Ihrer Photografie erfreuen, denn indem ich diese Zeilen schreibe, meine ich, mit einer jungen Freundin zu plaudern, die ich seit Jahren kenne und verehre. Wollen Sie mir auch mittheilen, ob Sie den Trompeter in der illustrirten Ausgabe von A vWerner kennen und besitzen, u. wenn dies nicht der Fall ist, so erlauben Sie mir, Ihnen dieselbe als Gruß in die waldgrüne Steiermark zu senden.

Ich habe nur einmal den Boden Ihrer schönen Heimath betreten, am Grundlsee, Töplitzsee, Kammersee, deren wilde Berglandschaft mir in lebhafter Erinnerung steht; es war mir eine rechte Freude, nun von Ihnen, Gräfin Irene, zu vernehmen, daß meine Lieder den Weg dorthin fanden. Mit vielen freundlichen Grüßen

Ihr sehr ergebener
Jos VictorScheffel.

Carlsruhe, 4. März 1874

Verehrte Gräfin Irene!

Um meinen Namenstag in einsamer Stille zu verleben, bin ich an den Bodensee gegangen. Der Vorfrühling kämpft noch mit dem Winter, aber wie ein Veilchenstrauß hat mich an diesem Tage Ihr lieber Brief erreicht u. das Bildniß, das mich mit seinen jungen, klugen fröhlichen Zügen und der Wirrniß des üppigen Lockenhaares anschaut wie ein rechtes Waldfräulein der waldigen Steiermark. Haben Sie herzlichen Dank u. zählen Sie mich zu den Freunden in der Ferne, mit denen ein Stündchen zu plaudern dann und wann das Herz erfreut... Freudiges wie Trauriges mögen Sie mir mittheilen, denn ich wandre schon lange durch das Leben, weiß wie es ist, wenn die guten Eltern nach vollendeter Lebensbahn uns verlassen u. wie so Manches an ein Menschenherz rührt u. Jubel und Kummer bringt, nach unserer Schicksale Verhängniß. Bewahren Sie sich die innere Herzensfröhlichkeit, die noch zu springen u. singen u. jubeln vermag wie ein lustiges Kind, denn wer nicht ist und nicht bleibt wie ein Kind, dem ist das Himmelreich nicht sicher.

Ich schreibe heute von einem wunderschönen Fleck von Gottes schöner Erde: vor meinen Fenstern der Untersee u. der Ausstrom des Rheines, genüber der schweizerische Thurgau, in der Ferne Insel Reichenau, Constanz u. die Vorarlberg-räthischen Alpen — über all diesem die Stille des Feiertags u. das erste Wehen des Frühlings, die ersten Schmetterlinge und Lerchen, nachdem noch vor wenig Tagen Schnee und Eis Alles verhüllte... Wenn Ihre Lebenswege, verehrte Gräfin, einmal in die Schweiz führen, u. ich noch am Leben bin, so zeige ich Ihnen und den Ihrigen gern diese schöne Landschaft. Sie haben keinen Grund zu fürchten, daß ich so „schrecklich ernst" sein werde; ich bin gern fröhlich mit den Fröhlichen. Da mir Ihr lieber Brief und — wie Sie es nennen — Ihr Geplauder heute eine freudige Stunde bereitet hat, so möchte auch ich Ihnen ein solches Stündlein bringen u. habe nach Stuttgart geschrieben, daß Sie von der Verlagshandlung den so schön illustrirten Trompeter erhalten. Es kann längere Zeit dauern, aber Sie dürfen Sich darauf verlassen, daß er ankömmt u. dann soll er Sie, die Sie noch mannigfach in Trauer sind, recht erheitern und begrüssen

von Ihrem sehr ergebenen
J. Victor Scheffel.

Seehalde bei Radolfzell
Baden, 19. März 1874

Seehalde bei Radolfzell, 3. Apr. 74.

Hochgeehrte Gräfin Irene!

Wie freundlich u. bedeutsam klingen Ihre Grüsse in des einsamen Poeten Ostertage am See. Gestern Abend schaute ich lang in das Ringen des schön aufsteigenden Mondes mit dem Nachtgewölk, da kam Ihr lieber Brief vom 28.ten u. es war mir ein eigen Gefühl so ganz allein in dem Hause, von allen Befreundeten abgeschieden, ein Schreiben vor mir zu haben, aus dem eine liebe ferne Stimme klingt: „Gute Nacht — ein fernes gute Nacht!" Die Photographie der Schreiberin aber nickte mir freundlich zu als ich in Gedanken den Gruß erwiederte u. verblieb auf dem Schreibtisch. Wie ich heute früh eintrete, liegt ein zweiter Brief

von derselben lieben Hand uneröffnet davor. Ich traute meinen Augen nicht u. doch war es so u. in dem Briefe lag als schönster Ostergruß das Veilchen u. das plauderte mir heute den ganzen Vormittag so viel Anmuthiges u. Erfreuendes vor, daß Sie selbst Schuld sind daß meine Gedanken mehr in Croatien sind als am Bodensee, der heute so sonnig u. tiefblau vor meinen Fenstern wogt. Das Veilchen hat mir seine Bitte so artig u. nett vorgetragen, daß es barbarisch wäre, sie abzuschlagen. Aber ich möchte Ihnen, verehrteste Gräfin, die Mühe sparen, das grosse Buch auf die grosse Reise zu senden. Darum hab ich die Widmung gleich auf beiliegendes Blatt geschrieben, das sich leicht in das Buch einlegen läßt; nehmen Sie dieselbe freundlich auf u. bleiben Sie gut Ihrem sehr ergebenen

Jos VictorScheffel.

A. Breitners Abschrift der Widmung.

Trompeter, Du Sang von Jugend u. Glück
Zeuch aus mit Grüssen beladen!
Einen Frühlingsbotenritt sollst Du mir thun
In das ferne Land der Croaten.

Bei Agram erspähe das Herrenschloß,
Genannt nach der heil'gen Helene
Und im Thurmstüblein die junge Fee,
Die liebliche Gräfin Irene.

Die fröhlichsten Weisen blase Du dort,
Und plaudre mit ihr manch ein Weilchen,
Denn selten hat etwas so sehr mich erfreut,
Als von ihr mir gesendet — das Veilchen.

Hochverehrte Gräfin Irene,

Meine Einsamkeit hier galt mehr der Landwirthschaft als der Ausarbeitung neuer Werke. Leider hat der Frost des Mai die Reben schwer geschädigt. Ich will den Bodensee nicht verlassen, ohne Ihnen einen herzlichen Gruß zu senden, den Sie haben diese Einsamkeit auf das freundlichste erheitert u. belebt. Ich wähle das Wartburgfestspiel, in welchem Sie die bekannten Gestalten aus Frau Aventiure schnell vorüberstreifend antreffen u. die Composition eines Liedes von Heinrich v. Ofterdingen, vom Componisten selbst geschrieben. Er heißt Dr. H. Schuster u. ist Lehrer der Rechtswissenschaft an der Universität Wien. Mir selbst haben die Götter versagt Musik zu verstehen oder Noten zu lesen, doch habe ich immer grosse Freude, wenn die Lieder Andere zu musicalischer Illustration anregen und ich sorge dafür, daß sie in würdige Hände gelangen. Die nächsten Wochen werde ich in Carlsruhe sein, dann wieder hier. Seien Sie überzeugt, theure Gräfin, daß es mich allzeit lebhaft erfreuen wird, ein Lebenszeichen und einen Gruß von Ihrer Hand zu erhalten.

Möge Ihnen ein schönerer Mai beschieden sein, als uns am See, wo er die Blüthen erstarren macht.

In freundschaftlicher Ergebenheit
J. VictorScheffel

Seehalde bei Radolfzell,
5 Mai 74

Welch freundliche Überraschung, hochverehrteste Gräfin Irene, kündigt mir Ihr lieber Brief von Marburg-Rothwein an. Ich warte das Erscheinen der Mappe nicht ab, da sie vom Bodensee hieher vielleicht lang zu wandern hat, und sende Ihnen sofort meinen herzlichsten Dank. Sie soll mein Arbeitzimmer am Bodensee schmücken u. mich oft u. lieb der freundlichen Spenderin erinnern. Karlsruhe bedeutet für mich Pflichterfüllung, Schulmeisterei, Sorge für einen armen Bruder, der nicht gehen kann u. allerlei Ernst des Lebens; das Haus am See ist mein Platz sonniger Freiheit von Sorge u. lustigen Schwungs der Gedanken. Oft u. gern werden meine Augen auf Ihrer lieben Gabe weilen; Was von Ihrer Hand kömmt, ist mir sympathisch — schon die Adresse des Briefes. Ich habe Ihre Zeilen von St. Helena noch nicht beantwortet, weil ich viel auf kleinen Wanderungen im Elsaß u. Schwarzwald war ... in den sonnigen Bergwäldern der Vogesen, deren Burgen meist in hohe Felskuppen von rothem Sandstein eingehauen sind, hab ich prächtige Pfingsttage erlebt. Nun warte ich auf Victors Schulferien, um wieder auf die Seehalde überzusiedeln. Von dort sollten Sie, theuerste Gräfin, Bericht erhalten, wenn Hiddigeigei angelangt sein wird.

Zur Erinnerung an mein ersprießliches Unterrichten in Lesen, Schreiben u. Rechnen, das ich dem kleinen Victor widme, habe ich eine ergötzliche Photographie aufnehmen lassen; sie soll als Gegengruß diese Zeilen begleiten. Möge Ihnen ein recht fröhlicher, bergfrischer Sommer beschieden sein und bleiben Sie gut

Ihrem ergebensten
J. VictorScheffel.

Karlsruhe, 16. Juni 74

Hiddigeigeis Ankunft in Karlsruhe.

Ein Gruß von Irene kam für mich an;
Selbst gieng ich, ihn heimzutragen.
Noch nie hat auf einem Zollbüreau
Ein Herz so freudvoll geschlagen.

Der Inspector sprach mit gerunzelter Stirn:
„Die Declaration ist verkehrt, ei!
Kein Mensch wird behaupten, daß dieses Stück
Eine ‚Handarbeit ohne Werth' sei.

„Der Werth ist groß, und der Gegenstand
Ist Pappe in Verbindung mit Wolle:
Nach ZollTarif 27 E
Schulden Sie Vier Kreuzer dem Zolle!"

Karlsruhe 18. Juni 74.

Mit herzlichstem Danke
J. VictorScheffel.

Comtesse
Irene Orssich

Schloss Rothwein
bei Marburg a. d. Drau
Steiermark. Oesterreich.

Thun in der Schweiz, 15. Sept. 74.

Des Himmels reichster Segen sei mit Ihnen, verehrte Gräfin Irene; Sie sind einer guten Zukunft werth, denn Sie haben ein für alles Edle u. Schöne empfängliches Herz.

Genießen Sie mit Dank zu Gott Ihr Glück u. seien Sie mit Ihrem Herrn Bräutigam freundlich gegrüßt von

Ihrem fernen Freunde am Bodensee
Jos Victor Scheffel.

Verehrte Gräfin Irene

Der Weihnachtsengel hat das Lichtlein von St. Helena richtig herübergetragen; es war ein schöner strahlender Christbaum, den ich meinem Knaben Victor geschmückt hatte, Gutes und Böses daran, Glaslämpchen u. strahlende Sterne, Goldnüsse u. Lebkuchen, unten stand ein weißbartiger Nikolaus u. ein schwarzer Pelznicel, Chocolade, braune Affen von Kautschuk schwankten in den Ästen u. die kleinen Kerzen gaben hellen Schein, so daß das Kind aufjubelte und sich nicht mehr trennen wollte vom Glanz u. Schimmer.

Grüsse ferner Freunde in sonderbarster Zusammenstellung waren diesmal mein Angebinde, von Thüringen ein Steinkrug mit Silberlorbeer, von München durch des jugendlichen König Ludwig Wohlwollen die goldglänzende Decoration des Maximilianordens für Wissenschaft und Kunst, von Anderen Anderes; zu all den Zeichen freundlichen Wohlwollens hatte ich auch Ihren Brief gelegt, denn er hat mir Freude gemacht u. ich danke herzlichst dafür.

Möge Ihnen das neue Jahr das ächte volle Glück bringen dem das Herz der Braut sich entgegen sehnt; es wird mir allzeit eine Freude sein, Gutes von Ihren Geschicken zu vernehmen u. wenn Sie mich den Tag der Hochzeit wissen lassen, werde ich einen guten Zug aus dem Thüringer Steinkrug thun u. einen guten Spruch auf der Neuvermählten Heil u. Wohlergehen sprechen, daß ein Echo leise grüssend sich bis hinüber ins Östreich schwingen soll.

In freundschaftlicher Ergebenheit
Jos Victor Scheffel.

Karlsruhe, 30. Dezbr. 74

In den seltenen guten Stunden, welche das Leben dem müden Poëten bietet, erzeigt sich fern im Osten eine liebliche junge Fee, grüßt mit holdseligem Lächeln und verschwindet. Ihr Gruß aber bringt der Seele, Was ihr Name in der Sprache Homers bedeutet, und dafür Dank Dir,

Irene, holder Frieden!

Karlsruhe
am neun und vierzigsten
Geburtstag, 16/II. 75

J. Victor Scheffel.

Theuerste Gräfin Irene!

Wenn das Schicksal in so unerwarteter Weise seinen Schlag in ein erhofftes Glück schlägt, ist es schwer Trost zu finden. Nur lindernde Zeit u. Ergebung in die Wege Gottes, die nicht unsere Wege sind, beruhigen die gebeugte Seele.

Was Sie in diesen letzten Monaten innerlich erlebt, kann ich aus der Ferne nicht beurtheilen: vielleicht ist es Ihnen später einmal ein wohlthuendes Gefühl, es einem fernen Freunde mitzutheilen; seien Sie überzeugt, daß Ihnen mit aufrichtiger Theilnahme zugethan ist und sein wird, und heute, statt eines Briefes mit einem Druck der Hand diese Theilnahme aussprechen möchte.

Ihr ergebener
Jos Victor Scheffel.

Karlsruhe in Baden, 14. April 75.

Verehrte Gräfin Irene!

In Leid u. Kummer ist Zerstreuung gut, Klagen erleichtert das Herz, nur leichte Gedanken hindern, daß der Schmerz Rost ansetzt — trösten kann nur die Zeit und neugewonnene Spannkraft des Geistes... Ich kenne den kurzen Traum von Glück u. das Erwachen im Unglück, wie das Schicksal es Ihnen beschieden, zu wenig, um das richtige theilnehmende Wort zu finden — vielleicht zerstreut Sie das Buch einer Carlsruher Dame, deren Vater einst Minister war, Franzisca von Stengel; ich habe in meinen Büchern meist streng historisches u. Sprachwissenschaftliches, wenig Unterhaltendes u. weiß daher im Augenblick nichts Passendes, verzeihen Sie die vielleicht ungeschickte Wahl.

Von Mitte Mai bis October werde ich so Gott das Leben fristet, mit meinem Knaben Victor auf der Seehalde bei Radolfzell sein... Wenn Sie beim alten Freund u. Rathgeber irgend ein Thema zur Sprache bringen, das Ihrem Herzen u. Ihrer Stimmung entspricht, so wissen Sie, daß Ihnen ein von unbewußter Sympathie getragenes Wohlwollen jederzeit entgegenkommt; es thut mir weh, in Ihrem Brief das Wort „unglücklich" von jemanden zu lesen, den ich gern glücklich sähe. Aus alten Sprüchen fällt mir einer ein, den ich noch herschreiben will

Schweig, leid' und lach —
Geduld überwindet jeglich Sach.

Seien Sie herzlich gegrüßt von Ihrem
ergebenen
J Victor Scheffel.

Karlsruhe, 1. Mai 1875

Verehrte Gräfin Irene

Spät komm' ich, zu danken für die lieben Zeilen vom Ende Mai; die frische Luft am Bodensee macht schreibfaul u. während der heissen Sommerzeit war alle Tinte im Hause vertrocknet.

Tröstlich war mir die Stimmung Ihres Briefes. Wenn es „erträglich“ geht, so geht es auch „gut“ u. die allesheilende Zeit muß Ihnen noch recht glückliche Ueberraschungen bringen, um den Kummer dieses Jahres in der Seele erlöschen zu machen. Gern möchte auch ich Ihnen freundliche Stimmung bereiten u. Etwas Schönes, Neues übersenden, aber die Musen sind launig u. lassen sich oft Jahr und Tag bei ihren besten Freunden nicht sehen.

So geht mir schon Jahr um Jahr in den gewöhnlichen Geschäften des Lebens hin u. will sich Nichts Künstlerisches gestalten; es sind keine bösen Genien um mich, aber auch keine guten .. indifferentes materiell mit kleinen und grossen Sorgen durchwebtes Leben. Nur der See vor den Fenstern mit Gottes Sonne oder Gottes Sternenhimmel in seinem weiten Spiegel bleibt täglich neu und schön.

Da ich Nichts Neues habe, müssen Sie für heute mit etwas Altem in neuer Form vorlieb nehmen: ich sende das Waltarilied, illustrirt von einem Weimarer Künstler A. Baur, der freilich die Hauptillustration in seine Initialien gelegt u. die feine Grazie meines Freundes AvWerner nicht hat.

Wenn einmal eine neue Photographie der „fernen Freundin Irene“ zu Stande kommt, so erbitte ich dieselbe als Gegengruß u. verspreche ihr einen schönen Rahmen u. schönen Platz, da die frühere in Carlsruhe weilt. Ich bin diesen Sommer stark in das Geriß der hohen Herrschaften gerathen, die am Bodensee wohnen u. einander besuchen; vor zwanzig Jahren wäre hohe Protection ein guter Stachel des Ehrgeizes gewesen, jetzt stört sie nur im behaglichen Stillleben. Der kleine Victor lernt wacker schwimmen u. verlernt die Kunst des Schreibens u. Rechnens in seinen langen Ferien. Nach der Weinlese gehn wir wieder nach Carlsruhe, u. das schöne Haus an der Seehalde steht leer.

Das Feuilleton von Capri hat mir Freude gemacht.

Mögen Ihnen gute Spätsommer- u. Herbsttage leuchten; ganz, wie der alemannische Dichter Hebel zu sagen pflegte, „in des Himmels bestes Zuckerbrod gewickelt.“

Mit freundlichen Grüssen

Ihr alter Freund

Jos VictorScheffel

Radolfzell, 15. Aug. 75

Verehrte Gräfin Irene

Ehe ich von der Poesie der Alpen scheide u. in die nüchterne Wirklichkeit der Carlsruher Heimath zurückkehre, sollen Sie einen herzlichen Gruß erhalten. Ihre Zeilen auf die Nachricht von meinem schönen Zusammensein mit AvWerner haben mich so sehr erfreut; könnten Ihre Lebenswege auch einmal an den Bodensee führen, wie gern würde ich Ihnen Alles zeigen, was wir beide — die Zeiten jugendlicher Stunden erneuernd — fröhlich durchstreiften.

Hier sitze ich bei einem alten Freund, einem ehemaligen österreichischen Hauptmann, in einem mit Sprüchen bemalten prächtigen Bernerhaus — vor der Veranda breiten sich die Kuppen der Alpen in schnee- und eisbeglänzter Majestät ... Eiger — Mönch u. Jungfrau leicht angehaucht vom Gold der Abendröthe . . bald wird Alles wieder in Wolken verhüllt sein u. getrübt, darum schnell aus diesen reinen frischen Lüften den schönsten Gruß der fernen Freundin!

In alter Ergebenheit

Thun, 1. Oct. 1875 Jos VictorScheffel

Liebe Gräfin Irene!

Erst seit wenig Tagen ist mein guter Sohn Victor auf dem Wege der Besserung, daher komme ich erst heut mit spätem aber herzlichem Dank für die guten Wünsche zum Geburts u. Namenstag. Der 16. Februar war toll; von früh bis Abend ein Hagelwetter von Glückwünschen, Adressen, Deputationen, Ehrengaben. Beiliegendes Blatt zeigt, wie es im Salon aussah; aber auch in Küche u. Keller kam Zuwachs u. die Briefe konnte ich weder zählen noch lesen. Lieber wär' ich aber dreissig Jahre und hätte kein Jubiläum gefeiert.

Glauben Sie nicht, verehrte Gräfin, daß Sie nicht dabei waren, bei meinem Feste. Wenn Sie ein Vergrößerungsglas nehmen u. das Lichtbild genau betrachten, das vom Schreibtisch an der Thüre herabschaut auf den bunten Wirrwarr, so werden Sie erkennen, daß Sie mitten drin waren in der Weihnachtsbescheerung des Jubilars, dem man von Liefland bis Neapel, von Metz bis Czernowitz an diesem einen Tage sagte, daß er ein Dichter sei, was er eigentlich schon lang vorher gewußt hat.

Allmälig, aber langsam erhole ich mich von diesen Strapazen — denn gleichzeitig jubiliren u. das einzige Kind todkrank — ist eine Aufgabe auch für starke Nerven.

Der Bodensee wird hoffentlich mir u. dem Knaben erwünschte Erholung bringen.

Möge Ihnen ein herrlicher Frühling beschieden sein und frohe Lebenstage!

Mit vielen freundlichen Grüssen Ihr

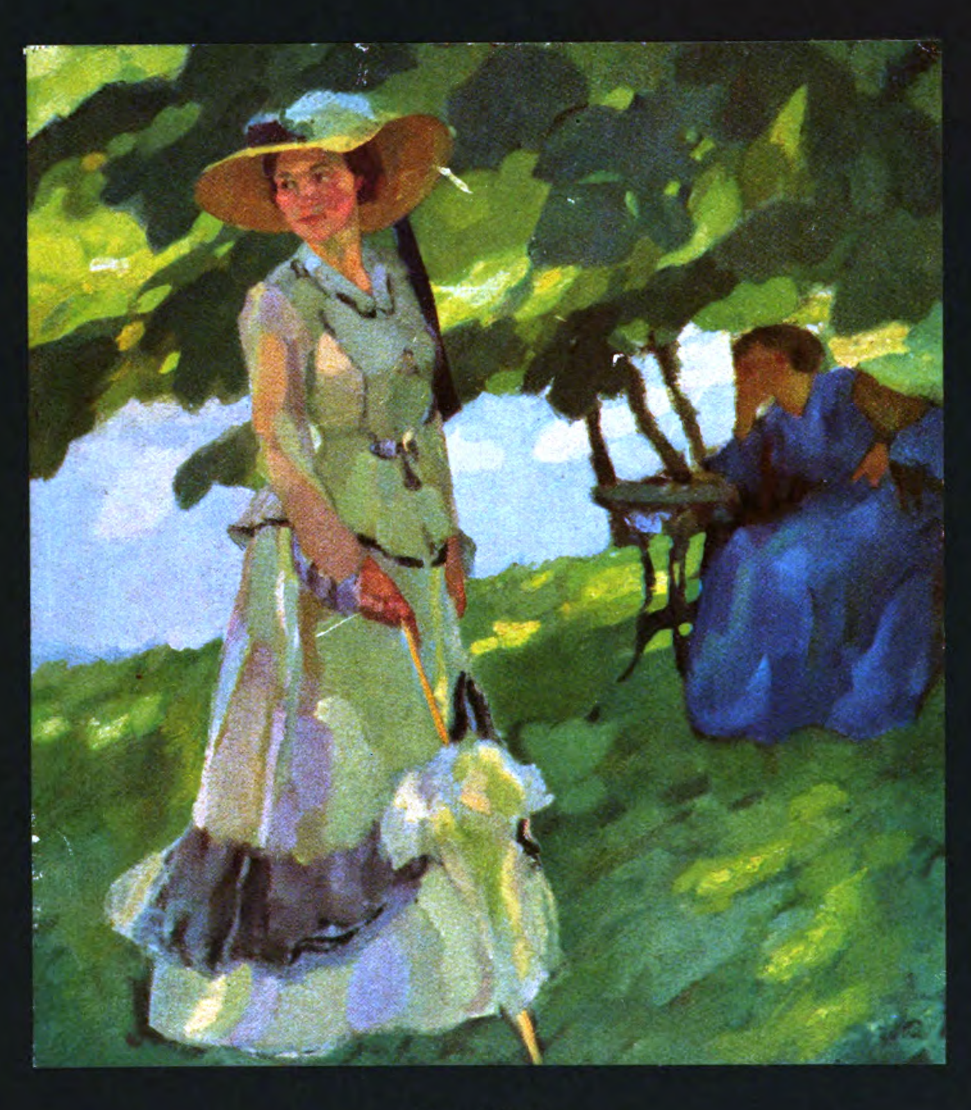
Jos Victor vScheffel.

Karlsruhe, 29. März 76

Liebe Gräfin Irene!

Ich habe zwar wenig Hoffnung, daß mein Brief an richtige Adresse gelangt, muß Ihnen aber doch heute noch, im stillen Gedenken an den lauten Tag des vorigen Jahres, meinen herzlichen Dank schreiben, denn sehr erfreut hat mich der freundliche Glückwunsch aus Zagreb, das schon beinah türkisch klingt.

Gott gebe Ihnen gute Zeiten; wenn ich zu zaubern verstünde, müßten Sie ein be-



Am Wasser
Gemälde von Prof. Leo Putz
(Aus Brakls Kunsthaus, München)



sonder Glück erleben, da Sie in jungen Jahren das Unglück kennen gelernt.

Da mein Knab Victor wieder frisch ist u. ins Gymnasium gehn kann, geht es bei uns gut; im Sommer sind wir wieder am Bodensee, wo ich in bäuerlicher Vergnügtheit sehr gern weile. Es geht heute zwar lebhaft, aber doch sehr still im Vergleich zu 1876 ab u. zu.. Ihr Lichtbild schaut wieder wie damals, in das Getrieb.

Nehmen Sie Gruß und Dank

vom „alten" Freunde

Jos Victor vScheffel.

Carlsruhe, 16. Febr. 77.

Liebe verehrte Gräfin Irene!

Mit dem ersten Frühlingshauch hat sich Ihr Gruß zum Geburtstag eingestellt, der freut mich wie alles Schöne, was Gott zur Abwechslung von Sorge u. Arbeit den Menschen spendet. Ihr Bild schaut noch vom alten Platz in mein Bescheerungzimmer, wo unterdessen die Gaben von 1876 in einen prachtvollen Renaissance-Schrank zu einer kleinen Raritätenkammer vereinigt wurden. Haben Sie herzlichsten Dank u. erfreuen Sie den fernen Freund auch einmal wieder mit einem längeren „Schreibebrief", der Kunde gibt, wie Sie nach herben Lebenserfahrungen sich wieder zu heiteren Stimmungen u. neuen Hoffnungen sammeln.

Das Beste u. Freundlichste wünsche ich Ihnen allzeit — leider gehört Kummer u. Leid zum Leben der Menschen wie der Völker, wie wir jetzt an der armen Türkei reichlich erkennen müssen. Mein Sinn steht nach Frieden und Stillleben; am Bodensee habe ich die letzte Landzunge der Halbinsel, auf welcher Radolfszell liegt, erworben (Sie können auf jeder Bodenseekarte den Punct sehen) u. baue an einem von Möven umflogenen Rohr- u. Schilfgeländ einen Thurm, der mir als sommerliches „Mettnau Haus" eine fröhliche Herberge sein wird.

Der Knabe Victor gedeiht fröhlich heran; im Dezember v. J. habe ich eine neue Dichtung „Waldeinsamkeit" in einigen Städten vorgetragen u. bin — gottlob keiner Eitelkeit fähig — mit Beifall überschüttet worden.

Eben läuten die Glocken den Pabst Pius IX. zu Grab u. morgen Abend schwärmt die Elite von Karlsruhe auf einem grossen Maskenfest der Künstler im Albrecht Dürer-Costüm zu Ehren des 70jährigen Geburtstages des Maler Lessing, der hier Director ist.

In herzlicher Ergebenheit Ihrer gedenkend

J VictorvScheffel.

Carlsruhe, 14. Februar 1878.

Verehrte Gräfin Irene!

Haben Sie herzlichen Dank für das ehrende Vertrauen, das Ihr letzter Brief mir ausspricht; ich erwiedere gleich aufrichtig.

Am badischen Hofe würde eine Anfrage in Ihrem Sinne keine entgegenkommende Antwort finden, die Vertrauensstellung einer Vorleserin Ihres Ranges würde zugleich die Stellung als Hofdame erforderlich machen u. da die Frau Großherzogin des deutschen Kaisers Tochter ist, würde sie Anderen als badischen oder preußischen Bewerberinnen ihre Zustimmung kaum ertheilen; sie ist in dieser Beziehung bis jetzt so rücksichtnehmend, daß Sie immer badische Damen in der offiziellen Stellung um sich hat.

Bei der Prinzessin Wilhelm von Baden, einer Herzogin Leuchtenberg nahe verwandt dem Kaiser vRußland, will ich später einmal anfragen. Zur Zeit ist sie in Trauer um einen bei Plewna gefallenen Bruder, ist zugleich leidend u. hat keine Dame in ihrer Umgebung.

Bei Empfang Ihres Briefes dachte ich sofort an die Königin Olga von Württemberg, die sehr viel Interesse für Kunst u. Literatur hegt u. Ihnen eine sympathische Protectorin sein würde.

Meine Anfrage bei einer einflußreichen Stuttgarter Dame, der Gräfin Amalie Reichenbach Lessonitz lautet aber in der Beantwortung — die ich, Rücksendung ausbittend, beilege, nicht günstig da Ihrer Majestät Staatsdame Baronin Massenbach, was ich nicht wußte, zugleich Vorleserin und Vertraute in diesem Gebiete ist.

Für jetzt ist also, da ich anderwärts sehr wenig orientirt bin, meine Aussicht nicht groß. Beinah möchte ich wünschen, daß günstige Schicksalssterne Ihre Lebenswege zu einem traulichen Heim lenkten, wo der Höfe glatter Parketboden nicht erglänzte... aber wo ist ein solches, und wo ist das Glück?.

Mit vielen freundlichen Empfehlungen und Grüßen Ihr ergebener

J VictorvScheffel.

Karlsruhe, 27. Februar 1878.

Karlsruhe, 17. April 80.

Hochverehrte Frau von Frieß!

Hocherfreut beim Anblick Ihrer mir theueren Schriftzüge u. bei der guten Kunde, die sie aus dem Lande der Chinesen bringen, bitte ich vor Allem herzliche Glückwünsche zum Stammhalter entgegenzunehmen; möge er heranblühen u. gedeihen zur Freude der Eltern u. ein gut österreichisch Herz bewahren unter all den Zopfträgern, bei denen er aufwächst. — Mein Leben ist einfach zwischen hier u. dem Bodensee; mein Victor wird ein flotter Jüngling, ich denke es wird Sie freuen, sein Bild u. ein paar Blättchen deutsche Waldeinsamkeit diesen Zeilen als herzlichen Gruß an Sie u. Herrn vFries beigelegt zu finden.

In alter Ergebenheit

VictorvScheffel.

⌘ ⌘ ⌘

Dieser letzte Brief der Sammlung war nach Peking adressiert.



Heimat Von Johannes Schlaf

Mit zwei Zeichnungen von H. von der Dunck

Hier ist — ich sage vielleicht nicht Deutschland, oder Deutsches Reich, oder deutscher Staat, oder deutsche Nation (obgleich ich damit dies alles dennoch ausspreche!): sodoch Niedersachsen — das mich vielleicht zu innerer vaterländischer Sammlung mit seinen althistorischen Erinnerungen (Hermann, der Befreier!) anzog.

Harrt Deutschland seiner Erlösung? Sieh, wie sich sein Schwert, sein Schwert schärft! Sieh, mit welchem Vorteil ich dies niedersächsische Land durchstreife; ja sieh, wie sich im Stillen, im Unscheinbarsten, Friedlichsten das Schwert schärft ...

Hier das alte Städtchen Melle, das mich zu einer ersten Rast empfing. Am Herd eines Freundes, eines geborenen Niedersachsen, eines deutschen Dichters, des Osnabrücker Kindes Ludwig Bäte, den man inzwischen ja wohl schon so ein wenig den „Mörike Niedersachsens" zu nennen anfing; Verfasser stiller, warm vaterländischer, kleinstädtisch ländlich schlichter Anthologien, deren idyllischer Hauch dem bedrängten Deutschen dieser verruchten Zeitläufte wohltut, still niederdeutscher, heimatwarmer Gedichtbücher; bei ihm und seiner jungen blonden Frau.

Gegenüber das ehemalige Wohnhaus von Frau von Voigts, Goethes Freundin, Justus Mösers Tochter, mit dem schönen, alten, stillen, parkähnlichen Garten, mit seinem rassigen Gepräge aus jener Zeit, da die Deutschen noch fromm und deutsch waren und noch „Stil" hatten. Ich danke dem Freund die schöne, stille Stunde, die ich mit ihm hier verbracht.

Es traf sich gut, daß auch Gertrud Storm, Theodor Storms jüngste Tochter, aus ihrem in Blumen und Gerank versunkenen kleinen Haus in Varel zu Gast da weilte. Dem Vater so ähnlich, ihr charaktervolles, innerlich festes Friesengesicht mit seinem Gepräge alter Patrizierrasse.

Auf gemeinsamen Spaziergängen, in traulicher Abendstunde sie uns erzählend vom Vater, von der ostfriesischen Heimat, von der alten Nordsee, und von damals, damals.

Wie tat das gut, was haben wir für schöne Stunden miteinander verbracht! Ich glaube, vier Herzen fanden sich treu und deutsch zusammen. Gute, sichere Insel in der wüsten Brandung der Zeitläufte, solch ein deutsches Herdfeuer, das seine Macht noch offenbaren wird; der Tag naht, naht! — —

Der Blick aus meinem Zimmer auf das Gestapel breitflächig hoher, niederdeutscher Kleinstadtdächer mit ihren roten, gewellten Ziegeln, überragt von den breiten, runden Wipfeln herrlicher alter Bäume und den beiden Kirchtürmen; durch eine Lücke ein lachender Weitblick in die niederdeutsche Landschaft hinein mit ihren Feldern, Baumgruppen, Kotten, Gehöften und dem Hintergrund der Waldhügel des Wiehengebirges: das Stilleben des Hofes unten, gackelnde Hühner, die Geräusche einer Werkstatt, offene Türen, Unterhaltung der Nachbarn; schlicht niederdeutsche Hauswände mit schönen, breiten, schon etwas holländisch anmutenden Fenstern, was man weiß, wenn man vor Jahren von hier aus schon mal nach Amsterdam 'nübergefahren ist.

Wie schön standen abends die Sterne über alldem! Arktur im Bootes, der geruhig langsam und sicher seinen großen, diamantenen Himmelswagen über die beiden stillen Kirchturmhauben hinwegdrehte.

⌘ ⌘ ⌘

Der Gang durch die sauberen Straßen und Gassen mit ihren holländisch anmutenden, behaglichen, wie es hier allgemein Sitte ist, auch dies Jahr wieder neu gestrichenen und gemalten Häusern. Die hohen Bäume, die Blumen in den Fenstern, die altfränkischen Hauswände, manch eine respektabel alte Jahreszahl über Tür oder Tor.

Oder eine Wanderung mit dem Freund hinaus nach dem romantisch halb zerfallenen, wie verwunschenen, herrlichen alten Wasserschloß Sondermühlen zwischen gelben Getreidefeldern, nah beim Wald, das vormals Fritz von Stollberg gehört hat. Noch finden sich, vielleicht von ihm selbst eingeritzt, auf der Sandsteinbrüstung einer der beiden nischigen Bänke der alten Grabenbrücke die Anfangsbuchstaben seines Namens. — Die vier großen Renaissancekugeln auf den Brüstungen; der alte Toreingang; das stille, dunkle Grabenwasser mit seinem Schilf und seinen gelben Teichrosen drauf zwischen den breiten, dunkelgrünen, gummiglatten Blättern. — Gott, welche weltvergessene Stille! Aus ihrer Tiefe Vorzeiterinnerungen raunend; tief, tief einraunend in die innerste Seele; deutsch, deutsch; mahnend, weckend, weckend! ...

Oder zwischen Feldern, Wiesen, Weideplätzen, einsamen Kotten und Gehöften, Hainen, Eichenkampen, Waldungen, üppigem Sommergelände, bald flach, bald wellig, Bächen, Teichen, bald Weitblick, bald mitten in buschigen Winkeln verloren, hinaus nach Wellingholzhausen und zum Beutling hinauf.

Oben am Berg in dem schönen, alten Bauerngasthausgarten eingekehrt zu einer guten Tasse Kaffee bei einer Zigarre. Von der umlaubten Bank im Gartenwinkel beim Zaun der Weitblick über das gesegnete Land bis weit zum fernen Horizont, wo all die zahllosen Baumgruppen und Haine zusammengehen in ein einziges, endlos gebreitetes, wollig kraus dunkles Waldvlies.

Die gute, freundliche, alte Wirtin, die sich zu uns setzt, sich was mit uns plaudert. Den Gatten hat sie verloren, im Weltkrieg ist ihr Sohn gefallen: doch sie ist bei gutem Humor.

Der Blick in ihre große, dämmerheimliche, hohe Diele mit ihren dunkelbraunen Holzstühlen, ihren Bänken, riesigen alten Schränken und ihren Geräten, dem Spinnrad, dem mächtigen, verräucherten Herd mit seinem hohen, schwarzen Rauchfang, ihren alten Bildern.

Dann am Abend — der Tag wird so köstlich kühl, die Arbeit ruht auf den Feldern — wieder nach Wellingholzhausen hinab. Am Markt- und Kirchplatz des schmucken, stadtähnlichen Dorfes ein kleiner Buchbinderladen mit Büchern, Papieren, bunten Heiligenbildern. Wir treten bei dem 70jährigen Georg Brinkmann ein, grüßen sozusagen das Handwerk; denn auch er ist auf seine Weise ein Dichter, hat, fromm und deutsch eingelebt in seine niedersächsische Landschaft und Heimat, ein Epos „Dreibuchen", ein paar Gedichtbücher, auch Dialektisches herausgegeben. Er führt uns in sein enges Werkstattkabuschen; und während der kleine, weißhaarige, weißbärtige Mann mit seinem feinen, schlichten, rotbäckigen, freundlichen Gesicht, seinen arbeitsschwieligen Händen, auf der Werkbank sitzt, wir auf Holzschemeln (da es sich schon mal hart sitzt auf dem Pegasus), haben wir miteinander unsere Unterhaltung. Nur schwer trennen wir uns nach herzlichem Abschied.

Dann eine unbeschreiblich schöne Abendwanderung nach Melle zurück. Stellenweise lange durch abenddunklen Wald, den der Duft des Geißblattes erfüllt. Hinter dem Hardinghofe treffen wir auf einen herrlichen, großen, hölzernen Kruzifixus, der im Schatten einer Gruppe hoher, alter Bäume, zwischen reifen Kornfeldern und grünen Weideplätzen am Wege steht ...

Oder der Marsch nach Gesmold hinaus zu dem großen, einsamen, alten Wasserschloß der Hammersteins.

Wunderbare, lange Waldwege, die uns draufzuführen; ein weltvergessenes, graues, halbzerfallenes Mausoleum: dann das Schloß. Wir überschreiten die Grabenbrücke, treten durch das wappengeschmückte, offene Portal in den Torflur ein.

Es trifft sich, daß wir der Herrin, einer kleinen, feinen, freundlichen, alten, schwarzgekleideten Dame begegnen, die uns liebenswürdig die Erlaubnis erteilt, uns den Hof und den Park anzusehen.

Der massive, viereckige, alte Steinturm mit den vier Apostelgestalten oben. Die mächtige, graue, terrassenartige Mauer um den Garten, auf der man spazieren gehen kann und einen Weitblick über das weite, sommerliche Fruchtgelände genießt. Unten eine grottenartige Nische mit natürlichen Tropfsteinbildungen, Stalaktiten und Stalagmiten.

Dann das Dorf Gesmold mit seiner sonderbaren, innen sehr schönen, pantheonartigen katholischen Kirche, in die wir einen Blick hineintun, über die buntbemalten Wände hin, auf den Altar mit seinem Kruzifix und der blutkarminroten Ewigen Lampe ...

Oder die Wanderung die Dietrichsburg hinauf und dann hinab, durch den Bergwald, in dessen Tiefe wir in weihevoller

Einsamkeit die Gräber des Sohnes von Freiherrn Vincke, Fritz Reuters Freund, und seiner Gemahlin treffen, zum Ostenwalder Wasserschloß (Besitz der Vinckes). Die vielen fremdartigen alten Bäume in seinem großen, herrlichen Park...

❦ ❦ ❦

Dann Osnabrück. —

Ah so, hier hatt' ich Gelegenheit, irgendwo in der Nummer des „Graphic" vom 4. Juli 1921 zu blättern.

Da gab's ein Bild: „The anniversary of Jutland and America's Memory of the great Surrender."

Darunter dieser Text: „The battle of Jutland (May 31, 1916) was the only great general naval action in the War, and it meant the end of the active career of the Germain High Seas Fleet, which had so bitter an experience that it never again ventured out to the open waters to meet our gallant Navy until it came across the North Sea after the Armistice to make a complete and humiliating surrender, as here depicted."

Wirklich? War das so? — — — —

Aber Osnabrück. — Seine katholischen und protestantischen Kirchen; der Wall; der stille Spiegel der Hase; der Pumpernickelturm; das Rathaus mit dem Friedenssaal (Friedensschluß des dreißigjährigen Krieges); die alten Giebelhäuser; Justus Möser, Stüve, der romanische Dom, die Grabstätte Bruder Reiners.

Osnabrück mit seiner schönen Lage, seine Waldberge hinauf...

❦ ❦ ❦

Dann der Teutoburger Wald, vom Solbad Rothenfelde aus.

Ich mache meine Streifen und Wanderungen, unersättlich mich dem Kleinleben dieses Alltags hinzugeben, mit feinster Einwurzelung Nahrung zu ziehen und Gewißheit unaussprechlicher Festigungen aus Seele von Volk und Landschaft, wie Volk und Landschaft unaussprechliche Festigung zieht aus seiner eigenen Seele und Gott, deutschem Gott, bring' in diesen Zeiten dagegen an, was du wolltest; doch nimm alles in allem, so bist du wohlberaten und hast untrüglich das Rechte...

Und immer diese Abwechslung im reichen, in seiner Reifefülle stehenden Fruchtland von Feldern, Wiesen, Weidebreiten mit ihrem Vieh drauf, Baumgruppen, Gewässern, Hainen, Wäldern, der Zug der Waldberge dranhin. Zahllos die vereinzelten schmucken Gehöfte mit ihrem Fachwerk, ihren hohen Dielentoren und Dächern, sich einend in saubere Dörfer; Eigenständigkeit dieses Menschenschlages, wohl gar Eigensinn, Eigenbrödelei, die sich doch zusammenfindet, wenn's nottut, treu am Alten und Einen hängend und des kommenden Tages harrend; ja: des kommenden Tages harrend, bereit. — —

Verbürgender Geist der geschichtlichen Erinnerungen: Hünengräber, Wittukindburgen, Überbleibsel der Römerzüge; die alten Sumpfbrückenüberreste, die Münzfunde; Hermann, Varus, Drusus, Germanikus, Cherusker, Marsen, Brukterer, Chatten; die Schlacht am Teutoburger Wald, die Schlachten von „Pontes longi" und Idistaviso, am Steinhuder Meer; und endgültiger Abweis: Germanikus wagt seine Angriffe nicht zu erneuern, zieht sich nach dem Rhein, dem Rhein, zurück...

❦ ❦ ❦

Fruchtbare Streife durch Feld und Wald, durch Täler, die Bergwälder hinauf.

Hier, in der Nähe eines Waldes, in ihrer selbstsicheren Einsamkeit, weit voneinander, zwei große, alte Gehöfte, mit Nebengebäuden, dem großen Obst-, Gras- und Gemüsegarten dabei, aus der Diele hervor das Brüllen der Kühe. Auf der oberen Torschwelle des einen les' ich über den, wie es die Sitte ist, eingeritzten Namen des Erbauers und seiner Ehefrau, die Jahreszahl 1701, darunter den altgewohnten Spruch. Dieser ist ein Bibelspruch: „Ich will über sie wachen, zu bauen und zu pflanzen, spricht der Herr." Kobaltblau das hohe Tor und kobaltblaues Fachwerk, die Wand weißgekalkt; darüber das hohe, braunrote Ziegeldach. — Das andere mit der Jahreszahl 1822. Rote Wände und schwarzes Fachwerk, braunes Tor, die weißen Fensterrahmen draus vorstehend. Vorn vor seinem Loch ein Tor, an seiner Kette, wie's überall üblich (treuer Einklang von Herkommen und Sitte bis ins geringste hinein trotz aller Eigenbrödelei; deutsch, deutsch!) der Hofhund.

Weite des Gefildes und, mit stets neuen, köstlichen Überraschungen und Abwechslungen, hundert lauschige Ecken, Schlupfwinkel, Einsamkeiten.

Ganz in mächtigen Baumballen versteckt, doch eindrucksvoll in seiner rassigen, alten, niederdeutschen Bauart draus vorragend, das hohe Gebäude der Oberförsterei Palsterkamp bei Rothenfelde. Der breite, stille, dunkle Wassergraben drumherum. Über und über voll Wasserrosenblättern, die gelben Rosen dazwischen, strotzig üppig, und andere seltsame Wasserpflanzen; die hohen, wispernden Schilfränder. Ein einsames Wasserhuhnpärchen, das über Blätter und Wasserspiegel dahinläuft, seinen sonderbaren, so

aus der Stille aufschreckenden Ruf vernehmen läßt. Felder und Wiesen dichtan. Köstliche Kühlung des heißen Sommertages. Hier blüht Innenversenkung, die mit zäher, treuester Liebe die Wurzeln der Seele tiefer und unzerreißlicher in dies stille, warme Heimatleben einsenkt, aus der, zu seiner Stunde, auch der Zorn erwächst und die gerechte Vergeltung, alter Furor teutonicus, dessen Rasse, wie schon einst, wo's nicht anders geht, mit dem Schwert die Grenze setzen wird. seines Bishierherundnichtweiter! — —

ж ж ж

Auf der Osnabrücker Landstraße eine Wanderung nach dem Dorf Hilter hinaus. Seine massige Kirche aus gelbem, grünlich beschlagenem Neokomsandstein, wie er im Teutoburgerwald-Gebirge gebrochen wird. Im Schatten alter Linden vor dem Eingang eine Schar von Mädchen und jungen Weibern, die eine lange Girlande aus jungen Tannenreisern winden; wohl für ein Kirchfest. Auf der andern Seite der große erratische Block mit den bedeutsamen Jahreszahlen 1813—1913 drauf. Man trifft diese Denkmalblöcke hier fast überall in den Dörfern und kleinen Städten.

Oder ein Gang nach dem reizenden, stadtähnlichen Dorf Dissen hinaus.

Mit Freunden auf der Bahn ein Ausflug nach dem schönen, alten Städtchen Borgholzhausen, an der Bahnstrecke nach Bielefeld. (Im Altertum stand hier der Tempel der Tanfana, „celeberrimum illis gentibus", von dem Tacitus berichtet.) Von da zur alten Ravensburg hinauf. Schon lange vor dem Jahre 851 hat sie gestanden. — Der dicke, runde Bergfried, der aber nach Westen hin eine scharfe Kante hat. Noch ein paar zerfallene Mauerränder von der Umwallung. Ein Gasthof an den Turm angebaut.

Man sitzt im Freien an einem lauschigen Platz, genießt die weite Fernsicht. Gegen den Horizont hin alles zusammengehend zu krausdunkler, endloser Waldung, aus der hier und da eine Kirchturmspitze hervorragt, und über die sich, im Westen, am äußersten Horizont, die Türme von Münster erheben.

Und dann sitz' ich mit den Freunden vor der Rückfahrt in einem Gasthausgarten vor Borgholzhausen.

Wir führen, im Anschluß an einen sehr schweren Schicksalsschlag, den einer von uns erlitten, ein ernstes Gespräch über den Tod und die Beziehungen zum Jenseits.

„Nein, der Tod als solcher bedeutet kein Leiden," sagt einer von uns.

Und da zeigt sich mit einemmal — unvergeßliches Erlebnis! — drüben an der Wand des Gasthofgebäudes (ein Spiel von Abendwind und Laubschatten; aber wirklich bloß ein solches?) ein runder Totenschädel mit zwei schwarzen Augenlöchern. Wir sehen, wie er, gerade als jene Äußerung getan ist, nickt, und wie er dann nach ein paar Minuten vollständig wieder verschwindet. Fast so etwas wie westfälische Spökenkiekerei ... Ich kann mir fast nicht denken, daß es mit ihr nicht etwas auf sich haben sollte. Aber wie wundersam tief — sie zeigt es an — dieser feste, zähe, eigenständige Volksschlag, und so deutsch, mit all seinen innersten Unwillkürlichkeiten in die Tiefe seiner eigenen Seele verwurzelt ist und in den tragenden Untergrund des großen Gottgeheimnisses! ...

Was ist der Tod, was das Grausen der dunklen Schwelle der Rasse und dem Volk? Vermögen alle Schrecken und unsäglichen Riesengreuel des Weltkrieges, den es eben bestanden, es abzulenken, und vermochten sie je, es abzubringen von dem treuen Gedanken an Heimschutz und gerechten Ausgleich erlittener Schmachbedrückung? War nicht immer wieder Krieg?

Was ist der Tod? Und wieder seh' ich das gute, milde, bestätigende Nicken des Schädels. Über Tod und Grauen die Ehre, Heimliebe, Scholle und Gottberufung von Rasse!

Nein, es gibt kein Vergehen! Wir sind bereit, bereit! ...

ж ж ж

Noch der Ausflug nach dem herrlichen, kleinen Tecklenburg.

Von Rothenfelde auf der Landstraße die Wegstunde nach der kleinen Bahnstation Laer hinausgewandert.

Früher Vormittag, Sonne über der weiten niedersächsischen Landschaft, über Kotten, Gehöften, Feldern, Hainen, Wäldern; zur Rechten immer langhingedehnt der Zug der Waldberge.

Ein Bauer begegnet mir, redet mich an, reicht mir dann ein Schreiben in einem großen, gelben Kuvert hin. Es ist an den Landrat in Iburg gerichtet. Er hat es in Laer, auf der Station, in den Postkasten stecken wollen, und es hat Eile. Aber er hat mit dem Rade — das er neben sich herschiebt — Unglück gehabt. Er fragt mich schlicht, ob ich den Brief, da ich doch zur Station will, in den Kasten stecken will. Er schenkt mir, wie ganz selbstverständlich, dies Vertrauen, und ich übernehme den Auftrag, den ich dann treulich ausgeführt habe. Er hat mir gutgetan.

Ich erreiche den Zug. Eine gemütlichste Bimmel- und Bummelbahn.

Im Wagen eine Mädchenschulklasse, deren Ausflugsziel gleichfalls Tecklenburg ist. Sie singen ihre Schul- und Volkslieder. Ihre hellen, munteren Stimmen, ihr Lachen und ihre Plaudereien. —

Am alten Städtchen Iburg geht's vorbei, mit seinem alten Schloß auf seiner Anhöhe, die sich vom Hintergrund der höheren Waldhügel abhebt.

Endlich angelangt, und ich soll einen unbeschreiblich schönen, stillen Erdenwinkel kennen lernen.

⌘ ⌘ ⌘

Vom sauberen Bahnhöfchen, das zwischen Bäumen unten am Fuß der Waldberge liegt, gegen das hier und da ein Stück Feld herandrängt, während ein schöner, schattiger Weg zu einem Grund hinabführt, steigt ein breiter Weg durch wunderbaren, hohen Buchenwald ein Viertelstündchen bergan.

Nach rechts hin, von der Bergflanke, zwischen Bäumen und über Gebüsch hin, der Blick in einen stillen, grünen Talgrund, auf nahe, grüne Waldberge, dazwischen in der sonnigen Weite der Landschaft hundert freundliche Stilleben.

Dann beginnst du steil eine gemütlich holprig gepflasterte alt-altfränkische Gasse hinaufzusteigen und bist sofort von der köstlichsten Romantik umgeben. Ein weißbärtiger Polizist in einem grünen Uniformrock kommt dir entgegen die Gasse herab. Wohltuender Eindruck! Es wird hier nicht gerade so sehr anstrengenden, gar lebensgefährlichen Dienst geben. Von den Putschen und Unruhen der letzten Jahre hat dieser Landstrich nicht gerade so besonders viel erlebt.

Wie nimmt mich diese Umgebung hin! Ich kann noch gar nicht an Rast denken. Die frische Bergstille hier oben hat mich ganz in ihrem Bann.

Die rührend köstlichen, altfränkisch romantischen Gassen schreit' ich hin, die sich mit ihrem lieb schrecklichen Pflaster steil, mit Gartenzäunen und blumengeschmückten Fenstern den Berg hinabziehen in einen in Laub ertrinkenden, lieblichen Talkessel hinein, aus dem nach der anderen Seite hügelig gewellt, die Landschaft mit Feldern und Gehöften unten gegen die nahen Berge ansteigt und sich an einer anderen Stelle weit ins Freie hineinzieht.

Hühner gackeln in den Straßen. Ein paar Hunde spielen. Eine Katze, die sich sonnt. Ein paar Menschen. Ein blondes Mädelchen mit einer in die Höhe stehenden roten Schleife im Haar, das seinem Geschwisterchen das Haar ordnet. Ein paar spielende Kinder bei einem Röhrenbrunnen unter einer märchenschönen, mächtigen alten Linde.

Ich tue einen tiefen, befreiten Atemzug, es lichten sich meine Augen ...

⌘ ⌘ ⌘

Durch das idyllische Gewinkel der niederdeutsch sauberen und frischgestrichenen Häuserchen steige ich zur alten Burg Simons von Tecklenburg, der späteren treuen Stütze Heinrichs des Löwen und der Welfen, der alten trotzigen Sachsenpartei, hinauf.

Das alte Vorgemäuer mit seinem Toreingang. Über dem Tor noch, in einer Nische, aus Stein gehauen, die göttliche Jungfrau; zu beiden Seiten hingereiht aber große, alte, steinerne Wappenbilder. Es macht eine herrliche, sehr eigenartige, altertümliche Ornamentik. Bäume oben und Buschwerk darüberragend, und davor stille, dunkle, mächtige alte Bäume.

Ich durchschreite den Gang, sehe mich auf einem großen, freien, von Gebüsch, Bäumen und zerfallenem Mauerwerk umgebenen Anger, auf dem friedlich ein paar Ziegen und Schafe weiden. Ein Pfad führt zu einem Steinturm hinauf, von dem aus man einen wunderbaren Weitblick genießt. Das Städtchen selbst kann man nicht erblicken, so ganz liegt es in Gärten und Baummassen.

⌘ ⌘ ⌘

Und die Rast in dem kleinen Gasthof.

Ein sehr einfaches Gasthöfchen: doch es hat seine Art.

Ein mit heller Ölfarbe sauber gestrichenes, längliches, ganz altfränkisches Haus; bloß das Erdgeschoß, mit großen Fenstern in schmuckem, weißen Rahmen; das hohe, niederdeutsche Ziegeldach drüber.

Eine dauerhafte Doppeltür, mit grüner Ölfarbe gestrichen, weiße schräge Querstreifen drüberhin. Der obere Teil hat einen altmodischen, großen, blitzblankgeputzten messingenen Türklopfer, der untere eine massive messingene Klinke.

Ich trete in einen geräumigen, hohen, dielenartigen, dämmerigen Vorflur ein.

Er ist graugelb getüncht und sein Fußboden mit Steinplatten ausgelegt. Rechts, neben der Tür zum Gastzimmerchen, ragt ein mächtiger, dunkler, alter Schrank. Alte Steinkrüge oben drauf und große, bauchige Kupfergeräte. In der Mitte ein großer Tisch; auf ihm ein roh roter Tonkrug, der sich ausnimmt wie einem Hünengrab entnommen. Zur Linken führen, neben einem Büfettverschlag, ein paar Stufen zu einem Familienzimmer hinauf; im Hintergrunde ist die Küche, mit einem breiten Glasfenster.

Es ist so schön kühl hier und der Tag so heiß, und die Umgebung zieht mich so an:

Ich lasse mich an einem Tischchen, unter einem Fenster, neben dem Eingang nieder.

Eine freundliche Haustochter erscheint: Ob ich mich nicht ins Gastzimmer setzen will? Als ich vorziehe, hier zu bleiben, kommt sie bald mit einem Blumenstöckchen, einer Primel, zurück, das sie neben mir auf den Tisch stellt.

Und ich sitze, genieße die köstliche Kühle und den Blick auf die Gasse durchs Fenster, gerade zu dem hohen Kirchturm hin, der über die Häuserchen emporragt, lausche dem metallischen Tacken der schwärzlichen, altfränkischen Standuhr . . .

⌘ ⌘ ⌘

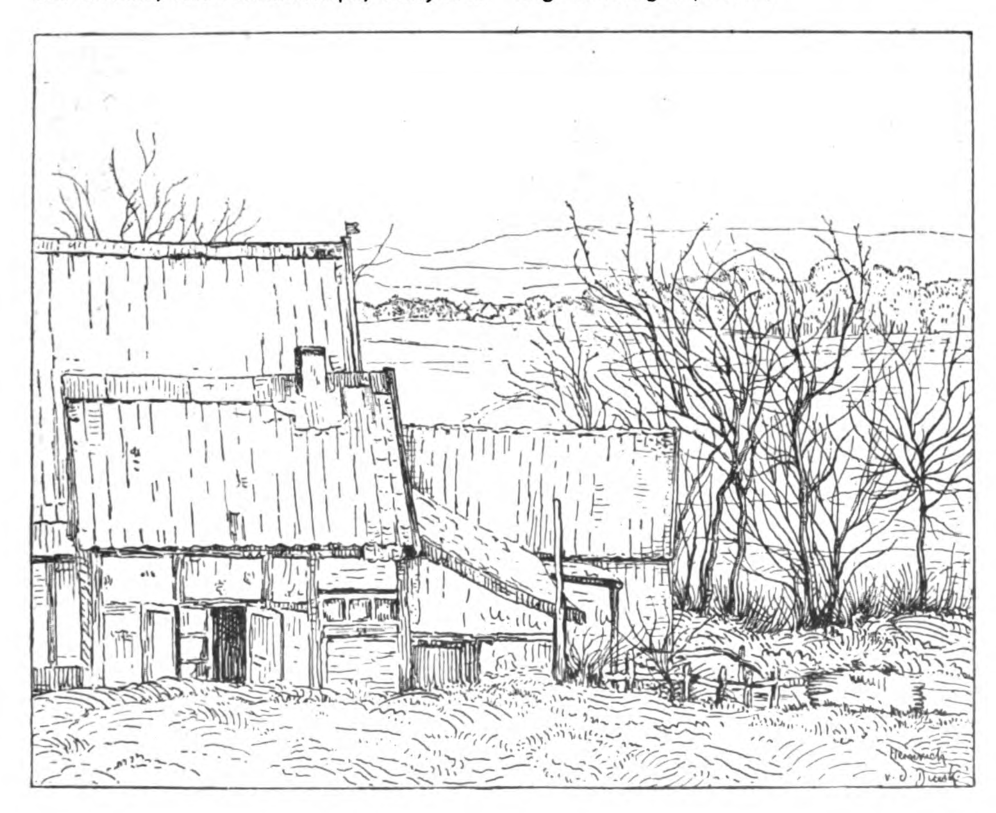
Und Heinrich Harts Grab.

Oben auf dem Berg liegt der kleine Friedhof, an einer schönen, baumbeschatteten Landstraße, die da oben auf dem Gebirge dahinführt und einen herrlichen Weitblick gewährt. Ich durchschreite das dunkle, eiserne Gittertor und gehe zwischen den Gräbern, in deren Mitte, wie hierzulande üblich, mit seinen Bibelsprüchen an allen vier Seiten des Postamentes, das mächtige Kreuz ragt, hinüber. Drüben, am Heckenzaun, ein reifes Haferfeld darüberragend, finde ich die Begräbnisstätte. Eine Trauaueresche, mit efeuumwuchertem Stamm, eine Weimutskiefer, Wacholderbüsche, Efeu. Ein mächtiger Granitfindling. Schlicht mit roter Runenschrift eingemeißelt der Name Heinrich Hart, sonst nichts weiter. Blumen davor. Vor allem eine Fülle dunkelhimmelblauer Lopelienaugen. Bienensummen. Tiefer, tiefer Friede . . .

Hier, in seinem Lieblingsstädtchen, hat er seine letzte, so tragische, tödliche, schwere, schwere Krankheit durchlitten, und doch fromm heiter bis zuletzt, und hat dann hier seine letzte Ruhestätte gefunden, in seiner westfälischen Heimaterde. Sicher in seinem Innersten ein treudeutscher Dichter, der dennoch, ganz deutsch, sein „Lied der Menschheit" sang. Ich bücke mich, breche mir zum Gedenken ein Wacholderreislein . . .

⌘ ⌘ ⌘

Als ich später wieder den Weg zum Bahnhöfchen hinabstieg und, noch gehalten von dem wundersamen Waldfrieden, der mich umgab, auf einer Bank rastete und in Gedanken so in meinem Notizheft blätterte, fand ich eine Stelle aus Tacitus, die ich mir angemerkt hatte: „Haud procul Teutoburgiensi saltu in quo reliquiae Vari legionumque insepultae dicebantur." („Unweit des Teutoburgerwald-Gebirges, wo noch unbegraben die Überreste des Varus und der Legionen liegen sollen.")



Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Ein Dutzend Versbücher: Elisabeth Janstein: Die Landung — Hermann Hesse: Ausgewählte Gedichte — Börries Frhr. v. Münchhausen: Schloß in Wiesen — Ernst Lissauer: Strom — Emil Hadina: Lebensfeier — Gerrit Engelke: Rhythmus des neuen Europa — Karl Curt Wagner: Das Hohe Lied — Manfred Schneider: Im Atem der Welt — Hans Brandenburg: Die ewigen Stimmen — Ludwig Findh: Fraue, du — Paul v. Beerenberg-Goßler: Träumen und Hoffen — Kurt Heynecke: Die hohe Ebene

er Mai ist gekommen, die Dichter schlagen aus. Es ist wirklich sehr viel Grünes unter den 92 Bänden Jahreslyrik, die durchzuackern mein Frühlingsvergnügen ausmacht, vieles, das besser in der Knospe geblieben wäre. Weshalb werden denn „Verse" geschrieben und gar gedruckt wie diese:

> Noch haben begrenzte Wolken nichts von dem vielzuvielen
> Süß Rufenden, das sie über Himmel reißt.
> Bald, bald — dann hetzen sie rauchend nach Zielen,
> Von denen jedes höheres Gold verheißt.

Diese mittelmäßige Prosa und noch Schrecklicheres steht auf ausgezeichnetem Papier in einem hübsch ausgestatteten Gedichtbande: Die Landung von Elisabeth Janstein (München, Drei Masken Verlag). Wie kommt ein namhafter Verlag dazu, solche Pseudodichtung täuschend als wirkliche herauszugeben? Oder darf dies Geknarre im selben Buch für Lyrik ausgegeben werden:

> Wir Verwirrten und Verzerrten,
> Die nach Schein und Maske werten,
> Hart vertrieben aus den Gärten
> Früher reinerer Gefährten —?

Ich greife nur dies eine Beispiel aus einer Unzahl von ähnlichen sinn- und zwecklosen Bucherscheinungen heraus, die natürlich fast immer ohne Kosten des Verlages hergestellt werden ... Können wir Deutschen uns wirklich diesen Luxus leisten, während für ernste wissenschaftliche Werke kein Papier und vor allem keine Verleger da sind? Hier wäre wirklich eine Luxussteuer am Platz.

Erschreckend dürftig ist diesmal ganz allgemein das Ergebnis der Gefühlsdichtung (um das Wort Lyrik einmal kurz so zu verdeutschen); keine Frage, daß in der Zeitstimmung der tiefere Grund dafür liegt. Lyrik, so wurde uns einst auf der Schule gelehrt, „feiert die ästhetischen Reize des Lebens", und wenn diese Erklärung auch den Begriff nicht vollkommen deckt, so genügt doch das Stück Wahrheit, das darin liegt, schon, den gegenwärtigen Tiefstand dieser Kunstgattung einigermaßen zu erklären ...

Nachdem Criticus vergebens in einigen Dutzend unbekannter Lyriker nach dem „Funken" gesucht hat, greift er, um sich zunächst einmal zu erfrischen und zu ermutigen, nach ein paar bekannten Namen. Da gibt Hermann Hesse ein Bändchen Ausgewählte Gedichte heraus (Berlin 1921, S. Fischer), aber das erste Viertel des Buchs enttäuscht; bis Seite 28, um es bestimmt zu sagen, finde ich kein Gedicht, das des Namens Hermann Hesse ganz würdig wäre. Dann kommen ein paar Seufzer aus tiefem Dichterherzen, die uns aufhorchen und nachsinnen lassen, so in „Jugendflucht", wo der müde Sommer „das Haupt senkt und sein falbes Bild im See schaut":

> Ich wandle müde und bestaubt
> Und hinter mir bleibt zögernd stehn
> Die Jugend, neigt das schöne Haupt
> Und will nicht fürder mit mir gehn.

Nun beginnen die Gedichte wärmer und eindringlicher zum Leser zu sprechen, so: „Einsame Nacht", „Zunachten", „Glück", „Allein", „Die ersten Blumen", „Ode an Hölderlin", „Der Wanderer an den Tod". Eine tiefe Trauer und Lebensmüdigkeit gibt den dunklen Grundton zu fast allen Gedichten. Hesses frühe Müdigkeit und Resignation wirkt beklemmend. Man wird von schwerem Mitgefühl erfaßt, und gewiß wird es manchen geben, der seiner „Einsamen Nacht" den Gruß am Schluß erwidern möchte:

> Die ihr meine Brüder seid,
> Arme Menschen nah und ferne,
> Die ihr im Bezirk der Sterne
> Tröstung träumet eurem Leid,
> Die ihr wortelos gefaltet
> In die blaß gestirnte Nacht
> Schmale Dulderhände haltet,
> Die ihr leidet, die ihr wacht,
> Arme, irrende Gemeinde,
> Schiffer ohne Stern und Glück —
> Fremde, dennoch mir vereinte,
> Gebt mir meinen Gruß zurück!

Aber man braucht nur wenige Seiten in dem neuen Gedichtbuch Börries von Münchhausens zu lesen, um fürs erste von dieser Schwermut geheilt zu werden. Schloß in Wiesen nennt der Dichter, der so lange geschwiegen hat, dies hübsch ausgestattete, gehaltvolle und mannigfaltige Werk (Stuttgart 1921, Deutsche Verlags-Anstalt). Es ist natürlich sein Schloß Windischleuba, das der heimatfrohe und heimatstarke „Junker" besingt, richtiger gesagt:



Lautenspielerin
Gemälde von Paul von Ordody
(Aus Brakls Kunsthaus, München)

aus dem heraus er, durchs geöffnete Fenster, seine Lieder klingen läßt. Man lauscht ihm diesmal anders, denn er singt anders: tiefer, inniger; die Balladen, die man sonst als das Wichtigste und Wesentlichste seiner Dichtung ansah, nehmen nur ein bescheidenes Plätzchen, etwa ein Sechstel des ganzen Bandes ein, sie werden von den Abschnitten „Daheim“, „Idyllen“, „Landschaften und Jahreszeiten“, „Lieder und Stimmungen“, „Im Kriege und nachher“ nicht nur an Raum, meist auch an poetischem Gehalt übertroffen. In Haus und Heimat, als Gatte und Vater findet der Dichter innigere Klänge, persönlichere Stimmungen, wärmeres Gefühl, als man sonst an ihm gewohnt war. Eine Überraschung sind seine Idyllen, sie schildern in Schlosses Einsamkeit das hochherrschaftliche, aber darum nicht minder herzliche Familienleben, die Liebe zu Weib und Kind mit der anheimelnden Behaglichkeit, die in Vossens „Luise“ oder dem „Siebzigsten Geburtstag“ erfreuen, nur daß Münchhausen nicht so altmodisch und eintönig bleibt. Sein „Schlehen-Spaziergang“ ist das Meisterstück eines modernen (das Wort im besten Sinne gemeint) Idylls. Es schildert nichts weiter als einen Spaziergang der Eltern mit ihrem Knaben, um Schlehen zu pflücken, aber alles ist so lebendig und farbenreich, so von Humor und Liebe beseelt, daß man mit lachenden Augen liest. Und vor allem den munteren Jungen liebgewinnt, der von den davonrennenden Dorfhühnern sagt: „Sie laufen immer so wie einer läuft, der beide Hände in den Taschen hat“, und der auch sonst seiner frisch-frei-froh-frechen Jungenhaftigkeit die Zügel schießen läßt. Dazwischen in eigenartigen Farben aufglänzende Naturbilder:

Schwanzmeisen hängen bunt an allen Birken
Und zirpen ganz vertraut im seidenweichen
Herniederwallenden Gezweig der Bäume.
Wie zierlich hefteln sich die Tierchen weiter,
Wie glänzt ihr blankes Braun vorm Weiß der Stämme,
... Die kugelrunden dummen Köpfchen picken,
Daß an den Bäckchen das Gefieder sträubt ...
Und atemlos hinstaunen wir zu dritt
Und geben uns vor Freude stumm die Hände,
Bis sich der ganze Schwarm mit schwirrem Flug
Hinüberwippt zum stillen Widderhäuschen.

Kostbar: dies „Und geben uns vor Freude stumm die Hände!“ Ist es nicht ein ganz anderer Münchhausen, der aus diesem Buch hervorschaut, als der mit Sporen und Pallasch klirrende Balladendichter, dem einmal sein schärfster Beurteiler, Carl Busse, übertreibend das Fontanesche Scherzwort „spektakulös“ angehängt hat? Aber gerade ihm legt Münchhausen in diesem Buch einen Kranz aufs frühe Grab, der für seine vornehme Gesinnung zeugt:

Die Freunde nannten oft dich meinen Feind,
Ich wußte besser, was den Blick dir trübte,
Es war die Liebe, welche nicht mehr liebte,
Und die, statt zu bejahen, dann verneint.
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —
Ich weiß es besser, wie du es gemeint!
Ich streue dir ins Grab die letzte Blume;
Nimm Freundesdank statt dem ersehnten Ruhme,
Ich weiß trotz allem: Ja, du warst mein Freund!

Das ist das Schöne an diesem Buch: der Mensch Münchhausen kommt einem darin ganz nahe, so namentlich in drei wunderschönen Gedichten, die seinem Söhnchen gewidmet sind: „Am Bette des Kindes“, „Mein Blumenkind“ und „Sonntag-Abend“; sie gehören zu den innigsten der deutschen Dichtung. Daß diesen Aufrechten, der seine „junkerliche“ Eigenart nie verleugnet hat, ohne deswegen je dünkelhaft zu sein, der Niederbruch Deutschlands tief bekümmert und ihm an der Seele frißt, konnte man nicht anders erwarten; der Abschnitt „Im Kriege und nachher“ hallt wider von Schmerz und Zorn. Aber ebenso leidenschaftlich ist auch Münchhausens Glaube an die Erneuerung und Zukunft des Vaterlandes, ein Glaube, der bei ihm schon aus seiner tatkräftigen Weltbejahung als Seitentrieb hervorwächst. — Hie und da hätte man in Einzelheiten mehr Selbstkritik im Ausdruck, sorgfältigeres Feilen gewünscht, ohne daß darunter die kecke Ursprünglichkeit seiner Sprache hätte leiden dürfen. Das macht Münchhausens neues Versbuch so wirklich fesselnd, daß immer die Wirklichkeit den Stoff und die Veranlassung zu seiner Dichtung hergibt, wie Goethe es einmal fordert, daß nichts aus der Luft gegriffen ist, sondern alle Gedichte durch Erlebnisse angeregt sind und darin Grund und Boden haben. Seine Verse strotzen von Anschauung, Erlebnis, Gefühl, Gedanken, Willen und Bekenntnis, sie blühen, ähnlich wie bei Liliencron, aus dem Erdreich im frischen Saft unmittelbarer Empfänglichkeit.

Von Ernst Lissauers **Strom**, den wir hier seinerzeit besprochen haben, ist eine neue vermehrte und veränderte Auflage erschienen, in die dreizehn neue, aber auch um jene Zeit entstandene Gedichte aufgenommen sind (Jena 1921, Eugen Diederichs). Es bedarf nur dieses Hinweises auf ein Werk, dessen großer Zug und künstlerische Wucht sich mit einem fast musikalischen Hinstreben zur Harmonie vereint. Auch Emil Hadina ist wieder „wohl auf dem Plan mit seinem Geist und Gaben“. Diesmal heißt seine Gedichtsammlung **Lebensfeier** (Leipzig 1921, L. Staackmann). Trüber als sonst tönt jetzt auch seine Leier, die mit einem schwarzen Flor geschmückt scheint, so ernst und tief ist ihre Klage um Deutschlands Not und Schmach. Aber gewaltsam rafft auch er sich zum Trost empor, in seinem „Felsenglauben“ erzählt er, wie der Morgenwind einst die Botschaft von der deutschen Schande in die Berge zu Blumen, Quelle, Wald und Gestein trägt. Alle erzittern oder zerbrechen vor Schmerz —

Die Felsen aber, die alten,
Die trutzigen Steingestalten,
Standen mit steiler Stirne

Und scheuchten den Wind wie eine Dirne.
„Zerflattre, törichte Kunde,
Du Kind der flüchtigen Stunde!

Hoch über die brausende
Flut der Jahrtausende,
Fest wie der Erdengrund,
Stehn wir mit unserem Volk im Bund.
Ewig wie wir, von neuem Lichte
Gekrönt an jedem Tag der Geschichte,
Wenn alle Kränze der Zwerge verwehn,
Wird es in Jugend und Glorie stehn.

Es ist ja kein Wunder, daß der Druck des deutschen Schicksals noch immer schwer auf unsern Dichtern lastet, eher schon will es ein Wunder scheinen, daß jetzt noch einer der im Kriege Gefallenen geistig aufersteht, einer der vielleicht zu Großem berufen war, wie die Walter Flex, Gorch Fock, Gustav Sack. Ich meine Gerrit Engelke, den 1918, drei Tage vor dem Friedensschluß, eine tückische Kugel aus seinem verheißungsvollen Lebensfrühling riß, noch bevor ein einziges Buch von ihm erschienen war. Jetzt erst kommt sein Rhythmus des neuen Europa heraus (Jena 1921, Eugen Diederichs), eine Gedichtsammlung, in der freilich vieles unfertig und lärmend und übernommen klingt (wie schon der Titel), die aber doch für einen Dichter zeugt, der, wie die Bröger und Lersch, aus dem Schoß des Volkes durch das furchtbare Kriegsereignis hervorgeschleudert, in schlichter, erdgebundener, unverbrauchter Sprache voll Urwüchsigkeit und Kraft ein starkes Gefühl und großes Sehnen offenbarte. Wie die Entwicklung dieses Arbeiterdichters — Engelke war Anstreicher — verlaufen wäre, läßt sich unmöglich aus diesem Nachlaß, dem seine bessernde Hand fehlt, erkennen; es sind zu viele Schlacken darin, die edles Metall verdecken. Aber daß hier ein bedeutendes Talent auf grausamste Art, kurz vor Kriegsende, vernichtet wurde, ist ein Jammer. Engelke selber fühlte sich zu Großem berufen, wie aus seinem erschütternden Gebet hervorgeht:

Mich aber schone, Tod,
Mir dampft noch Jugend blutstromrot, —
Noch hab' ich nicht mein Werk erfüllt,
Noch ist die Zukunft dunstverhüllt —
Drum schone mich, Tod.

Wenn später einst, Tod,
Mein Leben verlebt ist, verloht
Ins Werk — wenn das müde Herz sich neigt,
Wenn die Welt mir schweigt, —
Dann trage mich fort, Tod.

Jakob Kneip, selber einer unserer besten und innigsten Volksdichter, hat sich um die Herausgabe dieses Nachlasses sehr verdient gemacht.

Hatte man von Engelke immerhin schon gehört (obwohl in den mir bekannten Sammlungen von Kriegsgedichten sein Name fehlt), so war der Name Karl Curt Wagner mir wenigstens bisher völlig fremd. Seine aus Sonetten zusammengestellte Dichtung Das Hohe Lied ist im Xenien-Verlag (Leipzig) erschienen, kein Wunder, daß man das Büchlein des Unbekannten mit nicht sehr hohen Erwartungen zur Hand nimmt, denn ohne diesem Verlag zu nahe treten zu wollen: es ist bekannt, daß dort manchmal der Verfasser der heimliche Verleger ist. Um so erfreulicher war die Überraschung, in Wagner einen wirklichen Dichter zu entdecken, der, obwohl anscheinend noch jung, doch in entschiedener Abkehr von allen Richtungsliteraten seinem innersten Gefühl und seinem künstlerischen Form- und Bildsinn folgt, aber auf diesem Wege vielleicht alle die hochmögenden Herren des Tages einmal überholen kann. Die ohne Trennungszeichen ineinanderlaufenden Sonette machen das Lesen des Bändchens etwas mühsam. Aber dennoch weiß Wagner, selbständig wie wenige, durchaus eigen in seinen Wortbildern und Gedanken, den Leser festzuhalten; bei ihm ist fast alles wirkliches Gold, was glänzt. Seine Dichtung spaltet sich in zwei Teile, der eine ist seiner Braut, der andere seiner Mutter geweiht, mit denen der Dichter innige Zwiesprache hält. Und am Schluß geht seine Liebe gleichsam zwischen beiden Hand in Hand:

Ihr seid wie Schwestern manchmal völlig gleich,
Dein Wort scheint weich von ihrem Mund gepflückt,
Ihr Auge winkt mir, wie von dir geschmückt,
Aus anderer Stadt, doch aus demselben Reich.

Ob Wagner sich aus der strengen Form des Sonettes einmal zu größerer Schwingenfreiheit erheben wird, bleibt abzuwarten. So schön diese Form ist —: Goethe hat recht, dies künstliche Reimen zwingt zum „Leimen", zum Aneinanderkleben gleichmäßig glatt gehobelter Brettchen, während der Dichter auf die Dauer besser aus ganzem Holz schneidet und das lebendige Gefühl in kräftig freien Tönen ausschwingen läßt. Jedenfalls wird man sich den Namen Karl Curt Wagner merken müssen.

Das gleiche gilt von Manfred Schneider, der seinen ersten Gedichtband Im Atem der Welt auf den Tisch legt (Stuttgart 1921, J. Engelhorns Nachfl.). Aus seinen Naturbetrachtungen spricht ein starkes dichterisches Gefühl; das pantheistische Erlebnis drängt bei ihm zur rhythmischen, symphonischen Entladung, so in dem schönen Gedicht „Bruckner" mit diesem Ausklang:

Und Gottes Atem aus den Wolken weht...
Der Hohepriester des Unfaßbar Einen
Voll Demut an der Schöpfung Ufer steht.
Ihm ist gegeben als sein Kind zu weinen,
Und Jubel, Glaube, Tanz ist ein Gebet.

Nicht alles in dem Buche steht auf dieser Höhe. Mitunter vermißt man die Sorgfalt des letzten Schliffs, so in der zweiten Strophe des Gedichts „Kirchhof am Bodensee", wo sich die zusammengeschweißten Doppelworte störend häufen; aber das sind Ausnahmen. Manfred Schneider ist ein wirklicher Dichter von starkem Weltfühlen und beschwingter

Seele. Da man ein lyrisches Gedicht so wenig beschreiben kann, wie den Duft einer Rose, oder den Sang einer Märzdrossel, lasse ich auch hier eine Schmeckprobe für den Leser folgen. Es ist das schöne letzte Gedicht aus Schneiders Trifolium „An den Tod", ein lyrisches Vaterunser:

Was ist dein Wille, Herr des Lebens? Sprich!
Du brauchst Vernichtung und du hast geschaffen.
Wo Dinge fließen, wo sich Taten raffen,
Im Wandel jedes Seins erkenn' ich dich.

Du bist in Lüften, blau und königlich,
Im Sturm, wenn sich gehorsam Segel straffen.
Im Abend, wenn die Linien erschlaffen,
Im Morgen, wenn der letzte Nachtstern blich.

Der du auf dunklen Meereswogen fährst
Und breitest über Gipfel deine Hände,
Der du die Schalen füllst, die Schalen leerst, —

Jedwede Stunde quillt als deine Spende.
Nur was du duldest, ist. Und was du wehrst,
Versinkt. Du Anfang und beschloßnes Ende.

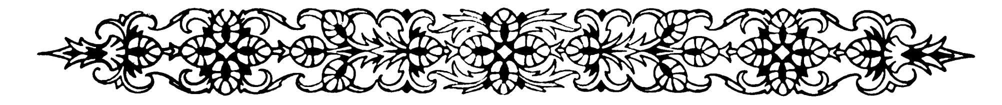
... Man muß in **Hans Brandenburgs** Gedichtbuch **Die ewigen Stimmen** (Stuttgart 1921, Ernst Seifert) einige Zeit suchen, ehe man zu seinem wirklichen Können dringt — etwa zu dem herrlichen „Pfingstchoral" — denn er hat in diese Sammlung sehr unwählerisch viel Spreu aufgenommen. Kennt Brandenburg den Segen des Papierkorbs nicht? Dahinein hätte doch wohl so manches aus diesem großflächigen Gedichtbande gehört, so zum mindesten die mittlere Strophe seines „Lobgesangs auf die Tiere":

Geschaffen nicht, unschuldig wilde,
Seid ihr zu Gottes Ebenbilde
Gleich zweckbeherrschter Menschengilde,
Drum konntet ihr es nicht verzerrn.
O ja, wenn auch im ganzen kleiner,
Erfüllt vollkommener und reiner
Und ganzer als meist unsereiner
Von euch ein jedes euer aller eingeborenes Gesetz.

Die Wahrheit, daß die Besungenen „ganzer als meist unsereiner" sind, brauchte doch so sinnfällig nicht illustriert zu werden. Wäre Brandenburg ein Stümper, so könnte man lachend über ihn hinwegehen, so aber muß man ihm ernstlich zurufen: Mehr Selbstkritik, Verehrtester!

Die hat der liebenswerte Schwabe **Ludwig Finckh** in anderer Hinsicht geübt. Sein erstes Gedichtbuch „Fraue du, du Süße", das der Dreiundzwanzigjährige im Herbst 1899 herausgab, und das, nachdem ganze sieben Stück davon verkauft waren, er reuemütig hatte einstampfen lassen, läßt er „heute, da ich nichts mehr abzubitten und nichts mehr zu verleugnen habe", noch einmal auflegen (Tübingen 1921, Alex. Fischer) unter dem Titel **Fraue du**. Wenn aber das Süße auch aus der Überschrift gestrichen ist, der Inhalt schmeckt süß und frisch wie Bienenhonig. Manches mutet noch etwas grün und ungekonnt an, aber die ganze naturfrohe, sehnsüchtige und kernechte Natur Finckhs spricht sich gerade in diesen Jugendgedichten so unverfälscht aus, daß es für seine Freunde, und das sind seine Leser sicherlich alle, ein Genuß ist, ihn gleichsam als Bruder Studio singen und schwärmen zu sehen. Es bedarf nicht der Gabe der Weissagung, um dieser Auflage mehr als die sieben Liebhaber der ersten, vor zwanzig Jahren erschienen, zu prophezeien.

Aber die Tatsache, daß die erste lyrische Gabe eines wirklichen Dichters völlig unbeachtet bleiben konnte, sollte uns Wächter und Sichter am Tor veranlassen, die Augen noch mehr zu schärfen, damit nichts Wichtiges vorübergehe und keine Hoffnung im Keim verschimmele. Ein bisher unbekannter Dichter ist **Paul v. Beerenberg-Goßlar**, der ein Büchlein **Träumen und Hoffen** herausgibt (Berlin-Zehlendorf 1922, Hermann Krüger). Es sind glatte Verse, die, wie der schlichte Titel sagt, nicht das titanische Wollen eines Himmelstürmers geboren hat, sondern die nur in wohlgefeilter Form von den Träumen, Schmerzen und Hoffnungen eines ernsten Menschen sprechen. Der Verfasser hat das Buch dem Andenken seines im Kriege gefallenen Bruders gewidmet, und eine wehmütige Stimmung liegt oft wie ein leichter Flor über den ungekünstelten Versen. Aber alles ist hier aus dem Erleben geschöpft, und so lernen wir den Menschen kennen, der diese Verse geschrieben hat, — darin liegt ihr Wert: denn dieser Mensch ist weich und gut, aber auch männlich und klar, voll Festigkeit in seiner Hoffnung, die das eigene Schicksal und das des Vaterlandes mit leisem Morgenrot umranden möchte. Ein liebenswertes Büchlein. — Höher hinaus will **Kurt Heynicke**; **Die hohe Ebene** ist sein Ziel (Berlin, ohne Jahreszahl, Erich Reiß). Wir haben hier vor zwei Jahren die Gedichte „Gottes Geigen" dieses Neutöners mit Achtung besprochen, denn im Gegensatz zu vielen seiner Richtunggenossen hat Heynicke noch ein Gefühl für Schönheit, und ein nach Hohem sehnsüchtiges Herz. Aber leider bedeutet das neue Gedichtbüchlein mit der vielversprechenden Aufschrift keinen wesentlichen Fortschritt. Zwar ist Heynicke nicht ohne Geschick bemüht, den neuen Ton mit dem Guten der Überlieferung zu verbinden, aber es fehlt ihm anscheinend doch die Ursprünglichkeit, die zur Entwicklung nötig ist.



Illustrierte Rundschau

Künstlerfest in der Kunstakademie zu Berlin — Antiker und moderner Laufsport — Goslarer Tausendjahrfeier — Nürnberger Werkstätte für Frauenkleidung — „Aus Alt- und Neu-Berlin" — Zu unsern Bildern

Das Künstlerfest der Akademischen Hochschule für die bildenden Künste zu Berlin ist erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit an die erste Stelle unter den Berliner Künstlerfesten gerückt, und zwar dankt es diesen Vorzug der Not der Zeit. Die studierende Jugend brauchte ein Fest, das ihr nicht bloß Freude bereitete, sondern das auch ohne allzu große Opfer zu veranstalten war und einigen Überschuß brachte, und so gelang es ihr nach dem Kriege, sich die Erlaubnis zu erwirken, an der Stätte der Arbeit feiern zu dürfen. Die Würde des Hochschulgebäudes am Steinplatz zu Charlottenburg hat darunter nicht gelitten. Ist es doch die Eigentümlichkeit, der Reiz echter Künstlerfeste, daß sich selbst tollste Ausgelassenheit in den von reiner Begeisterung für die Schönheit gezogenen Grenzen bewegt.

Die Ausschmückung des Hauses war eine lehrreiche Aufgabe, an der sich die jungen Kunststudenten mit fröhlichem Eifer und glücklichem Gelingen versucht haben. Die Verschwendung, mit der hier für einen flüchtigen Abend gearbeitet wurde, hatte etwas Großartiges, zumal es eine Verschwendung von Reichtümern der Phantasie gewesen ist. Das Gebäude hat mit seinen kahlen Treppen und Wänden nichts Festliches. Das Grau mußte sich in Farbe, die Langeweile in Leben verwandeln. Das geschah, nicht so einheitlich, wie es den Münchner Festen nachgerühmt wird, aber dennoch lustig genug. Der stärkste Glanz des Abends ging jedoch von den Kostümen aus, in denen sich die Arten künstlerischer Anschauung (Im- und Expressionismus) mit übermütiger Laune spiegelten.

Eine Anzahl sportlich wie archäologisch gleich wertvoller und bisher nicht angestellter Beobachtungen teilt uns G. von Donop an der Hand von Abbildungen antiker und moderner Läufer mit. Jeder weiß, daß zu hervorragenden Laufleistungen eine Technik erforderlich ist, und diese kommt auf unserm ersten Bild (S. 334) sehr schön heraus. Es zeigt die Merkmale des eigentlichen Schnelläufers. Hierher gehören vor allem der kräftig hochgerissene Oberschenkel, der leicht nach vorn liegende Rumpf, das angezogene Kinn, die lebhafte Bewegung der Arme. Der letzte Läufer richtet sich auf: ein Zeichen für das Versagen der Kräfte; sein Vordermann übertreibt den Laufstil; erst der dritt-



Vom Künstlerfest der Berliner Kunstakademiker. Oben: Ein Fresko von Hans List. Unten: Ein Restaurationsraum mit Lampen nach dem Entwurf von Gustav Hilbert



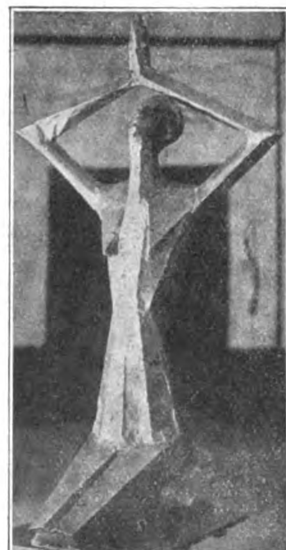


letzte Läufer befindet sich in normaler Haltung. Auffallend sind die Hände. Sie sind sämtlich geöffnet, was den Ungeschulten verwundert, denn im allgemeinen ist der Läufer geneigt, seine Hände zu ballen. Das war auch früher sportlich erlaubt. Erst die neue Laufschule schreibt lose geöffnete Hände vor.

Oft finden sich auf antiken Abbildungen Paßläufer, die also rechten Arm und rechtes Bein gleichzeitig vorwärts bewegen (wie auf dem Vasenbild zu sehen). Nach Donops Ansicht handelt es sich hierbei um Nachlässigkeiten des Arbeiters, der fabrikmäßig die schwarze Silhouette mit einigen Gravierungslinien versah. Es ist ganz unwahrscheinlich, daß diese dem menschlichen Körperbau widersprechende Art des Laufens üblich gewesen ist.

⸻

Im vorigen Heft haben wir der Tausendjahrfeier Quedlinburgs gedacht. Es wäre ungerecht, wollten wir eine andere Harzstadt übergehen, die auf eine gleich lange Vergangenheit zurückblickt, nämlich Goslar. Die alte Stadt trägt heute noch den kaiserlichen Adler, den alten, einköpfigen, im Wappen. Gleich Quedlinburg verdankt der Ort der Fürsorge Heinrichs I. seine Gründung. Bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts hat das Kaiserhaus deutschen Kaisern zur Wohnung gedient. Auf dem Stich von Merian sehen wir die wehrhafte Stadt, damals schon in Dornröschenschlaf verfallen, träumend von der Erinnerung an die glanzvollen Kaiserzeiten, an die Jahre wehrhafter Hanse. Erst im neuen Reich kam für die Stadt neue Blüte. Heute ist die Stadt, wie uns Dr. Borchers schreibt, kein völlig unangetastetes Stück Mittelalter mehr, aber immer noch ein kostbares Blatt in dem Buch



Vom Künstlerfest in der Berliner Kunstakademie
Oben: Kostümbilder
Unten: Verzückung. Bildwerk von Willi Montag

deutscher Kunstgeschichte, erfüllt von zahlreichen Zeugen dämmernder Vergangenheit, so daß wir trotz manchen Einbußen den Eindruck von der eigentümlichen Schönheit der mittelalterlichen Stadt erhalten, eines Stadtbildes, dem deutsches Wesen, deutsche Arbeit kraftvollen künstlerischen Ausdruck verliehen haben.



Antiker Schnellaufstil
Bildausschnitt von einer Schale des VI. Jahrh. v. Chr.

Das Modebild (S. 335) zeigt ein vom heute Üblichen abweichendes Modell, das sich trotzdem nicht ins Auffällige verliert. Denn die Hauptwirkung liegt in der Einfachheit, mit der man sich in jeder Gestalt versöhnen kann. Dazu kommt die reiche Verwendung alter und neuer Ziersticke, die als Hauptschmuck in mehreren Farben ausgeführt worden sind. Das Kleid stammt aus der Nürnberger Werkstätte für deutsche Frauenkleidung. Die Leiterin der Werkstatt Frau Magda Egermann will jedoch nicht nur als Kunstgewerblerin gewertet werden. Ihre Arbeiten sind auch schneidertechnisch einwandfrei ausgeführt. Jeder Schnitt ist gut durchdacht. Hygienische Anforderungen möchte sie genau so gern erfüllen wie die der Schönheit. Das eigentliche Kunstgewerbliche, der bunte und reiche Schmuck in verschiedenen Techniken, krönt erst das Werk.



Moderner Schnelläufer mit noch geballten Händen

Die Akademie der Künste zu Berlin hatte im Frühjahr unter dem Namen „Aus Alt- und Neu-Berlin" auch dem Gedächtnis zweier Bildhauer gehuldigt, nämlich dem 1913 verstorbenen Ignatius Taschner und dem ihm 1921 nachfolgenden Josef Rauch. Beide hatten ihre Schaffenskraft in den Dienst der Stadt gestellt. Taschner schuf den von uns im 28. Jahrgang behandelten Märchenbrunnen, schmückte das neue Stadthaus mit ernsten, das Alt-Leute-Heim zu Buch mit traulichen Gestalten. Rauch hat mit seiner sinnigen Heiterkeit zahlreiche Schulen aufgehellt; auch an Feuerwachen, am Portal des Zentralfriedhofs, am Gasdirektionsgebäude an der Waisenbrücke erfreuen uns Zeugnisse seiner Kunst. Beide Bildhauer haben den Undank ihres Berufs zu tragen, der leicht mit dem Architekten, wenigstens im Volk, namenlos wird, und so war es höchst willkommen, die weitzerstreuten, oft schwer zugänglichen Schöpfungen einmal gesammelt zu überblicken. Zum neuen Berlin gesellte sich das alte, Bilder, Stiche, Lithographien aus der friderizia-



Antike Kurzstreckenläufer mit offenen Händen im Paßgang dargestellt. (Ausschnitt aus einem Vasenbild)



Moderner Kurzstreckenläufer mit offenen Händen



Zur Feier des 1000jährigen Bestehens von Goslar: Die Stadt Goslar nach einem Stich Merians

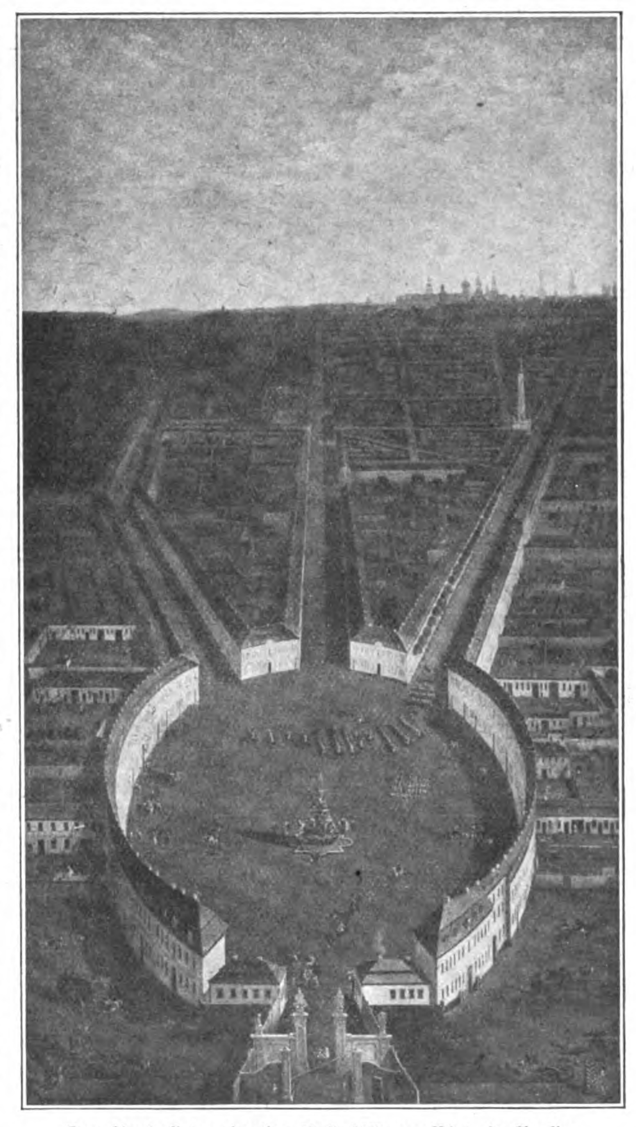
nischen und biedermeierischen Stadt. Unsere Abbildung (S.336) zeigt, wie schön um das Jahr 1750 der Eintritt in Berlin von Süden her über das Rondell, den heutigen Belle-Alliance-Platz, war und welch angenehme Wirkung eine in ihrer Architektur auf einheitlicher Grundlage durchgeführte Platzanlage macht. Sehr viel von den Reizen des alten Berlins ist unwiederbringlich dahin. Daß das neue Berlin sich neue Schönheiten, auch solche des Herzens, zu schaffen suchte, zeigte die Ausstellung wie zum Trost.

⌘ ⌘ ⌘

Ein Gemälde wie das „Idyll" (Titelbild) verrät seine Heimat auf den ersten Blick. Ein Münchner Maler hat es geschaffen, und uns will's scheinen, als ob die geschichtenfrohe Heiterkeit noch immer an der Isar am besten gedeihe. So leicht uns dieses Bild eingeht, so schwer hat es sich der Künstler werden lassen. Denn er ist einer von den Grüblern, die sich ein ernstes und hohes Ziel setzen und nicht bloß so dahinleben und dahinmalen. Artur Braunschweig sucht die handwerklichen Grundsätze der alten Meister wiederaufzufinden. Mit der Zeit der großen Renaissancemaler sind sie verloren gegangen. Einzelne wie die Nazarener, Schwind, Spitzweg, Böcklin, auch Thoma haben sich darum bemüht, aber ohne geschlossene Nachfolge zu finden, denn, so klagt der zornige Künstler: „die Welt heutzutage malt, als wenn sie alles erschlagen müßte durch die Roheit ihrer Mache." Braunschweig malt nach der alten Technik, die zunächst und vor allem auf Zeichnen beruht. Dann wird das Bild mit silbergrauer Temperafarbe bis zur größten Vollkommenheit durchgeführt und nun erst mit Farbe übermalt. Auf diese Weise nähert sich der



Rohseidenes Kleid mit roter Jacke aus der Nürnberger Werkstätte für deutsche Frauenkleidung



Das Rondell, der heutige Belle-Alliance-Platz, in Berlin
Gemälde von J. G. Rosenberg (?); um 1750

Künstler der Solidität der alten Meister. — Von Erich Büttner ist an dieser Stelle schon mehrfach geredet worden. Auch als Porträtist tritt er hier nicht zum erstenmal auf. Das Bildnis nimmt in seinem Schaffen einen breiten Raum ein. Er hat viel Vertreter des geistigen Lebens gemalt. Außer dem Dichter Klabund (zw. S. 232 u. 233) Arno Holz, Walter von Molo, Hermann Essig, Max Herrmann-Neiße u. v. a. — Ungealterte Jugendfrische zeigt die Kunst von Leo Putz in seinem sonnigen und sonnenwarmen Bild „Am Wasser" (zw. S. 320 u. 321). — Recht im Gegensatz zu der breithinwischenden Technik dieses Meisters steht Rudolf Sieck. Sein „Gärtchen" ist mit viel andächtiger Liebe auch zur Schönheit im einzelnen gemalt, ohne deswegen ängstlich oder pedantisch zu wirken (zw. S. 240 u. 241). — Wohlige Ruhe atmen die beiden Tierbilder von Professor Hans P. Feddersen (zw. S. 280 u. 281) und Fritz Winkler-Dresden (zw. S. 312 u. 313). Feddersen, der Schleswig-Holsteiner Altmeister, gibt sich nicht mit modernen Problemen ab, deren Wichtigkeit ja meist auch überschätzt wird, sondern mit guter Malerei, die immer gilt. Winkler, der Jüngere, sucht neue Wege. — Der in München heimisch gewordene Ungar Peter Kalman hat mit der Lautenspielerin (zw. S. 328 u. 329) eins seiner liebenswürdigsten Werke geschaffen. — Der in Düsseldorf wirkende Prof. Richard Langer ist einer jener Bildhauer, die in ihrem Streben nach Beseelung der Gebärde die Reize der äußeren Form nicht vernachlässigen (zw. S. 248 u. 249). Er gehört zu den ernsthaften und zurückhaltenden Deutschen, die ihre Künstlerschaft in nie befriedigter Arbeit entwickeln und denen es einigermaßen gleichgültig ist, ob die Menschen viel Aufhebens von ihnen machen oder nicht. Ja, es liegt ihnen an dem Beifall der Menge wenig und um so höher schätzen sie die Liebe einzelner, welche sich an ihren Schöpfungen entzündet hat. P. W.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin
Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig in Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50



Bildnis. Gemälde von Fritz Reusing



Edelrost / Roman von Carl Worms

(Fortsetzung)

Es kam, wie es kommen mußte. Seit der Friede zwischen Deutschland und Lettland geschlossen war, seit sogar Portugal und Persien die junge Republik anerkannt hatten, wurde der Verkehr lebhafter, und Briefe kamen wirklich an ihre Adresse. Die meldeten schon den allgemeinen Zusammenbruch der Landwirtschaft in Niederkurland. Die Kommission des Ackerbauministeriums gab Land jedem, der es wünschte und die Unterschrift zweier Kaventen vorwies, die ebenso mittellos wie er waren. Die Felder blieben unbestellt, weil niemand wußte, wer ernten würde. Kamen zu Georgi die neuen Kleingrundbesitzer an, so wollten die ansässigen Hofknechte nicht aus ihrer Wohnung heraus. Warum sollten Fremde und nicht sie, die das Land bebaut hatten, hier freie Herren werden? Also ging der Trödel los. Da sie keine Deutschen mehr zu verleumden und auszutreiben hatten, fuhren sie sich gegenseitig an die Kehle. Land hatten sie nun, aber keine Saat, keinen Pflug, kein Vieh. Wohl waren die Herden der Güter an die Kleinpächter verteilt. Aber es fehlte an Futter. Das Vieh wandelte zur Schlachtbank, wie die Waldungen an fremdländische Holzhändler kamen. An Aufzucht, an Wiederaufforstung dachte niemand. Wirtschaftlicher Selbstmord stand vor der Tür, unrecht Gut wollte nicht gedeihen.

So berichtete Ferland mit zusammengebissenen Zähnen Karl Nettelhorst. Immer finsterer wurde er, je häufiger Nachrichten aus Kurland kamen. Schon hörte er von Wünschen, die auf dem Lande die deutsche Zeit zurückriefen.

Immer häufiger dagegen tauchte Feodor Kamarin von der Grenze auf und versicherte, es ginge alles nach Wunsch. In Rußland drohten die Bauern mit Auflehnung gegen das Moskauer Programm, das Mütterchen Rußland in Dreck und Blut ersticken wollte. Immer toller trieb er sein gewagtes Spiel zwischen Revolution und Reaktion weiter.

Karl Nettelhorst beriet sich heimlich mit Gustav von Linden. So mancher junge Kurländer sattelte insgeheim, um ins Ostland zu reiten. Aber erst wollten sie sich vom Harzer Frühling braune Wangen holen und von alten Zeiten und alten Menschen Abschied nehmen. Es ging durch sie alle ein keusches Vorbereiten wie vor der ersten Kommunion. Kein Zorn, kein Übelwollen sollte im Herzen zurückbleiben. Als ob sie zu einem Kreuzzuge rüsteten. Ob Nettelhorst sich nun dies neue Leben in Frieden mit den Letten dachte, ob Gustavs trotzigere Natur noch daran zweifelte — fürs erste wollte jeder nur zu Hause sein. Das übrige würde sich finden. Heinrich wollte abwarten. Fürs erste zog es ihn mächtig nach Bündheim hin. Gustav aber war entschlossen, es Kamarin und Rudsik gleichzutun, wenn nicht anders allein unter falschem Paß und Namen über die Grenze zu gehen. Selbst wollte er erfahren, wie die Heimat ihn ansehen würde. Ob das so leicht ging, wie er es sich dachte?

In dem frischen Triebe, wieder gutzumachen, was er versäumt und vertan hatte, waren Gefahren und Hindernisse ihm gerade recht. Und doch sah er sich nach einem tapferen Gehilfen um. Eberhard von Monheim? Der aber war wirklich an den Rhein gezogen und hatte mit Traubenburg ein Hotel eröffnet, worin vom Wirt bis zum Stiefelputzer herunter alles baltisch war, meist adlig, und er selbst als Herr Ober glänzend repräsentierte. Sein Graf litt als

Ritter Toggenburg fern von Weib und Kind. Eberhard paßte ihm auf die Finger, daß er nach Jahr und Tag sein verlornes Ehrenwort von seiner Frau Gräfin wieder einlösen sollte. So schrieb er Gustav.

Also mit dem war es nichts. Baron Astaf war schon in Harzburg und wiegte seinen Siebenten. Seitdem war das Bild seiner ersten Frau von seinem Tische verschwunden, denn sieben war eine heilige Zahl. Also hatte er erst Frieden mit der Mutter seiner Kinder zu schließen, ehe er an Heimarbeit denken konnte.

War denn niemand anderes da?

Nun sollte der Harzer Frühling ihm die Augen auftun. Der Mai in Harzburg nahm sie alle gefangen. Verschwenderisch war die Obstblüte vorübergegangen, Flieder und Kastanien hatten abgeblüht. Nun prangten die Gärten der Amsberg- und Bismarckstraße im Schmuck von Schneeball, Rotdorn, Goldregen. Stolze Rhododendrongruppen brüsteten sich vor den Freitreppen und Balkonen der modernen Villen. Es lag solch eine Segens- und Liebesfülle über diesen Bergen und Tälern, so eine streichelnde Vertrauensseligkeit in der Luft, daß auch entfremdete Menschen ein kleines Vertrauen zueinander faßten, ihr Sorgen vergaßen und nur die eine Sorge hatten, es könnte jemand eins von den vielen Naturwundern übersehen.

Der Schimmerwald nach Ilsenburg glühte auf in seinem grüngoldnen Glanz, von Finken durchschmettert. Der Riesenbach sprang in muntern Kaskaden zu Tal, als hätte er es eilig, aus diesem Liebeslocken des Taubers und Kuckucks herauszukommen. Von Himmelsschlüsseln ganz gelb standen die Gestütswiesen am Okerwege mit ihren stolzen Eichengruppen.

Die Balten nisteten sich ein. In Berlin war es ihnen schon zu heiß geworden. Lindens, Plettenbergs und Dreilöwens waren der Gräfin Ruth dankbar, daß sie in ihrer Turmvilla mit der Aussicht auf Harzburgs Dächer und Gärten ihnen Heimatersatz bereiten wollte. Hier herauf rief die Kirchenglocke, die Musik im Kasinogarten, die Sprengungen aus den Steinbrüchen, das Lied der Waldvögel, der Pfiff der Eisenbahn. So war man mitten drin und doch weit heraus, wie man es gerade gern hatte.

Der stilleren, in sich gesammelten Hausfrau näher zu kommen, war nicht leicht. Wohl wurde der harte Glanz ihrer Augen milder, wenn Frau Irmgards muntre Schar vorbeistürmte. Ein wärmerer Blick bedankte sich für die Narzissensträuße, die Udo ihr im Auftrage des Vaters brachte. Sie saß mit ihrer Stickerei gern auf dem Altan bei Baronin Linden. Aber jedes ausforschende Wort fand eine verschlossene Tür. Von Mann und Sohn sprach sie nie. Das war ihr eigenstes Geheimnis, das kein lautes Wort vertrug. Fast schien es, als wäre ihr des Vaters wegen sogar der Sohn gleichgültig geworden. Nie ließ sie ihn nach seiner Genesung zu sich kommen. An ihrem Lebenswege stand ein Gespenst, der Ehrbegriff ihres Hauses, und dies zog eine graue Decke über all ihr Lieben und Verzeihen.

Dem Pastor Nettelhorst, der es einmal versucht hatte, im warmen Frieden des letzten Maiabends mit einem Freundeswort an dies stummgewordene Herz zu klopfen, hatte sie freundlich aber abweisend geantwortet: „Mein lieber Herr Pastor, unser Herrgott hat jetzt so viel mit Deutschland und Baltenland zu tun, daß wir unsre kleinen Leiden selbst flicken müssen, wie wir ja auch unsre abgetragenen Kleider jetzt nicht gleich zum großen Schneider bringen."

Aber die Menschen achteten ihren Schmerz und gingen an ihm leiser als an einer Friedhofspforte vorüber. Und sie war ihnen dankbar dafür. Oft brach ein Lachen ab, wenn sie in die Tür trat.

Um so lauter hörte man es, wenn man in der Goslarschen Straße an der Pension der Witwe Schwarz vorüberkam. Sie selbst lachte über das ganze Gesicht, lachte aber still, lachte mit dem stattlichen Doppelkinn und den ruhig fragenden schwarzen Augen. Diese Ruhe, die ihre hohe, rundliche Gestalt umgab, ging auch durch all ihre Mietsräume. Es war immer so, als hätte man in diesen Zimmern schon eine Nacht geschlafen. Sogar die Bilder an den Wänden sahen jeden bekannt an. Mann und Kinder hatte Frau Schwarz in schlesischer Erde begraben. Gott sei Dank, daß sie nicht mehr das polnische Elend zu erleben hatten! Nun war sie für andre Mitmenschen da. Ihr ganzes Herz hatte sie den flüchtigen Balten, die verwandtes Leid mit ihr trugen, aufgetan. Türen und Fenster standen offen, mit Mücken und Fliegen zugleich drangen ihre Gäste herein. Als erste die Nettelhorsts.

Die Balkone der beiden alten Brüder stießen zusammen. Also konnten sie in Sonnen- und Mondschein sich dort noch vertrauen, was auf der langen Lebensreise unausgesprochen geblieben war. Vom Vaterhause erzählten sie sich, daß dort die grauen Erbsen besser als anderswo geschmeckt hatten, daß die Singdrossel nirgendwo so laut gesungen wie an Vaters Fohlenweide und die Bienen des alten Viehpflegers ärger ge-

stochen hätten als im benachbarten Pastorat. Anton hatte ein Cello aufgetrieben und spielte dem Bruder verklungene Sonaten vor. Über Beethoven ging ihm nichts. Dann wurde er so versonnen, daß Bruder Ulrich schreien mußte, bis der Pastor seine Frage hörte, und auch dann noch vergingen zweiundeinhalb Minuten, ehe die Antwort kam. Er war eben bei seiner toten Frau gewesen, die ihn schon als Braut auf dem Klavier begleitet hatte, oder bei seinem ermordeten ältesten Jungen, der schon ganz flott die Geige gestrichen. Das Musikalische war im Leben des Pastors Trumpf geblieben. Die Liturgie sang er jetzt noch seinen hartköpfigen Bauern, die ihm sechs Wochen Urlaub gegeben hatten.

Ulrich ging es wider die Natur. Unter heißen Umschlägen mußte er, der nie krank gewesen, tagelang im Bett liegen, und seine Anna drohte schon, ihn ganz zu sich ins Krankenstift zu nehmen. Er aber hatte sich in die Frau Schwarz mit der weichen Pflegehand so verliebt, daß er dagegen mit einer Stiefmutter drohte.

Aber auch Ernstes mußte noch durchgesprochen werden, wenn der Vollmond über dem Burgberge stand und durch die tiefhängenden Zweige der Trauerbirke in die alten Gesichter hineinsah. Als ob ein großes Abschiednehmen anheben sollte. Ulrich wetterte gegen seine zwei Marjellen und behauptete, er könnte mit ihnen nichts aufstellen. Wie mit Enteneiern im Hühnerstall oder wie mit dem losen Kuckuck sei es zugegangen. Die Mädel gehörten in des Bruders Hausrat, er sollte ihm dafür seinen Karl geben. Warum heirateten die Mädchen nicht? Er wollte sie versorgt sehen, ehe er in die seligen Jagdgründe abginge. — „Als ich jung war, fragte man einfach: ‚Willst du mich?‘ Und dann nahm man sie und machte sie satt. Jetzt ist das ein Knicksen und Fragen, daß darüber die rechte Brunstzeit vergeht. Jetzt fragt man nicht nur das Herz, sondern auch den Verstand. Als ob zum Lieben Verstand gehört! Und dann kommt noch so eine Seele dazu und Gefühl, Vernunft und Geist, und wie die Lakaien des Herzens sonst noch heißen mögen. Hol's der Deiwel, eine Seele habe ich nie gehabt.“

Und dann spuckte er über die Brüstung in den Garten hinein, ehe er sein Weichselrohr wieder zwischen die schwarzen Zähne steckte.

Anton meinte, die Mädchen würden sich zu rechter Zeit schon besinnen, und mit dem Karl wäre es auch nicht ganz leicht. „Bißchen angeludert hat er sich in Dorpat und 1917 im elenden Steckrübenjahr ist er auf den Hund gekommen,“ entschuldigte Ulrich den Neffen. „Wer mit Idealen und vielleicht sogar mit heimlichen Verschen jahrelang in der Landeswehr, zwischen dreckigen Panjehütten an der lettischen Grenze, ohne Entlausung liegen muß, der wird eben nachdenklich. Studium futsch, Weiber abgewöhnt, keine Kirschen im Juli mehr. Was verlangst du von so einem noch?“

„Daß er deine Anna heiraten soll,“ sagte der Pastor über die Scheidewand der Balkone hin.

Der Förster kratzte sich den Kopf: „Nee, weißt du, Alter, das is so 'ne Geschichte. Erst war auch ich dafür, aber dann — Vetter und Base gibt kein gutes Holz. Und der Karl — ich hab' so meinen Verdacht, warum er nicht heiratet. Du als Vater kannst ihm mal bei Gelegenheit auf den Busch klopfen.“

Aufmerksam sah sich der Anton mit seinen freundlichen Kaninchenaugen den Ulrich an: „Heimweh hat er und will nur in Kurland freien. Ich kann es verstehen. Bruder, ich halt' es auch nicht mehr in diesem Deutschland aus. Auf meiner Hochzeitsreise habe ich es anders kennen gelernt. Sieh mal, als Gott mir die Familie fortnahm und eins nach dem andern zu sprechen aufhörte, da fragte mein Herz trotzig: ‚Wo ist nun dein Gott?‘ Mein Nachtgebet schaffte ich ab, es half doch zu nichts. Nun wollte ich Gott in Deutschland wiederfinden. Und was fand ich? Nicht einmal mit der Brille echten evangelischen Glauben. Auflösung, Zersetzung, freie Gemeinden, Gleichgültigkeit neben Gottlosigkeit. Einer will's besser als der andere wissen. Ein Hallelujah der Katholiken klingt in die Tage unserer Lutherfeier hinein. Ich weiß, mein Karl betet auch anders als ich, aber er ist wenigstens ehrlich und gibt das Studium auf. Hier bleiben sie auf den Kanzeln und predigen jeder seinen besonderen Christus und seinen aparten Gott. So hab' ich gedacht, du gehst wieder zu deinem kurischen Gott zurück, wenn du auch mit deinen Knechten unter einem Dache schlafen und aus einer Schüssel mit ihnen saure Grütze löffeln solltest. Lieber kurisch verbauern als lutherisch verludern.“

Der Bruder sah ihn mit offnem Munde an und schnappte dann zu, als täte ihm der nächste Atemzug leid. „Dann grüß' mir also meinen Forst, so viel davon noch übrig ist. Mich lassen die Hunde ja nicht mehr zurück. Hab' unsre Wirtin schon gebeten, daß sie mir hier ein stilles Eckchen aussucht. Am Waldrand muß es sein, Ahorn soll darüber rauschen. — Denk' dir, Anton, mit

dem Schreien und Widersprechen will es bei mir nicht mehr so recht gehen. Was hab' ich nicht alles im Leben überschrien!. Haß und Neid, Verleumdung und Bosheit, Kinderlärm und allzugroße Liebe, zuletzt sogar den Herrgott. Ich bin sozusagen ein Selbstmensch, du weißt. Überließ Beten und Frommsein meinen Kindern, und meine Alte mußte für mich in die Kirche. Ich ging in den Wald. Jetzt aber, wenn ich so allein in Schmerzen liege, weiß der Deiwel, dann ist es mir, als ob durch Waldrauschen etwas an mein Bett kommt mit Mutters Stimme. Und dann versuch' ich zu beten. Das Vaterunser habe ich bis auf eine Bitte schon zusammengebastelt."

„Welche fehlt denn?"

„Nein, laß, die finde ich selbst. Man wird wirklich auf seine alten Tage noch zum Frauenzimmer. Du, zum Abendmahl komm' ich nicht zu dir. Aber leih mir dein Gesangbuch. Da muß ein Lied sein von der Liebe und der Stärke. Mutters Stimme zitterte immer etwas, wenn sie das las."

„Ich will dich lieben, meine Stärke. Meinst du das?"

„Ja, das ist gut. Stärke hab' ich immer gern gehabt. Laß mir das Buch. Schlafen kann ich doch nicht. Als ob ich seekrank wäre und ein Igel hätte sich versehen und wäre in meinen Magen geraten."

„Du schonst dich aber auch zu wenig."

„Ach was, schonen! Mein Lebtag ist der Magen mein Sklave gewesen und ich hab' ihm das eiskalte Bier nur so übergegossen. Schön aber war es doch. Gute Nacht. Und den Karl fragst du mal so krumm herum, warum er nicht heiraten will."

Auf den Balkonen wurde es still. In des Pastors Stube brummte das Cello. Er spielte den Choral: ‚Ich will dich lieben' dem Bruder als Schlafgesang und dachte über die Beichte nach, die er eben gehört. ‚War das nicht besseres Christentum als so manches jetzt auf Kanzel und Altar?'

Als der Mond unter war, saß Karl an des Vaters Bett und streichelte die blaugeäderte Hand.

„Du sollst mich etwas fragen, Papa," sagte er mit einem gewaltsamen Entschluß, „das heißt, Onkel will es so. Ich saß unten im Fliederbusch und hörte euch. Immer wenn ich starken, süßen Duft um mich habe, sitzen mir die Bekenntnisse lose zwischen den Zähnen. Jasmin blühte, als ich der Anna sagte: ‚Du wirst auf mich warten, denn ich hab' dich lieb.' Daraus wurde nun nichts. Sie sieht mich mit großen Augen an, und Onkel schimpft. Tut mir leid, aber ich kann ihnen nicht helfen."

Der Vater stieß den Ellbogen ins Kissen und richtete sich halb auf: „Hast du mir etwas zu sagen, Karl?"

Der Junge nestelte an seinem Schlips, der ihm wieder schief hing: „Du meinst, wie ich dir sonst eine gemauste Birne oder eine Nachsitzstunde in der Schule beichtete. Nein, Papa, diesmal ist es mehr. Onkel wittert schon etwas, aber lieber sag' ich es dir, wenn du auch nicht fragst. Ewig schade, daß der Paul oder der Fritz nicht noch leben und ich läge tot im Schlachtgraben."

„Pfui, Jung, was sind das für Reden!"

„Bekenntnisse, Papa. Diese Nacht muß voll von Bekenntnissen sein, und im Dunkeln kommen sie leichter heraus. Das denke ich mir bei Verheirateten so schön. Im Unterstand bin ich etwas stumpf geworden und die Theologie hab' ich an den Nagel gehängt. Aber das ist es nicht, was mir das Frohsein genommen hat. Die furchtbare Erkenntnis kam erst später."

„Nu, was denn, was denn? Heraus damit! Warum willst du nicht heiraten?"

„Weil ich keine skrofulösen Kinder in die Welt setzen möchte." Nun war es heraus. Karl schluckte und kaute an seinen Worten. „Sieh, Papa, ein frommer Einsiedler war ich in Dorpat gerade nicht und prahlte noch damit, daß ich das Leben kennen lernen müßte. Meine Natur verlangte es so. Da hat das Leben mir ein Andenken zurückgelassen, an dem habe ich mein lebelang zu schleppen."

„Junge! O pfui!" Er schüttelte ihn an beiden Schultern.

„Schlag zu, Papa. Mir selbst zum Ekel bin ich geworden. Die klugen Ärzte sagen wohl, Quecksilber habe geholfen. Ich aber weiß, daß solch eine Pest noch nach Jahrzehnten sagen kann: ‚Da bin ich wieder'. Und wie ich jetzt nach Deutschland komme und denke, ich dürfte mich nicht sehen lassen, da höre ich, daß ganz Deutschland von diesem Ekel durchsetzt ist, daß wir uns noch wie rein vorkommen können. Ganze Familien im Weltkriege vergiftet. Seitdem schüttle ich mich vor Widerwillen, wenn ich an diesen Sanatorien und Erholungsheimen vorübergehe. Und Frankreich sorgt am Rhein dafür, daß die Seuche fortwirkt. Sie allein ist Siegerin im Weltkriege geworden."

Der alte Pastor stöhnte: „Erbarme dich, hör' auf! Warum sagst du mir das alles erst jetzt?"

„Ich meine, du hättest genug an den Deinen erfahren. Der letzte wollte dich schonen. Nun sie aber die Köpfe zusammenstecken und auf mich weisen, will ich wenigstens vor dir ohne Feigenblatt stehen. Die

Anna wird mich vergessen, ich bin nichts für sie. Aber du, Papa, sollst besser von mir denken. Jetzt weißt du es, daß ich ehrlich genug bin, wenigstens andre nicht unglücklich zu machen."

„Und was soll nun aus dir werden?"

Karl wurde nervös. Er trat an das Balkonfenster, die Hände in den Hosentaschen, und starrte in den dunkeln Garten hinaus. Dort rauschte eine Linde geheimnisvoll, um die Starmatzhäuschen war heimliches Leben.

„Laß das kurze Fragen, Papa. Es kommt ja doch allmählich alles heraus. Ja, das ist das Studentenleben, wie es weint und lacht. Also mit der Lebensfreude ist's Essig und ein Einspänner muß ich bleiben. Aber dort hinter der Nacht liegt die Heimat, der ich noch etwas sein kann. Da will ich hin. Ich habe so einen Geruch von Jasmin in der Nase. Er war immer auf meinem Geburtstagstisch. Den will ich suchen, dort duftet er schöner als hier. Sieh, Papa, wenn ich an Kurland denke, ist es mir, als sähe ich wieder unsern Viehstall brennen. Die Kühe brüllen, am lautesten der Bulle an der Kette, die rotglühend sich an seine Flanke legt. So sind die Balten jetzt, die dort tapfer aushalten. Ihnen muß geholfen werden. Besonders die Kinder tun mir leid, weil ich keine eignen haben darf. Für sie will ich schaffen, solange ich noch unterrichten kann. Sie fragen nicht, welchen Jesus ich glaube und welchen nicht. Sie werden sich nicht wundern, daß ich keine Frau habe. Um so näher sollen sie mir stehen. Und von Deutschland gehe ich leichter fort. Ich habe es nicht besser gefunden, als ich bin. Wir beide — verpfuscht."

„Deutschland aber wird hochkommen," sagte der Alte aus ehrlicher Überzeugung heraus.

Karl pfiff zwischen den Zähnen: „Glaubst du? An dem Tage, wo ich das in den Zeitungen lese, will ich eins über den Durst trinken und mir einbilden, ein kleines Mädchen hätte mich geküßt, als ob ich gesund wäre. Schlaf wohl, Papa. Nun ist es überstanden, und morgen wollen wir uns stramm in die Augen sehen, ehe wir uns Lebewohl sagen."

Aus dem Dunkel heraus kam ein knurrender Ton. Anton Nettelhorst hielt bisher die Hände krampfhaft gefaltet. Jetzt tappte er am Bettrande hin, er suchte sein letztes Kind: „Lebewohl?" fragte er unwirsch. „Ich von dir scheiden, du von mir? Dummer Junge, als ob ich schon wie ein Krüppel hinter den Ofen muß. Mit dir gehe ich, bei dir bleib' ich. Gott sei Dank, noch kann die Heimat uns brauchen. Komm her, Junge, daß ich dich fühle. Ich hätte dir besser aufpassen sollen, ich — jetzt dein Mitschuldiger."

Seine Hand packte zu und faßte den Sohn, der in des Vaters Umarmung verschwand. Aufschluchzend weinte er sich wie ein kleiner Knabe an des Alten Schulter aus.

⌘ ⌘ ⌘

Und die Sonne hatte Mitleid mit beiden und lachte wieder vom wolkenlosen Himmel. Das Schneefeld des Brockens sah blendend in die Täler hinein. Auf Wegen und Stegen wurde es laut. Da vom Juni an die Eisenbahnfahrten noch teurer werden sollten, beeilten sich die Schulen und traten schon im Mai klassenweise ihre Wanderungen an. Baronin Irmgard konnte sich nicht satt sehen an diesen Kinderreihen, die singend durch das Kalte Tal zogen, am Radauufer im Grase Kränzlein wanden, staunend zu den gewaltigen Felsgebilden aufschauten. Mit ihren Kindern zog sie hinterdrein. Die sollten deutsche Frühlingsluft auf Vorrat in die Lungen pumpen, ehe sie nach Hause reisten. Denn nach Hause sollte es gehen. Sie konnte in diesen Blütentagen keinen traurigen Menschen sehen. Ihren Siebenten mußte sie jedem, auch dem eingefleischtesten Junggesellen zeigen. Anna durfte ihn umbetten, Maria im Wagen durch den Garten fahren. Nur Wanda hatte keine Geduld dazu.

„Kleine Kinder halten auf," behauptete sie leichtsinnig. „Unterdes verwelken so viele Blumen, und es duftet wahrhaftig schon nach Rosen."

Aber Gustav und Heinrich bekamen den kleinen Heiden umschichtig auf den Schoß, damit sie sich an Kindereien gewöhnen sollten, wie Baron Astaf lachend sagte. Heinrich roch allerdings meist nach Stall und wurde deshalb von der jungen Mutter schneller beurlaubt, während Gustav ins Sinnen hineinkam, wenn der dralle Bursch ihn mit großen, wachen Augen ansah. Der glückliche Vater behauptete, er lachte schon und würde klüger werden als die sechs bis acht zuhauf. Und war er in seinem Wagen eingeschlafen, dann zog der Baron sein Weib auf den Schoß, nahm sie an sich heran und flüsterte ihr ins Ohr, wie stolz er auf sie wäre. Sein Rotbart kitzelte sie, daher drückte sie sich fester in ihn hinein, strich wie ein kundiger Friseur über sein kurzgeschorenes Haar und hörte aufmerksam zu, wie er sich mit sieben Jungen bescheiden wollte. Dann zog sie die Augenbrauen zusammen, sah ihn flüchtig an und schüttelte energisch den Kopf. Sie wollte für ihn mehr als die Erste tun.

Er lachte sie zuversichtlich an und fing ihre Wangen zwischen seinen Händen.

„Närrchen, verstehst du nicht zu teilen? Glaubst du, daß meine ganze Liebe mit dieser ersten Liebe eingesargt ist? Erste Liebe ist Versprechen, zweite Erfüllen. Sollte ich aber deshalb die Erste vergessen? Darin darf der Mann sich schon mehr zumuten als ihr. Er kann die eine Frau lieben und doch noch der andern gedenken, die ihm erste Sonne in Stube und Herz getragen hat."

Da schob sich die junge Mutter von seinem Knie, holte das Bild der Ersten wieder hervor und betrachtete es wie auf einer Kunstausstellung mit Andacht und ehrlichem Willen. „Du mußt mir mehr von ihr erzählen," sagte sie tapfer. „Bei diesem Bilde will ich mich einschmeicheln, ehe ich das verlassene Grab mit Vergißmeinnicht bekränzen kann." Und sie wand ein Efeureis herum und stellte es wieder an seinen alten Ort.

Ja, an die verlassenen Gräber dachten sie oft. Es peinigte sie der Gedanke, daß fremde Stiefel vorbeigehen und plumpe Spuren eindrücken könnten. Diese Gräber waren ihnen wie kleine Kapellen, die zu Andacht stimmten. Und sie ratschlagten, wie sie schneller zu Paß und Einreiseerlaubnis kommen konnten.

Hatten sie Pflichtbesuche bei den andern Balten gemacht, so erholten sie sich auf stillen Waldwegen und tauschten ihre Beobachtungen aus. Astaf meinte, daß man sich mit diesen Kurländern leicht einlebte. Irmgard widersprach.

„Ich weiß doch nicht. Sie sind anders als ihr. Ich als Wienerin urteile unbefangener. Ihr paßt mehr in eine Stadt hinein, im Smoking oder Cutaway mit geknüpfter Seidenkrawatte. Den Kurländer denke ich mir am liebsten auf dem Lande, in derbem Lodenrock, und ein Jägerhorn müßte ihn anmelden."

„Vielleicht findet er sich leichter als wir in die Bauerrolle hinein, die jetzt uns allen auf den Leib geschrieben wird."

„Das goldne Herz guckt ihm jedenfalls aus allen Schlitzen und Ärmellöchern, mag er auch noch so oft seine Garderobe wechseln. Und auf solch einen Wechsel müssen wir uns heutzutage doch alle verstehen. Ich zum Beispiel — sollte man es glauben. Als vielfach geflicktes armes Madel in der Wiener Leopoldstadt geboren, habe ich mich zum Theater durchgehungert, betete meinen Rosenkranz, studierte meine Rollen und lebte als verwöhnte Prinzessin vom Beifall jedes Abends, bis ich zuletzt auf den tollen Einfall kam, statt dessen nur den Beifall eines einzigen zu suchen. Der machte mich zur Baronin, zur Mutter meiner Kinder und nächstens zur Hofmutter, wie es die Kurländer nennen."

„Und sich selbst zum Hofmuttersmann. Hast recht, Schatz, bist eine interessante Persönlichkeit, eine Kinoprinzessin, wie sie leibt und lebt. Karl Nettelhorst soll nächstens deine Memoiren schreiben."

„Nein, nein, der lieber nicht. Von Frauen scheint er nicht viel zu halten, und ich käme dann nicht gut ab. Ich liebe die Männer nicht, die so eine tiefe Falte über dem Nasenbein tragen. Denkerstirnen nennt man so was. Ich weiß nicht. Mir fehlt dabei immer die Frau, die vergessen hat, ihren Mann aufzubügeln. Da lobe ich mir die Tränensäcke des alten Plettenberg, die Vivatnase seines Ältesten, die zwischen Sommersprossen wie ein Kälbchen zwischen Butterblumen steht. Oder den herzigen Pudelkopf Udos, den krausen Schopf des jungen Linden. Da ist nichts mehr typisch, alles charakteristisch, persönlich. Solcher Jugend traut man schon Mannestaten zu. Meinst du nicht?"

Der Baron schmunzelte in seinen Bart hinein: „Was du immer die Mannsleute zu betrachten hast! Also halte ich mich an die kurischen Damen. Da finde ich eine, die kommt mir nicht mehr aus dem Sinn. Hinter die möchte man kommen. Und wenn ich nicht schon mit dir belastet wäre ..."

„Astaf, ich lasse dich im Walde allein. Ich bin eigentlich schon fort, wenn ich auch noch hier bin."

„Nee, nee, Scherz beiseit, ich glaube, die könnte den Männern gefährlich werden. Da steckt Charakter im Blut. Wie sie sich jetzt in der Tracht der Krankenschwester darstellt — Donnerwetter!"

„Anna? Anna Nettelhorst? Also auch du. Wo man hinhorcht, ist jetzt von ihr die Rede. Aber kommt sie dazu, so biegt man sacht um die Ecke. Mir ist sie für eine Frau etwas zu kompliziert, man muß sie sich zusammenbuchstabieren. Es ist, als gleite sie an den Wänden hin, und tritt doch sehr selbstbewußt auf. Sie soll von ihrer Umgebung sehr verwöhnt worden sein, hat schon früh Triumphe gefeiert, die sie jetzt vermißt, und flüchtet nun mit dem leeren Herzen hinter die Maske allgemeiner Nächstenliebe. Nicht mein Genre. Tatmensch mag sie sein, ist auch nett zu Vater und Schwester. Doch ich fürchte, sie gehört zum Stamme jener Asra, die da sterben, wenn sie lieben."

Astaf wunderte sich. Er erkannte seine nachsichtige Irmgard kaum wieder, sie, die sonst immer ein Schleierlein für des Nächsten kleine Schwächen hatte. Aber sie blieb

eigensinnig bei ihrem Vorurteil: madonnenhaft schön, aber undinenhaft seelenlos und ein Elend für den, der anbeißen sollte.

Da bogen sie aus der Lindenstraße in die Goslarsche ein. Eben schlug die Kirchenuhr zwölf. Aus den Schulhöfen drang gewaltiger Lärm zu den Bergen hinauf. Muntre Pennäler, in deren Ranzen es hohl kollerte, hüpften halbnackt auf dem Bürgersteig nach Hause. Kleine Mädchen folgten ehrbarer, noch an ihren Butterbroten kauend. Am lautesten aber ging es in der Villa der Frau Steuerinspektor Schwarz her, deren Garten zwischen blühenden Deuzien und Spiräen sich zu einer Wiese hinabsenkte. Aus einem Fliederstrauch brach in gewaltigen Sätzen ein robuster Mann, der die Wiese zu gewinnen suchte. Aufjauchzend sprang Udo hinterdrein, und Gretchen Nettelbeck in weißem Röckchen und blauer Schürze suchte ihm die Fährte abzugewinnen. Durch eine gackernde Hühnerschar brachen sie im Sturm, ohne auf den sehr erregten Hahn zu achten, und verschwanden hinter einer Schlehdornhecke.

„Aha, Deutsche auf der Spur des Letten," brummte Astaf tief befriedigt. Aber sein Schatz stieß ihn an. Sie hatten Gustav von Linden nicht bemerkt, der plötzlich durch die Gartenpforte eingetreten war und auch der Wiese zustrebte. Und auf dem Doppelbalkon stand Anna Nettelhorst statuenhaft ruhig in schwarzem Kleide und weißer Haube, die sie wie eine Jungvermählte kleidete. Des Vaters Betteppich wollte sie ausklopfen und bemerkte den Gruß der Dreilöwens nicht. Unverwandt sah sie Baron Gustav nach. Der schien es eilig zu haben. Aus der Stube rief eine nörgelnde Stimme: „Antje!"

Da wandte sich das junge Mädchen und ging hinein. Es war, als ob sie nicht gern hineinging.

⌘ ⌘ ⌘

Ja, was ging die Nettelhorsts ein adliges Urteil an! Sie wurden nach ihrer Manier selig oder unselig, je nachdem man den einzelnen Fall ansah. Vater Anton hatte seinen Kremlinger Bauern abgesagt und rüstete die Heimkehr. Seinen Karl wollte er sobald als möglich für sich haben. Aber so schnell ging das mit Paß, Kaution und Polizeischein nicht. Auch Karl hatte politisch mit den Freunden noch zu verhandeln. Mehr denn je sollte er zu Hause für regen Verkehr zwischen den Landsleuten hüben und drüben sorgen. Die Erlaubnis hatten sie nun, da ein früheres Stubenmädchen aus Steinsee für sie gebürgt hatte. Ohne Bürgschaft solch eines politisch begabten Dienstmädchens stellte Lettland keinen Reiseschein aus.

Vater Ulrich dagegen rüstete zum Umzug ins Krankenstift. Seine Anna hatte darauf bestanden und seine Anna setzte beim alternden Vater viel durch. — „Laß das, laß. Sie will es nicht." So winkte jetzt der Oberförster ab, wenn Gretchen oder Karl etwas vorschlugen. Er war wie ein kranker Spatz in ihrer Hand.

Über Anna aber kam allmählich jene merkwürdige Stimmung, die man oft bei übermüdeten Krankenschwestern findet, automatenhafte Freundlichkeit, die jede Operation und jeden Sterbenden mit derselben Fassung betrachtet. Sie sind nicht herzlos, scheinen es aber zu sein. Das Denken hat sie müde gemacht. Von widersprechenden Gefühlen hin und her gezogen, stand Anna zwischen ihren Landsleuten allein. Was gingen sie schließlich diese Barone und Gräfinnen an! Nur den einen beobachtete sie noch und verfolgte jeden kecken Schritt Gustavs mit schmerzlichem Interesse. Denn sie konnte nicht mittun. Von Heimkehr sprach sie nicht mehr, aber für ihn hoffte sie es. Dort zu Hause sollte er in edlem Wettkampf ein ganzer Mann werden. Mit fast mütterlichem Anteil horchte sie etwas von seinem Wagemut ab. Immer häufiger tauchte der wunderliche Russe auf, der mit dem Schicksal Hasard spielte und nun auch Gustav auf eine Karte setzen wollte. Es war, als ob die beiden allein den kranken Koloß Rußland heilen wollten. Gleiche Liebe zur Heimat beseelte sie.

Mehr aber noch als auf ihn horchte Anna jetzt nach Ferland Rudsit hin, auf den sie selbst den jungen Baron aufmerksam gemacht hatte. Sie meinte einigen Einfluß auf den Halbletten zu haben. Sie waren zusammen konfirmiert, Anna hatte seine kranke Mutter gepflegt. Das vergaß er ihr nicht. Er tat ihr leid. Sie verstand so gut, daß er mit den besseren Letten einen Aufschwung seines Volkes erhoffte, wohl auch den Mord des Vaters rächen wollte. Nun sollte er, wenn auch mit Widerstreben — Anna wollte es so — mit Gustav zusammen für eine gemeinsame Heimat wirken, in der Letten und Deutsche sich verstehen sollten. So zog sich allmählich zwischen den dreien ein feines Gewebe zusammen, ohne daß Anna ahnte, wie tief sie sich darin verstricken sollte. Kamen Feodor und Ferland unangefochten über die Grenze, warum sollte es Gustav nicht gelingen? Selbst sollte er zusehen und nicht von andern abhängen.

Wenn nur ihre feurigen Patrioten sich nicht durch kindische Späße ablenken ließen. Ferland war immer mit Udo zu sehen, und jüngst war es Anna aufgefallen, daß Gustav zufällig dort war, wo er Gretchen treffen

konnte. Oft genug hatte sie die Schwester durch den Garten lärmen hören, und Gustav sah über den Zaun oder stand noch näher. Das sollte er bleiben lassen, er hatte Besseres zu tun.

Was ging den großen Ferland aber alle Politik an, wenn er seinen blonden Udo in den Wald mitgenommen hatte und Gretchen schon von weitem mit dem Strohhut winkte. ‚Ein wunderliches Paar die beiden,‘ dachte Gretchen mutwillig, wenn sie den auffallend kleinen, feinen Zehnjährigen gerade bis zu Ferlands Hüfte aufragen sah, immer die strahlenden Augen zu seinem Mentor erhoben, lebhaft zu ihm hinaufsprechend. Verstanden sie sich nicht gleich, so packte Ferland den Knirps wohl ohne Umstände und trug ihn auf Arm oder Schulter fort. So hörte er besser und schaute dann wortlos, wie berauscht, in das erhitzte Gesicht dieses Kindes, für das ein Wort von ihm wie Predigtwort am Sonntag war. Graf Plettenberg hätte ordentlich eifersüchtig werden können, wenn er ihm nicht so bedingungslos vertraut hätte. Sie schwammen und ritten zusammen. Zu Spaziergängen durfte auch Gretchen mit. Und dann kam es darauf an, wer der erste oben auf dem Bärenstein oder auf der Muxklippe war, die Kinder auf dem Wege, Ferland über Wurzel und Stein. Und meist lachte er hochatmend ihnen schon entgegen. Sonne, Mond oder Sterne standen dann leuchtend über seinem großen Kopf, fast ehrfürchtig sah Udo zu ihm auf.

Was der Ferland alles wußte, wie er zu erzählen verstand! Jeder kleinen Geschichte gab er eine Seele mit, die nicht aus Büchern stammte. Und sprach er von Kurland, so wuchs das Gottesländchen augenansehnlich vor den entzückten Bubenaugen auf. Dann ruhten die drei auf einem Baumstamm aus, Buchenzelte über sich, und links rief der Kuckuck und rechts der Tauber. Der Bach aber hastete vorüber, um nicht zu stören.

Einmal hatten sie die Kattnäse erklettert, einen verwitterten Quarzfels im Walde mit weiter Fernsicht, und ruhten in der kleinen, ganz umschatteten Schutzhütte aus. Später wollte Ferland ihnen auf einem Plateau unter der Klippe die Jagdhütte zeigen, deren Schlüssel er sich vom Forstmeister ausgebeten hatte. Ferland schnaufte ordentlich, der Schweiß rann über die Backen in seinen Bart hinein. Keuchend warf er seinen Rock ab und ließ sich auf die lange Holzbank fallen, daß es knackte. Es war schwül, ein hohler Wind schnob über sie hin, Wolkenfetzen zogen vorüber wie Vogelschwärme auf der Herbstreise. Prüfend sah Ferland zum Himmel auf und dann in die Tannenbuchten ringsum. Hier konnte es unheimlich werden, wenn die Sonne verschwand. Er hatte hier schon die Wildsau mit ihren gestreiften Jungen über den Weg zotteln gesehen und über sich Adlerschrei gehört. Die Kattnäse drohte schmutzig-grau aus dem blauschwarzen Forst heraus. Ob es nicht ratsam war, gleich die Jagdhütte aufzusuchen, ehe das Unwetter sie überraschte? Aber da war schon der kleine Quälgeist zwischen seinen Knien und forderte eine Geschichte.

Also los! Mit kurzem Untergriff setzte er den Jungen auf sein Knie und sah unschlüssig auf Gretchen hin. „Wie alt bist du denn?" fragte er.

„Bald schon sechzehn," antwortete sie und warf das Näschen auf.

„Das heißt also fünfzehn, und ich bin dreißig und darüber. Also kannst du noch mein Kind sein."

Ein Druck seiner Hand und sie saß auf seinem zweiten Knie. Väterlich stolz sah er bald den einen, bald den andern Krauskopf an. Der große Mann, in jeder Gesellschaft scheu und unbeholfen, wurde zum Spaßvogel zwischen diesen Kindern. Erzählen, wovon? Also vom Herzog Jakob und Kurlands Blütezeit, von Kurlands Kolonien in Westindien und Senegambien, woher Gold und Elfenbein nach dem Hafen Windau gebracht wurden. Die rote Fahne mit einem schwarzen Taschenkrebs in der Mitte hatte über kurischen Handelsschiffen geweht. Mit großen Augen hörten die Kinder zu.

„Waren auch Letten in Afrika?" fragte Udo hochatmend.

„Dummer Jung," schalt Gretchen, „Letten waren damals nur für Mistgabel und Dreschflegel da. Letten wurden seekrank auf dem Meer."

Ein trauriger Blick traf das junge Mädchen. „Letten waren noch leibeigen," sagte Ferland ernst und erzählte dann, wie der Schwede Douglas den Herzog und seine Familie im Mitauer Schlosse überfiel und gefangen abführte.

„Und was machten die Letten da?" Udo hörte mit hochroten Wangen zu. Gretchen wollte ihn wieder berufen, aber Ferland kam ihr zuvor.

„Letten waren damals arm und bedrückt. Die Deutschen hatten ihnen das Land genommen. Jetzt nehmen sie es von den Deutschen zurück."

„Pfui, Ferland, das dürfen sie aber nicht," rief der Knabe leidenschaftlich und rutschte von seinem Knie. „Sie sollen uns Steinsee nicht nehmen, das gehört Papa. Und ist er tot, so bekommt es Heinz. Und heiratet der



Märchen. Gemälde Von Prof. Julius Diez

nicht, so komme ich dran. Denn ich heirate Gretchen bestimmt. Gretchen wird warten."

Gretchen aber streikte: „Nein, Udo, das dauert mir zu lange. Dann heirate ich lieber Heinz und bekomme Steinsee."

„Und ich?" fragte der kleine Ritter weinerlich.

„Du kommst zu uns zum Besuch und ich geb' dir Himbeerlimonade und viel Zucker dazu." Der Schalk saß ihr im Nacken, sie mußte jemand zum Necken haben.

„Will keine Limonade," sagte er trotzig. Da lachte sie fröhlich heraus, und Ferland lachte mit seiner tiefen Stimme und kniff ihn in die Wange. Jungen sollten sich von Mädchen nicht anführen lassen. So schlichtete er den Streit. Kurland wäre groß genug für Letten und Deutsche. Und Steinsee werde dem Vater bleiben, wenn auch nicht mehr so groß. So könnte Heinz es leichter bewirtschaften und Udo könnte den Wald unter sich haben, den er doch so liebe. Ach, ja, der Wald! In Rückerinnerung versunken, glänzten die schönen Knabenaugen. Seine Kaninchen, sein zahmes Reh! Und wie beide den Fuchsbau belauscht und die kleinen Füchse hatten spielen sehen. Und eine Krähe hatte er schon geschossen. Das hatte ihm Heinz erlaubt, nicht der Vater. Merkwürdig, wie er immer auswich, wenn vom Vater gesprochen wurde. Er bekam dann so einen alten Zug um den Mund.

„Hast du deinen Vater lieb gehabt?" fragte er, und seine kleinen Hände streichelten Ferlands Wangen.

„Sehr, ja, sehr. Aber da kamen die Preußen und erschossen ihn." War's übrigens recht, dem Knaben alles zu sagen? Der lockte so eins nach dem andern heraus.

„Warum mußte er sterben?"

„Weil er ein Lette war." Das konnten die Kinder nicht begreifen. Und Gretchen, die an ihren kranken Vater dachte, tröstete, alles würde besser werden, wenn sie nur erst wieder in Kurland wären.

„Du liebst deinen Vater doch auch, Udo?"

„Nein," stieß der Knabe zwischen den Zähnen heraus. Da fuhr er aber zusammen. Ein kurzer Donnerschlag schreckte sie auf. Der Brocken war nicht mehr zu sehen. Das Gewitter stand dick und dicht über dem Eckertal. Es war nicht mehr zu unterscheiden, ob es in der Ecker oder in den Wolken rauschte. Udo war aufgefahren, als stände der Vater zürnend hinter ihm. Im ersten Schreck wollte Ferland beide Kinder fassen. Hinunter zur Jagdhütte, aber schnell!

Da bewegte sich etwas im Dickicht. Gustav von Linden stand vor ihnen.

„Nehmen Sie den Jungen, fürs Fräulein sorge ich," rief er kurz, fast befehlend.

Ferland stutzte. Wieder dieser Baron! Was hatte er sich in ihre Spiele zu mischen? Schon als Knabe hatte er angeführt und Ferland nur als Laufburschen gelten lassen. Er müßte die Kinder nach Hause bringen, behauptete er kurz. Aber nun wollte Gretchen nicht in den Regen hinaus, und Udo verlangte eigensinnig nach der Jagdhütte. Ferland biß die Zähne zusammen: „Also bleiben Sie bei Gretchen, Herr Baron," rief er ärgerlich und sprang, den Jungen im Arm, durch den Tann. Erste schwere Tropfen fielen auf seine Schulter.

Gretchen wollte nun doch folgen, da vertrat Gustav ihr den Weg: „Wozu, kleines Fräulein? Dies Dach ist wasserdicht. Also warten wir ab. Der Jung ist ein Bangbüchs und mag hinter Schloß und Riegel."

Gretchen fröstelte. Der stärker einsetzende Wind fuhr durch die Ärmel ihrer weißen Bluse. Noch nie war sie mit diesem Gustav allein geblieben, hatte ihn nur von weitem bewundern können, wenn er Antje in den Sattel geholfen oder mit der Mutter nach Steinsee zur Kirche gefahren kam. Es war ihr gewesen, als ob er bisher hoch über ihr gelebt. Sie hatte von Zeus gelesen, der dazwischen die Töchter der Sterblichen besuchte. Das hatte sie sehr nett gefunden.

„Fürchten Sie sich vor Gewittern?" fragte er obenhin. Sie schüttelte lächelnd den Kopf.

„Aber vor mir?" Da lachte sie ihn aus. Sie konnte nicht lange ernst bleiben und erzählte, daß sie an Zeus und Danaë gedacht. Die Geschichte mit dem goldnen Regen hatte ihr besonders gefallen. Ob er meinte, daß Zeus auch im Gewitter gekommen sei. Das wußte er nicht und wurde unsicher.

„Setzen wir uns," schlug er unbeholfen vor. „Platz ist ja da." Noch war der roh gezimmerte Tisch zwischen ihnen. Einige Buchfinken flatterten scheu vorüber, der Regen fiel stärker. Im Busch knackte es, als bräche Wild durch. Aber sie sahen nichts.

„Herrlich!" sagte sie und sah mit gekreuzten Armen den Blitzen in die aufleuchtenden Augen. Dann plauderte sie von der Frau Schwarz, wie lieb sie wäre, und daß Vater in die Klinik müßte und sie ganz allein bliebe.

„Ziehen Sie zu mir," schlug er flott vor.

„Zu Ihnen? Wo wohnen Sie denn? Hagen haben Sie doch nicht mehr."

Er biß sich auf die Lippen. Etwas Ulken hatte ihm über das Unwetter hinweghelfen sollen. Nun wurde er verulkt. Gretchen merkte ihren Vorteil und sah ihn mit einem kleinen Spott in den Augenwinkeln an. Sie

hatte von ihren Schulfreundinnen gehört, dem Hagenschen Majoratsherrn widerstände kein Mädchenherz. Nun widerstand sie schon eine Viertelstunde. Was war denn Besonderes an ihm, seit sie ihm sein Hagen abgeknöpft hatten? Hübsch war er. Wie nett seine schmalen Finger über das Bärtchen strichen. Wie er nicht gleich das rechte Wort fand und dann den Kruselkopf trotzig aufwarf. In seiner Krawatte saß eine echte Perle, und Vaters Siegelring paßte gut an seine Hand. Er muß viel Menschen gesehen und noch mehr Bücher gelesen haben. Bei so einer klugen Mama kein Wunder. Also wollte er unterhalten sein. Und sie gestand, daß sie Sehnsucht nach Mutters Grab hätte und nach ihrer alten Wärterin Lawise, die im Pastorat zurückgeblieben war. Er horchte durch den Donner, die Hand an der Ohrmuschel. „Verzeihen Sie, aber ich verstehe nicht recht."

„So kommen Sie doch näher," sagte sie unbefangen.

Ah, das verstand er und war sofort da, sehr nahe sogar. ‚Na, wenn er schwerhörig ist, meinetwegen,' dachte Gretchen. Aber nun sah er von oben herab immer an ihr herunter, als wäre an ihrer Bluse etwas nicht in Ordnung. Sie tastete mit leisem Finger herum, fand aber nichts. Und doch sah er immer noch so — so gönnerhaft herunter, fast wie Zeus auf Semele selig, ehe er sie verbrannte. Wird er nun als Goldregen oder als Fackel kommen? So überlegte sie mutwillig und lachte ihm bei dieser Vorstellung wieder ins Gesicht.

„Entschuldigen Sie, Herr von Linden," bat sie treuherzig. „Aber wenn es in mir so aufsteigt, ich kann es nicht zurückhalten. Dumme Gedanken, sagt mein Vater, und Antje schilt, weil ich auch im Schlaf lachen soll. Recht albern, nicht wahr?" Und dann beichtete sie, daß sie sich eigentlich vor ihm gefürchtet hätte. Die Leute in Hagen hätten die Stimme gedämpft, wenn sie vom Jungherrn gesprochen, der es in Bonn toll getrieben hätte. Immer hätten die Jungen in Steinsee sich auf ihn berufen: Gustav sagt, Gustav wünscht und Gustav tut dies und das. Ganz so wie Schwester Antje alle Mitkonfirmandinnen überragt hatte. Die sei immer so gefaßt und hausmütterlich, was doch eigentlich recht langweilig sei. Da brach sie ab und begriff nicht, warum sie ihm das sagte, warum sie nicht mit Ferland und Udo gegangen war.

„Ach, wissen Sie, mein Fräulein..." Fräulein! Wie erwachsen das klang, und sie war noch nicht konfirmiert.

„Wissen Sie, dort im Winkel unter Stroh und Heu ist es stickig und dumpf. Für vier auch zu eng. Und Sie sehen doch in die Blitze hinein."

„Sie auch?"

„O ja."

„So sehen Sie doch." Er aber sah immer nur sie an. Jetzt bekam sie die ersten Tropfen hinter den Kragen und schüttelte sich. Er bot ihr seinen Lodenmantel an, das litt sie nicht. Nun, dann beide, er war weit genug. So saßen sie eingewickelt, es war ganz behaglich, und der Regen trommelte auf das teergetränkte Dach.

Nun erst fiel ihm ein, weshalb er ihr aufgelauert. Also fing er von ihren Kinderspielen an, wie sie da oft für ihn gebeten, wenn Antje auf ihn böse geworden. Das aber wollte sie nicht gelten lassen. Nie hätten die Großen sie mitgenommen. „Dann sag' ich es Mama," hatte sie gedroht. Also komm. Aber hast du auch dein Taschentuch, Gretchen? Unsres geben wir dir nicht. Hast du keins? Also hol' dir erst eins. Und kaum war sie betrübt um die Ecke geschlichen, so waren alle im Saus fort gewesen zu irgendeinem Streich. Und sie hatte das Nachsehen gehabt. Gustav versprach, von nun an sich zu bessern und ihr auch sein Taschentuch zu geben. Sie lachte hell auf.

„Lachen Sie noch einmal," bat er. Da war der goldechte Ton wieder.

Dann klagte er, daß die Antje von alten Spielkameraden gar nichts mehr wissen wollte. Er wüßte nicht, wie er es anfangen sollte, sie wieder gut zu stimmen.

„Ach, sie tut doch nur so," tröstete Gretchen. „Oft spricht sie auch mit mir den ganzen Tag nicht, und doch liegt auf meinem Nachttisch ein Stück Schokolade."

Ja, meinte der Baron, den ihr Plaudern immer heiterer stimmte, solange könnte er doch nicht warten.

„Nein, Sie werden auch nichts bekommen. Aber Ihr Bild steht noch immer auf ihrem Schreibtisch, in Feldgrau, mit dem Stahlhelm. Also denkt sie noch immer an die alten Spiele, wenn die neuen ihr dazu Zeit lassen. Denn sie muß Vater pflegen, nach ihren Kranken sehen, auch mir aufpassen, und überhaupt ist sie für alle da. Oft habe ich Angst vor so viel Bravheit. Sie weiß immer, was sie will. Das kommt, weil Mutter früh starb und sie nun auch für mich Mutter sein muß. Aber Sie brauchen das doch nicht, Herr Baron, Sie haben ja noch eine Mama."

Nein, bemuttern lassen wollte sich Gustav auch nicht. Er hatte nur das eine gehört, daß Antje sein Bild noch stehen hatte, das gefiel ihm.

Ja, also er wollte eine Stoßreise nach Kurland unternehmen, selbst sich überzeugen, wie sehr sie bestohlen wären, und sich umsehen, ob man da noch wirtschaften könnte. Erst aber wollte er von Antje Abschied nehmen, ihre Aufträge hören. Und Gretchen sollte vorsorgen, wann und wie er zu ihnen kommen dürfte. O ja, das wollte sie gern.

Bei Donner und Blitz plauderten sie sich immer enger zusammen. Er prüfte ihr Gesicht, ob er Züge der Schwester wiederfinden würde. Hier aber war alles mehr rundlich, beweglich und kraus. Da fiel ihm ein, daß fast zehn Jahre zwischen den Schwestern lagen. Es fiel ihm zum ersten Male ein. Und so lachen wie die Kleine da konnte niemand, auch Antje nicht. Wann hatte er sie denn zum letzten Male lachen gehört?

Gretchen ließ ihm zum Nachdenken keine Zeit. Ihre Augen blitzten. Sie war stolz, daß Gustav reisen wollte. Was alles sollte er ihr nicht besehen! Ob in der Talsenschen Kirche das Rittergrab noch wäre, die hundertjährige Eiche vor dem Hagenschen Schlosse und ob die Leda in Steinsee schon wieder Junge hätte. O die wollte er ihr alle in seinem Reisenecessaire über die Grenze schmuggeln. Da merkte sie, daß sie wieder gemopst würde. Niemand wollte sie schon ernst nehmen. Sie rückte etwas ab und sah ihn herausfordernd an. Nein, wie Zeus sah er nicht aus.

„Ist Ihr Mantel wasserdicht?“ fragte sie schnippisch.

Jawohl, gewiß, bestimmt.

„Dann gestatten Sie wohl. Ich gehe zur Jagdhütte. Sie warten es wohl hier ab.“ Wie eine pikierte Königin stand sie in seinen Falten da.

Nun platzte er aus. Ob sie denn wüßte, wohin bei dem Regen? Nein, wo die Hütte lag, wußte sie nicht. Er auch nicht. Also stand sie ratlos am Eingang der Hütte und ließ es auf ihre ausgestreckte Hand tropfen. Nun wollte sie nach Hause. Er auch. Ohne Umstände warf er den Mantel wieder über sie beide.

Das Gewitter zog ab, sie konnten es wagen.

„Bitte,“ sagte er, als ob er sie zur Polka engagierte. ‚Frech, unglaublich frech,‘ dachte sie, nahm aber doch seinen Arm und beschloß, bei Antje für ihn zu sprechen. Man konnte ihm nicht böse sein. Übrigens wollte sie auch Ferland fragen, was man in solch einer Lage sagt und tut. —

Ja, wo war Ferland? Er hätte sich auch etwas mehr um sie kümmern können. Aber er hatte wieder seine eignen Nöte. In einigen Minuten war die Hütte erreicht, von Waldeinsamkeit umstellt. Wie kleine, artige Kinder hockten die Tännchen mit krummen, hellgrünen Troddeln am Eingang. Sonst summten im Sonnenschein hier Bienen und Hummeln um Hundehütte und Holzschuppen, und Spinnen hängten ihre Kunstwerke zum Ansehen zwischen den Zweigen auf. Jetzt aber sah die Kattnäse düster in den Schornstein hinein.

Nun waren sie im Trocknen. Udo aber wurde unheimlich zumut, als ob der Donner an den Wänden hinführe und die Blitzschlangen sich in den Ofen hineinwanden. Ferland zupfte ihn zurecht und erzählte, wie er hier im Mondschein den Dachs belauscht hätte und Rehe auf die Lichtung hinausgetreten wären. Sie untersuchten die Hütte. Ein schlichtes Strohlager, zwei Stühle, Tisch und Ofen — nichts weiter. An der Wand hing das Bild des Braunschweigers, der bei Quatrebras gefallen war. Ferland erzählte auch von dem, aber sein kleiner Prinz wurde ungnädig und schläfrig. Gretchen sollte kommen. Als das nicht anging, warf er sich aufs Bett und kehrte dem Freunde ungezogen den Rücken. Bald war er eingeschlafen. Mit zusammengezogenen Brauen saß Ferland am Jägerlager.

Das Mißtrauen des Letten regte sich in ihm. Sollte es möglich sein, war er dem da nichts weiter als ein bezahlter Lakai? Nicht doch. Solch ein Unwetter mußte ein Kind doch erschrecken. Eigentlich ein unheimlicher Ort, als ob hier ein Verbrechen geplant werden könnte, so ganz abseits von Menschen und Gott. Hier drang kein Glockenton herauf. Wer weiß, wer weiß ... Wenn er sich sagen müßte, daß aus dem Jungen da nichts weiter als ein kurischer Adliger werden sollte, ob es dann nicht besser wäre, ihn überzustrecken und die Mucken zu vertreiben. Und seine Hand ballte und öffnete sich wieder. Er sah in dem Augenblicke nicht nach Freundschaft aus. Pfui, was für Einfälle! Daran ist dieser Gustav schuld, den er nie hat leiden mögen. Ihm ist es wie Gretchen gegangen. Immer hat er beiseite stehen müssen bei ihren Spielen, immer nur das Lager bewachen, wenn die Schlacht tobte, oder das Holz zum Feuern herbeischleppen, wenn die adligen Bengel Jagd spielten und zum Sammeln bliesen. Ihm hatten sie zum Frühstück die Brotrinden zugeworfen. Dann war er grob geworden und hatte zwei oder drei von ihnen verhauen, den Gustav auch. Ob der es ihm noch nachtrug?

Nur die Antje war besser zu ihm gewesen, war mit ihm Hand in Hand in die Haselsträucher gegangen, und er hatte für sie die

Zweige geschüttelt. Die größten und reifsten Nüsse aber hatte sie doch dem Gustav gebracht. Einmal hatte er zornrot von ihr gefordert, den Bengel nicht mehr anzusehen, er machte sich doch nur lustig über sie. „Dummer Jung," hatte sie gesagt, ganz in Rosa, ein Korallenkettlein am Arm, und war ins Schloß gegangen, wo Gustav seinen Geburtstag feierte. Zuletzt sollen sie sich ja verlobt haben. Aber verlobt sahen sie nicht aus. Wenn er nun dachte, daß der Udo da auch solch ein seltnes Früchtlein werden sollte ...

Ist's denn nicht wahr, daß sein Lettenvolk immer unter diesem Stande zu leiden hatte, daß dies ganze Jammerleben heute in Kurland daher stammt? Hundertmal hat es Ferland in Zeitungen gelesen, so manches Empörende um Talsen herum selbst erlebt. Die Antje freilich hat gesagt, es sei übertrieben, und solange sie mit ihm gesprochen, war er überzeugt, daß sie recht hatte, denn sie hatte so manchem lettischen Mütterlein über den Berg geholfen und bei seiner Mutter gesessen, wenn der Vater einmal zu hart gewesen, wohl auch zugeschlagen hatte. Wie hatte Ferland diese Mutter geliebt, ob sie auch eine Deutsche war. Und Antje erinnert ihn immer an die tote Mutter, die ihm deutsche Kinderlieder gesungen. Der Vater aber mochte sie nicht hören. Vater, Mutter, Antje, Udo — in welchen Widerstreit reißen ihn diese Namen! Er kann sie nicht zusammenbringen, etwas stimmt da nicht. Wer sagt ihm, wo das Rechte zu finden ist? Ja, warum ist er denn nicht in Kurland geblieben? Dort herrscht doch jetzt sein Volk. Kein Adliger mehr wird ihn ärgern. Er mit seiner Bildung kann Stellen haben. Ja, warum, warum nicht?

Da kracht ein Donnerschlag über ihm, als stürzte die Kattnäse zusammen, und der Knabe wirft sich unruhig herum. Darum nicht, jetzt weiß er es. An diesen Knaben ist er gebunden, von ihm kommt er nicht los. Denn er ist der einzige gewesen, der ihn gestreichelt und gesagt hat: „Ferland, ich hab' dich lieb." Das hat die Mutter nie gesagt, denn sie war nicht für Zärtlichkeiten, und Frauenliebe hat er nie gekannt. Wenn sein Blut ihn ärgerte, hat niemand nach ihm gefragt. Die lettischen Mädchen verlachten ihn als Halbdeutschen, und die deutschen fingen an mit ihm lettisch zu sprechen, um ihn an seine Herkunft zu erinnern. Danach hat Udo aber nie gefragt. Ferland war für ihn Ferland, nicht Lette, nicht Deutscher, der ihm den düstern Vater ersetzte, zu dem er floh, wenn des Vaters unheimliche Liebkosungen ihn erschreckten. Beim gräflichen Vater muß er immer manierlich sein, Hofton lernen, alten Damen die Hand küssen. Dem Ferland klettert er auf Rücken und Schulter, schreit ihm seine Liebe in die Ohren, spritzt beim Baden, neckt ihn beim Fischstechen und bekommt dann Haue nur so zur Nachfrage, das Gesicht nach unten. Meist aber ist es dem großen Freunde zugekehrt und das Engelsköpfchen schmiegt sich an ihn und die kleinen Hände versuchen ihn zu umfassen. Herrgott, warum bleibt er nicht konsequent, warum läßt er sich von einem Zehnjährigen malträtieren? Frech ist sie doch immer, diese adlige Brut. Ja, warum bleibt er Kinderwärterin? Weiß er es wirklich nicht? Träumt er nicht voraus von einer Zeit, die auch ihm endlich nach all den Kriegsjahren ein Heim schaffen soll, so ein lauschiges zwischen Hopfenranken und Sonnenblumen? Und eine blonde Frau — blond muß sie sein — bringt ihm seinen Jungen aus der Kammer. Er hat ein Gedicht gelesen, das hat so geschlossen: ‚Meinen Jungen im Arm, in der Faust den Pflug und ein fröhliches Herz — und das ist genug. Frei will ich sein!'

Das hat ihm gefallen. Und der Jung müßte so wie Udo aussehen. Und die Frau? O, er wüßte schon, wie er sie sich denkt. Da ruft ihn ein Stimmchen. Udo ist aufgewacht. Es fällt ihm ein, daß er ungezogen gewesen ist. Er will um Verzeihung bitten. „Ich hab' dich lieb, Ferland." Weiter nichts. Und seine Ärmchen ziehen den großen Kopf herunter, legen ihn an seine Wange. Da faßt der Große den Kleinen und preßt ihn an sich, als wollte er ihn zerdrücken.

„Mein lieber, lieber Junge ..." Das Gesicht des Burschen verschwindet im breiten, blonden Barte.

„Du, das war stark," gesteht der kleine Baron fröhlich und wischt über seine Lippen. Dann lachen sie sich unbefangen an und wollen hinaus. Hier ist es beklommen. ‚Hier muß einmal etwas Heimliches geschehen sein,' denkt Ferland und stößt die Tür auf.

Da steht der Wald wie in Tau gebadet, Tropfenschleier hängen um die Tannenäste, Rinnsale kichern über den Weg. Drüben an den Taubenklippen vergrollen die letzten Donnerwolken. Ein Sonnenstrahl wagt sich heraus und trifft Udos Goldhaar. Wie ist die Welt schön und weit! Und für Ferland sollte in ihr kein Platz sein? Ein Bergfink wagt es schon den Wolken nachzurufen. Ferland pfeift das eintönige Liedchen nach, Udo versucht es mit ungeübten Lippen. Horch, ein anderer Mund trifft es besser als sie beide. Da steht etwas tiefer als sie Gustav am kleinen Liebesquell, der heute

Wasser in Menge vom Gestein hüpfen läßt. Und Gretchen klatscht in die Hände und lacht alle drei Finken aus.

Die Kinder gehen Hand in Hand voraus. Gustav versucht sofort Ferland zu unterhalten. Warum er sich nicht Ferdinand nennt, will er wissen. Nun, weil die Letten Ferland sagen, kommt es trotzig zurück. Also dann auch so. Aber nun will er wissen, wann Ferland nach Hause fährt. Er als Lette kann es ja den Schwalben nachtun. Ja, vielleicht schon bald. Denn der Kamarin hätte ihm geschrieben, es wäre Zeit. Man würde mißtrauisch, weil sie zu oft über die Grenze wollten.

„Er sollte sich in acht nehmen, der Feodor," riet Ferland bedenklich. „Die in Moskau machen nicht viel Federlesen und lassen ihn in Deutschland schon beobachten. Ich weiß, er will auch Sie über die Grenze haben, Herr Baron."

„Ach, lassen Sie doch den Baron," schlug Gustav kameradschaftlich vor. „Heutzutage leiht kein Jude mehr darauf. Aber über die Grenze will ich, muß ich."

„Wozu?"

„Ich glaube, ich halt's nicht lange ohne unsern Wald aus. Ich bekomme einen Krampf in den Fingern, die keinen Hahn mehr abdrücken dürfen. Dann will ich nachfragen, wie reich oder arm ich bin, und versuchen, mich in die neuen Verhältnisse zu finden."

„Sie wollen in Kurland bleiben?"

„Nu, wie denn nicht! Dahin gehören wir, Letten und Deutsche zusammen, und Kamarin soll uns den Weg nach Rußland aufschließen, nach dem gesundeten Rußland, wo nicht nur totgeschossen, sondern auch gearbeitet wird."

Das klang ganz vernünftig, wenn auch etwas hurtig. Ferlands Mißtrauen schwand. Antje fiel ihm ein, die um der Heimat willen solch eine Annäherung wünschte.

„Wird es nicht gefährlich für Sie sein?" fragte er. „Sie wissen, Ihr Vater war ein strenger Herr. Man wird dem Sohn die Einreise weigern."

„Pah, niemand kennt mich. Wenn's sein muß, reise ich mit falschem Paß."

Ferland überlegte: „Hm, gefährlich bleibt es, gefällt mir aber sehr. Ich könnte aushelfen. Bei Berlin ist einer aus der Landeswehr gestorben, dem ich den Paß schon besorgt hatte. Wollen Sie ihn? Dann reisen wir vielleicht zusammen."

„Topp!" Gustav schlug ein.

⁂

Als ob die Alten gar nicht dagewesen wären! Ferland will reisen, Gustav ihn begleiten. Aber Graf Plettenberg kann sich Udo ohne seinen Begleiter gar nicht denken, der ist doch gewissermaßen angestellt, seitdem er in Schlesien aufgesagt hat und das Harzer Forstamt ihn noch nicht haben will. Und Frau Magda pflegt über ihren Gustav zu bestimmen. Sie will sich Harzburg ohne Gustav nicht denken.

Die Alten leben sich im hübschen Städtchen ein und sehen es doch nur als Wartehalle an, wo der Personenzug hält. Wann kommt der D-Zug, der sie weiterführen soll?

Der stille Graf ist wie ein alter Marquis, den die Zeit mitzunehmen vergaß. Er sagt noch immer Unaussprechliche statt Hosen. Von Bauch oder des Körpers Schattenseite, die in Deutschland doch salonfähig ist, spricht er nie, spricht überhaupt lieber französisch als deutsch. Er hat strenge Wohlgerüche gern. Auf seinem Tische stehen Vasen mit halbwelkem Jasmin oder Lindenblüten. Und nach der Blumenzeit kommen die Essenzen, Winters Düfte, Düfte seiner Erinnerungen an die russischen Zauberfeste in Zarskoje Selo.

Harzburg ist so recht der Ort für ihn, ein Ort für Vergangenheiten, für still gewordene Menschen. Man sieht es ihnen schon auf der Straße an. Dort das kinderlose Ehepaar, das seine letzte Zärtlichkeit an ein gedunsenes Möpschen hängt. Hier ein harmloser Idiot vor einem Kinderwägelchen, der sich nur ärgert, wenn man sein lautes ‚Guten Tag!' nicht beachtet. Und dann die stillen, tannendunkeln Villen, von Stacheldraht umhegt, mit Anschlägen: ‚Achtung! Selbstschüsse!' oder ‚Böse Hunde. Bitte nicht zu raspeln!' Nie sieht man dort einen Menschen, nie hört man Kinderlachen. Sogar die Sonne schleicht vorüber. An der Villa der menschenscheuen Baronin wird natürlich geraspelt. Der verbitterten Majorstochter werden Hampelmänner an die Türglocke gehängt. Dazu noch jüngst die Zuwanderung entlassener Offiziere, die ihre Vergangenheit begraben sollen. In die sonst so strengen Mienen hat sich ein Zug von Entsagen eingemeißelt. Erhält einer von ihnen ein gnädiges Handschreiben aus der Villa Doorn, so macht es heimlich die Runde durch die verstummten Villen, und es geht ein Refrain durch ihre Räume, in denen das Echo gestorben ist: „Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!" Wer begreift die stille Tragödie, die sich dort in so manchem Mannesherzen abspielt!

Graf Plettenberg hat diese Villen gern. Hier trifft sich Motte und Fledermaus, und sie tauschen Lebensansichten aus. Er trägt sein tiefdurchschürftes Gesicht mit der Trauer-

weidenfrisur in sie hinein. Der dunkeln Baronin macht er Visite und erfährt ihre Vergangenheit, die sie von einem Hohenzollernschloß herübergetragen hat. Und einem Generalleutnant erzählt er vom Schiffbruch seines Lebens. Er hat die Frau nicht retten können, die sein Abgott gewesen ist, die für ihn gedacht und gehandelt hat. Dem Sohne kann er es nicht verzeihen, daß er von Rußland nichts hält und die Mutter hat einscharren lassen wie ein namenloses Handwerkerweib. Die Gräber, die Gräber der Ahnen, auf die der Lette wohl nächstens seine Latrinen leert, kann er nicht vergessen, sie rufen ihn. Aber erst muß er noch den Kampf mit seinem Jüngsten ausfechten, ihm Vaterliebe anerziehen.

Am häufigsten sitzt er natürlich bei Kusine Magda, die ihn Kusin nennen muß. Das hört die alte Zeit lieber. Sie machen sich ein klein wenig den Hof. Er bringt ihr weiße Narzissen vom Gärtner, und sie hat für ihn Pralinées bereit. Pralinées erinnern an Petersburg. Die Großfürstin Elisabeth bot immer welche zum Tee an. — Kusine Magda ist auch die einzige, die ihn mitunter in die neue Zeit hineinzwingt.

„Sie sollen Ihren Udo nicht quälen, Kusin," heischt sie ganz energisch, „Kindesliebe lernt man in Tanzstunden nicht. Als Sie damals Ihre Valerie beweinten, da haben Sie durch überlauten Schmerz das Kindergemüt erschreckt. Dieser Eindruck bleibt. Nicht für sich, für Steinsee sollen Sie ihn erziehen. Denn, merken Sie wohl, für uns existieren diese lettischen Raubgelüste nicht. Wir behalten, was unser ist, so wie Frankreichs Adel nach der großen Revolution. Was soll Udo hier? Immer mit diesem Letten spazieren gehen. Warum sollte Heinz ihn nicht mitnehmen, wenn er nach Kurland zurückgeht? Glauben Sie mir, in der Heimat werden die Brüder den Vater eher achten und lieben lernen, wenn sie seine Werke sehen und erkennen, wieviel er für die Scholle getan hat."

Graf Hugo mußte ihr recht geben. Sie war wirklich eine gescheite Frau. Aus diesem Mottengeflatter, diesen welken Sträußen mußte Udo heraus. Und Ferland wird ihn beschützen. Und ein lebendig Toter wird in Harzburg zurückbleiben. Aber was kommt es auf den an!

War aber Kusine Magda eine ganz eindeutige Frau? Handelte sie nach ihren Worten? Ließ auch sie ihren Benjamin ziehen? Er wurde ihr zu laut, nachdem er jahrelang in Hagen still und weltfremd gewesen. Er redete öffentlich, man sprach von ihm, in den Zeitschriften war sein Name zu lesen wie ein Programm. Einen Namen brauchten die Patrioten, um zu marschieren, wie ein Banner, das deutscher Sturm beleben sollte. Aber war Gustav nicht zu jung, zu unvorsichtig dazu? Um ein Tummelplatz für Jugendübermut zu sein, dazu war Kurland doch zu gefährlicher Boden. Da hatten sie wieder zwei Barone aus dem Busch meuchlings erschossen. Und Gustav war doch ihr einziger.

Gräfin Ruth, ihre Wirtin, belebte nun auch nicht gerade ihren Mut. Sie warnte, weil sie selbst eine ängstliche Mutter war. Frau Magda wurde dies graue und schwarze Geflatter ringsum bald zuviel. Sie liebte noch frische Farben an ihrem Lebenswege, bunt gestrichene Zäune, Rosenranken, elegante Mädchentoiletten nnd hübsch gesetzte Redewendungen. Täglich mußte sie der Gräfin Selbstanklagen anhören, die sich nur ihr auftaten. Sie liebte ihren leichtsinnigen Mann noch, sie liebte ihren Sohn, aber beide hatte sie sich entfremdet durch nichtige Haussorgen, zeitraubende Kleinigkeiten in der Wirtschaft. Sie war als Mutter eigentlich immer alte Jungfer geblieben und hatte für die Milchkammer mehr Zeit gehabt als für eine Abendstunde mit ihrem Mann, für Staubwischen und Wäschesorgen mehr als für die kindlichen Fragen ihres Sohnes. So war Graf Ralf in lustige Gesellschaft gegangen, ihr Walther war in Pension gegeben, und sie sorgte für fremde Menschen. Jetzt, wo Monheim schrieb, daß Traubenburg sein Hotel tadellos verwalte, wurde der Gräfin Sehnsucht immer größer.

„Es taugt nichts, liebste Gräfin," eiferte Magda von Linden. „Schwachen Seelen soll man kein Ehrenwort abpressen. Verzeihen Sie, aber so schätze ich den Grafen ein. Seelensgut, aber nicht fest auf den Füßen. Solch einer muß mehr durch Liebe gehalten werden als durch Gesetze mit ihren Paragraphen."

So hobelten sich die Balten gegenseitig ab. Wer aber hobelte an Baronin Magda herum? Hatte nicht auch sie einen starren Ehrbegriff, der sie fast schroff machte, wenn es galt? Hatte sie immer nur mit Liebe erzogen? — Da hatte sie wieder ihren grauen Tag. Mit der Häkelarbeit wollte es dann nicht gehen. Sie summte sich eins vor: „Schöne Minka, ich muß scheiden" und führte ihre Gedanken im Takte der Melodie spazieren. Vor ihr auf dem Tische mußte immer eine Schale mit Blumen stehen, nicht duftenden, aber bunten — eine alte, echt pompejanische Schale aus graubrauner Bronze, sanft geschweift, von herrlichem Edelrost besponnen. Das Relief eines römischen Hoch-

zeitszuges lief um den äußeren Rand, süßes, seliges Lebensgenießen, von Flöten und Tympanen umjauchzt. Ihren Schmuck, all ihr Silber hatte sie zu Hause gelassen, also wohl für immer verloren, diese Schale nicht. Sie hatte sie von ihrem Manne, von ihrer ersten italienischen Reise. Zu Gustavs Taufe hatte ein Brillantschmuck darin gelegen, zur Silberhochzeit der Silberstrauß. Wie mit lebendigen Augen sah diese Schale sie an, und Edelrost hatte so etwas Vornehmes an sich, nichts von Verwesung oder Vergänglichkeit. — Knospen im Frühjahr, Blumen im Sommer, Herbstfrüchte und Winterzweiglein überschatteten die halbnackten Gestalten an Hymens Altar.

Gustav, der vom Morgenkaffee kam, mochte dies Prunkstück nicht. Grünspan nannte er den Edelrost und hätte die Schale am liebsten dem Diener zum Putzen gegeben. Das Familiensilber wäre ihm willkommener gewesen. Mitunter vergriff er sich und meinte einen Aschenteller vor sich zu haben. Zerstreut steckte er seine Zigarette hinein. Die Mutter sah verweisend von ihrem Buche auf. Romane las sie nie, gern aber Memoiren oder Biographien. „Die kann man eher glauben," behauptete sie.

Gustav griff nach dem Bande: „Aha, das Leben des Freiherrn vom Stein."

Was war das mit dem Jungen? Er sah nicht mehr auf Form und Manieren.

„Darf ich weiter lesen?" fragte Frau Magda scharf.

„Nein, Mama, ich habe mit dir zu sprechen."

Sie nahm ihre Stickerei auf. Er ließ die Balkongardine herunter. Die Sonne belästigte ihn.

„Ich muß nach Kurland reisen, Mama."

„Nach Kurland wirst du nicht reisen." Das klang so, als ob ein streng erzogenes Kind einen Wunsch wagte und die Antwort bekam: Nichts für Kinder, mein Junge.

Gustav erhob sich, die Hände in den Rocktaschen, und starrte in die Hängebirke hinein, wo eine Starmama ihre Jungen fütterte. Die war zuvorkommender als die seine. „Es nützt nichts, Mama," sagte er trotzig. „Hier halte ich es nicht aus. Unsre Pflicht ruft uns. Sollen die Letten spotten, daß wir uns widerstandslos bestehlen lassen? Das Recht bleibt auf unsrer Seite, wenn wir es nur lebendig vertreten."

„So wird dies Recht selbst für uns sprechen. Überlaß du das unsern älteren Herren. Du bist für solch eine gefährliche Reise zu unbesonnen. Du wirst später fahren."

Gustav lachte respektlos auf: „Wann denn, mit vierzig oder fünfzig Jahren? Bin ich dann frei? Unsre alten Herren, wo sind sie denn? Tot, erschossen. Wir müssen in die Bresche. Nur da sein müssen wir, daß man mit uns rechnen muß. Sind wir fern, so ist unser Gut eben herrenlos. Glaub' doch nicht, Mama, daß wir an große Verschwörungen denken. Was können wir gegen die spielen? Aber politisch, geistig heranreifen müssen wir, denn wir werden das Bindeglied zwischen Deutschland und Rußland bilden und müssen vorher mit den Letten ins reine kommen. Also nicht eine Spur von Gefahr. Pastor Anton, sein Karl, Dreilöwens, Heinz — sie alle wollen heim. Sollen sie auf mich spucken, der ich das Maul voll nahm und nun als Muttersöhnchen aus deinen Rockfalten ihnen nachgucken kann?"

„Gustav, wie sprichst du mit mir? Was für ein Ton . . ."

„Bitt' dich, Mama, lassen wir einmal die Formalien gründlich beiseit. Ich habe dir gehorcht und still geschwiegen, wenn du befahlst. Nun aber komme ich doch schon in das Schwabenalter hinein und will mal selbst verantworten. Ich habe mir den Scheitel über den Schädel gezogen, den du wolltest, habe studiert, was du wolltest, bin gereist, wohin du wolltest. Ja, fast glaube ich, daß ich mich auch entlobte, weil du es wolltest . . ."

„Aber, Gustav!"

„Laß mich ausreden, Mama. Ich mache dir keinen Vorwurf. Aus deiner Erziehung heraus mußtest du so denken. Nie werde ich vergessen, wie du um mich warst, als alle wie vor einem Pestkranken von mir wichen, eines elenden Dummejungenstreiches wegen. Wie du mich pflegtest, als ich verwundet war. Vergiß aber nicht, daß ich eigentlich vor dir floh, als ich nach Bonn ging, als ich mich in den Weltkrieg einbuddelte, um zu vergessen. Denn daß ich mit Anna Nettelhorst meine erste Jugend aufgab, mußtest du wissen. Also rechnen wir heute ab. Ich habe diese baltische Notzeit wie eine Erlösung begrüßt, denn sie führte uns nach Deutschland. Die Menschen hier haben uns achten und kennen gelernt. Das hat England wohl nicht bedacht, als es uns durch die Letten verjagen ließ. Wir wurden den Deutschen ein warnendes Beispiel, was man von Bolschewisten erfahren kann. Wir selbst schlossen uns aufrichtiger zusammen, ich habe dafür sorgen und wirken dürfen. Nun aber, wo ich mich wie reingewaschen fühle von aller Vergangenheit, nun will ich auf den Platz, der mir gebührt. Ich will nicht mehr von reichsdeutschen Almosen leben." Immer größer wurden der Mutter Augen, immer banger wurde

ihr vor diesem Sohne. Wie er an den Vater erinnerte, wenn er so die Unterlippe kniff und seine nervöse Linke durch das braune, wellige Haar fuhr. Wie er sich denn diese Reise dächte, wollte sie wissen. Mit Ferland wollte er reisen, unter fremdem Namen. Kamarin erwartete sie an der Grenze. Was, mit diesen ...? Ein Russe, von dem man nichts Bestimmtes wußte, ein Halblette, mit falschem Paß? Ob sich das für einen Edelmann ziemte?

„Ach, Mama, schenken wir uns mal diese adligen Bedenken. Ich habe genug unter ihnen leiden müssen, hab' mich gekrümmt unter den Fußtritten dieser sechzehn Ahnen, unter den Tatzen des Bären in unserm Wappen. Fast fürchte ich, daß du diesen Götzen das Lebensglück deines Sohnes geopfert hast."

„Junge, Junge!"

„Nein, nein, Mama, ich sagte schon, Vorwürfe mache ich dir nicht. Du meintest es gut. Aber mach' du mir auch keine. Ich leide ja wie du unter dieser Zeit, denn zum Befehlen bin ich geboren, das hat man so im Blut. Ich muß mich zusammennehmen, wenn ich mit diesem Ferland spreche. Und doch hab' ich ihn nötig. Wir werden demnächst zusammenrücken müssen, da hilft nun nichts. Und, Hand aufs Herz, Mama, sind wir nicht etwas heruntergekommen in all den Jahrhunderten? Hat sich nicht an dies oder das Rost angesetzt?"

Da flammte es in ihren Augen auf. Das von ihrem Kinde? Sie schlug mit der Hand auf die Tischdecke.

„Edelrost, Junge! Vergiß das nicht, das bitt' ich mir aus. Unter Kennern hat er Wert, und darauf allein kommt es an. Was frag' ich danach, was ein Schacherjude mir dafür gibt! Sind wir schon so weit, daß wir abbauen müssen — in Gottes Namen, er muß wissen warum. Aber ehrenvoll abtreten, Gustav, nicht mit schwächlichen Zugeständnissen, dazu verpflichtet uns unsere Geburt."

Mit liebkosender, zitternder Hand zog sie die Bronzeschale heran. Der wilde Jung hatte wirklich wieder Asche draufgestreut. Ein mißbilligender Blick traf ihn, sie säuberte den Rand und ordnete die weißen Rosen.

„Denk' an diese Schale, mein Sohn, und an den, von dem ich sie habe. Denk' daran, wenn es zu heftig in dir stürmt. Schau', wie hier Leben und Vergehen nahe beieinander sind."

„Ja, Mama, aber das Leben ist doch das schönere von beiden."

Er küßte ihr ehrfurchtsvoll die Hand, warf den Kopf zurück und ging.

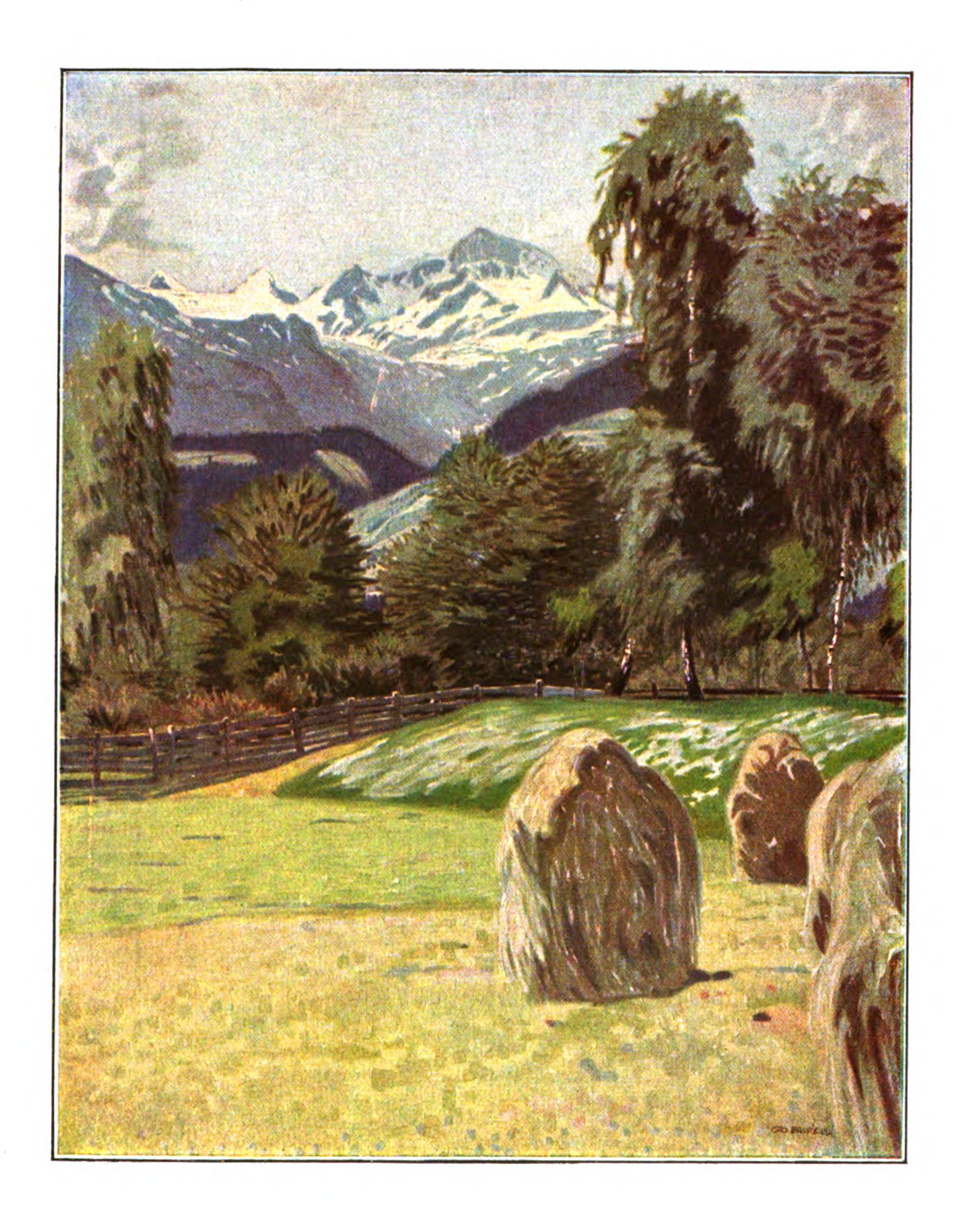
Er reist, reist doch! Das war das einzige, was die erschütterte Frau denken konnte. Was tun, was lassen? Ihn, ihren einzigen sollte sie verlieren? Ja, aber haben das nicht Tausende von Müttern im Weltkriege durchgemacht? Was hat sie vor ihnen voraus? Und all diese versteckten Vorwürfe, die sie hören mußte ... Waren sie nicht verdient? Hatte sie in blinder Mutterliebe ihn wirklich elend gemacht?

Dann mußte etwas geschehen, etwas gutgemacht werden. Noch durfte es nicht zu spät sein. Eine kannte sie — wenn sie nicht mehr durchdrang, die wird stärker als die Mutter sein. Also hinunter ins tiefste Herz, du armer, schöner Stolz, der bisher dein Leben durchgeistigte! Heute, bei dieser Valuta hat er keinen Wert mehr. Den Sohn gilt es zu retten, und der muß ihr mehr wert als veraltete Anschauungen sein.

Doch erst zu ihrem Pastor, dessen stille, männlich offne Weise ihr oft schon wohlgetan hatte. Sie traf ihn in Hemdärmeln im Garten der Pension Schwarz, wo er die Wege harkte und Beete säuberte. Ohne den Verkehr mit Mutter Erde konnte er nicht lange sein. Man muß sich gut mit ihr stellen, pflegte er zu sagen, denn zuletzt bekommt sie einen doch in ihre Arme. Für seine Heimatscholle hatte er eine geradezu heilige Verehrung. Zu Hause hatten immer etwas angetrocknete Erde an seinen Hosen, Strohhalme am Rock, Spinngewebe an seiner Mütze gehaftet. „Ein Gruß von der Mutter," hatte er lächelnd seiner Frau gesagt, wenn sie ihn wieder abbürsten mußte. Mit verliebten Augen konnte er so ein Feld betrachten, das abgeeggt dalag, appetitlich wie Konfekt, zur Saat bereit. Und ging er im Juli durch das hohe Korn, das mit sanftem Rascheln seine Schulter streifte, dann fühlte er den Dank der Allmutter heraus, dann hielt er so einen kleinen heidnischen Nachmittagsgottesdienst ab.

Als alter Kavalier wollte er sich in Gala werfen, wie er seine Patronin sah, sie aber zog ihn unbefrackt in die nahe Efeulaube und fragte, ob es wahr sei, daß auch er ans Reisen denke.

Nu, wie denn nicht! Sein Herrgott, dem er ausgerissen, warte im weißgestrichnen landschen Kirchlein schon auf ihn. Im Traum hatte er ihn über Feld kommen sehen, ganz wie ein alter Bauer, Pasteln an den Füßen, offne Weste, die Hosen unten zugeschnürt. „Anton," hatte er gesagt, „wer hat dir einen Reisepaß ausgestellt? Ich nicht. Pfingsten ist vor der Tür. Da müssen Erbsen gesteckt werden, muß Roggen wie ein Bürstchen stehen, und deine Predigt mußt



Dunstiger Tag

Gemälde von
Otto Bauriedl

(Aus Brakls Kunsthaus, München)

du auch noch machen. Sonst schlagen sie da in Kurland meinen Sohn wieder ans Kreuz. Also sieh auf Ordnung, Anton, im Felde, in der Kirche, in deinem Herzen. Und sag' deiner Patronin, daß sie meine Mühlen mahlen lassen soll."

‚Herrgott, nun wird der Alte auch noch unverschämt auf seine letzten Tage,' dachte Frau Baronin und rückte etwas ab, mit ihrem Taschentuch die Fliegen abwehrend. Warum aber wollte er denn vom kranken Bruder fort? Ob es ihm in Deutschland nicht mehr gefalle?

„Nein, ganz und gar nicht. Da haben Frau Baronin das Rechte getroffen. Deutschland wird mir zu international. Da bauen die Dänen in Flensburg eine palastartige Schule und kriegen deutsche Kinder hinein. In Wiesbaden werden unentgeltlich französische Sprachstunden erteilt, man drängt sich dazu. Sogar in Schlesien lernt mancher das Polnische. Und der liebe Gott kennt sich in Deutschland schon längst nicht mehr aus. Dann schon lieber zurück in unsern Käfig. Da darf man wenigstens noch sein deutsches Finkenlied singen."

„Aber, Ihr Sohn, Ihr Karl? Wollte der nicht in Deutschland sein Studium beenden?"

„Wollte nun wohl, wenn es auch nicht Theologie sein sollte. Es taugt nichts, gnädige Frau, wenn Eltern gleiches Ellenmaß für ihre Kinder brauchen. Den Karl als Ausländer wollten sie aber nicht immatrikulieren. In Freiburg nehmen sie Rumänen und Japaner an, aber Balten nicht, sintemal Balten Ausländer sind. Und in Kommunistenversammlungen beten sie sogar die Moskauer Kanaillen an. Alles für mich zu zermischt, gnädige Frau. Ich greife sogar schon auf meinem Cello vorbei. Also ist es Zeit, daß ich mit meinem Jungen lieber heimisches Elend aufsuche, in dem sich doch das Alldeutsche widerspiegelt. Dort ist man wenigstens zu Hause voll und nicht auf Kosten fremden Mitleids. So meinte Ihr Herr Sohn ja wohl auch, als er heute bei uns vorsprach."

„Gust ... ist er schon bei Ihnen gewesen? Darum wollte ich Sie ja angehen, daß Sie ihn beeinflussen sollten."

Der Pastor schüttelte verschmitzt den weißen Kopf und sah sie freundnachbarlich mit seinen Kinderaugen an: „Hilft nichts, liebe gnädige Frau, unser Einfluß ist im Schwinden. Unsre Jungen hat die Notzeit um zehn Jahre früher als uns zu Männern gemacht. Und auf einen alten Pastor hört so ein Hinausindiewelt wohl kaum. Kam eigentlich auch nicht zu mir, wollte die Antje, meine Nichte, sprechen."

„Und er hat sie ..."

Pastor Anton lächelte wieder so ein ganz kleines, belehrendes Lächeln: „O nein, die Antje hat er nicht mehr getroffen. Er mußte mit der jüngeren Schwester vorliebnehmen, mit der er sich im Gartenhäuschen abzualbern schien."

„Aber ich, kann ich jetzt ein Wort mit Ihrer Nichte ..."

„Bedaure. Sie hat heute den kranken Vater in die Klinik gebracht. Mit dem Ulrich steht es nicht gut. Der stirbt vor Sehnsucht nach seinem Walde. Hat er doch dem Ferland aufgetragen, ihm aus Kurland wenigstens etwas Erde für sein Grab zu holen. Tolle Idee, was? Aber so ein alter Kurländer hat nun mal seinen Spleen. Nun hat der Herr Gustav gegen Abend zur Antje hinausgehen wollen. — Gnädige Frau wissen doch — das Königsstift draußen an der Ilsenburger Chaussee? — Sehen Sie, liebe gnädige Frau, das mit dem Bruder möchte ich hier noch abwarten. Hab' ihm so manche Grüße für die Ewigkeit aufzutragen. Es warten dort so viele auf mich. Und dann möchte ich erst hier noch unser Jungvolk abtrauen."

Nicht klug zu werden aus dem Alten. Man wußte nie so recht, wann er zu predigen aufhörte und wann der Schalk die Glöcklein klingeln ließ. Was sollte das nun wieder heißen? Von wem sprach er denn?

Nun, von den jungen Herren, meinte er, von dem Steinseeschen und auch von dem Hagenschen. Sie schlagen aus wie Edelfohlen. Da soll eine Frau sie an der Kandare halten, ehe sie nach ihrem Erbe in der Heimat fragen gehen. Sie werden das neue kurische Heim begründen, aber unter denselben alten Kastanien und Deckenbalken. Da sollten die Alten sich nicht mehr hineinmischen, sondern sie zu zwei und zwei mit ihrem Segen ziehen lassen.

Das war aber zu deutlich. Hier mußte Gustav vorgearbeitet haben. Also schnell, ehe er der Mutter wieder zuvorkommt! — Ihren Pastor ließ Frau Magda diesmal in Hemdsärmeln unter Efeu sitzen. Er hatte ihr nicht nach dem Herzen geredet.

Und nun kam der schwerere Gang, an der Kirche vorbei, über die Wiese, zum Krankenhause, das sich schloßartig mit großem Garten an den Berg lehnte. Neugierig sahen die Spalierbäume auf die erhitzte Baronin. Die Uhr über dem Portal holte zum Schlage aus. Der kleine Springbrunnen vor dem Vestibül kicherte sogar ein wenig.

Also da kam eine echte Baronin, um sich vor einer klein zu machen, die ihr bisher in ihr Lebensprogramm nicht so ganz gepaßt

hatte. Aber in diesem Friedensheim ließ es sich wohl vernünftiger aussprechen. Alles so lauschig umbuscht, die Gartenwege geharkt, weiße Kletterrosen um die Fenster und um das hohe Gitter zur Straße hin.

In der Liegehalle zwei Treppen hoch nach Süden mit der unvergleichlich schönen Aussicht auf die grüne Bergkette lag Förster Ulrich zwischen Kissen und Decken in einem Krankenstuhl und fand die rechte Lage nicht. Überall drückte es. Er vermißte seine kurischen Keilkissen. Was war ihm Sonnenschein, Buchengrün, Amselschlag, wenn er nicht sein altes Ehebett in Steinsee zur Stelle hatte. Die altenglische Uhr vor ihm holte aus mit wundervollem Glockenton und schlug, schlug mit großen Kunstpausen, als wollte sie die Kranken Geduld lehren.

„Wird sie nu endlich mal fertig sein?“ schimpfte der alte Waldmensch. Antje, die mit einem Buch neben ihm saß, lächelte. Lieber, alter Vater, wenn es nur die Uhr wäre, die hält schon still. Wenn wir nur von ihr lernen wollten. Doch sie sagte es nicht, las auch nicht weiter. Denn von Romanen behauptete der Griesgram, daß sich in allen alle ‚kriegen‘, und das verstände sich im Leben von selbst. Wozu also das noch drucken? Auch dazu lächelte die Tochter ein wenig, als dächte sie darüber anders.

Eine Probeschwester meldete die Baronin. Da zog der Sonnenschein von Antjes Stirne fort. Auch das noch! Wieder hinein in den Kampf? Sie hatte ihn sich so schön abgewöhnt. In den Nachtwachen, unter dem Stöhnen der Kranken und Angstseufzen Sterbender hatte sie ihr Wünschen und Wollen fortgeschafft. Mit gebundenen Händen sah sie dem Wetteifer ihrer Landsleute zu, durfte nichts zum Erwerben der Heimat dazutun. Nur ihr Beten war mit ihnen gezogen, und schon zweifelte sie auch an der Kraft ihres Gebets. Sie kam sich für Kurland unnütz vor. Das war ja wohl mehr Mannessache. Frauen hatten nur den Kaffeetisch für die Zurückkehrenden zu decken. Und nun kam die Baronin ...

Noch immer wartete die junge Schwester. Ja, also einen Augenblick ... Sie ließe bitten. Zum Plateau sollte sie die Dame führen. Denn der Vater schimpfte. Noch mehr Frauenzimmer wollte er nicht sehen. Sie sollten ihn in Ruhe lassen.

„Kommt ja nicht zu dir, Vater, wird dich nicht stören.“

„Gut, dann also aufs Plateau oder Tableau oder wohin du willst.“

„Freundlich, freundlich, Alter. Gleich bin ich wieder bei dir.“ Sie hob ihm seine Pfeife auf und ging.

Das Plateau war eine Gartenterrasse unter Walnußbäumen, mit herrlicher Fernsicht bis zur Kattnäse hin. In ihren seltnen Ruhepausen saß Antje hier gern. Die Katlnäse zog sie an. Was mochte die schon alles in ihrer strengen Einsamkeit erlebt haben! Konnte sie nicht ein heiliger Altar sein, worauf die heidnischen Sachsen Menschenopfer dargebracht hatten? Ob da zwischen den tiefen Rillen und Runsen nicht Blut geflossen war? Wenn Sonnenuntergang darauf lag, leuchtete der Quarz in unheimlichem Rot. Heute aber stand die Sonne noch hoch und beschien die Dächer von Harzburg um den Kirchturm herum mit seinen glänzenden roten Ziegeln. Es lag in der Luft so etwas wie vor einem Feste. Nur über den Goslarer Bergen schwebten leichte Nebel, die sich mit den Schwefeldämpfen der Okerwerke vermengten.

Weltgewandt, fast herzlich begrüßte die Baronin das junge Mädchen. Jedes Wiedersehen mit Antje überraschte sie. Wie vornehm ihr das Schwarz stand! Es machte sie größer. Nur schade, daß die Haube das reiche Blondhaar verdeckte und der ganzen Erscheinung schon etwas Frauliches gab. Also schon längst hatte sich Frau Magda das Stift ansehen, nach Antjes Vater erkundigen wollen. Die Lage sei ja herrlich, für Kranke wie geschaffen — und was man sonst noch sagt, herzlich, aber ohne Wärme.

Wie schade, daß viele von der kleinen Baltenkolonie abreisen wollten. Ob das Fräulein schon davon gehört? Und dann kam sie zur Hauptsache. Auch Gustav wollte fort, wollte sich von Fräulein Anna verabschieden. Sie aber sollte ihren Einfluß aufbieten, ihm das auszureden, da er auf die Mutter nicht mehr hörte.

Antje blieb zurückhaltend: „Ich, gnädige Frau? Wie käme ich dazu? Sie überschätzen mich. Wenn Baron Gustav sich von mir verabschieden will, so wird er wohl nur anfragen, ob ich einen Auftrag für ihn hätte. Vielleicht bringt er mir Mutters Nähkästchen oder Vaters Photographie, die könnte ich brauchen — an Vaters Statt. Aber sonst ...“

„Nein, nein, das weiß ich besser. Er denkt noch an Sie.“

„O, Frau Baronin ...“ Sie wollte aufstehen. Frau Magdas behandschuhte Rechte hielt sie auf der Bank fest.

„Lassen Sie mich ausreden, liebes Kind. Es gab eine Zeit, die mir Geständnisse wie diese nie erpreßt hätte. Aber was tut eine Mutter nicht für ihren einzigen. Glauben Sie ja nicht, daß ich ihn der Heimat vorenthalte. Dort ist sein Platz. Aber etwas

warnt mich, nennen Sie es törichte Mutterliebe. Jetzt soll er noch nicht hin. Er ist unvorsichtig, spielt mit Gefahren. An jedem Waldrande sehe ich den Mordbuben ihm auflauern. Er ist noch zu unpolitisch, möchte ich sagen. Kann uns mehr schaden als nützen."

„Vielleicht will er dort zum Manne heranreifen?"

Die Baronin stutzte. War das ein Vorwurf für sie, daß Gustav mit dreißig Jahren noch nicht Mannes genug war? — „Vielleicht," sagte sie zögernd. „Und solche Vielleicht verträgt unsre gefährliche Zeit nicht. Unsre Herren müssen ganz sicher auftreten, wenn sie noch etwas durchsetzen wollen. Ich habe ihm das alles vorgestellt. Aber die Mutter ist nichts mehr für ihn. Was sagen Sie dazu?"

Antje besann sich. „Mein alter Vater sagte einmal, für Töchter bleibt eine Mutter Mutter bis an ihren Tod. Für einen Sohn aber hört das mit einem bestimmten Jahre auf, dann wird sie seine Freundin. Aber ich weiß nicht, ob ich Frau Baronin das sagen darf."

„Gewiß. Sehr interessant. Und dieses bestimmte Jahr?"

„Ist sein Verlobungsjahr, so meinte der Vater."

Vorsichtig wich die Baronin mit feinem Lächeln aus: „Also werde ich mir Mühe geben. Und Sie werden mir helfen. Zwei Freundinnen richten mehr aus. Deswegen bin ich hier, Sie zu bitten, nicht unnahbar zu sein, falls mein Gustav beim Abschied deutlicher werden sollte. Sie könnten ihn zurückhalten, wenn Sie wollen."

„Aber ich will nicht, gnädige Frau." Antje war aufgefahren. Was war das? Saß da eine Bittende neben ihr? Die Frau, deren Ahnenstolz ihr Lebensglück mit rauhen Händen angetastet hatte, die all das Stille, Heimliche einer ersten Liebe in grelles Licht hineingezerrt, der sie allein die Schuld gab, daß Gustav als gehorsamer Sohn verzichtet hatte — die bat jetzt, daß Antje sich erbarmen sollte? Nur damit das Muttersöhnchen unverletzt zurückbliebe, in Watte gewickelt, während andre Landsleute ihr Leben aufs Spiel setzten? Also jetzt war sie gut genug für ihn. Hat sie noch nicht genug unter Adelsstolz gelitten? Wissen diese vornehmen Epigonen denn, wie Antjes eigner Stolz sich an ihrem Stolz hinaufgerankt hat wie der Efeu, der auch einen Eichbaum ersticken kann? Warum läßt man sie nicht in Ruhe? Bei diesen Menschen hat sie doch nichts mehr zu suchen.

Die Baronin wartete, wurde unsicher. In diesen erstarrenden Zügen war nichts mehr, was für sie sprach.

„Sie schweigen, Fräulein Nettelhorst? Begreifen Sie denn nicht, was eine Mutter das gekostet hat, wie sie mit sich gerungen, ehe sie zu solchen Geständnissen greift?"

„O dann bedaure ich, um so mehr, als Sie in mir eine sehr verständnislose Zuhörerin finden müssen. Ich weiß nicht, was mir den Mut gibt, Ihnen das zu sagen. Denn Sie wissen, wie ich die Mutter Ihres Sohnes verehre. Aber, gnädige Frau, da Sie mich herausgefordert — Offenheit gegen Offenheit. Ja, es gab eine Zeit, wo ich alles, was meinem jungen Leben gehörte, unbedenklich Ihrem Sohne hingegeben hätte. Da kamen Sie und bewiesen uns, daß wir für solche unreife Aufregungen noch viel zu jung wären. Und Ihr Sohn glaubte Ihnen, ich nicht. Etwas bäumte sich in mir auf. Denn ich merkte, man setzte voraus, daß ich mir die Frau Baronin mit siebenzackiger Krone erschleichen wollte. Das empörte mich. Ich hielt aus, ich hielt meine Liebe mit diesen meinen warmen Händen wie ein Nestchen, vom Ahorn gefallen, und das junge Leben darin will noch nicht sterben. Erst als Ihr Sohn mir schrieb, er sei meiner nicht mehr wert, da hab' ich ihn losgelassen, ob ich auch jetzt noch nicht weiß, was er eigentlich darunter verstand. Er mag seine Gründe haben, die mein Vertrauen nicht mehr suchten. Und wenn Sie jetzt die alten Geschichten wieder aufschlagen wie verblaßte Bilder einer Kinderfibel, dann bedaure ich, Frau Baronin — für Kinderverschen bin ich zu alt und achte eine Liebe nicht mehr, an der unzarte Hände unbarmherzig herumgetastet haben. Und jetzt lassen Sie Ihren Sohn kommen. Er wird dasselbe hören, was ich seiner Mutter sagte. Aufgewärmte Liebe, gnädige Frau, ist etwas so Tieftrauriges, daß Sie sie auch einem bürgerlichen Mädchen nicht vorsetzen sollten. Ich bitte nochmals um Entschuldigung. Nie hätte ich gewagt so zu Ihnen zu sprechen. Aber ein eingesargtes Herz wacht mitunter noch aus seinem Scheintod auf und wehrt sich gegen jede Berührung. — Doch jetzt bitte ich um Urlaub, ich muß zurück zu meinen Kranken. Und nun wünsche ich nur noch, bin sogar davon überzeugt, daß Sie doch noch einen gehorsamen Sohn finden werden. Ich habe keine Macht mehr über ihn, will keine haben."

Da ging sie den gewundenen Gartenweg hinunter, ihr Gang so fest wie ihre Worte. Ruhig, leicht in den Hüften sich wiegend. — Magda, Magda, bist du darum in Ehren bald siebzig Jahr, um hier von einem jungen

Dinge heruntergekanzelt zu werden? Und hatte sie nicht recht?

Das wurde ihr erst klar, als ein beruhigender Sonnenuntergang sie im Turmzimmer ihrer Pension fand und ihr gegenüber ihren letzten Verehrer, Kusin Plettenberg, mit all seinen russischen Orden am Rock und einem Strauß bunter Orchideen, frisch wie ein aufgebügelter Bräutigam. Die Kusine hatte ihn sogar in Verdacht, daß er sich das Haar ein wenig gefärbt hatte. Ja, wie kam er dazu? Hatte sie einen Gedenktag in ihrem Kalender übersehen? O nein, nur einen nicht mehr eingetragen, den Geburtstag des vorletzten Zaren. Außerdem war Udo ungerufen zu ihm gekommen, hatte die Ärmchen um seinen Hals gelegt und „Mein lieber Papa" gesagt. Natürlich hatte Ferland es ihm angezeigt, aber der Vater schätzte es schon, daß er sich so weit überwunden hatte.

Und nun war er da, sich bei der Kusine zu bedanken. Bei ihr, wofür? Sie hatte keine Ahnung. Nun, sie war es doch gewesen, die ihm Zurückhaltung anempfohlen hatte und darauf bestanden, daß Udo in die Heimat zurück sollte. Sie wäre schon in aller Mund, man erzählte sich, daß sie ihren Gustav zum Freischarenführer bestimmt hätte.

Frau Magda verstummte vor diesem Andrang bewiesener Tatsachen und bekam einen Begriff von unverdienter Ehrung. Ob sich der Kusin nicht sogar etwas lustig über sie machte? Im Deutschen Reiche sollten sie ja wohl beide unzeitgemäße Affenliebe ablegen. Und doch blieb noch ein Rest von Kindesliebe für sie zurück. Den sollten sie durch kluges Nachgeben sich erhalten, so meinte es wohl der alte Graf. Nicht ein Mundwinkel zuckte an ihm, nicht ein lauterer Ton störte seine gehaltne Sprechweise, als ob er an einem Krankenstuhl spräche. Aber aus seinen Worten drang solch eine zwingende Logik, er saß da wie König Salomo, in Sonnenuntergang getaucht. Ordentlich Ehrfurcht mußte man vor ihm bekommen, den man bislang doch mehr wie eine vom vorigen Jahrhundert vergessene Nippsache eingeschätzt hatte. Mit gewohntem Handkuß empfahl er sich bald, Frau Magda berührte dabei mit den Lippen flüchtig seine Stirne. Wahrhaftig, ein fettiger Geschmack blieb ihr von ihm zurück. Wie sie mit dem Taschentuch über ihren Mund wischte, bemerkte sie schattierte Spuren. Gefärbt! Sie hatte recht vermutet. Das war er seinen Petersburger Erinnerungen schuldig.

Seinen Denkzettel aber nahm sie in ihre Schlafstube mit, auch die Orchideen, die aber bald auf den Balkon kamen. Sie rochen zu stark und erinnerten zu aufdringlich an den alten Kusin. Frau Magda hatte heute viel zugelernt, vor allem, daß Egoismus doch eigentlich ein Zierstück für die Jugend wäre. Man durfte seinen Grundsätzen treu bleiben, ohne sich etwas zu vergeben, und das, was bei diesem Verzicht abhanden kam, was mit lautem Auftrapsen aus dem Elternhause abmarschierte, das empfahl man eben Gottes Hut und brauchte sich dann nicht dem auszusetzen, bei jungen spröden Damen in die Schule zu gehen.

Ob Gustav auch schon so weit war? Oder hatte auch er sich einen Korb geholt? Nichts zu machen, man rostet ein. Nachdenklich entfernte sie den welken Strauß aus ihrer Bronzeschale und trocknete sie mit eigner Hand. Wie jeden Abend betrachtete sie liebevoll, in Erinnerung versunken, das Relief. Wie sich die Paare durcheinander schlangen! Aber der Edelrost als Beweis vornehmster Antike war doch das Schönste daran.

⌘ ⌘ ⌘

So schienen die Balten im deutschen Vaterlande all ihre kleinen Leiden beiseit zu legen und sie durch größere Gedanken zu ersetzen, wenn auch Gustav nicht, wie die Mutter vorausgesagt und Antje erwartet hatte, an jenem Abend sie aufgesucht hatte. Wozu auch? Er hatte seinen kleinen Bundesgenossen, der ihm das Stichwort geben wollte. Seine elegante Erscheinung verfolgte Gretchen schon in ihre Träume hinein. Sie kam sich ungemein wichtig vor als Mitwisserin einer unglücklichen Liebe und wollte ihn zu rechter Zeit schon wissen lassen, wie er die Schwester „ganz zufällig" treffen konnte. Antje sollte nicht offiziell um eine Unterredung gebeten werden. Er wußte, wie sie mit ihrer freien Denkweise diese gesellschaftlichen Formalitäten verwarf. Gustav nahm sich Zeit, noch reiste er ja nicht. Und wurde die Mutter einsilbig, langweilte ihn Onkel Plettenberg mit seinen Großfürsten und Ranglisten, so ging er nach Bündheim frühstücken. Hier war er gewiß, das lustige Altkurland zu finden.

Im herzoglichen Jagdschlosse, wie eingewiegt in dicken Wildweinranken an allen Wänden, wohnte nun Graf Heinz, wie die Menschen auf Böcklins „Gefilden der Seligen", mit seinem „Harem", der aus Kusine Maria und Wanda von Berg bestand. Die drei Menschen paddelten nur so im Lebensbächlein und trampelten auf Blumen herum, die andre zu pflücken pflegen. Heinz unterhielt mit schnoddrigen Witzen, die oft schon ins Studentenhafte schillerten. Dann sagten die Damen: „Pfui, Heinz!", hörten aber doch zu. Im Morgentau sang er vor Wandas Fenster mit deutlicher Anspielung auf ihre Reise:

„O du, mein holder Abendstern." Sie aber hatte nur „Ach, du lieber Augustin" herausgehört. Also vollständig unmusikalisch, das heißt, sie, nicht er. Mit Maria erlaubte er sich solche Scherze nicht. Vor der hatte er Respekt und machte sich Gedanken, wenn die Hagre, Blasse in unbewachten Augenblicken nachdenklich den robusten Vetter betrachtete. ‚Vorsicht, Heinz, das ist nichts für dich, zerbrechlich wie Porzellan,' sagte er sich und hüllte sich in Rauchwolken, um ihren fragenden Augen zu entschwinden. — Frau Wanda wirtschaftete ihn in Grund und Boden hinein. War der Generalsekretär des Vereins deutscher Vollblutzüchter aus Berlin zu Mittag angesagt, so war das Menü von schwindelerregender Verwegenheit. Und hatte er die auf dem Rennplatz neu angelegte Turnierbahn als die beste in Deutschland gepriesen, dann brach Heinz auch seiner letzten Buddel Rotspon den Hals und stieß mit seinen Odalisken im Mondschein an, in der Felsengrotte des Bündheimer Rennparks. War das Geld alle, so aßen sie Kartoffelbrei mit Hering, der einmal allerdings so dürr auf den Tisch kam, daß Heinz es nicht wagte, dazu noch den Herrn Jesus als Gast zu bitten, ob er sonst auch noch immer wie ein Familienvater das Tischgebet zu sprechen pflegte. Schöne Geister, wie die drei, setzten sich über solche kleine Malicen des Schicksals leicht hinweg. Und waren sie hungrig, so gingen sie durch die Ställe und sahen, wie es den edlen Tieren schmeckte. Davon wurden sie satt, besonders um vier Uhr, wenn die Fohlen von der Weide kamen. Zu niedlich, dieser tolle Übermut, diese selige Ungebundenheit, die edelstes Blut verriet.

Dann sprachen sie im Stallduft nur ihnen Verständliches. Wieviel Stuten noch Maiden waren und wieviel güst geblieben, sprachen von Fohlenlähme und dreitausend Mark Deckgeld, von einer Fuchsstute von Czardas aus der Ambra und einem Hengstfohlen von Admiral Hawke aus der Mechtildis. Das wurde mit solcher Gewissenhaftigkeit besprochen, wie wütige Zeitungsleser über Lloyd George aus Briand oder Briand aus Lloyd George disputierten. Dann lustwandelten sie auf den breiten Parkwegen, zwischen alten Baumgruppen, stiegen zum Belvedere hinauf, aus plumpen Felsblöcken geschichtet, oder guckten durch das Fenster des Borkenhäuschens in die grüne Welt hinein.

Mit Ehrfurcht führte Heinz seine Damen an den hoch aufragenden Grabsteinen edler Rassepferde im Park vorüber. Hier las er: Savernake 1863—1889, dort Hymenäus 1869 bis 1887. Vor Gouverneurs Grab nahm der Graf sogar die Mütze ab. Das herrliche Tier war 1888 bis 1917 der Ruhm und Glanz des Bündheimer Gestüts gewesen. Wie in selige Märchen eingesponnen kamen sie sich vor, wenn sie nach einem schlanken Ritt über Oker hinaus wieder in ihr Schlößchen zurückkehrten. Ganz in Wildwein gebettet, so daß Türen und Fenster schwer aufgingen, sah es in seiner Bauart aus verschollnen Jahrhunderten wie ein altkurischer Edelmann aus, der sich den Luxus eines vornehmen Alleinseins erlauben darf.

Ebenso vornehm waren die kühlen, hallenden Innenräume, mit herzoglichem Altmahagoni, rosa oder fast schwarz möbliert. Wanda zog wie Cromwell von einem Schlafzimmer ins andere, nicht aus Furcht vor Attentaten, sondern weil sie dann die Überzeugung hatte, ihre verlornen Sachen, bald ein Taschentuch, bald ein Schal, müßten da sein, man müßte nur das rechte Zimmer treffen. Und so feierte sie alle Augenblicke unverhofftes Wiedersehen. Ging sie aus, so putzte sie sich mit dem, was ihr gerade am nächsten war, gleichviel wem es gehörte. Das war doch in diesem Pferdeparadiese ganz egal.

Kurische Kindersagen lebten in diesen trauten Räumen wieder auf. Gespenster alter Burgruinen versetzten sie zwanglos hierher in die verschlissene Pracht der alten Lederpolster mit Golddruck, der Kronleuchter aus Hirschgeweihen, Großvatertruhen mit geschnitzten Wappen und Spinngewebe statt der Bilder an Fenster und Wand. Wanda wachte darüber, daß nicht etwa ein vorlauter Besen diese Zeugen echten Altertums zerstörte. Oft fehlte den Damen Zeug zu einer neuen Bluse, und Nachthemden hatten sie schon längst nicht mehr. Was wollte das sagen! Sie trugen Taghemden, liehen sich gegenseitig aus, was sie noch hatten, und deckten sich im übrigen mit Wildwein zu.

An Kohlen im Vorfrühling fehlte es freilich auch, und Heinz klagte, er hätte Frostbeulen wie ein Ballon, und sein großer Zeh am rechten Fuß sehe alles früher als er. Aber kam es darauf an, so wußte Maria auch eine geflickte Bluse und Heinz umgewendete Hosen mit einer Würde zu tragen, die man seinen Vätern schuldig war. Süßes, seliges Sichbegnügen, das vom Leben noch mitnahm, was aus dem Füllhorne tropfte, und kameradschaftlich sich in die Fetzen teilte, die am Dorngeranke des rauhen Schicksals hängen geblieben waren. Kam später Notzeit, dann war eben auch dieser Traum vorüber und man half sich mit liebenswürdiger Unverschämtheit oder Ellbogenstößen vorwärts auf einer Rennbahn, die doch einmal ein Ende haben mußte.

Mit offensichtlichem Neide sah Gustav in diese Wirtschaft hinein, die ebenso nahe von Stalldunst wie von Maiglöckchenextrakt lag. Meist begegneten sich beide Düfte, wenn er beim Vetter zum Morgenschoppen antrat. Dann brachten sie den Damen „die Blume“ und auch die mußten „in alle Welt vorsteigen“. Bald waren sie Studenten, bald Militär, bald fahrendes Volk, immer aber edelmännisch gedämpft.

„Kinder,“ meinte Gustav höchst väterlich, „ihr ahnt gar nicht, wie genial ihr seid. Nehmt Eintrittspreise, und alle Berliner Schieber kommen zu euch, statt im Affenkasten des Harzburger Kurhauses ihre Toiletten wie Münchener Bilderbogen auszustellen. Ihnen verschafft ihr auserlesnen Genuß und euch die Rückfahrkarte ins Heimatland, mit der seligen Wurschtigkeit olympischer Götter.“

In ihr Lachen scholl Udos herziges Jauchzen hinein, der endlich wieder auf einen Pferderücken hinaufdurfte und dem Bruder bald diesen, bald jenen Ritt abschmeichelte. Und Ferland stand nahebei, durch einen Syringenbusch gedeckt, die Hände in den Taschen, und überlegte: „Zu leben verstehen diese Adligen, das muß man ihnen lassen. Sind nichts mehr, haben nichts, geben sich aber noch immer so, als hätten sie ein Dutzend von Deutschlands umgestürzten Thrönchen zu verschenken. Wer diese Lust am Leben ihnen ablernen könnte und auch einmal zugreifen, wenn der Hunger einen packt, daß man die Nägel ins Fleisch preßt, der Hunger nach ein wenig Glück und Frauenlachen.“

Dann aber trat er doch dienstfertig heran, wenn Maria ihm winkte, und zog ihren Steigbügel fester. Die lettische Lakaiennatur hatte er noch im Blut, ob er sich auch an ihr abärgerte. Und sie sprengten davon ohne Gruß und Dank.

Endlich kam der Juli voll Staub und Sonnenflimmern. Rosen welkten, Vögel hörten zu singen auf, aber die Menschen wurden lauter denn je. Denn nun stand die große Harzburger Woche bevor, und ein seltsames Zigeunervolk in den gewagtesten Roben, mit Gesichtern wie aus einem Wachsfigurenkabinett verschrieben, fiel wie ein Heuschreckenschwarm in Harzburg ein. Nach Nam' und Art wurde nicht gefragt. Glücksbringer, Glücksverderber, Glückssucher waren sie alle und wollten in den paar wilden Tagen die müden Nerven aufpeitschen, ehe die trübe Flut sie wieder von dannen führte.

Im Bündheimer Schlößchen sprach man nur vom Preise des St. Georg und dem vom Brocken, von Eignungsprüfung für Damenreitpferde Klasse B und Inländerausgleich-Jagdspringen mit Totalisatorbetrieb und so fort.

„Ganz verrückt geworden!“ urteilte Karl Nettelhorst, der als Stubengelehrter nur einen flüchtigen Blick in diesen Zirkus hineinwarf, der für einen Monat den Menschen bedeutend hinter „nachgewiesen inländischen“ Pferden zurückstellte. Er verstand nichts von diesem Reichsverband für Zucht und Prüfung deutschen Halbblutes und dem Verein der Vollblutzüchter und Rennstallbesitzer Berlin. „Endet doch alles beim Pferdsapfel,“ philosophierte er und hörte gleichgültig, daß Heinz um den Preis von Trakehnen mitreiten werde und Wanda sich schon trainiere, die Traberfahrt mitzumachen. Denn auch Damen sollten sich an dem Turnier beteiligen.

Karl hatte in Bündheim andere Erfahrungen gemacht. Den Arbeitern hatte er einen Vortrag über das Bolschewistenelend gehalten. Nachher aber beim Bier hatte so mancher kopfschüttelnd gemeint: „So arg wird's wohl nicht gewesen sein.“ Und als die Rede auf den Kaiser gekommen und er einen Arbeiter gefragt, was er denn eigentlich gegen ihn hätte, da hatte der nur vorzubringen gewußt: „Ach was, der reiste immer und machte sich schön.“ Jedes Kind einer Bürgerschule hätte besser bestanden als dieser Barrikadenstürmer, der trotzig die Faust neben sein Bierseidel legte.

Nein, in Deutschland war es nicht mehr schön. Karl Nettelhorst wurde immer drängender, der Vater sollte bald den provisorisch visierten Ausweis beim lettischen Generalkonsulat in Berlin besorgen. Die Landsleute hatten keine Zeit mehr für ihn. Sie ließen Ferland und ihn ihre stillen Buchsbaumpfade gehen.

Denn sie hatten Besuch, einen lieberen hätten sie kaum empfangen können. Mit seinem befreienden Lachen war Justizrat Feuerbach mit seiner Hilde aus Berlin eingetroffen und mußte Wohnung im Schlosse nehmen, er mochte wollen oder nicht. Hilde wollte es. Es war gut so, daß der weißhaarige Großstädter etwas Norm in diese tägliche Lebensweise brachte. Man achtete mehr auf den äußeren Menschen. Keine geplatzte Naht mehr, kein loser Kamm im wallenden Gelock. Heinz schaffte sich sogar einen dunkelblauen Anzug fürs Diner an und trug zum Smoking die schwarze Butterflyschleife, die Maria aber erst richten mußte, soweit sie davon verstand. Insgeheim fluchte er wohl über diese Enge unter den Achseln und im Schritt, stand aber doch kerzengerade, wenn Hilde mit ihm sprach und ihn ausnehmend unternehmungslustig fand. Bei

Tisch registrierte Vater Feuerbach sogar die Kleckse auf dem Tischtuche und half selbst mit heißem Wasser in flacher Schale nach, sobald ein neckischer, vorwurfsvoller Blick den Übeltäter angenagelt hatte. Er erzählte von seinen Orientfahrten, vom Aufsegeln des Nördlichen Eismeeres. Überall war er gewesen und wurde jung unter diesen flotten Lebenskünstlern, die dankbar sich seiner weißen Weisheit unterordneten. Nur für seinen Schopenhauer und Nietzsche fand er keinen Absatz. Was sollten die bei Start und Totalisator? Sie unterhielten ihn, wenn der Mond zierliche Weinlaubranken auf die braune Diele seiner Kammer malte und das Kirchlein im Parkwinkel, immer etwas früher als in Harzburg, die Mitternacht ankündigte. Sein Kind überließ er unbedenklich allen Jugendspielen, die Wanda ersann und Heinz ausführte. Sie ritten, gondelten, bestiegen den Brocken, spielten Tennis und schossen ins Ziel. Dies plätschernde Behagen um die Kurländer herum tat den Großstädtern so wohl, daß sie ihre Sommerkur in kleinen Grenzen fanden, wo Mensch dem Menschen offen in die Augen sah, und siehe, es war sehr gut.

„Kinder, Kinder," wehrte Vater Feuerbach mit hellem Lachen ab, die Hände am Hinterkopf verschränkt, „daß ihr mir nur aus diesen Renntagen mit heiler Haut davonkommt! Alle im Sattel, auf und davon? Ich renne euch nicht nach und meine Hilde laßt auch hübsch auf dem grünen Rasen. Ich hab' nur die eine und danke für Kinderersatz ebenso wie im Steckrübenjahr für Kaffeersatz, Eierersatz, Zuckerersatz und andre Sätze. Den Nettelhorst pumpt ihr mir für diese Tage aus. Er ist der einzige, mit dem man noch ein vernünftiges Wort sprechen kann."

Ja, der hatte sogar einen Hauch von Philosophie verspürt. Dieser Nettelhorst war ein ganz brauchbarer Mann. Etwas aufgehalten in der Entwicklung durch langes Liegen in Schützengräben, etwas verpfuscht durch falsche Studienwahl. Aber da war etwas in ihm, wohinter man kommen wollte. Dazu taugten die einsamen Spaziergänge mit ihm.

Auch sonst sprach sich der Justizrat mit diesem oder jenem Balten aus. Jeder hatte so ein stilles Vertrauen zu ihm und holte sich Rat für ein heimliches Hinken, ganz einerlei ob der Alte mit dem corpus juris oder einem griechischen Klassiker, mit Schiller oder Goethe trösten konnte. Zwischen Einsamkeit und Geselligkeit fand er immer die rechte Mitte.

Und doch war trotz allem lauten Treiben der alte Park von Bündheim mitunter Zeuge so mancher Stille, die aus warmem Menschenherzen drang. Waren seine Pforten um acht Uhr geschlossen, so war er nur für seine Schloßbewohner da, die gern noch zu zweien oder dreien einem späten Amselkonzert lauschten, die Fische im Teiche springen sahen oder vom Belvedere nach dem Wetter ausschauten. Dann stand das steinerne Kirchlein, das noch aus dem Dreißigjährigen Kriege stammen sollte, heimlich lauschend in seinen Efeuschatten da, guckte über Zäune und graue Friedhofsurnen und hörte zu, was für krauses Zeug wunderliche Jugendtorheit in solch stillen Stunden sich ersann. Die Kirchenuhr schlug zehn. Der erste Mondstrahl glitt über die Pferdegräber und weckte schlafende Glockenblumen auf. Da kamen Antje und Gustav über den großen Grasplatz auf die alte Blutbuche zu. Sie war mit der Schwester bei Maria zu Gast und Gretchen hatte es Gustav zugeflüstert: „Jetzt ist sie zum Belvedere gegangen."

Äußerlich waren sie wohlerzogen kühl, als hätten sie sich auf der Promenade getroffen. Aber kamen sie näher, so hörte das Kirchlein doch ihre Stimmen zittern, fast wie die Schläge der Turmuhr, die es vor Altersschwäche auf der Brust hatte.

„Aber wenn Ihre Mutter es nun nicht will," sagte Antje vorwurfsvoll.

„Mein verehrtes Fräulein, wie meine Mutter darüber denkt, weiß ich. Jetzt möchte ich Ihre Ansicht hören. Es ist ein Abenteuer, in das ich hineinfahre, ich weiß. Ihnen sage ich mehr, als meine Mutter verträgt. Man hat mir einen Paß verweigert. Sie kennen in Riga und Mitau meine Treibereien für baltisches Gemeinwesen zu Hause und in der Fremde. Also werde ich mich unter falschem Namen hineinschleichen. Ich muß wissen, woran wir sind. Ob ich wiederkommen werde, weiß ich noch nicht."

Sie blieb stehen, ihre Stimme hatte einen leise spöttischen Ton: „Übertreiben Sie nicht, Herr Baron? Wo so viele sich hineingewagt, warum sollten auch Sie nicht ungeschlagen wiederkommen? Ich finde, daß man diese ganze Fastnachtskomödie Lettland wirklich zu ernst nimmt. Ohne uns werden sie doch nicht auskommen, werden deutschen Fleiß und deutsche Erfindung zurückrufen müssen. Und bei gerechter Landverteilung werden Deutsche mit Letten sich vertragen lernen, werden die Letten den großen Diebstahl rückgängig machen. Beweisen kann ich Ihnen das natürlich nicht und lasse Sie bei Ihren Kolumbusplänen. Reisen Sie mit Gott."

Warum nur dies versteckte Spötteln? Sie hatte es bisher doch mit ihm gehalten. Wollte sie ihn reizen? Es waren Zeiten gewesen,

wo sie ihn gern in hellem Jugendzorn gesehen hatte.

Doch er blieb stramm, wie ein Verurteilter ging er neben ihr. Ob er einen Auftrag von ihr mitnehmen dürfte, wollte er wissen. Nein, keinen. Denn den Wald grüßen lassen oder ein Kränzlein auf ihre Gräber legen, das wäre doch nichts für ihn, der sich mit größeren Plänen trug. Da wurde sie wärmer. Freudig hörte er, wie sie seine Tätigkeit aufmerksam verfolgt hatte, sein mündliches und schriftliches Wirken für Zusammenschluß und Unterstützung der Schwächeren, für Kirche und Schule mit Summen, die er gesammelt hatte. Der Dank der Heimat werde ihm nicht fehlen, versicherte sie. Dank? Ach nein, um Dank hatte er nicht gearbeitet. Es war doch mehr persönliches Interesse gewesen. An sich hatte er gearbeitet, aus dem Sumpf sich herausgeholfen. Ein ordentlicher Mensch, ein Glied der Gesellschaft hatte er werden wollen. Ob sie das nicht gewußt? Sie legte ehrlich überlegend die Hand an ihre Stirne: „Warten Sie, warten Sie. Ja, ich erinnere mich. Dunkle Gerüchte aus Bonn, Ehrengericht, Verabschiedung, beinahe Verurteilung. War es nicht so? Verzeihen Sie, daß ich das berühre, aber ich kenne Ihren Ehrenkodex nicht so genau. Und dann kam Ihr Brief, den Ihre Mutter diktiert hatte."

Da flammte er auf: „Wer, was, meine Mutter? Ich muß doch bitten, Fräulein Nettelhorst, diesen scharfen Ton zu vermeiden, wenn Sie von meiner Mutter sprechen. Sie mag ihre Vorurteile haben, mag fehlgreifen in verzeihlicher Mutterliebe, aber den Brief, diesen Brief ... o nein! Überhaupt — diktieren lass' ich mir nicht. Können Sie sich's nicht denken, daß zarte Rücksichten auf Sie mich veranlaßten, mit Ihnen zu brechen, seitdem mein Name an den Pranger geschrieben war?"

Das kam unerwartet. Also hatte sie dieser Frau doch unrecht getan? Antje fühlte, wie der Faden des Gespräches ihr entglitt. Die Knie zitterte ihr, sie setzte sich auf die Balustrade des Belvedere: „Einen Augenblick, bitte. Herr Baron ..."

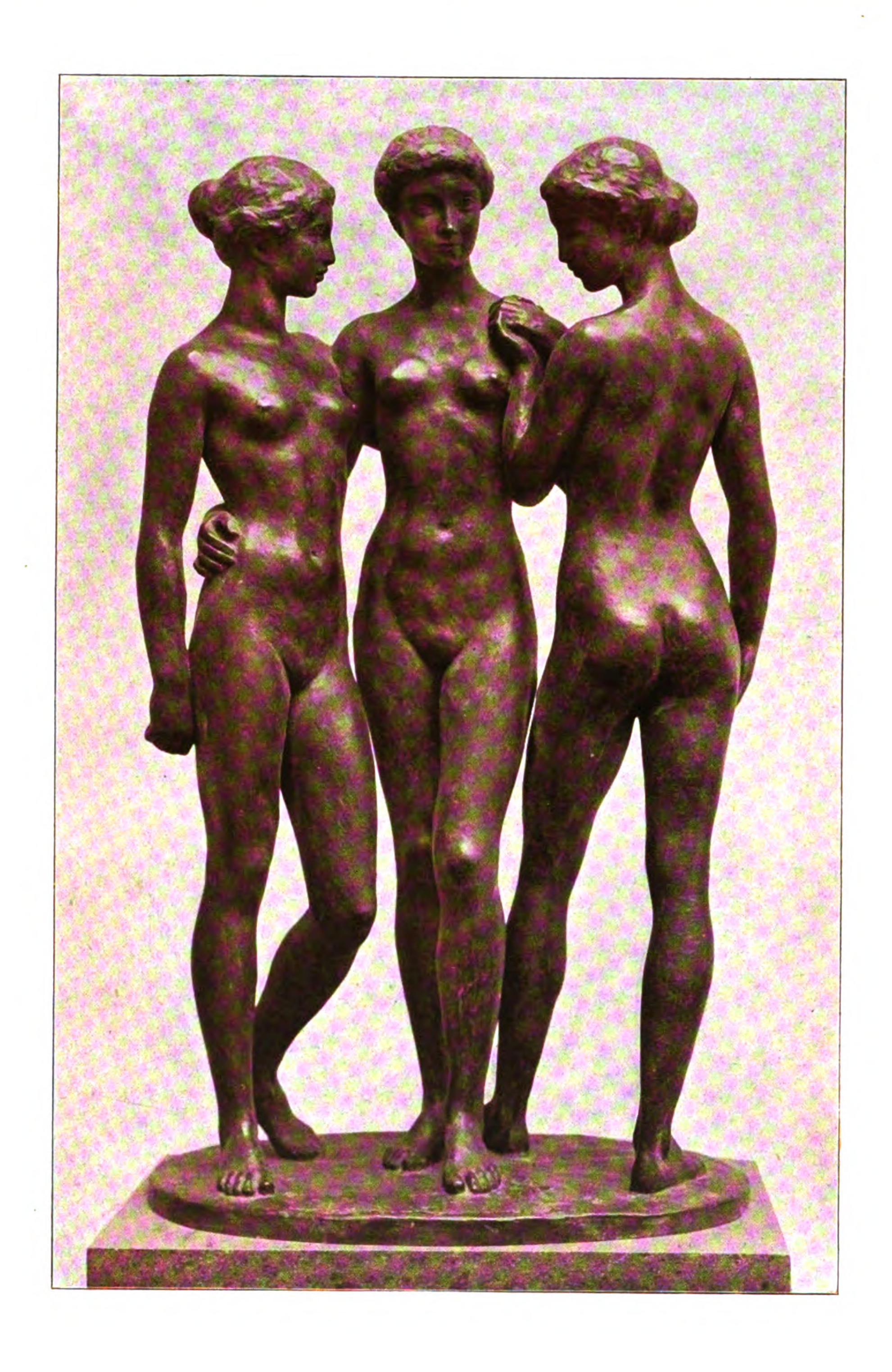
„Ach, lassen Sie. Meinen Namen können Sie doch noch nicht vergessen haben."

„Sprechen wir also namenlos. Wäre es nicht einfacher gewesen, mir all das Traurige Auge in Auge zu sagen? Wir wären dann vielleicht gemeinsam damit fertig geworden. Briefe werden leicht mißverstanden. Ja, Baron — ach so, verzeihen Sie. Heute darf ich es Ihnen schon sagen. Ich hatte damals ein so starkes Vertrauen zu Ihnen, daß ich für Sie gebürgt hätte, überzeugt davon, Sie rissen sich noch aus jedem Irrgang heraus. Ich kam mir wie mitschuldig vor. Denn da im wilden Bonn sollten Sie mich doch vergessen, nicht? Ich glaubte sogar Ihrem Briefe nicht, so felsenfest vertraute ich auf Sie. Aber Sie hätten doch wohl das Mädchen nicht mehr achten können, das sich trotz allem Ihnen noch an den Hals gehängt hätte. Und so schränkte ich mich ein, ob es auch weh tat, legte unbefangenes Lachen und helle Kleider beiseit, erzog meine Schwester, die bisweilen etwas zu mitteilsam wird — nicht wahr? — pflegte meinen Vater, bestand Examina, wurde angestellt und leistete alles das, womit wir Mädchen aufgehaltenes oder verlornes Liebesleben ersetzen, um mit Würde alte Jungfern zu werden. Bitte, bitte, zu entschuldigen brauchen Sie sich nicht. Sie sehen, es ist geglückt. Es geht alles, wenn man nur fest zupackt. Wir können uns in unsrer stolzen Ursprünglichkeit sogar belügen, daß wir mit Männern konkurierren dürfen, die uns sitzen ließen. Natürlich die Anwesenden ausgenommen! Ich habe ja sogar noch den Einfall, Ihnen das alles im Mondschein vorzuplaudern, als spreche ich von einer armen Mitschwester. Ich glaube, der Mond dort oben hört in unsrer riesig vernünftigen Zeit auch schon häufiger Geständnisse älterer, abgestempelter Mädchen, als das selige Aufjauchzen einer glücklichen Braut."

Gustav konnte sich nicht so leicht fassen. Die Mutter hatte er in Schutz zu nehmen geglaubt. Nun wurde er selbst bloßgestellt. Und hatte doch die beste Absicht mit seinem Briefe gehabt, um die Liebste aus allem Gerede herauszubringen. Was hatte er erreicht? Wie die Worte setzen, die ihn entlasteten und sie nicht verletzten? Ach, wenn sie nur etwas weniger gefaßt gewesen wäre! Aber sie hatte sich immer in ihrer Gewalt gehabt.

Es war so traumhaft still geworden. Ein Nachtvogel flog lautlos über alten Eichenkronen den Bergen zu. In den ausgedehnten Stallungen nebenan hörte man das Anschlagen eines Pferdehufes, das Knirschen eines Kiefers, als fräße da ein Tier noch im Schlaf. Dies Anhalten des Atems schlummernder Natur gab Gustav den Mut, doch noch seine alte Kraft an den Frauen zu versuchen. Er beugte sich ganz nahe zu Antje hin.

„Und Sie glauben wirklich, Fräulein Anna, daß ich auf Treu' und Glauben all das unterschreibe, all dies verzagte Sichhineinspinnen in alltägliche Gewöhnlichkeit? Kenne ich denn nicht mehr Ihren freien, stolzen Sinn? Nicht mehr die warme Hin-



Drei Grazien ⁓ Von Prof.
Bildwerk ⁓ Fritz Klimsch

gabe, die hinter angenommener Maske sich verbirgt? Noch immer sehe ich Sie als meine Lore-Lei auf der Kommandobrücke des Rheinschiffes stehen. Zugegeben, meine Mutter war zu streng, mein Brief unbedacht. Aber läßt sich das nicht ungeschehen machen? Vergaßen diese Lippen, wie oft ich sie geküßt habe?"

Jetzt war er ihr ganz nahe. Sie erschauerte schon vor der Berührung seines Rockkragens, der ihr die Haube verschob. Doch sie wollte sich nicht verraten und schloß den Mund fest, der ihr süßes Geheimnis nicht einmal dem Monde verraten sollte. — „Anna ..." lockte er leise.

„Herr Baron!"

„Darf ich Antje sagen?"

„Ich muß sehr bitten, nein ..."

„Ach was, ohne eine Antwort gehe ich nicht fort. Ich sagte es schon, ich weiß nicht, ob ich zurückkomme. Diesen Letten ist alles zuzutrauen. Vor einem Monat ist da wieder einer von uns auf der Landstraße erschossen worden. Ich muß wissen, ob Ihre Sorge, Ihr Segen mit mir sein wird."

„Wenn es das ist — o Baron Gustav, zum Segnen bin ich wohl nicht ehrwürdig genug. Aber mein Gebet soll Sie begleiten. Reisen Sie, auch ohne Muttersegen. Er wird nicht ausbleiben, wenn Sie mit einer guten Zensur wiederkehren. Muß ich Ihnen denn noch sagen, daß ich stolz auf den Mann sein werde, der seine Jugend, seine Liebe für etwas Größeres hingibt? Aufjubeln hätte ich mögen vor Seligkeit, als ich hörte, daß Sie Ihrer Arbeit die Krone aufsetzen wollen und sich den Väterboden erobern. Kommen Sie wieder, ein Sieger, wenn auch mit Wunden. Die will ich verbinden, will Sie pflegen, wie es der Schwester in der Kreosotluft der Krankenzelle geziemt ..."

„Und wenn ich ganz ohne Wunden komme, werden Sie mich auch dann pflegen?"

„Erbarmen Sie sich ..."

Sie fühlte, jetzt kam das Unerwartete, kaum Glaubliche, worauf sie doch noch wie auf ein Wunder gehofft hatte. Etwas bäumte sich in ihr auf. Sie fühlte seine Hände auf ihren Schultern.

„Antje," sagte er ganz dicht an ihrem Ohr, das von der häßlichen, steifen Haube verdeckt wurde. „Wenn ich, von deinem Gebet beschützt, wiederkomme und noch einmal frage, wenn sogar meine Mutter dir die Hand entgegenstrecken wird ..."

Nein, nein, dann nicht! So schrie es in ihr auf. Sie sah die stolze Frau wieder vor sich, die mit ihren aristokratischen Händen in ihr zartestes Mädchenempfinden hineingegriffen hatte. Der Bärentrotz des Vaters regte sich in ihr. Schacher soll man mit seinem Herzen nicht treiben. Sie riß sich los. Also deutlich, ganz deutlich, zum letztenmal.

„Gustav," bat sie mit wehem Unterton. „Lassen Sie mir meine Ruhe. Ich habe mich durchgekämpft. Wohl fühle ich den Edelmut aus Ihren Bitten heraus. Sie wollen gutmachen, und ich danke Ihnen dafür. Aber etwas Stolz dürfen doch auch wir für uns behalten. Also lassen wir's. Was kann das noch für eine Liebe sein, an der soviel herumgezupft worden ist, daß sie die Keuschheit ihres ersten Frühlingstages nicht mehr spürt? Und das sollte sie doch. Ich sehe jetzt so oft Heftpflaster auf Wunden legen. Sie heilen ja wohl, aber die entstellende Narbe bleibt. Ich, verzeihen Sie, ich mag strenger darüber denken als andere, die sich verloben, entloben, heiraten, begraben, eine zweite Ehe eingehen, alles mit der Selbstverständlichkeit einer Maschine. Ich kann das nicht. Erkennen Sie daraus, wie wert mir Ihre Liebe war. Die ganze Welt hätte ich um ihretwillen hingegeben, vergessen, wie böse Zungen und Vorurteile verletzen konnten. Nun aber ist es mir wie einem einschlafenden Kranken vor der Narkose. Er hört die Worte noch, versteht sie aber nicht mehr, zählt, zählt weiter Tage, Monate, Jahre und dämmert in Bewußtlosigkeit hinüber. Gönnen Sie mir diesen Zustand, er hilft über so manches hinweg. — Und nun fürchte ich, Sie schon zu lange Ihrer lustigen Tafelrunde entzogen zu haben. Geben Sie mir die Hand, wir wollen wie gute Freunde auseinandergehen, die es sich im stillen wünschen mögen, daß jedes von ihnen durch dies seltsame, verantwortungsreiche Leben ein ganzer Mensch werden möge."

Er sagte nichts, er atmete nur hörbar, seine Hand lag noch immer auf ihrem Nacken. Er wollte sie wortlos an sich ziehen. Da warf sie seinen Arm fort und erhob sich energisch. Eine blonde Locke hatte sich unter ihrer Haube hervorgewagt. Sie zwängte sie zurück.

„Herr Baron, ich muß sehr bitten ..."

Sein Hut war ihm entglitten, er stäubte ihn mechanisch ab, schlug die Hacken zusammen und wandte sich fort. Da unten auf dem Kies knirschte sein Schritt.

Endlich! Nun war man doch sehr vernünftig gewesen. Frau Magda wird mit der reinlichen Scheidung kurischer Jugend zufrieden sein.

Doch sollte Antje noch nicht zu ihren Kranken zurück. Am Borkenhäuschen schimmerte ein weißes Kleid. Die kleinen Fäuste feindlich geballt, trat der strengen Försters-

tochter eine Gestalt in den Weg. Erstaunt sah Antje im Mondschein der Schwester erregtes Gesicht.

„Pfui!" sagte Gretchen. Sie wußte selbst nicht, woher ihr der Mut kam.

„Nanu?"

„Ja, du, du — hören sollst du es doch. Das war häßlich von dir, das hat er nicht verdient."

„Grete, ich glaube gar, du schleichst hier herum und horchst."

„Und habe alles gehört. Denn er tut mir ja so leid. Wenn sie ihn nun in Kurland erschießen und er kommt nie mehr wieder, dann bist du daran schuld, du — du ..."

Antje machte große Augen. Ein Gedanke schoß ihr durch den Kopf. Wäre es möglich?

„Sag mal," forschte sie mit Anstrengung. „Wenn ihr beide so allein durch den Harz geht, bringt er dich wohl oft zum Lachen und ist lieb zu dir, sehr lieb?"

„Er ist ein guter Mensch, ja. Und wenn du ihn nicht mehr haben willst ..."

„Dann tröstest du ihn wohl über seinen Verlust, was?"

O weh, das hätte sie nicht sagen sollen. Der Stich traf nicht und machte nur Antje waffenlos.

Die Kleine schluckte an ihren Tränen: „Sie haben ihn alle gern. Udo will nur zu ihm, wenn er nach Kurland reist. Ferland sagt, er sei der einzige Kurländer, auf den Verlaß sei, wenn er auch noch so stolz täte."

Ferland, auch der? Nun ja, Ferland, der Halblette! Aber zu denken gibt Antje auch das. Sie hat die beiden ja zusammengeführt, und Ferland gehört zu ihren liebsten Kindererinnerungen.

„Und — und Onkel Anton wird für ihn beten. Du nicht, du gar nicht. Der Herr Justizrat sagt, er sei ein ganzer Mann. Das hab' ich gehört."

Der Justizrat, wahrhaftig? Vor dem hat Antje Respekt. Also hat sie sich versehen? Wer aber so lange unter mütterlichem Einfluß stand, ist der so bald schon ein Fertiger?

„Und unsre gute, liebe Frau Schwarz sagte, als sie aus Oberschlesien von der Abstimmung zurückkam, sie hätte immer an Baron Gustav denken müssen, als sie die vielen Heimattreuen an der Wahlurne gesehen."

„Schau, auch die? Freilich, die muß es wissen. Sie schaut mit ihren treuen schwarzen Augen den Menschen ins Herz."

„Also nimm dich in acht. Was wird sie dann bei dir zu sehen bekommen? Schäm' dich, über gute Menschen so zu spotten. Nach Hause begleite ich dich heute nicht, geh du allein. Und spazieren mit ihm gehe ich morgen doch."

Sie wollte an der alten Weide vorbeischlüpfen, da hielten sie zwei feste Hände und sie fühlte der Schwester Atem vor ihrem Gesicht.

„Einen Augenblick noch, Gretchen," flüsterte Antje heiß. „Also geh mit ihm, erzähl' ihm, wie schlecht die Schwester ist, und bring' ihn wieder zum Lachen. Das wird ihm gut tun, ich kann es nicht mehr, und er lachte so gern. Doch ich hab' es der Mutter versprochen, über dich zu wachen. Daher sage ich dir trotzdem: Hüte, hüte dich. Alt genug bist du, nicht mehr jede Ohrenbläserei ernst zu nehmen. Die Männer, wisse, haben Schmeicheleien zur Hand wie ihre Zigaretten. Die werfen sie fort, wenn sie satt sind, und sehen nicht, wohin der glimmende Rest fliegt. Wälder, sage ich dir, ganze Wälder haben sie angezündet, und junge Birkenstämme haben sich gewunden in Todesschmerz, von Rauchballen umwickelt, daß die andern Bäume ihr Sterben nicht sahen. Nimm dich in acht, ich leide es nicht, daß sie auch dich unglücklich machen. Und nun geh und lach' weiter. Ich danke dir, daß du mich heute allein gehen läßt."

Wie ein aufgescheuchtes Reh flog Gretchen über das tauschwere Gras. Sie fürchtete sich vor diesen weit geöffneten Schwesteraugen. Und die alte Kirchenglocke schlug bedenklich, langsam elf Uhr. Aber noch immer kam ihr nicht der Schlaf.

„Hat man Sie wieder gekränkt, Fräulein Antje?" fragte plötzlich eine tiefe Stimme aus den Baumschatten heraus. Herrgott, ordentlich bange werden kann man hier. Alles horcht und spioniert. Wird man sie nicht endlich in Ruhe lassen? Wird man auch hier wie in Kurland überfallen? Der da wiegenden Schrittes auf sie zukam, war wie ein Eichbaum, der sich um ihretwillen entwurzelt zu haben schien, um ihr nahe zu sein. Das Dunkel machte ihn mitteilsamer. Er überragte sogar die große Anna, daß sie zu ihm aufsehen mußte.

„Also sind Sie nun verlobt? Und die Schwester wollte nicht gratulieren?" fragte er mit einer Stimme, um die Weinen und Rachenbräune zu streiten schienen.

„Ferland, was unterstehen Sie sich?" Nun hatte sie den kurischen Riesen erkannt. Seinen Udo mochte er hüten, nicht sie. Aber er streckte ihr gleichmütig seine große Tatze entgegen: „Haben Sie keine Bange. Ich tu' Ihnen doch nichts. Sie dürfen mir die Hand geben."

„Fällt mir nicht ein."

„Also noch nicht verlobt?"

„Gehen Sie! Wie kommen Sie darauf? Mit welchem Rechte ..."

„Ach, Fräulein Antje, das Recht nehme ich mir aus unsern Bengeljahren, wo wir Jungens um Ihre Gunst rauften und ich sie alle unterkriegte, auch Sie, wenn Sie nicht parieren wollten. Wissen Sie noch? Ich konnte sehr plump sein. Aber gut zusammengehalten haben wir doch, wenn der Guste und Heinz uns neckten und die Wanda und Marie mir nicht die Hand geben wollten. Wissen Sie noch, wie ich Birnen und Pflaumen für Sie mauste und Ihnen den Hänfling im Bauer brachte? Ich hatte irgendwo gelesen, daß so ein Vogel im Käfig wäre wie ein gefangenes Herz, und sagte es Ihnen. Sie lachten mich aus, und der Hänfling stieß sich an den Stäben zu Tode."

Antje wurde unheimlich vor dieser gleichmäßigen Litanei.

„Um Gottes willen, wie kommen Sie hierher, mitten in der Nacht?"

„Ach, so spät ist's wohl noch nicht. Ich sah ja auch den Gustav durch die Büsche gehen. Udo schlief spät ein. Ohne mich schläft er doch nicht, ich muß sogar mit ihm beten. Nun betet er doch auch für den Vater. Dann sagte ich mir, du pumpst dir noch etwas Harzluft ein. Luft und Wasser sind hier gut. Und Gretchen hatte mir gesagt, daß auch Sie hier wären. Da kam ich her."

„Ja, was wollen Sie von mir?"

Er hob die Schultern, stopfte die Fäuste in seine Hosentaschen und wiegte sich breitspurig vor ihr auf Hacken und Spitze: „Ach, Fräulein Antje, eigentlich ist's einerlei, ob ich Sie sehe oder nicht. Sie sind immer bei mir. Ich habe Sie singen hören und sprechen, ganz so wie meine Mutter sang und sprach. Da war ein Wiegenlied, Vater mochte es nicht. Wenn er aber betrunken im Bett lag, sang es Mutter leise über mein Bett hin. Nun habe ich bei all dem Lärmen in Kurland Melodie und Worte vergessen und hoffe, daß ich es endlich doch von Ihnen hören werde. Nur einmal hören möchte ich es noch."

„Aber, lieber Ferland, wie soll ich ..."

Der große Mann lachte in sich hinein: „Vielleicht doch einmal, und — lieber Ferland is gut. Das habe ich lange nicht gehört. Hab's immer hören wollen ..."

„Und deswegen schleichen Sie mir nach?"

Er stieß die Luft hörbar durch die Nase. Es war, als ob er knurrte, wie ein angeschlossener Kettenhund.

„Zu schleichen brauche ich eigentlich nicht, wenn ich auch nur ein schlichter Lette bin und nicht so hübsch sprechen kann wie Baron Gustav und so klug wie Ihr Vetter Karl, der sich übrigens mehr um Sie bekümmern könnte. Nein, nachgeschlichen bin ich niemand. Wie ich aber hier Ihre Stimme hörte, stieg ich über den Steinzaun. So komme ich schneller zu ihr, dachte ich, und brauche nicht herumzugehen und die — die andern bei der Maibowle zu stören. Der Gustav sitzt nun auch schon hinter dem Glase."

„Ach, lassen Sie doch. Das geht Sie nichts an. Wissen will ich, was Sie mir zu bestellen haben."

„Hm, ja so. Erinnern Sie sich aus Steinsee noch des Otto Gutlieb, der uns immer neckte und die Mädchen an die Röcke griff? Widerlicher Bengel! Nun weiß ich auch, daß er meinen Vater angegeben hat. Er soll mir kommen! Er ist hier in Harzburg mit seinen halbnackten, tanzenden Weibern, und seine Mannsleute sollen Schweinereien singen. Mascotte nennt sich die Bande, gibt Vorstellungen in einem Hotel. Der hat sich neulich nach Ihnen erkundigt, und nun laure ich ihm auf. Er ist nach Bündheim gegangen, ich weiß. Er soll nicht, das will ich nicht."

Antje ärgerte sich über seine Zudringlichkeit: „Schade, daß ich nun Ihren Schlaf verkürze. Es war wirklich nicht nötig. Ich helfe mir schon selbst und gehe ganz allein nach Hause."

„Das sollen Sie eben nicht. Ich werde Sie begleiten. Und vor dem Kerl nehmen Sie sich in acht. Dem trau' ich alles zu."

Da rief Marias Stimme durch den Garten. Im Hause waren sie unruhig geworden, weil Antje nicht kam, Gustav finster und Gretchen verweint ausgesehen hatte.

„Die Baronesse ruft," sagte Ferland wieder ganz ruhig. „Also werde ich vor der Pforte warten. Sie werden mich nicht los." Ein kurzes, zuversichtliches Lachen kam noch aus dem Busch, dann war er fort.

Suchend kam Maria von Lintfels heran. Eine Perlenschnur auf ihrem weißen Halse, ihr lichtblaues Kleid waren wie vom Monde übersilbert. Sie war unnatürlich aufgeregt, Antje sollte doch nur kommen. Der prächtige Justizrat und Heinz überbieten sich an Schnurren und Anekdoten. Wenn es zu derb wird, dann räuspert sich der Justizrat und Heinz lenkt ein. Hilde, die reizende Hilde kommt aus dem Lachen nicht heraus. So mokiert sie sich über die Pelzkragen der Jüdinnen auf der Liegewiese im Sonnenschein. Und Heinz bindet ihr auf, die Kragen gehörten einem Pelzhändler Kohn in Braunschweig. Da seien die Motten hineingeraten. Nun läßt er von seiner Sippschaft das Rauch-

werk tragen, um es zu lüften, und schreit's als neuste Mode aus. „So ist der Heinz — gottvoll in seiner Unverfrorenheit. Und die Hilde, die Hilde . . ."

Weinend fiel sie der Freundin um den Hals. Antje wollte sie beruhigen. Maria aber rief unter Lachen und Weinen: „Nein, nein, so ist es ja gut, für ihn, für uns alle. Zu seiner Hochzeit ziehe ich Mamas Erbstück, das blaue Samtkleid, an und tanze mit ihm. Er trampelt einem wohl auf die Füße, aber ein lieber Kerl ist er doch. Meinen letzten Walzer tanze ich mit ihm, wenn das dumme Herz auch noch so klopft." Nein, was die altersgraue Kirche nicht alles zu hören bekam! Vor ihrem Altarraum hatte sie schon viele Paare gesehn. Aber diese Balten schienen aparte Menschen zu sein, da wollte sich nichts zusammenfügen. Warnend schlug sie halb zwölf.

Da jodelte Graf Heinz durch den eingeschlafenen Park und suchte nach seinen Damen. Hastig empfahl sich Antje, sie wollte nicht mehr in die Gesellschaft zurück. Maria sollte sie mit Arbeit oder Kopfschmerz entschuldigen. „Sprecht euch doch aus," flüsterte sie beim Gutenachtkuß Maria zu. „Sobald als möglich, Maria. Du ahnst nicht, wie unausgesprochene Wünsche bedrücken können."

Fort war sie. Pfeifend kam Heinz, eine glimmende Zigarre zwischen den Fingern, die Kastanienallee herauf: „Der Herr, der schickt den Jochen aus," trompetete er in leichter Weinlaune. „Endlich, Mausi! Nanu, wieder Trübsal geblasen? Was war's denn heute? Heine oder Flaischlen oder ein andrer Onkel? Heimweh oder Liebesschmerz, hm?"

„Ach was, die Antje war so sonderbar und ist schon fort. Komm, wollen lachen und trinken. Das Leben ist so kurz."

Sie wollte ihn fortziehen, er aber warf den Arm um sie und führte sie in einen dunkleren Seitenweg.

„Nee, nee. Täuw, sagte Onkel Bräsig, daß du die Nase im Gesicht behältst. Dein Humor scheint mir etwas verklimpert. Was ist los? Bin ich wieder mal zu grob gewesen?"

„Nein, Heinz, du bist mir nie zu grob."

„Donnerwetter, solch eine Eloge hat mir noch niemand gesagt. Oder mache ich der feschen Berlinerin zu sehr den Hof?"

Sie schnuckte und schluckte es tapfer hinunter: „Ach, Heinz, das freut mich nur. Sie ist ein lieber Kerl, wie für dich geschaffen. Und zu eurer Hochzeit tanz' ich doch noch."

Da merkte er, was sie sagen wollte, umfaßte sie fester und legte seine Wange an ihre: „Mausi, liebes Mausi, das siehst du doch ein, daß aus uns beiden nichts werden kann. Ich dank' dir für deine Nachsicht und Treue. Aber ich Plumperjahn bin doch nichts für dich. Jeden Tag würdest du unter meinen zugreifenden Redensarten leiden. Und wenn es nur bei Redensarten bliebe. Hübsch war es, als wir am Talsenschen Kirchberge Braut und Bräutigam spielten, Torten aus Sand buken und Wasser mit gestohlnem Zucker versüßten. Aber schon damals kratzte ich aus, wenn ich in unsere neue Wohnung, in eine alte Biertonne kriechen sollte."

Maria lachte nervös: „Ja, und die Torten zerfielen und der Zucker ist nun auch so teuer. Also ist es besser, nimm die andere. Ich bin blaß und krank und tauge zu nichts. Mit solch einem Herzklopfen kann ich keinen Staat mehr machen. Du hast eine gesunde Frau nötig. Nimm die andere. Zu lachen versteht sie, verliebt ist sie schon und reich soll sie auch sein."

„Mausi, wie du gleich bist. Warum denn so?"

Maria streichelte sein struppiges Haar und weinte sich an seiner Schulter aus: „Weil ich dich lieb habe, Heinz. Weil du Sonnenschein nötig hast, wenn du deine junge Frau in die alte Heimat einführen sollst. Sie wird tapfer bei dir stehen, und ich werde mir Mühe geben, sie gern zu haben."

Heinz kratzte sich den Kopf: „Du, ich weiß doch nicht. Der muß ein Ausbund von Mensch sein, den ich lieber haben sollte als meine Pferde."

„So setz' sie auf deinen Leibgaul, dann hast du beide zugleich. Komm, schenk' mir ein. Ich bin noch immer durstig, und stoßen wir zwei beide dann an, so wissen wir worauf."

Er sah sie verlegen an. ‚Ist doch ein Patentfrauenzimmer,' dachte er. Wenn das verdammte Herz nicht wäre, wer weiß . . . Aber so . . . Na, wollen trinken. Der Justizrat mag sie auf bessere Gedanken bringen. Das hatte er schon besorgt. Denn an des Vetters Arm erzählte Maria ihm, daß der Alte bei einem sehr reichen, alten Ehepaar ihr eine Stelle angeboten. Sie sollte ihnen wie eine Tochter sein. Heinz tat sehr ärgerlich, bei ihm sollte sie bleiben. Sie aber gab ihm einen Klaps. Gleich nach dem Rennen wollte der Justizrat sie mit sich nehmen.

Plötzlich wurden sie, ihre Gesellschaft und der Park durch heftige Männerstimmen an der Gartenpforte aufgeschreckt. Auch eine Frau schien dazwischen zu reden. Allen voran war Gustav die Verandastufen hinuntergesprungen. Er hörte, wie zwei sich gepackt hielten, welkes, vorjähriges Laub raschelte unter ihren Tritten.

Fluchen und Stöhnen hüben und drüben. Jetzt ein Laut wie von einer schallenden Ohrfeige, ein Schmerzgeheul, dann brach einer fliehend durch den Busch. Der andre trat zerzaust, ohne Mütze auf die Frauengestalt zu und sog das Blut von seinem Handballen. Jetzt erst erkannte Gustav Antje und den ungeschlachten Ferland, der ganz gelassen sagte: „Nichts für ungut, Fräulein Antje, aber der Kerl hatte einen Denkzettel nötig. Ich rechnete ab, für Sie und für meinen Vater. Er wird Sie nicht mehr belästigen und morgen wohl in seiner Mascotte nicht auftreten, häuslicher Umstände halber. Gebissen hat mich das Luder. Macht nichts. Gehen wir."

„Was geht hier vor?" Gustav war aus dem Schatten getreten. Die Gesellschaft drängte nach. Wohlgefällig betrachtete der Justizrat des Letten muskulöse Gestalt.

„Sie auch hier, Herr Gustav?" fragte Ferland und lutschte an seiner Wunde weiter. „Hätten etwas früher kommen können und Fräulein Nettelhorst von einem Strolch befreien. Nun ist es nicht mehr nötig. Mahlzeit den Herrschaften! Kommen Sie, Fräulein."

„Was erlauben Sie sich?" Gustav wallte das Blut auf. Dicht vor der Pforte trat er dem Letten in den Weg. Beide maßen sich mit feindlichen Blicken. „Wenn Fräulein Nettelhorst begleitet werden will, so wird es wohl unsere Pflicht sein..."

„Hätte früher Ihre Pflicht sein sollen. Jetzt gehe ich mit, habe denselben Weg, das heißt, wenn das Fräulein noch will, Fräulein hat nur zu befehlen."

Antje stieg das Blut in die Wangen. „Ich danke, Baron, aber es ist wirklich nicht nötig. Ich könnte auch allein gehen. Wenn aber Herr Rudsit meinetwegen keinen Umweg macht..."

„So wird er sich die Ehre geben. Verstehe vollkommen, Fräulein. Bedaure aufgehalten zu haben."

„Bitte sehr. Auch Sie sollen nicht zu kurz kommen, falls Sie doch so freundlich sein wollten. Meine Schwester lasse ich nicht gern allein gehen, sie könnte leicht den Weg verfehlen, und ich selbst muß schnell zu meinem Vater zurück. Dürfte ich sie also Ihrem Schutze anvertrauen, wenn Sie so liebenswürdig sein wollten? Dann kann ich wohl ganz ruhig sein, nicht wahr?" Das klang etwas hinterhältig. Sie begriff nicht, wie sie darauf kam. Aber sie mußte ihn auf die Probe stellen.

„Ihr Wunsch ist mir Befehl." Kühl, ritterlich, und nicht ein Wort zu viel.

Der alte Park staunte, wie gut diese Menschen erzogen waren. Und dabei zuckten die Herzen und bluteten, als lägen Schlachtfelder hinter ihnen.

„Kommen Sie," sagte Ferland noch einmal gemächlich. Er griff sogar nach ihrer Hand. Seine Augen suchten das Buschwerk am Wege ab. „Hübscher Kerl," sagte ihnen nachschauend der Justizrat. — Wie sie in die Ilsenburger Chaussee einbogen, trat aus schwarzer Waldhöhe die schroffe Kattnäse hervor, taghell beleuchtet, in hoher, weiter Ferne. Antje hielt an und sah staunend hinauf. Er aber zog sie weiter.

„Ein unheimlicher Ort," sagte er. „Kenn' ihn, bin schon die Nacht über oben gewesen. Da hält's kein Christenmensch aus. Gehen wir."

Im Park schlug die Turmuhr Mitternacht. Nun durfte auch das Kirchlein einschlafen. Nur in seinen Efeuranken wisperte und pisperte es noch. Es mochten lose, unruhige Vögel sein, die noch keinen Unterschlupf finden konnten. (Fortsetzung folgt)

Mondnacht am Rhein. Von Hanns Hermann Cramer

Tief in den blinkenden Strom sickert
das Mondenlicht;
Ruder knarren im Takt,
Und die schimmernde Welle,
Wie ein Wimpel gezackt,
Leuchtet in glitzernder Helle —
Eh' sie am Ufer sich bricht.

Fern von den Gärten im Tau träumen
Syringen her
Über Hecken voll Duft,
Die voll Ahnen erschauern;
Leise schwingt durch die Luft
Nachtigallensang: holdes Trauern,
Freudiger Hoffnungslast schwer. —

Hoch zu den Grenzen des Seins, die
das Gestirn erhellt,
Wird, was Herzen bedrückt,
Daß dem All sich's vermähle,
Zu den Sternen entrückt —
Und die erschlossene Seele
Lauscht auf den Atem der Welt.

Ärztliche Untersuchungsweisen in alter und neuer Zeit

Von Dr. Richard Weiß, Freiburg und Berlin



Nicht nur bei der Behandlung geschichtlicher, sondern auch bei der naturwissenschaftlicher Fragen und Beurteilung bei Fragen technischer Entwicklung ist die Betrachtung des Werdens unerläßlich. Gibt uns doch die Geschichte allein das Verständnis für den Zusammenhang der wahren Verhältnisse, in denen sich der sicherste Maßstab für den Wert oder Unwert der Anschauung ebenso wie der Methoden enthüllt. Ermöglicht doch diese geschichtliche Betrachtung allein ein folgerichtiges Urteil nicht nur über die Tatsachen, sondern auch ihre Grundlagen und ihren Wert. So bedürfen auch die biologischen Untersuchungsweisen einer geschichtlichen Betrachtung hinsichtlich der Aus- und Umgestaltung ihres Zusammenhanges mit den Methoden wissenschaftlicher Forschung überhaupt. Auch der Laie wird davon Vorteil haben in Form eines vertieften Verständnisses für die Bedeutung, welche diese für die Erhaltung der Gesundheit des einzelnen wie der Allgemeinheit so überaus wichtigen Fortsetzungsmethoden haben.

Schon im frühesten Altertum wurden biologische Untersuchungen angestellt; zunächst im alten Ägypten. Dort genoß die Medizin den größten Ruf von allen Wissenschaften überhaupt. Die ältesten Handschriften stammen aus dem Papyrusbefund von Kahun (12. Dynastie 2500 v. Chr.) und behandeln hauptsächlich Sondergebiete, in denen erst die Symptome, dann die Diagnose und schließlich die Therapie beschrieben werden. Die Diagnose beschränkte sich damals hauptsächlich auf die Erkennung greifbarer äußerer Symptome, bei denen die Augenkrankheiten die wichtigste Rolle spielten, aber auch die Beobachtung der Unterschiede normaler oder unnormaler Beschaffenheit der Ausscheidungen diente als wichtiges Erkennungsmittel. Besonderen Wert legte man auf frühzeitige Erkennung der Schwangerschaft. So finden wir z. B. in dem großen Berliner medizinischen Papyrus, der aus der Zeit Ramses' II. (1348—1291 v. Chr.) bei Sakkara gefunden wurde, folgende Belehrung über die Frage, ob eine Frau gebären kann oder nicht: Weizen und Spelt, die die Frau mit ihrem Harn benetzt, wie Datteln und wie Gebäck in zwei Beuteln. Wenn sie beide wachsen, wird sie gebären. Wenn der Weizen wächst, gibt es einen Knaben; wenn der Spelt wächst, gibt es ein Mädchen; wenn sie nicht wachsen, gebiert sie nicht. Gerade diese diagnostische Lehre hat sich über die Schule in Salerno zu den Griechen und dann nach Mitteleuropa hindurchgerungen. Wir finden sie wieder in dem berühmten Buch „The Experiments in Midwife" von 1872, das noch viel später in neuen Auflagen erschien. Viele solche Entlehnungen von den alten Ägyptern finden wir bei Hippokrates und Dioskondes. Aber auch viele Verordnungen und Ratschläge, die nicht in griechischen Schriften stehen, fanden aus den medizinischen Papyri von beträchtlichem Alter (16. Jahrh. v. Chr.) den Weg in die Volksmedizin der heutigen Ägypter und sogar bis Ende des vorigen Jahrhunderts in die Volksmedizin der Engländer und Deutschen.

Im alten Hellas begann die Ausgestaltung biologisch-physiologischer Untersuchungsweisen im Zusammenhange mit der Schule des Hippokrates (5. Jahrh. v. Chr.) mit der von Kos (400 v. Chr. bis 150 n. Chr.), Athen (Zeitalter des Perikles), Alexandrien (unter den Ptolemäern bis 30 v. Chr.) usw. in einer Ausgestaltung, die an moderne Technik in vieler Beziehung heranreicht, in der künstlerischen Form ihrer Ausübung im Zusammenhange mit einer hochentwickelten Zivilisation aber die heutigen Methoden vielfach übertrifft. Eine kurze Schilderung anatomisch-vivisektorischer Experimente, wie wir sie den Angaben des Celsius und Tertullian entnehmen, dürfte dies am besten belegen: „Durch eine zierliche, rings die Mauer krönende Säulenhalle strömten die schimmernden Lichtmassen herab; man hätte beim Betreten der wenigen Stufen eher geglaubt, in das Badehaus eines Fürsten hinabzusteigen, als in einen der ernsten Wissenschaft gewidmeten Raum. Am meisten erregte die Neugier ein mit allem Prunk ausgestatteter Thron, der dem Katheder gegenüber angebracht war. Da pflegte Ptolomäus Platz zu nehmen, wenn er den Experimenten beiwohnte. Wir schlichen uns längst der Mauer ein, um unbemerkt zugegen zu sein. Als alles bereit war, trat Herr Rossclus mit seinem kleinen Gefolge von Assistenten und Dienern herein, blickte etwas unruhig umher und ließ dann seinen Blick flüchtig auf uns haften. Er gab dann einem Assistenten leise Befehle, und wie alles sich im Kreise ordnete, bestieg der Vorleser das Katheder, um nach Gewohnheit die von ihm vorzulesenden Rollen der Schriftensammlung bereit zu halten."

Der König erscheint; das Opfer der Wissenschaft wird hereingebracht und in höchst kunstgerechter Weise nach allen Regeln moderner Physiologie der Operation unterworfen. Sämtliche Körperflüssigkeiten werden dabei gründlich untersucht und chemisch geprüft. Herden von Tieren stehen zur Verfügung, um die bisherigen Experimente durch Impfungen, erneute Blutentnahme und wiederholte Übertragung der in Frage stehenden Stoffe zu ergänzen; kurzum Aufmachung und Technik entsprechen völlig unserer Art des Experimen-

tierens und unseren Laboratoriumsuntersuchungen. Im Antiquarium des Berliner Museums finden wir eine Reihe äußerst praktisch und zweckmäßig geformter Gefäße, die zu Untersuchungszwecken der Körperflüssigkeiten bestimmt waren und eigentlich nur durch die stets auf ein hochgesteigertes ästhetisches Bedürfnis Rücksicht nehmende Art künstlerischer Ausführung sich von modernen Gefäßen, Reagenzgläsern, Bechern, Retorten usw. unterscheiden. Die hochentwickelte Glasindustrie, wie sie aus dem verschütteten Pompeji (79 n. Chr.) wieder zutage gefördert ist, läßt gleichfalls auf eine Verwendung vieler aus Glas hergestellter Gefäße zu Untersuchungszwecken schließen.

Mit der antiken Kultur wurden auch die Errungenschaften der Biologie und der biologischen Untersuchungsmethoden vernichtet, und erst im späteren Mittelalter sehen wir, wie Untersuchungsmethoden der Körperflüssigkeiten, insbesondere des Blutes und Harns, wieder zu einer gewissen Bedeutung in der Medizin gelangen. Von zwei Seiten wurden solche Untersuchungsweisen von neuem in Angriff genommen. Während die Alchimisten in geheimnisvoll abgeschlossenen Laboratorien, im Irrwahn abergläubischer Überlieferungen aus den Körpersäften Geheimnisse des Lebens und der Krankheiten zu erforschen trachteten, war der ursprüngliche, aber praktische Arzt des Mittelalters bestrebt, mit den einfachsten, ihm zur Verfügung stehenden Hilfsmitteln — mit seinen Sinnen: Gesicht, Geruch, auch Geschmack — die Eigenarten der Ausscheidungen und Absonderungen sowie ihre krankhaften Veränderungen festzustellen.

Nicht treffender können wir das Wesen der Alchimie schildern, als Goethe es tut:

„Mein Vater war ein dunkler Ehrenmann,
Der über die Natur und ihre heil'gen Kreise
In Redlichkeit, jedoch auf seine Weise,
Mit grillenhafter Mühe sann,
Der in Gesellschaft von Adepten,
Sich in die schwarze Küche schloß
Und nach unendlichen Rezepten
Das Widrige zusammengoß.
Da ward ein roter Leu, ein kühner Freier,
Im lauen Bad der Lilie vermählt
Und beide dann, mit offenem Flammenfeuer,
Aus einem Brautgemach ins andere gequält."

Aber auch der bildenden Kunst war der Alchimist ein dankbarer Vorwurf, der von der Frühzeit deutscher Malerei über die Blüte der Renaissance bis in die Zeit naturalistischer Darstellung der Holländer hinein Anlaß zu anschaulichen Darstellungen gab.

Die praktischen Untersuchungsweisen, die in der einfachen Betrachtung der Körpersäfte, insonderheit des Harns, durch jahrelange Übung zu einer durchaus nicht gering zu bewertenden Urteilsfähigkeit und zu diagnostisch glücklichen Schlußfolgerungen führen, sind uns gleichfalls nicht nur in einer überaus umfangreichen Literatur überliefert, die unter Titeln wie „Der Harnarzt" usw. bis in das 19. Jahrhundert hineinreicht, sondern gaben gleichfalls Anlaß zu künstlerischer Darstellung, die der Natur des Gegenstandes entsprechend bei den naturalistischen Holländern, namentlich Teniers, wohl ihre höchste Blüte erreichte, einen humoristischen Niederschlag aber auch in Deutschland bis in unsere Zeit hinein, unter anderem bei Spitzweg und in Kaulbachs prächtigen Bildern zum Goethischen Reineke Fuchs fand.

Der wissenschaftliche Ausbau der organischen Chemie, besonders der Biochemie, gab auch den Untersuchungskünsten der Neuzeit eine breitere Grundlage und stellte entsprechende Anforderungen an die Ausgestaltung der Laboratorien, die nicht nur mit allen Hilfsmitteln der chemischen und mikroskopischen Technik, sondern auch mit den biologischen Hilfsmethoden des Tierexperiments der Blutübertragung usw. ausgestattet werden mußten. Ihre Aufgabe beschränkt sich heute nicht nur darauf, durch chemische Untersuchungen krankhafte Bestandteile im Harn und Blut nachzuweisen: es kommt vielmehr darauf an, mit allen Hilfsmitteln moderner Technik die Beschaffenheit der Körpersäfte im gesunden Zustande bis in alle Einzelheiten zu erforschen und jede Abweichung, mag sie nun durch infektiöse Prozesse, durch Stoffwechselerkrankungen, Veränderungen des Blutes, der Verdauungssäfte oder irgendwelche Drüsenabsonderung verschuldet sein, bis ins einzelne nachzuweisen. Solche eingehenden Untersuchungen, wie sie in großen, mit allen Apparaten neuerer Forschungstechnik ausgestatteten Laboratorien möglich sind, beziehen sich sowohl auf die chemische als mikroskopische Erforschung, die beide zwecks biologischer Vollständigkeit durch das Tierexperiment und die dazu erforderliche Blutentnahme und Blutübertragung ergänzt werden.

Durch solche physikalisch-chemische und serologische Untersuchungen können wir in die Wirkung der verborgensten Organe eindringen und an der Hand winziger Veränderungen Störungen ihrer Tätigkeit bis ins kleinste nachweisen. Wir werden dabei erinnert an die Erfolge der Astronomie, die durch kleinste Störungen in der Stellung der Gestirne zueinander wichtige Schlüsse auf die Zusammenhänge des Weltganzen ziehen läßt, oder an die physikalische Analyse eines von irgendeinem weltfernen Gestirn aufgefangenen Lichtstrahles, durch die wir bis ins allerkleinste die Zusammensetzung dieses Gestirns schließen können, oder an die Ergebnisse chemischer Forschung, die es uns ermöglicht, aus der Untersuchung einer aus der Tiefe des Erdinnern entströmenden Quelle wichtige analytische Schlüsse auf Wesen und Zusammensetzung der Erde zu ziehen.

In gleicher Weise können die wichtigsten Fragen über Gesundheit und Krankheit schnell und einwandfrei gelöst werden. Sind doch die neuen Methoden der Blutuntersuchung, die bei schwererer Ansteckung mit wenigen Tropfen des vergifteten Blutes den Nachweis der Erkrankung ergeben können, schon in weitesten Kreisen bekannt.

Eine bestimmte Veränderung beim Vor-

handensein krankhafter Stoffe in den zu Untersuchungszwecken zusammengebrachten Blutflüssigkeiten ermöglicht die Feststellung des Typhus nach Widal und die der Syphilis nach Wassermann. Die bezeichnenden Veränderungen, die unser Stoffwechsel und damit auch die Blutzusammensetzung bei Krebserkrankungen, bei Schwangerschaft und anderen tief eingreifenden pathologischen oder physiologischen Prozessen erleidet, sind durch die Abbauerscheinungen, wie sie nach Abderhalden beim Zusatz pathogener gleichartiger Sera beobachtet werden, nachweislich.

Unterscheiden müssen wir zwischen der Untersuchung der lebenden und tätigen Stoffe im Körper, wie z. B. des Blutes, des Magensaftes, der Lymphe, und der vom Körper als unverwertbar ausgeschiedenen Endprodukte wie Harn, Auswurf, Stuhlgang usw.

Die Methoden zur Untersuchung dieser Stoffe, die sich dank deutscher Forschertätigkeit immer mehr ausdehnen, ermöglichen, wie bereits oben erwähnt, die geringsten Veränderungen in der Zusammensetzung dieser Säfte und Auswurfstoffe, in Sonderheit des für alle Krankheitsprozesse so bedeutungsvollen Blutserums, bis ins kleinste festzustellen; sie gaben uns durch Entdeckung und Ausbau der Mikroskopie und Mikrophotographie auch die Möglichkeit, die Erreger von Infektionskrankheiten wie der Tuberkulose, der Lungenentzündung, des Starrkrampfes, der Malaria, der Syphilis und viele andere nicht nur trotz ihrer verschwimmenden Kleinheit ihrer wesentlichen Gestaltung nach kennen zu lernen, sondern sie auch in den verschiedensten Stufen ihrer Entwicklung (Malaria) und ihrer Fortpflanzung zu verfolgen und damit wichtige Schlüsse für den jeweiligen Stand des Krankheitsbildes zu gewinnen.

In gleicher Weise erschloß uns die sich immer weiter entwickelnde mikroskopische Technik in Verbindung mit der Ausgestaltung biochemischer Reaktionen den Einblick in die Zellenwerkstatt lebenswichtiger Drüsen, die wir im Normalzustande wie in jeder durch Infektion oder Stoffwechsel bedingten krankhaften Veränderung zu ergründen imstande sind.

Diese bis ins kleinste durchgeführten mikroskopischen und chemischen Feststellungen sind natürlich nur in einem mit feinsten Apparaten und Reagentien reich ausgestatteten Laboratorium möglich, wie ein solches z. B. in Berlin als Diagnose-Institut der Krankenkassen besteht. Hier werden für $1^1/_2$ Millionen Versicherte die von über 3000 Ärzten übersandten Untersuchungen ausgeführt. Zum ersten Male ist also hier die Möglichkeit gegeben, die Errungenschaften der wissenschaftlichen Forschung der Allgemeinheit in ausgiebigster Weise nutzbar zu machen.

Für den in der allgemeinen Praxis stehenden Arzt ist es aber auch von unendlicher Wichtigkeit, Schlüsse auf krankhafte Störungen der Ausscheidungen und des Stoffwechsels wie Blut- und Harnbeschaffenheit, des Magensaftes usw. auch schnell und ohne großen Apparat allein vornehmen zu können. Der Technik war damit die Aufgabe gestellt, nicht nur nach Tiefe und Breite eine Erweiterung der Untersuchungsmethoden zu erreichen, sondern auch gedrängte größtmögliche Handbereitschaft und weitgehende Vollständigkeit zu vereinigen. So entstanden kleine Laboratorien, mit denen jede wichtige Untersuchung der in Betracht kommenden Stoffe ermöglicht wird, wie z. B. die des Harns, des Blutes und anderer Verbrauchsstoffe, mit denen aber auch die wesentlichen biologischen Vorgänge in ihrer normalen oder irgendwie gestörten Funktion auf chemischem Wege beobachtet werden können.

Solche tragbaren Taschenlaboratorien haben wir heute für chemisch-physiologische Arbeiten; sie sind von unendlichem Werte namentlich für den auf dem Lande oder gar in den Kolonien arbeitenden Arzt.

Chemie, Physik und Biologie sind so in den Dienst der medizinischen Wissenschaft, damit in den der leidenden Menschheit gestellt. Mit allen Errungenschaften moderner Wissenschaft und Technik ermöglichen sie geradezu märchenhafte Einblicke in das Triebwerk des menschlichen Organismus, die geringste Abweichung vom Gesunden schnell und scharf anzeigend. In engster, aber doch vollendet zweckdienlicher Beschränkung, wie sie nur auf dem Boden reichster Erfahrung erwachsen kann, gibt sie dem praktisch tätigen Arzte Hilfsmittel in die Hand, die ihn überall in den Stand setzten, die zur Krankheitsbestimmung erforderlichen Untersuchungen vorzunehmen und in zweifelhaften Fällen den Schlußstein der Diagnose einzufügen.

Die Sommerwiese. Von Christine von Winkler

Sternblumen trägt die Wiese hold wie eine Braut,
Mit tausend blauen Glocken klingelt sie freudenlaut,
Der Ampfer brennt aus ihr wie süße Liebesglut,
„Du frohe junge Magd, wem schmückst du dich so gut?“ —
Die ernsten Bäume sehn sie streng und staunend an
— Ach, nur für sich hat sie so hold sich angetan,
Sie glüht und blüht und lacht, — wenn ihre Zeit verging,
Stirbt sie im Lächeln, wie ein bunter Schmetterling.



Bordüre eines Bildteppichs aus der Zeit Ludwigs XIV. im Schlosse Fontainebleau

Die Wiener Gobelinsammlung

Von Günther Hermann Neckheim-Wien

Einer der schönsten und größten Sammlungen Wiens, die der österreichische Staat aus dem ehemals kaiserlichen Hofbesitze übernommen hatte, der Sammlung gewirkter Bildteppiche, droht die große Gefahr, ins Ausland als Pfand verschleppt zu werden. Die traurigen finanziellen Verhältnisse eines gebrochenen, zerrütteten Staatentorsos klug ausnützend, die prekäre Lage selbstsüchtig dazu benutzend, das bewegliche Kunstgut, dank seiner starken Valuta, an sich zu ziehen, hatte das Ausland schon einmal im Jahre 1919 ein lockendes Anerbieten gemacht. Damals gelang es, diese unersetzlichen Werte nach dem Proteste der Künstler- und Gelehrtenkreise als Staatsgut zu behalten; stärker denn je ist nun das Verlangen in letzter Zeit danach geworden, ja es hätte nicht viel gefehlt, daß sie Österreich und dem deutschen Volke verloren gegangen wären, nur den Bemühungen des Vorstandes des Staatsdenkmalamtes (Hofrat Fortunat von Schubert-Soldern) und des Kunstreferenten im Bundesministerium für Unterricht (Hofrat Hans Tietze) ist es zu verdanken, daß ihr Verbleib vorläufig gesichert ist. Ihr Verlust würde nicht nur ein schwer materieller sein, sondern viel mehr ein ideeller, und wenn der Österreicher auch wenig von der Existenz dieser reichen Sammlung gewußt hatte, ihren Verlust würde er dennoch bitter empfinden, namentlich der Wiener, wie wir ihn durch Hermann Bahr kennen. Vom kunstwissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet, würde jede Veränderung einen ungeheuren Schaden bedeuten, da sie in ihrer Art die drittgrößte Sammlung ist. Ihre genaue Kenntnis bildet in inhaltlicher und formaler Hinsicht eine geradezu wichtige Bereicherung für das Verständnis des 16., 17. und 18. Jahrhunderts. Es ist eine Sammlung, wie sie nur noch in Madrid und im Louvre



Jagdzug. Teil eines mittelalterlichen Bildteppichs aus dem Besitze der Stadt Regensburg

zu finden ist und vom Kunstsinne der damaligen Herrscher das beste Zeugnis ablegt. Trotz aller technischen Errungenschaften ist die heutige Bildwirkerkunst — fälschlich Gobelinkunst genannt — nicht mehr imstande, derartiges in technischer wie künstlerischer Vollendung hervorzubringen.

Der Name Gobelin stammt erst aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, während die Kunst gewirkter Bildteppiche bereits in das 15. Jahrhundert zurückreicht. Flandern war im 16. und 17. Jahrhundert das klassische Land dieser Kunstübung, und von dort zogen um 1630 Weber nach Paris, um die dortige Manufaktur zu heben. Ihnen wurde die einstige Werkstätte der Färber Gobelin zugewiesen, die im Faubourg Saint-Marcel am Bievre-Bach gelegen war. Als allmählich das gesamte Kulturleben unter französischen Einfluß kam, drang die Bezeichnung „Gobelin" für gewirkte Bildteppiche überall durch ohne eigentliche Berechtigung, zumal gerade die flandrische Kunst der von Paris und Fontainebleau bedeutend überlegen war.

Sie dienten dazu, vor allem die Wände eines Saales oder Ganges zu schmücken, wie es uns Goethe im neunten Buche seiner Lebensbeschreibung „Wahrheit und Dichtung" erzählt, als Maria Antoinette nach Frankreich reiste und man auf einer Rheininsel ein provisorisches Gebäude errichtete, dessen Wände mit Bildteppichen behängt wurden. Frühzeitig war man darauf bedacht gewesen, nach einem einheitlichen Plane Folgen historischen, biblischen, allegorischen oder mythologischen Inhaltes herzustellen.

Eine reiche Anzahl derartiger Serien besitzt nun, wie gesagt, die Wiener Sammlung, deren Bestand fast tausend Bildteppiche zählt, worunter sich gegen hundertundzwanzig Serien befinden. Diese waren bis jetzt in einem bescheidenen Raume des ehemaligen Lustschlosses Schönbrunn aufbewahrt; sie verdanken einem eigentümlichen Zufalle ihren Weg in die Öffentlichkeit. Als die Finanznot in Österreich einsetzte, da tauchte vor zwei Jahren in Wien das Gerücht auf, die österreichische Regierung gehe daran, die wertvollen Bildteppiche zu veräußern und zu verpfänden. Dazu habe ein amerikanischer Antiquitätenhändler, der die Finanznot des kleinen Staates auszunutzen dachte, der Regierung glänzende Verkaufsbedingungen gestellt. Und diese, ihrer moralischen Pflicht damals nicht bewußt, ein so kostbares Erbe sorgsam und treu zu hüten, war schon nahe daran, sie herzugeben. Da brach ein Entrüstungssturm aller Kreise aus,



Petri Fischfang. Bildteppich nach einem Karton von Raffael im Vatikan zu Rom



Toilette der Venus. Bildteppich im Louvre zu Paris

denen die Erhaltung der alten Kulturtradition der einstigen Kaiserstadt an der Donau am Herzen gelegen war, und es gelang, Verkauf und Pfändung des kostbaren Schatzes zu verhindern, ihn nun aber auch aus seinem Verstecke zu holen. Denn infolge eines allzu übereifrigen volksfremden Hofbeamtentums blieben sie vor der Öffentlichkeit wohl verborgen. Nicht einmal Fachleute und Kunsthistoriker wußten, welche Werte in Schönbrunn lagen, und nur Birk hatte seinerzeit im kunsthistorischen Jahrbuche des allerhöchsten Kaiserhauses eine Art Inventar veröffentlicht.

Als die erste Ausstellung im Sommer 1920 veranstaltet wurde, konnte man ein kleines Bild von der fabelhaften Pracht dieser einzigartigen Kunst gewinnen, und die Ausstellung im vorigen Jahre ergänzte zum Teil diesen Gesamteindruck, der noch dadurch gehoben wird, daß das Gebäude, in dem die Ausstellung untergebracht ward, selbst ein Prachtwerk architektonischer Kunst ist. Lukas von Hildebrandt, der Erbauer des Sommerpalastes des Prinzen Eugen von Savoyen, gehört zu den genialsten Architekten seiner Zeit und das Belvedere zu den schönsten Schöpfungen barocker Palastarchitekturen.

Die Kunst gewirkter Bildteppiche reicht schon in das Altertum zurück, aber zu neuer Blüte gelangte sie erst in der Gotik. Mit dem Untergange der Antike ging auch diese Kunst, von welcher schon Homer berichtet, zugrunde, und nur lose Fäden führen in das frühe Mittelalter hinüber. Ob dies nun schon in der Zeit der Merowinger war, die ja allgemein als die Erben spätantiker Kultur gelten, oder erst zur Zeit der Kreuzzüge, wo aus dem Osten so manche Kulturgüter nach Westeuropa verpflanzt wurden, läßt sich schwer entscheiden.

Die Technik der Bildwirkerei behandelt Trenkwald im Kataloge zur ersten Ausstellung mit kurzen Worten: „Sie besteht in einer Durchkreuzung von Fäden, und zwar der senkrecht — haute lisse — oder wagrecht — basse lisse — nebeneinander gespannten Kettfäden des Wirkstuhles und der im rechten Winkel zu den Kettfäden verlaufenden Schußfäden aus bunter Wolle, Seide oder Gold und Silber. Diese werden mittels Spulen in die Kettfäden eingeflochten, jedoch — im Gegensatz zur Weberei — jedes nur so weit, als es die betreffende Farbfläche verlangt. Farbe setzt sich an Farbe. Kettenschlitze, durch Aneinanderstoßen verschie-

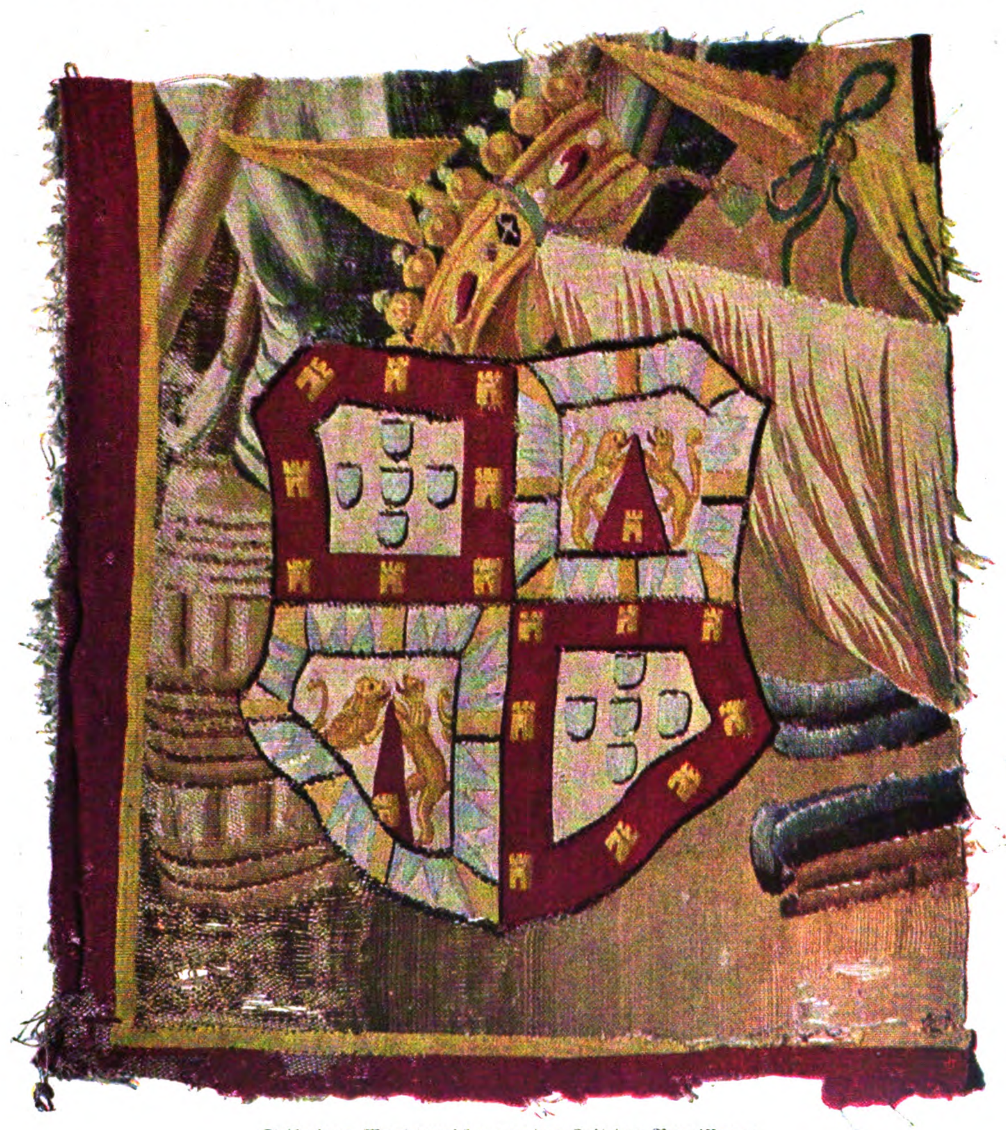
24*



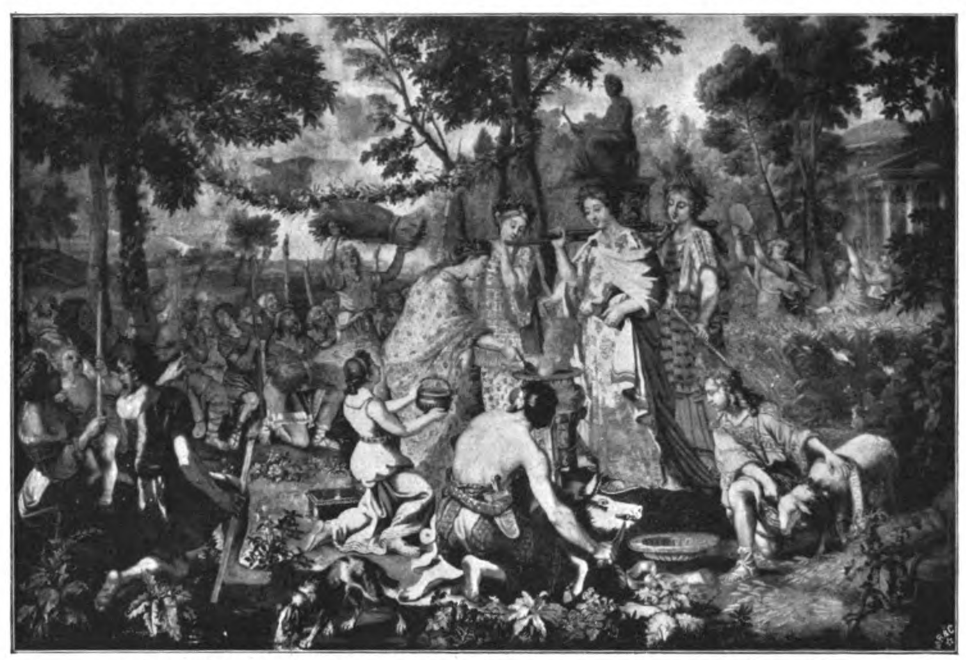
Nordischer Teppich aus der Zeit der Renaissance

dener Farbflächen entstanden, werden vernäht. Durch Vorrichtungen am Wirkstuhl wird die Möglichkeit erzielt, gleichzeitig mehrere Kettfäden für die Führung der Schußfäden zu öffnen, was die Arbeit erleichtert und beschleunigt. Die Schußfäden werden mit einem Kamm angeschlagen, so daß sich ein festes Gefüge ergibt." Dem Teppichwirker muß nun etwas vorliegen, wonach er arbeiten kann, und das sind die auf Kartons übertragenen Skizzen der Meister. Schon im Mittelalter wurden solche hergestellt, und später waren Mantegna, Raffael, Primaticcio im Süden, Rogier van der Weyden, Barend van Oerley und Rubens im Norden tätig, während in Frankreich Charles Lebrun, Toussaint Dubrail u. a. sich bemühten, Entwürfe für Bildteppiche zu liefern, deren Kartons noch teilweise bis heute erhalten geblieben sind. So besitzt das South Kensington Museum in London die Raffaelkartons, in Wien sind die Decius Mus-Serie von Rubens in der Liechtensteingalerie, oder Jan Vermeyens Zug Karls V. nach Tunis im Kunsthistorischen Museum. Zwischen dem Entwerfer und Bildwirker steht aber noch eine Mittelsperson: der Cartonnier, welcher die Aufgabe hatte, die Skizze für den Wirker gerecht zu gestalten. Der Wirker selbst arbeitet nun so, daß das Bild beim Hautelissestuhl hinter seinem Rücken hängt und er es mittels Spiegels sieht, während es beim Basselissestuhl unterhalb zu liegen kommt. Gearbeitet wird stets im Gegensinne so, daß alles, was rechts im Entwurfe ist, nach links kommt und umgekehrt. Bedingt durch die technische Umgestaltung liegen auch die Tendenzen ihrer Entwicklung, zumal den großen Künstlern klar war, zu wissen, welche Entwürfe für den Teppich geeignet seien,

und es ist eigenartig genug, daß nur in zwei Zentren diese Technik zu so vollendeter Höhe gelangte: in Frankreich und in Flandern, trotzdem Versuche ähnlicher Art in fast allen Kulturstaaten zu finden sind. Aber in Orten entgegengesetzter Stiltendenzen kann sich eine Kunst, der eine so ausgesprochene Form innewohnt, nicht klar entwickeln, da sie gleichfalls bedingt und oft genug vom künstlerischen Gegenwartsleben ihrer Zeit abhängig sind. Denn von den hohen stilempfundenen Teppichen der Petrarca-Serie der Triomphi bis zu den Brüsseler Tapeten des 18. Jahrhunderts über die hochentwickelten Renaissancekompositionen geht der Weg. Die frühmittelalterlichen Bildteppiche zeigen stilistisch genommen oft noch die Formen übertragener Holzschnitte, wie der drachentötende St. Georg, und nicht minder ähnlich ist der an einen Stich erinnernde Jagdzug. Das gotische System, dem die Perspektive noch fehlt, ist hier deutlich sichtbar: alles ordnet sich nicht hintereinander, sondern nebeneinander an, die Tiefenwirkung fehlt, es soll das Ganze wie ein Wandgemälde scheinen. Ähnlich wie diese Teppiche erscheint auch die älteste Serie der Wiener Sammlung: die Triomphi nach Petrarca, wenngleich sich schon renaissanceartige Motive vorfinden. Sie sind übrigens als reine Wandteppiche gedacht, und Bordüren, wie sie in der Hochrenaissance bis aufs feinste durchgebildet sind, fehlen. Wie

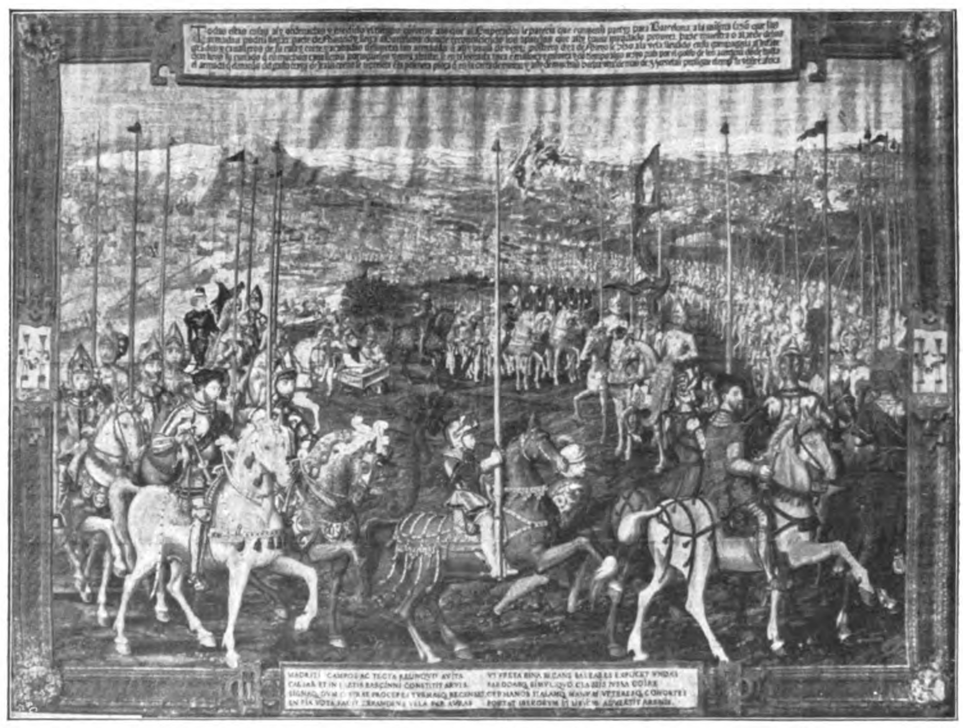


Teil eines Wandteppichs aus der Zeit der Renaissance

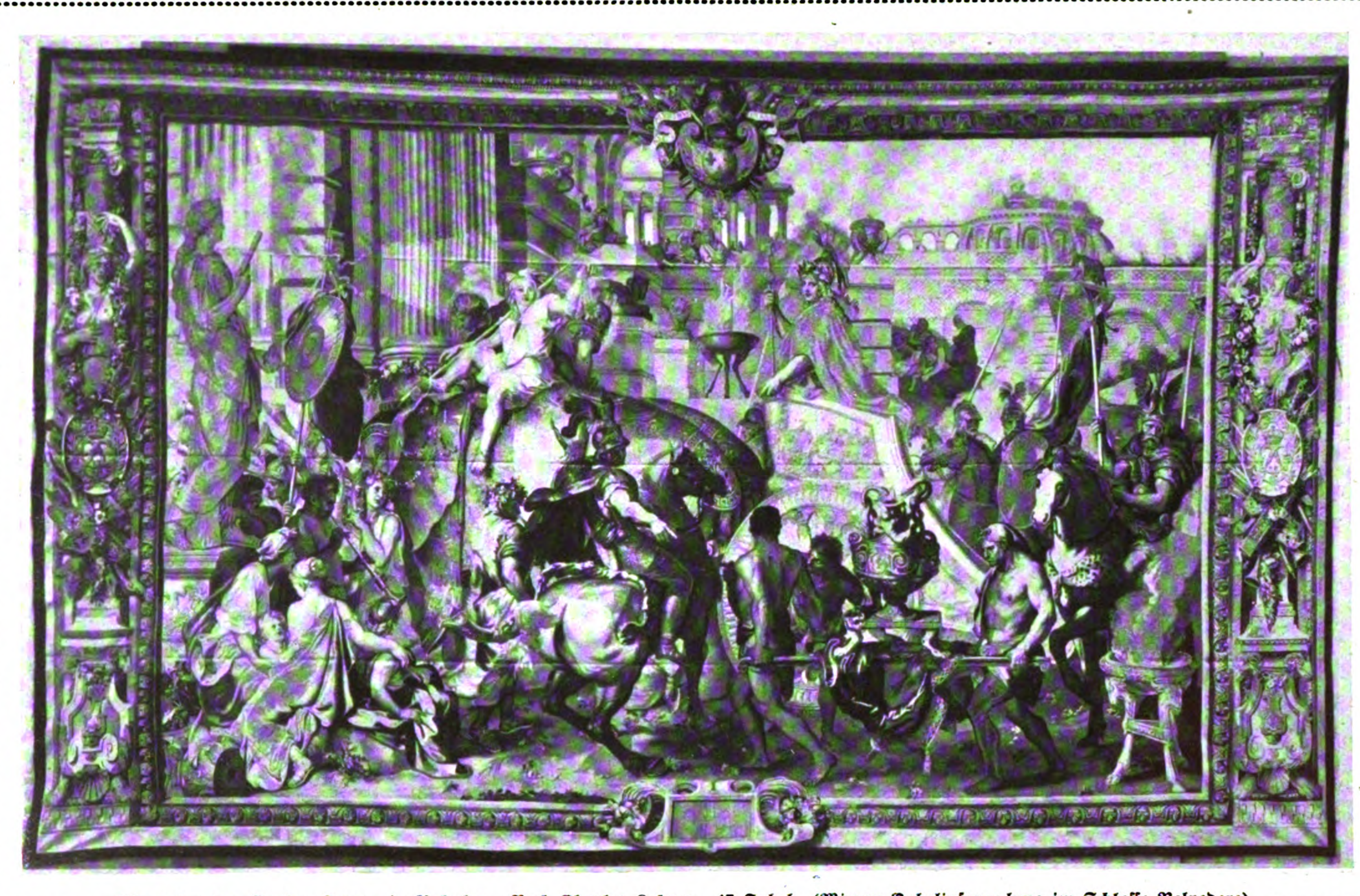


Die Jahreszeiten. Bildteppich aus der Zeit Ludwigs XIV. Schloß Fontainebleau

bei allen großen Serien rollt sich der Vorgang von links nach rechts ab, wie eine Erzählung beginnt es beim ersten und schließt mit dem letzten. So gab man ihm ein ein-



Revue vor Karl V. nach der Eroberung von Tunis. Bildteppich von J. Vermeyen im Palais zu Madrid



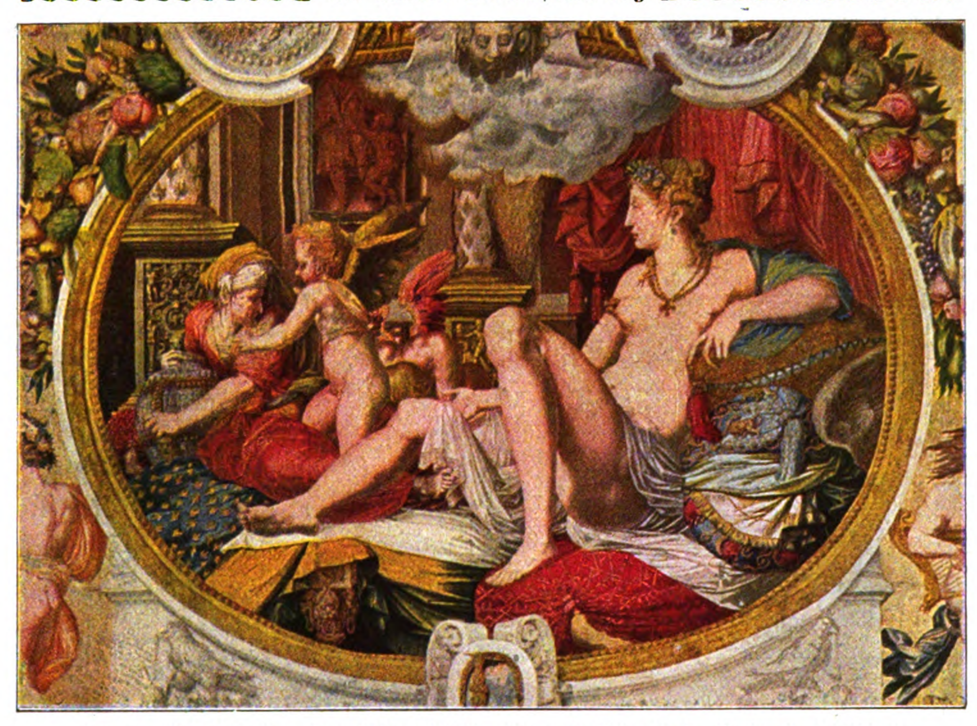
Alexander des Großen Einzug in Babylon Nach Charles Lebrun. 17. Jahrh (Wiener Gobelinsammlung im Schlosse Belvedere)

heitliches Gepräge und trachtete, dies technisch sowohl, als auch inhaltlich durchzuführen. Letzteres lag der Gelehrsamkeit des Humanismus nahe: literarische Programme zu entwerfen, nach denen die Künstler arbeiteten. Vollends aber gelangten sie in dem Barock zur Geltung, wo sie u. a. die Grundlagen für die gewaltigen Deckengemälde bildeten und infolge ihres Überreichtums an Symbolik, Allegorie und Ikonographie heute interessante Dokumente einer vergangenen Zeit bilden. Ein solches literarisches Programm sind auch die Triomphi des Petrarca, die damals sehr beliebt waren und die eine französische Wirkarbeit des beginnenden 16. Jahrhunderts sind.

Erinnert diese Serie fast an Tafel- oder Wandmalereien damaliger Zeit, so finden wir in den beiden Darstellungen der Taufe Christi fast übertragene Miniaturen, namentlich aber in den Bordüren. Das Hauptgemälde selbst geht auf Rogiers van der Weyden Johannesaltar in Berlin zurück. Interessant ist die Bordüre des einen, welcher mit seinem Rankenornament, den dazwischenstehenden Figuren und Tieren den Stammbaum Christi darstellt, welcher der Wurzel Jesse entspringt, dessen Schluß oben Maria mit Christi auf der Mondsichel bildet. — Brüssel war damals der Hauptsitz der bedeutendsten Teppichweber, und von hier aus gingen deren Erzeugnisse in alle Welt. Schon zuzeiten Karls des Kühnen und Philipps des Guten waren hier Kunstwebereien. Es sei nur an den herrlichen Meßornat des Ordens vom Goldenen Vliese erinnert, welcher sich im Wiener Kunsthistorischen Museum befindet. — Das reiche Flandern und Brabant stand damals im Höhepunkte seiner Kultur, von dort erlebte die nordische Kunst mit Jan van Eyck ihre große Umwandlung. Wie ein Teilausschnitt aus dem Genter Altare mutet der Teppich an, der im Berner Museum zu sehen ist. (Es ist ja bekannt, daß Karl der Kühne bei Granson sein Zelt einbüßte, welches mit Teppichen behängt war, die sich nun in schweizerischem Besitze befinden.) In den südlichen Niederlanden setzte diese Tradition fort; was das 15. Jahrhundert begann, brachte das nächste Jahrhundert zum Höhepunkte. Standen doch damals die Niederlande auf einer ungemein entwickelten Höhe, wie uns Albrecht Dürer in seinem Tagebuche berichtet. In Brüssel wirkten Pieter van Aelst, Willem Pannemacker, François Geubel, Nicolaus Leyniers, Willem Segers, und kein Geringerer als der Hofmaler Margarethes von Österreich, der damaligen Statthalterin, Barend von Orley entwarf Vorlagen für Teppiche. So für eine Folge von zehn Darstellungen aus dem Leben des Erzvaters Abraham, oder die acht Teppiche bildende aus dem Buche Tobias. Aus der Werkstätte Geubels gingen die sieben Tugenden hervor, denen Willem Pannemacker als Gegenstück die sieben Todsünden nach Entwürfen Pieter Coeks van Aelst entgegenstellte. Letzterer entwarf auch die acht Szenen aus dem Buche Josua. In diese Gruppe gehört



Der heilige Georg. Mittelalterlicher Bildteppich



Danae. Mittelteil eines französischen Bildteppichs nach Primaticcios Entwurf. 16. Jahrh.
(Wiener Gobelinsammlung im Schlosse Belvedere)

auch der lothringische Teppich, der Moses vor dem brennenden Dornbusch darstellt, dessen Komposition starke Anlehnungen an die großen niederländischen Künstler zeigt. Typisch war ihnen vor allem die reiche Verwendung von Goldfäden. Die Großzügigkeit der Komposition, das etwas Pathetische der Gesamtauffassung aber geht letzten Endes auf eine Serie zurück, die nicht ein niederländischer Künstler entwarf, sondern Raffael. Es ist dies die neun Teppiche umfassende Serie aus der Apostelgeschichte, welche der Urbinate im Auftrage Papst Leos X. ausführte und die in Brüssel in der Wirkerstätte Pieters van Aelst 1515 bis 1519 hergestellt wurde. Sie war bestimmt, die unteren Wände der Sixtinischen Kapelle zu schmücken. Raffael war sich dessen im vorhinein klar bewußt, daß nur ein flächenhafter Stil für sie die rechte Wirkung erzielen konnte. So bewegen sich auch seine Entwürfe, deren Kartons seine Schüler ausführten, in diesem Sinne und erzielen dadurch die höchste Wirkung, namentlich der wunderbare Fischzug, die Schlüsselübergabe und die Predigt in Athen. Daß sie in Brüssel gewirkt wurden, ist der beste Beweis für das Ansehen dieser Stadt. Die Herstellungskosten betrugen 15000 Golddukaten, und es mag ein feierlicher Anblick gewesen sein, als sie am St. Stefanstage 1519 in ihrem frischen, ungebrochenen Farbenreichtum glänzten. Mannigfache Schicksale haben diese Teppiche erlebt: 1527 waren sie ein Opfer der Soldateska, die Rom plünderte, wobei man aus einem der Teppiche das Gold herauszuschmelzen versuchte, 1554 gelangten sie wieder zurück, 1798, als man kein Verständnis dafür hatte, wurden sie verkauft, doch Pius VII. kaufte sie 1808 wieder zurück. Nach den Originalkartons wurden später mehrere Serien hergestellt, von welchen die Wiener Sammlung eine besitzt.

Dieser großen Gruppe der Kompositionskunst geht parallel eine zweite, die jedoch weniger das figürliche als das dekorativ-ornamentale, das Groteskenmotiv vor allem verwendet, die einerseits auf französische Künstler, anderseits auf jüngere Raffael-Schüler zurückzuführen sind. Es sind dies die Gartenveduten sowie die stilistisch nahe Serie von Vertumnus und Pomona, die Monatsdarstellungen sowie das kostbarste Stück der Sammlung, der Thronhimmel.

1535 begleitete Jan Vermeyen Karl V. nach Tunis und diesen Kriegszug schilderte er in einer Folge von zwölf Kartons, die Joducos de Vos auf Befehl Karls VI. 1711 bis 1721 herstellte, nachdem sie allerdings Willem Pannemacker zwischen 1546 bis 1554 gewebt. Sie befinden sich im Madrider Schlosse. Mit dieser Serie aber ging die Bildteppichkunst neue Wege: man fertigte nicht bestimmte Szenen allein mehr an, sondern wurde großzügig und trachtete ganze Landschaften voll von Figuren, Schlachten-



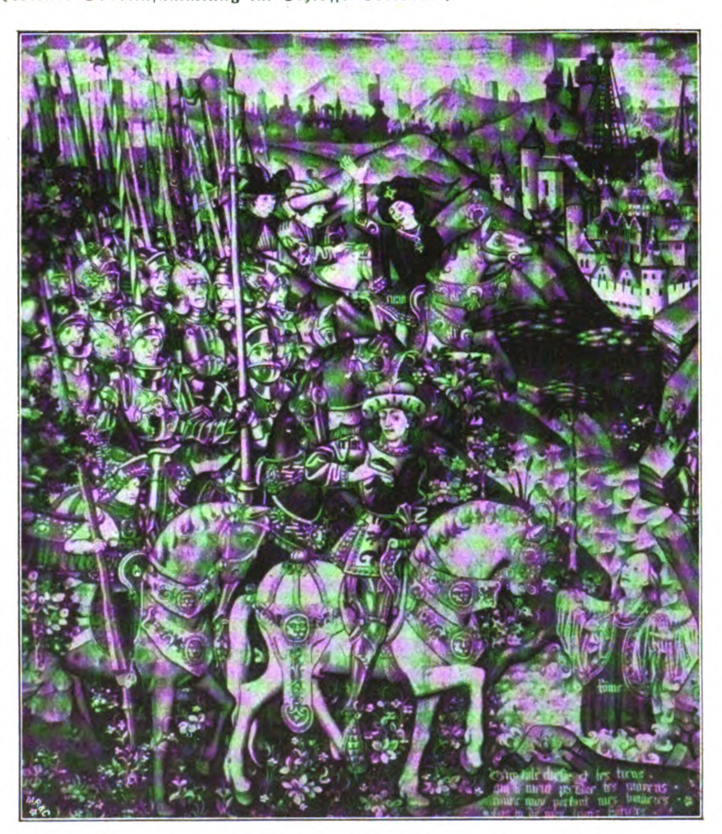
Anbetung der heiligen drei Könige. Ausschnitt aus einem Bildteppich im Nationalmuseum zu München

bildern u. a. zu bringen. Die Vedutenmalerei setzte nun ein, der Geist des Barocks beginnt langsam einzudringen, eine zweite Wirkerstätte brachte ihn vollends zur Geltung: die Schule von Fontainebleau, die Rosso und Primaticcio gründeten. Sie spiegeln die Kunst des italienischen Manierismus wider, deren Begründer vor allem Giulio Romano und Francesco Parmeggiannino gewesen sind. Rossos und Primaticcios Stilprinzipien gingen bereits andere Wege: sie bevorzugen das Kartuschenhafte. Die Wiener Sammlung besitzt gerade eine ihrer schönsten Serien, die Anklänge an die Wandgemälde von Fontainebleau zeigen. Sie wurden seinerzeit für König Franz I. von Frankreich, dessen Salamanderzeichen oben angebracht ist, gewirkt, und stellen mythologische Szenen dar. Das Bild selbst ist verhältnismäßig klein, hingegen nimmt die umrahmende Bordüre mit ihrer Kartuschenform, den Putten, Blumen, Tieren usw. einen unverhältnismäßig großen Raum ein. Eines der schönsten und farbenkräftigsten ist jene Danae. Das Thema gibt die Möglichkeit, einen schöngeformten nackten Frauenkörper in vollen Zügen malen zu können, was später bekanntlich Manet in seiner „Olympia" wiederholte, ein Motiv, das auf Tizian und Correggio zurückgeht und von der Sinnenfreude der Renaissancefürsten erzählt, wo diese sich mit ihrer unbekleideten Geliebten malen ließen, als sie diese mit Musik oder anderem Kurzweil unterhielten. Allerdings ist auf dieser Danae nichts mehr vom goldig leuchtenden Inkarnat tizianscher Farbengebung zu finden. Ein anderes Bild ebenderselben Serie stellt den Tod des Adonis dar, während auf einem dritten König Franz in antiker Kleidung mitten in seinem Hofstaate erscheint, Szenen, die Primaticcio mit Meisterhand entwarf.



Ländliches Fest. Bildteppich nach Peter van der Borght. Brüssel, 18. Jahrhundert (Wiener Gobelinsammlung im Schlosse Belvedere)

Die französischen Könige wußten, was sie von der Bildwirkerei erwarten konnten, und förderten sie. Franz I. berief schon Wirker und Künstler zu sich, und seinem Beispiele folgte Heinrich IV. Dieser zog an seinen Hof 1603 Marc de Comans und Frans van der Planken, die die Fabrik: „Première manufacture de gobelins“ begründeten. Die Künstler, die früher für Brüsseler Wirker arbeiteten, schufen jetzt für diese. Der größte nordische Künstler der damaligen Zeit: Rubens, entwarf für dorthin eine Serie „Die Geschichte Konstantins des Großen“ darstellend, während Brüsseler Wirker seine Decius Mus-Folge 1577 bis 1640 herstellten. Zeigt noch die Konstantins-Serie den reinen Teppichstil, so geht es bei der zweiten bereits in die Tiefe, und eine volle Farbenkraft sowie die Pathetik des Barocks tritt klar zutage. An



Ausschnitt aus einem Bildteppiche des Domschatzes zu Lausanne, jetzt im Berner Museum





Teil eines Bildteppichs aus der Barockzeit
Rechts: Bordüre eines Wandteppichs aus der Renaissancezeit

erstere schließt sich nun Jakob Jordaens an, welcher den Reitunterricht Ludwigs XIII. darstellte, eine Folge von acht Teppichen, die Everard Reyniers und Heinrich Reydams wirkten, dessen erster Teppich die lebte und der klassische Vertreter des Barocks geworden ist: Charles Lebrun, ein Schüler Pietros da Cortona. Wie dieser der eigentliche Begründer der großen barocken Decken- und Wandmalereien geworden ist, so schuf



„Der Triumph der Liebe." Lothringischer Bildteppich aus der Folge der sechs Triumphzüge Petrarcas. Anfang des 16. Jahrh. (Wiener Gobelinsammlung im Schlosse Belvedere)

mythologische Erschaffung des Pferdes durch Neptun darstellt. Hier setzt nun auch die große Farbengebung ein: es sind nicht mehr Metallfäden, die leuchten, sondern starke, grelle Farben. Jordaens schuf noch eine Serie mit Szenen aus dem täglichen Leben. Neben diesen Künstlern rang sich nun der genialste durch, der am Hofe Ludwigs XIV. dessen Schüler in seiner von Jans le fils 1672 gewirkten Alexander-Serie Teppiche, die fast an die großen Wandmalereien erinnern. Seine an Rubens gemahnende Alexanderschlacht oder dessen Einzug in Babylon geben von der Großzügigkeit der damaligen Geschichtsmalerei das beste Zeugnis.

War dem 17. Jahrhundert noch das große



Mars, von Amor entwaffnet. Bildteppich im Schlosse Compiègne

Pathos heroischer Gesamtauffassung gegeben, dem Charles Lebrun und P. P. Rubens die spezifische Note verliehen, so zeitigt das folgende Jahrhundert Stoffe lyrischen, mythologischen oder alltäglichen Inhaltes. Das erwachte Interesse für die Natur namentlich exotischer Länder dringt in die Bildteppichkompositionen ein. Von der Götter- und Heroenwelt des Barocks steigen die Künstler in den Alltag und beginnen die Menschen bei der Arbeit, am Felde, an der Küste, im Lager usw. zu beobachten. François Desportes malte eine Folge kalekutischer Landschaften mit ihrer indischen Farben- und Pflanzenpracht, während Antoine Coypel auf raffaelische Vorbilder zurückgreift und süßlich angehauchte mythologische Szenen schuf. Die Pariser Manufaktur, die diese zwei Serien fertigte, webte jetzt, da man sich plötzlich für den großen Urbinaten begeisterte, auch in unverstandener Weise dessen Fresken aus der Stanza de la segnatura.



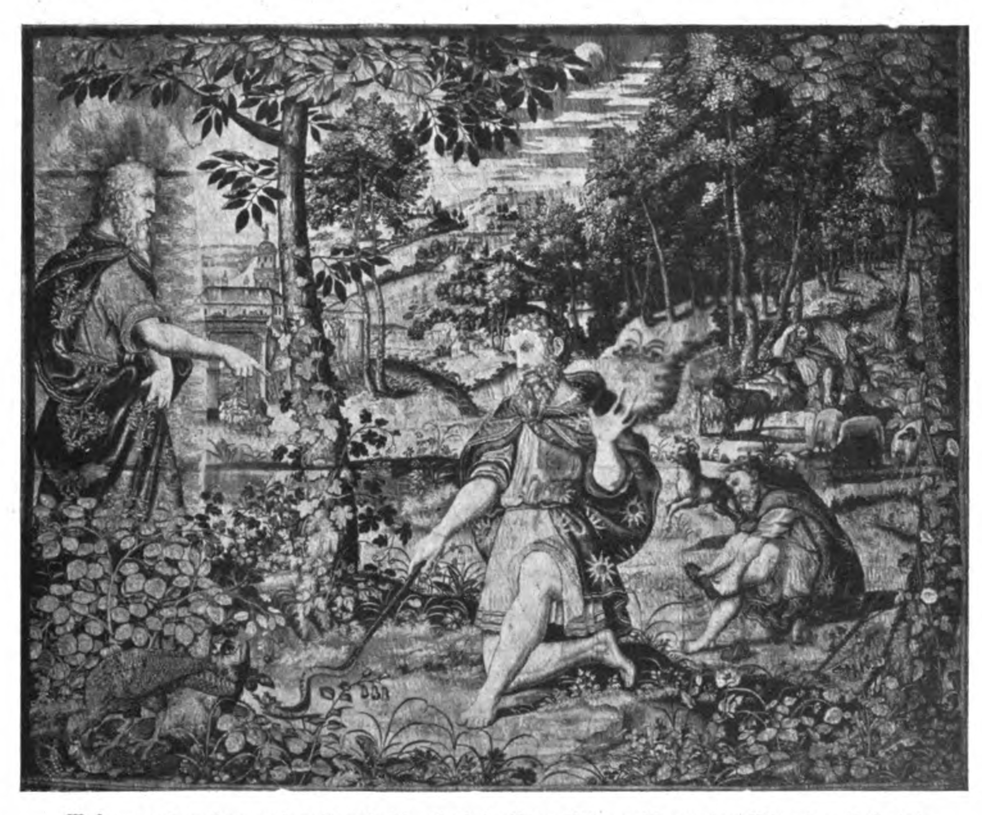
Teil aus dem Bildteppich: „Der Triumph der Götter"
Original im Schlosse Fontainebleau

Auch in Brüssel vollzog sich dessen Umwandlung; vielleicht noch deutlicher, als in Paris: Von der klassischen Abgemessenheit der Renaissanceteppiche des 16. Jahrhunderts geht der Weg zu den pathetischen des Barocks und endet in der Schilderung alltäglicher Szenen im 18. Jahrhundert. In letzteren zeigen sich die Einflüsse der hollän-

dischen Vedutenmalerei, in der Wiedergabe von Naturstimmungen. Noch weht in der Moses-Serie der farbensprühende Geist des Barocks nach, und die Freude an der Farbe, an vollen, satten Tönen ist überall zu sehen. In diesem Sinne schufen Franz und Peter van der Borght Szenen aus dem Bauernleben oder im Vereine mit D. Leyniers solche aus dem Hafenleben. Das Format wird in dieser Zeit groß, die Bilder sind ohne Bordüren und sie wirken in ihrer breit angelegten Art, dem erzählenden Inhalte wie die Sittenbilder ihrer Zeitgenossen.

Neben den beiden großen Wirkerorten Brüssel und Paris hatte sich im Laufe der Jahrhunderte in anderen Ländern allmählich auch diese Kunst eingebürgert: es entstanden solche im Elsaß, in Lothringen, in Berlin und München und vornehmlich in Italien. Schon J. G. Kanßler berichtet 1729 in einem seiner Briefe aus Rom über die verschiedenen Techniken, wie er überhaupt mitteilt, daß man eigens Gobelinwirker zu diesem Zwecke aus Paris kommen ließ. Er schreibt: „Die Arbeit in basselices kommt ganz ab und ist auch hier nicht gebräuchlich. Doch behält man sie an Gobelins und in etlichen Fabriken von Brüssel noch bey. Wer die eine von diesen Arten von Arbeit zu machen gewohnt ist, hat Mühe, sich an die andere zu gewöhnen; an den Tapeten aber selbst bemerkt man keinen Unterschied. Bey den hautelices hat der Meister den Grund aufrecht vor sich aufgespannt und das Orginal, wornach er arbeitet, hinter sich oder auf der Seite, bey den bassilices aber arbeitet er als auf einem Tische über dem Muster ..." In Berlin war es der Große Kurfürst, der Pierre Mercier 1686 das Privileg zu einer Manufaktur verlieh, während in München es der Kurfürst Maximilian I. war, an dessen Hofe Pieter de Witte die Anregung zur Gründung einer solchen gab, und in England hatte König Jakob I. in Mortlake bei London eine solche in das Leben gerufen.

Mit dem Eindringen des Klassizismus hörte auch diese Kunst auf, lebenskräftig zu sein, denn der Geist der neuen Zeit hatte für die Illusionskunst kein Verständnis. Ihm fehlte die Erkenntnis, daß sich gerade in den Bildteppichen der künstlerische Geist widerspiegelt und am lebendigsten und tiefsten zum Ausdrucke gelangt. Was Wand- und Tafelmalereien nicht so klar zur Geltung bringen konnten: in der Bildwirkerkunst fanden die größten künstlerischen Probleme letzten Endes ihre Lösung. So kam es auch, daß man im ganzen 19. Jahrhundert ihr



Moses vor dem brennenden Dornbusch. Lothringischer Bildteppich aus der Mitte des 16. Jahrh.
(Wiener Gobelinsammlung im Schlosse Belvedere)

fast gar kein Verständnis entgegenbrachte: man schätzte wohl die technische Fertigkeit, erkannte aber die künstlerischen Qualitäten nicht, und die gesamte Kunstliteratur überging sie mit wenigen Ausnahmen einiger französischer Werke. Erst der jüngsten Zeit war es vorbehalten, daß zwei größere Werke erschienen: Hermann Schmitz: Bildteppiche und Georg Frauendorfer: Die Teppichweberei. Der Wiener Sammlung verdankt vor allem Ludwig von Baldaß: „Die Wiener Gobelinsammlung" (Österr. Kunstbücher Nr. 8/9) sein Entstehen. Die österreichische staatliche Lichtbildstelle gibt eine Prachtausgabe der gesamten Sammlung heraus, die in ihrer Veröffentlichungsart ein Monumentalwerk auf dem Gebiete der kunsthistorischen Literatur bilden und Laien wie Fachmann in das große Feld der bisher noch wenig bekannten Kunst führen wird. Jedenfalls steht sie in ihrer Gesamtanlage ganz einzig da, da statt Schwarzdrucken Originalphotographien verwendet werden. Der deutsche Verein für Kunstwissenschaft beauftragte in letzterer Zeit Dr. Betty Kurth, die deutschen Bildteppiche des Mittelalters zu publizieren.

Es war der Bildwirkerkunst vorbehalten, die gesamten künstlerischen Kräfte für sich in Anspruch zu nehmen, es war eine Kunst der Fürsten und Reichen, eine Kunst, in der besser denn irgendwo die Künstler zum Höchsten und Tiefsten greifen konnten. Ihre Schöpfungen reden auch heute noch eine gewaltige Sprache, ihre Schöpfungen können zum tiefsten Erlebnis werden.



Bildteppich nach einer Landschaft von Corot

Fr. Th. Vischer und Friederike Märklin

(Nach ungedruckten Vischer-Briefen)

Von Karl Walter

Zu den wenigen Frauen, deren Freundschaft im Leben des schwäbischen Ästhetikers und Dichters Friedrich Theodor Vischer — der uns in seiner Sprachkraft, Gedankentiefe und seinem Gegenwartswert mehr und mehr an Goethe erinnert — dauernd von einflußreicher Bedeutung war, und denen es vergönnt blieb, dem in vorrückendem Alter die Vereinsamung so schwer empfindenden Gelehrten den einsamen Lebensabend zu erhellen, gehört Friederike Märklin, die Gattin von Vischers Jugendfreund, der als erster aus jenem Kreise wackerer Schwaben schied, der die straffen Fesseln des kirchlichen Dogmas zu sprengen wagte. Am 12. April 1815 als einzige überlebende Tochter aus erster Ehe des Stuttgarter Kanzleirats Hoffmann geboren, lebt das anmutige und seelenvolle Mädchen in Karl Geroks „Jugenderinnerungen" als seine „holde Nachbarin" und angeschwärmte Schülerliebe weiter und wird von dem gemütvollen Poeten auch in einem Gedicht aus seiner Gymnasialzeit als „Die neue Helena" verherrlicht*). Nach Vischers Urteil „eine ausgezeichnete Frau, ebenso gescheut wie grundgut", äußern sich bei ihr frühzeitig musikalische Begabung und dichterische Neigungen. In dem von Mörike herausgegebenen „Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten" ist die Einundzwanzigjährige mit einem formgewandten Sonett „An die Moosrose" und einem sinnigen Gedicht „Die Tränenweide" vertreten. Mörike erfreut die früh verwitwete, geistreiche Frau nach seiner endgültigen Übersiedlung nach Stuttgart öfters mit seinen Besuchen und entleiht aus der reichhaltigen Bibliothek ihres Gatten immer wieder Bücher für seine Katharinenstift-Lektionen und Damenvorlesungen, denen auch Friederikens Tochter Emma begeistert zuhört, während Mutter und Tochter zu jenem kleinen Freundeskreise zählen, der den lebensmüden Dichter bis zu seinem Tode umgibt. Wie Vischer, so bewahrt auch David Friedrich Strauß — beide nach eigenem Geständnis ja nur von ihren Freunden lebend — der Einsamen Jahrzehnte hindurch uneingeschränkte Verehrung. In rührenden Briefen gedenken sie an jedem Jahrestage tröstend des verewigten Freundes. Vischers Briefe, die sich auf eine vierzigjährige Freundschaft mit Friederike Märklin beziehen, enthalten eine in dem Briefwechsel mit andern kaum zutage tretende Fülle menschlich-sympathischer Züge, die das Charakterbild dieses urwüchsigen, oft so derb erscheinenden Schwaben vervollständigen helfen, daß es sich verlohnt, seine Freundschaft mit dieser Frau — die am 23. Juli 1877, nur von der Liebe ihrer beiden Kinder und von der Zuneigung bewährter Freunde getragen, aus dem Leben schied —, näher zu beleuchten, um damit auch ihr Bild unverdienter Vergessenheit zu entreißen. Wenn Vischer im „Auch Einer" neben mancherlei wenig schmeichelhaften Aphorismen über die Frauen herrliche Worte zu ihrem Lobe prägt, so mag ihm dabei nicht zuletzt das Bild Friederike Märklins vorgeschwebt haben.

Nachdem Christian Märklin, damals Repetent am theologischen Stift zu Tübingen, im Herbst 1833 seinen Freunden von der Wahl seines Herzens Mitteilung gemacht, lernt Vischer — anmutigen Frauen niemals abhold, wenn sich bei ihnen Seelenadel mit äußerem Reize paarte — bald darauf die Braut auch kennen und ist begeistert von dem lautern, ungemein anziehenden Wesen der Achtzehnjährigen, deren Bild uns ein auf Elfenbein gemaltes Holdersches Porträt überliefert. Übereinstimmend rühmen die Freunde neben ihrer Schönheit ihr Verständnis für die höheren Interessen des Geliebten, in dem sie alle Wurzeln des geistigen Lebens findet. Strauß schreibt später in seiner Biographie des früh Vollendeten: „So sollten alle gebildeten Männer heiraten, oder heiraten können, um, wenn sie ebenso edel wären, auch ebenso glücklich zu werden, wie er es durch diese Verbindung geworden ist. Er wählte sich ein Mädchen von frischer Jugend, weichem, reinem Herzen, mit allen Kenntnissen und Fertigkeiten ausgestattet, wie sie einer gut erzogenen Tochter anstehen, welche aber den Abschluß und die Richtung ihrer Bildung, kurz die eigentliche Persönlichkeit, erst von dem Manne erwartete, dem sie ihre Hand reichte." Trotzdem seine Ernennung als Helfer (zweiter Geistlicher) in Calw, einem Oberamtsstädtchen im württembergischen Schwarzwald, Märklin im Spätsommer 1834 die Aussicht auf eine Heirat eröffnet, findet, widriger Umstände halber, die Hochzeit erst im Frühjahr des folgenden Jahres statt. Inzwischen ist Vischer des jungen Paars gemeinsamer Freund geworden, und er korrespondiert mit der geistreichen Braut seines Kompromotionalen in seiner überaus humorvollen und witzigen Art, indem er sich dabei gelegentlich schalkhafterweise hinter einen „geläuterten Substitut" (= Pfarramtsstellvertreter), ähnlich wie Mörike hinter seinen Wispel oder hinter das Hutzelmännlein, versteckt.

*) Ihr jüngerer, 1897 verstorbener Stiefbruder Theodor Hoffmann ist der Erbauer des Wiener Nordbahnhofs.

In dieser Zeit glückseliger Empfindungen, die aber auch die Kluft zwischen Märklins Denkweise und der überkommenen kirchlichen Lehre mehr und mehr aufreißt, überrascht Vischer die Brautleute mit einem Kabinettstück seines originellen Humors, einem dramatischen Scherz, in dem Christian Märklin die Hauptrolle spielt. Es ist die langgesuchte und von dem Verfasser dieses Aufsatzes nun wiedergefundene erste Parodie Vischers auf Goethes „Faust“ (bekanntlich hat Vischer noch drei weitere geschrieben) betitelt „Christians Schmerz und seine Heilung oder: Die außerordentlichste Leistung der neueren Logik,“ in der Märklin, Faust mit seinen wissenschaftlichen und theologischen Skrupeln parodierend, anhebt:

Bin nun seit mehr als zehen Jahren
In Klöstern und Stiftern herumgefahren,
Habe studieret und habe geoxt,
Mich mit Philosophen herumgeboxt,
Theologie mit siedendem Kopfe getrieben,
Einen Aufsatz über die Ehe geschrieben.
Die Wahrheit auf den Grund gekost,
Und weiß recht wohl, wo Barthel holt den Most.
Habe sogar — es ist enorm —
Über die Reform
Des protestantischen
(Mit Abweisung der Kantischen
Begriffe von Staat und Recht,
Denn diese sind sehr schlecht)
Kirchenwesens, mit besonderer Rücksicht auf die protestantische Kirche in Württemberg,
Verfaßt ein eigenes Werk
Sehr fleißig,
Tübingen, bei Laupp, 1833.

War Vikar,
Ward Doctor gar,
Und zu gutem Ende
Ein Repetente.
Doch wie ich sitze auf des Wissens Truhe:
Im Innern quillt mir keine Rast noch Ruhe...
— — —

Leb wohl, o Welt, du abgelebte Kätter,
Komm her zu mir, o Tod, und sei mein Retter!
Heraus, du brauner Saft aus deiner Höhl'!
(Er ergreift eine Phiole und setzt an)
Ja so, das ist, glaub ich, mein Lampenöl!...

Am Schlusse des Schwankes, in dem auch mehrere Studienfreunde und Lehrer Märklins auftreten, gedenkt Vischer Friederikens: alle Kategorien der Hegelschen Logik, mit der sich Märklin in dieser Zeit gründlich auseinandersetzt, lassen den armen Grübler unbefriedigt, bis endlich aus der konkreten Idee das liebliche Bild seiner Braut hervortritt und damit alle Schmerzen seiner Brust in Seligkeit sich auflösen.

Zur Vermählung verfaßt Vischer, dem inzwischen infolge einer unbedachten, nicht ernstgemeinten Meldung eine Pfarramtsverweserstelle in der Nähe Tübingens übertragen worden, die er eben noch ablehnen konnte, als Hochzeitsgast ein längeres Gedicht „Dem Brautpaar von einer schönen Seele,“ in dem er als Substitut und Strauß als Repetent die Rolle der verschmähten, aber durch den „sanften Zauberton“ der Verehrten zur Resignation bezwungenen Liebhaber spielen.

An dem strahlenden Glück des jungen Ehepaars nehmen Vischer und Strauß — beide des Junggesellenlebens bereits auch überdrüssig und doch zu keinem Entschluß gelangend — gleichermaßen herzlichsten Anteil.

In jedem Briefe gedenkt Vischer fortan der „lieben, liebereichen und liebeswerten“ Gattin seines Freundes. „Grüße die liebe Frau herzlich und ein bescheidenes, freundschaftliches Küßchen sende ich für ihre lieben Zeilen, wobei ich im Geiste ebensowenig eine Plätsche mache, als sie mir Plätschen auftischen will.“ „Grüß Dein Weibele (unterschreibt Goethe gewöhnlich an Lavater).“ In seinen Vakanzen ist der seit 1837 zum außerordentlichen Professor ernannte Ästhetiker ständiger Gast des Märklinschen Hauses, und das harmonische, durch keinerlei Mißklänge getrübte Familienleben dürfte nicht wenig dazu beigetragen haben, die Sehnsucht nach einer ebenso idealen Verbindung zu kräftigen.

An mancherlei gegenseitigen Überraschungen hat es bei solchem Zusammensein nicht gefehlt. Noch viele Jahre nach dem Ableben seines Freundes schreibt Vischer mit Wehmut von der „alten, gastlichen Herberge“, die das Märklinsche Haus ihm und den andern Freunden stets gewesen. Dem Beispiel Märklins freilich, der 1840 den geistlichen Talar abgestreift und als Professor am Gymnasium in Heilbronn einen ihn befriedigenderen Beruf ergriffen, folgt er erst nach einem Jahrzehnt — aber zwischen Friederike Märklin und Thekla Heinzel, einer österreichischen Lehrerstochter aus dem Innviertel, entsteht eine ebenso innige Freundschaft, wie sie die beiden Jugendfreunde verbindet. Als Frau Märklin den von einem Besuch heimgekehrten jungen Eheleuten über verschiedene Wirtschaftssorgen mit einem nachgesandten Paket Kerzen und Senf hinweghilft, bedankt sich Vischer in scherzhafter Weise folgendermaßen: „Nun habt ihr also noch Mühe mit dieser Sendung gehabt! Ich halte es für meine Pflicht, Deiner Frau ein Blatt beizulegen, worin ein reineres Wesen als ich die Gefühle ausspricht, welche ihre Güte und Geduld in jedem Herzen erregen muß. Dieses Blatt (das nachfolgende Gedicht) schwebte gestern mittag, als ich eben auf den Wehrt hinuntersah, von blauer Höhe hernieder und blieb im Gras liegen. Es mag als das wunderbarste Autographendenkmal besonders Künzel (der Autographenjäger, Straußens ‚Papierreisender‘) interessant sein. Meine Frau bittet zugleich, in diesem Blatte, worin ein Verklärter unsere Empfindungen für uns ausspricht, den Spiegel ihrer Gefühle zu erblicken.“

Mit verklärtem Engelsblicke
Sah ich walten Dich, o Ricke!
Gäst' und eine Wasch dazu:
Dies erfordert Seelenruh!

Singet nur davon, ihr Dichter!
Und dann schickst Du gar noch Lichter!
O, Du hast so schön gekämpft:
Und nun schickst Du gar noch Sempft!

Geschrieben von einem geläuterten Substitut.

Ewigkeit, den XXIV. Mai MDCCCXLVI.

Wie ein Blitz aus wolkenlosem Himmel trifft den Freundeskreis Mitte Oktober 1849 die Nachricht von Märklins unerwartet frühem Dahinscheiden. Schon den Reisepaß zu einer vierzehntägigen Erholungsreise nach München, wo er David Friedrich Strauß mit C. F. Kauffmann besuchen will, in der Tasche, erliegt er innerhalb weniger Tage einem typhösen Fieber in der Blüte seiner Mannesjahre, kaum 42 Jahre alt. Vischer eilt bestürzt von Tübingen zum Begräbnis nach Heilbronn; in der Ferne verfällt Strauß in ein Gefühl grenzenloser Vereinsamung. „Es war ja auch in unserer Freundschaft etwas dem Verwandtes, was den Seelenbund der Ehe gründet," so kennzeichnet Vischer den Wesenskern dieser erhabenen Freundschaft der schwergeprüften Freundin. Grau wie der lichtarme Herbsttag erscheint ihm die ganze Welt, als er von dem Begräbnis, einsam stille Waldwege aufsuchend, nach Tübingen zurückgeht, und, obschon selbst des Trostes bedürftig, schreibt er der jungen Witwe nach seiner Heimkehr jenen ergreifenden Brief, aus dem neben tiefgehender Teilnahme an ihrem namenlosen Schmerz die eigne Klage um den Verlust des unersetzlichen Freundes hervorbricht:



Friederike Märklin
Gemälde von Johann Michael Holder (1796—1861)

Verehrte Frau!

Schon über eine Woche ist verflossen, seit ich an dem Grabe meines Freundes gestanden bin, des Mannes, der so viele treu Liebende wie verstümmelt auf der Erde zurückgelassen hat; seit ich den Sarg hinuntersinken sah, der die noch eben so lebensvolle, so ernste und doch so freundliche Gestalt, nun eine Leiche, verschloß; seit ich ihm in heißem Schmerze nachrief: leb wohl, Braver! leb wohl, ernster, strenger Mann, der doch so weich, so voll Güte und Zartheit war! leb wohl, Guter, kindliche, reine Seele, leb wohl! leb wohl! Ich gehe so herum, er geht als Geist mit mir, ununterbrochener selbst, als im Leben — darin ist Trost, viel Trost, aber ach, es ist eben nicht er, der Lebendige, der Lebenswarme, — wir sollen ihn nicht mehr, nicht mehr sehen, seine freundliche Stimme, sein stärkendes, Licht und Liebe gebendes Wort nicht mehr hören!... Sagen darf ich, daß gewiß selten eine Witwe von Freunden ihres teuern Entschwundenen umgeben war, die so verstehen, was sie leidet. Denn es war ja auch in unserer Freundschaft etwas dem Verwandtes, was den Seelenbund der Ehe gründet. Dieser Mann, ganz Charakter, ganz sittliche Einheit, ganz gehalten und gesammelt in sich, und doch so mitteilend, so offen, so heiter, so seelengut, war der feste Mittelpunkt und Ankerplatz eines Kreises von Freunden, die, verschieden an Temperament und Geistesform, alle bei ihm das Gefühl hatten: hier ist fester Grund und Boden, hier laßt uns Hütten bauen! Seine Seele war wie Ihr Haus: da ging es unaufhörlich aus und ein mit dankbaren Gästen, die alle gastliche Herberge, freundlichen Herd fanden. Eine lange Ehe — lang, sage ich? Wie schrecklich kurz für eine Ehe, die glücklich wie wenige war — aber doch lang genug, um zu dem inneren Bande der Seelen die tiefe Macht der süßen, holden Gewohnheit des vertrauenvollsten Austausches zu fügen. — Diese schöne Ehe hat aus Euch Zweien Ein Herz, Eine Seele gemacht. Doch auch die Freundschaft ruht auf der Zeitfolge gemeinsamer Entwicklung: wir haben einander werden sehen, einander im Wechseltausch des Geistes zu dem gemacht, was wir sind; Wehmut der Erinnerung blickt zurück, sieht den teuern Freund als Knaben, irrt mit ihm durch Berg und Tal, Wald und Aue...

Und doch, wie ganz anders, arme Frau, leiden Sie! Unser Leiden, unendlich wie es ist, ein Schmerz, der nun mit uns geht, bis

wir ihm nachsinken werden in die Grube — es ist doch nur ein Schatten vom Ihrigen... Aber Etwas, Etwas erinnert Sie so an ihn, daß es zugleich unendlicher Trost ist und durch den Sporn der Pflicht zum Lebensmut auffordert: er lebt fort in der Welt durch die Früchte seines Wirkens, für Sie aber lebendiger, greiflicher, gegenwärtiger — Sie haben Kinder! Ich schweige hier, denn im Trost liegt neuer Schmerz; Eduard steht wieder vor mir, wie er in seines Vaters Grab hinab—sah...

Nur eine Bitte zum Schluß: Nicht jetzt, aber wenn Ihr Gemüt die erste Ruhe wieder gewonnen hat, lassen Sie mich mit einigen Zeilen wissen, ob Sie schon einen Plan für Ihren künftigen Aufenthalt gefaßt haben, was Sie mit Eduard zu tun gedenken, und ob Sie nicht diesen Winter einige Wochen bei mir zubringen wollen. Es ist stille bei mir, das herbstliche Neckartal liegt vor Ihnen, kein Lärm und Gewirre unterbricht den heiligen Totendienst, den wir in gemeinsamer Erinnerung, in Gesprächen liebevollen Andenkens an den, den wir verloren, begehen wollen.

Meine Frau, die sehr wohl weiß, was Sie verloren haben, würde hier sagen, was Sie mit Ihnen fühlt, aber eine Unpäßlichkeit fesselt sie ans Bett, und so kann sie mir nur schmerzvollen Gruß an Sie auftragen.

In tiefem Leid
Ihr treuer Freund
Fr. Vischer

Tübingen, den 30. Oktober 1849.

Mit Rat und Tat widmet sich Vischer nun der Erziehung der vaterlosen Kinder*) und weist die Mutter auf die Notwendigkeit einer Übersiedlung nach Stuttgart hin, während Strauß sich anschickt, unter Bemeisterung aller und unerhörter Schwierigkeiten dem toten Freunde ein biographisches Denkmal zu errichten. Der Winter beschert Vischer schwere häusliche Sorgen: Eine bedenkliche Erkrankung nötigt seine Frau zu längerer Badekur in Teinach, und während dieser Zeit übergibt er seinen Sohn Robert der Obhut der Freundin in Heilbronn, nicht, ohne sie wiederholt zu bitten, im Frühling einige Wochen in Tübingen zuzubringen. „Was Liebe tun kann, Wunden zu heilen, das bringen wir Ihnen aus vollem Herzen entgegen. Ich verstehe, ich kenne die Tage einer Witwe in der verlassenen, des innersten Markes beraubten Stätte." Im Herbst 1852 weilt Vischer auf einer Reise nach Norddeutschland in Berlin, wo ihn eine wehmütige Erinnerung an die hier mit Märklin verbrachte Studienzeit beschleicht und allein die Bilder der Freundschaft seine Begleiter sind: „In Berlin ging auf Weg und Steg die Erinnerung an die lieben Wintermonate 1832 mit mir, und ich meinte immer, ich müsse Märklin nun erzählen, wie ich Berlin nach 20 Jahren gefunden. Das Haus unter den Linden, wo er mit Binder (Studienfreund Märklins, später Oberstudienrat in Stuttgart) gewohnt, konnte ich unter den neuen Kaufläden, die sich hier überall aufgetan, nicht wieder erkennen."

Nachdem im Vater des späteren Tübinger Universitätskanzlers Gustav Rümelin einer der besten Heilbronner Freunde gestorben, zieht Frau Märklin im Herbst 1853 mit ihren Kindern nach Stuttgart, wo Eduard das Gymnasium, Emma das Katharinenstift besuchen. In den nun immer schmerzlicher sich gestaltenden ehelichen Sorgen Vischers, die zur endgültigen Trennung der Gatten führen, bleibt Friederike Märklin eine der wenigen Vertrauten, denen Vischer von Zeit zu Zeit Einblick in seine Herzensnöte gewährt. Die Briefe, die in diesen Jahren an sie gerichtet sind, werfen zuckende Schlaglichter in ein tragisches Stück Menschenleben.

Im Juli 1855 weilt Frau Märklin noch einmal als Gast in Tübingen, bevor Vischer seiner Heimat verärgert den Rücken kehrt, um während der nächsten elf Jahre in der Schweiz eine dankbarere Wirkungsstätte zu finden. Aber auch von Zürich aus steht er der Freundin besonders in Erziehungsfragen, die ihre Kinder betreffen, ratkräftig zu Dienste. Als ihn 1866 das württembergische Kultministerium unter Gewährung weitgehender Zugeständnisse wieder in die Heimat zieht, kehrt er zurück als ein populärer Mann wie wenige und doch nur unter einem beschränkten Freundeskreis in Stuttgart lebend. Zu den liebsten Gestalten aus Vischers Freundschaft gehört hier bald — wie Ilse Frapan in ihren „Vischer-Erinnerungen" erzählt —, die Tochter Friederike Märklins, sein Patenkind Emma, ihm wegen ihres Sinnes für Humor, ihrer Tierliebe und selbstlosen Herzensgüte besonders nahestehend. Und wie schön begründet er der Mutter gegenüber seine väterliche Zuneigung zur Tochter seines unvergeßlichen Jugendfreundes: es „ist das noch kein Staubkorn Abtrag von einer unendlichen Schuld, noch kein entfernt zureichendes Zeichen für einen Dank, der mit nichts Äußerem eine Gleichung zuläßt". 1877 geht ihm die vertraute Lebensfreundin in den Tod voraus. Wie sehr sie sich aber noch bis in ihr 62. Jahr Verständnis für den originellen Humor des ergrauten Ästhetikers bewahrt hat, geht aus einem überaus launigen „Doktordiplom" hervor, das ihr Vischer zur Jahreswende 1876 versiegelt überreicht hat.

*) Eduard Märklin, 1836—1905, war später Gymnasialprofessor in Stuttgart. — Emma Märklin, 1840—1893, starb unverheiratet in Stuttgart.

Der begrabene Esel

Eine Geschichte von Eva von Radecki †



An der süditalienischen Küste, in einem kleinen Ort, den ich Maolo nennen will, geschah vor fünfzig, sechzig Jahren, was hier erzählt werden wird.

Niccoletta Ferace, die nackten Füße in Holzschuhen, schreitet das Gäßchen hinunter, das von dem Kirchplatz Alle Pietre hinausführt in die Olivenhaine, die Weingärten und Zitronenwäldchen bis auf die Klippen, wo aller Weg zu Ende ist und es nur noch Meer gibt.

Das Gäßchen ist schmal, ein kleiner Eselskarren könnte es dort zur Not passieren. Steinmauern begleiten es, überhängt von Rosen. Auch hellviolette Glyzinen hier und dort.

Auf dem Pflaster liegt eine tote Katze langgestreckt, daneben der Stein, der ihr den Tod gegeben haben mag, und manches Häufchen Unrat. Durch die Gassen streicht Wind, duftend nach Wellen und erhitztem Strand. —

Niccoletta ist ein junges Kind, eben erst hat es seine volle Größe erreicht. Ihrem Kleide, dunkel und von zerschossener Farbe, ist es bald entwachsen. Die Jacke sitzt so knapp, daß vorn die eisernen Häkchen und Ösen sich kaum schließen lassen. Vollends über der entfalteten Brust muß Niccoletta sich mit einem kreuzweis geschnürten Wollbande helfen. Zum Schmuck trägt sie ein kleines, grellblaues Tuch lose geschlungen um den Nacken.

Ist ihr Kleid alt, so ist an ihr selber doch alles noch neu, zart und vollkommen.

Das Angesicht unter dem dunklen Haar gleicht den strengen, kleinen Bildnissen, die in Muscheln geschnitten an die Fremden verkauft werden. Ihre Lippen blühen träumend, wie unentdeckte Blumen. In ihren Augen liegt der blaue Duft der Ferne. —

Hinter dem Garten des Sindaco kommt Niccoletta der Invalide Antonino entgegen. Er pflegt sonst an der großen Straße bei den Pinien zu sitzen und die Honoratioren der Stadt oder die wenigen Fremden, die Maolo besuchen, mit einem Stückchen auf seiner Okarina zu empfangen und darauf einen angenehmen Spaziergang zu wünschen. Niccoletta erweist er immer die gleichen Aufmerksamkeiten, obgleich sie ihm keine Soldi dafür geben kann.

Antonino klopft mit seiner Krücke eilig gegen das Pflaster, er trägt erhoben in der Linken einen blühenden Jasminzweig.

Sie lächeln beide, als sie sich treffen, und Antonino überreicht dem Mädchen die Blüten. Dann legt er die freigewordene Hand auf das Herz und verneigt sich. Niccoletta dankt und geht weiter. Der Alte lehnt sich gegen die Mauer; wie um Versäumtes nachzuholen, setzt er die Okarina an die Lippen, unter die hängende rote Nase, und spielt ihr nachblickend. Sie geht wie im Tanz auf seinen Tönen. —

Die Mauern und Häuser der kleinen Stadt hören auf. Bröckelnde Stufen führen abwärts durch das trockene Bett eines Baches, der in großen Regenzeiten entsteht und durch das aufklaffende Gestein bald niederstürzt in eine unermeßliche Schlucht, um den Weg zum Meere zu nehmen. Hüben und drüben auf den Scheiteln der Felswände grünt es sanft, vom Ölbaum. Durch das Gerölle der Rinnen aber führt ein schmaler Pfad von fetter Erde in die Fruchtbarkeit der Weingärten hinein.

Niccoletta geht diesen Weg, da hört sie Gelächter. Das kommt aus dem Weingarten des Alessandro Punto. Ein gellendes Gelächter, ein kreischendes Vergnügen. Zwischen den erst jungbelaubten Rebstöcken sieht sie ein Häuflein Menschen zusammenstehen; Männer zumeist, doch auch Frauen und Mädchen. Sie erkennt den dicken Schneider Calzone, und der kleine, hochaufgesteckte Greisenkopf, umwickelt mit einem feuerroten Tuche, gehört auf die Schultern des geizigen Punto.

Niccoletta zögert weiterzugehen und reckt den Hals. Da ruft sie der junge Luigi an. Seine Haare umstehen wie schwarze Federn die Apollostirn, die breiten, roten Lippen lachen, er winkt. Es ist derselbe Bursche, der ihr abends in das Gäßchen nachschleicht und sie greifen will. „Niccoletta! Ein Schauspiel zum totlachen!"

Niccoletta ist neugierig, sie tritt herzu. Man macht ihr gern Platz und gönnt ihr einen Blick.

Was sieht sie! In einer Grube, die nicht allzutief ist, liegt Niccolino, der alte Esel des Punto, halb verschüttet schon von Erde und Steinen — man ist dabei, ihn zu begraben. Der alte Esel, den Punto schlug, bis eine blutige Kerbe an der Hüfte entstand, den er in diese blutende Kerbe stieß, weil das Tier vor Alter und knappem Futter den Weg herauf von der Marina nicht anders zurückzulegen vermochte, als Schritt vor Schritt, bereit jeden Augenblick niederzustürzen und die teure Last in den Ab-

grund zu werfen. Dieser alte, braunzottige Niccolino mit dem weißen Stern auf der Stirn, mit den beweglichen, lustigen Ohren, die zuletzt so trübselig hingen, den Niccoletta oft heimlich mit einer Handvoll Kaktusfeigen fütterte, heimlich, denn hätte dies Punto gesehen, so hätte es für Niccolino kein anderes Mittagsmahl gegeben, diesen alten, armseligen, treuen und unbedankten, kleinen Esel sieht Niccoletta unten in der Grube liegen, halb verschüttet schon von Erde und Steinen, denn man ist dabei ihn zu begraben.

Aber — wie Niccoletta auf das Tier blickt, sieht sie, wie ein Zucken durch sein Fell rinnt, sieht sie, wie es mit dem Augenlid klappt und das Weiße des Auges qualvoll zutage tritt, seine Nüstern bedeckt schon Erde.

Er lebt! Niccolino lebt! Sie begraben ihn lebendig, und darum lachen sie so sehr! Die elende, räudige Haut ist weniger wert, als dieser Spaß wert ist.

Arme Niccoletta! Sie stürzt in die Knie und breitet die Hände aus. Der blühende Jasminzweig fällt in das Grab. Sie blickt sich um — verwirrt — sie kann es nicht fassen. — Unten der kleine Esel ringt mit dem Alp des Todes, der ihm brockenweis zugeworfen wird. Starrend reißt sich das Auge auf, der Schwanz bewegt sich. Ein großer Erdklumpen, den zwei dürre Hände umkrampften, fällt nieder und bedeckt sein Augenlicht.

Niccoletta springt auf und wirft sich gegen den alten Punto, sie umklammert seine Hände. Dann greift sie in eine Schaufel, die ein munterer Bauer in die Erde stößt. Dann steigt sie rasch in die enge Grube, schreit auf, weil sie den weichen Tierkörper unter dem Fuße fühlt. Ihre jungen Hände zerren und rucken an dem Erdklumpen, der Niccolinos Augenlicht bedeckt. Zwischen ihren Lippen dringen kleine, gepreßte Laute hervor. Man lacht, man faßt sie um die Taille und zieht sie wieder heraus. „Zu spät, Niccoletta, er ist tot! Gleich ist er tot." Jetzt erst entstürzen ihr Tränen und ein Strom von Worten. Sie rast. Man wendet den Kopf zur Seite vor ihren Blicken. Niemand lacht mehr.

Endlich findet der Schneider Calzone das erlösende Wort: „Gott!" ruft er aus, „ein Tier hat doch keine Seele!"

Alle sprechen es nach: „Ein alter Esel hat doch keine Seele!"

Durch das Olivenwäldchen kommt langsam Don Arcangelo gewandelt. Fett, daß die Soutane kaum den Leib zu umspannen vermag, die Äuglein im rosa Fleisch versunken, kaum den Tag sehend. O, wäre es Don Thomaso di Thomaso gewesen, der fromme Bruder! Aber es war Don Arcangelo.

Niccoletta sieht ihn und läuft ihm entgegen, faßt ihn mit beiden Händen am Arm und will ihn nötigen, eilig, eilig mit ihr zu kommen. Sie schreit ihm zu, was geschieht, was jetzt, in diesem furchtbaren Augenblick hier nebenbei geschieht.

Der Priester versteht sie schwer; vor allem sträubt er sich gegen den beschleunigten Schritt.

Als er begreift, befreit er den Ärmel mit einem Ruck, zieht einen kreisrunden Mund und sagt: „Gemach, gemach, meine Tochter! Versteh' ich dich recht, so sprichst du vom lahmen, alten Esel des Punto, an dem nicht eben viel verloren ist. Und — ein Tier hat doch keine Seele!"

Da geschieht das Vermessene — Niccoletta schlägt nach ihm.

Es trifft ihn mitten in den Leib. Und wenn er auch keinen Schaden dadurch empfängt, so verliert er doch im Schreck das Gleichgewicht, taumelt rückwärts — und fast setzt er sich in das grüne Feld unter den Oliven. Nebenan im Weingarten, die Bauern und Frauen und Mädchen, er weiß nicht, ob sie lachen. Er grüßt hinüber und sie antworten höflich.

Niccoletta, nachdem sie sieht, daß ihr niemand beisteht und auch das Grab des armen Tieres nahezu gefüllt ist, flieht schluchzend. Hinter ihr her tönt ein Liedchen, das der Schneider im Handumdrehen erdacht hat:

„Niccolino, Niccoletta hießen zwei Freunde,
Die Sonne beschien noch kein treueres Paar!"

Alle fallen ein:

„Niccolino, Niccoletta hießen zwei Freunde!"

Sie können wieder lachen.

Don Arcangelos Herz ist zu fett, als daß es hätte hart sein können. Wenn er mit Niccoletta allein gewesen wäre — o, er hätte alles verziehen; aber vor den Augen der Bürger von Maolo ist es geschehen. Also ist ein Frevel geschehen an einem heiligen Diener der heiligen Kirche.

In dieser Nacht träumt Niccoletta, daß sie begraben wird. Die Lippen sind ihr zusammengewachsen, sie kann nicht sagen, daß sie noch lebt.

Erde und Steine häufen sich über dem Herzen. Ihre Arme und Beine stecken fest, wie in die Kissen geleimt; sie fühlt die rinnende Erde auf dem klopfenden Hals. Endlich fährt sie mit einem Schrei aus dem Schlaf, gebadet in Schweiß und Tränen, alle Glieder starr, die Brust gelähmt.

„O Niccolino, Niccolino!" jammert sie.

Sie hockt im Bett auf und beißt in ihre Finger. Das Entsetzen steckt ihr noch eisig im Nacken.

Raffaela Marli, die Wäscherin, ihre Tante, die neben Niccoletta, nur in einem prächtigeren Bette, schläft, erwacht im Schreck, meint, es stehe ein Mörder im Zimmer, und ruft um Hilfe. Der Papagei auf seiner Stange beginnt zu schimpfen in einer überseeischen Sprache, die niemand kennt.

Als endlich Raffaela versteht, daß es „nichts“ sei, fährt sie das Kind an und speit aus auf den festgetretenen Fußboden, damit ihr der Schreck nicht schade. Sie ist eine gewöhnliche Person. Bald schläft sie wieder laut schnaufend. Nicht so Niccoletta.

Niccoletta kniet im Bett nieder, faltet die Hände und betet heiß um Rache für Niccolino.

Sie hat es nicht hindern können! Sie hat die frechen Totschläger nicht strafen können! Diese Ohnmacht ihres leichten Mädchenkörpers, so demütigend, erzeugt in ihr eine umsichfressende Wut, einen tollen Zorn — der ihr die Worte des Gebetes eingibt. Niccoletta sieht in den Bewohnern Maolos nur noch lustvolle Mörder schuldloser Kreatur.

Ist sie nicht oft auf den Klippen draußen gewesen, wo die Netze mit unsichtbaren Maschen aufgestellt stehen, darin sich die lieblichen Zugvögel fangen und verzappeln!? Sie denkt an die durchbohrten Augen der Lockvögel. Sie denkt an das arme kleine Spielzeug der Kinder: ein buntgefleckt Vögelchen an einem Faden, das wie ein Ball in die Luft geschnellt und wieder herunter gezogen werden kann, bis es todesmatt, mit gebrochenen Beinchen, mit verrecktem Flügel über das Pflaster gezogen wird wie eine Maus.

Als kleines Ding hat Niccoletta einmal so ein Spielzeug von den Steinen aufgelesen. Sie hielt es in der flachen Hand und sah voll Neugierde darauf. Der kleine Vogel öffnete noch einmal sein schwarzes, rundes Auge, dann überzog es ein bläuliches Häutchen, er streckte den kleinen Kopf zurecht und legte sich auf Niccolettas Hand schlafen wie ein müdes Kindchen. Er zuckte — und war ohne Leben. Niccoletta weinte.

Seitdem müssen die Kinder um die Ecke huschen, oder ihr lebendes Spielzeug schnell in die Tasche stecken, wenn sie Niccoletta kommen sehen. —

Am anderen Morgen, dem Fest eines kleinen Heiligen, ist die Kirche in Maolo gedrängt voll Menschen. Besonders die linke Hälfte des Hauptschiffes, wo die Frauen ihren Platz haben.

Niccoletta sitzt in der vordersten Reihe unter den Jüngsten, die keine Messe versäumen dürfen. Die Mädchen stecken die Köpfe zusammen und flüstern über ihren aufgeschlagenen Gebetbüchern. Nur wenn ein Priester vorübergeht oder eine der Nonnen, die neben ihnen sitzen, die Augen auf sie richtet, versinken sie in ihren Büchern.

Niccoletta zieht die niedere Stirn in Falten. Sie stimmte in das Marienlied mit ein, das die Nonnen und die Mädchen mit voller Kehle sangen, als die kleine, verstimmte, schnarrende Orgel mit ihrem Getöne begann. Sie hat die Priester ihr Gestühl einnehmen sehen rechts und links vom Altar, wo sie starr mit gefalteten Händen verharren. — Jetzt schweigt sie, zu Boden blickend. Die Lippen pressen sich aufeinander.

Sie bemerkt es gar nicht, daß plötzlich jemand vor ihr steht.

Endlich sieht sie die kirschroten Seidenaufschläge am schönen Chorhemd vor ihren Augen. Das ist der Parocco!

Sie erschrickt und schaut in sein altes Gesicht, aus dem die Augen wie Blitze in ihr Herz fallen.

Er öffnet den Greisenmund ein wenig, und mit einer schmalen Hand, die zittert, greift er an ihren Nacken und hebt das breite, blaue Seidenband mit der Marienmedaille über ihren Kopf. Er reicht es dem Chorknaben neben sich. Darauf nimmt er ihr das Gebetbuch aus den willenlosen Fingern und übergibt es Raffaela Morli, der Wäscherin, die breit, grobknochig und strohblond, jetzt schauernd und verstört hinter ihrer Nichte einen Platz innehat.

Die Stimme, die jetzt aus der alten Brust heraufsteigt, ist stark und wohlgebildet und erfüllt die kleine Kirche von Gemäuer zu Gemäuer.

Sie beginnt: „Niccoletta Ferace, du hast der Madonna aufs Herz geschlagen! Hinfort bist du unwürdig, unter ihre geliebten Kinder zu zählen. Du hast die heilige Mutter zu Tränen betrübt, die heilige Kirche mit Füßen getreten, ihrem heiligen Diener Unehre erwiesen ...“

Niccoletta inmitten ihrer Betäubung erschrickt so sehr: man will sie mit der Madonna in Streit bringen, zu der sie Nacht und Tag betet. Wenn die Madonna zürnt, an wen soll sie sich wenden um Rache für Niccolino?!

„Aber um deiner Jugend willen, und den Zustand großer Erregung, in der du dich während des Frevels befandest, gnädig in Betracht ziehend“ — spricht der Parroco — „will sich die Kirche mit einer kurzen, reuigen Buße begnügen ...

Steh auf!“

Der Priester führt das Mädchen langsam zum Mittelgang — grüßt durch das steifgebeugte Knie das Allerheiligste — dort an der Stufe, eingefügt in die kleine, weiße Säulenbalustrade, welche die profane Welt von den Dienern des Altares trennt, empfiehlt er Niccoletta niederzuknien; in welcher Stellung sie die Dauer der heiligen Messe reumütig und demütig zuzubringen habe.

Leidenschaftlich wirft sich Niccoletta auf den alten Mosaikboden, drückt die Stirn gegen die Stufen.

Der Greis sieht auf sie nieder, winkt dem Chorknaben und verharrt einige Augenblicke abwartend. Dann kommt der Knabe zurück und bringt eine dunkle Decke. Der Priester breitet sie verhüllend über das Mädchen.

Allen Frauen klopft das Herz im Halse, die Zähne schlagen ihnen zusammen, als sie Niccoletta bedecken sehen, wie eine Tote.

Es beginnt die Messe.

Der hin- und wiedergehende Priester, die Knaben müssen fast auf das Mädchen treten, so sehr im Wege liegt es.

Niccoletta in ihrem dunklen Versteck flüstert: „Du weißt, daß es nicht dein Herz war. O Madonna! Meine süße Madonna!“

Den Verlust ihres schönen blauen Bandes, um den sie sonst geweint hätte, hat sie schon vergessen.

„O meine süße Madonna, lehre mich, wie ich sie strafen soll, daß sie die Stunde nicht vergessen!“

Sie bewegt sich leidenschaftlich unter dem Tuch.

Marie steht auf einem Seitenaltar, ihr Monat ist noch nicht gekommen, in den lackierten, steifen Falten ihres Gewandes, auf ihren sanften Wangen, spiegelt sich das Licht der Kerzen. Sie schweigt und sieht lächelnd vor sich hin.

Dann, als die Wandelung geschehen ist und mit den Bürgern und Bauern, mit den Frauen, Mädchen und Kindern auch die Mutter recht innig den heiligen Sohn angebetet hat, lispelt sie Niccoletta zu, o, sie hat sie nicht vergessen! „Geh zur Baronessa,“ — und wieder schaut sie lächelnd in die Kerzenflammen.

„O, die Baronessa!“

Niccoletta bedeckt die Stufen vor sich mit Küssen. —

Mit der Baronessa aber verhält es sich so. Sie wohnt draußen in der schönen Villa, und alles Land ringsumher, alle Weingärten und Ölberge gehören ihr.

Die Baronessa ist die Wohltäterin, sie hat das Land den Bürgern von Maolo zur Pacht gegeben. Der Pachtzins ist hoch angesetzt, das stammt noch von den vorigen Besitzern, doch zum gehörigen Termin, zweimal im Jahre, hat jeder bei ihr nur mit einem einzigen Soldo in der Hand zu erscheinen.

Aber wer brächte es übers Herz, allein mit dem Soldo der Wohltäterin vor die Augen zu treten, wäre er auch blank geputzt wie Gold! Sie bringen ihr Früchte je nach den Jahreszeiten und Blumen, trotzdem die Baronesse in ihrem Garten genug hat. Einige kommen mit schönen Korallen und Muscheln, wenn die Korallenfischer heimgekehrt sind. Und ist es einer der Männer, die in einem fernen überseeischen Lande ihr Brot suchen, so tragen sie der Baronessa lachend auf ihren Händen fremde, bunte Vögel und kleine Äffchen zu.

Die Baronessa ist sehr reich. Ein junger Mann, ein Sekretär, wohnt bei ihr in der Villa, der eigens für das viele Geld zu sorgen hat.

Signor Munke ist in Maolo bekannt. Er kommt fast täglich durch die Stadt, schmal und lang, gekleidet in Weiß von Kopf bis zu Füßen; hinter sich seine zwei langgestreckten, großen, grauen Hunde. Er macht weite Schritte, sieht weder rechts noch links und hat bald die Stadt passiert und den Abstieg zur Marina begonnen, wo seine Segeljacht verankert liegt.

Er trägt einen tiefschattenden Hut oder eine Mütze mit langem Schirm, dazu sind seine Augen hinter dunklen Schutzgläsern verborgen. Wenn er seine zwei großen, grauen Hunde ruft, setzt er ein Pfeifchen an die Lippen, so kennt auch niemand seine Stimme.

Sie halten ihn für ernst und verständig genug, die Reichtümer der Baronesse gut zu verwalten. Denn niemand mißgönnt sie der guten Frau, und jeder, der in der Villa gewesen ist, freut sich, daß die Baronessa so schön wohnt, und alle verehren sie.

Nun erst am Tage nach ihrem großen Feste! Wenn sie mit kurzen Schritten, den weißen, zitternden Kopf geradehaltend, die Hand in feinem Lederhandschuh auf einen Stock gestützt, wenn sie so in schwarzem oder ungebleichtem Seidenkleide durch Maolo kommt, sie hätten sie auf den Händen im Triumph durch die Stadt getragen! Auf der Piazza, in allen Gassen liegen noch Blumen, Konfetti und abgebrannte Feuerwerkskörper zerstreut... Das Karussell ist noch nicht abgebrochen, die langen Tafeln, die vielen, vielen Stühle auf Alle Pietre noch nicht ganz zur Seite geräumt. Unten in der Osteria der Marina trödelt noch die



Heimwärts

Gemälde von Franz Grässel

Mandolinenkapelle aus Sorrent — aber die Schauspieler aus Neapel, der große Zauberkünstler Bartholomeo Barotti, der Tücher, Bänder, Blumen und Apfelsinen, kleine Kinder sogar! — aus dem Hut zog und den aufkreischenden Mädchen zuwarf — die sind alle schon mit dem Frühschiff fort.

Sonst kümmert sich die Baronessa wenig um die Bewohner von Maolo, aber dies einemal im Jahr läßt sie sich's wahrhaftig viel Nachdenken und viel Geld kosten!

Sie laufen zusammen, wenn sie kommt, sie verneigen sich und danken. Es darf ihr niemand die Hände küssen oder auch nur reichen. Sie antwortet ihnen mit weichem Singen in der Kehle: „Danke, danke, meine Kinder. Ich freue mich, daß es euch gefallen hat."

Und an der nächsten Straßenecke: „Ich bin glücklich, daß ihr froh gewesen seid, meine Lieben."

Damit geht sie vorüber. —

Die Messe ist zu Ende.

Das Tuch wird gelüftet, unter dem Niccoletta glühend geworden ist, und eine Stimme ruft: „Wie ich die Decke von deinen Schultern nehme, so nehme ich die Sünde von deinen Schultern. Steh auf, meine Tochter!"

Niccoletta erhebt sich. Sie ist verwirrt und hält sich kaum auf den Füßen.

Vor ihr, verlegen abwartend, in Rührung halb und halb in Würde, glänzt der große rosa Kopf auf der gewölbten Soutane.

Es wird Niccoletta angesagt, Don Arcangelo die beiden Hände zu küssen.

Sie gehorcht und empfängt von ihm den Segen.

Nun darf sie fliehen. Niemand hat die Kirche verlassen. Alle stehen da und warten, den Hals nach ihr gereckt, tausend Augenspiegel wenden sich ihr zu. Da wird ihr Platz geschafft. Vor ihr her durch den Hauptgang geht langsam Don Thomaso di Thomaso und bewegt ein wenig die Hand.

Niccoletta folgt ihm; die Holzschuhe gleiten auf dem Mosaikboden, so unsicher tritt sie, aber ihr Herz ist fest.

Sie hält ihr brennendes Herz in beiden zusammengekrampften Händen.

⌘ ⌘ ⌘

Als sie die lichte Luft um sich fühlt, beginnt sie zu laufen, das Gäßchen hinunter, vorbei an der toten Katze, hinab die Stufen, die in das trockne Bette führen, wo das ausgewaschene Gestein wie klobige Tierknochen an der Sonne bleicht, und wieder aufwärts den sanfter werdenden Pfad. Im Olivenhain, unter dem zarten Schattendach, glüht ein grünes Licht. In Beeten, umhegt von Steinen und Mäuerchen, in allmählich zum Meere absteigenden Terrassen, wächst hier smaragdjunges Korn.

Vogelstimmen grüßen sich. Überall blühen Frühlingsblumen.

Am Ende des langgedehnten Haines beginnt die Umfassungsmauer der Villa, die hier nur eine Öde einzäunt: die Felsenbrust dem Meere und der Sonne hingehalten. Zwischen den Steinklötzen hockt die Aloe und sticht mit den langen Speerspitzen ihrer Blätter in die erhitzte Luft. Wildgeformter Feigenkaktus, Blatt aus Blatt geschoben, breitet sich stachlig. Ginster und Rosmarin blühen und duften.

Niccoletta sitzt auf dem Mäuerchen, die Schuhe in der Hand.

Zwei große, graue, langgestreckte Hunde sind drüben leise herangetreten. Wenn das Mädchen still ist, sind auch die Hunde still. Kaum, daß es sich bewegt und Miene macht, hinüberzukommen, fangen sie wütend zu bellen an.

Da zeigt sich endlich jemand in der Entfernung. Ein Mann steht blendend weiß im Sonnenlicht. Er kommt näher, dann bleibt er stehen und ruft: „Wer will da hinüber? Es ist nicht erlaubt!"

Niccoletta ruft durch die Hände: „Ich möchte zur Baronessa!"

„Die Baronessa empfängt nur am Donnerstag, und heute ist Dienstag."

„Aber ich muß zur Baronessa!" ruft Niccoletta klagend, „die Baronessa muß mich hören. Haltet nur die Hunde, ich komme hinüber." Damit steigt sie, das Röckchen raffend, über den stacheligen Busch, die breiten Blätter als Stufen benutzend, und springt herunter in den Ginster. Die Hunde wollen sich auf sie stürzen, Signor Munke ruft sie ärgerlich zurück. Greift einem ins Halsband und schleudert ihn beiseite, der Niccolettas nackte Beine gefährdet.

„Wenn du schon kommst, warum kommst du dann den Weg, der kein Weg ist?" sagt Signor Munke.

Niccoletta nimmt sich gar nicht die Mühe zu antworten — weil er nur der Sekretär ist. Sie hat mit der Baronessa zu tun.

Sie kommen der Villa näher. Ein süßer, durchdringender Duft umschwebt den Ort. Der Boden bedeckt sich fruchtbar. Hinter Platanen und Steineichen erhebt sich ein weißer Bau.

Niccoletta sieht jetzt den geraden, schönen Weg, den sie hätte kommen sollen. Er führt zwischen Lorbeerwänden von einem verschlossenen Gittertor bis an die Marmorstufe der Villa.

Signor Munke öffnet die Tür und lüftet

den dicken, steifen Vorhang, der die Türöffnung abschließt.

Sie betreten einen kühlen Vorraum. Dann führt Signor Munke das Mädchen gleich weiter durch mehrere Gemächer, die alle leer und prächtig sind. Er klopft an einer Tür.

Niccoletta ist noch nie bei der Baronessa gewesen, aber sie hebt nicht die Augen, sie preßt die Lippen aufeinander und hält sich das Bild Niccolinos vor die Seele.

Sie hebt die Augen erst, als die Tür geöffnet ist und man sie hineinschiebt in einen quadratischen, kleinen Saal mit verhüllten, hohen Fenstern, die nur mattes Licht durchlassen. Da sieht sie die Baronessa im Lehnstuhl vor einem Tisch sitzen, auf dem sie Karten ausgelegt hat. Sie hält noch einige davon in der Hand, während sie den erstaunten Kopf leicht zitternd der Eintretenden zuwendet. In ihrem Antlitz sind die Formen der Jugend verschoben, aber es thront darin die Würde. Unter den hellen Augen liegt die Haut in leichten Säckchen, der Mund ist ein blasser Halbmond, dessen abwärts gekehrte Spitzen sich tief in die verknitterte Haut gebohrt haben. Unter dem Kinn liegt eine breite Falte, die je nach den Wendungen des Kopfes ihre Form verändert, aber die Gesichtsfarbe ist so hell und rosig, wie mit feinstem Mehl bestreut und wieder abgeblasen.

Niccoletta entreißt sich ihrer Erstarrung; sie stürzt der Baronessa zu Füßen. Die heftige Bewegung zerreißt das morsche Röckchen und ihr Knie liegt bloß auf dem Steinboden.

Die alte Dame im Lehnstuhl sagt, mit der wohlbekannten, zarten Stimme der Baronessa: „Was soll das, Munk?", aber in einer Sprache, die Niccoletta nicht versteht.

„Das Kind hat einen Teufel im Leib, Baronessa; ich hätte es mit Gewalt vor die Tür setzen müssen. Es will Sie sprechen."

Nun wendet sich die singende Stimme an Niccoletta.

„Steh nur auf. Was willst du von mir, Kleine?" O, der sanfte Ton! Niccoletta beginnt zu schluchzen. Sie stammelt jammernd vor sich hin.

Die Baronessa neigt auffordernd seitwärts den Kopf.

„Ich verstehe kein Wort, Munk."

Er wendet sich an das Mädchen in scharfem Ton: „Ich denke, du hattest der Baronessa etwas zu sagen; wenn du nur weinen willst, mußt du wieder hinaus."

Niccoletta wirft ihm durch Tränen einen kalten Blick zu, dann trocknet sie sich die Augen.

„Ich bin gekommen, um die Bewohner von Maolo bei dir zu verklagen, Baronessa," sagt sie, noch schluchzend. Wieder überläuft sie das Zittern jener Stunde. Der blaue Tag ihrer Augen wird nachtschwarz. „Sie haben Niccolino begraben, lebendig in ein Grab gelegt und zugeschüttet. Ich sah, wie sie ihn erstickten! Ich sah, wie er herauswollte und konnte nicht! O, straf' sie, straf' sie, straf sie, daß sie diesen Tag nicht vergessen! O, er bewegte noch den Schwanz, er öffnete noch das Auge und sah kein Erbarmen. Sie schütteten ihn zu, wie einen Stein!"

Und noch einmal in ausbrechendem Zorn ihr: „Straf' sie, straf' sie, straf' sie!" Damit war das Mädchen erschöpft.

Die Augen der alten Dame weiten sich bestürzt.

„Wer hat wen begraben?!" stammelt sie und wendet den zitternden Kopf nach Signor Munke hinüber, der mit verschränkten Armen an der Wand lehnt, in der Verborgenheit seiner dunklen Maske. —

„Es handelt sich um jemanden mit einem Schwanz, wenn ich recht gehört habe."

Die Baronesse verlangt sehr ernst: „Du mußt dich näher erklären, mein Kind!"

Niccoletta schluchzt auf und versteckt ihre Augen in beiden Armen. Ihr tränennasses Gesicht öffnend, beginnt sie hastig zu erzählen. Sie ging spazieren, gestern, sie kam am Weingarten des Punto vorüber, Alessandro Punto, der Geizhals — ob den die Baronessa kenne? Ein alter Mann mit langen Armen und kurzen Beinen, kaum. Er trägt den Kopf in ein rotes Tuch gewickelt. Kennt ihn die Baronessa? Sie hörte dort Menschen lachen und rufen. Sie wurde angerufen, da sieht sie Puntos alten Esel noch ganz lebendig in seinem offenen Grabe liegen. Und die Leute mit viel Gelächter dabei, ihn zu begraben.

Die alte Dame verfärbt sich.

„Kennt die Baronessa Niccolino!" ruft das Mädchen aus.

„Den alten Niccolino! Er konnte zuletzt seine Füße kaum mehr den Berg hinaufschleppen. Punto hat ihn so geschlagen, so ohne alle Barmherzigkeit mit dem spitzen Stock gestoßen, daß er hier" — Niccoletta gibt sich einen leichten Schlag auf die Hüfte — „eine offene Wunde hatte, an der die Fliegen hingen. — Als ich ihn sah, bewegte er noch den Schwanz und klappte das Auge auf. Ich schrei' die Leute an: Was tut ihr, er lebt! und spring' in das Grab und will ihn mit diesen beiden Händen wieder ausgraben. O, Baronessa, ich bin nur schwach! Sie zogen mich heraus, sie lachten und spotteten. — Aber ich schwor in meinem Her-

zen, daß sie nicht ungestraft bleiben sollen, und wenn meine Hände zu schwach sind, so ist mein Mund nicht zu schwach."

Niccoletta hält inne und erwartet Beifall, aber — die alte Dame im Lehnstuhl sitzt wie in einer Erstarrung, Signor Munke bewegt sich nicht. Da steht das Mädchen langsam auf, die umdüsterte Stirn gegen den Boden geneigt.

Die Baronessa murmelt: „Zugeschüttet, zugeschüttet. Sie haben wirklich zugeschüttet."

„Ja," sagt das Mädchen, und dann eifrig: „Straf' sie! Räch' den armen Niccolino! O, laß sie weinen, laß sie schreien und jammern, sie haben es verdient. Sie haben alles Böse verdient!"

Die alte Dame hebt sich aus ihrem Lehnstuhl, indem sie sich mit beiden zitternden Händen einen kleinen Schwung gibt. Der Fuß im feinen Zeugschuh tastet den Boden. Ihr Körper, ein wenig massig, doch fest in seinem Kleide gehalten, bewegt sich schnell durch das Zimmer.

„Ich bin empört," sagt sie. Und nach ein paar schnellen Schritten noch einmal: „Ich bin empört."

Sie rückt den Brillantring, den sie am Finger trägt, und zieht den Winkel des Mundes in tiefem Nachdenken hinunter.

Schnell und scharf wendet sie sich an Signor Munke. „Ich habe schon meinen Plan" und: „Haben Sie die Kleine verstanden?!"

„Wie sollte man die nicht verstehen!"

„Ich lasse den Esel exhumieren, die Schandtat soll wieder an das Licht. Doktor Cuomo und der Sindaco werden dazubestellt. Wenn alles offenbar ist — sie sollen meine Gerechtigkeit sehen —, sollen die Leute ein von mir verfaßtes Schreiben vorgelesen bekommen, darin wird sich alles finden. Sie werden diesen Tag nicht vergessen!"

Die greisenhaften Wangen verfärben sich wieder, ein unvermutetes Licht entspringt den Augen.

„Und eins noch, Munke, die Schauspieler aus Neapel werden abbestellt. Das Fest fällt aus, sie haben ihr Lachen vorausgehabt. Genau die Summe" — die Baronessa pickt mit einem der feingeschliffenen Fingernägel auf das Rückenpolster der anderen Hand — „genau die Summe, Munk, die ich für das Fest bestimmte, soll jetzt mit dem, was mir die Leute zu zahlen haben werden, nach Neapel gehn und dort der Gesellschaft zum Schutz der Tiere eingehändigt werden. Das wünsche ich so." Plötzlich hält sie ein und fragt: „Ihre Meinung, Munk?"

Er lächelt, indem er sagt: „Meine Meinung ist, daß ich niemals eine seltsamere Anklägerin einer ganzen Stadt gesehen habe."

Die Baronessa blickt auf ihn erstaunt und dann auf das Mädchen.

„Wer bist du, habe ich dich schon gesehen?!"

Alles, was zwischen der alten Dame und Signor Munke gesprochen wurde, geschah in der Sprache, die Niccoletta nicht versteht. So ist ihre Brust noch nicht erleichtert und ihr Kopf noch angefüllt von ihrem zähen Verlangen.

„O, Signora," bittet sie, „wenn es auch nur ein kleiner Esel war, ein kleines Tier, das keine Seele hat, so hatte es doch ein Herz, Signora!" und hebt die gefalteten Hände.

Als man ihr den Erfolg ihrer Bitte ankündigt, schlägt ein stolzer Triumph über sie hin.

„Nun," sagt Signor Munke, „antwortest du der Baronesse nicht?! Wer bist du?"

„Ich bin Niccoletta Ferace. Meine Mutter hieß Ferace, sie ist tot. Mein Vater war ein forestiere. Ich sah ihn nie.

„Ich lebe bei meiner Tante, der Wäscherin Raffaela Marli. Die Baronessa kennt uns beide nicht?!...

Ich helfe sonst der Tante, aber jetzt kann man mich oft auf der Straße sehen. Ich trage dem Dottore Cuomo die Steine zu seinem neuen Hause von der Marina herauf. Andere Mädchen und ich. Wir sind neun..."

„Gut denn, meine Liebe," die Baronessa streichelt leicht über Niccolettas Haar, was sie sich gefallen läßt wie eine spröde Katze.

„Munk, nehmen Sie sich der Kleinen an. Zeigen Sie ihr etwas. Führen Sie sie in den Garten. Sie muß später durchaus zugegen sein. Ich eile, den Doktor und den Sindaco zu benachrichtigen."

„Wie, Baronesse," ruft Signor Munke erschrocken, „das alles soll noch heute vor sich gehen?"

„Jeder nach seiner Natur, Munk." —

Sobald die Baronessa das Zimmer verlassen hat, wird Signor Munke ein Mann, der dasteht und die Nägel seiner Finger betrachtet.

Er befindet sich in einer Erregung, deren Wellenschlag er unzufrieden und befremdet in sich belauscht, bis zu dem Punkt, wo ein Entzücken aufspringt und auf den Wassern zu tanzen beginnt.

Er erinnert sich seines Auftrages, es fällt ihm aber nichts ein, womit er dem jungen Mädchen vor ihm gefällig sein könnte.

Endlich fragte er, ob sie gern etwas zu essen hätte.

„Es ist durchaus nicht nötig, daß ich esse.“

„Ja, also was dann? Die Baronessa will, du sollst mir deine Wünsche nennen.“

Niccoletta wendet den Kopf ringsumher, seufzt auf, dann streifen ihre Blicke erst flüchtig, darauf belebter, Signor Munkes Gesicht. Sie beginnt mit leichter Verlegenheit zu lachen und bricht endlich aus: „Wenn du mir einmal erlauben wolltest, durch deine dunklen Gläser zu gucken. Ich habe mich immer gefragt, wie wohl alles aussehen mag, dadurch gesehen!“

„Wenn es nicht mehr ist . . .!“ Er nimmt langsam die Brille ab, vorerst noch die Augen mit der Hand beschattend, dann sehen sich beide an. Vor der Maske fühlte Niccoletta Sicherheit, jetzt ist sie bestürzt. Die Augen, die immer verborgen gehalten wurden — nun aufgetan — erscheinen ihr wie blaue Edelsteine. Im dunklen Versteck hat die Kraft des Blickes sich angesammelt und gleitet jetzt durch die hellen, gekniffenen Lider unaufhaltsam.

Sie ist wieder lebendig, paßt sich die Brille auf die schmale Nase und beginnt mit vorsichtigen Schritten einen kleinen Rundgang durch das Zimmer.

Bald gibt sie die Brille schweigend zurück.

„Hat es dir gefallen?“

Sie schüttelt den Kopf.

„Ich möchte nicht immer durch solche Gläser sehen, alles sieht traurig aus.“

Er setzt sich die Brille umständlich wieder auf.

„Meine Augen können ohne diese Traurigkeit nicht mehr sehen, Niccoletta.“

Und sie darauf höflich sagt: „Das ist bedauerlich, Signor.“

Eine hohe Glastür führt aus diesem Saal in das Atrium des Hauses.

Die Klinke in der Hand, zwischen Tür und Angel, fragt er sie etwas. Er sagt: „Wie ist es, Niccoletta, willst du wirklich, daß alle Bewohner Maolos gestraft werden? Du wirst doch wohl einen Liebsten haben, soll der mit leiden?“

Niccoletta wehrt geringschätzig mit der Hand: „Da ist wohl einer, aber der verdiente doppelte Prügel!“

Er spottet: „Also du hoffst, daß die Baronessa sie alle prügeln lassen wird!“

Niccoletta sagt trotzig: „Das weiß ich nicht, Signor.“

Die helle Marmorhalle ist zum sonnenvollen Garten offen. Durch ein vollkommenes Rund in der Decke kommt ein ziehendes Wölkchen vorüber. Unten, als wäre der blaueste Himmel heruntergefallen, liegt ein gerundetes Veilchenbeet, eingebettet in den großen, weißen Quadern des Fußbodens. Wenige Säulen stützen das Dach gegen den Garten hin. Hier blühen Rosen in allen Farben. Die schmalgewordenen Pfade sind auch noch bedeckt von ihren bunten Blättern. Der Garten neigt sich und bricht jäh ab, wo die Felswand steil niederfällt zum Wasser.

Niccolettas Augen öffnen sich dem gewohnten Anblick, sie atmet schneller, endlich stößt sie einen kleinen Schrei aus, springt die Stufen hinab und rennt hinaus unter die Rosen.

Sie ist verschwunden. Signor Munke, der sie in seinem Blick hielt, geschieht es wie Hexerei. Er läuft ihr nach mit weiten, springenden Schritten. Geblendet durchhastet er die Gänge, seine Hände greifen in die verbergenden Rosen. Er ruft, nicht laut, ihren Namen.

Wenn sie ihn nicht mit einem: „Piii — piii!“ angelockt hätte wie ein versteckspielendes Kind, er hätte sie nicht gefunden. Niccoletta sitzt im Schatten auf dem Rande eines grobgehauenen Sarkophages und weht sich Wind zu mit einem Palmenzweige. Wie ein naives Bild des Auferstehung kündenden Engels am leeren Grabe. Signor Munke, da er im Ansturm kommt, hat Keckheit genug, sie um die Arme fassend mit seinen beiden Händen zu drücken — er kann sie nicht loslassen — bis dem Mädchen der Atem eng wird.

„Weißt du nicht, daß man die Palmenzweige nicht abreißen darf!“ sagt er grimmig zwischen den Zähnen. Niccoletta ist sehr erschrocken. Sie stammelt Entschuldigungen. Sie fürchtet sich vor Signor Munke: da er wieder die schwarze Maske vor hat, weiß man nicht, ob er sehr böse ist!

Er beginnt Rosen von den Sträuchern zu schneiden, mit einem kleinen Messer, das er aus der Brusttasche genommen hat. Es ist ein Zaubergarten: je mehr er schneidet, um so mehr Blüten blühen auf. Niccoletta sitzt bald in einem Berg von Rosen und blickt auf ihn zwischen Stolz und Spott.

Er hätte sich gern zu ihr auf den Rand des Sarkophages gesetzt, aber seine Glieder sind zu schwer dazu. Doch versucht er dem Ton der Stimme Leichtigkeit zu geben. Er fragt: „Hab' ich dich nicht schon gesehen, kleines Mädchen? Ich sah doch Königinnen mit steinernen Kronen vom Meere aufsteigen . . .“

„Nie, Signore!“ ruft Niccoletta. „Wir sahen dich oft, du hast uns nie bemerkt. Du sahst mit deinen schwarzen Augen nur vor dich hin. Im letzten Sommer kamst du hinunter an die Marina, als wir alle badeten. Wie der alte Pietro dich hinüber-

rudern will zu deinem Segelboot, hängen sich Mädchen hinten an deine Barke, sie tauchten wie die Fische. Und Pietro wirft sich mit der Brust gegen die Ruder und müht sich; da er vorn steht und ihnen den Rücken kehrt, kann er nichts sehen. Er denkt, er sei auf einen Stein geraten; da stehst du auf, ihm zu helfen. Aber der Wirt von der Osteria, der alles mit ansah, ruft die Mädchen ab. Du hattest nichts bemerkt."

„Und du, Niccoletta, hingst du auch an meinem Boot?"

„Ich? Nein. Ich stand nicht weit auf einem Stein und lachte."

„So lachtest du mich aus?"

Niccoletta errötet. „Nicht dich, Signore," versichert sie bestürzt, „ich lachte über alles zusammen. Wie die kleinen Jungen im Wasser mitleidige Gesichter schnitten und riefen: Vorwärts, Pietro, nur Mut! Sollen wir helfen kommen? — Ich lachte über alles."

Signor Munke sieht den Nacken des Mädchens an, das den Kopf beim Sprechen vorgeneigt hat.

„Das ist aber nicht wahr, Niccoletta," ruft er aus, „daß du das Haus des Dottore auf deinem Kopf von der Marina heraufträgst, das lügst du, Niccoletta, dazu ist dein Hals zu schmal!"

„Signore!" ruft sie stolz, „doch, ich tu' es! Stein für Stein trag ich das Haus auf meinem Kopf die Stufen nach oben. Ich und die anderen Mädchen; wir sind neun."

Er zuckt mit den Achseln: „Das glaube, wer da mag, ich glaub' es nicht."

Niccoletta springt glühend auf. „Warte nur!" ruft sie, verschwindet und kommt bald mit einem schweren, tönernen Blumentopf in beiden Armen. Sie stellt ihn zu Boden, und — einem kleinen Einfall folgend — füllt sie ihn mit Rosen bis über den Rand.

Dann überlegt sie, nimmt sich endlich die Schürze ab, windet sie zusammen und dreht sie zu einem kleinen Kranz, den sie sich auf das Haar setzt.

„Nun gebt den Topf, Signor!"

Signor Munke hebt ihn auf, er ist nicht leicht, und setzt ihn dem Kinde auf den Kopf. Niccoletta strafft sich, sie wird größer und schmäler. Sie rückt ihre Last noch ein wenig, dann hebt sie beide Arme mit gestreckten Fingern und geht in gleichem, ruhevollem Schreiten den Weg hinauf. Er folgt ihr langsam. Eine schmale, steinerne Treppe führt hinauf auf das Dach. Das Mädchen geht bis dorthin und beginnt die Stufen hinanzusteigen, die Arme sanft über den Blumentopf gebogen; doch keine Fingerspitze berührt ihn. Oben auf dem Dach aber dreht sie sich mit erhobenen Armen einmal um sich selbst.

⁂ ⁂ ⁂

Don Camillo, der Sindaco und Dottore Cuomo, die mehr als einen Grund haben, der Baronessa ergeben zu sein, sind unterrichtet worden und stehen im Vorraum der Villa zum Fortgehen bereit, während im anstoßenden Zimmer, dessen breite Flügeltür geöffnet ist, die Baronessa dem Signor Munke noch einiges zu sagen hat.

Der Dottore, ein zappeliger, hagerer, kleiner Mann, wippt auf den Füßen und schwenkt seinen Stock, endlich macht er einen tanzartigen pas nach jener Richtung, wo Niccoletta schweigend steht. Dottore Cuomo hat bei einer unglücklichen Sektion durch Leichengift sein rechtes Auge eingebüßt, er hält den Kopf schief wie ein äugender Vogel. Der Sindaco ist ein Mann in gutem Ernährungsstande mit roten Bäckchen und einem schönen, krausen Bart.

„Es wird an Euch sein, Signor Dottore, den Leuten auf den Kopf zuzusagen, daß der Esel noch lebte, als sie ihn eingruben, wenn wir ihn ausgegraben haben werden!" sagte er scherzend. „Ich werde das Schreiben der Baronessa kunstgerecht vortragen. Die Gerechtigkeit, die Gerechtigkeit soll jedem einleuchten! Welch eine Begebenheit! Nur eilig, eilig, wenn wir heute nacht noch in Sorrent sein wollen."

„Und mir," ruft der Dottore, „wird diese schöne Verklägerin helfend zu Seite stehen," damit klopft er dem Mädchen den Hals mit seiner geschmeidigen, zugreifenden Hand. Niccoletta biegt den Oberkörper zurück. „O, Niccoletta!" ruft der Bewegliche, „o, seht dies Mädchen! Immer ist sie wie eine Katze, die sich zur Wehr setzen will. Es ist schade, daß du nur zu hassen verstehst, Niccoletta, schön wäre es, wenn du auch lieben könntest!"

Der Sindaco erreicht des Doktors Schulter mit einem leichten Schlage seines Spazierstockes: „Verzweifelt nicht, Dottore, einen alten Esel hat sie ja geliebt."

Dottore Cuomo schneidet eine Grimasse und dreht sich auf dem Absatz herum.

„Mein teurer Munk," sagt im Nebenraume die alte Baronessa und drückt Signor Munk die Hände. Dann treten sie zu den anderen. Die Herren verabschieden sich. Die alte Dame wendet sich zum Kinde, ihr ist etwas eingefallen. — Sie ruft: „Wart', wart', ich komme gleich!" Mit ihren kleinen, jetzt unruhigen Schritten eilt sie fort. Man steht und wartet. Nach einer Weile kommen die unruhigen kleinen Schritte wieder. Die alte Baronessa ist ein wenig verwirrt.

„Es war da doch heute morgen noch eine schöne, reife Apfelsine auf dem Teller im kleinen Kabinett! Sie ist nicht mehr da! Ich kann sie nicht finden. Ich suchte überall. Nun, meine Liebe, geh diesmal ohne," ihre weiche Hand fährt Niccoletta über das Haar. Niccoletta macht einen Knix. Jetzt kann aufgebrochen werden.

Im Weingarten des Punto stehen sie schon und warten. Männer und Frauen, wie sie von der Arbeit gelaufen sind, als die beiden Zollsoldaten sie zusammengerufen haben. Die beiden Soldaten vertreten die Polizei- und Militärmacht Maolos, dazu sind sie nebst dem Invaliden Antonino diejenigen, die man öfters betrunken sieht. Auch Kinder sind dabei und sitzen in einem Häufchen beisammen.

Die Soldaten in ihren blauen Uniformen mit blanken Knöpfen, von denen der allermittelste beim schmerbäuchigen Cavallo offen steht, stützen sich auf mitgebrachte Schaufeln und wollen nicht Rede stehen, weil sie in der Tat nichts zu sagen wissen.

Da kommen die Signori und mit ihnen Niccoletta. Man macht ihnen Platz. Der Sindaco wirft einen Blick in die Runde: „Wo ist Punto?" Punto tritt widerwillig vor, Punto mit seinen kurzen, krummen, bis übers Knie in Lappen gewickelten Beinen, den Füßen in Sandalen, den langen Armen, die wiegend niederhängen, dem breiten Oberkörper in offenem Hemd, dem langen, dürren Halse mit dem hervortretenden Adamsapfel wie ein steckengebliebener Bissen, dem kleinen, braunen, dürren Kopf, um den er das rote Tuch gewickelt hat, — mit den Augen, die wie zwei Mäuse über alles und jedes hinlaufen. Punto ist zugegen; der Sindaco kann beginnen. Er stellt sich auf einen Stein, faltet ein Blatt Papier auseinander und liest:

„Im Namen der Baronessa:

Es ist mir zu Ohren gekommen, daß der Bauer Alessandro Punto gestern in seinem von mir gepachteten Weingarten seinen alten Esel Niccolino lebendig begraben hat, während viele Männer und Frauen aus Maolo dabei waren und die Qualen des Tieres mit Gelächter begleiteten. Diese schändliche und höchst grausame Tat hat mich dazu bewogen, meine Pächter aus Maolo zu strafen; Alessandro Punto damit, daß er zum bald fälligen Termin seinen vollen halbjährigen Pachtbetrag bei mir einzuliefern hat; die übrigen aber alle die Hälfte davon. Welche Summe ich einer Gesellschaft überweisen werde, die es sich zur Aufgabe macht, die stummen, leidenden, unschuldigen Tiere vor den grausamen Menschen zu schützen. Diese Strafe bitte ich die Einwohner von Maolo zum warnenden Exempel dienen zu lassen. Das Fest der Baronessa fällt in diesem Jahre aus." Der Sindaco schweigt. Nichts bewegt sich umher. Nur der Bauer Punto reißt einen Lappen, den er in den Händen hat, fast in Stücke. Seine flinken Mäuse überlaufen die Umherstehenden, einen nach dem andern. Schwer gegen ein Mäuerchen lehnt Antonino, der sich heute zu viel getan hat, und entlockt seiner Okarina einige schmerzliche Töne.

Der Sindaco gibt den Soldaten das Zeichen wieder aufzugraben. Die Menschen weichen auseinander, sie stoßen sich an und blicken auf Punto. Punto springt plötzlich vor, als wollte er den schaufelnden Soldaten in den Arm fallen. Er spreizt alle zehn Finger und zetert mit einer heiser gewordenen Stimme: „Signore Sindaco! Signori alle! Der Esel war tot! Tot war er, wie dieser Stein!" Er schweigt erschöpft. Ein befreites Flüstern durchläuft die Aufhorchenden; sie glauben es selbst! Welch ein erlösender Ausweg: der Esel war tot! Die Töne der Okarina werden hell und heiter. Dottore Cuomo, mit einer Grimasse, die fast ein verzerrtes Lachen ist, schnellt auf den alten Punto zu, auch er hat alle Finger in der Luft, zeigend, beredend, drohend.

„Das werden wir gleich sehen, du alter Graukopf. Ich bin Arzt und seh' es auf den ersten Blick, woran das Tier starb!"

Der Alte hebt lamentierend eine Hand: „Signore Dottore, woran willst du das erkennen, tot ist tot!"

Der Sindaco schiebt Niccoletta ein wenig an der Schulter vor.

„Halt dich nicht mit Lügen auf, Punto. Wir haben einen Zeugen, Niccoletta, die ihr selbst dazu rieft. Sie sah, daß der Esel lebte, er öffnete das Auge, er bewegte noch den Schwanz!"

Niccoletta sieht den Alten mit schwarzen Augen an.

Punto klopft sich jammernd den Schenkel und kehrt seine Augen zum Himmel. „Ah, was soll ich da tun, was soll ich tun! Die Baronessa hört auf ein einfältiges Mädchen, das noch heute der Schande einer öffentlichen Kirchenbuße ausgesetzt war!" Er wendet sich in jähem Ruck an die Leute: „Hab' ich recht, sprecht ihr! Lüg' ich, wenn ich sage, daß ihr heute noch das Marienband genommen worden ist?!"

Einige Stimmen rufen: „Ja. So ist es."

„Ihr hört es," jammert der Bauer, und wieder zu den Leuten gewendet: „Hab' ich recht, wenn ich sag', das Mädchen lügt!"

„Sie lügt," ruft eine Stimme. Andere brummen zustimmend.

„Wem glaubt ihr eher, Signori, allen Bürgern Maolos, allen ehrenfesten Bürgern Maolos, oder diesem" — mit einer wegwerfenden Geste — „Dings da?"

Jetzt ist das Grab so weit geöffnet, daß der aufgedunsene Leib, das beschmutzte, braune, zottige Fell des toten Esels sichtbar wird. Die Soldaten arbeiten schneller, der Dottore tänzelt, als könnte er den Augenblick nicht erwarten, an den Kadaver heranzukommen. Männer und Frauen, alle spähen sie scheu in die Grube. Niccoletta wendet den Kopf und bedeckt sich mit der Schürze.

Der dicke Cavallo hebt einen welken, halbentblätterten Jasminblütenzweig in die Höhe, er lacht: „Wie hat Punto seinen toten Esel doch lieb gehabt!" Punto steht da wie ein Bild: er läßt den Doktor nicht aus den Augen.

Der Sindaco raunt diesem etwas ins Ohr und ruft dann einige Männer heran, um den schweren Körper herauszuheben. Man gehorcht widerwillig. „Jetzt, Signori, ist er jedenfalls tot!" ruft der scherzhafte Cavallo und hält sich die Nase zu.

Der Dottore macht sich gleich über das Tier her, besieht es, befühlt es, läßt es umkehren, öffnet mit Daumen und Zeigefinger die vorgequollenen Augenlider, reißt dem Esel die Kiefern auseinander und befühlt die nach vorn gedrängte Zunge, springt endlich auf die Füße und ruft: „Der Esel lebte noch, als du ihn begrubst, du alter Schuft. Er ist erst im Grabe erstickt!"

Punto ringt die Hände: „Signori, Signori, die Madonna weiß, er war tot!" Dann seine letzte, angstgehetzte Energie zusammenraffend, stampft er mit dem Fuß auf und schreit, als fasse ihm jemand nach der Gurgel: „Ich sage, der Esel war tot! Was kann der Signor Dottore so von außen erkennen!! Er sagt das nur, um der Baronessa nach dem Munde zu reden, weil uns diese Brut verklagt hat! Ich sah hundert tote Esel in meinem Leben, sie sahen alle so aus, wie hier mein armer Niccolino. Nein, hört alle, wie es geschah!"

„Spar' deine Lügen!" Der Dottore ist wütend.

Don Camillo bittet ihn, sich zu beruhigen. Unter den Bürgern von Maolo wächst Unruhe und Murren. Punto steht breit da und schwenkt seine Arme: „So war es. Ich sage zu meinem Weibe, Rosina sag' ich, denk' an meine Worte: ‚Unser Niccolino lebt keine Stunde!' Und geh hin zu graben in meinem Weingarten."

„Nicht deinem!" ruft bissig der Doktor.

„Hier im Weingarten. Da hör' ich bald ein Jammern und Lamentieren. Ich lass' alles stehn und liegen, lauf hin — und seh' — mein alter Niccolino liegt auf dem Hof, alle viere von sich gestreckt. Tot, wie tot! Und mein Weib Rosina weint sich die Augen aus dem Kopf." Punto seufzt tief auf, seine Hand macht eine klägliche Bewegung: „Wir haben ihn begraben müssen, Signori." — Er läßt den Kopf sinken. Viele Frauen seufzen mit ihm. Antonino zieht lange Klagetöne.

Der Sindaco knüpft ein buntes Tuch und schneuzt sich hinein, indem er sein halbes Gesicht darin verbirgt, er ist in Verlegenheit. Dottore Cuomo äugt mit schiefem Kopf umher und beginnt plötzlich zu winken. „Ah, seht, wen uns die Madonna schickt! Don Arcangelo! He, hierher, mein Freund!" Der Schwarze kommt grüßend heran. Beide, der Sindaco und der Doktor rufen ihm schon von weitem zu: „Don Arcangelo, Ihr sollt ja dabeigewesen sein, beim Begräbnis des Esels! Wie verhielt es sich damit, war er tot oder lebendig? — Hier soll ein gerechtes Urteil gesprochen werden." Der Sindaco, der seine Uhr gezogen hat, gibt den Befehl, den Esel wieder einzuscharren. Er hat nur noch wenig Zeit, und der ganze Handel erscheint ihm immer überflüssiger. Ja, er ist fast bereit, den Bürgern von Maolo recht zu geben.

Der beleibte Priester blickt sich erst mehrmals die Leute an, eh' er zu sprechen beginnt. „Signori," sagt er, „euch die Wahrheit zu gestehen, ich weiß die Wahrheit selber nicht. Ich weiß nur, daß, als ich gestern hier vorbeikomme — der Dottore hat mir einen täglichen Spaziergang verordnet — dieses Mädchen hier," er zeigt auf Niccoletta, die wie ohne Leben neben Signor Munke steht, „dies Mädchen mit allen Zeichen einer Rasenden mir entgegenstürzt, schreit und schluchzt: ‚Sie begraben Niccolino, kommt, helft, denn er lebt noch und bewegt den Schwanz.'"

„Ihr hört es alle!" ruft der Dottore laut. „Weiter, weiter!"

„Nun" — Don Arcangelo bewegt die fette Hand vor den Augen — „ob das Kind eine Vision hatte, ob es die Wahrheit sprach, das weiß allein die Madonna. Ich weiß es nicht — das Grab war geschlossen, als ich hinkam." Ein Seufzen der Erleichterung. Don Arcangelo verabschiedet sich eilig und schreitet weiter.

Punto hüpft bald auf dem rechten, bald auf dem linken seiner flachen Füße. „Eine Vision! Hört es alle, was der fromme Vater sagt. Eine Vision vor den Augen!"

Und alle rufen es in sichtlicher Freude: „Eine Vision!"

Der Dottore brennt sich eine Zigarre an

und sieht nach der Uhr, dann schreit er, Antonino solle mit seiner Musik aufhören, und faßt sich nach beiden Ohren. Der Sindaco zuckt die Achseln. Signor Munke wendet sich jetzt ihm zu und flüstert ihm etwas in das Ohr. Darauf stellt sich Don Camillo noch einmal in seiner ganzen Würde auf, verlangt Schweigen und beginnt: „Bürger von Maolo! Die Baronessa hat Niccoletta Ferace Glauben geschenkt, das Pachtgeld wird gezahlt. Punto die volle Summe, ihr anderen die Hälfte. Wer aber jetzt vortritt und mir die Wahrheit bekennt nach der Wahrheit, dem wird die Zahlung erlassen. Wer meldet sich?“

Sie schweigen alle, blicken feindlich zu Niccoletta hinüber, steifen den Nacken oder halten den Kopf bewegungslos gesenkt, aus dem Augenwinkel schielend. Es regt sich nichts. Der Sindaco tippt ungeduldig mit der Fußspitze.

Da reißt sich Punto los, tritt schwer vor, speit aus und sagt grob: „Damit ihr es denn wißt, der Esel lebte, das kann niemand so wissen wie ich.“ Er macht einen Bückling.

Von Niccolettas Lippen bricht ein kleiner triumphierender Schrei. Der Dottore applaudiert: „Bravo, bravo!“

„Ihr hört es alle!“ ruft der Sindaco mit heller Stimme.

Da beginnt der Lärm: einige lachen, andere pfeifen, Antoninos bewegliche Lippen werden arg strapaziert, und aus dem Wirrwarr klingt drohend deutlich ein Wort, immer ein Wort: Punto, Punto, Punto! — Der Alte läßt seine verhetzten Mäuse über die rotgewordenen Köpfe laufen; schon streift man seine Schulter. Schon sieht er Fäuste: „Punto, Punto, Punto, Punto!“ Er kratzt sich den Kopf, dreht ihn dann rückwärts nach rechts, nach links, als stäke sein Hals in einer Zange. Mit der breiten Hand wischt er sich den Schweiß von der Stirn. „Signori,“ ruft er kläglich, „was hab' ich gesagt, Signori, der Esel lebte?!“

„Ja, du alter Esel, das sagtest du!“ ruft der Dottore. „Er lebte!“ schreit ihn der Sindaco an. Punto lächelt, während ihm der Schweiß von neuem perlt. „Er lebte!“ ruft er, „er lebte! Ja, was man so leben nennt, Signori! Halb lebte er, halb war er tot, ein Auge lebte, ein Auge war tot. Rosina, zeige dich und bekenne, daß ich die Wahrheit sprech'. Ich sagte, Rosina, glaub' mir, der alte Niccolino lebt keine Stunde.“

Der Sindaco hebt den Handrücken nahe an die Augen und schüttelt die hängenden Finger durcheinander: „Eh, eh, Punto!“

Der Dottore lacht laut.

Punto, beteuernd und die Brust schlagend, überstürzt sich in sprudelnder Sprache. Sein Kopf ist dunkel angelaufen. „Bei Gott, Signori, bei Gott! Er war alt und krank, tot — sag' ich — so gut wie tot. Ich lief hier in meinen Weingarten ...“

„Nicht dein Weingarten!“ Der Dottore brüllt vor Lachen.

„... Nun diesen Weingarten — und beginne sein Grab zu schaufeln. Ich ruf' Rosinen: Treib ihn her, Rosina, treib ihn sachte her, daß er auch alle seine Füße mitbringt ...“

Jemand aus Maolo lacht auf. — Der Alte spitzt die Ohren und wird nun völlig zum Bajazzo, er mimt den Esel, während sein verzogenes Gesicht den Schmerz — seinen und Rosinens — um das teure Tier wiedergibt.

„Langsam, langsam kommt mein armer Niccolino. Da liegt ein Stein im Wege, ein kleiner Stein, Signori! — er stößt daran, stolpert, fällt, liegt da — tot, Signori! Mausetot — sag' ich!“ Ein jämmerlicher Ton der Okarina macht den Beschluß.

Jetzt lachen alle. Es schallt von Gelächter. Sie schütteln die gefächerten Hände, biegen sich, halten sich die Seiten und lachen. „Punto! Punto! Bravo, Punto! Bravo!“

Der Sindaco faßt sich zuerst: „Schluß, Signori! Wir wollen die nächste Auferstehung des alten Niccolino nicht abwarten.“ Er schlägt auf sein Papier: „Ihr Bürger von Maolo, ihr alle wißt, daß der Esel lebte, ihr kennt auch eure gerechte Strafe. Und das Fest der Baronessa bleibt aus. Ich habe gesprochen!“

Niemand lacht mehr. Während sich der Sindaco mit Signor Munke schon fortbegibt, stehen sie noch im Gespräch unten auf dem Wege; niemand rührt sich.

Kinder, die mitgelaufen waren, sind die ersten, die zu weinen beginnen. Bald pflanzt sich das zitternde Weinen fort. Frauen schlagen sich den Rock über den Kopf, und aus der Verborgenheit klingt ihr Schluchzen. Niemand macht Anstalten aufzubrechen, sie stehen und sitzen da mit hängenden Köpfen und Armen. Die Juden an den Wasserbächen Babylons können nicht verzweifelter getrauert haben.

Es finden sich auch vereinzelte Stimmen, die alle mit Seufzern begleiten: „Was haben wir verbrochen, daß wir so hart gestraft werden! Was ist geschehen, daß diese Traurigkeit über uns gekommen ist!“ Ein kräftiger Mann tritt plötzlich hart an den alten Punto heran und stößt ihn vor die Brust, daß er taumelt. Ein Kreischen bricht von des Alten Lippen, er springt zur Seite, und wie der Dolch aus der Scheide, fliegt sein spitzer Finger in der Richtung auf Niccoletta:

(Sammlung L. Liedtke, Darmstadt)



Kirchgang. Gemälde Von Prof. Wilhelm Thielmann

„Da, seht da hin! Der habt ihr eure Tränen zu verdanken! Die hat uns verklagt!"

Der Dottore hatte sich vom Schauspiel noch nicht losreißen können. Jetzt stößt er die steinerne Niccoletta an die Schulter: „Du wirst hier nicht mehr viel Liebe finden, Donnietta. Nimm dies aus meinen Taschen, meine kleine Schöne" — damit füllt er ihr die Hände mit getrockneten Feigen. Dann ruft er laut: „Wenn ihr nächstens einen alten Esel begrabt, so macht ihn erst tot! Nehmt euch ein Beispiel an eurem Dottore! Hab' ich je einen von euch unter die Erde gebracht, bevor ich nicht dafür sorgte, daß er mausetot sei!" — Er äugt umher. Niemand lacht — der Dottore entzieht sich hüpfend und seinen Stock schwingend dem steinernen Kreise.

Niccoletta sieht zu den Kindern hinüber: da ist die lockige Raffaeluccia und Agniello, das süße Lämmchen, das doch nichts hat verstehen können und dennoch bitterlich über seine runden Fäustchen weint.

Niccolettas Herz neigt sich, und in zärtlichem kleinen Bogen wirft sie den Kindern eine Handvoll Feigen zu. Die bücken sich danach, aber eine Frau mit langen, goldenen Gehängen in den Ohren sieht sich über die runde Schulter nach dem Mädchen um und sagt kalt: „Es ist nicht nötig."

Niccoletta öffnet die Hände, läßt die übrigen Feigen zu Boden fallen, dann flieht sie. Hinter ihr hört sie es laut: „Die bringt Unglück über unsere Stadt!"

Signor Munke, nachdem er sich vom Sindaco und vom Dottore getrennt hat, die die Stufen nach Maolo hinaufeilen, hat langsam den Weg zur Villa eingeschlagen. Er hört hinter sich Niccolettas flüchtige Holzschuhe und bleibt stehen, ohne sich umzuwenden. Das Mädchen schließt sich ihm an, sie gehen zusammen, bis sich Niccoletta plötzlich auf ein Mäuerchen niedersetzt und in Tränen ausbricht.

Er schweigt eine Weile und fragt dann sanft: „Worüber weinst du, Niccoletta?"

Ihre zitternden Lippen stammeln: „Niccolino und die Menschen, die Kinder, die Kleinen . . ."

„So tut es dir doch leid, sie verklagt zu haben?"

Sie hebt schnell den Kopf: „Nein!"

„Doch, doch, Niccoletta, du hast Mitleid, mit den Kindern hast du Mitleid, weil sie kein Fest haben sollen!"

Sie stampft mit dem Fuß: „Nein, nein! Das haben sie verdient!"

„Was willst du jetzt tun?" fragt Signor Munke lässig.

„Ich werde bald nach Hause gehn."

„Um morgen wieder das kleine Lasttier des Dottore Cuomo zu sein, das er nach Belieben auf den Hals klopfen und mit Feigen füttern darf! Wenn einer schon Herr über dich sein soll, so will ich es lieber sein; ich werde dich menschlicher behandeln, Niccoletta. Steh auf!"

Niccoletta sagt stolz: „Ich habe seine Feigen nicht genommen! Er hat mir schon ein neues Kleid versprochen, aber ich will sein neues Kleid nicht haben."

Er will erwidern, daß er ihr nicht eines, nein, viele neue Kleider schenken wird; doch zur rechten Zeit besinnt er sich und hält die Worte noch auf den Lippen zurück. Nach einem kleinen Schweigen sagt er munter: „Du hast aber ein neues Kleid sehr nötig, Niccoletta, sieh deinen armen Rock an!"

Sie blickt an sich herunter, seufzt und gibt dem Knie einen leichten Schlag. „Wenn ich eine Nadel hätte, würde ich es zustecken . . .!"

Plötzlich fängt sie wieder an zu schluchzen und steckt den Kopf in die Arme.

„Hör' auf, hör' auf, Mädchen! Ich werde dich in mein Boot nehmen, wenn ich an den Rand des Himmels fahre. Ich werde dich der Baronessa zuführen, die wird dir Apfelsinen schenken, Kleider, Bänder, was du willst."

Niccoletta hebt die schwimmenden Augen aus den Armen und fragt treuherzig: „Ist das wahr!"

„Ja, ja, es ist wahr! Trockne deine Tränen und komm mit mir."

Niccoletta ist gleich bereit. Sie läßt ihm auch ihre Hand, während sie weitergehen. Die beiden haben den bunten Abendhimmel nicht bemerkt. Der Tag ist vergangen, sie setzen ihre stillen Schritte in die Dämmerung hinaus. Hinter jener Olive, die mit erhobenen Armen sich wieder Apolls Händen entwindet, blitzt schon ein Stern.

Der Mond durchschüttelt silbern die Blätter des Ölbaums. Die Welt ist freundlich.

In Niccolettas Kopf regt sich ein Gedanke.

„Signore, geh nur langsam voraus, ich lauf' erst nach Hause, meine Sachen zu holen. Da ist mein seidenes Tuch von der Mutter, ein Kreuzchen aus Korallen, mein Gebetbuch und ein neues Hemd . . ."

Signor Munke ist ärgerlich und aus allen Träumen gerissen. „Das kannst du morgen tun; in Maolo wird nicht gestohlen!"

Niccoletta beteuert: „Nein, nein, das muß ich heute tun, sonst versteckt meine Tante alles und sagt, sie wüßte nicht, wo es geblieben. Oh, meine Tante ist so böse und schlecht! Ich werde nichts von meinen Sachen wiedersehen, wenn ich fortgeh!" — Sie läßt sich gar nicht mehr halten, da sagt

er ihr zwischen Spott und Zorn: „Schade, daß du nur zu hassen verstehst, Niccoletta, es wäre schön, wenn du auch lieben könntest!“ Sie ist schon einige Schritte weiter, jetzt bleibt sie stehen und ruft: „Sieh her! Siehst du mich, Signore?“ Der Ton ihrer Stimme macht, daß er aufzuckt, er reißt sich die dunkle Brille von den Augen, schützt sie erst noch mit der Hand und schickt dann den Blick nach der Richtung des Tones. Dort steht Niccoletta hochaufgerichtet, und mit unendlich liebenswürdiger Gebärde führt sie die Fingerspitzen an ihre Lippen und wirft ihm eine Kußhand zu.

Er geht schnell einige Schritte ihr entgegen, aber sie hebt nur die Hände und läuft davon.

Unten die Talsenkung ist voll Mondnebel. Eine weiße Stadt steht Maolo auf dem Berge. Der Himmel taut von Licht und schwimmenden Sternen.

Niccoletta geht sachte durch die kleinen Gassen, die Mauern leuchten, dunkel fällt der Schatten. Im Hause der Wäscherin Morli wohnt zur Straße hinaus ein Schuster, den sie durch das Fenster noch arbeiten sieht; vor ihm steht die tönerne Öllampe, geformt wie ein Leuchter. Zwei kleine Dochte brennen. Niccoletta muß über eine Treppe hinüber in den kleinen, viereckig ummauerten Hof steigen. Sie sieht ein wenig Licht im Hause und hält im Schatten still. Als sich nichts regt und bewegt, tritt sie langsam in den Mondschein hinaus. Da kreischt eine Stimme aus dem Versteck im Rosenbaum, der das kleine Haus umklammert hält: „Zu Bett, zu Bett mit dir! Carlino ist müde, Carlino will schlafen!“ — Schmollend klingt es, dann plötzlich faucht eine wohlbekannte Stimme: „Wo ist die Seife? Verloren, was? du Liederling! Verbraucht, was? du Unnütz! Die Wäsche in den Trog! Den Kessel ans Feuer! Aufs Dach, aufs Dach, aufs Dach! Niccoletta? Bist du da?“ Das Mädchen erzitterte über den Lärm, jetzt lacht sie und tritt an den Ring des Papageien. So eilig sie ist, hat sie dennoch Zeit, den müden Vogel hineinzubringen auf seinen gewohnten Schlafplatz. Ihre Hand hält sie ihm hin, auf die er schwerfällig, mit klappenden Flügeln hinübersteigt. Sie schmiegt ihn an die Wange und setzt die Lippen auf sein glattes Halsgefieder.

Im Zimmer ist nur geringes Licht. Die Tante, eh' sie das Haus verließ, hat an der Lampe einen Docht gelöscht. Über dem Herde hängen einige Bund Zwiebeln, daneben auf der Stange im Winkel hockt der Papagei mit gelüsteten Flügeln. Während Niccoletta schnell hin- und wiedergeht und sich ein Bündelchen schnürt, wird es ihm behaglich, er beginnt mit hellen Tönen vor sich hinzupfeifen, ein altes Liebeslied, das die Schiffer singen, wenn sie hinausfahren und das jedermann in Maolo kennt. Niccoletta summen die Worte in den Ohren; sie ist bald fertig, knüpft auch noch die Holzschuhe oben in das Tuch, um leiser zu gehen.

Wie sie aus der Tür schlüpft, blendet sie der Mondschein; der Rosenduft sinkt auf ihr Haar nieder wie Tau. Niccoletta steigt hinauf auf das Dach, sie möchte Umschau halten, die schmalen Gäßchen mustern, das Licht hier und da in den Häusern, ob nicht eine breite, wohlbekannte Gestalt auf schweren Holzschuhen irgendwo sich aus den Schatten löst und kommt, kommt ... Niccoletta summen die Worte des Liedes vor den Ohren. Sie ist in einem Traum. Und wie es geschieht, daß uns im Traum einige Worte, die am Tage nichts bedeuteten, nun mit himmlisch-klaren Augen ansehn, daß uns das Herz vor überschwenglicher Freude und Ahnung erschrickt, so geht es Niccoletta mit dieser Handvoll landläufigster Worte, die durcheinandergeschüttelt, nur der ziehenden, sehnsüchtigen Melodie untergeschoben scheinen. Jetzt träumt sie. Jetzt findet sie einen Sinn in den Strophen, vor dem ihr Herz zittert; staunend hört sie hinein in die singende Glorie, die sich vor ihr öffnet.

Darüber vergißt sie, nach der Tante auszuspähen. Sie läßt die Augen langsam schweifen: das Meer dehnt sich dunkel und silbern. Aus dem spielenden Mondwasser hebt eine Insel angeleuchtet ihre Schultern.

Niccoletta wendet sich langsam. Da liegt die Stadt, ertrunken im Mondlicht. Die weißen Häuser, Würfel mit steinernen, gewölbten Dächern, die Windungen der schmalen Gäßchen, die Mauern und niederen Tore, die Bögen, Treppen und engen Höfchen, aus denen manch eine Palme ihr Haupt erhebt — das alles schimmert unter der milchenen Lichthaut. Das alles liegt unten, ertrunken, in Schlaf und Duft. Die Kirchenuhr schlägt. Alle Pietre ist leer. Wo sind die Mandolinen? Wo sind die tanzenden Paare? Warum zeigt das Pflaster nicht den wippenden Schatten des fetten Schneiders Calzone, des gefeierten Tarantellatänzers in Maolo? Die Uhr hat ausgeschlagen. — Alles ist still.

Da brechen plötzlich einige Gestalten durch die Leere, aus der Hauptstraße, die bei Alle Pietre beginnt, auf den Platz und laufen behende springend vorüber. Lärm geht los. Ein Rumor tobt irgendwo. Die Tür der Osteria an der Ecke wird aufgestoßen. Es wälzt sich schwarz daraus hervor. Einige

grelle Stimmen schreien. Schreien sie um Hilfe? Sie schreien vor Lust! Auf Alle Pietre geht der Spektakel vor sich. Ein schwarzes, sich wälzendes Tier mit unzähligen springenden Füßen, schwingenden, zustoßenden Armen. Ein Tier mit hundert Stimmen: Stöhnen, Ächzen, Schreien, Pfeifen, Lachen, Fluchen, Anrufen, Fauchen, Zischen. Unterdrückt, gurgelnd, losbrüllend, losbrüllend!!

Da treten schon einzelne Gestalten unter die Türen. Frauen finden sich ängstlich zusammen. Niccoletta fährt auf, ergreift ihr kleines Bündel und macht sich hastend die Stufen hinunter, in den Hof, die Stufen hinauf, herab und auf die Straße.

Sie will durch die Gasse, die auf Umwegen in die Weingärten führt, aber da mitten im schmalen Raum zwischen den Mauern, sie beinah füllend, erblickt sie die plumpgeschäftige Figur der Tante. Das Mädchen ist so unsinnig, aufzuschreien und in der entgegengesetzten Richtung fortzulaufen, so schnell sie die Füße tragen wollen. Jetzt kommt sie an den Platz, wo das Grölen und einzelne Wehlaute zwischen den Häusern so nah klingen. Niccoletta zögert, sie hält sich an die Schattenwand gedrängt. Langsam ... wenige Schritte ... und wieder wenige Schritte nur ... schiebt sie sich vorwärts, das Bündelchen hinter sich versteckt.

Jetzt ist sie dort und sieht das Tier im Mondschein seine Kapriolen machen; wie ein vielarmiges Seeungeheuer zuckt und springt der tollgewordene Schatten auf den weißen Fliesen. Niccoletta sieht, daß es genug mit sich selbst zu schaffen hat, sie kann ungesehen vorübergleiten. Da tritt ihr einer im Dunkeln entgegen und faßt sie bei den Armen. Sie gibt keinen Ton von sich und zittert. Endlich bittet sie: „Laß mich, Luigi!" Er läßt nicht los, sondern schüttelt sie. Zwischen den Zähnen sagt er, nicht laut: „Du gehst mit dem Signore!" Niccoletta sucht mit den Augen sein Gesicht — vergeblich. Sie erkennt nur die Umrisse seiner untersetzten Gestalt, seines drohend vorgestoßenen Kopfes. Sie sagt leise und schnell, wie im Kinderspiel: „Luigi, Luigi, Luigi!" Dann — mit einer raschen Bewegung hat sie sich ihm entwunden, fliegt an ihm vorüber, fliegt wie ein Vogel.

„Niccoletta!" kreischt der Bursche auf. „Niccoletta!" Der Name schallt über den ganzen Platz. Und sieh — das schwarze Tier gebiert unter Kreischen einen Menschen.

Er taumelt darunter hervor, mit übermenschlicher Kraft bricht er sich zur Luft durch und nimmt den gellenden Schrei auf mit einem Tone, der das Blut eisig macht: „Niccoletta!" Er stolpert, hebt sich, zeigt, zeigt mit dem langen, bloßgerissenen Arm auf den fliehenden Schatten: „Was schlagt ihr mich? Was hab' ich euch getan! Seht da, seht da, das ist die, die uns verklagt hat! Die das Unglück über die Stadt gebracht hat!" Er fällt und rollt sich, aber wieder, wie der Dolch aus der Scheide, fährt sein langer Finger hervor und er zeigt in die Richtung, wo das Mädchen lief: „Die schlagt, die schlagt tot!" — Neben ihm und über ihn hinsetzend, strömt der Menschenknäuel auseinander. Die kleine Gasse hinunter stürmen sie mit neuen Schreien, frischen Jagdrufen, Pfeifen und Heulen.

„Niccoletta, Niccoletta, Niccoletta!"

Allen voran, in hohen Katzensprüngen, Luigi, und wo die Gasse eine Biegung macht, holt er das Mädchen ein, schlägt von hintenher die Arme um ihre Brust, umklammert sie mit einem der sehnigen Beine, ihr die Füße unter dem Leibe fortzureißen. Niccoletta stemmt sich wütend, doch sie muß fallen, aber der Bursche mit ihr, sie reißt ihn mit. Er macht einen unglücklichen Fall, ächzt und rollt sich ein wenig. Niccoletta ist gleich wieder auf den Füßen und auf und davon.

Er hebt sich fluchend auf, hält sich die Hüfte, zetert und schreit. Er ist rasend. In der Menge, die ihn eingeholt hat, schleudert er mit unsinnigen Anklagen und Schmähungen um sich. Er reizt sie. Er selbst bückt sich nach einem Stein, fordert sie auch dazu auf und folgt ihnen langsamer, die vorüberstürmen. Dann schreit er hinter ihnen her (aber schon klingt das Prasseln von Steinen): „Tut ihr nichts! Tut ihr nichts! Sie gehört mir. Ich werde sie züchtigen!"

Punto, als er sich alleingelassen sieht, wischt sich das Blut aus den Augen und kommt auf die Füße. Er speit aus, dann — Angst und Schmerzen vergessend — folgt er seinen Peinigern. Er hat es eilig, um noch zur Zeit zu kommen, er hinkt, er stöhnt bei jedem Schritt, er blutet aus mehreren Wunden, aber er läuft. Zwischen den zahnlosen Kiefern murmelt er: er hat schwer an seinem Haß zu kauen. Er fühlt den hängenden Ärmel feuchter werden, das Blut schmerzt ihn wenig, wenn er an sein Geld denkt. Er eilt, er hastet, um nicht zu spät zu kommen. Da hört er das Prasseln der Steine, untermischt mit Geschrei. Der Mond ist so taghell. Dort liegt vor ihm die tote Katze und daneben noch der Stein, der sie traf. Eifriger murmelnd hebt er ihn auf und preßt ihn an die Seite, wie einen Schatz.

Niccoletta, das Mädchen, ist verwundet

worden. Es traf sie ein Stein an der Schulter, daß sie ihr Bündelchen verlor, ein anderer schlug ihr an das Knie. Doch ist sie immer noch allen voraus, aber nun wird sie gleich ihre Schnelle einbüßen.

Nicht dort den geraden, hellbeleuchteten Weg! Nein, seitwärts in die Weingärten will sie sich schleichen; sie will das Brausen vorüberlassen und im Versteck warten.

Eine Frau, es sind jetzt auch Frauen mit dabei, sieht sie. „Dort," sagt sie, „dort!" und zeigt auf den verstohlen schleichenden Schatten.

Im Nu ist Niccoletta die Flucht verstellt. Sie stolpert, weil sie an einen Stein stößt. Ein Haufen von Erde und Steinen, auf dem sie niedersinkt. Jemand ruft: „Seht, Niccoletta kommt beten auf dem Grabe ihres Freundes!"

Sie stehen um sie her, aber niemand rührt sie an. Luigi, der sich am Wege setzen mußte, ruft immer noch, heiser vor Wut und Besorgnis: „Tut ihr nichts! Sie gehört mir!" Man spottet über ihn, man äfft diese Stimme nach und mauzt dazu wie ein Kater.

Aber niemand hebt seinen Arm. Unschlüssig treten die Füße und stoßen die Schultern. Da löst Raffaëlla Morli, die Wäscherin, sich von den Nachbarn — sie meint ihrer Ehre und Autorität ein Genüge tun zu müssen — tritt vor und schlägt der Nichte mit ihrer groben Hand in das Gesicht! „Erleb' ich solche Schande an dir zum Dank für meine Sorgen!" ruft sie so laut, daß alle es hören können, und wendet sich verächtlich zum Gehen. Man gibt ihr recht, man brummt beifällig, man schiebt sich näher an das Mädchen heran. Einer, die Faust dicht unter ihren Augen, fragt roh: „Wirst du uns noch einmal verklagen?"

Niccoletta wirft die Hände zum Himmel und schreit. Sie schreit anhaltend, in langgezogenen, durchdringenden Klagetönen.

Das fährt ins Blut, das erregt bis zur Hitze. Ein jappender Atem keucht heraus. Punto ist an seinem Ziel. Den Mund zugespitzt, hebt er sich auf die Fußzehen, der lange Arm wird zur Schleuder und er wirft seinen Haß Niccoletta an den Kopf.

Sie sinkt zur Seite hinüber. Das Schreien endet in einem Seufzer. Er verhaucht. Süße Ruhe bricht an. Es ist so still, daß die silbernen Strahlen des Mondlichtes — — —

⁂ ⁂ ⁂

Anmerkung des Abschreibenden: Mit diesem unvollendeten Satz bricht das Manuskript ab. Ich habe mich nicht entschließen können, den Schlußpassus irgendwie zu ergänzen, und glaube, daß der Tod, als er der Verfasserin die Feder hier aus der Hand nahm, ein großer Stilkünstler gewesen ist. J. von Radecki.

Die Hörenden. Von Edith Hamann

(Geistertrio — Beethoven)

Dies war ja gleich: ob sie und was sie dachten,
Ob Seligkeit, ob Schmerz sie da entrückt,
Ob sie erlöst aus schwerem Traum erwachten,
Ob ihnen jener Sprung ins Meer geglückt.

Dies war ja gleich: ob sie und wen sie wußten —
Ich fühlte nur, trotzdem ich sie nicht sah,
Wie ihre Seelen leise lächeln mußten,
Weil ihnen plötzlich soviel Glück geschah.

Denn Glück war alles, was sie auch empfanden:
Erinn'rung, die den einen angesehn,
Vergessen, das den andern sanft umfaßte. Verstanden
Fand sich jeder im Verstehn.

In ihren Augen noch ein Schein von Trauer,
Verhüllt von ihrer Lider müdem Rund —
Und doch stieg aus der Seele dunklem Schauer
Ein Lächeln auf und lag um ihren Mund.

Und nichts im Raume rings kam sie zu stören,
Der stumme Mund sprach nun, was alles er verschwieg,
In diesem Lächeln war ihr ganzes Hören.
Ihr Atem stand — sie fühlten nur Musik.



Berliner Bühnen. Von Dr. Paul Weiglin

Ergebnisse — Erlebnisse — Klassisches Theater — Neues deutsches Drama — Allerlei Lustiges — Norweger, Schweden, Engländer, Holländer usw. usw.

Mit 20 Zeichnungen von Godal-Berlin

Ergebnisse — Erlebnisse



Wenn diese Blätter den Lesern zu Gesicht kommen, werden auch die letzten Nachzügler der Winterspielzeit auf den Berliner Bühnen ihre Probe bestanden haben. Es ist nicht unmöglich, daß unter den Spätlingen sich noch ein Werk befindet, das dem Zuschauer ein Erlebnis vermittelt. Aber wer den Winter durch oft jeden zweiten oder doch dritten Abend „mit hohen Augenbraunen" vor dem Vorhang gesessen hat, der wird sagen: es ist unwahrscheinlich, denn so oft getäuschte Hoffnungen ziehen Pessimisten auf. Und selbst wenn in diesem Augenblick an einem Stück geprobt würde, dessen Aufführung nur die Verkennung, der böse Wille, die Schlamperei solange verzögert hätte, und wenn sich dann tatsächlich das Wunder begäbe, daß etwas Großes, erheiternd oder erschütternd, über die Bühne wandelte: an dem Ergebnis der Spielzeit würde sich nichts ändern. Es war arm.

Dieses Urteil klingt sehr hart, aber es ist zögernd nur und bedächtig hingeschrieben und in dem Bewußtsein, daß es weder der Nörgelei noch der Übersättigung entsprungen ist. Es wird auch nicht verkannt, daß selbst die mißlungene Vorstellung eines übelgeratenen Stücks eine Menge ehrlicher Arbeit fordert. Aber gerade wer den Wert des Handwerks achtet, sehnt sich nach dem, was drüber hinausgeht, nach den Aufrüttelungen durch die Kunst. Gewiß sind die selten und werden immer selten bleiben. In Berlin jedoch sind sie ganz besonders rar geworden. Wahrscheinlich gibt es hier zu viele Theater. Jeder Direktor denkt zunächst einmal ans gute Geschäft, und für das Übrige läßt er den lieben Nachbar sorgen.

Jede Zeit glaubt den Niedergang des deutschen Theaters zu erleben. Nur die Zwanzigjährigen sind begeistert, sicherlich auch heute. Wer älter wird, preist die Mimen, die längst auf dem Altenteil sitzen, und ist nachsichtig gegen vergessene Stücke, die er heute für ausgemachte Schmarren erklären würde. Es ist eben die alte Geschichte von den Äpfeln der Jugend, die so merkwürdig rotbäckig und saftig waren. Aber das Theaterleben heute hat doch andere und tiefere Gründe, die eng verflochten sind mit unserm politischen und wirtschaftlichen Unglück. War es schon vor dem Kriege ein Kunststück, ein Theater künstlerisch und erfolgreich zu führen, so ist das heute fast eine Unmöglichkeit. Der Wettbewerb des Kinos hindert die Bindung einzelner hervorragender Kräfte an feste Truppen. So ändert sich die Zusammensetzung der Schauspieler an fast jeder Bühne fortwährend, und dieser Übelstand ist der wahre Urquell für den Verfall. Was die Dichtung anlangt, so ist ihr die Revolution genau so schlecht bekommen wie unserer Politik. Wer an die Vernunft des Geschehenden glaubte, vertraute darauf, daß die Zertrümmerung der dramatischen Form wie die der staatlichen einem Neuen Platz machen werde, das zu neuem Wirken und Leben berufen sei. Es war ein Irrtum. Die literarischen Revoluzzer machten ihre Sache nicht besser als die Novemberleute. Sie warfen mit den halben Wahrheiten von Schlagworten um sich, spielten sich als wilde Männer auf, haßten den satten Bourgeois, wollten die Welt umwälzen und schufen nur eine unfruchtbare Literatenliteratur. Kein Mensch glaubt mehr an sie, wahrscheinlich sie selber nicht.



Käte Dorsch als Gretchen


Emil Jannings als Mephisto

Aber etwas haben sie doch erreicht. Sie waren eine Zeitlang in der Mode, und diese Mode wirkt noch nach. Sie haben Dichter, Schauspieler und Publikum der Natur entfremdet. Sie haben das gerade in der Kunstgeschichte Berlins so wertvolle Gefühl für schlichte Wahrheit zu morden versucht, und die Folgen dieses gewalttätigen Überfalls sind noch nicht überwunden. So kann es geschehen, daß ein nettes kleines Lustspiel in der Weise expressionistischer Hackepeter geschrieben wird, daß sich Schauspieler mit dem Ruhm begnügen, automatenhaft Marionetten nachzuahmen, statt Menschen zu gestalten, und daß das Publikum auf den Poeten wie auf den Komödianten hineinfällt, weil es immer noch den krankhaften Widerwillen hat, für rückständig gehalten zu werden.

Überhaupt das Publikum! Es trägt an den traurigen Theaterverhältnissen Berlins eine große Schuld. Gesunde Unternehmungen wie das Schloßpark-Theater in Steglitz gehen aus Mangel an Teilnahme ein. Ein geistvolles Drama wie der „Armand Carrel“ von Moritz Heimann bringt es nur zu einem Achtungserfolg. Aber zu den Franzosen, über die jeder schilt, läuft jedermann. Die im Reich werden sagen: Da sieht man, was die Berliner für eine charakterlose Gesellschaft sind. Gemach! Die Fremden sind die Allerschlimmsten! Sie sind für den Theaterdirektor besonders wichtig, denn sie sind fast die einzigen, die ihm die vollen Kassenpreise zahlen. Und wo gehen sie hin? Nicht in den „Carlos“, wohl aber in den „Frechdachs“. Sie sind konservativ und essen bei Hiller. Aber was Kunst angeht, fühlen sie sich am Kurfürstendamm wohler als am Gendarmenmarkt.

Klassisches Theater

Die Franzosen sind kein gebildetes Volk. Diese Erkenntnis ist bei uns allgemein, denn wir haben sie im Krieg und Nachkrieg gründlich kennen gelernt. Aber was das Theater angeht, so wissen sie besser als wir, worauf es ankommt: auf Tradition. Sie laufen natürlich genau wie wir in alle möglichen Schmarren, aber ihre klassischen Dramen, die uns seit Lessings Zeiten wie sonderbare Versteinerungen anmuten, führen sie mit unermüdlicher Sorgfalt immer wieder auf, in einem Stil, der sich in Jahrhunderten wohl gewandelt hat, dessen Entwicklung aber niemals durch gewaltsame Eingriffe umgebogen worden ist. Wir machen es anders und schlechter. Wir haben einen reichen Schatz dramatischer Meisterwerke, aber man wird in Berlin sehr alt, bevor man ihn auf der Bühne in einiger Vollständigkeit gesehen hat, und wir haben keine Überlieferung, wie man diese Stücke ausstattet und spielt. Diese Überlieferung brauchte durchaus nicht starr zu sein. Sie sollte nur verhindern, daß man unsere Klassiker zu Experimenten der Mode mißbraucht. Wenn das Deutsche Theater unter Berthold Viertels Regie Hebbels „Judith“ aufführt, so hören die Zuschauer wohl die Verse des Dichters, aber sie sehen nicht ein einziges Bild so, wie es sich seine Phantasie gebildet hat, und mag Agnes Straub in der Titelrolle seine


Theodor Loos als Faust



Maria Fein in Bruno Franks „Weib auf dem Tier"

Forderungen erfüllen: der golemartige Holofernes von Heinrich George ist nicht der kraftvolle Übermensch, der das Gefühl seiner Feindin verwirrt, sondern ein geschwollener Götze. Und fast ebenso übel erging es dem „Don Carlos" im Staatlichen Schauspielhause. Man kann sich den billigen Spott über Jeßners Treppe schenken, die hier in fürstlichem Gold und Violett alle Schauplätze darstellen muß, den Garten von Aranjuez wie den Audienzsaal Philipps. Es ist am Ende kein niederer Ehrgeiz, alle Wirkung aufs Wort des Dichters zu stellen. Aber man kann diese Kargheit übertreiben. Mögen die Ausstattungskünste der Meininger oder des frühen Reinhardt der Phantasie des Zuschauers keinen Raum gelassen haben: es heißt diese Phantasie vergewaltigen, wenn man ihr zumutet, ein kellerartiges Gewölbe für einen grünen Baumgang zu halten. Und das alles wäre noch erträglich, wenn die Darstellung diese Bedenken besiegt hätte. Man hatte das ungefüge Drama so zusammengestrichen, daß es ein Freiheitsstück wurde. Gut. Posa (Ernst Deutsch) wurde die Hauptfigur. Kein Schade. Nie jedoch ist der menschliche Wert dieser Gestalt so schlecht weggekommen, nie sind die Schwächen der Schillerschen Rhetorik so unterstrichen worden wie von diesem Künstler. Er legte alles darauf an, einen expressionistischen „Carlos" zu schaffen. Lothar Müthel, der gleich ihm mit bewundernswertem Geschick keine Treppenstufe verfehlte, half ihm als der Infant dabei. Aber was nützte es? Die andern (Decarli: Philipp, Johanna Hofer: Königin) machten nicht mit, und so entstand ein Zwittergebilde.

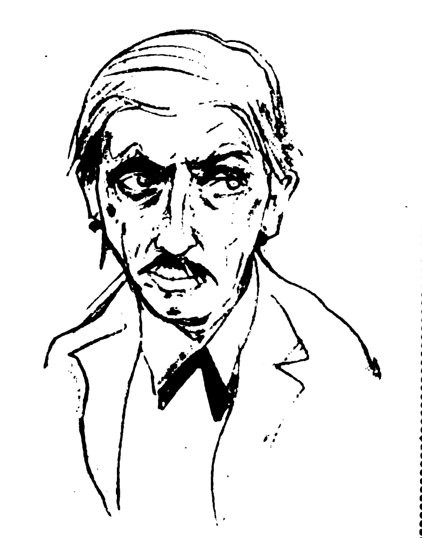
Glücklicher war dieselbe Bühne mit der Wiederaufnahme von Georg Büchners „Leonce und Lena", dem verträumt ironisierenden Lustspiel, dem man die quirlige Goldonische Posse vom „Diener zweier Herren" angehängt hatte. Auch hier war die Ausstattung nicht so märchenbunt wie vor Jahren im Lessing-Theater, aber die schwebende Leichtigkeit einer romantischen Welt kam ebenso gut heraus wie das revolutionäre Rumoren der Wirklichkeit in jener grausamen Szene, wo der arme Schulmeister den verelendeten Bauern das Vivatschreien vor Serenissimus einstudiert. Den philosophischen Hanswurst Valerio gab Karl Etlinger, in dem die Bühne einen Humoristen behaglich-wienerischen Gepräges besitzt. Ihm ist eine Neueinstudierung von Nestroys „Lumpazi-Vagabundus" zu danken, die den klassischen Wert des bissigen Karikaturenzeichners in hellem Licht erstrahlen ließ. Etlinger selbst spielte den Knieriem. Er sah aus wie ein holzgeschnitzter Hanswurst auf dem Puppentheater, aber in seinen Augen glühte manchmal unheimliches Leben, und wenn er mit seiner knarrigen Stimme sang: „Auch unt' sieht man, daß's auf 'n Ruin losgeht," so wuchs der kometengläubige Saufbruder aus dem gemütlichen Vormärz in unsre Gegenwart.

Wir müssen bereits jetzt das Staatstheater verlassen, wenn wir weiter nach klassischen Werken auf den Berliner Bühnen Umschau halten wollen. An den fünfzigjährigen Todestag von Franz Grillparzer erinnerte sich bisher allein das Schloßpark-Theater in Steglitz. Einer Aufführung der „Medea" zu Anfang des Winters ließ es „Des Meeres und der Liebe Wellen" folgen. Die Bühne brachte mit ihren tüchtigen, aber nicht überragenden Kräften zwar weder die ganze Größe noch die ganze Süßigkeit des Wiener Dramatikers heraus, und dennoch: wie dankbar trug man die



Lina Lossen als Genofeva

Erinnerung an Nona Rémonds Medea, an Annemarie Looses Hero und vor allem den Oberpriester von Robert Forsch mit heim. — Das Lessing-Theater übernahm die Ehrenpflicht, den „Faust“ aufzuführen, natürlich nur den ersten Teil. Mit größerem Recht noch als sonst hätte der Abend „Gretchen“ heißen müssen, denn das Erlebnis — hier endlich einmal darf man davon reden — war nicht die sich am Unmöglichen der Walpurgisnacht versuchende Inszenierung, nicht der unmelodische Faust von Theodor Loos, nicht der feiste Mephisto von Jannings, sondern allein das Gretchen der Käthe Dorsch. Diese Künstlerin ist, wie sich die Leser vielleicht erinnern, zuerst in Müllers „Flamme“ hervorgetreten. Sie hat die Tiefe ihres Talents dann in Hirschfelds vom Kleinen Schauspielhaus wiederaufgenommenen „Müttern“ erwiesen und zeigte nun als Gretchen den ganzen Reichtum ihrer hohen Künstlerschaft. Man hat das wundervolle Bewußtsein: hier steht ein Mensch auf der Bühne. Sie ist von einer unsagbar holdseligen Schlichtheit. Sie spricht die Goetheschen Verse mit einem so ursprünglichen Empfinden, als hätten wir sie noch nie zuvor vernommen. Sie hat nichts von einer Naiven, einer Sentimentalen, einer Heroine, aber sie ist Kind, Geliebte und Heldin. Sie baut das Gebet vor der Schmerzensmutter in seinem Auf und Ab von Formel und Gefühlsausbruch mit feinstem Kunstverstand auf und erzielt die unübertrefflichste Wirkung, wenn



Paul Graetz als Kanzlist Krehler

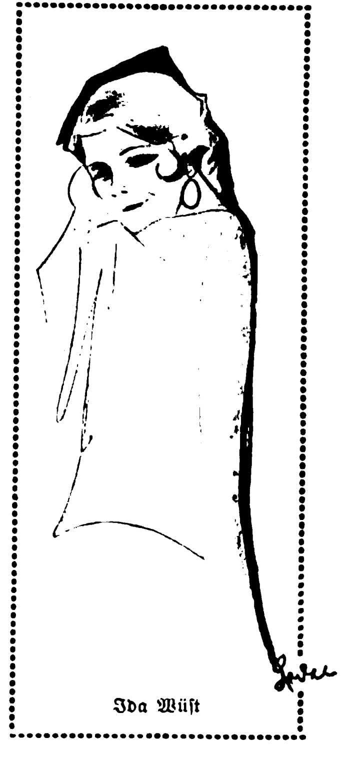


Charlotte Schulz in „Kreisler“

sie zermalmt und doch mit bescheidener Höflichkeit bittet: „Nachbarin, Euer Fläschchen.“

Aus der verstaubten Bodenkammer unserer Literatur hat Jürgen Fehling, der mutige Regisseur der Volksbühne am Bülowplatz, Ludwig Tiecks „Gestiefelten Kater“ aufs lebendige Theater gebracht. Jeder Literarhistoriker hätte geschworen, daß das ein aussichtsloses Beginnen sei. Aber siehe da: man braucht von der Zeitsatire nichts zu wissen. Es steckt genug dauerhafter Witz in dieser Auseinandersetzung zwischen Dichter und Schauspieler, Kritiker und Publikum. Und dann vor allem: mit welchem Vergnügen sieht man das Theater im Theater, die kleine Bühne auf der Bühne, den Biedermeierzuschauerraum mit den aus Ästheten und Banausen genau wie heute zusammengesetzten Theaterbesuchern. Voran ging der vergnüglichen Aufführung das derbe Fastnachtsspiel „Der fahrende Schülerbannt den Teufel“ von Hans Sachs.

Von Kleist, der uns so viel zu sagen hat, sah man im Winter nur den „Zerbrochenen Krug“, gekoppelt mit den „Gezierten“ von Molière, im Neuen Volkstheater. Auch Shakespeare war spärlich vertreten. Kayßler spielte auf seiner Volksbühne den Lear. Im Schillertheater gab es mit



Ida Wüst



Else Eckersberg in ‚Scampolo‘

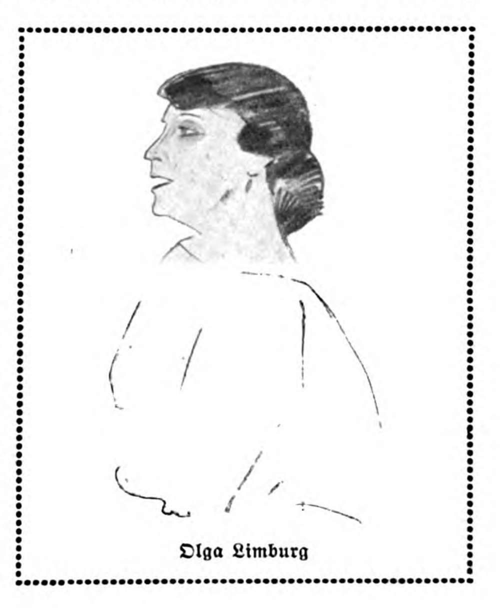
der ein wenig kühlen Else Heims als Gast das „Wintermärchen“, sehr ordentlich inszeniert von Alfred Braun, der ein lustiger Gauner Autolykus war.

Neues deutsches Drama

Es ist bereits erwähnt worden, wie spröde sich das Publikum gegen die einzige Uraufführung dieses Winters verhalten hat, die Anspruch auf Bedeutung erheben kann, nämlich gegen das Drama „Armand Carrel“ von Moritz Heimann. Gewiß macht es der Dichter dem Zuschauer nicht leicht. Es bedarf einiger Aufmerksamkeit, um sich in die Voraussetzungen des Konflikts zu finden, um dem haarscharf geschliffenen Dialog zu folgen, um das dauernd Gültige in dem Zwist zweier Zeitungsschreiber zu erkennen, und sicher ist der große Raum des Staatstheaters dieser Aufmerksamkeit nicht günstig. Die Sache ist die: Armand Carrel, dem Journalisten alten Schlages, tritt in Girardin, dem Begründer des modernen Feuilletons, ein neuer Typ, eine neue Zeit gegenüber: geistreich, aber leichtfertig, geschäftsklug, doch nicht ganz sauber. Man kommt überein, einen Streit durch eine beiderseitige Ehrenerklärung beizulegen. Jedoch tut man das nicht aus zweierlei Gründen. Girardin hält Carrels großmütiges Entgegenkommen für eine Schwäche, die nicht auszunutzen sträflich wäre. Carrel widerstrebt es, eine Gesinnung zu ehren, die er nicht ehren kann. Er setzt damit eine geliebte Frau der Gefahr aus, durch einen rücksichtslosen Gegner in den Schmutz gezogen zu werden. Um das zu verhindern, duelliert er sich mit Girardin und fällt, nicht bloß als Armand Carrel, sondern als Vertreter einer sterbenden Zeit, die in ihrer starren Ehrenhaftigkeit mit einer neuen, lockeren Gesinnung nicht paktieren kann. Der Verfechter einer Überzeugung räumt dem Verschacherer von Ansichten das Feld. Der Beruf stirbt, das Geschäft blüht. In drei straff gefaßten Akten baut sich das Drama auf, ein vortreffliches Theaterstück mit Einsichten und Ausblicken. Es war ein Fehler von Ernst Legals Regie, daß er, seinem Meister Jeßner allzu getreu, nichts getan hatte, den herben Vorgang dem Publikum ein wenig schmackhaft zu machen. Man spielte in Armenhausräumen oder Kasernen. Als Carrel stellte sich eine neue Kraft den Berlinern vor: Erwin Kalser, verständig und warmherzig. Etwas geziert und, was ein größeres Übel war, in der Behandlung der Sprache nicht sorgsam genug, spielte Rudolf Forster den Girardin. Von ergreifender Schlichtheit und reinem Seelenadel war Lina Lossen als Carrels Geliebte, Eliza.

Sie war es auch, die Ludwig Bergers „Genoféva“ den Halt gab und zugleich das Bedauern weckte, daß man anstatt dieses schwachen Dramas nicht das Hebbelsche aufführte. Berger schlug in seiner Neubearbeitung des alten Stoffs einen Mittelweg zwischen Tieck und Hebbel ein, der ihn an der Wirkung vorbeiführte. Er gab keine schlichte Umdichtung des Volksbuchs. Er vermochte aber auch nicht, Menschen und Ereignisse neu zu deuten. Er versuchte in seinen sechzehn Bildern bald dieses, bald jenes und beides ohne Glück.

Im Deutschen Theater probierte man es mit dem „Kanzlisten Krehler“ von Georg



Olga Limburg

Kaiser. Der Held ist ein Bruder des Kassierers, der „von Morgen bis Mitternacht" mit Hilfe unterschlagenen Geldes hinter den Wert des Lebens zu kommen sucht. Ein unvorhergesehener freier Tag wirft den Kanzlisten aus dem Geleise. Er erkennt, daß er mit verbundenen Augen durch die Welt getappt ist. Er nimmt seinen Abschied. Er will endlich leben! Leider ist es dazu schon zu spät. Seine Frau widersetzt sich. Er sieht in ihr die gefräßige Verderberin seines Daseins. Er beschließt sich zu rächen: sie soll ohne Pension verhungern. Darum stürzt er den Schwiegersohn, der helfen will, vom Balkon in die Tiefe und sich selbst ihm nach. An närrischen Leuten können wir uns freuen. Wo die Narrheit ins Krankhafte wächst, versagen wir dem Dichter die Gefolgschaft. Das ist hier der Fall, und daran änderte auch Paul Graetz nichts, der den „graurockverknüpften Büropygmäen" so menschlich ergreifend gab, daß er neben Pallenbergs Kassierer bestehen konnte.

Von Hofmannsthal sah man in den Kammerspielen den „Schwierigen", ein kleines Aristokratenstück, dem man die lebenbejahende Lustspielwendung zu einer regelrechten Verlobung nicht glaubte. Er hielt sich ebensowenig wie Lautensacks derber „Hahnenkampf" (im Lustspielhaus), dem Bassermann seine Hilfe lieh, oder Molnars „Schwan", mit dem Direktor Robert sein Theaterchen am Kurfürstendamm eröffnete und das, für die Wiener besser als für die Berliner verständlich, die Brautfahrt Kaiser Karls witzig ironisierte. An Neueinstudierungen sind zu erwähnen: Hauptmanns „Elga" im Trianontheater: mit der allzu klaren Durieux in der Titelrolle; Hauptmanns „Ratten" in der Volksbühne: mit Helene Fehdmer als ebenbürtiger Nachfolgerin von Else Lehmann, Schnitzlers „Anatol" in den Kammerspielen: mit Edthofer und Thimig und vor allem mit Lina Lossen als Gabriele in den „Weihnachtseinkäufen". Angemerkt sei, daß Sternheims „Snob" für das Schiller-Theater reif geworden ist und vortrefflich unterhalten hat. Georg Paeschke gab Christian Maske, äußerlich allerdings ein bißchen Weinreisender.



Max Gülstorff als ‚Orgon'



Adele Sandrock in Wildes ‚Frau ohne Bedeutung'

Die Modernen von gestern haben es schwer. Einen wenigstens vorübergehenden Erfolg erzielte im Kleinen Theater Bruno Frank mit dem „Weib auf dem Tier", und auch er nur, weil bei ihm der Expressionismus bloß die Dreingabe eines den tatsächlichen Vorgang überflüssig symbolisierenden Zwischenspiels ist. Im übrigen ist er Realist, so sehr, daß er für sein Drama die Spannung einer regelrechten Gerichtsverhandlung ausnutzt. Die Heldin, eine galante Frau, ist das Ärgernis der Bürgerschaft, die große Babel, das Weib auf dem Tier. Einen Mann nur liebt sie und überhäuft ihn mit Wohltaten. Da erfährt sie, daß er sie heuchlerisch ausbeutet, und ermordet ihn. Sie verschmäht vor Gericht jede Gelegenheit, sich milde Richter zu gewinnen. Nach dieser Enttäuschung will und muß sie sterben. Vor dem Schafott rettet sie nur ein junger Freund, der Sohn des Gerichtspräsidenten, indem er ihr Gift verschafft. Es fehlt in diesem Stück nicht an Seitenhieben auf Richter und Geschworene, aber das Packende ist das Problem der einen großen und unverzeihlichen Sünde: der Sünde wider das Herz. Und diesen menschlichen Kern holte die Altmansche Aufführung mit Maria Fein vortrefflich heraus.


Tilla Durieux

Die „Herbstvögel“ von Walther Eidlitz, die in den Kammerspielen für ein paar Abende aufflatterten, konnte man in ihrem schwanken Fluge kaum verfolgen. Was als Eindruck blieb, war Jugend-Lyrik. Die Bühne aber will mehr. Um dieses Mehr bemühen sich auch die Dichter vergebens, mit denen das Neue Volkstheater als eine Art Versuchsbühne an schönen Sonntagvormittagen gesegnet ist: es gibt unverständliche Stücke wie die „Passion“ von Paul Baudisch, halbgelungene wie die „Fälscher“ von Max Brod, und es ist schon eine Überraschung, wenn ein symbolisches Schauspiel wie die „Persephone“ von Paul Gurk, einem lange dichtenden, aber noch kaum gedruckten Berliner Magistratsbeamten, zu einiger Wirkung kommt. Die alte Sage ist ins Realistische verpflanzt, um ihre tiefere Bedeutung desto klarer zu entfalten: Hades ist ein Kohlenherr, Zerberus ein Türhüter, Demeter eine Waldschulleiterin, ihre Tochter ist Persephone. Der Kohlenherr, der Willens- und Tatenmensch, kann des wärmenden Lichts der Phantasie nicht ganz entbehren. Er raubt Persephone. Sie haßt ihn und sein dunkles Reich. Er muß sie ziehen lassen. Aber sie ahnt die Größe auch seines Lebens, und wenn der Winter kommt, kehrt sie zu ihm zurück. Sie kennt nicht mehr nur die Welt der Sonne. Sie hat die Tiefe, den Urgrund alles Wirkens geschaut. Das Ganze kein Drama, aber ein Gedicht.

Keins von beiden sind die „Wunderlichen Geschichten des Kapellmeisters Kreisler“, die Meinhard und Bernauer für ihr Theater in der Königgrätzer Straße nach E. T. A. Hoffmann zusammengestellt haben und denen sie, erfolggekrönt, einen zweiten Teil werden folgen lassen. Das Wichtige daran ist die Bühneneinrichtung, die einige vierzig Bilder mit kinohafter Schnelligkeit aus dem Dunkel auftauchen und verschwinden läßt. Wie schade, daß eine so geschickte Einteilung der Bühne nicht dem „Faust“ zugutekommt.

Allerlei Lustiges

Beginnen wir mit Theodor Tagger, der ein Dichter ist. Aus einer Folge von Stücken, mit denen er den Weltuntergang begleiten möchte, führte das Neue Theater am Zoo das Lustspiel „Annette“ auf, eine Komödie, die sehr modern tut und namentlich in der Sprache alle die Verrenkungen mitmacht, durch die sich Sternheim und Kaiser ein bedeutendes Ansehen geben. Zieht man diese Äußerlichkeit ab, so bleibt ein Stück, das immer von neuem geschrieben wird: die Gesellschaft schichtet sich um; die von unten kommen nach oben; in unserem Fall wird die Geheimratsanna Exzellenz. Das ist hübsch gemacht. Wir sehen, wie dieser Racker von Dienstmädel — Ida Wüst spielt ihn — jeden Mann, der in seine Nähe kommt, für seine Zwecke zu nützen weiß, und nur dem einen zum Opfer fällt, der sich auf den Idealisten ausspielt und ein noch geschickterer Schieber ist.

Den Franzosen wollte es Harry Kahn gleichtun, als er den „Ring“ schrieb. Es handelt sich um eine Frau, die ihren Ehering vermißt. Sie glaubt ihn bei ihrem Geliebten verloren zu haben. In Wahrheit steckt er an einer ihrer entzückenden Zehen. Sie spürt ihn sechs Stunden lang nicht. Ihr Liebhaber erinnert sich reichlich spät, daß er ihn lieber dort als an ihrer Hand sehen wollte, und dann benutzen sie, um Aufklärung zu schaffen, statt des Fernsprechers einen Feuilletonschwätzer, den Otto Gebühr


Lili Marberg im ‚Werwolf‘

prachtvoll spielte, so daß dieser phrasenselige Hansnarr zu einer tragikomischen Gestalt wurde. Else Eckersberg, in deren Händen die Rolle der Lissie lag, wird vielleicht einmal eine klassische Konversationsschauspielerin.

Den „Ring“ gab es im Kleinen Schauspielhaus. Eine Straße weiter, am Zoo, versuchte man es mit Schönthans „Raub der Sabinerinnen“ (Hanns Fischer als Striese) und mit Fuldas „Dummkopf“ (Hansi Arnstaedt und Otto Treßler als Gäste), aber beide Male ohne dauerhaften Erfolg. Fulda wurde auch sonst gegeben. Das Schiller-Theater brachte in einer reizend inszenierten und allerliebst gespielten Aufführung „Robinsons Eiland“ neu heraus. Diese Wiederbelebung zeigte den Dichter von seiner besten Seite, als den gutherzigen Humoristen, der die Schäden unserer Gesellschaft erkennt und ohne Galle zu verspotten weiß. In seinem neuen Stück, dem „Vulkan“ (Trianon-Theater), ist er lange nicht so frisch. So sehr man die Geschicklichkeit bewundern muß, mit der er hier drei Aufzüge lang ein Ehepaar einander anziehen und abstoßen läßt, weil weder Mann noch Frau die kleinen Gefahren des Zusammenlebens zu überwinden wissen: das Werk ist doch ein wenig mager. Freilich, Eugen Burg und Hans Junkermann spielen, und Olga Limburg und Tilly Thönnessen zeigen außerdem noch die herrlichsten Hüte und Kleider.



Mädy Christians in ‚Cyrano von Bergerac‘

Auf der tiefen Ebene gedankenloser Unterhaltung treffen wir Max Kempner-Hochstädt im Schloßpark-Theater, dessen „Hausdame“ sich ihren geschiedenen Mann aufs neue erobert, oder Arnold-Bachs „Keuschen Lebemann“, einen Schwank, der neben Guido Thielscher Victor Schwanneke in der Rolle des Titelhelden als einen ausgezeichneten Komiker zeigt. Endlich sei noch das „Gretchen“ von Davis und Lipschütz erwähnt, eine völlig unliterarische Angelegenheit, die aber durch Erika Glaeßner sehr lustig und durch Ralph Arthur Roberts als Erlaucht sogar künstlerisch wirkte.



M. M. Germanowa

Norweger, Schweden, Engländer, Holländer, Rumänen, Italiener, Spanier, Franzosen, Russen und Juden

Es ist beinahe die Landkarte von Europa. Und eine Schande dazu. Es ist kein Wort darüber zu verlieren, wenn das Lessing-Theater, alter Überlieferung treu, Ibsens „Wenn wir Toten erwachen“ neu einstudiert, obgleich es nicht geraten war, wenn sich selbst namhafte Darsteller wie die Durieux oder Theodor Loos von Käthe Dorsch als Frau Rubek totspielen lassen. Es ist verdienstlich und sehr zeitgemäß, wenn das Schloßpark-Theater mit dem frischen Talent von Rudolf Klix als Stockmann sich an den „Volksfeind“ macht. Auch Strindberg hat Gastrecht, obwohl dieselbe Bühne den „Scheiterhaufen“ leicht hätte entbehren können und Reinhardt mit seinem „Traumspiel“ die vor ein paar Jahren in der Königgrätzer Straße gebotene Aufführung nicht überbot. Auf die Gesellschaftsstücke Wildes verzichten wir ungern, vermutlich weil wir keine Gesellschaft haben, und lassen uns deshalb von der Triesch, der Bertens, der Sandrock, der Arnstädt (um nur die Damen zu nennen) die „Frau ohne Bedeutung“ gern im Residenz-Theater vorspielen. Aber wenn das Schloßpark-Theater eine Unschuld auf die Bühne bringen will, die sich gegen die Liebe sperrt: muß es

da den Holländer Rossem bemühen? Tut's Benedix oder Moser nicht auch? Und nun gar die ganz Ausländischen! Da wird uns der Rumäne Alexander Dominic vorgestellt. Gewiß kein geschmackloser Schriftsteller. Aber seine „Schattensymphonie“ mit ihrem von Konrad Veidt gespielten blinden Komponisten in der Rolle des unverstandenen Künstlers und betrogenen Gatten — was ist daran, daß sich der weite Weg von Bukarest lohnt? Am allerwenigsten Rumänisches! Dem Italiener Nicodemi freilich wird dieselbe Bühne dankbar sein, denn sein niedliches Lustspiel „Scampolo“ hat lange gezogen, und im Lustspielhaus gar, wo man mit Wilhelm von Scholz und Gerhart Hauptmann so ernsthaft begann, wird man sich von diesen Opfern erholen. Des Spaniers Angelo Cana „Werwolf“ sorgt für volle Häuser, und nur wenige nehmen Anstoß daran, wie bedenklich nahe das Stück die Grenze streift, wo der Spaß aufhört und das Zötlein beginnt.

Man kann dieselbe Stufenfolge vom Nötigen zum Nützlichen und zum Verwerflichen niedersteigen, wenn man sich die Franzosen auf den Berliner Theatern näher betrachtet. Das Schloßpark-Theater versäumte nicht, Molière aufzuführen, und zwar den „Geizigen“. Vorausgeschickt wurde dem Lustspiel der „Hahn“ Lucians mit Paul Henckels in der Titelrolle: krähend, tuckend, Flügel schlagend, stolzierend und dem armen Schuster die Weisheit kündend, daß Geld nicht glücklich macht. Derselbe Künstler gab dann auch den Harpagon, leider mit starker Übertreibung. Das Deutsche Theater spielte den „Tartüffe“ (von „Scapins Schelmenstreichen“ mit Paul Graetz ist nichts zu melden; sie waren eine überflüssige Dreingabe). Der Regisseur Iwan Smith hatte den Einfall,



Maria Orska in Verneuils ‚Karussell‘

Albert Bassermann in dem Lustspiel ‚Der große Bariton‘

die Schauspieler in moderne Kleider zu stecken. Selbstverständlich ist das nur ein launiger Versuch, aber es bedeutete die schönste Huldigung an den Dichter, daß diese Stillosigkeit dem Werke nicht das Genick brach, ja sogar seine unmittelbare Wirkung hob. Dabei litt die Vorstellung noch darunter, daß Klöpfer wohl ein schmieriger Betbruder, aber kein aalglatter Salonheiliger war. Der schönste Gewinn des Abends war Max Gülstorff als Orgon, selbstzufrieden, vertrauensselig, ein bißchen beschränkt und doch auch berechnend und dann, im Augenblick der Enttäuschung, tragisch wie jeder echte und menschliche Narr.

Vom Notwendigen zum Nützlichen! Die „Rote Robe“ von Brieux ist ein Reißer wie viele andre auch. Aber wenn Tilla Durieux die baskische Bäuerin spielt, die, gefangen in den Schlingen eines karrierelüsternen Untersuchungsrichters, mächtig ausbricht und ihren Verderber ermordet, so eröffnen sich Blicke in die seelischen Tiefen dieser Künstlerin, nach denen man oft vergebens verlangt hat. Kaum je hat man die Durieux so menschlich ergreifend gesehen wie in dieser auch sonst ausgezeichneten Aufführung des Lessing-Theaters. Und ähnliches gilt, wenn Rosa Valetti in der Tribüne Bissons „Fremde Frau“ spielt.

Das Deutsche hat Rostands „Cyrano“ neu einstudiert. Man sieht diese romantische Komödie gern einmal wieder. Sie hat ihre Sentimentalitäten, gewiß, aber sie ist sehr anmutig, und Fuldas Übersetzungskunst, die auch der „Tartüffe“ bewundern ließ, bleibt dem Urbild nichts schuldig. In dem personenreichen Stück kommt viel auf das Zusammenspiel und alles auf den Cyrano an. Das Zusammenspiel stockte manchmal, so daß der Rhythmus der gereimten Verse zerrissen wurde. Werner Krauß als Cyrano hätte



Rosa Valetti

man sich farbiger gewünscht. Aber er gab dafür nicht minder Wertvolles: er war innig und manchmal kein Gaskogner mehr, sondern ein Deutscher.

Und nun? Ja, der erfolgreichste Autor Berlins ist noch nicht genannt. Es ist nicht Rolland, dessen rhetorisches Revolutionsdrama „Die Wölfe“ in den Kammerspielen gegeben wurde. Es ist Louis Verneuil. Gegen ihn kommt selbst das „kleine Schokoladenmädchen“ von dem harmlosen Gavault nur auf, weil Carola Toelle sich seiner annimmt (Kleines Theater). Den richtigen Franzosen und vor allem die echte Französin findet man nur bei Verneuil, von dem uns zur Gewissensberuhigung mitgeteilt wird: er sei gar nicht böse auf die Deutschen. Kunststück! Sein „Karussell“ dreht sich im Komödienhaus jeden Abend, und jede Drehung bringt ihm unser deutsches Geld, das freilich schlecht ist, aber immerhin so stark gehäuft wird, daß die rechte Anzahl Franken herauskommt. Jeden Abend macht sich am Kurfürstendamm der „Frechdachs“ breit und denkt nicht daran, sich zu verflüchtigen. Was soll man sagen? Diese Nichtigkeiten werden gut gespielt. Und die Theater sind ausverkauft. Wer geht hin? Nur die Unanständigen? Die andern auch! Ist das so schlimm? Ja. —

Zwei fremde Theater waren berufen, uns einmal wieder zu zeigen, was Zusammenspiel heißt. In der Kommandantenstraße hatte sich das Jüdische Künstlertheater niedergelassen. Man spielte Jiddisch, und das ist eine böse Sprache für den Deutschen, den die verständlichen Brocken immer wieder zu einer doch vergeblichen Aufmerksamkeit auf den Wortlaut verführen. Die Russen gaben in der Königgrätzer Straße und dann im Deutschen Künstlertheater ein Gastspiel. Sie wurden begeistert gefeiert, obgleich sie nicht in gleicher Vollendung erschienen wie vor Jahren, da sie, von Moskau her, unsrer Bühne ein Vorbild gaben. Von den alten Stützen der Truppe sind nur noch wenige vorhanden, aber der Einklang ist geblieben, und wer Frau Knipper-Tschechowa oder die Germanowa gesehen hat, der braucht kein Wort russisch zu verstehen, um ins innerste Herz getroffen zu sein: so beredt, so wahrhaft ist ihr Spiel. Man kann den Berliner Theatern nur wünschen, daß sie von den Russen und Juden lernen, was ihnen verloren gegangen ist: Unterordnung selbst der bedeutenden Begabung im ganzen, oder kürzer ausgedrückt: Zucht.



Wilhelm Dieterle und Werner Krauß in Rostands ‚Wölfen‘

Die Unternehmung

Von Prof. Dr. F. Schmidt / Frankfurt a/M.



Die Unternehmung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung will unter planmäßiger Vereinigung der Produktionsfaktoren Geist, Arbeit und Kapital durch Befriedigung wirtschaftlicher Bedürfnisse der Konsumenten Ertrag erzielen. Geistige Führer der Unternehmung sind der Unternehmer und seine leitenden Angestellten. Sie haben den Produktions- oder Umsatzprozeß technisch und wirtschaftlich zu organisieren; ihre Sorge ist es, das ökonomische Prinzip, das Streben nach der höchsten Leistung bei geringstem Aufwand, dauernd zur Anwendung zu bringen. Die freie Konkurrenz aller auf die gleiche Leistung gerichteten Unternehmungen erzwingt in jedem Falle eine Maximalleistung, d. h. jede Unternehmung, deren Erzeugungs- und Umsatzkosten höher sind als der Marktpreis, wird unbarmherzig ausgemerzt, denn so weit ihre Kosten den Erlös überschreiten, verzehrt sie ihr Eigenkapital. Wird solche wirtschaftliche Schwindsucht nicht schleunigst durch radikale Aufbesserung der Betriebsökonomik geheilt, so muß sie zum wirtschaftlichen Tode, dem Konkurs oder der Liquidation führen.

Der Unternehmer ist also keineswegs unbeschränkter Herrscher über die Produktion. Mächtiger als er ist der Markt, dessen Diktaten er sich anpassen muß. Im Markte der freien Wirtschaft treffen sich Angebot und Nachfrage mit dem Ziele des denkbar besten Ausgleichs. Anbietende sind die Produzenten von Gütern und Diensten, Nachfragende die Konsumenten. Die Produzenten wollen im Prinzip den höchsten denkbaren Preis erzielen. Das mindeste, was sie erreichen müssen, ist der Preis, welcher ihnen gestattet, ihre Produktion fortzusetzen. Wird, weil der Markt überfüllt ist, oder der Betrieb zu unökonomisch arbeitet, dieser Preis nicht erzielt, so müssen die betroffenen Produktionsstätten aufhören zu produzieren, d. h. das Angebot an Waren oder Diensten wird verringert. Ist anderseits die Nachfrage nach bestimmten Gütern so stark, daß der Preis erheblich über die Kosten des am ungünstigsten arbeitenden Betriebes steigt, so liegt darin ein starker Anreiz zur Produktionsvermehrung, der auch schnell dazu führen wird, daß einerseits die vorhandenen Produktionsstätten ihre Leistung durch Überschichten, Nachtarbeit, Akkordprämien auf das höchste steigern, anderseits aber Erweiterungen und Neugründungen von Betrieben dieser Art stattfinden. Je höher die Produktion anschwillt, desto näher kommt sie der Grenze, wo infolge Sinkens der Preise durch das vermehrte Angebot, dieser Preis auf oder unter die Kosten einzelner Betriebe zu liegen kommt und damit weitere Produktionsvermehrung hemmt.

Wir erkennen aus vorstehendem die große gesamtwirtschaftliche Bedeutung des durchaus privatwirtschaftlich eingestellten, d. h. nach möglichst hohem Gewinn strebenden Unternehmers. Solange wirklich freie Konkurrenz es jedem ermöglicht, die Produktion gerade an den Stellen der Gesamtwirtschaft zu vermehren, wo ein hoher Preis und hoher Gewinn das Zeichen für starke, unbefriedigte Konsumentenbedürfnisse sind, führt das schnelle Eingreifen der Produzenten, obgleich sie in der Regel nur vom Gewinn beeinflußt werden, zu der harmonischen Lösung schnellster Bedürfnisbefriedigung in den erreichbaren Grenzen, viel schneller als es etwa ein staatliches Eingreifen nach langwierigen statistischen Aufnahmen und langen parlamentarischen Beratungen je tun könnte. Deren Schicksal ist es zumeist, dann fertig zu sein, wenn eine ganz neue Wirtschaftslage die Beschlüsse schon wieder wertlos gemacht hat.

Daraus ergibt sich die absolute Notwendigkeit in der Gegenwart, wo in der Wirtschaft alles schwankt, möglichst viel der Unternehmerinitiative zu überlassen. Den Gefahren, welche in sozialer Richtung in der einseitigen Einstellung des Unternehmers liegen, ist durch Steuer- und Arbeiterschutzgesetze, durch die Interessenvertretung der Arbeiter im Betriebsrat Rechnung zu tragen, nicht aber darf es dazu kommen, daß eigensüchtige Arbeitervertreter in der Lage sind, die Produktivität der Unternehmung willkürlich zu beeinträchtigen, insbesondere darf die Einflußnahme der Arbeiterschaft auf den Betrieb nicht dazu führen, die naive Gleichmacherei zum einzigen Ziel zu erheben. Nicht „allen gleicher Lohn“ muß die Parole sein, sondern „gleiche Leistung, gleicher Lohn“.

Gesamtwirtschaftlich betrachtet ist jeder Unternehmer Verwalter eines Produktions- oder Umsatzbetriebes, wenn er auch persönlich seine Stellung ganz anders auffaßt. Seine Vorzüge schneller Initiative, hoher Sachkenntnis und intensiver Arbeitsleistung in den entscheidenden Zeitpunkten haben es in den letzten Jahren allein ermöglicht, daß unsere Wirtschaft einigermaßen intakt geblieben ist. Der Unternehmerstand hat sich schnell mit der Vielheit der Übergangserscheinungen, dem Verfall der Wechselkurse, des Geldwertes und ihrer Folgen abgefunden. Unsere Eisenindustrie hat es fertiggebracht, in den schwersten Zeiten des Überganges drückende Kriegsschulden an das Ausland unter den ungünstigsten Um-

ständen zu tilgen. Überall, wo sie ungehemmt arbeiten konnten, haben sie schnell das Richtige getan. Leider ist die Initiative der Unternehmer in vielen Beziehungen durch eine Gesetzgebung, die den Gegenwartsverhältnissen nur sehr wenig Rechnung trägt, gehemmt. Unsere Parlamente haben noch keine klare Stellungnahme zu dem wichtigsten Problem der Gegenwart, der Geldentwertung, gewonnen, und die Wirtschaft leidet darunter unendlich*).

Ursache der Geldentwertung ist die Schaffung künstlicher Kaufkraft durch den Staat über Notenpresse, Reichsbank und Darlehnskassen. Unvermeidliche Wirkung der Geldentwertung ist die Herabsetzung der Kaufkraft des Geldes einerseits und die Steigerung aller Löhne, Preise und Vermögenswerte anderseits. Leidtragende dieser Entwicklung sind alle Geldwertbesitzer, alle Inhaber von Geldforderungen, z. B. Hypotheken, festverzinslichen Wertpapieren, festen Renten u. a. Das Schicksal der Kleinrentner im „sozialen Staate" ist beschämend. Erst jetzt soll eine dürftige Gabe ihr Schicksal erleichtern, soweit sie arbeitsunfähig sind. Nutznießer der Geldentwertung sind alle Geldschuldner, die jetzt ihre Zinsen und Rückzahlungen in sehr viel wertloserem Gelde zu zahlen haben, aber auch, allerdings in sehr verschiedenem Maße, alle Besitzer von Realwerten, z. B. von Grund und Boden, Gebäuden, Maschinen, Waren, auch alle Träger von Arbeitskraft, die Lohn- und Gehaltsempfänger. Der größte Nutznießer der Geldentwertung ist der Staat, einmal, weil er gegen stofflich wertlose Noten und Schatzscheine dem Kreislauf der Wirtschaft Waren und Dienste entnimmt, zum anderen, indem er seine riesenhaften Schulden mit wertgemindertem Gelde verzinst. In dieser Tatsache liegt zugleich die Sicherheit, daß der alte Wertstand des Geldes nicht wieder erreicht werden kann. Schon beim heutigen Geldwerte ist es dem Staate bisher unmöglich gewesen, sein Budget auszugleichen. Er hat noch immer unter der Last unbezahlbarer Reparationsschulden die Notenpresse in Anspruch nehmen müssen und damit den Geldwert weiter verschlechtert. Er wird auch bei Erleichterung der Reparationslast und schärfster Anspannung der Steuerschraube bestenfalls in der Lage sein, den Staatsaufwand zu decken, nicht aber wird er allmählich die in die Wirtschaft eingeführte zusätzliche Kaufkraft durch Vernichtung von Noten und Rückzahlung von Krediten aus Mehreingängen der Steuern zu tilgen vermögen. Das wäre auch gar nicht erwünscht, denn solcher Abbau aller Preise und Werte würde nur ein neuer Leidensweg unserer Wirtschaft, mit Lohnherabsetzung und Streiks werden. Das Erreichbare ist die Stabilisierung des Geldwertes auf der gegenwärtigen Höhe durch Ausgleich des Budgets.

Ist aber nicht mehr als die Stabilisierung des Geldwertes zu erzielen, so muß man sich mit den bisherigen Wirkungen der Geldentwertung abfinden. Das scheint weichen, ideal eingestellten Köpfen eine unerträgliche Ungerechtigkeit zu sein. Auch unter den Fachgelehrten beherrscht in dieser Frage das Herz zu oft den Kopf. Man mißgönnt den Realwertbesitzern die natürliche Anpassungsfähigkeit ihrer Vermögenswerte, man verlangt, daß sie nicht besser gestellt seien als die Geldwertbesitzer, kurz man wünscht das Unmögliche, nämlich die Beseitigung der Geldentwertungsfolgen. Demgegenüber müssen wir das Mögliche ins Auge fassen. Möglich ist in einem beschränkten Umfange ein mäßiger Ausgleich zwischen Geldwertbesitzern und den Inhabern der Realwerte, indem letztere steuerlich stärker belastet werden, um erstere vor dem Verhungern zu schützen. Aber dieser Ausgleich kann auf die Dauer nur aus dem Einkommen der Realwertbesitzer erfolgen, nicht aus ihrem Vermögen, denn das muß im Staatsinteresse, soweit es Unternehmungsvermögen ist, erhalten bleiben. Es wäre unsinnig, die Unternehmungen auch zu ruinieren, weil die staatliche Geldwirtschaft den Rentner ruinierte. Schlimmstenfalls kann eine Volkswirtschaft noch weiter arbeiten ohne die unproduktive Rentnerschicht, wenn auch der Hungertod der wirklich Arbeitsunfähigen dem sozialen Empfinden der übrigen Volksglieder das denkbar schlechteste Zeugnis ausstellen würde; aber eine Wirtschaft ohne rationelle Produktion ist in dem übervölkerten Deutschland undenkbar. Deshalb müßte es auch möglich sein, alle Politiker, seien sie kommunistisch, sozialistisch oder kapitalistisch orientiert, auf ein Wirtschaftsprogramm zu einigen, das den einheitlichen Willen zur Erhaltung der Produktionsstätten zum Ausdruck bringt. Dann mag man weiter streiten, ob gesellschaftlicher oder Privatbetrieb das Richtige sei. Jedenfalls sind die Betriebe selbst unentbehrlich.

Dieser undiskutabeln Notwendigkeit der Erhaltung unserer Produktionsstätten trägt die Wirtschaftspolitik der Gegenwart keine Rechnung. Man darf annehmen, daß das weniger aus bösem Willen als aus falscher Beurteilung der Verhältnisse geschieht. Wir kommen zur richtigen Lösung, wenn wir fragen: Wie muß die Unternehmungspolitik eingestellt sein, wenn die Erhaltung der rationell arbeitenden Betriebe gesichert sein soll? Erhalten bleiben kann die Produktivkraft der Unternehmung nur, wenn die Preise ihrer Erzeugnisse dauernd so viel Ertrag bringen, daß die Produktion im Rahmen

*) Eingehender behandeln diese Fragen: Prion, Finanzierung und Bilanz wirtschaftlicher Betriebe unter dem Einfluß der Geldentwertung; Mahlberg, Bilanztechnik und Bewertung bei schwankender Währung; Schmidt, Die organische Bilanz im Rahmen der Wirtschaft.



Am Luganer See. Künstlerische Aufnahme von J. Seibert-Basel

des gesamtwirtschaftlich Notwendigen ohne Inanspruchnahme neuer Kapitalien fortgesetzt werden kann. Damit ist nicht gesagt, daß der Einzelunternehmung und ihrem Besitzer etwa eine dauernde Existenzgarantie gegeben werden müsse. Nein, der Anspruch auf Erhaltung der Unternehmung im Rahmen der Gesamtwirtschaft ist relativ. Wenn die Gesamtwirtschaft verarmt, wird auch die Einzelunternehmung durchschnittlich verarmen müssen; wenn der Markt mit seiner freien Abstimmung aller Konsumenten über den Wert der Erzeugnisse, infolge Herabsetzung der Produktivität der Gesamtwirtschaft oder einer Verschiebung der Konsumentenbedürfnisse, das absetzbare Quantum verringert, haben die erzeugenden Betriebe auch nur noch Anspruch auf die Erhaltung der Maschinen und Gebäude, welche für die verringerte Produktion benötigt werden. Umgekehrt liegt der Fall bei Produktionsanreicherung. Der Marktpreis regelt bei freier Konkurrenz diese Frage automatisch, denn er, der aus dem jeweiligen Verhältnis von Warenmenge und kaufbereitem Einkommen herauswächst, steigt bei Produktionsverarmung schneller, bei Produktionsanreicherung langsamer als die kaufbereiten Einkommen.

Lassen wir jedoch der bessern Einsicht wegen die Produktionsverschiebung unberücksichtigt, nehmen wir an, die produzierte Menge der Güter sei gleich geblieben, geändert habe sich durch die Inflation nur das kaufbereite Einkommen. Auch dann bleiben noch schwerwiegende Probleme für die staatliche Preispolitik zu lösen. In den Zeiten der stabilen Preise vor dem Kriege lagen diese Fragen unter der Oberfläche verborgen. Deshalb können auch die damals geschaffenen Gesetze den heutigen Verhältnissen nicht gerecht werden, und leider ist heute noch vielfach die Einsicht unserer Gesetzgeber eine sehr beschränkte. Sie, die einstimmig zugestehen, daß Preiserhöhung auch Lohnerhöhung und umgekehrt Lohnerhöhung auch Preiserhöhung im Gefolge haben müsse, können vielfach noch nicht begreifen, daß eine Goldmark auch mehr Maschinen oder Waren kaufte, als eine Papiermark der Gegenwart. Man rechnet dem Unternehmer und der Unternehmung als steuerbaren Gewinn an, was der Arbeiter vorbehaltlos als berechtigte Anpassung des Einkommens an den Geldwert zugebilligt erhält. Unterstützt wird dieses Anpassen durch die geistige Einstellung der Unternehmer selbst, die mit ihren Erfahrungen ganz auf der stabilen Goldmark aufbauend und ohne tiefere Erkenntnis der theoretischen Zusammenhänge erst allmählich zu einer bewußten Stellungnahme gegenüber den neuen Problemen gelangen.

Wie ist die Sachlage? Wenn ein Kaufmann bei steigendem Preisniveau etwa auf der Goldbasis zu 1000 einkaufte und diese Waren, als der Geldwert auf ein Viertel gesunken war, zu 5000 verkaufte, so zeigte ihm seine Buchhaltung, die beide Markbeträge gegenüberstellte, eine Differenz von 4000 Mark, die er zunächst selbst geneigt war, als Gewinn zu betrachten und wohl auch zu versteuern, wie es die Gesetze vorschreiben. Allein schon beim Ersatz der verkauften Waren mußten ihm Bedenken aufsteigen, denn das gleiche Quantum kostet infolge der Verschiebung des Preisniveaus bereits 4000 Mark, allerdings wertlosere Papiermark, mit denen er indessen selbst bezahlt wurde. Hätte der Unternehmer inzwischen etwa die 4000 Mark scheinbaren Gewinn als solchen ausgeschüttet und verbraucht oder etwa als Kriegsgewinnsteuer, die ja solche buchmäßigen Gewinne radikal erfaßte, abgeliefert, so wäre er mit den verbleibenden 1000 Mark Geschäftskapital nur noch in der Lage, den vierten Teil der verkauften Waren zu erwerben, kurz eine falsche Einstellung seiner Rechnung und der Steuergesetze hätte die Produktivkraft der Unternehmung auf ein Viertel reduziert.

Nun ist allerdings das Tempo der Geldentwertung in den einzelnen Umsatzstadien selten so schnell gewesen, wie im Beispiel, indessen ist das nur ein gradueller Unterschied. Sehr bald auch spürten die Unternehmen das Unrichtige der bisherigen Anschauungen und versuchten Abhilfe zu schaffen. Zunächst gelang ihnen dies durch Verstecken des Scheingewinns unter den stillen Reserven, indem sie etwa im Beispiel die zu 4000 neugekauften Waren in ihrer Bilanz nur mit dem alten Goldwert von 1000 Mark erscheinen ließen, indem sie ferner die vorhandenen Anlagen so schnell als möglich abschrieben. Indessen hatte letzteres sehr bald ein Ende, nachdem alle Werte mit 1 Mark zu Buche standen, und die Steuerbehörden waren zudem wenig geneigt, solche Rückstellungen als steuerfrei anzuerkennen. Ihnen, die an Hand der bestehenden Gesetze zu arbeiten hatten, war bis 1920 im vorerwähnten Beispiel die Differenz zwischen Ein- und Verkaufspreis, also 4000 Mark, einerlei wie verschieden die Kaufkraft der beiden Beträge war, Gewinn, während doch wirtschaftlich betrachtet nur die über den Ersatzwert hinausragenden 1000 Mark als solcher anzusprechen waren.

Unsere Wuchergesetzgebung und die Preisprüfungsstellen arbeiten im wesentlichen noch mit dem falschen Gewinnbegriff. Sie gestatteten dem Unternehmer lange Zeit nur zum Einkaufspreis die zu Goldmarkzeiten üblichen Gewinnprozente zuzuschlagen, d. h. in unserem Falle etwa 25 Prozent zu 1000 Mark. Demnach mußte der Unternehmer, wollte er nicht mit dem Wuchergericht in Berührung kommen, die Ware zu 1250 Mark verkaufen, obgleich er sie nur zu 4000 Mark ersetzen konnte und also bei jedem Umsatz an Ware ärmer wurde. Allmählich hat man ja gewisse Zuschläge für das Preisrisiko erlaubt, aber die ganze Gedankenwelt, auf der sich dieser Teil der Wirtschaftspolitik aufbaut, ist auch heute noch gänzlich zerfahren.

Besonders drastisch zeigt sich die Wirkung der statischen, d. h. starren, ausschließlich auf die Zahl, nicht die Kaufkraft der Geldeinheiten gerichteten Einstellung des wirtschaftlichen Denkens unserer Gesetzgebung bei der Behandlung der Betriebsanlagen der Industrieunternehmungen. In normalen Zeiten des stabilen Geldwertes wurde im Handelsgesetzbuch für die Aktiengesellschaft bestimmt, daß sie ihre Anlagen, anstatt sie jedes Jahr neu zu bewerten, abschreiben durften, d. h. sie konnten die Lebensdauer der Maschine, des Gebäudes schätzen und dann den Anschaffungspreis jährlich zu einem entsprechenden Teile als Aufwand abbuchen. Wenn das Preisniveau unverändert blieb und die Lebensdauerschätzung stimmte, war die Unternehmung dann beim Unbrauchbarwerden des Anlageteiles in der Lage, aus dem so reservierten Vermögen die gleiche Maschine, das gleiche Gebäude zu beschaffen. In der Gegenwart aber hat sich die Voraussetzung des gleichen Geldwertes geändert. Man hat die Mehrzahl der Maschinen noch zu Goldmarkpreisen erworben, will man sie aber ersetzen, so muß man den zehn-, zwanzigfachen, ja noch höheren Betrag in Papiermark aufwenden. Das starre Gesetz und seine formal eingestellten Interpreten, die Gerichte, aber sagen noch heute, daß man abzuschreiben habe, d. h. auch in Papiermark nicht mehr rückstellen dürfe, als den Anschaffungsbetrag. Dann hat man also, wenn die Rückstellungen ganz in die Zeit der zwanzigfachen Geldentwertung fallen, für eine Maschine, die 10000 Goldmark kostete, in zehn Jahren 10000 Papiermark angesammelt. Man muß aber 200000 Papiermark aufwenden, um die gleiche Maschine wiederzukaufen. Woher sind die fehlenden 190000 Papiermark zu nehmen? Die einzige Möglichkeit ist die der Kapitalerhöhung, die als Dauererscheinung der letzten Jahre aufgetreten ist. Solche Art der Finanzierung des Ersatzes der Anlagen oder auch der verkauften Waren bedeutet allmähliche Enteignung des legitimen Besitzers der Unternehmung, und zwar gerade durch die unerwünschtesten Elemente unserer Wirtschaft, durch Schieber und Schleichhändler, die, weil Skrupel sie nicht belasten, sich über alle Gesetze hinwegsetzen und durch echte Wucherpreise das als Mehrgewinne an sich ziehen, was dem ehrlichen Unternehmer durch falscheingestellte Preis- und Steuergesetze am Ersatzbetrage seiner Aufwendungen entzogen wird. Im übrigen bestehen diese Art Wucher- und Steuergesetze, die Kostenersatzteile zu Gewinn stempeln und entsprechend behandeln, wohl nur deshalb noch, weil sie im ganzen genommen nicht durchgeführt werden. Wollte man wirklich alle Scheingewinne voll versteuern lassen oder ihren Empfänger als Wucherer brandmarken, so würde es bald nur noch wenige Unternehmungen geben, die in Betrieb gehalten werden könnten. Innerlich falsche Gesetze reizen zur Umgehung, zur Defraudation, und die schwerste Verantwortung trifft die, welche sie machen, denn über den Schaden, den sie direkt anrichten, hinaus zerstören sie das Wichtigste, was ein Volk aufzuweisen hat, die Achtung vor dem Gesetz.

Will man die Unternehmungen in ihrem Bestande erhalten, so muß ihnen gestattet werden, im Preise ihrer Produkte soviel Geldeinheiten zu erhalten, als nötig sind, um in dem Augenblicke des Verkaufes die im Erzeugnis enthaltenen Materialien, Arbeitsleistungen und Anlageabnutzungen wieder zu beschaffen. Man muß mit anderen Worten nicht den Gewinn ermitteln wollen, indem man Geldwerte ungleicher Kaufkraft, nämlich die des Beschaffungstages mit denen des Verkaufstages vergleicht, sondern man muß die Kostenwerte auf dem Preisniveau des Verkaufstages kalkulieren. Für unsere Beispiele heißt dies, der Kostenwert der mit 5000 Mark verkauften Waren ist am Verkaufstage 4000 Mark. Die Differenz zwischen dem früheren Einkaufswerte, 1000 Mark, und den 4000 Mark ist Scheingewinn, d. h. eine Korrekturzahl, die nur der Geldwertverschiebung Rechnung trägt. Reiner Gewinn sind nur die 1000 Mark, welche der Unternehmer verbrauchen darf, ohne die wirtschaftliche Kraft seines Betriebes zu verringern. Daraus soll er auch Steuern zahlen wie jeder andere Staatsbürger. Ebenso würde die Abschreibung auf die besagte Maschine, die zu 10000 Goldmark beschafft, heute 200000 Papiermark kosten würde, für dieses Jahr mit dem wirklichen Werte der Abnutzung, nämlich ein Zehntel des Ersatzpreises der Umsatzperiode, also 20000 Mark auf das Jahr, einzusetzen sein. Sollte die nämliche Maschine in der nächsten Periode 500000 Mark kosten, so wäre die Abschreibung für das Jahr auch auf 50000 Mark zu bemessen. Sänke etwa ihr Preis auf 100000 Mark, so sänke auch die Abschreibung auf 10000. Man mag dagegen einwenden, daß solcherart schließlich doch die Summe der Abschreibungen sich aus Beträgen ganz verschiedener Kaufkraft zusammensetze. Zahlenmäßig ist das der Fall, nicht aber wirtschaftlich, denn das, was man aus dem Erlös jedes Jahres als Kostenersatz aussondert, legt der Unternehmer nicht in barem Gelde an, bis die Zeit des Ersatzes der Anlagen herannaht, sondern er kauft jedes Jahr daraus irgendwelche im Betriebe benötigte Realgüter, die sich im weiteren Verlauf der jeweiligen Geldwertänderung durch Wertverschiebung anpassen.

Die heutige Steuergesetzgebung trägt der Notwendigkeit von Abschreibungen in Höhe des Ersatzwertes am Verkaufstage erst seit kurzem und nur ungenügend Rechnung. Immer noch auf der Anschauung aufbauend, daß Mark gleich Mark zu setzen sei, einerlei was ihre Kaufkraft war. Man hat neuerdings nun einen künstlichen Überwert von höchstens 40 Prozent der Anlagenersatzpreise herauskonstruiert, der neben der Abschreibung

auf den Anschaffungspreis zurückgestellt werden kann. Das ist ein Notbehelf, aber im ganzen ungenügend. Die ganzen Ersatzkosten müssen im Preise enthalten sein, soll die Unternehmung erhalten werden.

Mit den vorstehend erörterten Einflüssen der Geldentwertung stehen auch eine Reihe anderer Erscheinungen in Zusammenhang. Wenn die Kaufkraft des Geldes sinkt, steigen alle Realwerte im Preise, demnach auch die Anteilscheine an Realwertkomplexen, nämlich die Aktien, deren nur noch wenige unter 500, viele über 1000 für 100 Mark Nominalwert notiert werden. Das muß so sein, weil der Nominalwert zumeist noch die Einzahlung von Goldmark darstellt, dessen Gegenposten, die Vermögensteile der Gesellschaft, heut durch den Börsenkurs in Papiermark bewertet werden. Falsch sind dann auch die Prozentsätze der Dividenden, weil sie vom Goldkapital berechnet, aber in Papiermark bezahlt werden. Zur richtigen Beurteilung wird man entweder das Goldkapital mit dem Geldentwertungsfaktor multiplizieren oder die Dividende durch ihn dividieren müssen. Bei 20facher Geldentwertung sind 50 Prozent Dividende auf das Goldkapital 100 berechnet nur $2^1/_2$ Prozent auf das Papierkapital von 2000, dem ungefähr der Börsenkurs entsprechen wird.

Die hohen, falsch berechneten Prozentsätze der Dividende sind in den politischen Kämpfen ein vorzügliches Mittel zur Verhetzung der Arbeitermassen gewesen. Es lag nahe, daß die Unternehmer versuchten, die falsch zu deutende Erscheinung hoher Dividendensätze möglichst zu beseitigen. Am natürlichsten wäre es gewesen, wenn man ihnen gestattet hätte, das Aktienkapital dem jeweiligen Geldwert durch einfache Umrechnung in Papiermark anzupassen. Diesen Weg gestattet das für andere Verhältnisse geschaffene Handelsgesetzbuch nicht. Man mußte ein Kompromiß schließen, indem zu den alten Goldaktien mit hohem Börsenkurs junge Papiermarkaktien gegen niedrige Zahlung ausgegeben wurden. Damit entstanden die sogenannten Bezugsrechtsgeschenke, die nur dem oberflächlichen Denker solche sein können. Wenn etwa zu jeder alten Aktie, die an der Börse 20000 kostet und 100 Prozent Dividende trägt, dem Inhaber je eine neue gegen die Zahlung von 1000 Papiermark für 1000 Mark Nominalwert gegeben wird, so besitzt nach dieser Operation und nach der bald eintretenden Gleichberechtigung beider Aktienarten, wenn sich sonst nichts ändert, jede Aktie den Wert von $20000 + 1000 = 21000 : 2 = 10500$. Bleiben die Ertragsverhältnisse gleich, so entfallen jetzt auf jede Aktie $52^1/_2$ Prozent Dividende, der Prozentsatz ist also gesunken, wie man es wünschte.

Es bleibt nun noch die Frage des Bezugsrechtes zu klären. Der Inhaber der alten Aktie hat die Wahl, entweder eine neue zu 1000 Mark zu beziehen oder sein Bezugsrecht an einen anderen zu verkaufen. Welchen Wert hat dieses an der Börse gehandelte Bezugsrecht? Die alten Aktien standen vor der Neuausgabe auf 20000 Mark pro Stück. Bei einem Aktienkapital von einer Million Mark Nominalwert ergibt das einen Gesamtwert von 20 Millionen Papiermark für das Unternehmen im ganzen. Fließen nun für die neuen Aktien eine Million Papiermark neu in das Unternehmen herein, so arbeiten in ihm 21 Millionen Papiermarkvermögen, dessen Ertrag auf 2 Millionen Aktienkapital, 2000 Aktien zu 1000 Mark nominal, verteilt wird. Jede der 2000 Aktien erzielt bei 5 Prozent Ertrag des arbeitenden Vermögenswertes $52^1/_2$ Prozent Dividende. Der Wert jeder der 2000 Aktien beträgt nunmehr 10500 Papiermark, also ist der Wert der alten Aktien von 20000 auf 10500, um 9500 Mark, gesunken und dieser Verlust ist dem Werte der jungen Aktien, die dem Inhaber alter Aktien für 1000 Papiermark geliefert wurden, zugewachsen, denn auch sie stehen nach der Kapitalvermehrung, weil ihr Anrecht auf Ertrag gleich dem der alten Aktien geworden ist, auf 10500, also um 9500 Papiermark höher als der Einzahlungswert. Diese 9500 Mark sind der Wert des Bezugsrechts. Verzichtet nämlich der alte Aktionär darauf, von ihm Gebrauch zu machen, also für 1000 Papiermark eine Aktie zu beziehen, die bald danach, wie man voraussehen kann, auf 10500 bewertet werden muß, so wird er jedenfalls von demjenigen, dem er sein Bezugsrecht aus irgendwelchen Gründen abgibt, das als Preis verlangen, was dem anderen an Wert zuwächst und am Wert der alten Aktie verloren geht, nämlich ungefähr 9500 Mark. In Wirklichkeit sind die Einzelgrößen der Rechnung nicht so feststehend, wie wir annehmen. Der Kurs der alten wie der neuen Aktien kann sich unter der Einwirkung von mancherlei Faktoren schnell ändern, man muß also mit Schätzungsgrößen rechnen.

Wie konnte nun aber jemand auf den Gedanken kommen, das, was der alte Aktionär für die Abtretung seines Bezugsrechtes und die damit verbundene Wertminderung seiner Aktie erhielt, sei ein Geschenk, ein Sondergewinn? Solche Auffassung beruht auf den Verhältnissen der jüngsten Vergangenheit und beweist wieder, wie auch Sachverständige nicht Einzelursache und Einzelwirkung auseinanderhalten können. Wenn zwischen den beiden Geschäftsabschlüssen, nämlich dem ersten, der 100 Prozent Dividende auf 1 Million Nominalkapital erbrachte, und dem zweiten, der den Ertrag auf das verwässerte Kapital von 2 Millionen verteilen muß, die Geldentwertung weitere Fortschritte macht, ist es durchaus wahrscheinlich, daß der Gewinn, in der noch weiter entwerteten Papiermark ausgedrückt, groß genug ist, um wieder 100 Prozent auf das verdoppelte Kapitel in wertloseren Mark auszuschütten. Ist das

aber der Fall, so werden die Aktien bis dahin schnell von 10500 auf 21000 Mark steigen. Wer dann oberflächlich die Kurse beider Jahre vergleicht, stellt fest, daß sie annähernd gleich hoch sind und trotzdem auf die alte Aktie ein Bezugsrecht für 9500 Mark verkauft werden konnte. Er übersieht aber, daß dieser Vermögenswert am Jahresschluß sich aus geringerwertigem Gelde zusammensetzt als am Jahresanfang. Hätte man keine neuen Aktien ausgegeben, so wäre der Kurs der alten infolge der neuen Halbierung des Geldwertes bei gleichem Ertrage auf 40000 Mark gestiegen, bei gleichbleibendem Geldwert dagegen wäre auch der Kurs beider Aktienarten auf 10500 verblieben, ja er würde bei Geldwertsteigerung sinken.

Man sieht aus dem Beispiel auch, wie falsch es ist, die Differenzen, welche sich bei Geldwertminderung zwischen Ein- und Verkaufspreis von Aktien ergeben, als Gewinn zu betrachten. Sie sind im Durchschnitt nichts anderes als Ausgleichszuschläge für die Geldwertminderung. Man gewinnt bei Steigerung der Aktienkurse infolge Geldwertverschiebung nicht neues Vermögen, sondern man erhält es bestenfalls auf seiner alten Kaufkraft. Setzt der Staat seine falsche Steuerpolitik, die solchen nominalen Wertzuwachs als echten betrachtet und stark belastet, weiter fort, so braucht er nur die Geldentwertung über die Notenpresse lustig weiter zu erhöhen, um dauernd hohe Steuern zu erzielen, allerdings wieder mit dem Ergebnis, daß der Aktionär, welcher ursprünglich 10 Aktien zu je 1000 Goldmark besaß, bis zu dem Zeitpunkte, wo eine von ihnen 100000 Papiermark wert ist, vielleicht die übrigen 9 verkaufen müßte, um seine „Wertzuwachssteuer“ zu entrichten.

Der Beispiele für die Verheerungen, welche das mangelnde Verständnis der entscheidenden Kreise für die Auswirkungen der Geldentwertung anrichtet, sind noch viele. Jedenfalls liegt darin eine ungeheure Gefahr für unsere Wirtschaft. Es wird Zeit, daß politische Dilettanten die Finger davon lassen. Unsere bedrängte Lage erlaubt uns wirklich nicht, jeden beliebigen politischen Fanatiker durch Experimentalunterricht davon zu überzeugen, daß seine undurchdachten Ideale zum Ruin der Unternehmung und damit der Gesamtwirtschaft führen müssen. Wenn man mit vollem Recht für die Anpassung des Anteiles am Ertrage eines der Produktionsfaktoren, der Arbeit, an die Geldentwertung eintritt, muß dieser Ausgleich auch dem Kapital gewährt werden, sonst wird schließlich auch der zurzeit begünstigte Teil unter unvermeidlichen Rückschlägen leiden müssen. Solange die Steuergesetze nur auf dem Papier stehen, sind sie in jeder Form zu ertragen. Auch dann noch, wenn in Zeiten rapider Geldwertminderung die an sich unerträglichen Sätze dadurch tragbar werden, daß man die Steuerschulden infolge langsamer Veranlagung immer erst längere Zeit nach Abschluß der Einkommensperiode in einem sehr viel wertloseren Gelde zahlt, als man das Einkommen bezog. Kommt es aber, wie es das Gesamtinteresse verlangt, jetzt zu schneller Veranlagung und Einhebung der Steuern, so wird Gerechtigkeit und Sachlichkeit erste Voraussetzung der Durchführung dieser Gesetze. Wollen wir nicht die stärksten Schäden für die Gesamtwirtschaft anrichten, so muß die Erhaltung aller rationell arbeitenden Betriebe gesichert sein. Der echte Gewinn des Unternehmers soll dann aber auch so stark wie möglich besteuert werden.

Phantasus. Von Arno Holz

Nachts,
Punkt zwölf Uhr,
werfe ich mich
nieder.

Auf
acht Stunden
sterbe ich wieder.

Oder
wird es
für „ewig“ sein?

Über meine Lider
blaublütentauperlt Paradiesesschein!

Nichts ... mehr hören! Nichts ... mehr wissen!

Sanft
betten mich
die weichen Kissen!

Komm, o komm,
du süßer
Schlaf!

Mach mich wieder ... „gut und brav“

Mach mich wieder ... froh und jung!

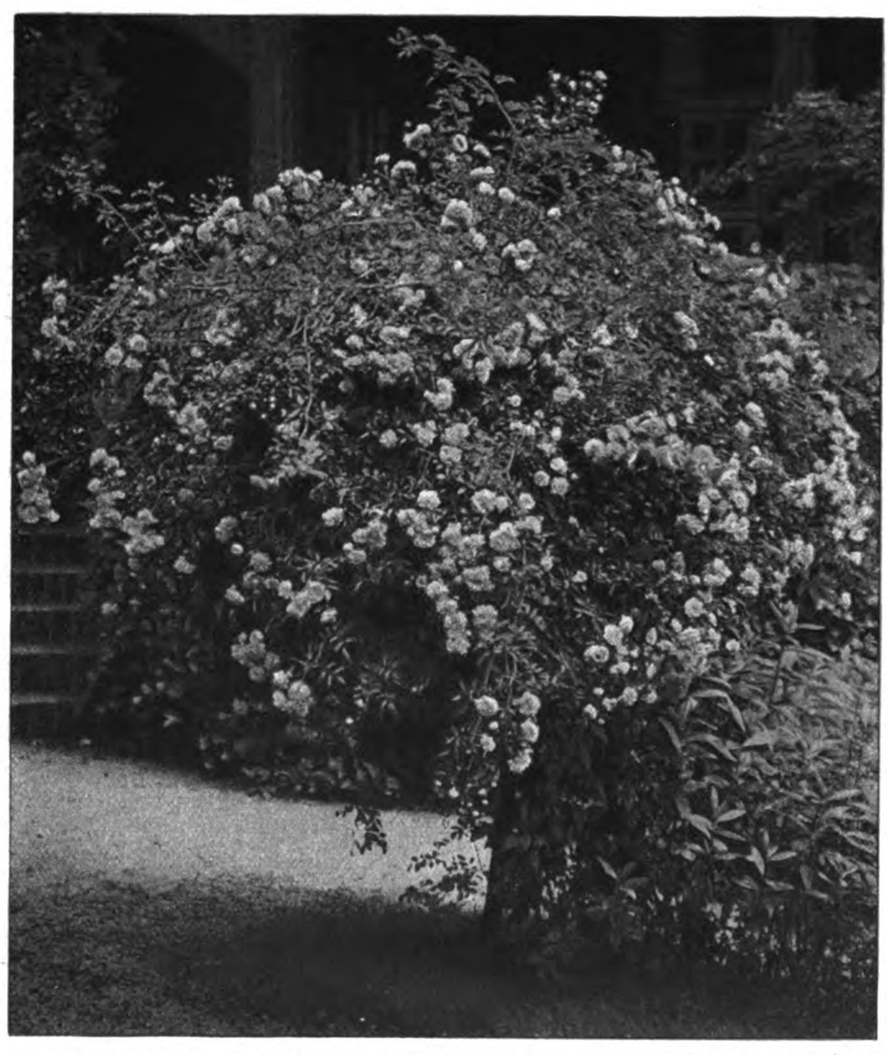
Lösch aus in mir
die
Erinnerung!

Tröstend
sänftigen mich
die Kissen,

nichts mehr ... hören ... nichts mehr ... wissen!

Rankerosen
Erfahrungen eines Laien

Als ich in die Lage kam, einen Garten anzulegen, besaß ich wenig Vorkenntnisse; ich war wohl als Kind in dem alten Kleinstadtgarten meiner Mutter herumgetollt, hatte mich an seinen Erdbeeren und Singvögeln gefreut, aus seinen Blumen Festtagskränze geflochten, aber es war ein sorgloses Hinnehmen von etwas Fertigem, Selbstverständlichem. Später gab mir ein Jahreslehrgang in der Gartenbauschule einen ersten Einblick in das Schaffen der Natur und das werktätige Mithelfen des Gartenfreundes. Doch auch dies blieb nur ein Blick durchs Schlüsselloch in eine fremde Welt. Das ganze große Wunder, das auch das bescheidenste Gärtchen für seinen Pfleger im Schoße birgt, ging mir erst auf, als mir das Schicksal in der als dürr und kahl und poesielos verschrienen Mark, dicht bei der verhaßtesten



Ein Kugelbäumchen der rosa Dorothy Perkins, acht Jahre alt. Die jedes Jahr neu austreibenden, sehr langen Ranken werden heruntergebogen und am Stamm vorbei auf der anderen Seite hochgebunden. Dadurch entsteht die Kugelform. Den starkblühenden Seitentrieben läßt man Freiheit (Aufnahme H. Boll, Berlin)

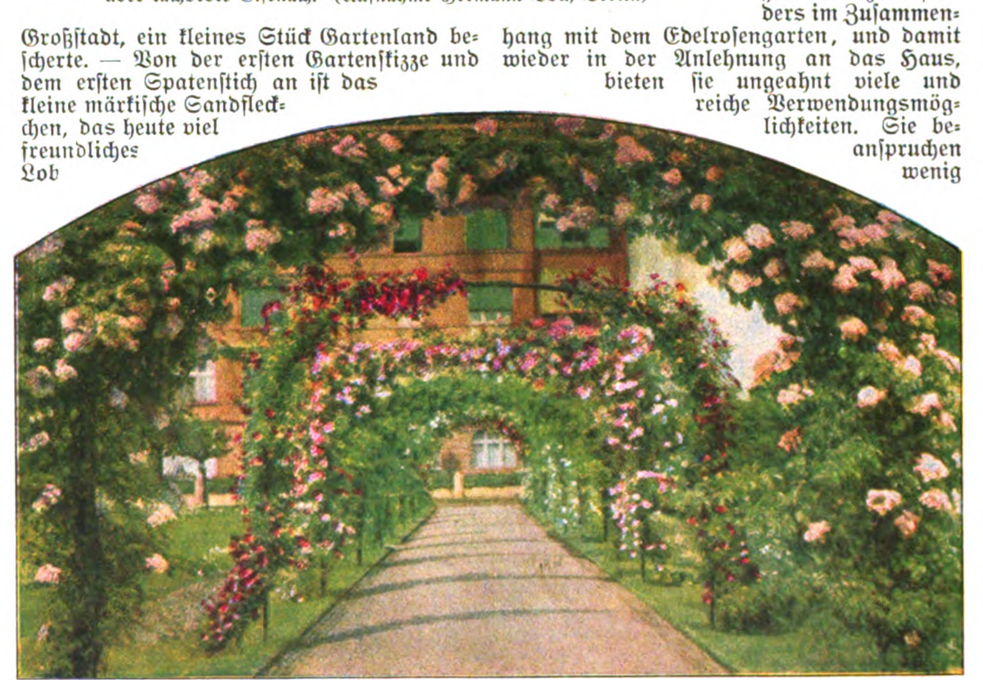


Strauß von weißer Dorothy Perkins, die sich im Verblühen zartrosa färbt; darüber lachsrote Eisenach. (Aufnahme Hermann Boll, Berlin)

findet, mein eignes Arbeitsgebiet. Gartengelehrte hörte ich erst später. So machte ich alle Dummheiten allein. Aber auch die Erfolge nehme ich für mich in Anspruch. Und nachdem ich nun in bald fünfzehnjährigem Zusammenleben mit Blumen, insbesondere mit meinem Liebling, der Rose, durch freudige Überraschungen wie durch Fehlschläge allerlei gelernt habe, glaube ich zur Erklärung und Begleitung der farbenfrohen Bilder, von denen einige in meinem Gärtchen entstanden sind, aus meinen Erfahrungen ausplaudern zu sollen.

Großstadt, ein kleines Stück Gartenland bescherte. — Von der ersten Gartenskizze und dem ersten Spatenstich an ist das kleine märkische Sandfleckchen, das heute viel freundliches Lob

Mein Hauptaugenmerk wandte ich von vornherein den Schlingrosen zu. Ganz besonders im Zusammenhang mit dem Edelrosengarten, und damit wieder in der Anlehnung an das Haus, bieten sie ungeahnt viele und reiche Verwendungsmöglichkeiten. Sie beanspruchen wenig



Rosenbogen, die einen neu angelegten Promenadenweg überspannen, als erwarteten sie die Hochzeitskutsche einer Prinzessin. Die Ehrenjungfrauen heißen: Trier, Crimson Rambler und Leuchtstern



Im alten Park steht am Auslug der Berglehne ein Gloriettl, mit Glycinen berankt; an den seltenen Koniferen sieht man, daß sich's um einen Garten in Süddeutschland handelt. Im Vordergrund breiten sich die festlichbunten Schlingrosenteppiche über die alten Terrassenmauern. (Aufnahme H. Hildenbrand)

Platz an der Erde; ihr Reich steht darüber. Auch mein Gärtchen ist ja nur klein — aber sehr hoch.

Wo der Haus- und Vorgarten aufhörte, da stand noch ein Stückchen Kiefernwald (ach, wohl fast sechs Dutzend alter Grunewaldstämme!), das nannten wir stolz-bescheiden den Park. Und es zeigte sich bald, daß die Rankerose sich ganz prächtig als Bindeglied zwischen Garten und Park eignet.

Es wird nur wenig Landhäuser geben, deren Architektur nicht die Berankung vertrüge. Entweder werden die Wände oder die Türumrahmung, ein Erker oder eine Veranda eine bunte Belebung wünschen. Und dafür ist die Rankerose das geeignetste Lebewesen. Sie bringt Farbe, sie bringt Saft und Atem in tote Linien, sie verschleiert und verwischt harte Kanten, sie gibt auch dem kältesten und unpersönlichsten Steinbaukasten etwas Warmes, Wohnliches. Ihr Farbenreiz kommt als Frontberankung besonders gut zur Entfaltung, wenn man ihr als Hintergrund eine Decke jenes selbstklimmenden Weines gibt, der sich wie ein goldenes Vlies an die Hauswand schmiegt. Sind die Rankerosen verblüht, so sendet der Selbstklimmer im Herbst noch seine dunkelrote Fanfare den sommerlichen Farbenklängen nach.

Aber wir wollen uns von der Viertagepoesie des wilden, roten Weins nicht allzusehr einfangen lassen. Ein Schmarotzer ist und bleibt er. Und darum sogleich einen praktischen Hinweis. Der Selbstklimmer soll nicht die Hauptrolle spielen. Wenn er üppig wuchert, entzieht er den Rosen die Nahrung. Das Edlere braucht Pflege, brutalere Naturen setzen sich ganz von allein durch. Genau wie in der menschlichen Gesellschaft. Also Vorsicht schon beim Pflanzen! Man wird gut tun, die Wurzeln des Weines mit Dachpappe, die in die Erde gesteckt wird, zu isolieren und die Pflanzen mit Dünger und Wasser knapp zu halten. Umgekehrt bei den Rosen: der Boden muß tief rigolt, mit Kuhdung, Kalk — und bei Sandboden mit Lehm — vermengt werden. Man merke besonders: die Pflanze muß einen halben Meter von der Hauswand entfernt eingepflanzt werden, damit die Wurzel sich nach allen Seiten hin entwickeln kann. Schon im ersten Herbst bilden sich lange Triebe, und im zweiten Jahr kann man bereits anfangen, die Ran-



Blick vom Obergeschoß des Landhauses auf das Dach des Rosenlaubengangs; die Blütenpolster der rosa Dorothy Perkins stecken voller Singvogelnester; gibt es eine schönere Wohnung zwischen Himmel und Erde?

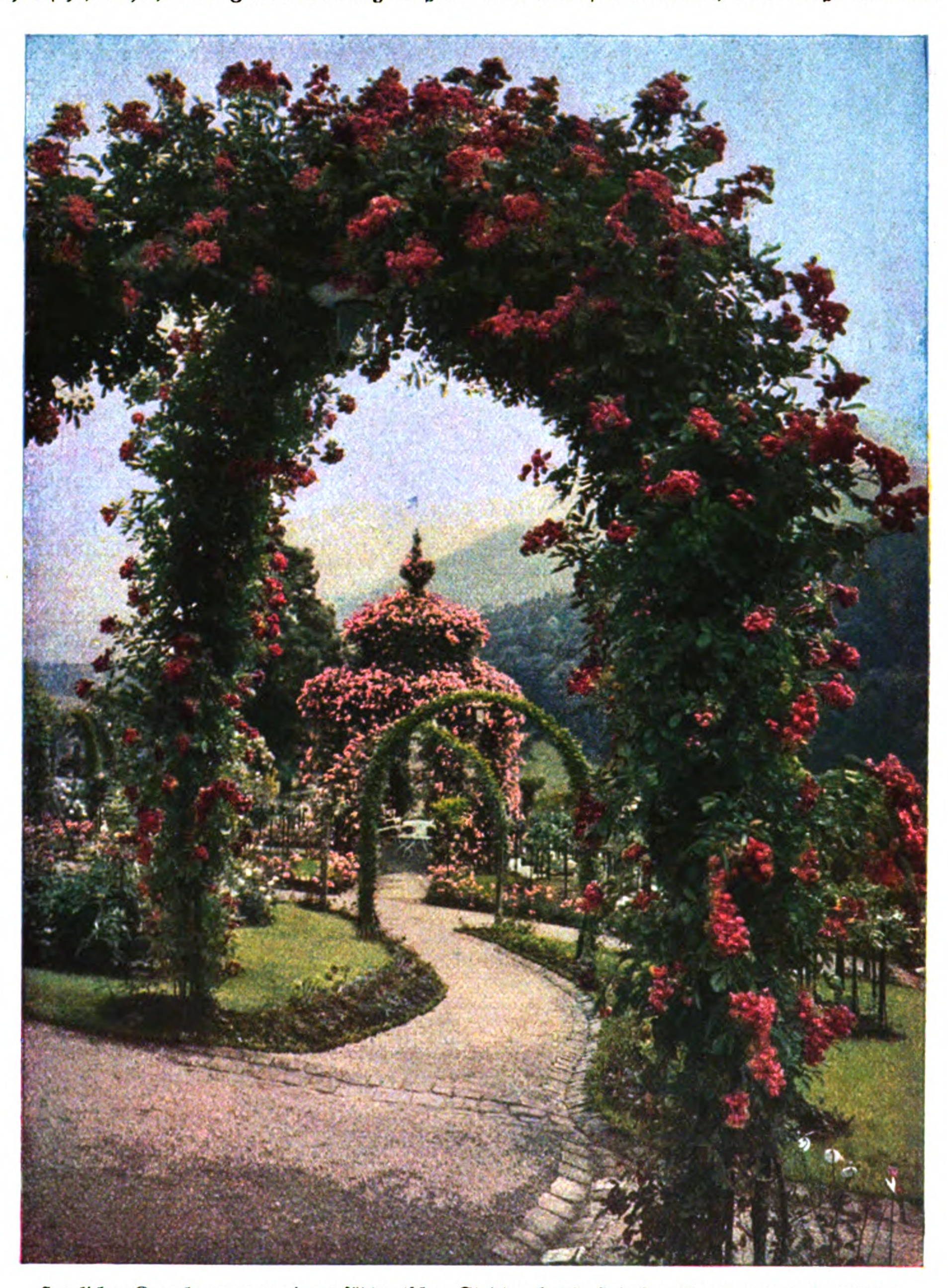


Glasvase, mit siebzehn verschiedenen Rankerosen gefüllt, die zu gleicher Zeit blühen: Crimson Rambler, Eisenach, Trier, Helene, weiße Dorothy, Rubin, Hyawatha u. a. (Aufnahme Hermann Boll, Berlin)

ken an der Hauswand aufzubinden.

Welche Sorten eignen sich nun am besten für die Hausberankung? Vor allen Dingen starkwüchsige und meltaufreie! Als eine der schönsten und verwendbarsten, früh- und langblühenden ist die Tausendschön zu nennen, deren volle Dolden rosaschattierter Blüten eine lange Haltbarkeit haben und auch im Verblühen noch reizvoll sind. Auch zum Schnitt für Sträuße und Vasen eignen sie sich wegen ihrer straffen Haltung und ihrer malerischen Wirkung. Dann folgen American Pillar mit leuchtend rosafarbigen Riesendolden, Diabolo schön rot, Hackeburg rot gefüllt, Crimson Rambler (vielen Gartenbesitzern

fast immer noch als einzige Rankerose bekannt!) und die in drei Farben gezüchtete Dorothy Perkins. Diese Sorten, in guter Mischung gepflanzt, verbürgen einen Rosenteppich über die ganze Hausfront von Anfang Mai bis Ende August. Eine Staudenvorpflanzung, worin blauer Rittersporn vorherrscht, erhöht die Farbenwirkung außerordentlich. Ist irgendwo ein passender Platz für einen Rosenlaubengang oder auch nur ein Weg, der mit Rosenbogen überspannt wird, dann empfiehlt es sich, immer zwei verschiedene Farben und Folgen zusammenzupflanzen, z. B. Sancy de Parabère (sehr früh) und Tausendschön, American Pillar und Crimson Rambler, eine weiße und eine



Herrlicher Kreuzbogen aus einem süddeutschen Stadtpark: die Crimson Rambler in voller Blüte. Der runde Gartenpavillon ist überschüttet mit der reichblühenden Rankerose Wartburg (Aufnahme H. Hildenbrand, Stuttgart)

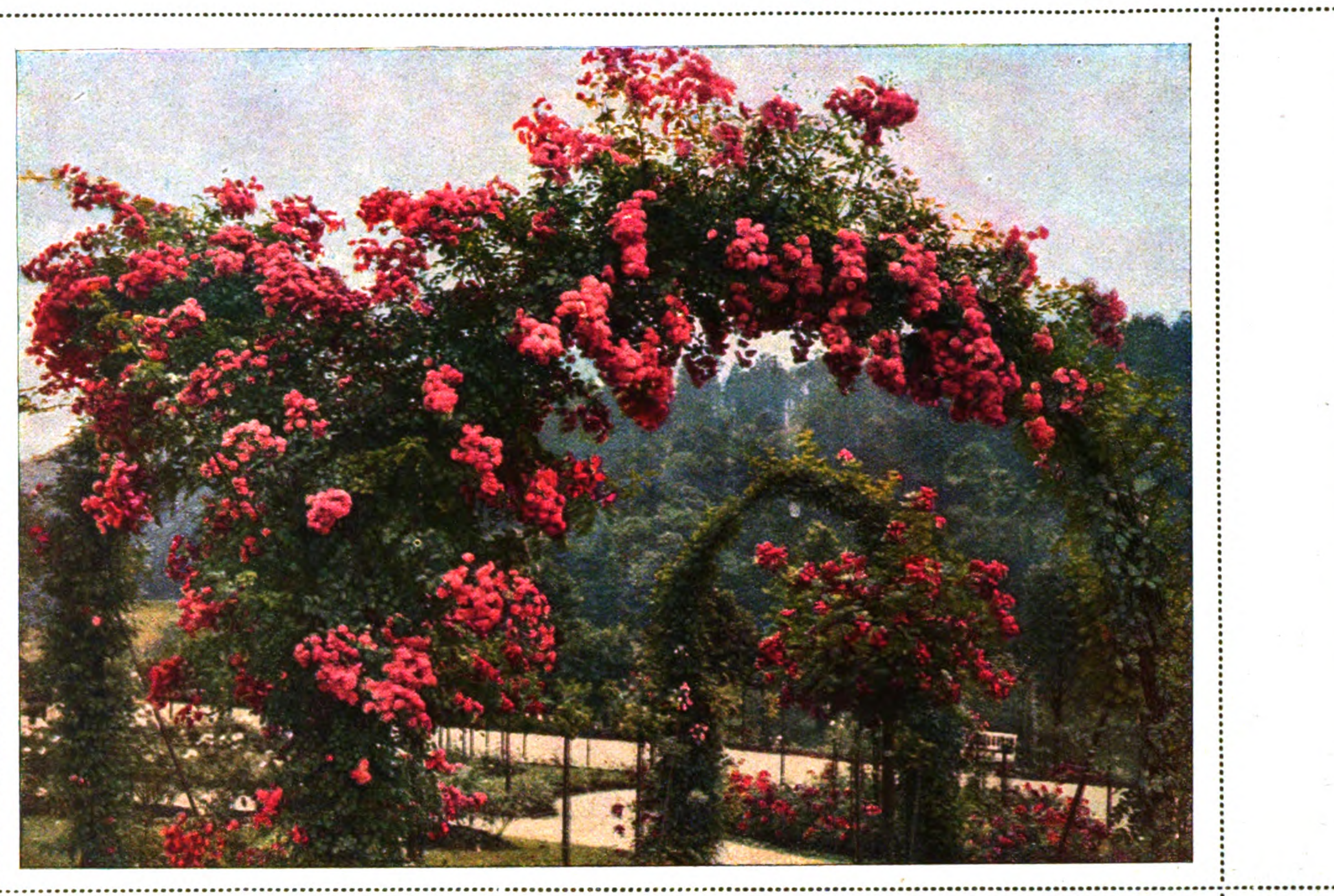
rosa Dorothy Perkins. Ich habe im Karlsruher Stadtgarten auch den Zusammenhang der cyclamenfarbenen Rankerose Veilchenblau mit der remontierenden weißen Trier sehr wirkungsvoll gefunden. Was für den Rosenbogen und die Pergola gilt, ist auch für die Rosenlaube anwendbar, aber man kann da eine sehr hübsche Abwechslung schaffen, wenn man zwischen die Rosen eine Clematis stellt. Etwa zur weißen Dorothy Perkins oder der lieblichen altmodischen Rose Felicité et Perpétué die tiefvioletten Blüten der Clematis Lachmannii — das läßt das Auge vom allzu starken Farbenfeuer ausruhen. Und wie zart und bräutlich wirkt die rosa Helene als Nachbarin einer gefüllten weißen Clematis! — An einem Wiesenabhang stehen ein paar kräftige Rankerosen, vielleicht die Perle von Britz, die Hyawatha und eine Crimson Rambler zusammen. Diese starkwachsenden drei wird man schon frühzeitig an lange, feste Eisenstangen binden, möglichst hoch; im zweiten oder dritten Jahr stürzen dann ganze Kaskaden von Ranken, die überreich mit Blüten bedeckt sind und wirr durcheinander wachsen, von der Höhe herab.



Ein malerischer Winkel am alten Geräteschuppen. Die sattgelbe Banksiarose, herrlich duftend, aber leider zu zart für Deutschlands Norden
(Aufnahme P. Hommel, Stuttgart)

Schließt der Garten mit einer Mauer gegen einen höher gelegenen Gartenteil ab, was in bergiger Gegend und am Flußufer einen ganz besonderen Reiz ausmacht, dann wird man selbstverständlich den Mauerkopf mit Rankerosen bepflanzen. Dafür eignen sich alle Rosen mit dünnen und weichen Ranken, deren Blüten einen an sich schon hängenden Charakter haben. Man erinnere sich solcher mit gelben Banksiarosen überschütteten Wände in Gries und Meran und an den oberitalienischen Seen, die dort schon im März über und über blühen und das deutsche Gemüt in Begeisterung und Rührung versetzen. Bis vor kurzem kannten die Züchter nur wenig rein gelbe Rankerosen, die den deutschen Winter ausgehalten hätten; neuerdings soll es nun auch winterharte gelbe Sorten geben; in rauherem Klima wird man aber durch Abdecken mit Matten und Tannenzweigen versuchen, einem Erfrieren im Winter vorzubeugen.

Die auf Hochstamm gezogene Schlingrose, der man zuerst auf Friedhöfen begegnete, hat sich jetzt als eine Parkrose erster Ordnung Heimatrecht in jedem Rosengarten erworben. Verfügt man über einen größeren



Noch einmal Rosenbogen. Im Vordergrund hat die American Pillar ihre ganze üppige Pracht entfaltet. Eine einzige Dolde dieses Riesenwunderkindes trägt 25 bis 30 Blüten und genügt zur Füllung einer ganzen Vase. — Zu einem richtigen Rosengarten gehört es, daß die Wege in gewissen Abständen mit Rosenbogen überwölbt sind. (Aufnahme H. Hildenbrand, Stuttgart)

freien Rasenplatz, dann kann man drei bis vier Rosen in einem Pflanzloch vereinigen. Eine gute Zusammenstellung ist: Tausendschön, Trier oder Graf Zeppelin und Crimson Rambler und Dorothy Perkins oder Helene. Eine Blütezeit folgt dann der andern, und man hat drei Monate lang seine Freude an solchem Riesenstrauß. Natürlich bedarf die Wucht dieses Blütengeranks eines festen Haltes. Ich gebe dafür eine praktisch erprobte eigne Erfindung. Ich ließ vom Schlosser zwei etwa einen Meter im Durchmesser große Ringe von Bandeisen zuschneiden, die aber erst geschlossen wurden, nachdem der eine um die Wurzeln in die Erde, der andere um die Krone gelegt war. Beide Ringe wurden durch vier Eisenstangen, die etwas länger als die Rosenstämme waren, miteinander verbunden und in der Mitte zusammengefaßt. Auf diesem Gestell ruht nun die blütenschwere Krone fest und sicher, hat sich in die Breite und Länge prächtig entwickelt und ist ein vielbewunderter Rosenschirm geworden.

Dies wäre in großen Umrissen die vielfache Verwendung der Rankerosen im Vorgarten. Natürlich werden sich noch einige strauchartige Rosen dazu gesellen, die, zwischen Frühlingssträucher gepflanzt, eine Ergänzung und Belebung von Flieder- und Jasminbüschen bilden. Zu diesem Zwecke schlage ich vor: die Carmin Pillar, eine sehr frühe, leuchtendrotblühende, die Oriole, mit großen Buketts sahnengelber, gefüllter Blüten, später die remontierende Crimson Rambler, die einen gedrungen buschartigen Wuchs hat, und die sehr spät blühende, reizende, rosadoldige Adrian Reverchon, die bis in den November hinein remontiert.

Mit den Buschrosen gelangen wir nun aus dem Haus- und Vorgarten in den Park. Dort auf freien Rasenplätzen, angelehnt an Gehölz und besonders in der Nähe von Koniferengruppen, können die Rosenbüsche



Eine Dolde der American Pillar. Die Aufnahme gibt in Form und Farbe ein getreues Abbild, muß aber ums vierfache vergrößert gedacht werden

ohne Beschränkung in die Höhe und Breite wachsen und mit ihrem Blütenfeuer die ganze Landschaft in Glut tauchen.

Als einer der schönsten, blütenreichsten und wirkungsvollsten möchte ich der Rose Parkfeuer ein Lob- und Danklied singen. Sie wächst sehr schnell, sie entwickelt sich sehr kräftig, sie macht vier bis fünf Meter lange Triebe im Jahr! Man muß beizeiten für eine starke Stütze sorgen (am besten ein bis zwei starke Gasrohre in zwei Meter Höhe mit einer Querstange verbunden). Im Mai steht dann ein „feuriger Busch" im Garten, ist über und über bedeckt mit jauchzendroten, einfachen Blüten, die durch einen starken Stand goldgelber Staubgefäße noch leuchtender wirken. Nicht minder schön ist die schon erwähnte Carmin Pillar, deren Blüten überraschend groß, auch offen und hellblutrot sind. Und schließlich sind alle bisher erwähnten Rosen auch im Park zu verwenden. In Gruppen von verschiedenen Farben zusammengestellt und beizeiten gut gestützt und gebunden, werden sie den ganzen Sommer hindurch den Park beleben; die einfach blühenden wirken noch im Herbst durch die roten Hagebutten und sorgen dafür, daß die Singvögel, denen sie im Frühjahr als Nistgelegenheit dienten, in der kargen Jahreszeit nicht verhungern.

Sind hohe, schlanke Baumstämme da, Kiefern oder Birken, dann darf man sich den Reiz nicht entgehen lassen, den sehr starkwachsende Rankerosen bieten, die an den Stämmen oft bis an die Wipfel hinanklettern; man hat seine helle Freude an den luftiglustigen Blütensäulen. An Kiefern muß man leuchtendrote oder weiße Rosen hochziehen. Helle und dunkelrosa Sorten geben eine zauberhafte Wirkung am seidigen Weiß der Birkenstämme. Von einem Schaden für die Bäume, wie es oft angenommen wird, kann nicht die Rede sein, höchstens könnte es vorkommen, daß die Rose nicht gedeiht, wenn sie nämlich (wie es der Gartenarbeiter grundsätzlich tut) zu nahe an den Baumstamm gepflanzt wird und ihre Wurzeln wegen des Widerstandes nicht genügend Nahrung finden. Die Rose muß einen halben Meter vom Baumstamm entfernt in ein gut mit Kuhdung und Komposterde vorbereitetes Loch gepflanzt werden. Im ersten Jahr schon empfiehlt sich's, nach der ersten Blüte bei Regenwetter einen Dungguß zu geben, später, je stärker die Pflanze wird, ist im Oktober noch eine Düngung zu empfehlen. Einmal im Jahr muß das alte Holz ausgeschnitten und müssen die jungen Ranken aufgebunden werden. Auch muß viel Wasser gegeben werden, besonders während der Blüte und im Spätherbst. Aber sonst sind die Rankerosen wenig anspruchsvoll, sind hart gegen Frost und brauchen nicht, wie die Edelrosen, eingedeckt zu werden. Frieren sie in sehr kalten Wintern wirklich einmal herunter, dann treiben sie aus der Wurzel doch wieder aus, und zwar um so kräftiger.

Es gibt unendlich viel mehr Arten von Schlingrosen als die hier genannten, und es werden jedes Jahr neue und immer bessere Sorten gezüchtet. Der Rosenfreund wird bald ein brennendes Interesse an all diesen neu auftauchenden Größen an den Tag legen, er wird Ausstellungen besuchen, bekannte Rosengärten, wird Kataloge und Fachzeitschriften studieren und in kurzer Zeit Kenner auf diesem dankbarsten Gebiet werden. Und der erst, der gewissermaßen in ein verwandtschaftlich vertrautes Verhältnis zu seinen Rosen gekommen ist, wird die tieferen Freuden voll ausschöpfen. Dem sind sie lebende Wesen wie er selbst — wenn auch von andrer Art. Man muß ihre Seele suchen. Vor Tau und Tage zu ihnen gehen, wenn die Singvögel ihre erste Zwiesprache mit den Blumen halten, in der Mittagsglut, wenn ihre Kelche weit geöffnet der Sonne, umsummt von Bienen, umgaukelt von Schmetterlingen, ihre feierlich festliche Empfangsstunde haben, und des Abends, wenn der Duft berauschend aus ihren göttlichen Opferschalen steigt. „Voir les animaux et les fleurs chez eux" — wie Rodin rät, der große Naturbelauscher und Naturoffenbarer. Man muß ihre besonderen Lebensbedingungen und Lebensbedürfnisse erforschen und ihre Wünsche erraten, sie hegen und pflegen wie zarte Kinder. Ungeahnte Freuden und Reize entdeckt man auf solche Weise bei seinen Schützlingen. Man kommt hinter die tiefsten Geheimnisse der Natur. Man ahnt die Blumenseele und birgt Gewinn für die eigne.

Der erste Mann, der seiner Geliebten eine Blume brachte, tat den ersten Schritt über das Tier hinaus. Indem er etwas für nötig hielt, was nur dem Schönen diente, entfernte er sich vom Tier und näherte sich dem Ebenbilde Gottes. Als die holde Notwendigkeit des Unnützen gefunden ward, da kam die Poesie in die Welt. Von da an haben uns die Blumen durch alle feierlichen Stunden des Lebens begleitet.

Wer aber für die festlichen Gelegenheiten des Daseins seine Blumen selbst zieht und nicht im fremden Laden fremde Blumen kauft, dem ist sein Tag strahlender, sein Fest festlicher, weil er seine Lieblinge um sich hat, die ihm noch niemals Kummer bereiteten.

In den harten Jahren der Erniedrigung und Enttäuschung wurde dem deutschen Volke, das geglaubt hatte, von selbst schon alles hergegeben zu haben, immer noch mehr genommen. Viele Quellen der Freude wurden ihm verschüttet, die reinste und die reichste konnte niemand ihm nehmen: die Freude an der Natur.

Wer nur ein Geviertmeter Erde besitzt, kann daraus ein Kubik Freude ziehen, wenn er ein paar Blumen darauf hegt.

Und zu den genügsamsten und dankbarsten gehören die Schlingrosen, sie brauchen wenig Platz in der Erde, sie heben und strecken sich zum Sonnenlicht empor — Himmelsleitern sind sie!

Grete Höcker.

Der Gast des Astolt

Von Carl Bulcke

Mit vier Zeichnungen von Prof. Alois Kolb, Leipzig



reihundert dazu und tausend Jahr sind voll, da lebte einstdermal an der Donau zu Melk, just da, wo gegenüber im Strom die Insel liegt, ein Mann, nannte sich Astolt, der die Fähre versah, einen Weingarten besaß, dazu eine Herberg führte und zu Unrecht nicht ein furchtsamer, auch nicht gar wohlhabender Mann war: denn es gab windige Zeiten durchaus, Hunnenvolk und Mordgesindel, Krieg, Hungerpein, Geschrei allerorten, müßig Mannstum, das Maul aufsperrend, wenig Freud für einen Christenmenschen, dafür Pestilenz und Schwefel, ganz gleich wie zu unseren Tagen.

Hieß damals Medelicke der Ort, auch Melckede, Meldicke oder Melk, wie es grad gefiel, kam nicht genau drauf an, und droben auf dem Berg, mit Burg, Turm, viel Geschütz, Mannsvolk, Goldschatz und kaiserlichem Privileg war der Bischof gesessen, groß, grob, im Panzerhemd. Floß unten grün die Donau, ganz gleich wie zu unseren Tagen.

Kam ein Ritter zu dem Astolt über die Fähr, bei sich drei Rößlein, zwei Buben, ein Kasterl, so das eine Rößlein trug; war fast ungewaffnet, trug zur Seite ein Schwert, war nit arg jung, langen Wuchses, lang von Gesicht, auch bartlos, hatte viel lang braunes Haar um den Kopf, war fast arm gekleidet, ohne Rauchwerk, bat um Herberg.

War gleich dem Astolt die Angst in die Knochen geschlagen, kroch ins Stroh, jammerte baß. Krähten die Buben im Hof, jagende die Mägde, saß vor der Herberg der Ritter, Bein auf Bein, schauete über den Strom, kam dem Astolt sein Maidlin, stand, reichte Wein, Brot, Käs', schaute der Ritter auf, sagte, heia, wie lieblich sei das, verweilete aber fast als ein schlafender Mann.

Schlug die Hora droben im Turm, bekreuzigte der Ritter sich nicht, hob sich auf, ließ sein Schwert liegen, wo es lag, strolchte durch den Weinberg wohl an zwei Stund, stieß im Kahn hinüber zur Insel, war wieder da, lachte mit leichtem Mund, hob das Kasterl zur Seite, schickte Rößlein und Buben wieder mit der Fähr zum jenseitigen Land, sagende, nun sei's genug, sollten zurück gen Pechlaaren und er bliebe nun hier. Nahm hernach den Astolt am Arm, fragte mit Freundlichkeit, horchte alles aus, Hunnenvolk, Mordgesindel, schlechte Zeiten, sagte, da sein wir geschworene Brüder und ihm ging es auch so, führete den Astolt den Weinberg hinauf, wo ein alt Gemäuer stand, so noch der Römer übrig gelassen, und hier wollte er bleiben. Wunderte das den Astolt baß, ließ es alles geschehn, den lieben Frieden liebhabend, gab Stuhl, Tisch, Bettlager, lachte der Ritter, hausete da.

War aber der Astolt bald dessen froh, daß in dem kleinen Gemäuer oben der Ritter saß. Unterwies ihn der Ritter, wie man anderswo bauete den Wein, aufband den Trieb, kelterte die Traube. War nämlich ein böser Wein, so zu Melckede wuchs, grob über die Maßen, grausam Geschimpf, kratzte im Hals, biß in die Leber, bös böser Wein, gut für das dumme Volk und gut dafür, Fleisch darein zu säuern und Pflaumen, so man kocht. Mußte der Astolt fahren jedes Jahr zweimal über den Strom weit hinter den Berg entlang die Donau bis gegen Mautern, waren drei Tagreisen, wo gut Wein teuer war, tat das heimlich, verschwor sich, sei der Wein zu Melckede gewachsen, sei so arg gut, daß die Leut in anderer Zeit hätten mit Goldfässern getauscht den Melckeder Wein. Trank selber den guten Wein gern, hatte leicht einen Rausch, krähte dann laut, sagende, kennte kein Mensch das Öster-

land besser denn er, müßte er den Gästen auf den Straßen den Weg weisen die Donau auf und die Donau nieder, habe er selber gar der reichen Königin gedient als ein tapferer Mann, war aber alles Wind. Strich sich der Astolt nun den Bauch, wurde dem Ritter hold, sah die Trauben blau und grün reich an den Hängen, träumete sich als reichen Mann, schickte ins Gemäuer nauf gesottenen Fisch und gebraten Federwild, auch altes Heidengeld und aus Stein gehaune Menschlein, so man in der Erden findet ab und an, Ketzerzeug, unfromm Ding, heia, war dem Ritter lieb.

Kam aber ein Gerücht von jenseits des Stromes, wußte keiner woher, kam hinauf bis zu dem Bischof im Panzerhemd, daß der Ritter bekannt sei in vielerart Künsten, mit der Hand die Buchstaben zu malen und jegliches Schriftwerk sauber zu tun. Schickte der Bischof einen Gesellen aus, sollte spähen, weß Art der Ritter sei und woher. Erkundete aber nichts als dieses: daß sechs Stunden des Wegs in Pechlaaren der junge Herr Rüdiger, so ein kaiserlich Privileg besaß, unterwiesen sei von dem landfremden Ritter in Fressen, Saufen, Lautenschlagen, fränkischer Art, also daß der Fremde Schuld hatte an dem Geschrei im Land: Hatte nämlich Herr Rüdiger, gelbe Haare um das Gesicht, den Kopf voll unkluger Dinge', mit seinen Reisigen die Burg Steinbergen berannt des Nachts, ohne Landbruch zwar aber mit tollem Gelächter, fordernd als Eheweib des Grafen Jüngste, welche Susanne geheißen. War dann vier Tage lang Hochzeit gehalten, vier Tage lang Liedergesang, saß nun der junge Herr mit seinem erstaunten Gemahl zu Pechlaaren auf der Burg, war der Landfremde seines Weges gezogen, drei Rößlein als Geschenk, dazu das Kasterl und die Buben.

Dieweil aber der Bischof in Melckede eine Fehde hatte mit dem Bischof in Grein und sie beide des Willens waren — auch in Angst vor der Acht —, schiedlich und friedlich ihre Sache zu gleichen, ließ der Melckeder den Ritter kommen, gab ihm gute Worte, dazu Mecheler Tuch und Bärenfell; sagte ihm der Ritter, was römischen und fränkischen Rechtes sei und wie den contractus man halten müsse, war das dem Bischof lieb, stattete er den Ritter mit einem Brief aus nach Grein, darein er bevollmächtigt war, zu handeln und zu wandeln, wie es ihn bedünkte.

Kam der Ritter zurück, war alles Friede und Freud, auch gute Geschäfte für Melckede, an dreihundert Gulden ungrisch, umhalste ihn der Bischof, sagende, er müsse bei ihm bleiben, ließ Bier kommen, Wein, gebratenen Ochs, durfte der Ritter trinken aus einem Becher, ganz von Gold, soll der Hunne Etzel daraus getrunken haben. Gab ihm der Bischof aber keinen Lohn, wußte wohl, es sei gefährlich, kluge Menschen reich zu machen, besser, man hält sie niedrig. Fragete aber gnädig, wo er geweilt bisher und ob ihm zu helfen. Lachte der Ritter, sagte, Herr Bischof, ja, das Schriftwerk will ich sehn, so bewahrt wird von denen Mönchen, lachte der Bischof, sagte, Herr Ritter, ja, das soll geschehn, schickte zum Gemäuer groß viel Pergament, einen Bärenschinken dazu, magst kommen, wenntu willt, und trinken aus dem goldenen Krug, kam der Ritter aber nicht,





saß im Gemäuer, saß und las, Tag und Nacht, war stumm wie der Fisch.

Wunderten sich die Leut, wußt keiner, wer er war. Sah man ihn, am Straßenrand hockend, Worte sprechend, die keiner verstand, barhäuptig wandernd, den Kopf im Nacken, die rechte Hand aufrecht haltend wie ein Gehöhltes. Glaubten viele, er sei ein Schalk oder ein Irrer. War niemand ihm gram.

Kam zum zweitenmal Lenz und Herbst, Sonne und Regen, saß der Ritter immer noch im Gemäuer, war der Astolt sehr froh, hatte gute Zeit. Saß der Ritter viele Tage für sich, fast traurig, begehrte nichts, trug des Astolt Tochter zu Mittag Brot, Wein, Käs' hinauf, saß der Ritter am Tisch, malte ein Schriftwerk, sah das Maidlin nicht, wußte nicht, daß es kam, wußte nicht, daß es ging. War der Ritter hernach bei Lust, hing ein rot Tüchlein an einer Stangen aus dem Gemäuer, das hieß: Ich will Wein. Dann stieg des Astolt Tochter die Stiegen hinan und brachte den Wein, trug ihn langsam über Gestrüpp und Gestein in langhalsigem Tonkrug, waren auf dem Krug wunderlich schwarze Gebild, teuflisches Blendwerk. Heia, das mochte der Ritter gern. Ist aber nicht zu verschweigen, (was jeder weiß, der gesessen in Schenken auf den Bänken, daß der Gastwirte Töchter schön sind), daß auch des Astolt Tochter eine Schöne war, schön von Wuchs und Haar, schön in den Augen. Öffnete dann der Ritter das Kasterl, darein lagen Griffel und Täfelchen, zeichnete den Umriß des Maidlins, zeigte ihm Bilderchen und Schnitzwerk, Puppen aus Ton und grauem Stein, sagte Worte, wie sie die Römer gesprochen haben, tat ihm nichts.

Saß oben auf der Burg der Bischof im Panzerhemd, ließ der Bischof rufen nach dem Ritter, landfremd bist du, ich werde dich kirren, heischte durch seinen Gesellen einen neuen contractus, ließ der Ritter sagen, nein, war der Bischof zornig, drohte dem Ritter mit Ketten und Schimpf, schickte nicht Bärenschinken mehr zum Gemäuer, nicht altes Pergament, sagete, er sei ein Narr. Hatte der Ritter Not.

War aber ein jung Geselle auf dem Turm, so bei den Mönchen saß, die Schrift verstand und Bilderchen malte in Gold, Blau, Rot, kam heimlich zu dem Ritter, kam bei Tag und bei Nacht, war nicht wegzuschlagen, sagte zu des Astolt Tochter, der Ritter sei schön, herrlich und heilig wie des Herren Sohn. Habe alles aufgeschrieben von der Nibelungen Not, läge alles zu unterst im Kasterl, und er habe es nachgeschrieben, so gut er es könne. Jetzt nur noch ein paar Tage und es sei alles erfüllt. Da stieg des Astolt Tochter das Blut ins Gesicht, riß einem jungen Hahn den Kopf ab, warf ihn ins Feuer, daß es stank wie die Pest, schrie, daß es Feierabend sei, und warf den jung Gesellen die Stiege hinab, daß es krachte.

Kam Herbst, war die Weinles' beendet, kam Sturm, schlecht Wetter, kalte Zeit, ging die Donau so hoch, daß kein Mensch in die Herberg kam, kein Fremder die Fähr wollt fahren. Saß oben auf der Burg der Bischof im Panzerhemd, praßte und tafelte, war unten im Tal alles Nebel, Hunger, Rattenplage, Finsternis. War nichts mehr da, nicht Brot, Wein, Käs', ganz gleich wie zu

unseren Tagen. Saß der Ritter oben in seinem Gemäuer. Ist des Astolt Tochter betteln gegangen, auf daß der Ritter nicht Not zu leiden hätte; brachte ihm jeden Tag Brot, Käs', Wein; saß der Ritter da, wußte nicht, was geschah, sah das Mädchen nicht, sah nur sein Schriftwerk.

Kam der Tag, kam der Ritter hinuntergestiegen zur Herberg, trug sein Kasterl und hatte nichts sonst, weckte den Astolt, begehrte, mit der Fähr hinübergesetzt werden zum anderen Ufer. War aber der Astolt nicht zu bewegen, hatte Angst, weil die bösen Geister im Kasterl waren, zudem weil es arg stürmte. Kam des Astolt Tochter, nickte bloß, löste das Fährboot.

Stieg drüben am Gestad der Ritter aus, stellte das Kasterl hin, tat als sei nichts geschehn, nahm des Mädchens Hände, sagte, er habe gute Tage gehabt, küßte das Mädchen, sagte, er müsse nun fort, es solle den jungen Gesellen fragen, es sei ein schelmisch Verslein in der Schrift. Sagte das Mädchen, es wolle mit ihm ziehen und wo er hin wolle allein in dunkler Nacht und mit den bösen Geistern, küßte ihn und wollte nicht von ihm lassen. Blieben die Nacht dort im Dunkeln.

Ging am grauen Morgen davon, ging davon, kam nicht wieder.

❀ ❀ ❀

Es ist zu lange her, man kann nicht weitererzählen, wohl siebenhundert Jahr sind vergangen. Auf dem ich schritt, in dem weißen Staub der Donaustraßen wär' das letzte zu finden von dem Bischof im Panzerhemd, von dem Astolt und seiner Tochter. Ich habe aber zu unseren Tagen den Wein getrunken, der jetzt in Melk gekeltert wird; der Heurige war gut, das will ich euch sagen.

Und als ich las, zu Melk, daß die Sage aus dem Astolt einen großen und reichen Herren gemacht hat, und als ich las, was im Liede der Nibelungen steht, hab' ich gelacht und schrieb zu Melk diese Geschichte, das war zur Weinles' im Herbst letzten Jahrs.

Und dies sind die schelmischen Worte, die der Dichter über den Astolt geschrieben hat; ich hab' sie übersetzt mit vieler Müh in die Laute, die uns heute verständlich sind:

Sie sahen nimmer wieder gut Ding nach diesen Tagen:
Denn damals ward in Medelick auf Händen fortgetragen
Manches reiche Goldfaß, zu bezahlen den Wein
Den Gästen auf der Straßen, sie sollten alle willkommen sein.

Ein Wirt war da gesessen, Astolt war der genannt,
Der wies den Gästen die Straße bis tief in das Osterland.
Er kannte alle Wege gen Mautern die Donau hin,
Weiland ein tapferer Diener der reichen Königin.



Der Zug der Schnepfe

Von Fritz Bley



„Aber wie denn,“ mag mancher Leser fragen, „jetzt im Sommer zieht doch keine Schnepfe mehr? Es heißt doch: um Okuli da kommen sie, und Judika sind sie auch noch da; aber Palmarum, Tralirum, Tralarum!“

Jaja, so heißt es im alten Jägerspruche, und die Jagdzeitungen sind deshalb in ihrem guten Rechte, wenn sie nach altem Brauche um Okuli ihren Lesern Neues vom Frühjahrszuge der Schnepfe und deren sonstigem Leben bieten.

Zudem: Frühling bleibt Frühling. Und je jammervoller die Zukunft sich mit jedem neuen Jahre anläßt, desto inniger sehnt sich das Herz nach dem frischen Zauber des frühlingsfrohen Waldes, aus dem es wie Verheißung der Lichtalben herausklingt, wenn unter dem Jägersterne der junge Tag erwacht und unter dem goldigen Schnepfensterne in weicher und doch zugleich herbfrischer Wehmut der Abend herabsinkt.

Die Buchenknospen wollen das braune Mieder sprengen, der Buchfink schlägt dazu seinen Reizigerzug. Die Haselblüte bricht auf; denn im hohen Orte der Fichte stimmt die Amsel ihr weithin über den schweigenden Wald schallendes Gute-Nachtlied an.

Sinnend schaut der alte Graubart im verschossenen, vormals graugrünen Rocke in diese feierliche Frühlingsstille hinein.

„Pswst, puist!“

Weg ist sie! Oder vielmehr er, der Schnepf. Jaja, Alterchen — andermal aufpassen! Keine Verse reimen! Junges Herz in alter Brust — mehr zur Qual als wie zur Lust!

„Puitz!“

Hoch fährt die Flinte. Und ins Moos gebettet liegt die Erste!

Das bleibt ewig frühlingsfrisch! Mögen die Gegner des Frühjahrsanstandes sagen, was sie wollen!

Das Pfeifchen, mit dem der Jäger den fern an ihm vorbeistreichenden Schnepf herbeiruft, steht bei gerechten Weidmännern in gleich hohem Ansehn, wie Muschel und Horn zum Hirschrufe oder das Blatt zum Rufe des guten Rehbockes. „Gelockt“ wird die Schnepfe — richtiger gesagt: der Schnepf — sehr leicht. Auf den rein angesetzten Ruf bricht er im Fluge kurz herum und steht unverzüglich dem vermeintlichen Weibchen, in Wirklichkeit dem Jäger zu.

Dazu ist aber freilich nötig, daß dieser sich richtig anstellt. Das Gelände darf nicht allzu übersichtlich sein. Zum Beispiele eignet sich zum Anstehn nicht eine breite, ebenmäßige Schonung, in der jeder Baum so stramm und gleichmäßig steht wie königlich preußische Grenadiere. Viel besser ist Plänterwald, wie ihn die Ostseeprovinzen hatten, oder deutscher Bauernmischwald. Sobald der Schnepf in solchem den Ruf der vermeintlichen Liebsten hört, steht er zu oder sucht zunächst diesen, dann jenen Baum des Vordergrundes ab, bis ein neuer Ruf ihm die Stelle verrät, wo er erwartet wird: vom Tode anstatt von der Liebe. Die Enttäuschung wäre von viehischer Grausamkeit, wenn sie dem in höchster Liebesseligkeit herbeistreichenden Vogel zum Bewußtsein käme. Weit eher kann es kommen, daß ein ohne Lockruf an dem Jäger vorbeistreichender Schnepf flügellahm oder weidwund geschossen wird — da muß dann, sobald der Anstand bei sinkendem Lichte abgebrochen wird, der Hund den kranken Schnepf bringen!

Daß die richtig betriebene Lockjagd zum adeligsten Weidwerke gehört, wird unbestritten bleiben.

Es ist gleichwohl verwunderlich, daß so wenige Jäger und selbst Waldbesitzer das Leben der Schnepfe außerhalb der Strichzeit beobachten. Die Mehrheit bevorzugt den Auerhahn oder seinen kleinen Vetter, den kullernden und schleifenden Birkhahn, und zieht dann nach kurzer Ruhepause auf den roten Bock.

Einer von denen, die sich auch im Geistigen auf unbetretenen Pfaden am wohlsten fühlen, ist Adalbert Frhr. v. Krüdener. Auf seinem waldreichen Herrensitze Wohlfahrtslinde in Livland hat er an manchem Treibjagdtage seinen Gästen aus eigenem Revier dreißig Elche herausgestellt. Er hat aber neben dem Elche auch der Schnepfe ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet, selbstverständlich ohne deshalb die Balz des Urhahnes zu verschmähen. Nun hat er im Verlage von Richard Eckstein, Leipzig, ein sehr gründliches Buch über das Leben der Schnepfe veröffentlicht, mit dem er sich offenbar von Jugend auf gründlich beschäftigt hat. In sehr fesselnder und launiger Weise schildert er in seinem Buche die großen Unterschiede zwischen den drei ihm bekannten Hauptgebieten, dem deutschen, schwedischen und baltischen. Hingegen hat er in dem ostrussischen nicht die Schnepfe beobachtet. Und doch ist gerade dies in vieler Hinsicht, z. B. für die Reisen der Schnepfe, ganz besonders wertvoll.

Schweden ist insofern dem östlichen Rußland ähnlich, als da wie dort verhältnismäßig häufig im Herbste der Vogel mit dem langen Gesichte von verfrühtem und im Frühjahre von verspätetem Schneefalle überrascht wird. Im ersteren Falle nimmt er Reißaus nach Süden. Im Frühjahre scheint er das nicht zu tun; einzelne Schnepfen haben sich aber auch im Herbste nicht übermäßig beeilt. So kam zum Beispiele nach



Schnepfenstrich. Gemälde von Guido von Maffei
(Mit Erlaubnis der Photographischen Gesellschaft, Berlin)

Mitteilungen, die der rühmlichst bekannte schwedische Weidmann G. Kolthoff dem Freiherrn von Krüdener zur Verfügung gestellt hat, einmal am Weihnachtsabend eine überwinternde Schnepfe auf Kolthoffs Gutshof in Westergötland in den Kuhstall, wo sie alle Scheu ablegte und sogar vorgelegte Äpfelstücke als Nahrung aufnahm. Kolthoff hat ferner die außerordentlich wichtige Feststellung gemacht, daß auch in Südnorwegen in dem sehr strengen Winter 1892/93 Schnepfen überwintert haben. Die dort ausharrenden beginnen den Strich bereits im Februar!

Kolthoff vertritt mit Entschiedenheit die Ansicht, daß die weibliche Schnepfe nie streicht und daß die Angaben, als seien Weibchen im Frühjahre streichend geschossen,

schwerlich auf sicherer Bestimmung des Geschlechtes beruhen. Er hat mehr als zweihundert auf dem Strich geschossene Schnepfen untersucht und kein einziges Weibchen unter diesen gefunden. Hingegen hat er beim Abendfluge im Spätherbste mehrfach Weibchen herabgeschossen.

Kolthoff hat ferner am 4. Juli 1890 bei dem Strich der zweiten Brut ein junges Männchen desselben Jahres geschossen, das allerdings stumm angestrichen kam.

Außerordentlich wertvoll sind die Angaben über den Nestbau der Brutschnepfe. Nach Beginn des Brutgeschäftes umhäufelt das Weibchen das Nest mit Erde, so daß sich eine Umwallung bildet. Auch die Stimmlaute der Schnepfe, die Bodenbalz, der Schutz der Brut und deren Erziehung sind von Krüdener äußerst anziehend geschildert; desgleichen natürlich die Jagd, insbesondere die Suche mit dem Vorstehhunde im Herbst. Große Aufmerksamkeit hat er der Färbung der Schnepfe zugewandt. Aber hier ist ja vom Zuge der Schnepfe die Rede und in Verbindung damit von der Verbreiterung ihres Wohngebietes! Von dieser ist natürlich für den deutschen Jäger die Frage nach der Berechtigung der Frühjahrsjagd abhängig, die von so wundervollem Zauber umwoben ist.

Sie ist insbesondere dort gar nicht falsch, wo die Jäger ihre Lagerschnepfen kennen und die Frage des Durchzuges zum Abschusse von „Weltreisenden" benützen, die andernfalls morgen weiter ziehn und übermorgen vielleicht bereits in Rußland zum Nestbau schreiten.

Aber ist es nicht beschämend, daß so viele deutsche Jäger sich, sobald Palmarum Tralarum geblasen ist, gar nicht mehr um ihre Schnepfen kümmern? Liegt der eilige Weiterzug der Durchreisenden nicht in sehr vielen Fällen daran, daß ihnen der deutsche Wald nicht mehr zur Heimat gemacht wird?

Der vortrefflich geleitete hessische Jagdklub hat aus diesem Grunde beschlossen, vom 1. April ab die Schnepfen zu schonen. Dem hat sich auch Baden angeschlossen, und es wäre wünschenswert, daß dies aus freier Entschließung einsichtsvoller Kreise durchweg zum Gesetze gemacht würde.

Es wird auch jedem Nichtjäger einleuchten, daß der wirkliche Sachverhalt nicht lediglich durch mechanische Feststellung der Reisewege unseres Vogels ergründet werden kann, sondern durch sorgfältigere Beobachtung und entsprechende Erfüllung seiner Lebens- und Brutbedingungen.

Klar ist ohne weiteres, daß der begradigte reine Kiefernforst, in dem jedes Naturgesetz zugunsten des Wirtschaftsertrages unterdrückt war, der Vogelwelt überhaupt und der Schnepfe im besonderen unwohnlich erschien. Die Not unserer Zeit wird da vielleicht eher bessernd eingreifen, als auf den ersten Blick angenommen werden mag. Heinrich Cottas Wort dürfte sich in gewissem Maße bewahrheiten: „Wenn die Menschen Deutschland verließen, würde es in hundert Jahren von Wald bedeckt sein!"

Das verhüte Gott! Aber wenn die Not, der Mangel an Arbeitskräften als Auswirkung einer verrückten Finanzwirtschaft die Neuaufforstungen abgeschlagener Großwälder verhindern wird, so werden wir im ganzen Reiche Mischwälder aufwachsen sehen, die dem Boden bessere Bedeckung geben und in denen auch die liebliche Heiderose wieder am alten Findlingsblocke, der Machandelstrauch mit seinen Wacholderbeeren unter alten Föhren im Heidelbeerkraut, die wilde Rose und der Efeu am moosbedeckten Steine, der Holunder, die Haselnuß und alle die anderen Lieblinge unseres Waldes und unserer Vogelwelt wieder das Waldbild beleben werden.

Dann wird auch die Schnepfe sich wieder heimischer fühlen in der deutschen Heimat.

Inzwischen gibt es freilich auch noch Fragen von sehr viel größerer Tragweite zu ergründen. Denn der Zug der Schnepfe, ihre Angewöhnung an das hochnordische Klima und anderseits ihre Ausbreitung in die warmen Länder hinein, sind nicht nur Beweise einer immer stärkeren Anpassung an verschiedenste Klimaverhältnisse, sondern bieten auch Fingerweise für die Gründe unserer Klimaveränderung.

In der Durchforschung dieses großen Fragengebietes sind die Vogelwarten, insbesondere die Helgoländer mit guter Arbeit vorangegangen. Sie haben mit dem Ringverfahren wesentlich dazu beigetragen, die Flugstraßen der Vögel überhaupt und der Schnepfen insbesondere festzustellen.

Wir wissen, daß die englischen Schnepfen über Frankreich hinziehen und sich im Süden Frankreichs auf ihrem Zuge berühren mit den von Norden und Nordosten kommenden Artgenossen, um über die iberische Halbinsel nach Algier zu wandern. Wir kennen eine zweite von Ostpreußen ausgehende Zugstraße über Böhmen und Norditalien, die auf Sardinien zu enden scheint, wahrscheinlich aber auch nach Afrika, etwa Tunis hinführt. Wir wissen, daß die Schnepfen Ostrußlands sich in annähernder Flugrichtung mit denen der Ukraina zum Zuge nach Griechenland und Syrien vereinen. Und wir wissen insbesondere, daß seit neueren Jahrzehnten die begrünenden Gartenstädte Persiens und deren Weingärten mit Vorliebe von den Schnepfen aufgesucht werden.

Anscheinend schreiten viele dort zur ersten Brut.

Insoweit die Vogelwarten hierfür gute statistische Vorarbeit geleistet haben, verdienen sie Dank, und es steht natürlich zu wünschen, daß sie fleißig weiteren Tatsachenstoff sammeln.

Leider tritt aber darin eine bedauerliche Verkennung der Grenzen dieser Erforschungsweise hervor, insbesondere werden naturgemäß nicht die Gründe erforscht, welche die



Schnepfe mit Jungen. Zeichnung von Karl Wagner

Schnepfe zum Verweilen in früher für sie unwirtlichen Ländern veranlassen. Ein Blick auf das zum Gartenlande verwandelte vormals unfruchtbare Algerien und auf die entsprechende Begrünung persischer Landschaft läßt uns erkennen, wie sehr die veränderten Anbauverhältnisse die Schnepfe in ihren Reiseplänen beeinflussen. Es kommen dazu aber noch andere, sehr viel tiefer greifende Fragen, auf die ich jüngst bereits in dem Blatte des Allgemeinen Jagdschutz-Vereines aus besonderem Anlasse hingewiesen habe und auch hier aufmerksam machen möchte.

Kurt Gräser, der sich sehr eingehend seit Jahrzehnten mit dem Zuge der Vögel beschäftigte und die Irrtümer seines ersten Buches mit klarer Entschlossenheit überwunden hat, wies in der dritten Auflage seines Buches „Der Zug der Vögel" darauf hin, wie unberechtigt das „Ignorabimus" war, mit dem „der alte Gätke", der verdiente Leiter der Helgoländer Vogelwarte, sein im Jahre 1900 über diese Anstalt erschienenes Buch geschlossen hat. Ihm, Gräser, gebührt das bleibende Verdienst, daß er die „Entstehung und Bedeutung der Instinkte" gerade für unsere Frage klar erwiesen hat. Insbesondere, daß sie angeboren und für den Lebenskampf ihrer Träger und deren Nachkommen im wesentlichen nützlich sind. Er erörtert auch die Abänderung dieser Instinkte, die — wie z. B. bei den in Afrika bleibenden Vögeln, insbesondere Schwalben — bis zum Erlöschen der Instinkte führen kann. Gräser erweist schlagend die Vererbung des Wanderinstinktes darin, daß bei den meisten Arten die Jungvögel als erste ihre nordische Heimat verlassen und ohne Führung der Alten in die instinktiv geahnte Ferne ziehn, während die noch in der Mauser stehenden Alten erst später nachfolgen.

Was ist es aber, das diese gänzlich erfahrungslose Jugend in weite, unbekannte Ferne führt? Hierfür hat Dr. Wilhelm A. Eckardt, der Leiter der Essener Wetterwarte, eine klare Antwort gegeben. Wir übersehn und übergehn bei dieser Darlegung die ganz offensichtlich irrtümliche Bestreitung von der Triebsicherheit der vererbten Instinkte, wie Darwin sie in „Entstehung der Arten" S. 265 und in „Abstammung des Menschen" S. 105 gegeben hat. Wie sehr Dr. Eckardt in diesem Punkte irren mag, behält er doch in seinem Eigensten recht! Er legt nämlich dar, daß die Vorstöße der barometrischen Hochdruckgebiete von Nord und Nordost gegen Mittel- und Südeuropa als Ursache für den Beginn des Herbstzuges anzusehen seien, während im Frühjahre die Vorstöße der Hochdruckgebiete von den Azoren oder von Südosten her mit ihren Folgeerscheinungen den Beginn des Vogelzuges einleiten. Also: die Winde sind die Wegweiser und zugleich die Träger des Vogelzuges! Sie üben augenscheinlich einen starken körperlichen Reiz aus. Insofern die Küstenlinien und Flußtäler Einfluß auf die Windrichtung haben, sind sie natürlich von hoher Bedeutung. Selbstverständlich ändert sich dies aber mit der Luftdruckverteilung.

Wie aber jede Frage eine neue auslöst, müssen wir den Blick auf die Ursachen richten, die zu diesem Wechsel der Hochdruckgebiete führen. Die Antwort liegt in dem Schwingen der Pole des Erdballes. Am nächsten zu der letzten Wahrheit ist wohl Reibisch gelangt*), der die Drehpole nicht etwa wie Kreichpauer bis zur Vertauschung überkippen, sondern nur hin- und herpendeln läßt, wie kugelförmige Kreisel. Gleichwohl besteht zwischen Beiden insofern eine gewisse Übereinstimmung, als Kreichgauers Schleifen der Bewegung des Erdballes, sofern man sie auf eine mittlere Gerade zurückführt, ganz auffallend den von Reibisch nachgewiesenen Schwingungskreisen entsprechen. Reibisch geht von dem Europa der Tertiärzeit aus und zeigt, daß die Umrisse

*) Ein Gestaltungsprinzip der Erde. 27. Bericht des Vereins f. Erdkunde, Dresden.

des heutigen Erdteiles sich ergeben würden durch entsprechendes Untertauchen in die Wassertiefe. Die neuerlichen Korallenriffe sind teils in Hebung, teils in Senkung. An der südamerikanischen Küste steigt die Strandlinie um so höher, je weiter man vom Äquator zum Süden vorschreitet. Diese Erscheinungen erklären, daß unsere Erde außer dem Nord- und Südpole noch zwei Schwingpole hat: Ecuador und Sumatra. Zwischen diesen pendelt sie hin und her. Durch den Meridian, der durch diese beiden Schwingpole hindurchgeht und von Reibisch und Simroth Kulminationskreis genannt ist, wird die Erde in eine pazifische und eine atlantisch-indische Hälfte zerlegt. Der Äquator zerlegt jede dieser Hälften in ein nördliches und ein südliches Viertel. Unser Viertel, das Europa umfaßt, befindet sich jetzt, da wir aus der Eiszeit kommen, in der Schwankung dem Äquator zu, während zur Eiszeit wir dem Pole näher lagen.

Ganz zwangsläufig erklärt sich hieraus die Entwicklung der Arten.

Um zunächst die des Menschen ins Auge zu fassen, vergegenwärtige man sich, daß unter dem Schwingungskreise die ursprünglich in Afrika lebenden Affen nordwärts vorgeschoben wurden. Sie wichen entweder östlich aus (Orang-Utan, Hybates) oder blieben im Westen Afrikas zurück (Schimpanse, Gorilla). Nur die Menschenaffen paßten sich bei kälterer Lage Europas dem Norden an und wurden zu Vormenschen. Simroth stellt fest, daß alle fossilen Menschenaffen sich bei uns im Schwingungskreise befinden, also zwischen Wien und Südfrankreich. Mit gleicher Bestimmtheit tritt der erste Mensch, homo primigenius bei uns auf: der Neanderthaler bei Düsseldorf, der von Krapina in den Ostalpen, der Heidelberger! Hingegen gehört der Pithecantropus von Java zu den Ausgewichenen. Und das Ausweichen zum Ostpole hielt an: Australneger und Zwergvölker.

Um dies auf die Vogelwelt angewandt zu sehen, vergegenwärtige man sich die für sie bestehende Leichtigkeit des Klimawechsels und als deren Folge die Artenspaltung selbst in örtlichen Rassen. Dies ist nach Mendels Lehre ja erklärlich genug, da jede Artkreuzung aus einem Elternpaare 64 neue Erscheinungsformen hervorbringt.

Die Herkunft der ganzen luftigen Gesellschaft geht auf die Lage der fossilen Archaeoptrix lithografica zurück, die in unserem Jura, also im Schwingungskreise der Erde liegt. Simroth weist nach, daß die fossilen Struthioniden, die im Pliozän von Siwalik und im Miozän von Samos gefunden sind, auch schon im englischen Oligozän erwiesen sind.

Gleich der überwiegenden Mehrheit der Vogelarten ist die Schnepfe auf europäischem Boden entstanden, die Waldschnepfe schon im Eozän. Noch heutigen Tages enthält unser Erdteil die meisten Zug- und Strichvögel. Auf der südlichen Halbkugel ist die Reiselust der Vogelwelt sehr viel geringer.

Die Winterflüchter unter den Vögeln haben noch nicht die Fähigkeit zum Standhalten im Polargebiete erworben, wie die Pinguine und andere, hochnordische Arten.

Und die Sommerfrischler, die, wie der Pirol, ihre südliche Heimat nur auf kurze Zeit verlassen, um bei uns ihr Brutgeschäft zu erledigen, weilen nur kurze Zeit bei uns.

Jeder Blick auf diese Gesamtbewegung gibt einen Abschnitt aus dem großen Buche der Entwicklungsgeschichte, die sich deckt mit der Eroberung durch die in unserer Heimat entstandenen Arten.

Die Schnepfe, die in Norwegen dem Winter trotzt, und jene Scharen, die auf dem Rücken der Hochdruckgebiete über Europa hineilen, um den Winter in Afrika zu verleben, veranschaulichen dies in jedem Herbste neu.

Und das Jägerherz fühlt beim Putzen der einen wie der anderen den gleichen ewigen Frühling!

Hermann Löns

In heimlicher Schummerstunde
Zur Zeit der Uhlenflucht,
Hab' ich im dämmernden Abend
Die Heide aufgesucht.
Um Heidekraut und Disteln
Flattert ein grünes Licht,
Löns geht durch seine Heide,
Die blühend im Sterben liegt.
Die Distelfinken schütteln
Wollfäden durch die Nacht,
Das Heidekraut verblutet,
Und Löns ward umgebracht.
Die Birken stehen flüsternd,
Zitternd die Pappeln gehn,
Der Himmel, ein Rosengarten,
Muß blaß und bleich vergehn.
Die Sterne mit brennenden Augen
Sehn weinend zur Erde herab.
Der blaue Himmel vergoldet
Löns' einsam Heidegrab.

Carl Paul Hiesgen

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Richard Dehmel: Ausgewählte Briefe. Herausgegeben von I. D. (Berlin 1922) — **Josef Ponten: Der Knabe Vielnam** (Ebenda 1921) — **Armin T. Wegener: Der Knabe Hüssein** (Dresden 1921) — **Jakob Schaffner: Fragen** (Berlin-Lichterfelde 1922) — **Manfred Frhr. v. Pillerstorff: Rund ums Weidwerk** (Wien 1921) — **Dr. Ernst v. Dryander: Erinnerungen aus meinem Leben** (Bielefeld und Leipzig 1922) — **Johannes Schleuning: Aus tiefster Not** (Berlin 1922)



er Begriff der Unsterblichkeit, der Sinn des trotzigen Wortes „Tod, wo ist dein Stachel?" kommt einem wahrhaft erhebend zum Bewußtsein, wenn man Richard Dehmels Ausgewählte Briefe, eines der bedeutendsten Bücher, die in letzter Zeit erschienen sind, liest. Vor Jahr und Tag hat man den Dichter begraben, aber hier ist sein Auferstehungsfest, sein Ostern, — lebendiger als je steht in diesen Briefen der lodernde Feuergeist vor uns, der sich mit allen wichtigen Fragen des Daseins, mit Gott und Teufel herumschlug, der seine Dichtungen lebte wie kein Zweiter, der mit den Besten seiner Zeit immerfort in geistigem Verkehr stand, der ein Freund seiner Freunde, ein Feind seiner Feinde war, Leben weckend, Herz und Hirn beschäftigend, wo er sich zeigte. Erst in diesen Briefen erkennen wir ganz, wie ernst und tiefgründig er es mit seinem Dichten, seinem ganzen Wirken nahm. Er war ein Sucher ohnegleichen, dem es aber um die Selbstvollendung als um das höchste Ziel des Erdenlebens ging.

Die pietätvolle Herausgeberin, Frau Ida Dehmel, hat sich ihren Gatten selbst zum Vorbild genommen, indem sie diese Briefe auswählte und zusammenstellte. Als Dehmel nämlich die Briefe seines besten Freundes Liliencron herausgab, ordnete er sie so, daß in dem Buch ein volles Bild von Liliencrons Charakter gegeben wurde, zugleich aber, so weit wie möglich, ein autobiographisches Entwicklungsbild. Das gleiche ist auch hier angestrebt. Es kam der Herausgeberin darauf an, Dehmels geistiges und menschliches Wachstum allseitig zu beleuchten, den Dichter zu zeigen, den Künstler, den unermüdlichen Entdecker und Förderer auftauchender Begabungen, der an allen Fragen und Nöten unserer Zeit mit feurigem Herzen teilnahm. Und neben diesen geistigen Eigenschaften kam es ihr darauf an, „das Herz Dehmels zu zeigen: seine Liebe, die immer voll Ehrfurcht war, seine Liebe als Sohn, als Vater, als Mann, vor allem aber seine Mitmenschlichkeit".

Dies Ziel hat Ida Dehmel erreicht. Ein ganzer Mensch steht in diesen Briefen vor uns, wahrhaft groß in seinem Dichten und Streben, herrlich in seinem Zorn wie in seiner Liebe. Hier erst sieht man, wie Dehmel sich in seinen Briefen — neben seinen Dichtungen — wahrhaft ausgelebt hat. Er war ein unermüdlicher Briefschreiber und, wie seine Frau erzählt, waren dreißig, auch vierzig Seiten lange Briefe an Liliencron keine Seltenheit. Im allgemeinen hat die Herausgeberin eine möglichst große Mannigfaltigkeit angestrebt. So finden wir eine Fülle bekannter Namen in diesem Wälzer; aber an wen der Dichter auch schreiben mag: immer ist er der freie, offene Mensch, der sich ganz gibt, manchmal derb bis zur Grobheit, dann wieder zärtlich und liebevoll, wie nur ein Poet sein kann. Man liest und liest und kommt nicht los. Weil jeder dieser Briefe, wie Dehmel einmal selber sagt, eine Ausdrucksform seines Wesens ist, ein Teil seines Gesamtwerks, darum packen und fesseln sie so, wie wenige Dichtungen. Es ist, kurz gesagt, eines der wertvollsten Bücher, die je in deutscher Sprache gedruckt sind. Sprudelfrisch und silberlicht wie ein Osterquell, warm und segnend, wie Sommersonne. Ein paar wahllos — denn hier wäre Wahl wirklich Qual ob ihrer Schwierigkeit — herausgegriffene Proben mögen dies bezeugen. So ein Stück seiner Liebesbriefe an Paula Dehmel, seine erste Frau, die er seine Mitseele, sein Lebenslieb, seinen Schutzengel, sein Alliebes nennt; überschwenglich, wie nur ein Dichter sein kann, aber Goethes „Werther" ebenbürtig:

„Meine entflohene Seele,

ja, — ich vernehme Deinen Gesang, immer, immer! Denn Du singst immer. Immer summt und braust und flüstert und jauchzt und lacht und schluchzt in Dir das große, ewige, selige Jubellied, — und was in Deiner Seele tönt, das tönt in mir. Bin ich denn ohne Dich? Bist Du ohne mich? — Nur ein winziges Stückchen vom All! Ja! Und doch wir das All. — Eines durch das andere! In uns durch uns das All! — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nun schreibe ich Dir nicht mehr, oder nur noch ein Lied, das ich vielleicht in mir finde. Sonst ruft meine Sehnsucht zu laut nach Dir, meine ferne Seele.

Ich bin Dein Herz."

Ein anderes Beispiel, das heute besonders wertvoll ist, dafür, wie Dehmel Zeitfragen

behandelt. Er schreibt 1891 über die Sozialdemokratie:

„Ich für meine Person glaube überhaupt nicht, daß der sozialistische Staat an und für sich auch nur einen Funken mehr wahren Glücks in die Welt bringen würde. Aber diese Leute, die nur die Not der Armut kennen, die nichts wissen von der Last des Wohlbehagens: sie, sie glauben doch daran! Und kein Apollonius und kein Tolstoj würde sie jemals überzeugen können, daß Bedürfnislosigkeit der Sinne das höchste Ziel der Weisheit sei, weil sie eben niemals in der Lage waren, sich selbst davon zu überzeugen, — weil sie immer nur empfanden, daß sie zur Bedürfnislosigkeit gezwungen sind, — weil ihnen mit den sinnlichen Genüssen bisher auch aller feinerer Genuß der freieren Güter des Lebens, der geistigen Güter verschlossen war. Ist es da nicht höchst natürlich, daß der Mann der Masse — und gerade der Edlere — den Fehlschluß macht, der dieser ganzen Wirtschaftstheorie zugrunde liegt: den materialistischen Fehlschluß, daß das Glück der Seele vom Behagen des Leibes bedingt sei?!" —

Ganz beiläufig behandelt und erledigt Dehmel umstrittene Kunstfragen auf fesselndste Art. So die des Dichter-e, des im lyrischen Versmaß um die e-Silbe verlängerten Zeitworts. Natürlich ist es im allgemeinen ein Übel. Aber Dehmel hat vollkommen recht, wenn er an Liliencron schreibt, er möchte dies Dichter-e um keinen Preis missen in Versen wie diesen:

„Der Wald steht schwarz und schweiget.
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar."

Genug der Beispiele. Jede Seite fast könnte man als wertvoll herausheben. Das Schwerblütige, Grüblerische dieses immer ringenden Dichters kommt hier gleichsam in gelöster Form zu uns: gesellig, menschlich, vom Tage, von der Stunde beeinflußt, und so flüssiger, liebenswürdiger, verständlicher. Ein wundervolles Buch, das alle Erwartungen übertrifft.

Eine kleine Enttäuschung hingegen bereitet dem Leser Josef Ponten mit seinem Novellenbuch: Der Knabe Vielnam. Die gestaltende Künstlerhand, die den „Babylonischen Turm" und den „Meister" schuf, ist nur an vereinzelten Stellen zu erkennen, selbst sein „Bockreiter" und seine „Insel" stehen noch über diesen „Szenen einer Jugend", wie der Verfasser die fünf Erzählungen nennt. Er selber ist der Knabe Vielnam, der uns hier zum Teil recht belanglose Kindheitserinnerungen auftischt. Schon die erste: „Das Haus des Arztes," so gewandt sie erzählt ist, fesselt eigentlich nur durch die Selbstcharakteristik Pontens, die nicht gerade erbauend wirkt. Gewiß ist man als Knabe, wo man noch nicht weiß, wie weh manches tut, oft grausam und roh, aber der Gleichmut, mit dem der Verfasser erzählt, wie durch „Vielnams" brutalen Jugendstreich das ganze Haus des geheimnisvollen Arztes in Feuer aufgeht und seine Kinder in Gefahr geraten, wird nur noch übertroffen durch die Gefühllosigkeit in der zweiten „Szene", wo „Wassermann der Mörder" seine Tante Gotelinde durch Schreck tötet und bekennt: „Ich bereue es nicht. Ich würde es wieder tun." Allerdings ist diese Gotelinde ein halbirres Geschöpf, ein Quälgeist ihrer Verwandten. Geradezu flach sind die „Erinnerungen eines Knaben", während „Die erste Rheinreise" wenigstens durch einige gute Beobachtungen des „tumben" Jungen zu Beginn der Pubertät unterhält. Vieles ist unglaubwürdig, vieles belanglos, und selbst unbeholfene Satzgebilde, die man zweimal lesen muß, um ihren Sinn zu verstehen (so den Anfangsatz in der Rheinreise), laufen dem sonst so gewandten Erzähler mit unter.

Für alle diese Nieten wird man dann entschädigt durch die letzte Erzählung: „Die Fahrt nach Aachen", obwohl sie eigentlich aus dem Rahmen des Ganzen fällt, denn sie ist ganz und gar keine Knabenerinnerung mehr, sondern das Erlebnis eines Offiziers im Kriege. Er erhält den Befehl, zwei französische Landleute, die einen ihrer Soldaten im Keller versteckt gehalten haben, ins Gefängnis nach Aachen zu bringen. Es ist ein Vater mit seiner Tochter, der reizenden Ninette, in die sich natürlich Herr Leutnant Vielnam sogleich bis über die Ohren verliebt. Er steuert das Auto selber, und Ninette sitzt neben ihm. Ihre mädchenhafte Natürlichkeit, ihre leise erwachende Neigung, ihr instinktiver Takt bezaubern ihn, und er macht einen großen Umweg mit seinen beiden Gefangenen, fährt sie stundenlang durchs herrliche Rheinland und zeigt dem Mädel, das niemals weit über ihr Dörfchen hinausgekommen ist, die Schönheit der Welt. Als er sie endlich im Aachener Gefängnis, wo man sie schon stundenlang erwartet hat, abliefert, sagt Ninette beim Abschied zu ihm: „Ich fürchte, das halbe Jahr" (Gefängnis) „wird zu kurz sein, den langen, unendlichen Tag in mir aufzuleben. Es ist mir, als bin ich zehn Jahre — wie sage ich? — nicht mehr gealtert, mehr vollendet. Ich gebe Ihnen meine Hände und überlasse Ihnen all mein Lächeln." — Hoffentlich erfüllt dies Lächeln Vielnam-Ponten so, daß er sich wieder zu frohem Schaffen an einem Werk aufrafft, das seiner würdig ist. Von diesem zusammengestoppelten Büchlein kann man das schwerlich sagen.

Lediglich um der „Duplizität der Ereignisse", genauer gesagt, um der Ähnlichkeit der Titel willen lege ich das Novellenbuch „Der Knabe Hüssein" von Armin T. Wegner neben das vorige. Denn Ähnlichkeit haben die beiden höchstens in einer gewissen Reife des Stils und der epischen Sicherheit, die bei Wegner noch größer ist (und sich schlichter gibt) als bei Ponten. Wieder sind es, wie schon in seinem „Hause der Glückseligkeit", türkische Erlebnisse und Ge-



Bergführer

Gemälde von
Emil Eber

sichte, die Wegner hier zu Erzählungen verdichtet. Kein Wunder, daß Grauen und Grausamkeit darin überwiegen, daß bald ein Gefühl trostloser Trauer den Leser beschleicht. Armin ist wohl der beste Kenner der Türkei unter den Schriftstellern der Gegenwart, er hat die Eigenart und Lebensbedingungen, die Seele und Weltauffassung des Orientalen tief erfaßt. Was er schildert, trägt den Stempel unerbittlicher Wahrheit, er scheut die krassesten Äußerungen dieses seltsamen Volkscharakters nicht, aber er zeigt auch, fern aller Einseitigkeit oder gar billigem Pharisäertum, ein tiefes Verstehen für diese armen Seelen und für diese Zustände. Er erklärt sie aus ihren religiösen Vorstellungen, aus ihrer der unseren so fremden Gedankenwelt, aus Klima und Umwelt. Dabei haben diese Novellen, die freilich nur für reife Menschen und für solche mit guten Nerven geschrieben sind, unzweifelhaft dichterischen Rang, sie spiegeln Menschen, Natur und Landschaft in klaren Bildern, und wenn man am Schluß einem Gefühl der Bedrücktheit sich nicht entziehen kann, so ist das nicht Schuld des Verfassers, der seinem Buch den Sinnspruch des Muhammed vorangesetzt hat: „Ja, der Mensch ist wider sich selber ein Zeugnis."

Wenn das Reisen heute nicht so unerschwinglich teuer wäre, möchte man Jakob Schaffner raten, auch einmal eine Reise zu „tun" — das Ziel braucht ja nicht gleich die Türkei zu sein — „dann kann er was erzählen". Augenblicklich nämlich scheint es ihm arg an Stoff zu fehlen. Sein Novellenband Fragen enthält nur zwei Erzählungen, von denen die letzte eigentlich nichts weiter als eine humoristische Anekdote ist. Aber es spricht für diesen stillen Poeten, daß er trotzdem nicht langweilt, ja, daß man sein kleines Buch um der Kunst willen, mit der es geschrieben ist, über Pontens anspruchvolleres Werkchen stellt.

Dreiviertel des Inhalts macht die Erzählung „Mutter" aus. Sie ist in der Ichform geschrieben und beginnt mit dem Bericht, daß der Erzähler zum Tode verurteilt ist, weil er seine Mutter erschossen hat. Sein Verteidiger hat Berufung eingelegt; der Angeklagte leugnet die Schuld, obwohl er die Tat zugibt. Diese Erzählung nun sucht den Fall zu klären. Sein Vater ist früh gestorben. Seine Mutter, eine lebenslustige, anmutige und elegante Frau, noch jung und den Künsten zugetan, umgibt sich bald mit einem wahren Hofstaat von jungen Schmarotzern: minderwertigen Schauspielern, Künstlern, Schriftstellern, so daß das erhebliche Erbe bald zusammenschrumpft. Gerade als der Erzähler vor der Abgangsprüfung steht, verschwindet die Mutter schuldenhalber mit einem verlotterten Opernsänger, und der Junge muß sehen, wie er sich selber durchschlägt. Es gelingt ihm, er wird Bankbeamter und steht gerade wirtschaftlich auf festen Füßen, als ihm ein Erpresser, der schon im Zuchthaus gesessen hat, eine hohe Forderung an seine Mutter vorlegt. Er zahlt sie in Raten ab, ist aber dadurch ruiniert und in seinen hochfliegenden Plänen gehemmt. Aber noch einmal gelingt es ihm, diesmal durch Spekulationen, hochzukommen, ja, er bringt es zu ansehnlichem Reichtum und ist gerade im Begriff, eine vornehme junge Dame zu heiraten, als plötzlich die Mutter mit dem alten Tenor in seiner Wohnung auftaucht, beide gänzlich verwahrlost und heruntergekommen. Zuerst ist er starr vor Entsetzen über ihren Anblick, als dann der Komödiant mit seinen geschwollenen Redensarten beginnt, erfaßt ihn die Wut, er tritt so drohend auf ihn zu, daß der Alte vor Schreck vom Schlag getroffen hinfällt und stirbt. Als sich nun die Mutter über ihn beugt, ist der Erzähler seiner Sinne nicht mehr mächtig, er greift zum Revolver und schießt die Mutter von hinten tot. Das Geheimnisvolle, die „Frage" scheint dem Dichter nun in der Tatsache zu liegen, daß der Mörder seine ganze Jugend hindurch die Mutter geliebt und beinahe angebetet hat. Gewiß bleibt auch hier, wie bei allem menschlichen Tun, ein rätselhafter Rest, die unbestimmbare Grenze zwischen bewußt und unbewußt, zwischen Überlegung und instinktivem Handeln, zwischen Zurechnungsfähigkeit und dem Gegenteil. Immerhin scheint der Fall nicht ganz so schwierig zu liegen, denn die Unbedenklichkeit, mit der dieser Spekulant im Leben seine beiden Ellenbogen gebraucht, um immer wieder hochzukommen, läßt darauf schließen, daß bei ihm die Rücksichtslosigkeit und Selbstsucht im Verein mit Jähzorn eben stärker waren, als die frühere Kindesliebe.

Schaffner steht in dieser Erzählung auf der Höhe seines Könnens, namentlich die Mutter ist meisterhaft gezeichnet.

Wenn der Leser dies Monatsheft in Händen hält, stehen Wald und Feld in frischem Grün, und der Rehbock hat sein rotes Röcklein angezogen. Da schien es mir an der Zeit, einmal ein gutes Buch für Jäger und Naturfreunde auszusuchen. Das fast 500 Seiten starke Buch des Freiherrn Manfred von Pillerstorff: Rund ums Weidwerk hat auf das (etwas schulmeisterlich klingende) Prädikat „gut" ein Anrecht, es würde sogar ausgezeichnet sein, wenn der Verfasser mehr Selbstkritik geübt und einige minderwertige Erzählungen fortgelassen, andere um öde Strecken gekürzt hätte. Wer eine Geschichte wie die von „Frömmel Tones" schreiben kann, der hat die Verpflichtung, sein Talent zu pflegen, seinen guten Acker zu jäten und zu hacken, damit kein Unkraut überwuchere. Unzweifelhaft zeugt die Tonesnovelle von starkem Poetenempfinden. Wie hier im Buben eines Försters, der selber keine inneren Beziehungen zu seinem Beruf hat und darum seinen Jungen in der Stadt ein

Handwerk lernen läßt, das unstillbare Heimweh nach dem Wald drängt und treibt, bis endlich sein sehnlichster Wunsch erfüllt wird, das ist mit der Liebe und Zartheit eines Dichters geschaut. Erfüllt von der Sehnsucht eines Gefangenen putzt Tones an den trüben Fensterscheiben der Tischlerwerkstatt, wenn er allein ist, die obere Ecke, von der aus man ein paar Waldbäume sehen kann, und ihm geht das Herz auf, wenn einmal frische Pfosten zur Bearbeitung hereingeschoben werden, denen noch die Borke mit Harz und Flechten anhaftet. Auch der Verlauf und Ausgang der Erzählung ist künstlerisch gestaltet. Am nächsten kommen diesem kleinen Meisterstück „Lupine" und „Das Wunder am Kreuz", während die weitschweifige Erzählung Aktäon besser fortgeblieben wäre. Dennoch wird jeder Angehörige der grünen Gilde, ja schon jeder Freund der Natur an dem Buch Genuß haben.

Zwei ernste, aber wertvolle Zeitbücher, die mehr geben wollen und auch mehr geben als Unterhaltung, seien kurz empfohlen. Das mannigfaltigere und tiefere, Dryanders Lebenserinnerungen, geben ein treues Bild der wilhelminischen Zeit, pietätvoll und warm, aber ohne Einseitigkeit und ohne Parteilichkeit, es sei denn die des Herzens. Von seiner Heimatstadt, dem alten „vor Erfindung der graden Linie erbauten" Halle, führt uns der ehemalige Ober-Hof- und Domprediger durch seine Lehr- und Werdejahre, wir begleiten ihn auf seinen vielen Reisen, nach Holland, der Schweiz, Frankreich und Italien, und gelangen endlich mit ihm nach Berlin, wo gleich zu Anfang ein paar anziehende Bismarckerinnerungen eingeflochten sind. Als Dryander im März 1890 vom kranken Fürsten Abschied nimmt, der auf dem Sofa liegt und ihn an sich zieht, wittert der Reichshund Tyras einen Attentatsversuch und zerfledert dem hohen Geistlichen gründlich seinen Anzug. Tiefere Wunden schlägt dem warmherzigen Mann die Kriegsnot und die Umwälzung Deutschlands; wie nicht anders zu erwarten, ist ihm, dem königstreuen Konservativen, die Abdankung und das Exil des Kaisers mit allem, was damit zusammenhängt, besonders schmerzlich. Ergreifend ist das letzte Kapitel: „Doorn und der Heimgang der Kaiserin". Der hohe, sittliche und menschliche Wert des Buchs braucht namentlich solchen Lesern gegenüber, die auf gleichem politischem und religiösem Boden stehen, wie Dryander, nicht erst hervorgehoben zu werden. Es wird viele Freunde finden.

Auch Aus tiefster Not hat ein Geistlicher geschrieben, der bekannte Pfarrer Johannes Schleuning, der bei Ausbruch des Krieges in Tiflis beamtet war, von dort nach Sibirien verschickt wurde und nach der Revolution wieder in Saratow, dem deutschen Kolonistengebiet, seine Arbeit aufnahm. Es sind ja in letzter Zeit viele Bücher und Büchlein über das heutige Rußland geschrieben worden —: hier ist eins, von dem die unbedingte Zuverlässigkeit, die reine Wahrheit wie ein Leuchten ausgeht, ein Leuchten, das uns freilich die unsägliche Verheerung eines großen Volks und Landes, die kaum glaublichen Nöte und Qualen unschuldiger Menschen nur um so deutlicher erkennen läßt. Ein erschütterndes, aber auch ein notwendiges Buch, das nicht nur die Leiden und Schicksale der deutschen Kolonisten, namentlich der Wolgadeutschen in vollem Umfange aufdeckt, das auch die Vernichtungswelle des Bolschewismus unerbittlich durchleuchtet. Es ist ein Bild des heutigen Rußland, das in jedem Farbenstrich den Stempel der Wahrheit trägt.

Die Stimme Bismarcks. Eine Erwiderung und ein Schlußwort

In einer mir verspätet zu Gesicht gekommenen Abhandlung dieser Zeitschrift bespricht der Historiker Erich Marcks (Dez. 1921) unter dem Titel „Die Stimme Bismarcks", das von mir herausgegebene Werk: „Die politischen Berichte des Fürsten Bismarck aus Petersburg und Paris." Er sagt von der Ausgabe, sie sei in manchem dilettantisch gearbeitet, sie sei vor allem unvollständig und schreie nach Ersatz oder Ergänzung. Ich möchte glauben, daß die Schwierigkeiten, unter denen ich zur Ausfüllung dieser letzten größeren Lücke in der Kenntnis der amtlichen Tätigkeit des großen Staatsmannes geschritten bin, Herrn Professor Marcks nicht unbekannt gewesen sind, und ich meine, er hätte in seiner Kritik hierauf gerechterweise Rücksicht nehmen sollen.

Was nämlich zunächst die Unvollständigkeit betrifft, so gibt mein Werk diejenigen Berichte wieder, die der Leiter des preußischen Staatsarchivs Heinrich von Sybel bald nach der Entlassung des Fürsten diesem, gleichsam als Geburtstagsspende, in Abschrift überreicht, und die dieser in solcher Gestalt veröffentlicht zu sehen wünschte. Der Fürst wußte natürlich und sprach es auch aus, daß zu der Herausgabe die Zustimmung des Auswärtigen Amts erforderlich sei. Diese Zustimmung aber ist vor dem Jahre 1918 nicht zu erlangen gewesen, und alle meine Versuche, auf mündlichem und schriftlichem Wege die Genehmigung zu erwirken, sind ohne jeden Erfolg geblieben, obgleich seit der Berichtszeit nachgerade ein halbes Jahrhundert verstrichen war, und für dazwischen liegende sehr wichtige Vorgänge sich das Staatsarchiv oder vielmehr das Auswärtige Amt wiederholt sehr entgegenkommend erwiesen hatte. Die Gründe, die mir für die Ablehnung bezeichnet wurden, waren — das kann heute ohne weiteres ausgesprochen werden — in der Hauptsache nicht sachlicher Natur. Jeder, der die Berichte

gelesen hat, wird zugeben, daß in ihnen nichts enthalten ist, was irgendeiner Regierung gegenüber zu verschweigen gewesen wäre. Schließlich hat denn auch nach der 1918 in Deutschland eingetretenen Veränderung das Staatsarchiv die Herausgabe der Berichte in die Hand genommen, und eines der Mitglieder dieser Behörde, Archivrat von Petersdorff, wurde mit dieser Arbeit betraut. Ohne von dieser Absicht irgendwelche Kenntnis zu haben, hatte ich inzwischen beschlossen, selbständig vorzugehen und dem Wunsche des großen Kanzlers gerecht zu werden. An die Behörden bin ich zu dem Zwecke nicht mehr herangetreten, weil ich besorgte, wieder eine Ablehnung zu erfahren. Damit entging mir freilich die Möglichkeit, festzustellen, inwieweit inzwischen sich der Schatz dadurch vergrößert hatte, daß nachträglich Gesandtschaftsberichte, die im Auswärtigen Amt als noch nicht archivreif zurückgehalten worden, nunmehr ebenfalls der Sammlung beigefügt waren. Ganz vollständig wird dieses Aktenstück wahrscheinlich auch jetzt noch nicht sein, denn es ist sehr wohl denkbar, daß einzelne Berichte, die Bismarck direkt an den Prinz-Regenten von Preußen zu richten pflegte, sich noch im Archiv des königlichen Hauses befinden, oder daß Mitteilungen, die in Form von Privatbriefen an die preußischen Minister gerichtet waren, in deren Privatbesitz geblieben und noch nicht veröffentlicht sind. Fürst Bismarck dachte von der Vollständigkeit solcher Sammlungen gering. Mit großer Gleichgültigkeit hat er z. B. bei der Herausgabe seiner Frankfurter Berichte Hunderte davon, als Sybel und Poschinger ihm die Stücke einzeln vorlegten, als nicht geeignet bezeichnet, und es sind mir darunter zahlreiche Stücke bekannt, die ohne Zweifel auch jetzt noch eine Wiedergabe verdienten. So gebe ich ohne weiteres zu, daß unter den nachträglich dem Archiv übergebenen Berichten sich solche befinden, die in meiner Herausgabe nicht gefehlt hätten, wenn ich sie rechtzeitig gekannt hätte.

Bei meiner selbständigen Arbeit war mir noch ein anderer Umstand hinderlich. Da ich an das Staatsarchiv nicht herantreten konnte, blieb mir die Einsicht in die Erlasse verschlossen, die dem Gesandten in Petersburg von seiner vorgesetzten Behörde zeitweise zugingen, und auf die in seinen Berichten hie und da verwiesen wird. Ich kann mir wohl denken, daß Professor Marcks, der bekanntlich an einer umfassenden Lebensbeschreibung des genialen Mannes arbeitet und einen ersten Band veröffentlicht hat, diesen Mangel lebhaft empfindet. Denn er zwingt ihn, bis zu den ursprünglichen Quellen herabzusteigen und eingehende archivalische Studien auch über diesen Zeitraum anzustellen. Gerade diese Lücke, deren Bedeutung mir wohl bewußt war, bestimmte mich, dem ganzen Werke eine mehr volkstümliche Form zu geben, die sich darauf beschränkte, dem wißbegierigen deutschen Volke auch von dieser Zeit der Tätigkeit seines größten Staatsmannes endlich allgemeine Kenntnis zu verschaffen. Auch so sind die Berichte verständlich, und wenn die Herausgabe auch nicht den wissenschaftlichen Anforderungen des Forschers genügt, so möchte ich doch, auch nach der Aufnahme, die das Werk gefunden, glauben, daß es einem stärkeren Bedürfnis entsprach, als ein mit umfassenden Ergänzungen und Fußnoten ansgestattetes, auf möglichste Vollständigkeit gerichtetes Werk, das schon um seines großen Umfanges willen und wegen des damit heute verbundenen Preises von vornherein nur für einen sehr beschränkten Leserkreis bestimmt war. So ließ ich den Kanzler möglichst allein sprechen und in dem Maße, als es ihm seiner Zeit ausreichend erschienen war. Ich erfüllte damit endlich nach langer Verhinderung einen Wunsch, den mein Chef und Meister in den letzten Jahren seines Friedrichsruher Aufenthalts wiederholt ausgesprochen hatte.

Raschdau.

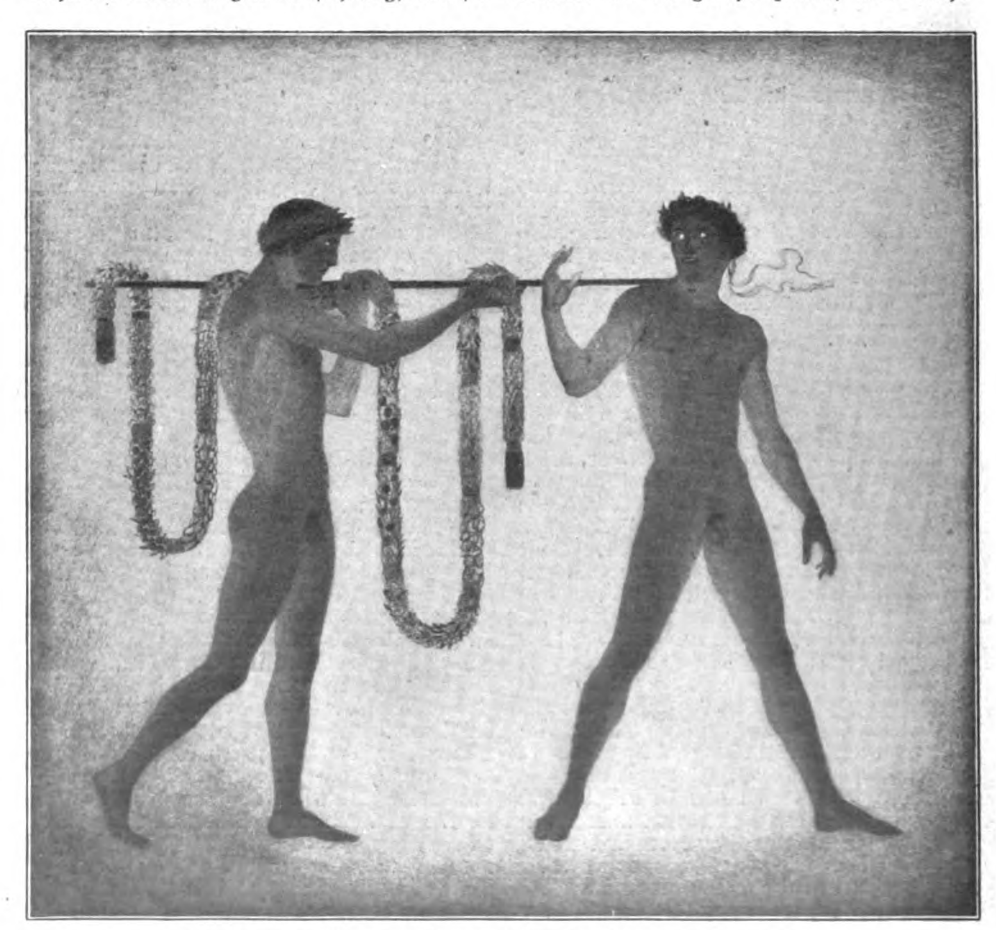
⌘ ⌘ ⌘

Exzellenz Raschdaus Erklärung sagt mir in der Tat nichts wesentlich Neues. Auf welchem Wege er in den Besitz der Abschrift gelangt war, war mir bekannt; die Ablehnungen der Reichsregierung habe ich selber erwähnt. Näher auf die Mängel seiner Ausgabe und auf deren Gründe einzugehen verbot mir der Charakter meines Aufsatzes und die Knappheit des Raumes: ich habe dort jeden Satz so kurz gefaßt, wie mir nur möglich war. Daß Exzellenz Raschdau auch nach der Revolution ohne Befragung von Auswärtigem Amt oder Archiv „selbständig vorzugehen beschloß", hat die Folge gehabt, daß seine Ausgabe „höchst unvollständig" geblieben ist und daß ihr Dasein bis auf weiteres einer wirklich brauchbaren Ausgabe in bedauerlicher Weise den Weg erschwert hat. Den Tatbestand habe ich feststellen müssen und daran kann ich auch heute nichts ändern. Näheres hatte Hermann von Petersdorff in der Kreuzzeitung vom 5. Juli 1920 mitgeteilt. Den guten Glauben des Herrn Herausgebers hat er ausdrücklich anerkannt: der versteht sich auch mir von selbst. Aber die Ausgabe, wie sie ist, vermag ich auch jetzt nicht zu rühmen. Neben ihrem Hauptmangel, der Halbheit, stehen Einzelmängel technischer Art, die kein Historiker übersehen kann und die in jedem Falle hätten vermieden werden können und sollen. Wenn ich von „dilettantischer Arbeit" sprach, so dachte ich insbesondere an Fehler im Text, in den Übersetzungen, in der Datierung, in der Illustrierung. Es ist eine alte Klage, daß Besitzer wertvoller handschriftlicher Materialien deren Herausgabe so oft ohne fachmännischen Beirat vornehmen und ihre eigene Darbietung dadurch von vornherein entwerten. Keine Dankbarkeit für die Gabe selbst und für deren gute Meinung darf uns verhindern, dergleichen rückhaltlos auszusprechen. E. Marcks.

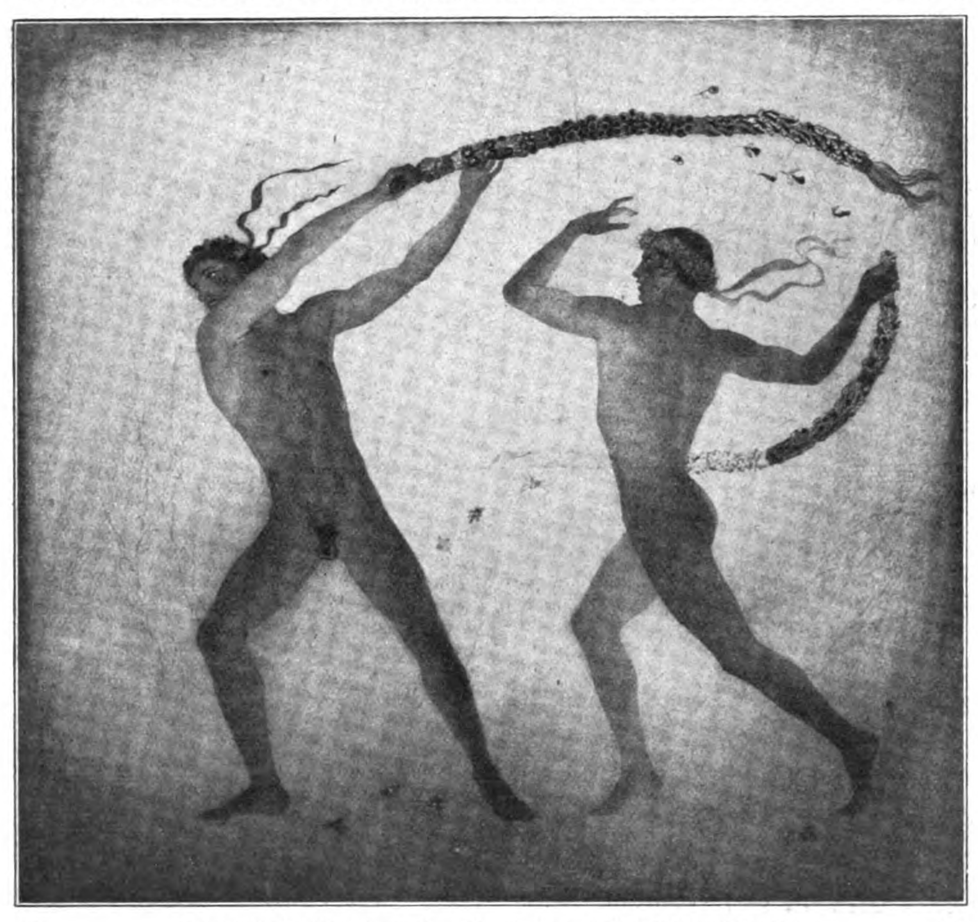
Illustrierte Rundschau

Sascha Schneider — Die Sammlung Dr. Julius Hofmann — Der Nürnberger Goldschmiedemeister Friedrich Schmid-Rigel — Hellerauer Wandschränkchen; Kufsteiner Barometer — Zu unsern Bildern

Bald neun Jahre sind verflossen, daß Gerhart Rosenhagen-Romint in diesen Heften einen reich, auch farbig illustrierten Aufsatz über Sascha Schneider veröffentlichte (Juni 1913). Der Künstler hat inzwischen (1920) sein fünfzigstes Lebensjahr vollendet, und wenn wir jetzt einige neue Proben seiner gereiften Kunst veröffentlichen, so erinnern wir uns der heute kaum noch verständlichen Bedenken, die uns damals bewegten. Es war die Zeit, wo die Kunst den Naturalismus zu überwinden sich schon lange mühte, wo aber der Geschmack des Publikums noch fast durchweg jegliche Stilisierung ablehnte. Es bedurfte in einem Fall wie Sascha Schneider einer klugen Einführung, wie sie der damalige Aufsatz bot. Jetzt stehen die Kunstliebhaber einer solchen Erscheinung bedeutend näher. Die zum Teil wüsten Übertreibungen einer revolutionären Jugend haben wenigstens das Gute gehabt: man hat eingesehen, daß es in der Kunst nicht immer auf die Nachbildung der Wirklichkeit ankommt, so wie wir sie zu sehen und zu kennen glauben, sondern daß es jenseits der unsern noch andre Welten gibt, in denen die künstlerische Phantasie Heimatrecht genießt. Was Schneider will, erscheint uns heute als eine keineswegs übertriebene Forderung: er wünscht als Maler weder Licht- noch Raumwirkungen zu erzielen, sondern kehrt vollkommen in die Fläche zurück, will nicht



Fresko für die Dresdener Gemäldegalerie von Prof. Sascha Schneider



Fresko für die Dresdener Gemäldegalerie von Prof. Sascha Schneider

Lichteffekte durch Farbeneffekte und Raum- durch Flächeneffekte nachbilden und vortäuschen. Auch läßt er, zum Besten einer erhabenen Einfachheit, den dargestellten Körper für sich allein ohne ablenkende Nebendinge wirken. Zu diesen theoretischen Forderungen gestellt sich noch eine sittliche: Schneider strebt, eine menschliche Idealgestalt zu schaffen, die sich der Gesundheit, der Mannhaftigkeit und der Schönheit erfreut. In dieser Dreiheit prangen die Jünglinge auf unsern Bildern, in langsamem Schreiten wie in schneller Bewegung. In einer Zeit, die sich künstlerisch gern und oft mit Notwendigkeit in ihre Krankheit vergräbt, ist es ein doppelter Gewinn, daß ein Meister wie Sascha Schneider noch glaubt und schafft.

⌘ ⌘ ⌘

Auktionskataloge zu betrachten, ist immer ein wehmütiges Vergnügen. Da hat nun ein Liebhaber und Kenner, wie der vor neun Jahren verstorbene Wiener Arzt Dr. Julius Hofmann, ein Menschenalter gesammelt, geordnet, genossen, und nun sind die Tausende von zärtlich geliebten Kupferstichen in einem stattlichen Katalog mit Lichtdrucktafelband zum letzten Male vereinigt. In ein paar Wochen sind sie (bei C. G. Börner in Leipzig) versteigert und in alle Winde zerstreut. Wer bürgt dafür, daß nicht manches Blatt in falsche Hände gerät?

Die Hofmannsche Sammlung geht (um die Grenzen mit zwei berühmten Namen zu kennzeichnen) von Schongauer bis Klinger, und zwar ist die Reihe ziemlich vollständig. Eine besondere Vorliebe bekundete Hofmann für die holländischen Radierer. Aus diesem Kreise stammt der vorzügliche Abdruck des „Spiels um die Gans" von Hans Bol, ein prächtiges Blatt, das auf kleinem Raum mit wunderbarer Deutlichkeit ein frohes Gewimmel lustiger Menschen in einer anmutigen Landschaft zeigt. In die wienerische Heimat Hofmanns gehört der fassinische Stich des Fendischen Aquarells der kaiserlichen Familie unter Kaiser Franz I. (1854), ein reizendes Biedermeierblatt.

Hofmann, dem die Kunstgeschichte u. a. einen wertvollen Katalog von Radierungen und Lithographien Goyas verdankt, war



eine weiche und warmherzige Persönlichkeit. Max Lehrs schildert ihn, wie er kein größeres Vergnügen kannte, als sich in stillen Stunden eine Mappe vorzunehmen und Blatt um Blatt zärtlich zu betrachten, wobei er für den musterhaft geführten Zettelkatalog die sorgsamsten Notizen zu Papier brachte. Möge jedes seiner Blätter auch weiter Liebe und Verständnis wecken!

ꕥ ꕥ ꕥ

Der Direktor des Germanischen Museums Dr. Theodor Hampe erblickt in F r i e d r i c h S c h m i d - R i g e l einen echten Goldschmiedemeister Alt-Nürnbergischen Schlages. Der



Seltene Blätter aus der bei C. G. Boerner, Leipzig, zur Versteigerung kommenden Sammlung Dr. Julius Hofmann, Wien. Oben: Das Spiel um die Gans. Stich von Hans Bol (Ausschnitt). Unten: Die kaiserliche Familie unter Kaiser Franz I. (Ausschnitt). Stich von Joh. Passini nach einem Aquarell von Paul Fendi







Künstler ist 1888 in München geboren und hat bei verschiedenen Meistern seine Ausbildung in langjähriger Lehr- und Gesellenzeit genossen. Er hat sich nicht spezialisiert, sondern von vornherein neben der eigentlichen technischen Schulung insbesondere plastische und Zeichenstudien gründlich betrieben. Seit 1916 Meister hat er sich schnell einen weitgeachteten Namen errungen. Scheint es doch, als ob seine Werke ganz unberührt von dem industriellen Geist geblieben sind, der nicht nur das Handwerk, der auch die Kunst so leicht ihrem wahren Wesen entfremdet. Rigel nutzte die alten, reinen Goldschmiedetechniken: Drahtarbeit, Verschneiden, Hammertechnik, Emaillieren, Treiben und Ziselieren. Er verwertet die verschiedenartigsten Materialien, indem er den edlen Metallen Halbedelsteine, Perlen, Glasflüsse, Email, Elfenbein, Perlmutter, Ebenholz zugesellt. Zu seinen schönsten Leistungen zählen Pokale, die sich durch glücklichen Aufbau des Ganzen und feinen Geschmack im einzelnen auszeichnen. Wie zierlich schwebt z. B. das Schiff als bekrönender Abschluß auf dem Deckel des einen und wie gemächlich prägt sich die behäbige Fülle des andern im kleinsten Ornamentteil aus.

⌘ ⌘ ⌘

Als ein Gruß in die Ferien mag den Leser das lustige Barometer erfreuen, das eine Kufsteiner Weinstube in ihrem Firmenschild aufweist:

„A Viertl macht glusti
A Halbi macht lusti
A Liter macht Schneid
Und nacha redst gscheid!"

Es ist eine Weisheit, deren letzter Schluß doch wohl zumeist dem Herbergsvater zugute kommt. Hoffen wir, daß jedem unserer Leser ein „Wirt wundermild" erstehe, der ihn an den Segnungen auch des Einundzwanzigers gnädig teilnehmen lasse!



⌘ ⌘ ⌘

Fritz Reusings Blau ist seinen Freunden wohlvertraut. Es ist in seiner leuchtenden Frische der Hauptreiz des Titel-

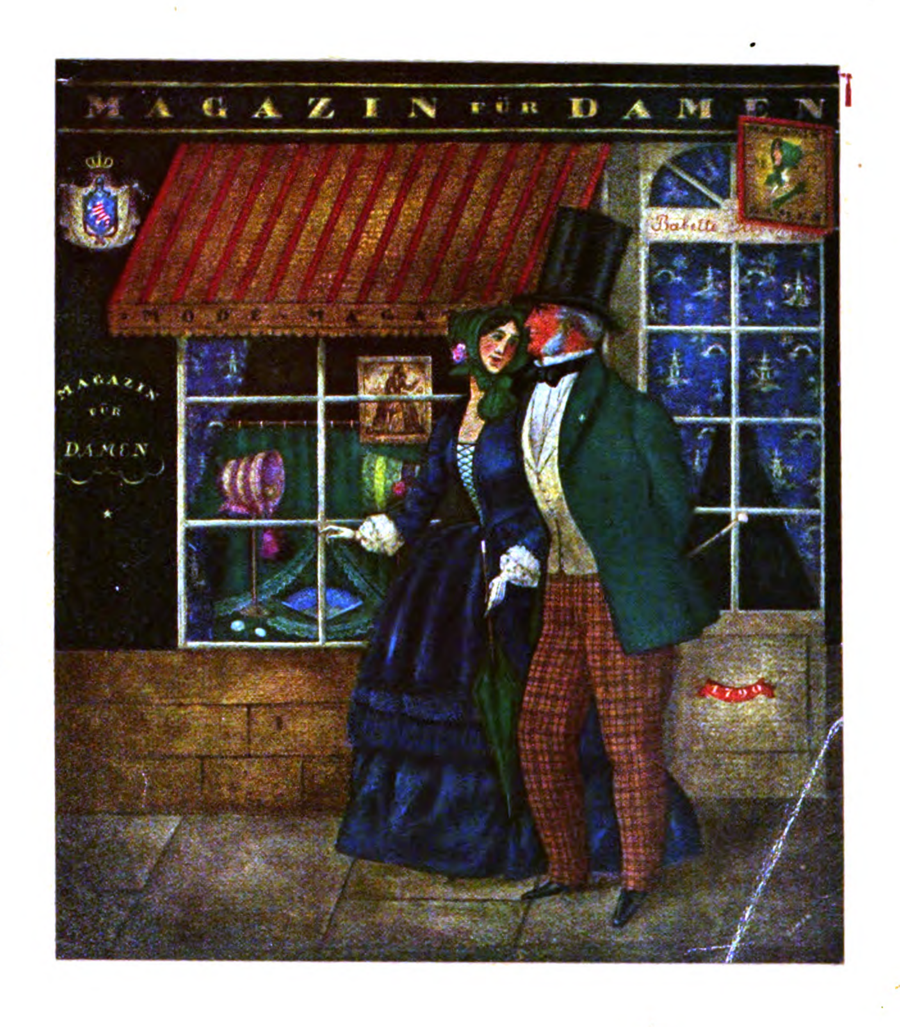
Goldschmiedearbeiten von Friedrich Schmid-Riegel, Nürnberg



Firmenschild einer Kufsteiner Weinstube

bildes und das Unvergeßliche daran. — Immer wieder läßt man sich gern ein Märchen erzählen, wenn es so geschmackvoll, so heiter vorgetragen wird wie von Meister Julius Diez. Dieser Künstler hat etwas von dem Märchen dichtenden E. T. A. Hoffmann (zw. S. 344 u. 345). — Ein liebevoll geschautes und ausgeführtes Gemälde ist der „Durstige Tag" von Otto Bauriedl (geb. 1881), einem Schüler Stucks, der jedoch ein einfaches Naturgefühl sich nicht ins Stilisierende hat wandeln lassen (zw. S. 352 u. 353). — Altmünchner Überlieferung hat Prof. Franz Gräßel in seiner treuen und gemütvollen Kunst wach erhalten. Wenn der 1861 geborene Meister eine Schar Gänse malt (zw. S. 392 u. 393), so tut er es mit schalkhaftem Humor und nicht bloß als kaltherziger Beobachter von wackelnden Schwänzen. — Die warmblütige und keusche Kunst von Fritz Klimsch wird mit den „Drei Grazien" erneutes Entzücken wecken (zw. S. 360 u. 361). — Von Emil Eber, einem jungen Pfälzer, der im Münchner Glaspalast unter seinen in einer Sonderausstellung vereinigten Landsleuten auffiel, zeigen wir den „Bergführer" (zw. S. 440 u. 441) ein kräftiges, derbes Bild. — Wilhelm Thielmann, den Maler der Schwalm, hat Prof. Heinrich Werner im Septemberheft 1919 eingehend gewürdigt. Sein „Kirchgang" (zw. S. 400 u. 401) zeigt ihn im Vollbesitz seiner starken und eigenwüchsigen Kunst. — Endlich sei auf die schöne Aufnahme vom Luganer See hingewiesen, die wir J. Seiberth in Basel verdanken. Leider ein für die meisten verlornes Paradies. P. W.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker in Berlin**
Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig in Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50



„Männchen, kauf mir doch den schönen Hut!“ — Gemälde von Erich M. Simon

(Ausstellung der Sezession, Berlin 1921/22)



Edelrost / Roman von Carl Wörms

(Fortsetzung)

Und nun ging in der nächsten Woche in Harzburg ein Juchhe und Hussasa los, als ob der Herrgott eingeschlafen wäre und irgendein gefallener Engel die Prokura für ihn übernommen hätte. —

Im Staube der langen Herzog-Wilhelm-Straße kam er an, sprach wie ein wild gewordenes Auto, pfiff bei allen Wegscheiden wie die Kutscher der Landauer und juchzte auf dem Rennplatz mit dem tosenden Publikum um die Wette. Schwer lastete der Sonnenglast auf dem Tal, für die frischere Luft auf den Bergen hatten nur wenige Zeit und Lust, alles wollte nur in den Hexenkessel hinein. Gesichter sah man am Kurhause, die nach Gottes Ebenbild bestellt, aber irgendeinem Pfuscher übertragen, wie für ein Friseurfenster ausgeführt waren. Das Schlafen schien für diese große Harzburger Woche abgeschafft. Roulette und Sekttisch beherrschten die Nächte. Aus den Gärten rief das Quieken gekniffener Mädchen und trunknes Gelächter ihrer Galane. Reich mußte man in dieser Gnadenzeit werden, wo es statt der Wassertropfen Fünfzig- und Hundertmarkscheine regnete. Jedes Mausloch wurde um hundert Mark für eine einzige Nacht vermietet, und auch dort stellte der Schlaf sich nicht ein.

So recht als Typus dieser Ritter von Fortunas Gnaden zeigte sich auch Feodor Kamarin, todschick wie immer, ein Mann von tadellosen Manieren, mit Geld in der Tasche und einem kleinen Stich ins Sentimentale hinein, sobald er Damen zu unterhalten hatte. Dann schwamm sein Augapfel in ungewissem Glanze und bat um etwas Mitleid im Freundeskreise. Wanda von Berg wäre am liebsten auf Probe mit ihm durchgegangen. Sie hatte wieder einmal Sehnsucht nach ihrem Manne bekommen. Feodor sollte sie nach Riga mitnehmen. Alles gefiel ihr an ihm, sein rotseidnes Taschentuch, der seidenbesetzte Smoking, seidne Strümpfe, die sich nach der Schuhfarbe richteten, die seidig schimmernde Olivenhaut, der weiche Ton seines Organs. Er war wie eine noch ungeschälte Orange. In Kronstadt hatte er zugesehen, wie siebentausend aufständische Matrosen niederkartätscht wurden. Das erzählte er so ruhig, als wäre großes Schweineschlachten gewesen und er hätte einen Wurstzipfel abbekommen.

„Que voulez-vous, madame?" sagte er, „wir Slawen lieben große événements, spielen Hasard, meine Tante — deine Tante, wie man bei Balten pflegt zu sagen. Bisher ist immer gewesen meine Tante, weil neben mir hat gestanden als rêverie mein ermordeter Zar als, als — nu wie sagt man auf Deutsch?"

„Als Schutzgeist?" half Wanda liebenswürdig ein.

„Merci, madame, vous êtes bien bonne. Wollen wir also unternehmen Todesfahrt? Werde ich bestellen Extrapost in russische Hölle und werde Sie liefern ab, cela va sans dire, in die Arme von Ihre mari."

Kein Warnen half. Wanda war entschlossen, mit ihm zu reisen. Sie hatte erfahren, daß ihr Mann seine Tage in lustiger Gesellschaft hinbringe, in Gesellschaft von Damen. Er sollte sich nur unterstehen! Nein, wie interessant! Feodor war gekommen, Gustav zu holen. Am liebsten hätte er schon alle Balten eingepackt. Aber ihr Schrittmacher wollte er sein. Seit Wanda bei der Trabfernfahrt umgeworfen hatte, Heinz aber als Herrnreiter sich eine silberne Punschterrine erritten hatte, war ihr das Märchenschlößchen zu eng geworden.

Sie reiste mit dem Slawen ab. Diese fanatische Wildheit seiner Rasse, die in unbewachten Momenten zum Ausbruch kam, reizte sie. Das war doch Temperament, Blut von ihrem Blute. Das ahnte sie noch nicht, daß sie schon nach einem Monat nach Harzburg ihre glückliche Ankunft in Riga melden konnte. Ihren interessanten Paladin aber hatten sie zwei Tage darauf im Hotel erschossen in seinem Bett gefunden. Man liebte in Moskau nicht die unzuverlässigen, bezahlten Propagandisten, und schöpfte man Verdacht, so übte man schnelle Justiz.

Am Tage nach dem Eintreffen dieses Briefes war auch Gustav abgereist. Er fürchtete, daß man ihn zurückhalten würde. Also war Antje die einzige, der er seine Abreise gemeldet hatte: „Ich muß fort, diese Ungewißheit ist schlimmer als jede Gefahr. Denken Sie von meiner Mutter und mir nicht schlechter, als wir es verdienen. Im Grunde genommen sind wir doch mehr oder weniger im Banne derer, die vor uns waren. Wir fälschen die Geschichte, wenn wir sie anders ansehen, als sie war.“ Und als Unterschrift nur das eine Wort: Edelrost.

Der Mutter zulieb behielten seine Briefe auch an sie dies Pseudonym bei.

Auf dem Bahnhof, bei seiner Abreise um fünf Uhr morgens, stand nur Gretchen mit rotgeweinten Augen und zwei roten Nelken für ihn. Er sah von seiner Waggontür lange auf sie zurück, als der Zug sich in Bewegung setzte, und sie winkte mit dem Tuch, solange sie ihn sehen konnte. Wie stark die Nelken dufteten, die sie ihm gebracht! Ferland hatte ihm den falschen Paß eingehändigt, ihn aber nicht begleitet. Ihm als Letten stand die Einreise auch später offen. Wohl aber war im letzten Augenblick noch Karl Nettelhorst in den Zug gesprungen, ganz erstaunt, daß Gretchen an ihn gedacht und ihn ausbegleitet hatte. Der Trieb nach Arbeit drängte ihn sogar vom alten Vater ab, der noch von des Bruders Krankenlager nicht fort wollte. Er sollte folgen, sobald er seinem Ulrich die Augen zugedrückt hatte.

Von Karl aber sollten sie bald in Harzburg hören. Er machte sich gut. An der deutschen Bürgerschule in Talsen hatte er sich anstellen lassen, wie er seinem jüngsten Freunde, dem alten Justizrat schrieb. Zum Besten dieser Schule hatte er einen dramatischen Abend veranstaltet in einem Saal, der vollständig ausgeplündert worden war. Sogar die Schillerbüste vor der Bühne war mutwillig zertrümmert. Da hatte Karl seine Schüler und Schülerinnen aufgeboten. Die Mädchen hatten den Saal gescheuert und mit Waldgrün geschmückt, die Jungen für Sitzplätze gesorgt. Und er selbst war mit Pinsel und Kleistertopf durch die Straßen gezogen und hatte an allen Ecken die Zettel angeklebt. Tischler, Friseur und Stubenmaler hatten auf der Bühne geschafft, und ein Singspiel war von Dilettanten aufgeführt unter dem lebhaften Beifall von Deutschen, Letten und Juden. Vor der Bühne aber hatte Karl einen neuen Gipsschiller auf das Postament gesetzt. Schiller in einem Städtchen der lettischen Republik auf den Thron gehoben, wo in Europa alle Throne gestürzt waren — das, das wäre eine Kulturtat, so versicherte der Berliner Weißkopf jedem, der es auch nicht hören wollte.

Ihm wurde warm unter all diesen Menschenfreunden, so daß er auch im nächsten Herbst und Frühling wiederkehrte. Eigentlich hatte er sich in Harzburg erholen wollen, kam aber doch wieder in das Sinnen und Sehnen andrer Menschen hinein. Konnte er auch ohne das Geräusch der Großstadt nicht leben, mitunter den Atem anzuhalten war ganz bekömmlich. Nur nicht mehr im Bündheimer Schlößchen, wo seit der berühmten Pferdeauktion Rennstallbesitzer ersten und zweiten Ranges aus- und eingingen und die Nacht zum Tage machten.

Seitdem kehrte Feuerbach lieber in der stilleren Pension Schwarz ein, voll von kurischen Eindrücken, die er mit einem vernünftischen Menschen bereden wollte. Besonders seit seine Hilde auffallend nachdenklich geworden war, suchte er über die Grafen Plettenberg Erkundigungen einzuziehen. Denn daß ihm persönlich der Naturbursch Heinz behagte, genügte ihm nicht. Seiner Menschenliebe allein traute er nicht so ganz, er nahm die Menschen meist um siebzig Prozent besser, als sie waren. Der durch das Leben geeichte Jurist war vorsichtiger geworden.

Da machte es sich dann so, daß er in der Witwe Schwarz eine verwandte Seele fand. In der Art, die Sätze langsam zu gestalten, beim Sprechen sacht über das Tischtuch zu streichen und bestätigend mit dem Kopf zu nicken, erinnerte sie ihn an seine verstorbene Frau. Sie ging wie ein stiller Sonntag durch all die Werkeltage ihrer Gäste, in ihrer Stimme war etwas wie Glockenton, in ihren Bewegungen etwas vom Taktstock des Harzburger Kantors, wenn er mit den Kindern Weihnachtslieder einübte.

Als verwandte Seelen fanden sich die beiden. Er hatte als Schleswiger die Flensburger Tage mitgemacht, die begeisternde Rückkehr des abgesetzten Bürgermeisters in der befreiten Stadt erlebt. Sie erzählte von

ihrer oberschlesischen Reise, vom Willkomm auf den Bahnhöfen, von der überwältigenden Abstimmung. Und nun zerrissen Zeitungsberichte über die polnische Wirtschaft ihr deutsches Herz. So kam es von selbst, daß er tröstete, daß sie so manche Auskunft geben konnte und daß sie auf die Balten zu sprechen kamen, die ihnen schon Jahrhunderte hindurch das vorgemacht, was doch wohl jedes Deutschen selbstverständliche Pflicht und Schuldigkeit gewesen wäre. Frau Schwarz, die sonst nie über ihre Gäste sprach, vertraute dem Justizrat, daß in diesem Sommer ein Baron Monheim und ein Graf Traubenburg bei ihr wohnten, die vom Pensionsbetrieb wie ausgelernte Kollegen sprächen, lustige Balken vom Rhein, wo sie ein Hotel zu leiten behaupteten.

„Ich bitt' Sie, Herr Justizrat, ein Graf und ein Baron unsre Konkurrenten! Diese Balten verstehen alles, fassen alles an, daß es flatscht, und arbeiten, statt zu verzweifeln. Nächstens gibt die Gräfin ihre Pension am Burgberge auf und zieht mit ihrem Sohne zum Manne an den Rhein. Denn etwas Weibliches muß doch in der Hinterhand sein. Wer wird ihnen sonst die Strümpfe stopfen, wenn ...“

„Na, na, ob die Gräfin auch das versteht?“

„Die? O, die stopft Mannsleuten sogar den Mund. Das soll sie in schwerer Lebensschule gelernt haben. Aber mich geht das eigentlich nichts an.“

Und dann berichtete sie mit einigem Stolz, daß auch die Baronin Linden und Graf Plettenberg zu ihr zögen. Die Dreilöwens mit ihrer Kinderschar konnte sie leider nicht mehr unterbringen. Übrigens reise Baron Astaf so bald als möglich in die Heimat zurück. Er hatte sich wirklich von der lettischen Regierung als Förster auf seinem eignen Gute anstellen lassen. Die Baronin folge, sobald sie ihr Wochenbett — schon das zehnte, wie Frau Schwarz gehört haben wollte — im Königsstift überstanden habe. Das waren Prachtmenschen! Bestohlen, ausgeplündert, vertrieben, verzagten sie nicht, und die Kinder wuchsen ihnen nach wie die Steinpilze in Waldbuchten nach gesegnetem Herbstwetter.

Der Justizrat strich sich den weißen Bart. „Hm, ja so. Also auch Graf Plettenberg zieht zu Ihnen? Nicht wahr, eine hohe Säule, die von verschwundener Pracht zeugt?“

Frau Schwarz wich aus. Sie mochte diese kurz abfertigenden Urteile über ihre Gäste nicht. „Kavaliere habe ich immer gern, auch nach alter Manier. Aber warum fragen Sie mich?“

„Nun, weil auch ich ihn gern haben möchte, aber noch gerner seinen Sohn.“

„Den Udo? Ach ja, ein ganzer Kerl. Verprügelte gestern hier auf der Straße einen Jungen, der ihn kurischen Krippenreiter geschimpft.“

„Na, der kann gut werden. Den aber mein' ich nicht. Hat der Alte nicht noch einen Sohn?“

Frau Schwarz tat böse: „Nun aber werd' ich falsch, Herr Justizrat. Den müssen Sie doch besser kennen. Oder fragen Sie Ihr Fräulein Tochter, die träumt sogar schon von ihm.“

„Und was halten Sie von solchen Träumen?“ Der Alte kniff listig ein Auge zu.

Frau Schwarz lachte ihr stilles Lachen und drückte sich den bernsteingelben Kamm fester in das weiße Haar.

„Muß ich das noch einem verliebten Vater sagen? Ihre Kleine ist zierlich wie ein Menuett in Porzellan, aber nicht so zerbrechlich. Wissen Sie, was sie werden will? Sie schwankt zwischen Dentistin, Operationsschwester und Tanzstundenlehrerin. Als Kranke möchte ich gerade nicht unter ihre Finger kommen und einen Zahn ließe ich mir auch nicht von ihr ziehen. Doch glaube ich, daß sie ihren Weg durchs Leben schon gehen wird, vielleicht etwas merkwürdig, aber sehr bestimmt — ganz wie der Vater.“

Er drohte mit dem Finger: „Na, na! Ob es doch nicht besser wäre, man gäbe ihr einen Aufpasser mit, so etwa von der Größe des Grafen Heinz?“

„Also endlich!“ sagte Frau Schwarz erleichtert und hielt ihm die arbeitsrauhe Hand hin. „Dann können Herr Justizrat Ihren weißen Kopf ruhig auf das letzte Kissen legen. Den nähme ich selbst noch, wenn er mich wollte.“

Das beruhigte den vorsichtigen Vater vollkommen.

Weiter aber kamen sie nicht. Denn plötzlich huschten zwei Köpfe am Fenster hin, und Baron Astaf trompetete hinein: „Hab' ich's nu nicht gesagt, Frau Schwarz? Ein Jung, wieder ein Jung, der achte! Früher, als wir erwartet, aber lebensfähig! Mit einem ganzen baltischen Regiment rück' ich nach Hause. Vier Pfund, ganz dick und rund, Mutter gesund! Dafür ist sie auch meine Frau.“

Sein roter Kopf tauchte zwischen den Weinranken auf. Da riefen ihn zwei Landsleute auf der Straße an. Der eine war Eberhard von Monheim, der rheinische Oberkellner, der sich als Pate zur Taufe meldete, wie er in Berlin versprochen hatte — beim siebenten oder achten Jungen, das

war unter Freunden ganz egal. Einen schallenden Kuß bekam er vom glücklichen Vater, der nach dem Traubenburg fragte.

Der, ja, der holte jetzt Flitterwochen nach und brächte in einem Monat seine Gnädige an den Rhein, nach glücklich geschlossenem Hubertusburger Frieden.

„Monheim," schrie Baron Astaf, „hol's dieser und jener, heute müssen wir uns besaufen. Der achte Jung muß begossen werden, sonst wächst er nicht."

In dem Augenblick kam Maria von Lintfels etwas elegisch die Straße herauf. Sie machte Abschiedsvisiten. Endlich hatte sie sich von Bündheim losgerissen und hatte Feuerbachs Angebot angenommen. Kaum hörte sie von dem kleinen Erdenbürger, so ging das Geschrei von neuem los. Man nannte das unter Brüdern kurischen Affekt.

Vetter Ebbo hier und Vetter Gustav da. Der eine in Harzburg, der andere in Kurland und Maria unterwegs zum Glücke. Es war, als ob sie allein in Harzburg wären und alle untereinander Vetter und Kusine. Der Justizrat hinter der Gardine schlug belustigt die Hände zusammen, und Frau Schwarz nickte ihm verständnisvoll zu. Da war auch schon Maria im Salon, wieder sehr traurig, weil sie ihr „liebes Schwarzchen" zum letzten Male sah. Der Haarkamm saß ihr lose, die Frisur drohte zu zerschmelzen. Dem alten Herrn versicherte sie, daß sie in der neuen Stellung sehr ehrbar sein werde, wenn sie auch noch so langweilig sein sollte. Dann flog sie Hilde entgegen, die ihre Stimme schon erkannt hatte und nun auch einen Kuß bekam. Aufrichtig wünschte sie ihr alles Gute. Ihre Stimme zitterte nur ein klein wenig. Und sie gestand, daß sie ja am liebsten jetzt mit Dreilöwens nach Hause reisen würde, aber ihr dummes Herz vertrug die Fahrt nicht. Sie mußte täglich zwei Stunden auf dem Ruhebett liegen und beim Briefschreiben würde das Herz ungeduldig.

Da sah sie Heinz von Bündheim herkommen. Fix griff sie nach ihrem Hut. Ja so, die Herren hatten sie ins Café Peters geladen. Zu Ehren des Neugeborenen Schokolade mit Schlagsahne und Punsch! Da durfte sie nicht fehlen. Wieder bekam jedes seinen Kuß. Als aber auch der Justizrat sich meldete, zupfte sie zurück.

„Nein, Sie noch nicht. Sie später." Und hinaus war sie, so zwischen Schmerz und Schlagsahne.

In der Tür bekam auch noch Heinz vom achten Dreilöwen zu hören. Ein strammer Junge sollte er sein.

„Je gerader das Rückgrat, desto neugeborner das Kind," gab er aus seiner Weisheit zum besten und stellte sich glänzenden Auges vor den Weißkopf hin.

„Na, was is, Herr Justizrat, ermutigt Sie das nicht? Gewinn' ich meinen Prozeß? Ich versprech' Ihnen Ihr Puppchen in einer Konfektschachtel nach Kurland zu bringen. Sogar meine Nase lass' ich mir römisch biegen. Im Generalanzeiger las ich von solch einem Mittel. Nasenformer Zello-Punkt mit verschiebbaren Präzisionsregulatoren. Was können Sie dann noch gegen mich haben? Bin ich nicht in guter Gesellschaft?" Dabei faßte er Hilde schon um die Taille.

„Ach ja, Papa," bat sie glückselig. „Etwas müssen doch auch wir für die flüchtigen Balten tun. Und werde ich auch keine echte Gräfin und bekommt mein Sausewind sein Schloß nicht zurück, so lass' ich mich als Tanzlehrerin in Riga nieder und zeige den Letten Fox-trott an. Sollst sehen, wie fix sie das lernen werden."

„Und ich begleit' auf dem Dudelsack," grinste Heinz.

Da faßte der Alte schmunzelnd eine Ohrwatschel von ihm und eine von ihr und stieß ihre Köpfe zusammen.

Nun waren sie verlobt. Mit einem Juchhe ging's aus dem Zimmer hinaus. „Café Peters, Café Peters!" hörte man nur noch von der Diele her. Der Alte sah bedenklich hinter ihnen drein. Da legte Frau Schwarz ihm die Hand auf den Ärmel: „So war's recht, lieber Herr. Lebte meine Else noch, auch ich hätte sie ihm gegeben, unbesehen. So kommt gesundes, bürgerliches Blut in all das Gräfliche hinein. Nu hören Sie ihn doch draußen. Hat kein Schloß, kein Roggenfeld mehr, vergißt den eignen Vater und marschiert nach Café Peters. Großartig diese Balten! Nicht totzukriegen in ihrer Daseinsfreude."

„Ja, wissen Sie, wissen Sie, Feiertagsmenschen möchte ich sie am liebsten nennen. Sie sind immer so, als hätten sie etwas geschenkt bekommen, ohne sich zu bedanken. Dieser Hans Obenhinaus zum Beispiel, hat er sich für meine Tochter bedankt? Fällt ihm nicht ein. Selbstverständlich wie ein vorteilhafter Pferdekauf. Uns haben sie nicht einmal mitgenommen. Nun müssen wir für diese Küken vernünftig sein. Also mögen sie in Gottes Namen ihren kurischen Werkeltag beginnen. Unterdes melden Sie mich bei Seiner Erlaucht. Neugierig bin ich doch, was der zu einer bürgerlichen Schwiegertochter sagen wird."

„Na, wenn Sie ihn so schlau wie jetzt mich ansehen, wer kann da widerstehen? Und nach dem Kaffee lesen Sie mir aus

der Zeitung das von der Tiroler und der Salzburger Abstimmung vor. Es wird Frühling in Deutschland, glauben Sie mir. Und die Balten haben ihn uns gebracht."

⁂

Warum nur merkte Anna Nettelhorst von diesem Völkerfrühling nichts? Sie, im Leben sonst ausgezeichnet, kam sich wie beiseit geschoben vor. Sie mußte nur immer abwehren, verzichten. Alle ärgerten sich an ihr ab. Früher war ohne sie kein Ball eröffnet, kein Konzert ohne ihre Mitwirkung, keine Ausfahrt ohne eine Einladung für sie. Wie selbstverständlich war ihr diese Vorzugsstellung gewesen, selbstverständlich war sie in Talsen, Hagen, Steinsee die erste. Etwas Gönnerhaftes hatte ihr bewußtes Auftreten gehabt.

Wer fragte jetzt nach ihr? Ihre Stimme rostete ein. Höchstens, daß sie im Krankenhause zur Andacht am Samstagabend den Gesang zusammenhielt. Spazieren ging sie allein, am liebsten auf den Brocken, zwischen zwei Nachtwachen, auch bei Sturm und Regen, um den Krankengeruch aus den Kleidern zu bekommen.

Wie hatte sie sich nach der Heimat gesehnt! In Riga sollte man sich mit Sprach- und Musikstunden sein Brot verdienen können. Lettische junge Damen wollten sich englisch oder französisch bilden. Aber der todkranke Vater hielt sie mit seinen welken Händen, mit seinen Launen, die immer seltener zärtlichen Regungen wichen. Da draußen liebten sie, verlobten sich, jauchzten mit ihrem jungen Glück in die Tage der Heckenrosen und Holunderdolden hinein. Antje hatte der schönen Irmgard das Neugeborne an die Brust legen dürfen. Der große Vater sprach mit ihr von Taufe und Rückreise. Sie mußte lächeln, gratulieren, Witze belachen, sich an fremdem Glück satt sehen, und niemand fragte nach ihr. Höchstens, daß Onkel Anton mit seinem Cello kam, und sie begleitete ihn, um den Vater zu zerstreuen. Gretchen schlich scheu an der Schwester vorüber. Sie hatte für Krankenbesuche selten Zeit, konnte nicht lange still sitzen, wollte mit Udo zusammenbleiben, weil der doch bald mit Heinz und Hilde reisen sollte. Wie war das Kind hübsch! Antje konnte sich nicht satt an ihr sehen, wenn sie ihr durch das Fenster entgegenschaute. Die dunkeln Augen und das krause Haar, das sie jetzt nach der Konfirmation hochgesteckt trug. Und dazu ein Gleiten der Bewegung, ein Liebreiz in der Stimme, eine unausgesprochne Seligkeit im Blick, daß jeder Unbekannte ihr auf der Straße nachsehen mußte.

Ängstlich studierte Antje im Spiegel. Da unter den Augen, waren das nicht schon Fältchen, die gefürchteten Krähenfüße? Gut, daß sie blond war. So sah man die ersten grauen Haare nicht. Nein, alt wollte sie noch nicht werden. Hatte sie ihren freien Tag, so legte sie wohl die Tracht beiseit und besuchte in ihrem schlichten weißen Kleide die Pension in der Goslarer Straße. Bei Frau Magda klopfte sie an. Die las ihr Briefe vor, ‚Edelrost' unterschrieben. Darauf war die Mutter besonders stolz. Er schrieb viel Trauriges. Übereifrige lettische Zeitungen forderten jetzt schon in verlogner Verschrobenheit, daß der Adel nicht nur sein Land verlieren, sondern noch zahlen sollte für die siebenhundert Jahre Nutznießung fremden Eigentums. Sie wußten nicht, wohin mit der Landmasse, ob auch schon jährlich zehntausend Landparzellen verteilt wurden, meist an Faulenzer und Tagediebe, denen alles, besonders aber die Lust zum Arbeiten fehlte. Freigebig wurde Land verschenkt. Eine lettische Dichterin bekam ein Schloß für einen lettischen Sang, ein hoher Offizier einhundertundfünfzig Morgen für seine Schlachten. Ja, sogar ein süddeutscher Oberleutnant hatte sich eingefunden, der seinen gutdeutschen Namen ins Lettische übersetzte und dafür ein gestohlenes Rittergut erhielt.

Aber Gustav war guten Muts. Es würde schon gehen. Hagen war bewohnbar, als Landloser hatte auch er sich gemeldet und durfte in der Mutter Haus einziehen. Des falschen Passes wegen hatte er wohl einen Monat Untersuchungshaft erduldet, aber dank Ferlands Empfehlungen war er dann unbehelligt geblieben. Antje atmete auf. Udo hatte das beste davon. Den fütterte sie mit Bonbons, und er tröstete sie, Ferland werde bei ihr bleiben, wenn alle fortreisten. Denn Ferland wäre eigensinnig und wollte nicht mit. Antje sollte für ihn sorgen. So verfügte das Kind über die Erwachsenen und sah des Vaters schmerzlichen Blick nicht, als Antje ihm zur Verlobung des Sohnes gratulierte. Nach standesgemäßem Bedenken hatte der alte Graf die Partie zugegeben und behandelte seitdem Hilde viel ritterlicher als sein unverbesserlicher Pferdejunge. Mit dem Rennstall war es allerdings nichts mehr. Heinz hatte seinen Nachfolger schon eingeführt.

Daß der treue Bursch auch seine Privatgefühlchen haben konnte, wußte Hilde allein. Sie wirkten wie ein einsames Gebet. So drückte er ihr einmal ein goldenes Kreuzlein in die Hand. Es war dasselbe, das er von der Leiche seiner Mutter genommen hatte. Und sie hörte die Geschichte dieses

Schmuckstückes mit umdunkelten Augen, küßte es und trug es von nun an auf der Brust. Das war Heinz Plettenbergs Hochzeitsgabe, ehe er sein Frauchen „an die Kandare" nahm.

Sogar der geschniegelte und gebügelte Herr von Monheim hatte für Antje flüchtige Huldigungen. Er hatte wirklich etwas vom Oberkellner und machte Bewegungen, als ob er die Serviette unter den Arm schlüge. Aber das war nur Komödie, den Baron verleugnete er nie. „Mein gnädiges Fräulein," so fragte er Antje, „was haben Sie davon, hier in Harzburg ausgestellt zu werden? Winkelerfolg, höchstens Kabarettstern. Kommen Sie zu uns, da sollen Sie Furore machen, wo die Völkerscharen herbeiströmen, jetzt sogar ungeladen. Unglaublich, wenn so ein Franzose sich in des Rheines Flut spiegelt. Es steht ihm nicht, und der Inglishman sieht ihn meist nur mit dem Rücken an. Wozu also diese Besetzungen? Da versteht es der Lette viel besser, Land zu stehlen. Er verschenkt es und deklamiert mit Polykrates: ‚Dies alles ist mir untertänig.' Aber schon soll ihm vor seiner Gottähnlichkeit bange werden. Meine lettischen und französischen Herren, gesegnete Mahlzeit allerseits."

Damit reiste er nach vollzogener Taufe ab. Die Sage ging, daß er vorher noch seinen mißratnen Sohn, den Otto Gutlieb, wieder einmal auslösen mußte und ihn in die Naturheilanstalt, nach dem Jungborn bei Harzburg gebracht habe. In Lehm sollte er gepackt, mit Lehm gefüttert werden. „Auf dem Bauche sollst du kriechen und Erde essen dein Lebelang," zitierte er frei nach der Bibel und mußte den Zahnarzt noch besonders bezahlen, infolge einer nicht weiter zu erörternden nächtlichen Affäre.

Auf dem Bahnhofe sah Antje auch die Gräfin Ruth von Traubenburg zum letztenmal. Ein milderer Zug verschönte ihr vergrämtes Gesicht, als Monheim ihr in den Wagen half. Auch der Graf wurde mitgenommen. So fuhren sie mit anbrechendem Herbst nach allen Richtungen auseinander. Nur Antje durfte nicht. Den besten Trost holte sie sich noch von Frau Schwarz, deren bestimmte Art zu ihrem versonnenen Wesen paßte. Auf einer Fußbank ihr zu Füßen streifte Antje Spargel ab oder reinigte Beeren zum Einwecken.

„Sie sind ein ganz schlimmes Mädchen," schalt die neue Freundin, „wer so viel vom Leben mitbekommen hat, der soll damit wuchern, sein angenehmes Äußere zeigen, ohne zu kokettieren, seine Bildung verwerten, ohne zu geistreicheln, Kranke pflegen, als ob es eine Lust wäre. Schleppen sind unmodern, also schleppen Sie nicht so viel hinter sich her. Pflicht geht vor Vergnügen, das weiß ich wohl. Trink aber doch meinen Abendschoppen gern, wenn die Wäsche trocken von der Wiese gekommen ist und alle Gäste in ihren Stuben sind. Jung soll man mit Berechnung sein, mit seiner Zeit geizen. Das gilt von Ihnen mehr als von andern. Denn die Haube, wissen Sie, steht Ihnen nicht. Merken Sie sich das."

Sie hatten gut reden, die lieben Ratgeber und Samariter. Wunden verbinden konnten sie doch nicht. Da war der treue Ferland für Antje noch die erträglichste Gesellschaft. Sie sahen sich häufiger an, seit Udo sie in seiner kindlichen Fürsorge aufeinander aufmerksam gemacht hatte. Ferland störte nicht, fragte nicht, war aber immer da. Lautlos kam er, lautlos ging er, wenn er seinen Udo in einen Knabenschwarm gesteckt hatte oder in der Schule wußte. Wenn Antje im Korridor oder vor dem Wäscheschranke summte, horchte er auf, ob sie nicht das Lied der Mutter finden würde. Sah er sie an, war etwas von Hundetreue in seinem Blick und dann wieder ein Staunen, daß ein junges Mädchen so viel Elend ansehen konnte. Es widerstrebte ihm, daß sie im Operationssaal so oft entblößte Leiber sehen mußte. Er schüttelte sich, wenn ihm daraus schon der süßliche Geruch entgegenkam. — Stundenlang saß er am Bette seines Oberförsters. Dann mußte er von Kurlands Wald, von Steinsees Eichen erzählen. Alle seine Verbindungen hatten nicht hingereicht, den alten Mann in die Heimat zurückzulassen. Man kannte seinen Haß gegen alles Lettische. Auch Ferland behandelte er ganz als Untergebnen, der zu rapportieren hatte, was sie ihm aus dem Forst schrieben. Ach, sie wirtschafteten ja dort wie die Vandalen, schlugen im Walde, ohne für Nachwuchs zu sorgen, nur um Geld zu machen auf fremdem Grund, den Boden zu entwässern, Stürme einzulassen, das Klima zu verschlechtern. Jeder Axtschlag ging dem alten Ulrich durch das Herz, und all die alten Schimpfwörter wachten wieder auf, die einst seine Waldhallen durchflogen hatten. Nur wenn Antje dazukam, brach er ab.

„Laß, Ferland. Ein andermal mehr."

Vor Antje hatte er einen gewaltigen Respekt. — Saß Gretchen bei ihm, so spielte er wohl mit ihren Fingern und brummte: „Armes, armes Küken, wie sollst du fliegen lernen!" Er bemitleidete sie, bis ihr die Tränen kamen. Dann wurde er ärgerlich, denn er konnte Frauenzimmer nicht weinen sehen. Den Bruder ließ er häufiger kom-

men und sprach über die letzten Dinge. Doch im Handumdrehen war er wieder bei den ersten angelangt. Wie sie als Hosenmätze im Brunnen die hellichten Sterne gesehen und fest geglaubt hatten, der Brunnen ließe sie des Nachts heraus, um sie dem lieben Gott als Laternen für seine Engel zu leihen. Für das Märchen vom Dornröschen, wie der Prinz durch die Hecke dringt, um die Prinzessin zu erlösen, hatte Ulrich viel mehr Verständnis als für den Opfertod Jesu Christi. Er war eben ein Diesseitiger und sollte sich doch für das Jenseits vorbereiten. Er hatte so manches Wenn und Aber in der Hinterhand, bis Bruder Anton zuletzt energisch bestimmte: „Du, jetzt wird gebetet."

Dann faltete Ulrich die Hände und sagte „Amen", und seine Brillengläser waren etwas beschlagen.

Einmal brachte Ferland der Antje heimlich eine kleine Kiste mit Erde gefüllt.

„Aus Kurland, Walderde. Er hat es so bestimmt und hat mit den Händen darin gewühlt."

Und mit dem Kopfe wies er nach des Försters Stube.

Da bekam Antje Angst. Wollte es mit dem Abschiednehmen gar nicht aufhören? Und sie hatte noch so viel zu verarbeiten, ehe sie allein dem strengen Leben ins Gesicht sehen mußte. Mit der Vergangenheit sollte abgerechnet werden, die machte sie feig. Also fort damit! Vernünfteln, nicht mehr empfinden durfte sie. Das Herz pressen, daß es seine kindischen Weihnachtswünsche aufgeben sollte. Die Zeit der Geschenke war doch längst gewesen, jetzt wo alles so teuer war.

Mit Gretchen mußte sie anfangen. Der hatte sie unrecht getan. In mondleerer Nacht bäumte sich wohl noch etwas in ihr auf. Sollte das Kind spielend die goldne Glückskugel in der Schürze auffangen, um die sie so heiß, so ehrlich gestritten hatte? Ach, dann kam ihre verblassende Liebe ihr vor wie ein ausgeklügeltes Rechenexempel, das die Probe nicht bestand. Rechnet man auch junge Liebe mit Zahlen aus? War Gretchen nicht viel verständiger, die ihre Liebe wie ein Maßliebchen im Grase gepflückt und ins Wasser stellte? Maßliebchen halten sich im Wasser so lange frisch.

War es aber wirklich schon so weit? Hatte Antje ein unbedeutendes Liebeln der Schwester nicht zu schwer genommen? Sie kannte Gustavs Galanterien, wenn er ein hübsches Gesicht sah und Grübchen auf der Wange. — „Wie weit bist du mit ihm?" fragten ihre Augen, wenn sie die Schwester beobachteten.

Und Gretchen immer nur dasselbe: „Wie weit warst du mit ihm?"

Ach, es stand im Stift immer so eine Krankenluft zwischen den Schwestern, die keinen Gartenduft aufkommen ließ. Also aufräumen, sobald als möglich.

Antje war die Ältere, die für beide vernünftig sein mußte. Gretchen sollte nichts von den lautlosen Nachtkämpfen auf einsamem Lager erfahren, von den Tränen, um sie geweint, von Händeringen und Gottanrufen. Es half doch nichts. Wozu also den Herrgott um ein Liebesabenteuer bemühen? Und dann stöhnte nebenan ein Kranker, und ein Sterbender wollte nicht allein fortgehen. Antje wünschte sich die weiche, warme Hand der Frau Schwarz, die in einem Kriegshospital gepflegt und narkotisiert hatte, daß alle Soldaten nur sie dabei haben wollten. Antjes Hand tat alles noch zu mechanisch, die Seele fehlte ihren Samariterdiensten.

Also wollte sie diese Seele rufen und die andre entschlummernde in den Puppenwinkel ihrer Kinderzeit stecken. Ein Zufall machte es ihr leichter.

Auf dem Nachttische der Schwester hatte Gretchen mit ihren Handschuhen einen Brief liegen lassen, der eine lettische Marke trug und Gustavs Handschrift. Es konnte keine andere sein. Antjes Hand zitterte. Durfte sie, durfte sie nicht? Ach was, als stellvertretende Mutter hatte sie alle Papiere der Schwester durchgesehen. Und sie las klopfenden Herzens. Gustav kündigte seine Rückkehr an. Es ginge alles nach Wunsch. Er würde sich im Vaterhause einrichten, wo er als Knabe gewohnt. Zwei alte Knechte des Vaters hatte er vorgefunden, die ihm helfen wollten, und die alte Puhze, der Mutter Hausdrache, hatte ihm die Hand geküßt und ihn ihren gnädigen Jungherrn genannt. Die Leute in Hagen wünschten schon die alte Zeit zurück, wo sie nicht selbst für sich zu denken brauchten. Aber einen lieben Kameraden wollte er sich erst anlegen, um nicht ganz allein zu sein. Und ob sie gern nach Kurland zurück wollte?

Das war ein Antrag, kaum mißzuverstehen. Also alles, was sie als ihres Lebens Triumph ersehnt, Rückkehr in die Heimat, Mannesliebe, Arbeit am Aufbau des Landes, Wirken für andre und Besiegen des trotzigen Herzens — alles das jetzt für die Schwester, nichts für sie. Hatte sie der sterbenden Mutter nicht versprochen, für Gretchen zu sorgen? Taugte die mit ihrer unbefangnen Lebensfreude nicht viel besser für Gustav und seine schweren Arbeitswochen als sie, die alles durch die Retorte ihres grübelnden Verstandes zwängte? Beschenkte

sie den Geliebten nicht königlich, wenn sie ihm die Schwester in die Arme legte? Und Frau Magda wird nicht unerbittlich sein.

Stumm reichte sie der Schwester den Bogen. Die schien danach zu suchen. Oder hatte sie ihn absichtlich liegen lassen?

„Grüßen läßt er mich nicht?" fragte sie mit Überwindung.

„Hast du gelesen? Auch das mit dem Kameraden?"

„Brauchst nicht rot zu werden, Kind. Er meint es ehrlich, so weit kenne ich ihn. Verzeih, daß ich den Brief las. Aber wir dürfen keine Geheimnisse voreinander haben, weil wir in der Fremde bald allein stehen werden. Dann kann ein braver Mann dir viel wert sein."

Wie ausgelernt klang das, wie aus einem Leitfaden abgelesen, ganz ohne Verwirrung. Gretchen machte große Augen und zog die Hand mit dem Briefe heftig zurück, als könnte er ihr entwendet werden.

„Und du — du hättest nichts dagegen?"

„Dummchen, ich habe doch meinen Beruf. Du könntest mir dabei nur im Wege sein. Denk', so viele Männer, die ich gesund und glücklich machen muß! Du nur den einen. Mach' ihn glücklich, er hat es verdient."

Schluchzend umhalste die Schwester sie. War das die strenge Antje, vor der sie sich gefürchtet hatte? Sie hatte ihr noch so viel zu sagen, wie alles so plötzlich gekommen war.

Aber des Vaters Glocke rief. Antje war zufrieden, daß sie nicht länger an sich halten mußte, und ging hinaus. Da stand an der Küchentür der große Ferland und wußte nicht, was er mit seinen langen Gliedmaßen anfangen sollte. Seit er ihr die kurische Erde gezeigt, wich sie ihm aus. Wieder sah er sie traurig an. Was hatte denn der sich hineinzumischen? Den ging es doch nichts an. Du guter Gott, wie viele traurige Menschen hier zusammenwohnten! Das Dach müßte aufgerissen werden, um mehr Himmel und mehr Sonne hereinzulassen.

Nur um nicht zu verbittern, ließ sie sich von Glücklicheren erzählen, wie die Menschen jetzt untereinander lebten. Sie freute sich über ihrer Landsleute lauten Lebensmut. So berichtete ihr Frau Schwarz von jenem Verlobungsfrühstück im Café Peters, wohin dann endlich auch sie mit den beiden Vätern der Verlobten abgeholt worden war. Die Alten waren den Jungen erst nach zwölf Uhr eingefallen. Dem Grafen Hugo, der sonst viel auf guten Ton gab, war das bei der allgemeinen Wurstigkeit seines Majoratsherrn nicht besonders aufgefallen. Seine aufsteigenden Bedenken hatte der Justizrat hinweggelacht. Doch er selbst konnte sich in dieser kurischen Sippe schwer zurechtfinden. Sie sprachen alle durcheinander. Baron Astaf schrie, Baron Eberhard fistulierte. Von Fred und Peter erzählten sie, von Ina und Hedwig, besonders laut von Dude, immer von Duding. Wer das aber war, erfuhr der Berliner Schwiegerpapa nie. Als zuletzt Heinz und Hilde, Eberhard und Maria so lebhaft wurden, daß sogar eine Berliner Familie das Feld räumte, war man ganz unter sich. Justizrat Feuerbach aber zuckte belustigt die Schultern, sah auf die vier und dachte an Schopenhauers „vierfache Wurzel des zureichenden Grundes". Den Schluß bildete ein Foxtrott, von Eberhard und Hilde ausgeführt. Sie sollte zeigen, was sie in der Großstadt gelernt hatte. Indigniert wandte sich Graf Hugo ab.

„Die kommen ja nicht von der Stelle," meinte Astaf von Dreilöwen.

Und Heinz grinste, die Ellbogen aufgestützt: „Soll wohl den Urkampf zwischen Mann und Weib darstellen? Er bricht ihr den Arm, wird aber nicht fertig mit ihr."

„Hast recht," stimmte Eberhard zu und warf sich kurzatmig in seine Sofaecke. „Die Laokoongruppe, aber ohne die zwei Knaben. Auch dem Laokoon sind die Schlangen zuletzt über."

Ja, warum hatte Antje nicht dabei sein dürfen? Sie hungerte so nach Tanz, Lachen, Gesang. Weite Konzertsäle sah sie im Traum, das Foyer eines Theaters in blendendem Lichte. Sie hatte Durst nach süßer, ganz süßer Limonade oder Orangensaft. Diese Erbsensuppen und Grützen der Anstalt wiederholten sich zu oft. Du lieber Gott, sie war noch jung, das Leben mußte ihr doch etwas schuldig sein. Ihre weißen Schuhe warteten auf Parkett und Steinmosaik. In die Fensterscheiben, wenn die Sonne daneben stand, lachte sie hinein, zu sehen, ob sie es noch verstand. Hatten diese Hände nicht Pferde gezügelt, Rosen gepflückt, Kotillonorden angesteckt? Und nun sollten sie uneben und grau werden? Dieser jungfräuliche Leib, hatte er sich nie im Schloßteich widergespiegelt und sich sehnsüchtig den kosenden Wellen entgegengebückt, die ihn neckisch umspielten? Rank und schlank war er geblieben.

Was also war anders geworden? War es schuld, daß sie es mit dem Leben ernster nahm als diese Adligen, die wie selige Geister, aller Erdenschwere entrückt, um das Boot des alten Charon spielten und ihm die Ruderstange aus der Hand schmeichelten?

Still, still! Nur nicht zuviel meditieren und spintisieren, wie ihr alter Stiftsarzt sagte. Hübsch ruhig, malträtiertes, ungedul-



Kohlenträger. Gemälde von Prof. Arthur Kampf



diges Herz, hast ja so nette Beruhigungsmittel. Zum Beispiel: neun Uhr, Fieberthermometer, zehn Kranke messen. Macht zwei und eine halbe Stunde.

⌘ ⌘ ⌘

Und dann kam der letzte, der große Kampf, den ein Mädchen nur einmal im Leben aushält, den Liebsten einer andern in die Arme legen, besonders schwer, wenn diese andere die jüngere Schwester ist.

Gustav war zurück, von kurischer Sonne gebräunt, ganz Tatkraft, begeistert vom Opfermut der zurückgebliebenen Balten. In Kurland allein zählten sie schon wieder fünfundvierzig deutsche Schulen. Rückwanderer faßten festen Fuß, auch auf dem Lande begrüßt, wo die Letten mit dem geschenkten Lande nichts anzufangen wußten. Alle Kämpfer in der Landeswehr hatten Anspruch an den Boden. Vielen von ihnen hatte die Republik sogar ihren neu gestifteten Bärenorden verliehen. Die Hagenschen Pächter und Knechte waren zu Gustav gekommen, hatten ihn mit seinem Stuhl in die Höhe gehoben und sich gefreut, daß deutsche Herrschaft wieder antrete. Von ihren lettischen Stadtkommissaren wollten sie nichts wissen. Es ging, es ging alles. Wenn auch mitunter noch durch Bestechung und Hintertüren kam man wieder in sein Erb und Eigen hinein. Von der Konstituante wußte Gustav nur zu erzählen, daß auf einer Sitzung zwei lettische Minister sich geohrfeigt hatten.

Ach, und wie hatte er sein liebes Hagen genossen, im See gebadet, einen Rehbock erlegt, in seinem Jungenbett geschlafen! Die alte Puhze hatte zusammengehalten, so viel sie konnte, und manches gestohlne Stück aus den lettischen Gesinden zurückgeschafft. Es wird gehen, wird herrlich gehen. Heinz und Hilde sollten nur kommen. Er konnte den Justizrat ganz beruhigen. Nur in den Städten trieben noch die Linken ihr dunkles Spiel.

Tief erschüttert hatte ihn Kamarins Ende. In Riga hatte er ihn noch gesprochen, voll bester Aussichten auf den Sturz der Moskauer Schandwirtschaft. Er selbst hatte mitgewirkt. Überall brachen Bauernaufstände aus, in der Ukraine, in Sibirien, in der Krim. Aber mutwillig hatte er mit der Gefahr gespielt. Er wußte, daß der Tod hinter ihm stand. Eine Filmdiva auf dem Knie, den Sektkelch in der Hand, so hatte er ihn erwartet. Noch einmal vom süßen Leben nippen, und dann Dunkel und Stille. Ach, wie gut Anna Nettelhorst ihn verstand!

Also im nächsten Frühjahr sollten die Balten nach Hause. Gustav sorgte vor.

Am zehnten Oktober, einem melancholischen, sonnigen Herbsttage, ließ er sich beim kranken Förster melden. Dann fuhr Frau Magda vor, Pastor Anton kam. Gretchen wartete in Antjes Zimmer, den bebenden Leib in eine Fenstergardine geschmiegt, und zählte die Minuten und zählte ihre Pulsschläge und verzählte sich alle Augenblicke. Antje hatte keine Zeit für sie. Es waren wieder Kranke eingeliefert. Betten mußten gelüftet, geklopft, gerichtet werden. Ein alter Mann mit eiternder Fußwunde stöhnte im Wartezimmer und roch schon auf vier Schritte Entfernung. Ja, der war doch wichtiger als Gretchen und ihr Glück.

Wieder stand ihr Ferland überall im Wege. Ob sie wisse, wer beim Vater sei und was das zu bedeuten habe, wo er doch sonst niemand empfing.

„Herbst, Ferland, Spätherbst," sagte Antje mit versteintem Lächeln und schlug auf die Kissen, daß es staubte. „Wissen Sie noch — reife Früchte fallen ab — in Onkels Garten, wo wir nach den Butterbirnen schlugen, wenn sie noch unreif waren? Das war eben die Dummheit. Später hat man das Nachsehen." Und sie lachte über sein trauriges Gesicht. Was war das mit ihm? Der arme Bursch magerte ab. Udo klagte, daß er mit ihm nicht Abschied von den Bergen nehmen wollte.

Zuletzt wurde auch Antje an Mutterstelle zum Vater hereingerufen. Gott sei Dank, Frau Magda war schon fort, auch der Onkel war gegangen. Gustav stand am breiten italienischen Fenster, daß sie sein Gesicht nicht deutlich sehen konnte, Gretchen hielt seine Hand. Der Vater hatte sich in den Kissen aufgerichtet.

„Nu sag' mal, Antje, was machen wir da?" forschte er freudig erregt. „Das Jungvolk will es nun nicht anders. Was hätte Mutter dazu gesagt? Sprich du für sie."

„Mutter konnte keinen Spatz traurig und frierend sehen," sagte Antje mit heller, klingender Stimme. „Warum also Menschen? Kurland muß wieder voll werden, voll von Arbeit, Hoffnung, fröhlichen Menschen. Da muß unsere Kleine dabei sein, Vater. Komm her, Gretchen, ich tu' dir nichts."

Ob das freundlich genug war? Ob der Kuß den süßen Kindermund nicht zu flüchtig berührte? Und was fing sie mit dem da am Fenster an? Er stand so weit, so weit. Aber er erreichte sie doch und drückte zu, fest, sehr fest. Da schüttelte sie den Druck ab und küßte des Vaters Stirne. „Wir bleiben zusammen," flüsterte sie.

„Antje," sagte da einer hinter ihr. „Darf ich du zu dir sagen?"

Es war dieselbe liebe Stimme, die ihr durchs Fenster in Steinsee den Morgengruß hinaufgerufen hatte, wenn die Langschläferin zur Bootfahrt noch nicht fertig war. Dieselbe, die an ihrer Seite durch den Ballsaal das Kommando gerufen. Die in der Jasminlaube des Hagenschen Parks gefragt hatte: „Willst du mich?“ Ach, wie stark hatte der Jasmin geduftet! Und nun fragte er ...

Nein, wie hausbacken das klang von so einem hübschen, eleganten Kavalier.

„Später, Gustav, später,“ sagte sie geschäftsmäßig und legte die weinende Grete an seine Schulter. Nun mußte die Komödie doch zu Ende sein. Sie durfte gehen.

Wie gut die beiden zusammengepaßt hatten, als sie nahe beieinander standen. Antje war etwas größer als Gustav, das hätte nicht gestimmt. Also konnte sie mit sich zufrieden sein, sie hatte sich ganz gut, sogar recht mütterlich gemacht. Nur den Kuß auf die Stirne hatte sie ihm geschenkt. Oder er ihr? Na, einerlei. Die Zeremonie ist vorüber. Jetzt hat es nur noch Onkel Anton mit den beiden zu tun.

Da wimmelt wieder der unvermeidliche Ferland im Korridor herum. — „Wissen Sie, wozu Ihr Vater sich die kurische Erde bestellt hat?“ fragte er ernst, als wollte er sie auf andre Gedanken bringen. „In seinen Sarg soll sie, dem Herzen zunächst.“

Auch das noch! Sie hält sich die Ohren zu. „Erbarmen Sie sich, Ferland, quälen Sie mich nicht noch mehr. Ich halt's nicht aus.“ Schmetternd schlägt sie ihre Zimmertür zu, reißt sich die Haube ab und bricht schluchzend in den Kissen ihres Bettes zusammen.

⌘ ⌘ ⌘

„Sie müssen sich nicht so nachgeben, liebes Fräulein,“ schulmeisterte Frau Schwarz, wenn Antje wieder einmal wortkarg im Stübchen unter der Treppe bei der freundlichen Trösterin saß. „Die Zauberkiste“ hieß das Zimmer und hatte einen weichen Großvaterstuhl für Mühselige und Beladne und für Frau Schwarz auch noch einen Platz. „Zauberkiste“ nannten sie die Kinder, weil Näschereien und andre Überraschungen aus ihr auftauchten und für Erwachsene eine Zurechtweisung oder ein guter Rat obendrein. — „Ich weiß nicht und frage nicht, in welcher Bedrängnis Sie sind. Aber hören Sie zu. Wir in Oberschlesien machen es so. Wollen wir einen, der nicht will, so wollen wir so lange, bis er will. Das ist so in Oberschlesien, in Niederschlesien mag es anders sein, und in Kurland kenne ich mich gar nicht aus. Wollen wir einen nicht, der uns will, so wollen wir meist einen andern, der auch uns will. Im Grunde genommen sind Mädchen überall doch mindestens Pflegeschwestern untereinander, und es tut eine der andern nach. Also, was soll ich Ihnen sagen? Sie sind ein armes Ding, haben einen kranken Vater, verlieren eine hübsche Schwester, sehen die Landsleute abziehen und dürfen nicht mit. Da hätte ich ein Mittel für Sie. Verlieren Sie sich noch einmal, aber diesmal in den Rechten, das bitt' ich mir aus.“

„Wirklich, Frau Schwarz?“ fragte Antje mit zuckenden Lippen und unheimlich ruhiger Stimme. „Also kann ich mich auf Sie berufen, wenn ich mich getröstet habe?“

„Um Gott, Kind, was denken Sie?“

„Nun, was unsre Pflegeschwestern in Oberschlesien denken. Den einen läßt man laufen, den andern fängt man ein. Dazu hat man ja seine Erfahrung und sein bißchen Larve, nicht?“

„Aber was fällt Ihnen ein? Nein, so was! Ein Herz muß doch dabei sein, so eine Seele, wie die Dichter sagen. Haben Sie nie Eichendorff oder Mörike gelesen?“

„Nicht mehr. Ach, wissen Sie, liebe Frau Schwarz, auf Dichter ist kein Verlaß mehr. Sie zeigen einem doch nur das Leben, wie es sein soll. Die Dichter selbst haben es oft genug ganz anders erfahren. Also lassen Sie mir ruhig meine Überzeugung. Jedem wird zuletzt doch das Schicksal, das er verdient. Oder haben Sie nie gelesen, daß unser Charakter unser Schicksal sein soll?“

Frau Schwarz wurde ungnädig. „Gelesen wohl, aber geglaubt nie. Das haben sich Schlauköpfe ausgedacht, die nicht mit sich fertig wurden und munter drauflos wurstelten. Nein, Kind, Schicksal muß außerhalb sein. Sonst setzen die Menschen schließlich auch den lieben Gott in sich hinein wie Petersilien in ein Mistbeet.“

„Ja, aber etwas Verantwortungsgefühl muß man uns doch lassen.“

„Uns Frauen, nein. Dazu haben wir eben die Männer. Der Gatte verantwortet für die Gattin, der Vater für die Tochter und so weiter.“

Antje lachte gezwungen auf. „Ja, so lang dies Und-so-weiter läuft. Hat es ein Ende, so ist eben die alte Jungfer fertig. Und wer verantwortet für die?“

„Kind, Kind, wer wird so gottlos sprechen! Hat der Herrgott einen gesunden Körper und offnen Blick gegeben, so kommt es eben nicht zur Altjungferschaft. Die es werden, sind allweil selbst schuld daran. Davor bewahre Sie das Schutzgebet aller Ihrer Freunde. Und jetzt bitt' ich mir aus,

daß Sie Ihren Tag etwas weniger gedankenvoll nehmen, Ihr blaues Seidenfähnlein aufbügeln, mit Margeriten bestecken und die häßliche Haube einsperren. Heute um acht Tage gibt es Doppelhochzeit."

Margeriten im Oktober? Das ging wohl nicht. Und beim Gärtner waren sie zu teuer. Aber etwas Vorbereitung mußte sein, sonst schwatzten die Menschen. Also aufrecht und fest, noch einmal ein Lärvchen vor die Larve hängen und in die Kirche hinein!

Es war die alte, graue in Bündheim. Heinz hatte es so gewollt. Ihm durfte das Gotteshaus nicht so weit vom Rennstall liegen. Das dünne Glöcklein rief sehnsüchtig lockend über die Gestütswiesen. Ein golden roter Glanz lag darüber gebreitet. Rote Ahornalleen, gelbe Eichenhaine, immergrüne Tannenhecken — es sah alles so festlich aus. Und die Kinder von Bündheim standen vor den alten Grabsteinen in der Kirchenmauer und bestaunten die kleine, fremdartige Gemeinde. Fremdlinge sollten es sein, die auszogen, ihre Heimat zu suchen? Das hatten sie in ihrer Schule noch nicht gehabt, auch in den Konfirmationsstunden nicht. Und die da wollten zu zweien suchen, um sich eher zurechtzufinden. So sagte es auch Onkel Anton in seiner Traurede, und daß sich hier verschiedene Stände und verschiedene Volksgenossen zusammenfänden Das stifte ein gutes Eheleben und solle fröhliche Bürgschaft für die Zukunft sein.

Sonnenschein lag auf des Pastors grauen Haaren, Sonnenschein auf den Brautschleiern und den weißen Nelken in den Brautbuketts. Er streifte die Orden Graf Hugos, des Justizrats glänzenden Scheitel, die Diamanten am Halse der Baronin Dreilöwen. Sein Widerschein zitterte noch über den Spitzen auf Frau Magdas Schulter und der tadellosen Frisur Baron Monheims, der auch diesmal nicht fehlen durfte. Aber die blonde Haarkrone von Anna Nettelhorst berührte die Sonne nicht mehr. Sie stand. im Schatten einer Säule, still, ganz still Sogar das leise Rascheln ihres Kleides störte sie und der Atlasglanz auf Frau Schwarz' Robe. Sie sah nicht die in Jugendblüte stehenden Bräute, hörte nicht, wie die Zuschauer flüsterten, daß sie die allerschönste wäre. Sie sah nur eine Gipsbüste von Luther über der Sakristei, ein etwas sentimentales Jesusbild rechts von der Kanzel und die hohen Stechpalmensträuße auf dem Altar. Von des Onkels Rede verstand sie nur, daß man sich treu bleiben müßte und den Lebensgefährten in dem unterstützen, was man als Treue und Gegentreue erkannt. Sie mochte die Reden nicht, die nur Bibelwort an Bibelwort reihten. Das war zu viel für eine halbe Stunde und griff so gar nicht ins volle Leben hinein. Warum sagte Onkel nicht: ‚Ich kenne eine, die sich treu blieb und dadurch elend wurde, namenlos elend in erkaltender Einsamkeit?' Da hätte man doch gleich etwas zu denken gehabt.

Horch, und jetzt das schicksalsschwere ‚Ja', von den Bräuten gehaucht, frisch von Heinz gesprochen. Gustav zögerte. Fürchtete er einen Meineid zu begehen? O nein, ruhig, überzeugungsvoll klang es durch die Kirche. Nun war es gesagt.

Gott sei Dank, da sang Frau Irmgard vom Chor den Ehepreis: „Wo du hingehst, da will auch ich hingehen." Antje hatte es singen sollen, sich aber mit Heiserkeit entschuldigt. Sie verstand die Worte nicht. „Dein Volk sei mein Volk, dein Gott sei mein Gott." Versprach da eine nicht zu viel?

Wie sie aufsah, kam es ihr vor, als hätte Baronin Linden sie mitleidig angesehen. Das fehlte noch!

Hastig nahm sie den Arm Baron Eberhards, ihres Kavaliers. Sie gingen als die letzten hinaus. Im Parkeingang, an einer alten Graburne stand Ferland Rudsit. Er war nicht geladen, aber Udo wollte ohne ihn nicht hin. So wartete er draußen wie ein Diener, der die Mäntel zu halten hat. Antje sah ihn, sah seinen Blick. Der aber war nicht mehr traurig, sondern suchte nur sie und brannte in düsterm Feuer. Da schrak sie auf und hörte lieber Baron Eberhard plaudern, von Berlin, vom Rhein, was man wollte. Wunderbar beruhigend solch ein treuherziges Geschwätz, unruhig und doch anmutig wie die Wässerlein, die von allen Seiten aus dem Brockenmoor kommen.

Und dann der Hochzeitsschmaus in Frau Schwarz' Villa. Alles so ehrbar ringsum. Im Garten fallen in langsamer Drehung die Kastanienfächer auf die grauen Kieswege. Unreife Äpfel liegen im Rasen, letzte Vogellaute kommen aus der halbentblätterten Linde. Sinnig ist die Tafel hergerichtet, rotes Weinlaub rahmt sie ein. Die Gläser stehen in kleinen Efeukränzen, überall Tannengrün, Immergrün als Mahnung an die gelobte Treue. Antje hat nur immer ja zu sagen, zu nicken, zu lächeln. Ihr Tischherr unterhält sie prächtig, sie hat nichts dazuzutun. Unglaublich, wieviel ein Mensch sprechen kann, und dabei nicht fade, immer verbindlich, mit einem kleinen Herzen inmitten der Sätze.

Reden wurden gehalten, hochpatriotische,

unter denen die des Justizrates die warmherzigste war. Da erst fiel es den Kurländern ein, daß der alte Mann am meisten opferte, da er sein einziges Kind einer unsichern Zukunft entgegenschickte. Und doch glaubte er eine Kaution im baltischen Wesen zu haben. Er war so zuvorkommend, zu gestehen, daß die flüchtigen Balten nach Deutschland mehr gebracht, als sie empfangen hätten, daß sie die Warnung hergetragen, die Gefahr von Osten her nicht zu unterschätzen, daß sie die Brücke nach Rußland schlagen werden, wenn die bewährte Bismarckpolitik wieder anheben soll, daß sie den Reichsdeutschen bewiesen, wie unparteiliches Zusammenhalten den Rücken stärke. Als lebendiges Beispiel stellte er den Majoratsherrn von Hagen auf, der mit Wort und Tat vorangegangen war. Jedes Land könne solche Söhne brauchen. Er hoffte zuversichtlich, daß sein lieber Schwiegersohn sich bald auch solchen Ruhm erreiten werde.

Hier trafen sich zum erstenmal Gustavs und Antjes Blicke. Er hob sein Glas und trank ihr zu. Sie neigte leicht den blumengezierten Kopf. — Zuletzt noch das Abstecken von Gretchens Schleier, Überwerfen des grauen Reisekleides, Fahrt zum Bahnhofe. Staub, etwas Regen, Lokomotivendampf, abgerissene Abschiedsworte, der Schwester feuchtes Tüchlein — dann rollte der Zug fort. Antje erinnerte sich nur noch, daß Udo sie umarmt und ihr zugeflüstert: „Und für Ferland wirst du sorgen, nicht? Er will ja noch nicht fort."

Sie ging allein die Stufen zur Wartehalle hinauf. Vor ihr führte Graf Hugo die alte Kusine. Sie hatten heute beide der Heimat Opfer gebracht. Wie klein kam Antje dagegen ihr Verlust vor.

Eine schlanke Hand schob sich in ihren Arm. Baronin Irmgard flüsterte ihr teilnahmvoll zu: „Nur Mut, liebes Fräulein. Sie glauben nicht, wieviel wir Frauen im Ertragen leisten können. Und schließlich findet sich im Leben doch noch ein Ersatz, der wie ein unverhofftes Geschenk uns mit dem Schicksal versöhnt."

Richtig, die waren ja auch noch da. Dreilöwens reisten erst in einer Woche. Frau Schwarz sagte nichts, streichelte nur ihre Hand. Also wußten beide etwas von ihrem Geheimnis. Mögen sie. Starr sah Antje vor sich auf das grell bunte Glasfenster der Halle, mit einer Ansicht von Harzburg und dem Burgberge. Ja, da oben war sie einmal im Mondschein mit Gustav gewesen. Wie war es nur? Hatte sie Abschied von ihm genommen? Hatte er ihr die Hand gereicht? Du lieber Gott, wie oft reicht man sich im Leben die Hände, ohne sich etwas dabei zu denken, seelenlos. Mit den Küssen soll es auch so sein. Ein Händedruck, ein Kuß — was ist's auch weiter? Vorspiegelung falscher Tatsachen, würde der alte Jurist dort sagen, der jetzt freundlich zu ihr herschaut. Um Gottes willen, nur jetzt kein Mitleid mehr!

Dicht vor der Reihe der Hotelportiers steht sie Ferland Rudsit stehen, rein zufällig natürlich, ihr aber zum ersten Male erwünscht. Er hat nicht mit hineindürfen, um Udo nicht noch mehr aufzuregen. So hat er von hier aus den Zug abfahren sehen. Er hat seinen Buben verloren, sie den ihren und hat Udo versprochen, etwas für den Letten zu tun. Also nimmt sie unbedenklich vor der ganzen Gesellschaft seinen Arm und geht der Ilsenburger Chaussee zu. Er wird nicht fragen, nicht quälen und bedauern. Jetzt sind sie beide vereinsamt. Also kann sie ihm noch etwas Liebes tun. Und nun wieder in Karbol, Kreosot und Lysollösungen hinein!

⁂ ⁂ ⁂

Ja, Ferland Rudsit hatte etwas durchgemacht in diesen Tagen. Er hatte eine schwere Zunge und konnte sich deshalb mit niemand aussprechen. In der Bibel hatte ihm immer das Ringen im Garten Gethsemane besonders gefallen. Nun glaubte auch er sein Gethsemane zu erleben. Also ein Enakssohn, der nicht weiß, wohin mit seiner Kraft, halb Lette, halb Deutscher, ist allein in eine Gesellschaft gestellt, zu der er nicht gehört. Aber er hat ein fühlendes Herz mitbekommen, das nach Menschenliebe hungert. Und da findet sich ein zarter Knabe mit roten Lippen und perlweißen Zähnen, mit schmiegsamen, biegsamen Gliedern und bettelt um seine Liebe. Ferland hat so etwas vom Sohne des letzten Zaren gehört, mit dem nur ein alter Matrose fertig geworden sein soll. Udo aber hatte mehr zu geben, als das verkrüppelte Kaiserkind. Er hatte Verstand, Phantasie, Temperament. Und diese drei weckten in der etwas verbildeten Empfindung des Halbletten verwandtes Denken und Fühlen. So wuchsen sie zusammen und konnten eins ohne das andre nicht sein. Auf ihren Spaziergängen erklärte Ferland ihm die Waldgeheimnisse: Rosenkönige, Hexenbesen, Schlupfwespen und Kuckucksspeichel. Erzählte Udo auf dem Burgberge die Sage von Kaiser Heinrich, so fügte Ferland die Kanossageschichte dazu. Von den Vögeln erfand Udo ganze Familiengeschichten, und Ferland führte sie gutmütig weiter. Udo sprach von Hindenburg, Ferland ergänzte ihn durch

Ludendorff. Er sorgte für des Knaben körperliche Ausbildung, ein Muttersöhnchen sollte er nicht werden.

Halb widerwillig hatte Graf Hugo sich seiner Autorität begeben, da er den Sohn in guten Händen wußte, blieb aber steif und ablehnend und sah beide zusammen lieber hinter der Hecke oder im Forst als im Salon oder gar am Kaffeetisch. Auch Heinz mochte des Letten rückhaltendes Wesen nicht. Schrift- oder Adlermenschen waren ihm lieber. Und nun sollte Udo reisen, und Ferland blieb zurück. Ja, warum denn? Sollte er nicht in sein geliebtes Lettland hinein? Konnte er nicht mit dem Kinde zusammenbleiben, das vergebens bat und weinte und die schwachen Arme um seine breiten Hüften schlang? Dem Grafen tat er einen Gefallen, hätte Heinz mit seinen Verbindungen nützen können. Er blieb in Harzburg und hatte beim Abschied in seiner Stube, Udo die Wangen streichelnd, immer wieder versichert: „Es geht nicht, mein Junge, ich kann nicht, darf nicht reisen."

Nun ja, durch den Forstmeister hatte er stellvertretend als Unterförster Beschäftigung bekommen, hatte schon einen Wilddieb angeschossen. Man sprach von ihm im Kreise der Herren vom grünen Rock. Aber das ließ sich doch rückgängig machen. Er behauptete, das ginge nicht an, und blieb. Das Bild des Knaben verschwamm ihm allmählich im Buchenschatten. Trat ein anderes an seine Stelle?

Fürs erste hatte er bei der Pflege des alten Försters zu helfen. Stundenlang saß er an seinem Bette. Beide hatten sie ihren Wald und die Menschen lieb, nur daß Ulrich Nettelhorst den Wald vorzog, Ferland die Menschen. Und blieben doch beide vereinsamt mit ihrer Sehnsucht nach dem, was sie heimlich das Glück nannten.

„Weißt du noch, Ferland, weißt du noch?" hieß es oft in lang gedehnten Dämmerstunden, wenn des Tages blasser Widerschein durch das hohe italienische Fenster fiel. Und dann kam eine rührende Hundegeschichte dran oder eine Dublette auf Birkhühner oder ein opulentes Waldfrühstück mit Rotwein. Oft glaubte es Ferland, oft nicht, nickte aber stets dazu. Machte es doch dem Alten Spaß, daß er mit seinen Jagdgeschichten die seines Eleven übertrumpfen konnte. Und dann vergaß er für eine Viertelstunde seine nagenden Schmerzen.

Zuletzt half alles Sträuben nichts, es mußte operiert werden. Ein Geschwür hatte sich schon bedenklich an edlere Teile herangefressen. Ulrich wehrte sich. Widerwärtig war ihm solch ein Zerschnickern des menschlichen Leibes und nachher die breiten bläulichen Narben. Endlich setzten Antje und Ferland es durch.

Mißtrauisch beobachtete er die beiden. Was hatten sie sich mitunter über seinem Bette anzusehen oder sich zuzunicken, wenn sie ihn auf Kommando hoben oder umbetteten? Wie auf Verabredung lösten sie sich bei ihm ab. Noch immer unerfindlich blieb ihm, warum Antje den Vetter Karl und den schmucken Gustav ausgeschlagen hatte. ‚Holla, sollte der Lette es wagen ...?‘ Mit dem zähen Austüfteln eines eigensinnigen Kranken erfand er sich etwas Ungerades in seinem Hause, das er zurechtrücken mußte, ehe er starb.

Ebenso eigensinnig drängte er den alten Bruder zur Abreise. Bei ihm sollte er nicht versauern, die Heimat, sein Sohn brauchten ihn mehr. Er würde auch ohne ihn mit dem Himmel fertig werden.

„Was, Himmel, Himmel," pflegte er dann zu sagen, „den kenne ich nicht. Meinen Wald aber kannte ich schon als Hosenmatz. Gebt mir den, laßt mich als wilden Jäger darin jagen. Dann schenke ich euch euren Himmel mit allen Engeln dazu."

Traurig sah Anton ein, daß hier nichts mehr zu machen war, und beten für den Bruder konnte er auch anderswo. Er wußte ihn in guten Händen. Und ihn selbst verlangte nach Hause. Ihm war wirklich so, als wäre Jesus ihm wie dem Petrus auf der Flucht erschienen und hätte gesagt: „Nach Kurland gehe ich, um noch einmal gekreuzigt zu werden." Immer sehnsüchtiger hörte Frau Schwarz ihn auf seinem Zimmer sich mit seinem Cello unterhalten. Wie eine Menschenstimme klagte das mitfühlende Instrument. Er hatte ein Verlangen nach Karl, jetzt seinem Einzigen. Oft war es ihm, als ob aus seinem Spiel die Stimmen seiner ungeborenen Enkel riefen, und dann faßte ihn der Wunsch, seinem armen Jungen doch noch etwas zu sein. Er in Talsen als Pastor, Karl als Lehrer, da hatten sie noch eine Mission. Hier war er unnütz geworden. Auch aus Karls Briefen rief es wie unterdrückte Klage.

„Ich werde im Alleinsein schon zum Dichter," scherzte er in seinem letzten Schreiben. „Ich mache Märchen für meine Jungen. Ob sie es verstehen werden, weiß ich nicht. Aber vielleicht du, Vater. Hör' zu. Also es war einmal eine kleine Weihnachtskerze, die brannte an einem Tannenbaum länger, einsamer als die andere, und hörte die Menschen am roten Kamin von Deutschlands schwerem Schicksal reden. Schicksal? Was mag das sein? Es klingt so hübsch. Eine

Dattel, die vertrocknet neben dem Lichtchen hing, sagte: ‚Ach, das kenne ich. In Afrika bin ich geboren, kam zu Schiff hierher und schwitze nun all meine Süßigkeit für niemand aus. Das ist Schicksal.‘ — Aber die Menschen sagten nichts dazu, sahen nur mit großen, langen Augen auf das Lichtchen, das da wartete, ganz allein. Die Uhr schlug Mitternacht, bläulich leuchtete die Kerze noch einmal auf. ‚Schicksal‘! sagte sie und erlosch.“

Dem Pastor kullerten die Tränen in den weißen Stutzbart. „Mein lieber, lieber Junge,“ schluchzte er, den Brief zerknitternd. Ach du lieber Gott! Wer nur diesen infamen Weltkrieg erfunden haben mochte? Jetzt um diese Zeit in seinem Pastorat hatte er die Abendandacht im Eßzimmer gehalten, und dann war sein Wagger angetreten und hatte gefragt, ob morgen geeggt oder der Roggen „eingerissen“ werden sollte, wie der Lette sagt. Zum Entwurf seiner Predigt hatte er sich hingesetzt und Mutter hatte ihm einen seiner Buben zum Gutenachtkuß gebracht. Im Flur hatte es nach frischem Grobbrot und harzigem Holz gerochen. Wohin das alles, wohin?

Da lenkte Antje seine Gedanken ab, sie war noch auf ein Abendstündchen „angesprungen“, wie der Kurländer sagt. Blaß und überwacht sah sie aus. Tiefe Schatten unter den Augen machten sie älter. Der Onkel hatte immer Verständnis für sie gehabt und hielt ihre Hand fest in der seinen. In letzter Zeit war sie etwas abgerückt, als hätte Deutschland sie ihm entfremdet. Morgen sollte Vater operiert werden. Da kam sie sich aussprechen, wie einst vor der Konfirmation. Ja, an die Konfirmation hatte sie gedacht. In stillen Nachtwachen hielten alte Briefe, Bücher, gepreßte Blumen, Schleifen, alle liebevoll geordnet, ihr den Schlaf fern. Sonst hatte sie nicht viel mehr davon gehalten, jetzt mußte es Fehlendes ersetzen. So war auch ihr Neues Testament ihr in die Hand gekommen, bestaubt, lange nicht gebraucht. Darin hatte der Onkel ihr ein Zitat aus Schleiermachers zehn Geboten der Frauenliebe geschrieben: „Merke auf den Sabbat deines Herzens, daß du ihn feierst. Und wenn sie dich halten, so mach' dich frei oder geh' zugrunde.“

Sie wollte wissen, wie der Onkel das auslegte.

Nun, Sabbat des Herzens könnte viel bedeuten, nicht nur Christentum. Auch Heldentum, Opfersinn, Nächstenliebe, Patriotismus, Selbstverleugnung. „Wir Balten denken wohl dabei am ehesten an Vaterlandsliebe.“

„Ach, Onkel, wir Balten haben ja kein Vaterland.“

„So nenn' es Mutterland, einerlei. Wenn du nur empfindest, wohin du gehörst. Mutterland ist gut. Mutterland erinnert dich eher an deine Geburt, und wo die Mutter für dich gelitten hat. Sieh, so fühl' ich auch und will mich freimachen, wenn sie mich halten.“

„Du, ja, du,“ grübelte Antje etwas bitter. „Du mußt nach Hause, Onkel, dort wirst du noch manche Tür offen finden. Aber ich...“

„Möchtest du nicht auch zurück?“

„Einmal, sehr, o sehr. Jetzt — ich weiß doch nicht. Sieh, noch vor kurzem hätte ich zu Fuß aufbrechen mögen, auf allen vieren über die Grenze, und dort drüben mit meinen Nägeln den heiligen Boden aufreißen und mit meinen Tränen begießen, an den Gräbern beten und lieben Menschen in die Augen sehen. Dann aber schläft so eins nach dem andern ein.“

„Wirklich?“ Er hob ihr Kinn prüfend mit seiner weichen, runden Hand. „Hast du denn schon deines Herzens Sabbat gefeiert, daß du an Einschlafen denkst?“

„Ich weiß nicht, was für mich Herzenssabbat ist.“

„Wie alt bist du denn? Die Dreißig können nicht mehr weit sein. Ihr Frauen habt es einfacher damit. Wie sehr auch manche dawidersteht, für euch bedeutet es vor allem Mannesliebe, und das ist das Schönste, was euch zukommen kann. Das muß für euch wie Pfingstpredigt am Waldrande sein. Ihr müßt wissen, wozu ihr Amen sagt.“

„Und wenn wir gehalten werden und nicht dürfen, wie wir wollen?“

„Dann eben macht euch frei. Dann spricht der Geist in eure Frauengeheimnisse hinein.“

„Und überhören wir ihn, so geht er über den Weg und wir richten uns zugrunde?“ Sie hatte kurz hervorstoßend die Worte ausgesprochen und sah den Onkel erwartungsvoll an.

Der schlug die Hände zusammen: „Kind, Kind, traust du unserm Schleiermacher zu, daß er uns zur Selbstvernichtung auffordern sollte? Nicht doch. Unter allen Umständen sollst du dich freimachen, sonst wirst du zugrunde gehen. So hat er es gemeint.“

„So, ach so? Fast hätte ich es anders verstanden. Dank' dir, Onkel. Man kommt jetzt so ins Tüfteln und Schnüffeln hinein, daß man wie ein Kind gescholten werden möchte. Also grüß' mir Kurland und alle darin, den flotten Heinz und seine lustige Grazie. Der soll ja selbst sein Zimmer ausmalen, und sie, die kleine Gräfin, wäscht ihm seine durchgeschwitzten Kragen. Und vor allem unser Nestküken, die Frau Baronin,

die mit hochgeschürzten Röcken Schweine und Hühner bemuttert. Ihr letzter Brief klang schon ganz mutig. Sie wird sich machen. Und vergiß den Gustav nicht."

„Den also soll ich auch grüßen?"

„Den ganz besonders. Den vergess' ich nie."

„Ganz ohne Vorwurf, ohne Bitterkeit?"

„Ach, Onkel, das viele Nachdenken taugt zu nichts. Das wißt ihr ja alle, wie es um uns beide stand. Seine Lore-Ley nannte er mich, und die Lore-Ley war doch ein Fisch und hatte keine Seele. Also verstanden wir uns nicht. Er wollte mich halten, ich konnte mich nicht freimachen. Also geh' ich lieber zugrunde."

Das sollte sehr lustig klingen, aber des Onkels forschende Augen straften sie Lügen.

Da machte sie sich los und ging zu Frau Schwarz hinunter. Die war zu einer Sitzung im Stadtrat. Aber den alten Justizrat traf sie, der nachdenklich den Süßstoff in seiner Kaffeetasse schmelzen ließ und erst einen bösen Fleck aus dem Tischtuch entfernen mußte. Er war wieder einmal auf Urlaub gekommen, ehe er sich im winterlichen Berlin einschneien ließ. Dort war es ihm jetzt zu einsam, hier fand er Aussprache, Lachen und brotzelnde Äpfel in der Ofenröhre. Schon Frau Schwarz' Dachs mit dem braunen Seidenfell und den drolligen Einfällen war ein ganz besonderer Humor für sich.

„Wissen Sie, daß ich eigentlich Ihretwegen hier bin?" fragte er mit gekniffenem Lächeln. „Also bin ich Gedankenleser und habe Sie herzitiert." Also die Frau Schwarz wäre eine gescheite Frau, die auch für den lieben Mitchristen dächte. Sie hat nicht nur Wunde gepflegt, Nervenmüde aufgefrischt, sie denkt sich die Menschen auch noch zusammen.

„Was heißt das?"

„Na, rot brauchen Sie deshalb nicht zu werden. Frau Schwarz verletzt dadurch niemand. Aber sagen Sie doch, mein liebes Fräulein, wenn Sie nun Ihren verehrten Vater nicht mehr pflegen werden ... es soll sehr schlimm stehen, wie ich höre."

„Ich fürchte, auch die Operation hilft nichts mehr."

„Nun also. Was dann? Haben Sie schon über sich nachgedacht?"

„Nein, Herr Justizrat. Lohnt sich auch nicht darüber nachzudenken." Sie seufzte etwas absichtlich.

Er sah sie mit seinen lieben, treuen Augen an. „So? Verzeihen Sie, aber das hört sich doch etwas zu kinderhaft an. Sie können von Glück sagen, daß eine Freundin wie Frau Schwarz Sie anders taxiert und für Sie gedacht hat."

„Ich wüßte nicht, daß ich Frau Schwarz darum gebeten."

„Wüßte auch nicht, daß Frau Schwarz viel fragt, wenn es auf Nächstenliebe ankommen sollte. Also lassen wir Frau Schwarz beiseite und sprechen wir beide uns aus. Sehen Sie, ich habe auch so etwas Zugreifendes in den Fingern, etwas schnell Einsperrendes wie damals, als ich meine Kleine diesem Krautjunker zur Wald- und Wiesenfütterung überließ. Also hören Sie zu. In ein Krankenhaus passen Sie nicht, dazu haben Sie zu viel Art, Selbstart, wie ich sie bei Ihren Landsleuten oft zu finden meinte. Frau Schwarz dachte nun wohl, wenn Sie dort nicht mehr nötig sein sollten, daß Sie als Gesellschafterin zur Baronin Linden kommen könnten — brauchen nicht aufzufahren, ich dankte für Sie — oder Graf Hugo den Udo ersetzen. Aber so ein goldner Käfig, wissen Sie ... Da schreibt mir unsre kleine Baronesse, Ihre Freundin Maria auch schon, sie gähnte bei Rouladen, Pasteten und Rheinwein so oft, daß sie nächstens Maulsperre befürchtete. Wäre ihr übrigens ganz bekömmlich, der muntern Fliege. Für Sie aber wäre auch das nichts. Da ist mir eingefallen, daß ich augenblicklich kinderlos bin und abends schon Patience legen muß. Was meinen Sie? Kommen Sie zu mir, mein liebes Kind. Meine Tochter hat mich leidlich erzogen, bin sozusagen ganz stubenrein und langweile mich sehr. Brauchen Sie eine Freundeshand, nehmen Sie meine, bitte. Mir tun Sie einen Gefallen und sich selbst vergeben Sie dadurch nichts."

Wie warm es Antje aus diesen Worten entgegenkam. Sie kämpfte mit sich. Die gewinnende Art des alten Mannes zog sie an, wenn sie auch voraussetzte, daß die gute Frau Schwarz vorgearbeitet hatte. Doch sie traute sich selbst nichts mehr zu. Sie fürchtete ihre graue Schattenart in seine sonnige Stube zu tragen. Also wich sie seinen werbenden Blicken aus.

„Wenn ich hier nichts mehr zu tun habe, Herr Justizrat — es ist sehr lieb von Ihnen — aber ich denke, dann gehöre ich nach Hause. Dort wird man zwei gesunde Hände brauchen können."

„Wirklich? Haben Sie das innerlichste Verlangen, wieder dort im Osten zu sein?"

Etwas empörte sich in ihr, als würde sie ausgeforscht.

„Was soll die Frage?" So forderte sie ihn trotzig heraus.

Er faßte besänftigend ihre Hand. „Nur eine kleine Mahnung sein, daß Sie sich nicht selbst belügen sollen. Verzeihen Sie den väterlichen Ton, mein Kind, aber ich fürchte,

Sie sind da in einem gefährlichen Übergangsstadium, und Ihr jungfräulicher Trotz dürfte sich in einer Sackgasse verlieren. Ich bin sogar so frei, Ihnen auf den Kopf zuzusagen, daß Sie dort in der Heimat Ihren Frieden nicht finden werden. Kommen Sie zu mir, nur auf Probe. Sie sollen in der lauten Leipziger Straße es so still haben wie hier in der Goslarschen, denn im Grunde genommen kommt es doch nur auf uns an, ob wir es zu Hause laut oder still haben. Der Frau Schwarz, die auch schon nach Ihnen ausschaut, möchte ich Sie nicht lassen. Hier wechselt die Gesellschaft zu schnell, und jeder und jede wird forschen und fragen, wenn er Sie hier sieht, und das will ich nicht."

Da ging ein so plötzliches Begreifen von ihm zu ihr über, daß sie mit beiden Händen nach seiner Rechten griff. An ihr mußte es sich leicht gehen lassen. Wie warm sie war, trotz seines Alters. Also sagte sie herzlich: „Ich danke Ihnen, Sie meinen es gut. An Sie will ich zu allererst denken, wenn ich es nötig haben sollte. Verzeihen Sie, daß ich zurückhaltender bin, als Sie wohl erwartet haben. Die Eindrücke sind noch zu frisch, und dem sterbenden Vater gehören meine nächsten Gedanken Aber Sie haben mir wohlgetan, sehr wohl, glauben Sie mir."

Frau Schwarz aber glaubte das ohne weiteres nicht und war mit dem Ergebnis nicht ganz zufrieden. Sie hätte die Sache feiner eingefädelt.

„Ob Sie auch zart genug vorgegangen sind?" fragte sie den alten Freund. „Ihr Männer habt oft einen Fanatismus im Wohltun, der gleich beide Hände ausstreckt."

„Ja, den Fuß konnte ich ihr doch nicht anbieten."

„Nun, die Hand doch wohl erst recht nicht. Ich sag's ja, vor dem Weißkopf hat sie Angst bekommen."

„Begreif' nicht, warum Sie nicht gleich Kahlkopf sagen."

„Weil mir das zu biblisch klingt und an Elias oder Elisa erinnert. Sie sind durch Ihre Berliner Armenvereine gewöhnt, gleich ohne Umschweife mit Mildigkeiten zu überfallen. Solche Naturen wie unsre blonde Germania vertragen das nicht. Diese Balten haben etwas vom Rührmichnichtan eines ganzen Charakters. Und nun erst die Anna in ihrer entlobten Stimmung! Könnt ihr Mannsleute euch überhaupt da hineindenken, wie es in solch einem entvölkerten Herzen aussieht? Als ob ein Eimer ausgegossen ist, sag' ich Ihnen, und blieb nur ein Tropfen zurück, grad so groß wie eine Träne."

„Nun ja, die wollte ich doch auffangen."

„Ist aber doch vorbeigefallen. Ins Moos hinein, in ein Frühlingsbeet oder in ihr Tuch, das ihr Brauttuch hätte werden sollen. Solche Schmerzen wollen nicht befragt oder besehen werden. Sie sind zu sehr Jurist, lieber Herr Justizrat, und gehen der Sache zu schnell auf den Grund, um den Prozeß fix zu erledigen."

„Und Sie, verehrte Freundin, werfen mir Doloses und Kulposes zu sehr durcheinander. Sonst sind Sie ein ganz famoses Frauenzimmer, und kommt die Blonde nicht zu mir, so begehe ich noch die Torheit und tröste mich mit Ihnen. Denn immer nach Harzburg kommen, um mich durchschelten zu lassen, ist mir zu anstrengend, besonders bei den steigenden Fahrpreisen der Eisenbahn. Sie werde ich mir daher schon im Luftschiffe holen müssen."

⁂ ⁂ ⁂

Zuletzt ließen sie sich einschneien, die in Harzburg zurückgeblieben waren. Sie alle hatten Winterfrieden nötig. Das letzte Jahr war aufregend genug gewesen, dies Jahr der Krankheiten, Demütigungen, Enttäuschungen und Verwesungen am eigenen Leibe. Ob in Deutschland, ob in Kurland, gleichviel. Das eine spiegelte im kleinen das andere ab. Nur eins hatte sich herausgestellt, daß sie von nun an zusammengehörten. Was der Krieg nicht zustandegebracht, das bahnte sich jetzt mit Naturnotwendigkeit an. Und hinter den Baltenlanden lag Rußland, das endlose, ergiebige Wirtschaftsland mit seinen noch unerschlossenen Bodenschätzen. Auf sie sollten die Balten wieder aufmerksam machen. Und daß Balten und deutsche Menschen mit gleichem Fühlen und Denken, Menschen mit großen Kräften und kleinen Schwächen waren, hatte man allmählich auch herausgebracht.

Nun schneite es Tag und Nacht im Harz, und eine Schneeschicht deckte mit ihrem gleichmachenden Frieden alles Verzagte und Ungeduldige, alles Keimende und Verwelkende zu. Wunderbar war es in den Bergen um Harzburg herum. Erst ein Rauhreif, der den Wald wie einen gotischen Dom schmückte; unter gewölbten Portalen, zu weißer Spitzenkunst gefügt, stieg Ferland Rudsit zum Burgberge hinauf und horchte, ob sein Herz oder das Echo aus den Steinbrüchen lauter rief. Dann kam ein Tauen über die froststarre Erde und verwandelte jedes Ästchen, jede Tannenspitze in leise aneinanderklirrendes Eis. Die Bäume ächzten wie Menschen, die ein Schicksal mit sich schleppen. Und zuletzt legten sich dicke Schneepolster darauf, und ein Knicken und Knacken hub im Forst an, daß den Menschen angst und bange wurde,



Der Ausflug. Gemälde von Prof. Hermann Gradl

(Kunstausstellung M. Sinz, Dresden-A.)

als wären ihre Schwächen und Leidenschaften, ihre Irrungen und Wirrungen zu laut geworden. Schneebruch trat ein, verheerend in seiner Wirkung. Waldlichtungen erinnerten an Schlachtfelder unter schwerem Artilleriefeuer, gebrochne Waldkronen lagen auf allen Holzwegen, in Schneelawinen versanken dicke Stämme, wie von Blitzen zerspellt. Wie eine gedrückte Zündholzschachtel ragten trostlos ganze Schläge über den ruhenden Winterkirchhof des Forstes hinaus.

In ihre Pelzboa gewickelt, sah Baronin Magda an ihrem Fenster in die weiße Hängebirke hinein, aus deren Reifanhang blaue Meisen, schwarze Amseln und rote Dompfaffen zu ihrem Futterplatz auf dem Balkon schlüpften. Sie dachte an Kurlands verschneite Waldwege, und daß dort bald Weihnachten sein werde, daß Gustav von seinem jungen Eheglück geschrieben, daß nichts schöner sein könnte, und daß Gretchen schon einen Tutti-Fruttiauflauf herrichte, wie ihn bisher nur Frau Schwarz zustandegebracht. Doch Gretchens Kochkunst sei fast schon größer. Na, mögen sie. Hinsehen wird Frau Magda nicht mehr, das ist sie der Tradition schuldig. Aber hinhorchen darf sie doch noch, ob da nicht bald ein Stimmchen nach der Großmutter ruft. Die Bronzeschale mit der herrlichen grünen Patina steht wie jeden Tag auf ihrem Tische, mit Tannengrün gefüllt, und die tanzenden Figuren drehen sich am Relief. Das ist die Jugend, die ewig verlangende, sich erneuernde Jugend, die vom Alter abrückt. Ihr wird ganz feierlich zumut. Sie muß sich setzen und faltet die alten Hände, als ob sie für diese Jugend beten müßte.

Und über ihr in seinem Salon geht Graf Hugo auf und ab, auf und ab. Auch er hat verzichtet, sein Leben abgelegt wie einen seiner höchsten Orden, die er bisher heimlich betrachtet, den Wladimir, den Stanislaus, den Annenorden. Die halten ihm die Vergangenheit fest. Aber jetzt ist er doch stolzer auf Udos Zensur, von Karl Nettelhorst unterschrieben, alle Fächer Nummer eins. Und der Jung ist Primus in der Quinta geworden!

„Der Bengel macht sich," hat Heinz geschrieben, aber so zweideutig, daß man es auch auf seine Frau beziehen kann, mit der er im übrigen zufrieden ist. Nicht herauszubekommen, was er eigentlich meint. So war er immer, etwas unklar im Stil, aber sehr deutlich mit Wort und Faust. Die treffen immer, wohin sie sollen. Graf Hugo weiß nun, sein Opfer ist nicht umsonst gebracht. Udos Briefe werden immer zärtlicher. Nach Ferland fragt er nicht mehr so häufig, höchstens in der Nachschrift, als ob er es vergessen hätte. Und will sich das alte Herz des Vaters lauter regen, so legt er seinen höchsten Orden darauf, dann wird es still.

Auch die Estländer und Livländer haben geschrieben. Dreilöwens erwerben, um zu besitzen, wie Vater Goethe sagt, und Traubenburgs besitzen, um zu erwerben. Denn ihr Hotelbetrieb geht gut. Eberhard Monheim, der Allerweltsfreund, hält sie alle zusammen und droht, Klavierlehrer zu werden, wenn die Traubenburgs ihn verlassen sollten. Gräfin Ruth dankte es ihm, daß sie ihrem Manne wieder glauben darf.

So haben die zwei vornehmen Alten ihr Altersheim gefunden. Sie lächeln über die Harzer, die schon bei sechs Grad Reaumur frieren. Sie warten wie Kinder auf das kommende Weihnachtsfest und sind zufrieden, daß sie ihre Grundsätze behalten haben. Überraschen kann sie nichts mehr, sie haben zu viel erlebt und zu oft verzichtet. Und besucht der Kusin die Kusine zu bestimmter Visitenzeit, so sind sie höflich nach alter Manier und sagen nie: „Weißt du noch?" sondern schonend wie bei Genesenden: „Wissen Sie, damals . . ." Und dann sind sie wieder in ihrem glücklichen Jugendlande.

Einer hat es selbst aufgesucht. Pastor Anton ist mit den ersten Flocken nach Hause gereist. Und einer will schlafen gehen für immer. Förster Ulrich ist umsonst operiert, Herz und Lunge halten es nicht aus. Er hat sich auch gegen solch einen ordinären Eingriff gesträubt, umsonst! Nun muß er gehen. Vor seinem italienischen Fenster mit der Aussicht auf die weiße Bergkette liegt er schwer keuchend, das weiße Gesicht immer nach den Scheiben gekehrt. Braust der Sturm vorüber, so wirft er ihm seine sehnende Seele zu und läßt sie nach der Heimat tragen. Rüttelt das Glas am Fensterkitt, dann klopft seine tote Frau an und fragt, wann er kommt. Wehen Schneewolken vorüber, tanzen flimmernde Sterne da draußen, und krieselt körniger Anschlag vorbei, dann ist es Gretchen, die lacht, wenn Vater sie kitzelt. Im Fieber ist er meist weit, weit weg, auf dem Rehstand oder im Boot, und seine Diana holt die geschossene Wildente.

Ferland darf sich an seinem Bett nicht mehr sehen lassen, darf nur unsichtbar am Kopfende des Bettes stehen und die Kissen rücken. Der Alte mit dem wirren, klebrigen Langbart will keinen Letten mehr sehen. Er haßt dies Volk, alle durch die Bank, ohne Ausnahme, die ihn nicht in Kurland sterben lassen. In langen, bangen Nächten hört Antje, die keinen Schlaf mehr kennt, wie er

droht und wettert. Gretchen ruft er mit Locklauten. Die war der Mutter am ähnlichsten. Antje fährt er rauh an oder überrascht sie mit herrischem, ängstlichem Anruf. Sie soll beten, laut beten. Denn er glaubt nun doch, Gebete würden erhört. Gretchen hat er einen guten Mann herangebetet. Das Vaterunser will er hören, aber das Erlösen vom Übel allem zuvor. Und wie Antje schließt: „Denn dein ist das Reich und die Macht und die Herrlichkeit ...“ da ruft er laut: „Kraft, Kraft! Die Kraft nicht vergessen!“

„Antje, komm her! Nah, ganz nah! Du mußt mir etwas versprechen.“ So kommandiert er am Abend vor der Sterbenacht. Und als sie gleichmütig, fast teilnahmlos durch die furchtbare Anspannung, sich über diese keuchende Brust so nahe beugt, daß sie den Schweiß riechen muß, da stöhnt er in kurzen Pausen: „Schwören sollst du, mußt du, und ich will es Mutter sagen, daß du nie, niemals einen Letten heiraten wirst.“

Was soll das? Wie kommt der Vater darauf?

Sie überlegt. Aber da packt seine heiße, feuchte Hand ihre Schulter: „Nie, nie ...“ ächzte er.

„Nie, Vater, nie. Ich schwöre,“ sagt sie tonlos, als spräche sie für einen andern.

Er zieht ihre Hand heran und drückt einen Kuß darauf.

„Aber, Vater ...“

Da richtet sich lautlos einer am Kopfende des Bettes auf. Sie sieht in Ferlands traurig fragende Augen. Aber sie sagen beide nichts. Gleichmütig heben sie den Sterbenden. Der treue Bursch klopft die Kissen auf.

„Vater,“ fleht Antje in plötzlicher Angst, „sag' mir, Vater ...“

Ob sie ihm zu trinken geben will, ob noch etwas unausgesprochen blieb, sie weiß nichts mehr. Der große Schatten da an der Wand verwirrt sie. Aufpassen! Vater will sprechen. Nein, er hebt nur ruckweise die Hand und läßt sie sinken, hebt sie, als griffe er nach seiner Pfeife. Und dann nur noch wie gehaucht, wie schon auf der Reise die müden Worte: „Laßt mich zufrieden.“

Es war das letzte. Ein Ruck, ein Sichstrecken, als dehnte er sich noch einmal nach langer Arbeit. Dann ist alles vorüber. Ein Tapferer, Treuer ist hingegangen, wie gestorben in Kriegsgefangenschaft. Ob auch vermißt? Man unterscheidet das nicht mehr so genau. Die Menschen müssen jetzt schneller leben und sterben als die früheren, die so schön lange Zeit zum Bedauern und Betrauern hatten. Heute jagen die Eindrücke einander.

Auch Antje zieht dem Vater geschäftsmäßig wie so manchem die Lider zu und darüber das Laken und weint still vor sich hin.

Da ist der Große wieder hinter ihr und sagt wie befehlend: „Legen Sie sich hin. Ich werde aufbleiben.“

Nein, der nicht! Vater wacht noch vor Ärger auf, wenn er diesen sieht. Und Antje bekommt Angst vor ihm, als stände sie unter seinem Schatten. Aber Ferland nickt ihr begütigend zu.

„Sie halten es nicht aus. Ich kann schon mehr vertragen und will mich gut stellen bei dem Alten, daß er ruhig schlafen soll.“

Sie richtet noch den Kopf und die Hände der Leiche, zieht die Gardine zu, daß der Schneesturm nicht stören soll, und geht. Wie lieb von Ferland, daß er dem Vater nichts nachträgt. Daß ein Lette doch so zart fühlen kann! Antje schleppt sich in ihr Zimmer, ihr graut vor diesem Zimmer. Denn hier fallen ihre unbefriedigten Gedanken sie an, hier lauern Träume, vor denen sie bei Tage errötet. Des Vaters derbe Natur regt sich in der Tochter Blut. Hier hat sie sich schlaflos hin- und hergewälzt und hat Gretchen zu sehen gemeint in Gustavs Armen. War sie nicht wahnsinnig, als sie in jener Bündheimer Mondnacht ihn selbst aufforderte, die Schwester zu begleiten? Damals haben sie sich verlobt. Und sie hat gemeint, nur einen grausamen Scherz mit sich und mit ihnen zu treiben. Also hat sie selbst alles so gefügt, hat die stolze adlige Mutter, Gustav, Gretchen abgewiesen, ist allein schuld an ihrer Verlassenheit, sie ganz allein. Was also will sie, wem darf sie etwas vorwerfen? So auch heute, wo diese stumm anklagenden Gestalten um sie stehen, die Arme an den Leib gepreßt, das Kinn vorgestreckt, die Augen wie auf ein Kommando wartend. Und so viel Haare, so viel Haare, die sich durcheinanderwirren, seit heute auch des Vaters Bart.

Sie reißt sich die Kleider vom Leibe, kein Schlaf kommt, sie taumelt nur so ins Bett hinein. Aufschreien möchte sie, in die Kissen beißt sie vor Einsamkeit. Ach was, Unsinn, dieser Schrei nach dem Kinde! Den haben sich Feiglinge ausgedacht, die für ihr Sinnen und Trachten ein Mäntelchen brauchten. Der Schrei nach dem Manne ist es, der sie schüttelt, der ihre reife Jugend zermürbt. Kein kaltes Bad, kein Buch, kein Beten treibt das aus ihrem Blute. Wie hat sie die Baronin Irmgard beneidet um ihre liebenswürdig natürlichste Natur, die den Mann selbstverständlich wie zur Gesundheitspflege nimmt. Wie graute ihr vor der Gräfin Traubenburg, der man es ansah, daß sie

sich nur verheiratet nannte. Wie schnell solche Frauen welk werden. Und Antje fühlt sich reich zum Geben, will beglücken und nicht bettelnd, mit leeren Händen an den Pforten des Lebens stehen, immer nur fragend, wie es sein könnte, nein, bebend, fordernd, wie es sein muß.

Lorelei hat man sie genannt. Torheit, nie hat sie Fischblut in sich verspürt. Diese hochmütig abweisende Art ihrer ersten, viel beneideten Jugendjahre war doch nur letzte Kinderspielerei, um dann um so mehr den zu überraschen, der trotz Klippen und Felsen die Lorelei holen kam. Und er war nahe gekommen, zuversichtlich nah, sie aber hatte auf den Ruf der Natur nicht gehört.

Waren sie nicht alle wiedergekommen, die sie spielerisch von sich ferngehalten hatte?

Eine Freundin hatte sie gehabt, die auch so mit den Männern getändelt, bis sie zuletzt nicht mehr ernst genommen wurde und ängstlich zugriff, als es zu spät zu werden drohte, und den erstbesten nahm, der diesmal der letzte war und sie elend machte.

Antje hatte vorsichtiger sein wollen, prüfen, erst prüfen, immer erst an sich denken, bis dann zuletzt die Rechnung nicht stimmte und sie allein mit ihrem Stolze blieb. Und nun allein mit ihren Selbstvorwürfen. Armer Stolz, wie füllst du nun die langen Tage aus und die noch längeren Nächte mit ihren unfreiwilligen Besuchen? Ihr fällt ein, daß sie die Mutter zu früh verloren hat und nun niemand um Rat fragen kann. Frau Schwarz? Doch die ist so resolut, sagt: so und so soll es sein, und läßt anderer Bedenken als Torheit beiseit. Sie ist ihr in Herzensfragen zu geschäftsmäßig, spricht von Heirat und Verlobung wie von Milch- und Butterpreisen.

Hat Antje denn sonst niemand, der ihr treu ist? Einen, o ja. Der sitzt jetzt beim Vater und fragt ihn, warum er so unfreundlich zu ihm war. Ja, aber der ist ungelenk und darf ihr nichts sein. Denn sie hat dem Vater geschworen ...

Da fährt sie auf. War es das, was der alte Ulrich grausam von ihr forderte, hat er an Ferland gedacht? Wie hat er nur an Ferland denken können! Merkwürdig aber ist es doch. Auch Frau Schwarz hat auf ihn angespielt, Udo hat sie gebeten, für den Letten zu sorgen. Und nun der Vater ... Nein, Ferland ist ihr noch nie in den Sinn gekommen. Doch wenn ihr Schwur nicht wäre, wer weiß ... Er ist so treu, ist der einzige, der bei ihr ausgehalten hat. Und die Menschen stießen sich an, wenn sie Ferland an ihrer Seite sahen. Ist es das?

Nehmt euch in acht, Lästerzungen! Ihr könnt einen in ein Dickicht treiben, woran ein unbefangener Geist nie gedacht hat. Aber das gehetzte Wild sucht solche Schlupfwinkel auf. Nimm dich in acht, toter Vater! Wenn geknebelte Liebe aufschreit, dann weiß sie nicht, was sie tut. Einen Letten heiraten! Nein, niemals!

Sie wird vor diesem Menschen nach Kurland fliehen. Aber dort ist ja der andere. Und auch Vetter Karl, der sie mit seinem verbohrten Wesen abgeschreckt hat und doch einmal so verliebt in sie war, daß er auf den höchsten Kastanienbaum kletterte oder mit Kleidern ins Wasser sprang, wenn sie es befahl. Nein, dahin nicht mehr. Die lachen sie aus. Also standhaft bleiben, sich frei machen.

Und wenn sie dich halten ...?

(Schluß folgt)

Sommermittag. Von Margarete Reichert

In mein Fenster nicken Föhrenwipfel
Mittagsmüd vom heißen Juliwinde.
Atmend überstäubt mich Duft der Linde.
Über Fernen träum' ich kühle Gipfel.

Dichte grüne Schleier senkt die Stille,
Drin ich mich so eingefangen finde.
Draußen lacht das junge Ingesinde,
Perlt oft übermütig heitrer Wille.

Aber schwer tropft Schlaf auf meine Lider.
Nur verworren durch die Dämmerbinde
Gleißt die Welt, die kaum ich mehr empfinde,
Und ich gleit' im Dunkellande nieder.

An der Pforte der Relativitätstheorie

Von Joseph Petzoldt

„Wir stehn wie Kinder vor verschloss'nem Zimmer,
Und zu uns dringt von all den Herrlichkeiten,
Die güt'ge Hände für uns zubereiten,
Durch enge Spalten nur ein leiser Schimmer.

Die Zeit verrinnt. Es schweigt das Tor noch immer,
Durch das wir mit der Fülle erst der Zeiten
Berufen sind, zu vollem Schaun zu schreiten,
Und vor der Zeit erzwingen wir es nimmer.

Doch zieht's uns mächtig zu jenseit'ger Schöne,
Verborgner Wunder Ahnung zu gewinnen
Und fernen Lichtes Abglanz auszudeuten.

Sei's wenig auch, was sinnend wir erbeuten,
Wir mühn uns treu mit ungebeugten Sinnen,
Daß sich der Blick ans reine Licht gewöhne."

iese stimmungsvollen Verse Adolf Lassons, des geistsprühenden doppelsinnigen Hegelianers, sind zwar ganz anders gemeint gewesen, geben aber auch, wenn man davon absieht, wohl recht zutreffend die halb sehnsuchtsvollen, halb verzweifelten Gefühle derer wieder, die brennend gern wissen möchten, was es mit der Relativitätstheorie denn eigentlich auf sich hat, und die das doch aus den vielen sogenannten populären Darstellungen nicht erfahren können, weil da noch immer zu viel vorausgesetzt und der Kernpunkt, der Sinn, das Wesen der Sache, eben das, was man gerade wissen möchte, gar nicht recht hervorgehoben, ja womöglich noch nicht einmal berührt wird. Das alles ist nun gar nicht weiter verwunderlich, wenn man weiß, daß die Relativitätstheoretiker selbst noch keineswegs darüber einig und im klaren sind, was denn das eigentliche Wesen ihrer Theorie ist; daß die letztere eben noch gar nichts völlig Fertiges, sondern noch immer in der Entwicklung begriffen ist. Um so weniger kann es aber auch Aufgabe eines Aufsatzes wie des vorliegenden sein, jene allzu ungeduldigen Wünsche zu erfüllen, und er muß sich damit begnügen, die gewillten Leser an die Tür heranzuführen, hinter der die bescherende Wissenschaft noch immer weitere Kerzen an dem neuen Lichterbaum ansteckt, und sie einige Blicke durch die angelehnte Pforte tun zu lassen, die sich ihnen noch nicht öffnen kann. Die Wissenschaft wird's nicht übelnehmen, wenn dadurch die Erwartung derer, denen sie ja beschert, ein wenig befriedigt und noch mehr gesteigert wird.

Im astronomischen Anhang der physikalischen Schullehrbücher wird gewöhnlich zwischen einer scheinbaren und einer wahren Bahn des Mondes unterschieden, die er in etwa 29 Tagen um die Erde beschreibt. Scheinbar soll die ellipsen- oder nahezu kreisförmige Bahn sein, wahr dagegen die flach wellenförmige Bahn, die dadurch zustande kommt, daß die Erde während des sogenannten Mondumlaufs 30 Kilometer in jeder Sekunde in ihrer eigenen Bahn um die Sonne zurücklegt. Nun bewegt sich aber die Sonne selbst wieder in der Richtung auf ferne Fixsternsysteme zu, wenn wir über die dabei beschriebene Bahn auch keine genaueren Angaben machen können. Das bedeutet, daß jene Wellenlinie, in der der Mond um die Sonne läuft, noch nicht seine wirkliche Bahn sein kann. Und bewegt sich die Sonne wieder um ein Zentrum, so müssen wir annehmen, daß auch dieses nicht in absoluter Ruhe im Raume verharrt, sondern abermals unbekannte Bahnen beschreibt, und so immer weiter, ohne daß der Gedanke ein natürliches Ende dieses Fortschritts fände. So stellt sich heraus, daß die wahre Bahn des Mondes — und so jedes Weltenkörpers — nur ein Gedankending, niemals etwas Feststellbares ist, auch dann nicht feststellbar wäre, wenn wir über unbegrenzt weit tragende optische Instrumente verfügten und sie durch unbegrenzte Zeiten anwenden könnten. Und weiter: da wir noch nicht einmal imstande sind, jenem Begriff der wahren Bahn des Mondes eine bestimmte konkrete Gestalt zu geben, so kann er uns auch nicht das geringste leisten, er ist überflüssig. Das Überflüssige hat aber in der Wissenschaft ebensowenig Berechtigung wie das Unlogische. Somit gibt es in der modernen Naturwissenschaft keine wahre oder **absolute** Bahn des Mondes mehr, sondern nur noch eine Bahn **in bezug auf** die Erde oder auf die Sonne oder auf den Herkules usw., also nur **relative** Bahnen, von denen keine einen höheren Wirklichkeitsgrad hat als irgendeine der anderen. Und das gilt für die Bahnen aller Gestirne.

Hätte es nun aber einen vernünftigen Sinn, alle diese relativen Bahnen jenem verschwommenen Begriff der wahren Bahnen gegenüber nur für scheinbare zu erklären? zu sagen: die Bahn des Mondes in bezug auf die Erde ist „scheinbar" eine Ellipse?

„Wir stehn wie Kinder vor verschloss'nem Zimmer." Doch öffnet sich der Spalt zum zweitenmal.

Die Relativitätstheorie stellt die Behauptung auf: es ist falsch zu sagen, die Drehung der Sonne um die Erde in 24 Stunden sei nur „Schein", „in Wirklichkeit" drehe sich die Erde in 24 Stunden einmal um ihre Achse. Entweder ist beides mit völlig gleichem Recht „scheinbar" oder mit völlig gleichem Recht „wahr" und „wirklich". Das ist leicht zu beweisen.

Von einem Automobil, das in rasender Fahrt auf irgendeiner Straße an uns vorübersaust, werden wir nicht sagen, daß es nur scheinbar in Bewegung begriffen sei. Denken wir uns nun eine Straße längs des Äquators rings um die Erde gebaut, so rast auch jetzt noch das Auto in „wirklicher"

Fahrt an uns vorbei, auch dann noch, wenn es von Osten nach Westen fährt und seine Geschwindigkeit mehr und mehr anwächst. Ja, wenn der Begriff des Wirklichen überhaupt eine Steigerung zuließe, so würden wir die schnellere Bewegung ganz gewiß auch als die wirklichere bezeichnen. Stellen wir uns weiter vor, daß in dem ost-westwärts dahinsausenden Auto ein Mann säße, der in der Hand einen Stock mit goldenem Knopf hält. Die Bewegung dieses Knopfes ist dann nicht minder wirklich als die des Gefährts. Denken wir uns ferner den Stock immer größer werden und seinen Knopf immer höher hinauf rücken, so wird dadurch die Bewegung des letzteren sicherlich nicht zur scheinbaren, auch dadurch nicht, daß der Knopf selbst immer größer wird, und selbst dann nicht, wenn der Stock so lang würde wie der Radius der Erdbahn und der Knopf so groß wie die Sonne. Führe nun aber das Auto gerade an einem Tage, an dem die Sonne senkrecht über unserer Äquatorstraße steht, mittags ab und so mit gleichförmiger Geschwindigkeit, daß es in 24 Stunden gerade einmal die Erde umkreiste, dann wäre die Sonne selbst jener goldene Knopf. Genau so wirklich wie dieser bewegt sie sich also in 24 Stunden einmal um die Erde herum. Oder —: schon jene erste Bewegung des Autos, von der wir sprachen, ist keine wirkliche.

Hat denn nun aber die Kopernikanische Auffassung unrecht? Durchaus nicht. Könnten wir auf die Sonne gehen, so würden wir dort ohne allen Zweifel die Erde sich in 24 Stunden einmal um ihre Achse drehen sehen, eine Wahrnehmung von derselben Art der Unmittelbarkeit und Wirklichkeit wie die des Autos oder die der Sonne in ihrer täglichen Bahn.

Darin liegt kein Widerspruch. Wir brauchen nur zu beachten, daß wir von Bewegung nie schlechthin oder absolut sprechen können, sondern immer nur in bezug auf etwas anderes, das wir als nicht bewegt ansehen oder von dessen Bewegung wir absehen, auf ein Bezugssystem. Die natürliche Beobachtung zeigt uns immer nur eine relative Bewegung, hier bei der Drehbewegung ebenso wie vorhin bei der Bewegung von Ort zu Ort in der Bahn. Wie die Bewegung des Mondes um die Erde keinen geringeren Wirklichkeitswert hat als seine Bewegung um die Sonne, so ist auch die Bewegung — die jährliche wie die tägliche — der Sonne um die Erde nicht weniger wahr und wirklich als die tägliche Drehung der Erde um ihre Achse und ihr jährlicher Umlauf um die Sonne.

Freilich müssen wir dann auch die Bewegung der Telegraphenstangen samt dem Erdboden, die an unserm Eisenbahnzug vorübereilen, als genau so wirklich anerkennen wie die des Zuges selbst. Was uns das anfänglich gefühlsmäßig so schwer macht, das ist das gewaltige Übergewicht, das das Bezugssystem Erde oder fester Erdboden infolge der Gewohnheit für uns hat. Das war auch schon für die Durchsetzung der Kopernikanischen Lehre das mächtigste Hindernis. So gut es aber dort überwunden werden konnte, so gut muß das auch in dem allgemeinen Falle der Relativitätstheorie möglich sein. Es heißt ja im Grunde nur: es ist prinzipiell möglich, alle beobachteten Bewegungen von einem beliebigen noch so unbedeutenden Körper aus, z. B. in bezug auf ein schwebendes Staubkörnchen, zu beschreiben. Praktischen Wert für die Wissenschaft gewinnen natürlich nur wenige wichtige Fälle, wie ich gleich am wichtigsten zeigen will, wenn ich noch ein Wort über die beiden Einwände gesagt habe, die sich sofort bei jener durchgängigen Relativierung der Bewegungsvorgänge aufdrängen. Sie betreffen die Trägheitserscheinungen und die Zentrifugalvorgänge.

Als untrüglichster Beweis für die absolute Drehung der Erde um ihre Achse gilt gewöhnlich der vom Foucaultschen Pendel. Hängen wir eine schwere Kugel, etwa am Nordpol der Erde, an einem möglichst dünnen und langen Stahldraht auf und versetzen sie in Schwingungen, so dreht sich die Ebene, in der diese Schwingungen erfolgen, innerhalb 24 Stunden gerade einmal um die Erdachse herum. Diese Drehung gilt aber nach der gewöhnlichen, in den Lehrbüchern der Physik vertretenen Auffassung nur als „Schein", da die Pendelebene wegen der Trägheit des schwingenden Körpers keine Drehung im Raume erfahren könne, und in „Wirklichkeit" soll es die Erde sein, die sich dreht. Indessen: wie sollen wir nachweisen, daß die Pendelebene im Raume stillsteht? Wir wissen nur, daß sie ihre Richtung zum Fixsternsystem beibehält, und daher zeigt der berühmte Foucaultsche Versuch nur wieder, daß die Erde sich gegen den Fixsternhimmel dreht. Beide drehen sich gegeneinander, die eine gegen den andern. Kein physikalisches Mittel hat mehr feststellen können.

Der andere Einwand besagt etwa, daß, wenn die Behauptungen von der täglichen Drehung der Erde und des Fixsternhimmels gleichwertig sein sollen, daß dann der Fixsternhimmel gar nicht da sein könnte. Denn jeder Himmelskörper würde dann mit so ungeheurer Geschwindigkeit um die Erde herumgeschleudert, daß die dadurch entstehenden Zentrifugalkräfte ihn alsbald in fernste Gegenden des Weltenraums entführen müßten. Hierbei wird aber ein ganz ähnlicher Fehler wie bei der Beurteilung des Foucaultschen Pendelversuchs gemacht. Man setzt stillschweigend voraus, daß die Schleuderbewegung ganz allein eine Sache des geschleuderten Körpers und des absoluten Raumes sei, wie dort die Richtung der Pendelebene. Dazu berechtigen die uns vorliegenden Tatsachen aber keineswegs. Sie gestatten vielmehr nur die Annahme, daß das Auftreten von Schleuderkräften an die Drehung gegenüber dem Fixsternhimmel, also an die Drehung

gegenüber außerordentlich großen Massen, gebunden ist.

An diesem Punkte, bis zu dem der große philosophische Physiker Ernst Mach (1838 bis 1916) schon vor nahezu vier Jahrzehnten die Bahn gebrochen hatte, knüpft nun Albert Einsteins spätere, die allgemeine Relativitätstheorie an. Einstein erblickt in den Anschauungen Machs ein fruchtbares Äquivalenzprinzip: wie der Achsendrehung der Erde die Drehung des Fixsternhimmels gleichwertig ist und aus dieser letzteren die Zentrifugalkräfte ableitbar sein müssen, so sind auch andere Paare von Bewegungsvorgängen physikalisch äquivalent, und die Erklärung mit ihnen verknüpfter Vorgänge, die der eine von beiden nicht gibt, kann der andere leisten. Zu dem wichtigsten Paar solcher äquivalenten Vorgänge gelangt Einstein folgendermaßen. Wir wissen — und in neuester Zeit ist es noch einmal mit den Mitteln moderner Experimentiertechnik bis zu einem außerordentlichen Grade der Genauigkeit festgestellt worden —, daß im luftleeren Raume alle Körper sich mit derselben Beschleunigung, d. h. mit demselben Zuwachs ihrer Geschwindigkeit der Erde zu bewegen; und daß sie, am Fallen verhindert, auf ihre Unterlage einen Druck ausüben, der ihrer Masse proportional ist. Daher müssen wir diese Gravitationsvorgänge auch erhalten können, wenn wir statt der „Abwärtsbewegung" der fallenden Körper im Gravitationsfeld der „ruhenden" Erde uns eine „Aufwärtsbewegung" der Erde — oder besser: eines hinreichend klein genommenen Teils der Erde — mit der Größe einer Fallbeschleunigung vorstellen. Hätte der Adler, der Gulliver in dem Kasten aus dem Lande der Riesen entführte, eine entsprechende immer wachsende Geschwindigkeit senkrecht nach oben angenommen und wäre zugleich die Schwerkraft in jenem Lande aufgehoben worden, so hätte der Insasse des Kastens, wenn dieser nur allseitig verschlossen gewesen wäre, durch kein physikalisches Mittel zu entscheiden vermocht, ob er sich „ruhend" in einem Schwerefelde oder „beschleunigt bewegt" im schwerefreien Raume befände. Beide Zustände wären physikalisch äquivalent gewesen, und eine Erscheinung, die der „bewegte" Physiker im gravitationslosen Felde beobachtet hätte, hätte er ebenso im Gravitationsfeld „ruhend" beobachten können. Eine solche Erscheinung ist aber der Weg des Lichtes. Denken wir uns jenen Kasten des Physikers zunächst einmal nicht beschleunigt, sondern nur mit konstanter Geschwindigkeit nach oben bewegt, so würde ein durch eine kleine Öffnung einer Seitenwand schräg von oben eintretender Lichtstrahl sich auf den Sonnenstäubchen als gerade Linie abzeichnen. Derselbe Strahl würde aber in einem beschleunigt nach oben bewegten Kasten sich als krumme Linie zeigen, deren erhabene Seite die obere und deren hohle Seite die untere wäre, und die Krümmung wäre um so größer, je größer die Beschleunigung. Da das Gravitationsfeld jener Kastenbewegung äquivalent ist, müssen wir auch in ihm ruhend jene Krümmung der Lichtbahnen beobachten können. Sternenlicht, das in unser Auge fällt, nachdem es durch das Gravitationsfeld der Sonne gegangen ist, muß von seinem gewöhnlichen Wege abgewichen sein, der Stern muß sich für uns vom Sonnenrande weg verschoben haben, da wir seinen Ort in der Richtung des unser Auge treffenden Lichtes suchen. Einstein berechnete die Größe dieser Verschiebung für eine Reihe von Sternen, und wie glänzend seine Voraussage durch die Ausmessung der Himmelsphotographien bestätigt wurde, die die englischen Expeditionen bei der Beobachtung der totalen Sonnenfinsternis in Brasilien und Südwestafrika im Sommer 1919 angefertigt haben, ist noch in unser aller frischer Erinnerung.

Wie verschieden ist diese Lösung des Rätsels von der Schwerkraft von alledem, was man sich unter solcher Lösung vorgestellt hat! Welche Enttäuschung für alle, die nicht aufhören können, nach dem zu fragen, „was die Schwerkraft denn nun eigentlich ist", nach ihrem „Wesen", ihrem „Kern"! Solche Fragen zu stellen, hat sich die Physik mehr und mehr abgewöhnt. Sie suchen ein nicht Beobachtbares, nicht Auffindbares hinter der beobachtbaren, feststellbaren, allein gegebenen Welt. Die letztere ist ihnen nur die Schale, zu der sie den Kern vermissen. Aber schon Goethe hat diese Auffassung aufs nachdrücklichste bekämpft, ja verhöhnt und verflucht. „Natur hat weder Kern noch Schale, alles ist sie mit einem Male!" Wir haben den Kern der Natur „im Herzen", „Ort für Ort sind wir im Innern", nämlich der Welt; d. h. in der sorgfältigen Wahrnehmung, der gründlichen Beobachtung bemächtigen wir uns unmittelbar des Innersten, des Wesens der Dinge. Die Fragen nach dem Wesen der Schwerkraft, der Wärme, des Magnetismus, der Elektrizität usw. sind geradezu unlogisch gestellt, weil sie prinzipiell unbeantwortbar sind. Die Aufgabe der Wissenschaft besteht nicht darin, das Vorgefundene, Immanente durch niemals vorfindbares Transzendentes zu „erklären", sondern nur darin, das Wahrnehmbare festzustellen, zu „beschreiben", immer vollkommenere Begriffssysteme (Theorien) auszubilden, in denen jedes einzelne seinen natürlichen Platz findet.

Mehr kann ich dir, lieber gespannter Leser, durch den Spalt unmöglich zeigen. Ich weiß schon sowieso nicht, wie ich mit den sechstausend Silben, die ich nur schreiben darf, auskommen soll. Ich kann dir nur versichern, daß diese Fragen vollständig beantwortet sind. Freilich erfordert die Aneignung der Lösung ernste und geduldige Arbeit, das Denken umzugewöhnen, alles ausreifen zu lassen, und „vor der Zeit erreichen wir es nimmer".

Physik ist beschreibende Physik und ist im

Grunde niemals etwas anderes gewesen. Die Newtonsche Gravitationslehre steht hier mit dem Snelliusschen Brechungsgesetz (vgl. irgendein Schulbuch über Physik) ganz auf demselben Boden. Niemals sind Naturgesetze mathematisch „bewiesen", sondern nur mathematisch ausgedrückt worden. Nur wenn man das scharf im Auge behält, können wir die Paradoxien der speziellen Relativitätstheorie, die weit schlimmer sind als das, was wir von der allgemeinen erwähnt haben, ihres paradoxen Charakters entkleiden.

Die spezielle Relativitätstheorie Einsteins ist die ältere. Sie nahm ihren Ausgang von einer geistigen Notlage der theoretischen Physik, wie sie in dieser Wissenschaft wohl noch niemals aufgetreten war. Ein Versuch Fizeaus aus dem Jahre 1851 hatte gezeigt, daß eine Änderung der Lichtgeschwindigkeit nicht eintritt, wenn man Licht einmal durch ruhende Luft und dann durch Luft hindurchgehen läßt, die in rasche Strömung versetzt worden war. Licht verhält sich danach nicht wie ein bewegter mechanischer Körper, der auch noch die Bewegung seiner Umgebung mitmacht, wie etwa ein Luftschiff, das seiner Eigengeschwindigkeit noch die des Windes hinzufügt, mit dem es fährt. Da man nun das Licht als eine Wellenbewegung im Äther ansah, war es ganz natürlich anzunehmen, daß dieser Äther seinen Platz im Raume nicht wechselt, sondern in absoluter Ruhe verharrt. Daraufhin konstruierte der amerikanische Physiker Michelson einen sinnreichen und doch einfachen Apparat, der durch das Zusammentreffen von Lichtbündeln derselben Quelle, die zwischen spiegelnden Platten hin- und hergeworfen wurden, hätte anzeigen müssen, daß die Erde sich jenem ruhenden Äther gegenüber bewegt, der also die absolute Bewegung der Erde im Raume zur Wahrnehmung gebracht hätte. Aber trotz einer weit mehr als hinreichenden Empfindlichkeit verriet der Apparat über diese Bewegung nicht das geringste. Mehrfache Wiederholungen des Versuches mit neu gebauten Instrumenten, auch Versuche anderer Art mit demselben Ziel, die Bewegung der Erde gegenüber dem Äther festzustellen, hatten kein anderes Ergebnis. Vielmehr verhielt sich beim Michelsonschen Versuch im geraden Gegensatz zum Fizeauschen das Licht genau wie ein bewegter Körper, der an der Bewegung seiner Umgebung teilnimmt.

Die Natur widerspricht sich nicht. Sie ist eindeutig. Widersprüche können nur die Folgen unserer Theorien sein, der Begriffssysteme, mit denen wir auf die tatsächlichen Zusammenhänge reagieren. Daher liegt es auch in unserer Hand, durch Umbildung der versagenden Begriffe die Widerspruchsfreiheit wiederherzustellen. Eine der stärksten Quellen für tiefgreifende Widersprüche — das konnten wir schon unseren anfänglichen Betrachtungen entnehmen — ist das Begriffssystem: absoluter Raum, absolute Zeit, absolute Bewegung. Auch für den Widerspruch, daß das Licht wie ein bewegter Körper an der Bewegung seiner Umgebung teilnehmen soll (Michelson) und auch nicht teilnehmen soll (Fizeau), ist es der Grund. Und schon der große holländische Physiker Lorentz, der zuerst hier Ordnung schuf, sah sich genötigt, wichtigste Bestandteile seiner absolutistischen Überzeugungen zu opfern. Doch hatte die alte mechanische Naturansicht noch immer solche Gewalt über ihn, daß er sich nicht freimachen konnte. Erst der Geist Machs, in dem die gewaltige philosophische Entwicklung seit Berkeley bis in die letzten Grundlagen des physikalischen Denkens eindrang, hat den Boden bereitet, dem in größter Einfachheit und Schönheit die die Lösung bringende spezielle Relativitätstheorie Einsteins und Minkowskis entspringen sollte, die dann zur Grundlage für den Ausbau der allgemeinen Theorie wurde.

Nur zwei Annahmen stellte Einstein an die Spitze. Weder der Versuch Fizeaus noch der Michelsons hatte eine Veränderung der Lichtgeschwindigkeit — in der Luft oder, was hier auf dasselbe hinauskommt, im leeren Raume — gebracht. Daher nahm er als Ausdruck für die Ergebnisse der beiden Versuche an, daß die Lichtgeschwindigkeit (im leeren, gravitationsfreien Raume jedes relativ bewegten Systems) ganz allgemein eine konstante Größe ist. Die zweite Annahme aber war nichts anderes als die oben dargelegte Einsicht, daß die Physik es nur mit relativer Bewegung zu tun hat und daß alle gegeneinander bewegten Bezugssysteme gleichberechtigt sind.

Die mathematisch-logischen Folgerungen aus diesen Voraussetzungen sind nun die den verbreiteten Denkgewohnheiten so unerträglichen Änderungen der Gestalt gleichförmig bewegter Körper und des zeitlichen Ablaufs und der zeitlichen Einreihung irgendwelcher Ereignisse unter Voraussetzung gleichförmig gegeneinander bewegter Systeme. Es sind die folgenden:

1. Ein Körper, der sich von mir entfernt oder von dem ich mich entferne, verkürzt sich in der Richtung dieser Entfernung, während er in der dazu senkrechten Richtung seine Länge beibehält.

2. Alle Uhren und damit auch alle Ereignisse in einem mir gegenüber bewegten System laufen langsamer als die „ruhenden" Uhren meines Systems, oder als die gleichen Ereignisse in meinem System ablaufen würden.

3. Die Uhren des „bewegten" Systems gehen nicht wie die meinigen untereinander gleich, sondern verschieden und zwar bleiben sie hinter den Uhren meines Systems umso weiter zurück, je weiter vorn sie in der Bewegungsrichtung liegen. Daher sind zwei Ereignisse, die an verschiedenen Punkten der Bewegungsrichtung stattfinden und für mich, den „ruhenden" Beobachter, gleichzeitig erfolgen, für den „mitbewegten" Beobachter ungleichzeitig.

Alle diese Änderungen hängen nur von der relativen Geschwindigkeit der Systeme ab, und nur, wenn wir einsehen, daß eine solche relative Geschwindigkeit für die beschreibende Physik ein vollwertiges Bestimmungsmittel, eine „richtige Ursache" ist, werden wir das Verständnis für die Relativitätstheorie gewinnen können. Im übrigen aber sind jene Änderungen nur für sehr große Geschwindigkeiten als merkliche anzusehen, bei Geschwindigkeiten, die der Lichtgeschwindigkeit (300 000 km in der Sekunde) gegenüber nicht als verschwindende betrachtet werden dürfen.

Da alle relativ bewegten Systeme gleichberechtigt sind, erfährt der „mitbewegte" Beobachter B dieselbe Art von Änderungen am System des A, die der „ruhende" Beobachter A am System des B feststellt, während für jeden die eigenen Körper und Uhren ungeändert bleiben.

Eine erläuternde Vorstellung dieser Verhältnisse können wir uns durch Beachtung der sogenannten perspektivischen Verschiebungen der Körper bilden. Folgen wir mit den Augen auf einem Bahnhof einem durchfahrenden Zug, so sehen wir ihn mehr und mehr zusammenschrumpfen. Ebenso aber schrumpft für einen „mitfahrenden" Beobachter das Bahnhofsgebäude, das für den darin „ruhenden" ungeändert bleibt. In der Gleichberechtigung der verschiedenen Standpunkte und in der vollständigen Gegenseitigkeit der beobachteten Änderungen erkennen wir das Relativitätsprinzip. Auch sind alle jene Beobachtungen gleich wirkliche Erlebnisse: keiner kann sich ihrem Zwang entziehen. So steht auch jeder Beobachter in seiner eigenen Erfahrungswelt und keiner kann an seiner eigenen Stelle die Erfahrungen eines anderen machen. Jeder ist eine Art Leibnizscher Monade, die „keine Fenster hat". Jeder Beobachter, jede solche Monade oder, was dasselbe ist, jedes Raumzeitsystem ist in sich vollständig widerspruchsfrei, ein eindeutiges „Bild" der Natur. Und alle diese „Bilder" sind durch die Gesetze, die Gleichungen der Relativitätstheorie eindeutig miteinander verknüpft, aufeinander bezogen, wie die Leibnizschen Monaden durch die „prästabilierte Harmonie".

Hier droht eine neue, schwere Gefahr. So wenig jemand den Sinn der Relativitätstheorie erfassen kann, der nicht einsieht, daß relative Geschwindigkeit genau so gut „Ursache" sein, die Vorgänge eindeutig bestimmen kann wie Druck und Stoß, so muß jeder ihr Verständnis verfehlen, der die monadologisch geschiedenen Raumzeitsysteme wieder in ein übergeordnetes, in das absolute Raumzeitsystem der Newtonschen Mechanik einbauen will, wie es an und für sich geistvolle Konstruktionen mechanischer Modelle zur Veranschaulichung der Theorie in verhängnisvoll irreführender Weise getan haben.

War es das Ziel der bisherigen beschreibenden Physik, nur ein einziges „Bild" der Wirklichkeit zu entwerfen, so gibt die Relativitätstheorie beliebig viele Bilder. Wie der Bergsteiger seine Berggruppe erst richtig erfaßt, wenn er sie von verschiedensten Seiten aus beschaut, so die Physik die Natur. Oder denken wir an Grundriß, Aufriß und allerlei Querschnitte durch eine Architektur oder eine Maschine usw.

Aber noch einmal erhebt sich eine große Gefahr: die Erfahrungen und Feststellungen der einzelnen Beobachter nun doch nur für „Schein" zu erklären, für „Erscheinungen" eines einzigen absoluten „Dinges an sich", wie jene Risse und Schnitte als Bilder eines einzigen Gegenstandes. Indessen, wie schon oben angedeutet, sie kann vermieden werden und ist vermieden worden. Aber:

„Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born."

Die Relativitätstheorie führt hinauf in schwindelnde Höhen, über zackige Grate und eisige Felder. Aber nur, wer sich selber hinaufgearbeitet hat, kann die Pracht erblicken, die Natur und Wissenschaft uns beschert haben. Vorher erreichen wir es nimmer.

Näheres in des Verfassers Schrift: „Die Stellung der Relativitätstheorie in der geistigen Entwicklung der Menschheit." Dresden, Sibyllen-Verlag 1921.

Leeres Haus. Von Gerty Hau

Golden geht der Abend über das Beit.
Ein Wind spielt lose-schelmend über mein Sommerkleid.
Mit Händen, die so arm sind, daß kein Ringlein sie schmückt,
Hab' ich Blumen gepflückt.

Meine dunklen Augen mußten fremdes Glück besehn.
Meine Füße erbebten vom steten Danebenstehn.
Blumen pflückt' ich und erlitt manchen Dornenstich.
— Meine Tage verzehren sich.

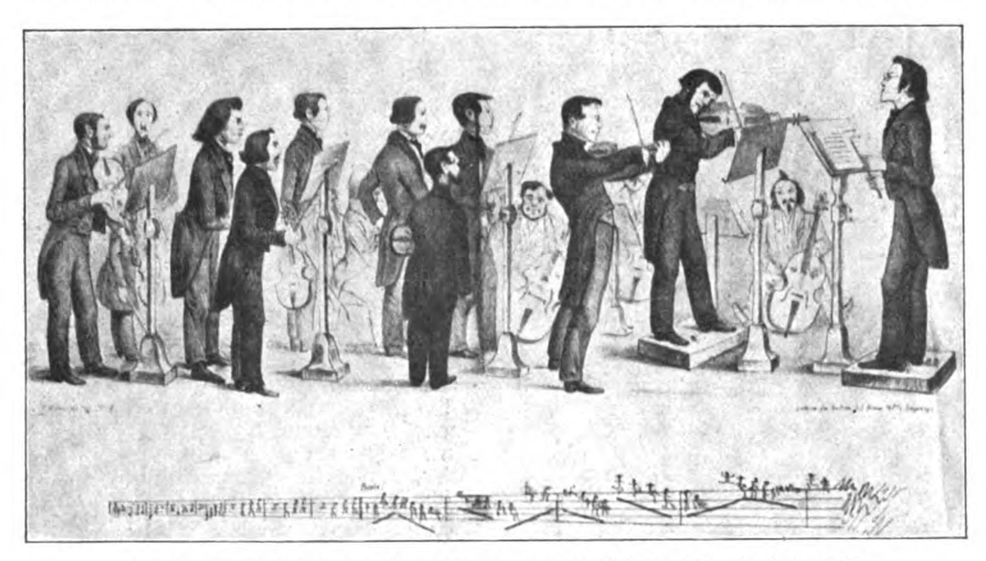
In den leuchtenden Wiesen ging junges Glück einher.
Mein Herz schlägt so betreten, als wenn es gebrochen wär'.
Mit den ringlosen Händen bind' ich Blumen zum Strauß
Und dann trag' ich sie tiefeinsam in mein leeres, leeres Haus.

Das Leipziger Gewandhaus
Ein kulturgeschichtlicher Rückblick
Von Dr. Valerian Tornius

Im achtzehnten Jahrhundert vollzieht sich eine große Wandlung im Verhältnis des Publikums zu den schönen Künsten. Das gilt sowohl für die Malerei wie für die Literatur, das Theater und die Musik. Während bisher die Kunstpflege fast ausschließlich Angelegenheit einiger fürstlicher oder begüterter bürgerlicher Mäzene gewesen war, dabei nicht selten von Leuten, die ihre Betätigung nach dieser Richtung teils aus oberflächlicher Liebhaberei, teils, um ihre Eitelkeit zu befriedigen, vor den Augen eines Parketts von Schmeichlern und Bewunderern trieben, erweiterte sich jetzt zusehends der Kreis der Kunstbeflissenen und vertieften sich gleichzeitig der Geschmack und die Interessen des Laientums. Man begann die Kunst nicht mehr lediglich als Mittel zur Unterhaltung und zur Verschönerung des Daseins zu betrachten, sondern man versuchte in ihr die Stimmungsmomente mitzuempfinden und mitzuerleben, mit andern Worten, man strebte nach einer höheren Wertung des künstlerischen Gehalts.

Das Aufkommen dieser neuen Art der Kunstbetrachtung fiel mit dem Erwachen der Empfindsamkeit zusammen, die um die Mitte des Jahrhunderts ihre Schwingen entfaltete und dann allmählich zu einer Macht anwuchs, welche die Seelen völlig beherrschte. Die Empfindsamkeit war nichts andres als eine gewisse Reizbarkeit des Gemütes, die auf alle Eindrücke mit besonders heftiger Steigerung der Empfindungen reagierte. Die Seele befand sich, sozusagen, stets in einem Siedezustand, so daß nur ein geringfügiger Grad der Erhitzung genügte, um sie zum Überwallen zu bringen. Im Zeitalter des Rokoko hatte man sich daran gewöhnt, alle Dinge verstandesmäßig zu erfassen. Jetzt räumte man das ausschließliche Vorrecht dem vernachlässigten Gefühl ein und erhob es zum Wertmesser des Daseins. Die Folge davon war, daß Seelenleben, Lebensweise, Moral und Kunst — alles eine andere Gestalt annahm. Und die Kunst als reinster Ausdruck der Phantasietätigkeit und der Gefühlswelt wurde populär, nicht populär in dem Sinne, daß sie das ganze Volk sich untertänig machte, sondern nur im Hinblick auf einen Kreis von Gebildeten, der fortan in der Kunst etwas selbstverständlich Notwendiges erblickte, das er ungern künftig entbehren wollte.

So schien es ganz natürlich, daß man sich zu Gruppen und Gemeinden vereinigte, um in freudiger Gemeinsamkeit sich dem Kunstgenuß hinzugeben. Musik und Theater forderten unter allen Künsten zu solchem Zusammenschluß am meisten heraus, und sie sind es denn auch gewesen, die auf die Kunsterziehung des Laientums ihren fruchtbarsten und nachhaltigsten Einfluß ausgeübt haben.



Karikaturen von Typen des Gewandhauses aus der Zeit des Kapellmeisters Rietz
Anonyme Lithographie

Leipzig, der Stadt mit der ausgesprochensten Rokokokultur, gebührt das Verdienst, tonangebend in dieser Hinsicht vorangeschritten zu sein. Leipzig eignete sich auch wie kaum eine andere deutsche Stadt für eine solche Mission. Einerseits seine durch die Messe geschaffene zentrale Stellung als Welthandelsplatz, an dem sich zur Abwicklung der Geschäfte die Kaufleute aus allen Weltgegenden jährlich trafen, und der durch den regen Handelsverkehr wohlhabend gewordene Leipziger Kaufmannstand, der sehr auf guten Ton und äußeres Ansehen hielt und sich nach Goethes Worten als „Musterbild französischer Sitten darstellte", anderseits die Universität mit ihrer zahlreichen akademischen Bürgerschaft, die in besonderen Zirkeln und Sozietäten ihren Teil zur Hebung und Pflege geistiger Interessen beitrug, diese beiden Gesellschaftsgruppen zusammen bildeten wohl ein Publikum, an das man sich mit größeren künstlerischen Unternehmungen wenden konnte. Die Überlieferung hatte es hier mit sich gebracht, daß die Musik den günstigsten Resonanzboden fand. Die Vokalmusik vertreten durch die Thomanermotetten, die Opernaufführungen des kursächsischen Kapellmeisters Nikolaus Adam Strungk und seiner Nachfolger, die öffentlichen Konzerte in den Gärten, sowie endlich die Hausmusik, deren einige Patrizierfamilien sich mit Begeisterung annahmen, alles das hatte eine musikalische Atmosphäre geschaffen, die seitdem ein besonderes Charakteristikum für Leipzig geblieben ist.



Gasthof zu den ‚Drei Schwänen' (links) am Brühl, wo das ‚Große Konzert', die ersten Gewandhauskonzerte stattfanden

Unter solchen gegebenen Vorbedingungen war die Begründung eines Orchesters, das sich die Aufführung symphonischer Werke und wertvoller Kompositionen in einer regelmäßigen Folge von Konzerten zur Aufgabe setzte, nur eine Frage der Zeit. Es währte auch nicht lange, so bildete sich eine Vereinigung von 16 Personen, welche die Veranstaltung derartiger Konzerte bezweckte. Das geschah im Jahre 1743. Diese musikalischen Darbietungen, die man als die Keimzelle der später so berühmt gewordenen Gewandhauskonzerte betrachten darf, hatten zunächst ein sehr bescheidenes Gepräge. Trotzdem führten sie sich unter dem Namen „Großes Concert" ein. Schon der Saal, in dem es stattfand, war äußerst dürftig und anspruchslos. Er lag in dem Gasthaus zu den „Drei Schwänen" auf dem Brühl. Man mußte, um zu ihm zu gelangen, an der Wirtsstube vorüber durch einen langen, schmalen, dunklen Gang gehen, von dem man annehmen konnte, daß er eher zu einem „heimlichen Halsgericht" als zu einem Konzertsaal führte. Dann betrat man einen nüchternen Raum, an dessen Wand als einzige Zierde ein Bild des damaligen Kurfürsten von Sachsen hing. Auf der einen Seite befand sich ein Podium für das Orchester, auf der andern trennte eine hölzerne Galerie diejenigen, die „in Stiefeln und mit gepuderten Köpfen" erschienen, von den übrigen Zuhörern. Das Orchester, das der Musikdirektor Johann Friedrich Doles oder „Vater Doles", wie er genannt wurde, als erster Dirigent leitete, war ebenfalls recht bescheiden; es zählte, entsprechend der Mitgliederzahl des Vereins, 16 Musizierende. So trug das sogenannte „Große Concert" zu Beginn durchaus den Charakter einer intimen Veranstaltung, die einige Musikfreunde offenbar zu dem Zweck ins Leben gerufen hatten, um sich eine anregende Unterhaltung zu schaffen. Sehr bald erweiterte sich jedoch dieser kleine Kreis zu einem ansehnlichen Auditorium, das den Saal bis auf den letzten Platz füllte.

Der „Siebenjährige Krieg" schien dem


Fagottist W. v. Suten


Geiger Pohley


Geiger Wenck

jungen Unternehmen ein frühzeitiges Ende bereiten zu wollen. Allein es hatte sich doch in der kurzen Zeit seines Bestehens so fest eingeführt, daß es nur einer leichten Anregung bedurfte, um es nach Kriegsende von neuem aufleben zu lassen. Derjenige, der zielbewußt dieses durchführte, war Johann Adam Hiller. Unter seiner Leitung begann das „Große Concert“ im Jahre 1763 wieder seine Tätigkeit. Hiller leitete es mit viel Umsicht und Fertigkeit. Vor allem stellte er das Orchester auf eine breitere Grundlage. Es bestand jetzt aus 16 Violinen, 3 Violas, 2 Cellis, 2 Violons, 2 Flöten, 2 Oboen, 2 Fagotten, 2 Hörnern, einer Laute und einem Flügel. Ferner bemühte sich Hiller, tüchtige Sängerinnen als Solokräfte zu gewinnen; denn damals war ein Konzert ohne den Vortrag irgendwelcher Arien undenkbar. Er bewies in dieser Hinsicht auch einen scharfen Blick, glückte es ihm doch, zwei ausgezeichnete Sängerinnen, wie Gertrud Schmeling und Corona Schröter, zu verpflichten. Die Schmeling gehörte zu den besten Sängerinnen ihrer Zeit; wenn auch die Schröter „wegen ihrer schönen Gestalt, ihres vollkommen sittlichen Betragens und ihres ernsten, anmutigen Vortrags“ beim Publikum sich einer größeren Beliebtheit erfreute, so war jene doch wegen ihrer unnachahmlichen Gesangskunst eine so wertvolle Attraktion des „Großen Concerts“, daß dieses dank ihrer Mitwirkung sehr bald zu einer über Leipzigs Grenzen hinausreichenden Berühmtheit gelangte. Goethe, der beide Sängerinnen während seiner Studentenzeit gehört hatte und dabei besonders für Corona, die „schöne Krone“, entflammt gewesen war, widmete noch als Greis der Schmeling eine Huldigung in Versen.


Flötist Carl Grenser


Baßgeiger Peglow


Cellist Grenser jun.
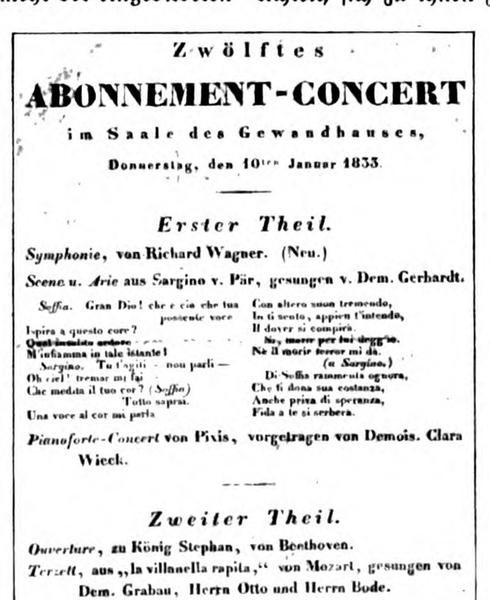
Orchesteroriginale aus den ersten Jahren der Gewandhauskonzerte



Pauline Viardot. Lithographie von Pietsch

Corona Schröter. Stich von A. Koch

Die Gesangsleistungen haben wohl zum Besten gehört, was das Programm des „Großen Concerts“ während Hillers Leitung bot. Die Symphonien, die oft wiederholt wurden, fanden meist eine gute Interpretation. Dagegen haperte es, nach dem Urteil des jungen Reichardt, der als Neunzehnjähriger in Leipzig weilte und später als Musikkritiker ein hohes Ansehen genoß, an der Begleitung, was jedoch mehr der eingebildeten Vollkommenheit der Virtuosen als dem Orchester zur Last fiel. Von Reichardt besitzen wir auch ein Urteil über das damalige Publikum. „Übrigens,“ schreibt er, „ist dieses Konzert wie alle andern öffentlichen Konzerte beschaffen. Voll galanter Gesellschaft, die vielleicht ein wenig mehr gepudert ist, ein wenig steifer sitzt und ein wenig mehr unverschämt über die Musik räsoniert, als in andern großen Konzerten geschieht, aber die schöne Gabe des Plauderns und Geräusches mit allen übrigen Konzertgesellschaften gemein hat. Zwar steht dafür ein Kaufmann, der die Besorgung des Konzertes hat, zur Wache und klopft, wenn jemand gar zu laut spricht, mit einem großen Ladenschlüssel ans Klavier, welches er zugleich verstimmt, indem er jenen das Stillschweigen anbefiehlt, die es dennoch nicht halten. Und dieses heldenmütige Betragen schränkt er nur auf die Mannsleute ein, für die Frauensleute hat er nur die in Paris erlernte Höflichkeit, sich zu ihnen zu gesellen und — den Diskurs zu vermehren.“ Übrigens deckt sich dieses Urteil völlig mit dem anderer Zeitgenossen, wenn man dieses auch nicht in gleichem Maße ernst nehmen kann, da es sich in beiden Fällen um bekannte Pamphletisten handelt. So schreibt Prasch in seinen „Vertrauten Briefen“: „Dieser lorgniert die Frauenzimmer, jener mustert den Putz seiner Nachbarin, und bei den rührendsten Stellen sogar flüstert man sich so viel in die Ohren, zeigt man so viel Zerstreuung, daß ich immer glaube, die Herren und Damen abonnieren sich bloß, damit man sagen könne, daß sie Stützen



Zwölftes

ABONNEMENT-CONCERT

im Saale des Gewandhauses,

Donnerstag, den 10ten Januar 1833.

Erster Theil.

Symphonie, von Richard Wagner. (Neu.)

Scene u. Arie aus Sargino v. Pär, gesungen v. Dem. Gerhardt.

Soffia. Gran Dio! che è ciò che tua possente voce
Ispira a questo core?
Qual insolito ardore
M'infiamma in tale istante!
Sargino. Tu t'agiti — non parli —
Oh ciel! tremar mi fai
Che medita il tuo cor? (*Soffia*)
Tutto saprai.
Una voce al cor mi parla
Con altero suon tremendo,
Io ti sento, appien t'intendo,
Il dover si compirà.
Sì, morir per lui degg'io.
Nè il morir terror mi dà.
(*a Sargino.*)
Di Soffia rammenta ognora,
Che ti dona sua costanza,
Anche priva di speranza,
Fida a te si serberà.

Pianoforte-Concert von Pixis, vorgetragen von Demois. Clara Wieck.

Zweiter Theil.

Ouverture, zu König Stephan, von Beethoven.

Terzett, aus „la villanella rapita,“ von Mozart, gesungen von Dem. Grabau, Herrn Otto und Herrn Bode.

Programm eines Gewandhauskonzerts mit der Uraufführung von Richard Wagners C-Dur-Symphonie



Karikatur auf die faulen Gewandhauscellisten. Lithographie von C. Reimers

des großen Concerts sind, und gehen bloß herein, um in dem Zwischenakte mit ihren Bekannten zu plaudern, und Süßigkeiten zu sagen oder sich sagen zu lassen." Und ein anderer boshafter Spötter, der Verfasser einer Schmähschrift „Leipzig im Taumel", charakterisiert das Publikum folgendermaßen: „Lächerlicher muß für den unbefangenen Zuschauer kein Anblick sein, als wenn Damen und Herren geputzt, geschminkt und ausstaffiert, gleich heidnischen Schlachttieren, stumm und gravitätisch einhertreten — in ihrer Miene Verschwiegenheit wie Grabesnacht — in ihren Blicken heiliger Schauer, wie am Karfreitage beim Grabe des Versöhners — in ihrem Gange abgemessener Takt, wie der Schritt eines der Totenbahre vorangehenden Leichenbitters, und endlich dann ihr Niedersetzen, wie das ehrfurchtsvolle Hinknien eines katholischen Bauern, wenn der heilige Vater den Segen austeilt . . . Denke dir an den Damen überdem noch ganze Lasten und Massen von edlen Juwelen, und Perlen in Haaren und an Händen: denke dir ferner Chapeaus ausstaffiert, alle mit seidenen Strümpfen, Westen und den elegantesten Kleidern kerzengrade wie stumme Statuen dastehen, und wahrlich der läufet Gefahr, erstere für Marienbilder, und letztere für kanonisierte Petrus-Paulus oder Jakobus-Männer zu halten. Hahaha!" Man sieht also, daß es dem Publikum an einer eigentlichen musikalischen Erziehung noch gänzlich fehlte. Man betrachtete das Konzert als ein gesellschaftliches Ereignis, bei dem man sowohl seine Wohlhabenheit hervorzukehren suchte und sich eines steifen Zeremoniells befleißigte, als auch mit Bekannten zusammentreffen und sich mit ihnen unterhalten wollte. Und gewinnt man diesen Eindruck nicht auch heute noch, namentlich wenn man zum erstenmal die geheiligte Halle des Konzerthauses an der Beethovenstraße betritt? Es scheint, als ob das Publikum, trotz aller Fortschritte der Erziehung und Bildung, in seinen Grundzügen immer dasselbe bleibt und von seinen Unarten nicht lassen möchte. Der ernste, wahre Musikfreund geht in der Masse jener vielen, die „um der Mode oder des guten Tones willen zugegen sein wollen, ja, ihrer Meinung nach" zugegen sein müssen, völlig unter.



Clara Wieck
Bildniszeichnung von Elwine Leyser. 1836

Der bescheidene Saal in den „Drei Schwänen" harmonierte natürlich bald nicht mehr mit der Feierlichkeit und dem Ansehen, die das „Große Concert" in Leipzig genoß. Man begann sich darum nach einem geeigneteren, dem Zwecke besser entsprechenden Raum umzusehen. Man fand ihn im sogenannten „Gewandhaus", das diesen Namen führte, weil hier die Tuchmacher und Wollwarenfabrikanten ihre Stände hatten. Damit übertrug sich dann auch die Bezeichnung „Gewand-

hauskonzert" auf das „Große Concert". Der Raum wurde in einen Konzertsaal umgewandelt, dessen Decke Oeser ausmalte. Der Saal wurde sehr schön und feierlich; die Leipziger durften mit Recht stolz auf ihn sein. Am 25. November 1781 fand in ihm das Eröffnungskonzert statt, und mehr als hundert Jahre diente er als Pflegestätte edler Musik.

An der Errichtung eines neuen Heims für die Konzerte hatte der damalige Bürgermeister Müller den größten Anteil. Er war es auch, der die Konzerte auf eine bessere Verwaltungsgrundlage stellte. Die Direktion lag nicht mehr wie bisher fast ausschließlich in den Händen der Kaufmannschaft, sondern wurde nun auf zwölf Mitglieder festgesetzt, zu denen der gelehrte Stand ebenfalls eine Anzahl beisteuerte. Die Konzerte, die immer Donnerstags stattfanden, beschränkte man zunächst auf 24, später auf 20 im Jahre. Der weitläufigere Raum gestattete nunmehr einen größeren Abonnentenkreis. Und dieser stellte sich sehr schnell ein. Es währte nicht lange, so betrachtete man es schon als einen besonderen Glückszufall, wenn man als Exspektant nach jahrelangem vergeblichen Warten einen Platz erwischte, denn die abonnierten Plätze erbten sich in der Familie fort. Der alte Wustmann erzählt, eine Zeitlang habe man gescherzt, daß, wenn ein Vater seine ungeborene Tochter in die Anwärterliste eintragen ließe, sie vielleicht einst als

Sonntag, den 12. April 1846

im Saale des Gewandhauses

CONCERT

von Fräulein

JENNY LIND.

ERSTER THEIL.

Sonate von L. v. Beethoven, Gdur, vorgetragen von den Herren G.-M.-D. Felix Mendelssohn Bartholdy and C.-M. David.

Arie aus Niobe, von Pacini, gesungen von Fräulein Lind.

Solo für die Violine, componirt und vorgetragen von Herrn C.-M. David.

Arie aus Don Juan von Mozart, gesungen von Fräulein Lind.

ZWEITER THEIL.

Sonate in Cismoll, von Beethoven, vorgetragen von Herrn Dr. Mendelssohn.

Cavatine aus Euryanthe (Glöcklein im Thale) und *Cavatine* aus dem Freischütz (Und ob die Wolke sie verhülle) von C. M. von Weber, gesungen von Fräulein Lind.

Lied ohne Worte, componirt und vorgetragen von Herrn Dr. Mendelssohn.

Lieder gesungen von Fräulein Lind.

[illegible] à 1 Thaler sind in [illegible] Musikalienhandlungen der [illegible] und Härtel, [illegible] Kistner, *Sperrsitze und numerirte Plätze auf dem* [illegible] 1½ Thaler aber nur bei Breitkopf und Härtel zu bekommen. Für [illegible] Verkauf an der Casse wird eine kleine [illegible]

Einlass um 6 Uhr Anfang um 7 Uhr.

Programm eines Gewandhauskonzerts mit Mendelssohn-Bartholdy und Jenny Lind



Felix Mendelssohn-Bartholdy. Ausschnitt aus einer Bleistiftzeichnung von Eduard Bendemann im Besitz von Professor Wach in Leipzig

Großmutter Aussicht hätte, an die Reihe zu kommen. So ausgenutzt und angefüllt waren jedes Eckchen und jedes Winkelchen. Und dabei mußten die Herren sogar mit Stehplätzen vorliebnehmen.

Hiller leitete die Gewandhauskonzerte bis 1785. Schon er hatte die noch heute bestehende Einrichtung getroffen, daß jedes Konzert in zwei Teile zerfiel. Der erste Teil wurde mit einer Ouvertüre eingeleitet, der dann Arien und Lieder, sowie Solovorträge von Virtuosen folgten, während im zweiten Teil die Symphonie das Programm hauptsächlich bestritt. Als die großen Beethovenschen Symphonien aufkamen, füllten sie allein den zweiten Teil aus. Das zunächst eingeschlagene Verfahren, Sängerinnen für das ganze Jahr zu engagieren, blieb eine Weile bestehen. Allmählich hob man jedoch diesen Brauch auf, denn das Publikum verlangte Abwechslung. Unter Hillers Nachfolger, Johann Gottlieb Schicht, war die Blütezeit der Primadonnen am Gewandhaus. Italienerinnen wie Mad. Angiolini und die treffliche Alberghi, und Deutsche, vor allem Henriette Schicht und die berühmte Charlotte Höser, „la divina Tedesca", feierten als Sängerinnen hier ihre Triumphe. Im Programm errangen sich die klassischen Meister immer mehr den Vorrang. Haydn und Gluck, die schon Hiller eingeführt hatte, und Mozart, der ebenfalls mit einer Symphonie unter ihm vertreten gewesen war, bürgerten sich mit ihren Werken in Schichts Dirigentenära immer mehr ein, und am Michaelistag des Jahres 1799 stand Beethoven mit seiner

Arie „Ah perfido“, die Madame Schicht sang, zum erstenmal auf dem Programm der Gewandhauskonzerte. Zwei Jahre später brachten sie die erste Symphonie von ihm zu Gehör. Beethoven fand dann unter Christian Schulz' Leitung, der 1810 Schicht folgte, eine besonders eifrige Pflege. Von jüngeren Komponisten kamen Karl Maria von Weber und Spohr zur Geltung. Gleichzeitig begann sich sowohl unter Schulz wie unter Christian August Pohlenz, der von 1827 bis 1835 Dirigent war, das Virtuosentum breit zu machen — eine Erscheinung, die mit dem Sensationsbedürfnis und dem Begeisterungstaumel der Biedermeierzeit eng zusammenhing. Das Publikum wandte sein Interesse nicht mehr der Sache, sondern der Person zu. Niemals sind Künstlervirtuosen so schwärmerisch verehrt und mit Huldigungen überschüttet worden wie in der Zeit zwischen 1820 und 1848. Sie bildeten überall das Tagesgespräch, und wo sie auftraten, da waren die Säle zum Brechen voll. So entfesselten die Sontag, die Catalani, Paganini und andere Meister ihres Faches in ganz Europa Beifallsstürme. Und von solchen rasenden Begeisterungsausbrüchen erzitterten auch die Wände des Gewandhauses, wenn etwa Livia Gerhard Lieder von Schumann sang oder Clara Wieck ihre Kunst am Klavier zeigte oder Jenny Lind die Cavatine aus dem „Freischütz“ vortrug. Es konnten mitunter recht belanglose Sachen sein, die dem Publikum dargeboten wurden; es war ihm gleichgültig, richtete sich doch seine Bewunderung nur auf die glänzende Technik des Vortrags. Naturgemäß verflachte unter solchen Umständen der Geschmack, und es bedurfte darum eines zielbewußten und energischen Künstlers, um das musikalische Empfinden der Laienwelt wieder in rechte Bahnen zu weisen.



Jenny Lind. Gemälde von J. L. Asher. (Aufnahme von F. Bruckmann, München. Im National-Museum, Stockholm

Schulz und Pohlenz waren gewiß zwei sehr tüchtige Dirigenten, aber ihnen fehlte das Feuer des Genies. Sie waren keine ausgeprägten, selbstschöpferischen Persönlichkeiten. Eine solche kam erst mit Felix Mendelssohn-Bartholdy ans Ruder, der 1835 die Führung der Gewandhauskonzerte übernahm und damit gleichzeitig ihre Glanzzeit einleitete. Vor allem richtete Mendelssohn sein Augenmerk auf das Orchester. Von dem, was wirklich Orchestermusik durch genaues Zusammenspiel und fein abgestufte Berücksichtigung eines jeden Instrumentes zu sein vermag, hatte man bis dahin kaum eine Ahnung. Darum wirkten die Beethovenschen Symphonien in Mendelssohns Wiedergabe auf das Publikum wie ein neues Erlebnis. Allerdings stand auch das Orchester damals auf einer bedeutenden Höhe der Leistungsfähigkeit. Kein geringerer als Ferdinand David, der berühmte Geigenvirtuos und Freund Mendelssohns, wirkte als erster Konzertmeister und schien durch „die Art und Weise, wie er im Orchester vorgeigte, wie er die Massen zu beleben verstand, dem Dirigenten und Komponisten die leisesten Intentionen abzulauschen und dem übrigen Orchester durch sein Spiel mitzuteilen wußte“, nicht übertroffen werden zu können. Die Programme der Gewandhauskonzerte unter Mendelssohns Leitung sind Musterbeispiele eines erlesenen musikalischen Geschmacks. Bald sind sie



Der Konzertsaal des Alten Gewandhauses. Gemälde von Gottlob Teuerkauf

darauf bedacht, die geschichtliche Entwicklung der deutschen Musik seit Bach in vorzüglicher Auswahl dem Publikum zu vermitteln, bald suchen sie irgendeinem klassischen Tonschöpfer durch Vorführung einzelner charakteristischer Werke nach allen Seiten gerecht zu werden, bald weisen sie auf einen hoffnungsvollen neuen Meister hin. So fanden Vergangenheit und Gegenwart stets einen gebührenden Anteil im Programm. Auch die bedeutenden Virtuosen der nächsten Zukunft führte Mendelssohn im Gewandhaus ein. Im Jahre 1840 spielte Franz Liszt hier zum erstenmal und riß das Publikum, das sich zunächst sehr zurückhaltend und kühl verhielt, in seinem zweiten Konzert zu stürmischen Beifallskundgebungen hin. Drei Jahre später erregte der zwölfjährige Joseph Joachim allgemeine Bewunderung und reifte dann hier in Leipzig zum ersten Meister seines Instrumentes heran. Den größten Begeisterungstaumel, wie ihn wohl das Gewandhaus kaum je wiedererlebt hat, löste das Auftreten der schwedischen Nachtigall Jenny Lind aus. Die „Allgemeine musikalische Zeitung“ schreibt darüber: „Der Beifall des entzückten Publikums wollte nicht enden. Die Mitglieder des Orchesters aber beeilten sich, der uneigennützigen Künstlerin ein Zeichen ihrer Anerkennung und ihres Dankes zu geben, und



Minna Peschka-Leutner
Stich von Weger nach einer Photographie

vereinigten sich nach Schluß des Konzertes zu einer Instrumental-Serenade, die sie derselben vor ihrer Wohnung darbrachten. Dieser Huldigung schlossen sich die Männergesangvereine mit dem Vortrag mehrerer Lieder an. Eine Deputation des Orchesters überreichte dabei der liebenswürdigen Sängerin als Zeichen der Verehrung einen mit Kamelien durchflochtenen Lorbeerkranz auf einem silbernen, die Widmungsworte tragenden Plateau, worauf die Gefeierte am Arme Mendelssohns persönlich in dem weiten, durch Fackeln erhellten Kreise der auf der Straße Versammelten erschien, die ihr ein donnerndes Hoch brachten."



Deckengemälde des Alten Gewandhauskonzertsaales nach dem Entwurf von Adam Friedrich Oeser

Wie Mendelssohn es verstand, bedeutende Künstler heranzuziehen und für kürzere oder längere Zeit an das Gewandhaus zu fesseln, so übte er selbst eine magnetische Anziehungskraft auf die jüngeren Komponisten und Tonkünstler aus, die sich in Leipzig niederließen, um im Bannkreis seiner liebenswürdigen und anregenden Persönlichkeit ihrer Kunst zu leben. So sahen wir David und Joachim hier eine Wirkungsstätte finden; so weilten besuchsweise Hector Berlioz, Vieuxtemps, Dreyschock u. a. in Leipzig; so kamen der dänische Komponist Niels, Wilhelm Gade und Ferdinand Hiller, um vertretungsweise im Gewandhaus zu dirigieren und gleichzeitig hier längeren Aufenthalt zu nehmen; so fiel der Beginn von Moscheles' und Moritz Hauptmanns Tätigkeit gleichfalls in die Mendelssohnsche Zeit; und endlich dürfen wir Robert Schumann nicht vergessen, der ein aufrichtiger Bewunderer Mendelssohns war und in der von ihm begründeten „Neuen Zeitschrift für Musik" sich temperamentvoll für die neue, von romantischem Geist getragene Musik einsetzte. Was Rochlitz in dem vorangegangenen Zeitabschnitt als Kritiker für das Musikleben Leipzigs bedeutet hatte, diese Stellung behauptete jetzt Schumann, das Haupt der „Davidsbündler", nur mit dem Unterschied, daß sich kritisches Draufgängertum und geniale Schöpferkraft in ihm vereinigten.



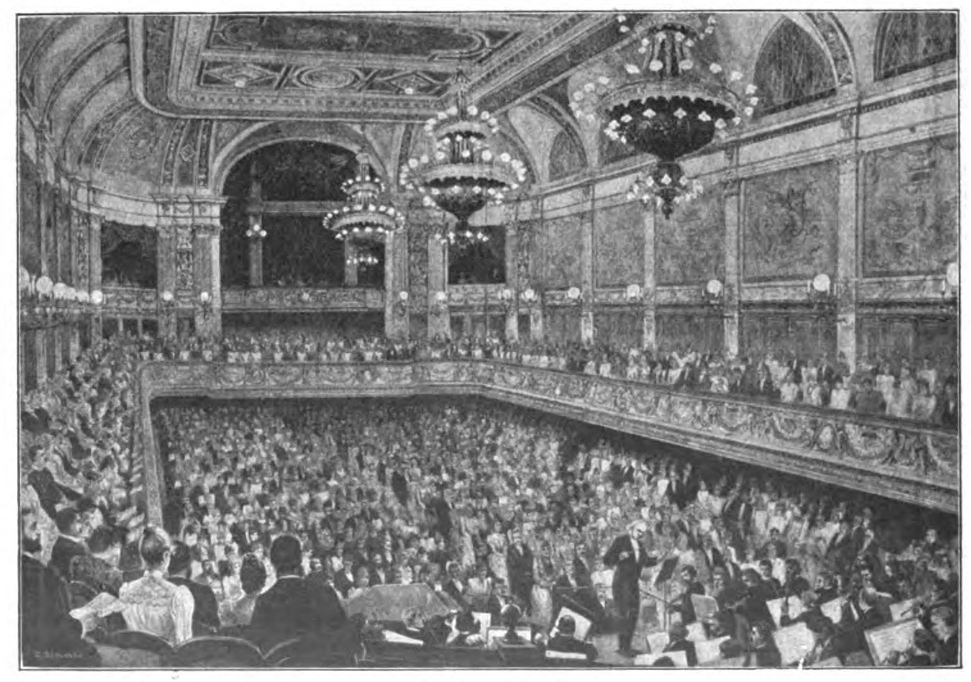
Das neue Konzerthaus (Gewandhaus). Davor das Denkmal Felix Mendelssohn-Bartholdys von Professor Werner Stein

Leider währte die eben geschilderte Glanzzeit des Gewandhauses nicht sehr lange. Mendelssohn, häufig durch auswärtige Gastspiele in Anspruch genommen, konnte in den letzten Jahren seiner Wirksamkeit nicht mehr wie früher seine Schaffenskraft in den Dienst der Gewandhauskonzerte stellen, und 1847 setzte der Tod gar seinem Wirken für immer ein Ziel. Es war nicht leicht, einen würdigen Nachfolger

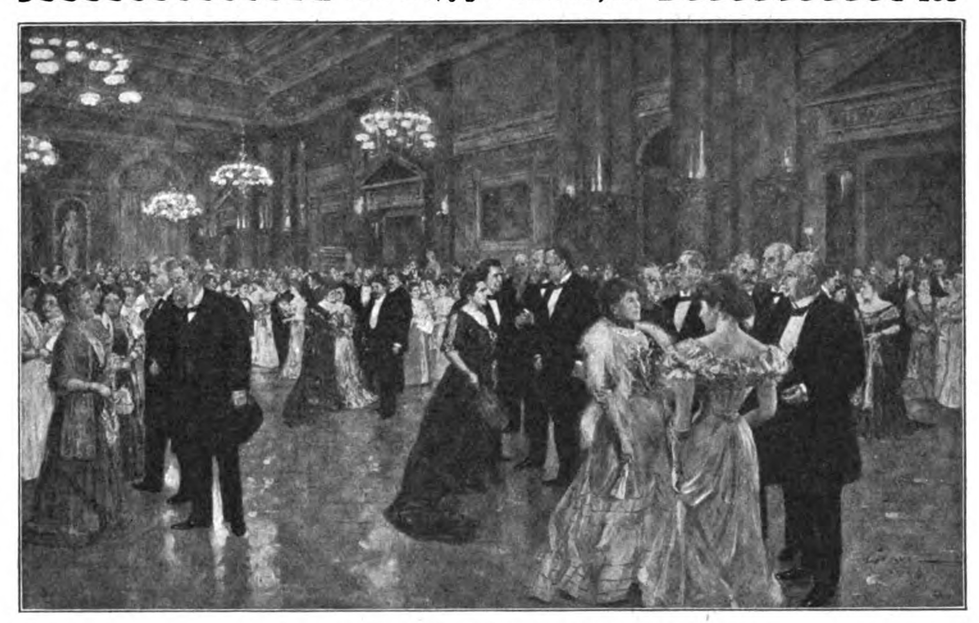
zu finden. Gade, der schon zu Mendelssohns Lebenszeit diesen häufig vertreten hatte und sich beim Publikum großer Sympathien erfreute, übernahm zwar anfangs die Leitung, die jedoch nur einen Winter dauerte, da er nach Kopenhagen berufen wurde. Als ernsthafter Anwärter kam nur Julius Rietz in Frage, der Mendelssohn schon in Berlin nahe gestanden hatte. Den Leipzigern war er außerdem als Komponist durch Mendelssohns Vermittlung bekannt geworden. Ferner wirkte er als Kapellmeister am Stadttheater. Diese Umstände zusammen mögen dann wohl ausschlaggebend gewesen sein, Rietz das Amt des Gewandhausdirigenten zu übertragen, ein Amt, das er mit kurzen Unterbrechungen bis 1860 bekleidete. An Mendelssohn reichte Rietz natürlich hinsichtlich seiner künstlerischen Fähigkeiten nicht im entferntesten heran. Er war ein fleißiger, tüchtiger Dirigent, der seine Hauptaufgabe darin erblickte, das Werk seines großen Vorgängers, sowie die Klassiker zu pflegen, dagegen den „Neueren“, mit Ausnahme von Hector Berlioz, den Eintritt in die geweihten Hallen des Gewandhauses versagte, was ihm von den Vertretern und Anhängern der jüngeren Richtung sehr übel angekreidet wurde. Dieser konservative Geist, den Rietz einführte, ist seitdem dem Gewandhausprogramm erhalten geblieben. Nur ungern und in seltenen Fällen wird noch



Jugendbildnis von Nickisch
Pastell von A. Klamroth



Ein Konzert unter Reinecke im Neuen Gewandhaus. Zeichnung von E. Limmer



Im Foyer des Neuen Gewandhauses. Gemälde von Hause

heute einem nicht Anerkannten gestattet, die Probe seines Könnens hier abzulegen.

Im Jahre 1860 wurde Karl Reinecke, der — wie sein Altersgenosse, Joseph Joachim, fast noch als Knabe — sich als Klavierspieler und Komponist dem Gewandhauspublikum vorgestellt hatte, zum Dirigenten des berühmten Instituts berufen. Er holte das Versäumnis seines Vorgängers nach, indem er Schumanns Tonschöpfungen den ihnen gebührenden Platz im Programm einräumte. Ferner war er eifrig bemüht, Verständnis für Brahms im Publikum zu wecken. Überhaupt brachte Reinecke den „Modernen“ mehr Sympathien entgegen. Auch Wagner und Liszt fanden unter ihm die ihnen längst zukommende Berücksichtigung. Mit andern Worten: es wehte ein frischer Wind durch die Räume des Gewandhauses. Und zu dieser innerlichen Verjüngung gesellte sich nun auch eine äußere, die dadurch zum Ausdruck gelangte, daß für die Konzerte ein eigenes Gebäude errichtet wurde; denn der alte Saal, der mehrmals bereits inzwischen umgebaut worden war, genügte nicht mehr. Das nun mit Hilfe von Subskriptionsanteilscheinen erbaute Haus an der Beethovenstraße wurde in drei Konzerten, die am 11., 12. und 13. Dezember 1884 stattfanden, festlich eingeweiht. Dem alten Reinecke blieb es noch lange vergönnt, auch im neuen Hause den Taktstock zu schwingen, bis ihn dann die vorgerückten Jahre nötigten, sein verantwortungsvolles Amt in die Hände eines Jüngeren — Arthur Nikisch — zu legen, der mehr als fünfundzwanzig Jahre die Gewandhauskonzerte in fortschrittlichem Geiste leitete, bis auch diesen Meister des Taktstocks der Tod aus seinem Wirken riß. Aber in einer künftigen Geschichte des Leipziger Konzertwesens wird unter den Dirigentennamen, die am meisten zur Förderung des Ruhmes der Gewandhauskonzerte beigetragen haben, neben dem Mendelssohns der Name Arthur Nikisch stehen müssen. Von Nikischs Nachfolger, dem genialen Wilhelm Furtwängler, darf eine weitere gedeihliche Entwicklung der Gewandhauskonzerte erwartet werden; er dürfte der dritte Große in der Geschichte dieses Hauses sein.



Professor Wilhelm Furtwängler, der neue Dirigent der Gewandhauskonzerte

Das bangende Menschenherz

Von Heinrich von Schullern

Stiller Heimfreude in der Alltagsmühsal bedarf jede Pilgerseele dieser Erde. Es wäre wohl das beste ein liebend Herz. Sonst muß Kunst- oder Sammelfreude Trost schaffen, ein Tierlein der Einsamkeit steuern oder müssen Pflanzen dem Auge und Herz Ablenkung sein. Besser noch wirkt mehreres zusammen.

Ambros Kneidingers Erholungsheim war seine Bücherei. Ohne Eltern und Geschwister, einst liebenttäuscht im Mai des Daseins, angeödet durch Kanzleifrone legte er allmählich die Gesamtheit der Regungen eines unertötbaren Gemütes einmerkergleich zwischen die Blätter seiner Bücher.

Wie Feengemächer waren dem Knaben schon Büchereien gewesen, jedwedes Stück das Gefäß einer auserlesenen Seele. Schlug man es auf, kam Leben hervor. Das Buch begann zu reden.

Sein Vater, Beamter auf einem Berufsnebengleise wie Ambros, hatte unbeachtet wertvolles Buchwerk seines Vaters in einem elenden Gestelle besessen und hinterlassen. Auf den Enkel aber sprang die Freude, zumal an ehrwürdigen, alten Drucken über.

Etliche neuere Bände hatten Wert: Goethe, Jean Paul, Jeremias Gotthelf. Die Krone der Bücherei war ein vierbändig Werk von Rabener: die Satiren, gedruckt vor 1800, bildgeschmückt, wohlig glatt, nach altem Brauch und köstlich schlicht gebunden. Mit Einbänden bewehrte Bücher allein liebte er; sie erst waren ihm fertig, abgeschlossen, wie lebende Wesen, Persönlichkeiten. Als ihm langwährende Sparsamkeit die Anschaffung eines Bücherkastens mit Glastür gestattet hatte, galt dieser ihm für seine Freunde, die Bücher, wie ein Haus im Hause. Es war noch zu groß. Ambros aber saß oftmals lange davor, träumte sich alles gefüllt. Verzeichnisse entstanden, nach Verfassern eines, nach der Art des Inhalts ein zweites, ja sogar die Jahreszahl bestimmte einmal die Folge der Eintragung. Manchen Werkes Inhalt blieb dem Eigner fremd. Juridische Bücher seines Vaters verstand und las er nicht. Aber auch ihr Vorhandensein, der Besitz gaben ihm Freude. Selbst einem Schematismus wußte Ambros Dank, daß er beitrug zur Füllung des Kastens.

Dienten ihm nicht alle Bücher zum Lesen, das Blättern ergötzte, das Hinstreicheln über Reihen der Rücken. Aber Lieblinge vor allem waren ihm die ganz alten Bücher. Rabener trug die Jahreszahl 1796.

Gäbe es für ihn nicht auch den Erwerb noch älterer Drucke? Jahrelang hing darum seine Hoffnung, vergeblich wohl, am Lottospiel. Die Beerbung einer Tante schaffte ihm endlich die Möglichkeit des Kaufs alter, wertvoller Bücher. Es hätte mancher Neuerwerbung für den Kleider- und Wäschestand bedurft, doch gedachte Ambros nur seiner Neigung und kaufte bei einer Versteigerung Bücher: eine wertvolle alte Ausgabe der „Kritischen Dichtkunst" von Gottsched, fünf Schweinslederbände mit Gedichten von Hoffmannswaldau und Opitz' „Buch von der deutschen Poeterey", 1641 als Jahreszahl weisend. Ambros' Einbildungskraft fand beim Lesen den Zugang zu jener Zeit. Leidenschaft für alte und immer ältere Drucke folgte nach. Die ersten Abschnitte der deutschen Literaturgeschichte aus der Gymnasialzeit errangen erst jetzt seine Anteilnahme. Sebastian Brant ward sein Liebling. Um eine Ausgabe des „Narrenschiffs" aus dem 15. Jahrhundert kreisten die kühnsten seiner Wünsche. Vor einem halben Jahrtausend fast waren auch diesem Brant Bücher schon Lebenswürze gewesen:

> „Den Vordanz hat man mir gelan
> dan ich on nutz vil bücher han,
> di ich nit lis und nit verstan
> — — — — — — — — — — — — —"

O wie Ambros Verständnis dieser Liebe zu Büchern entgegentrug, zu denen selbst, die man nur von außen besah! Eine Erwerbung Brants in der Kostspieligkeit eines Urdrucks — Wahnwitz nur der Gedanke! Irgendeinem Buch aber aus dem Gutenberg-Jahrhundert galt die äußerste An-

spannung von Ambros' Sparsamkeit. Wär's auch ein lateinisch Buch, die Blätter wasserfleckig und geklebt, wenn nur über dem Alter kein Zweifel läge. Nach dem Besitze nur eines all der in der Welt verbreiteten Wiegendrucke verlangte ihn wehmutvoll.

Durch Jahre schleppte er seine Sehnsucht hin. Da zog er im Lotto einen bescheidenen Gewinst. Kam noch die Reise in die Großstadt hinzu. Es war ein Zwang, der ihn zum Entschluß preßte. Angeborne Scham besiegend versah er sich zudem mit geborgtem Geld.

In der Millionenstadt schwieg selbst sein Verlangen nach Kunstgenuß. Des großen Bühnenspiels, lang entbehrt, gedachte er nicht, auch nicht der Schaustellungen erlesener Maler. Doch beim Bücherantiquar gingen Stunden dahin. Der Duft von alten Büchern spendete Wonne. Viele Tausende in einer Menge von Kammern und Gängen, Hunderte von Wiegendrucken. Ambros öffnete die Augen zu Talergröße, Schwindel beängstigte ihn. Der Zwang zum Verzicht schnürte seine Kehle.

Endlich richtete sich an den Händler ein klangloses Flüstern:

„Brants Narrenschiff, sollten Sie auch über dies verfügen?"

„Gewiß, zufällig mehrfach vorhanden."

Er bot Ambros, dem das Herz polterte, eine Reihe von altertümlichen Ausgaben. Die elendst erhaltene mit bebender Hand erfassend, fragte der sehnsüchtig Verlangende nach dem Preise. Das Herz entriet einer Schlagfolge bei Anhörung des Bescheids. Nicht die Hälfte der Unsumme hatte ihm das Schicksal beigestellt. Ohne den Besitz eines Wiegendrucks nach Hause zu kommen, daran litt ihn nicht zu denken. Ein dünnes lateinisches Bändchen erstand er: Augustinus, De contritione cordis, ein Amclang von 1498. Vom gedunkelt weißen Leder des Einbands ging es wie beglückendes Empfinden auf seine Seele über, als das Buch um einen Großteil des Geldbesitzes erworben war.

Er vergaß jeder Mittagsstärkung, betrachtete das Büchlein im Hotelzimmer lächelnden Blickes geraume Zeit von außen, freute sich dann am Blättern. Ein Merkbändchen lag alterszart darin. Durch ein halb Jahrtausend fast ward es von Fingern heut längst Vermoderter hin- und hergelegt. Mit Vorsicht faßte er das Ding und von Rührung durchbebt.

In seiner Brusttasche trug er, heimreisend, das dünne kleine Buch in Papier gehüllt, auch noch mit dem Taschentuch überwickelt. Der Landschaften achtete er während der Fahrt so wenig wie der Reisenden. Wo dem nun wertvollsten seiner Drucke in der Bücherei Platz geboten werde, um das mühte er sich in Grübelei. Endlich der Besitz eines Wiegendrucks! Sein war ein Buch, dessen Geburtsjahr vor 1500 lag. Vor 1500!

Zu Hause obsiegte die Versuchung, seiner Wohnungsfrau den neuen Schatz nur rasch zu zeigen. Ihr mangelte aber das Herz für solche Kleinodien. Und sonst, wo hätte er die Wohltat des Mitempfindens suchen sollen? Er pflegte seelische Gemeinschaft nur mit seinen Büchern allein. Nun saß er, die ganze freie Zeit opfernd, vor dem Kasten, der einen Band aus dem 15. Jahrhundert barg. Die Freude an dem Buche war mit ihm auf dem Weg ins Amt und vom Amte heim und beglückte ihn, wenn er in der Nacht erwachte.

„Augustinus, De contritione cordis."

Auf die innere Deckelseite hatte eine beschwingte Hand mit Tinte: In° Jones Grays. Nov. 28. 1798 geschrieben. Wo überall mochten die Aufenthalte dieses Schatzes gelegen haben? Wie vielen mochte der Besitz für eine Spanne der Lebenswanderung zu glückhaftem Wohlgefühl geworden sein? Staub war auch dieser Mann, aber die freudigen Züge seiner Kielfeder lebten. Auch er wohl vereinigte den Besitz dieses Kleinods mit zärtlicher Empfindung. Wem aber würde das Gefühl des Eigentümers werden — nach Ambros' Hingang? Kränklichkeit, ein Kind des Stubenlebens, mahnte schüchtern an das Ende. Wem würde Augustinus eignen? Da erfaßte ihn Bedenken, Angst gleich feuchter Hand. Einen Zettel befestigte er an der Schranktüre. All die Bücher hätten einst Besitz der städtischen Bücherei zu sein. Seinem Neffen diese Schätze? Das Einmerkbändchen des Augustinus, auf einen Zug vielleicht einer Hand ohne Liebe wäre es zerstört. Ein halbtausend Jahre fast hatte sein Dienst gewährt. —

Des Menschen Glück aber lebt immer

von neuem dämmrig in der Hoffnung. Das „Narrenschiff" im eigenen Bücherschrank, es wäre für Ambros die Hebung auf die oberste Stufe des Glückes gewesen. —

Er stahl von seinem Munde nötige Nahrung und dem letzten Arbeiter stand er in seiner Kleidung nach. Die Klage des Amtsvorstandes erreichte bei ihm nicht die Klarheit richtiger Bewertung. Ambros' Seele schwelgte im Bilde der Erinnerung an Brants „Narrenschiff" beim Händler der Großstadt. Seine Sehnsucht übersprang Monate, Jahre der Zukunft. Endlich mußte der Tag der Möglichkeit solcher Erwerbung nahen. Aber an dessen Statt kam vorschnell ein — blau Papier. Die Einnahmen stürzten jäh und nahmen die Zuversicht.

Und es kam die Zeit des großen Kriegs und zog als Schleppe furchtbare Teuerung nach sich. In Ambros' Gesicht zeichnete der Hunger die Ähnlichkeit mit der Fratze des Todes. Die Not türmte sich: der Bücherkasten fiel der Umwertung in Geld anheim.. Ein Teil der neueren Bücher folgte als bitteres Opfer nach. Für die anderen langte trotz engen Raums das dürftige alte Gestelle. Im Augenblick Entbehrliches, selbst Wäsche, Kleider wurden zu Geld. Aber endlich grinste auch die Notwendigkeit der Trennung von den alten Büchern. Opitz, Gottsched, Hoffmannswaldau verschwanden vom Gestelle mit Ambros' Herzblut benetzt. Nur das eine nicht, das eine! — Andenken an Eltern und Freunde nahm die Trödelei. Alles schlug er los. Nur das Buch nicht, das eine Buch!

„Herr Kneidinger," klagte die Hausfrau. „Ihr einziges Hemd haben Sie am Leib."

Der letzte Hut war fort. Ambros ging bloßen Hauptes.

Die höchsten Wellen der Not aber hoben auch — Augustinus von seinem Platze und trugen ihn fort.

Restlichen Wert spendete noch Ambros' Bücherei das einsame Werk der Satiren Rabeners.

Augenblicke nur saß Frau Hoffnung in der Stille des Zimmers an Ambros' Seite, und es ging zwischen beiden von besserer Zeit der Zukunft ein Geflüster. Bei einem Kaufmann, der Wohnungsgeberin verwandt, dem der Krieg Säcke mit Geld herbeigeschleppt hatte, gab es auf Bücken und Betteln hin Platz an einer Schreibmaschine. Zögerndes Aufwärts folgte. Doch Weiterdarben mußte zur Ansammlung kleiner Überschüsse steuern. Er frug beim kleinen Antiquar, der Augustinus erhandelt, ob das Werk noch zur Wiedererwerbung erreichbar sei. Nein, längst vertragen in die Welt hinaus.

Aber dem Buche seiner Träume galt sein hoffendes Gedenken. Dem „Narrenschiff" zuliebe darbte er jammervoll, geizte Geld zu Geld. Der Preisanstieg alter Bücher war hinter der Eile anderen Liebhabergutes zurückgeblieben. Kriegsverdiener und reiche Handelsgauner achteten ihrer zu allerletzt.

In Ambros regte es sich gleich Selbsthohn. Er versank im Elendmeer, ausspähend in Sehnsucht nach dem Schiffe des Stadtschreibers von Straßburg. Endlich lag eine genügende Anzahl von Wertscheinen bereit. Und die Hausfrau langte mit Gebrumm nach einer alten Uhr als Pfand und deckte die Reise. Ambros' letzte Leibeskräfte dienten der Fahrt. Doch kehrte er erfrischt, beseligt mit dem Wrack eines „Narrenschiffes" zurück nach Hause. Zwiefach gekloben schlotterte der Holzdeckel. Drin lag, mit ihm unverbunden in fransiger Heftung, allseits geklebt ein wasserfleckiges Bündel moderbraunen, dem Lesen des Druckes feindseligen Papiers. Aber Ambros' Lächeln verklärte die Erfüllung. Aufrecht wollte er nun gerne im Jammer der Armut stehen, um Erborgtes rückzustellen. Das Jahr 1496 ward unbestritten von einer blassen Schwärze des Schmutzdeckeldrucks bestätigt. — Ihm eignete solches Kleinod, ihm!

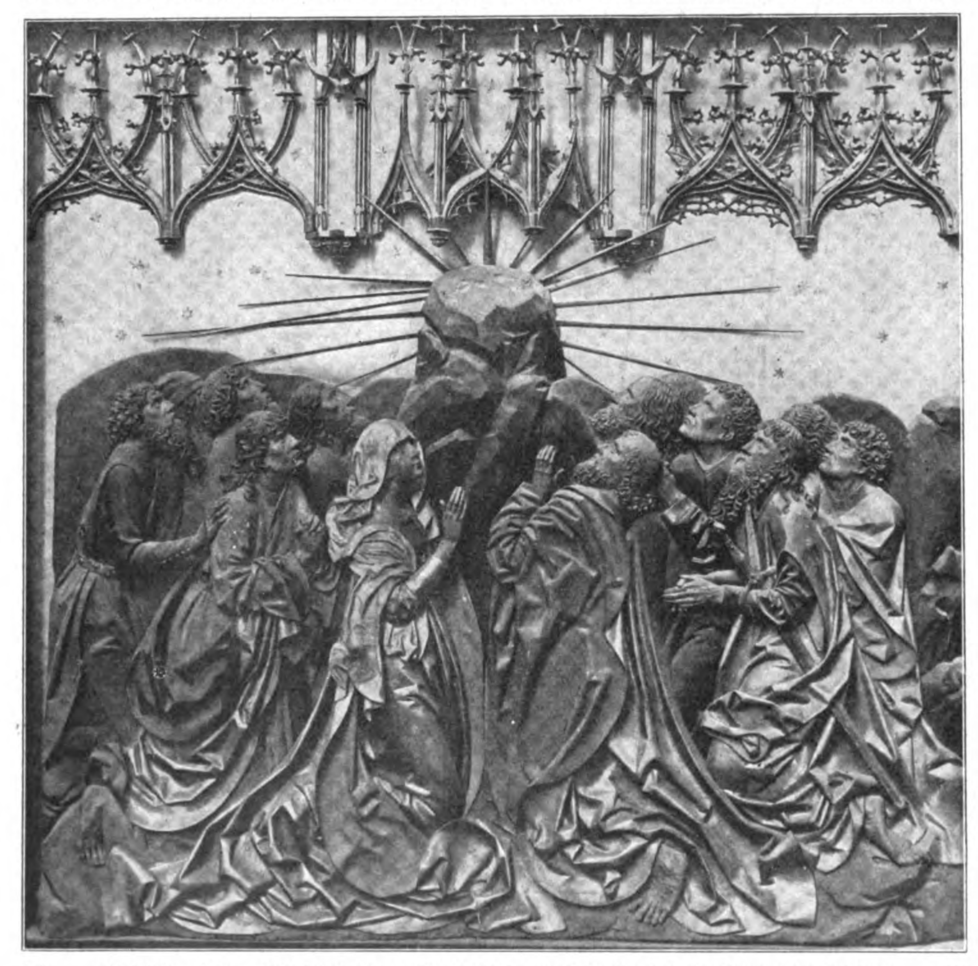
Gestrafft durch Freude mühte er sich noch eine Reihe von Tagen, dann kam das Ende des Daseins, das gleicher Bedeutung war mit dem Ende heißgefühlten Besitzes. Fleischloser und fahler noch schnitt sich Ambros Kneidingers Gesicht aus dem Linnenweißgrau des Lagers. In Starrheit hielt seine gelbe Lederhand ein Buch fest umkrampft, damit nicht die morschen Teile sich lösten in Vernichtung absonderlichen Schatzes:

Sebastian Brants Narrenschiff.

Das Relief der Himmelfahrt Christi am Krakauer Hochaltar des Veit Stoß. Von Prof. Dr. W. v. Grolman

Schon einmal, zu Beginn des vorigen Jahrhunderts, machte der Deutsche einen Versuch, sich aus der Einseitigkeit klassizistischer Kunstauffassung zu befreien, die seit dem Einbruch der Renaissancebewegung auch die nordischen Völker in Bann geschlagen und schließlich durch Winckelmann kodifiziert worden war. Aber die Romantik blieb nur Episode. Das Wertvollste, was sie auf dem Gebiete der Kunst hinterließ, waren im Grunde genommen die Sammlungen der Gebrüder Boisserée, denen wir die Rettung und Erhaltung zahlreicher Meisterwerke altdeutscher Malerei verdanken; aber gerade diejenige Kunst, die in einer fast unübersehbaren Fülle, durch innere Größe und äußeren Umfang gleich überraschender Meisterwerke von dem reichen Seelenleben und der hohen künstlerischen Kultur unserer Vorfahren Zeugnis gab, nämlich die Plastik ging bei den damaligen Bestrebungen fast leer aus.

Die um die Mitte des Jahrhunderts aufkommende materialistische Weltanschauung, unter deren Einfluß wir Älteren noch alle aufgewachsen sind, verschüttete bald vollends die Möglichkeit, einen Zugang zur religiösen Welt des Mittelalters zu finden; schließlich befestigte Jakob Burckhardts geniale Einführung in die italienische Renaissance nochmals die anthropozentrische Orientierung der Ästhetik, d. h. jene Auffassung, die den Kunstwert vor allem in den harmonischen, den Proportionen des vollendeten menschlischen Körpers nachgefühlten Verhältnissen erblickt. Erst ein Jahrzehnt nach der Jahr-



Relief der Himmelfahrt Christi von Veit Stoß am Hochaltar der Krakauer Marienkirche

hundertwende brachte die Sehnsucht nach innerer Erneuerung auch eine neue ästhetische Auffassung, die von dem Ausdruckswert und nicht vom Formwert der Bildwerke ausgeht.

Aber den Zutritt zu den klassischen Werken unserer alten Plastik wehrte noch immer deren Verborgenheit an entlegenen Orten oder ihre hohe Aufstellung in dunklen Kirchen und vor allem der Mangel guter Aufnahmen, denen nicht zuletzt die Meister der italienischen Frührenaissance, die Ghiberti, Donatello, Verrocchio usw. ihre Popularität verdanken. Hier Abhilfe zu schaffen war das Ziel des 1913 durch den Schreiber dieser Zeilen begonnenen Unternehmens, das die Anlage einer Sammlung von Photographien großen Formates nach allen Hauptwerken altdeutscher Plastik anstrebte, und dessen erste Abteilung nun schon mehrere Jahre durch die Museen Deutschlands reist*).

Ihr entstammen auch die beiden Wiedergaben der Krakauer Himmelfahrt in unserem Heft. Der Ausschnitt gibt die Köpfe in etwa $^2/_3$-Größe der Wiesbadener Photographien wieder, die Originale selbst aber haben die gewaltige Abmessung von $2^1/_2$ m Breite und kaum geringerer Höhe. Die Figuren sind daher wenig unter Lebensgröße. Bei geschlossenem Altar sieht man zwölf solcher Tafeln in drei Reihen übereinander. Bei geöffneten Flügeln weitere sechs, je drei zu beiden Seiten des Schreins, darunter auch die Himmelfahrt.

Es sei erlaubt, zur besseren Charakterisierung unseres Werkes hier eine kleine entwicklungsgeschichtliche Betrachtung einzuschieben: Auf die aristokratisch-ritterliche Kunst der Staufer- und Minnesängerzeit war zunächst die mystisch-asketische des 14. Jahrhunderts gefolgt, die, nur auf seelischen Ausdruck bedacht, alles Körperliche unterdrückte und den in abstrakter Schwingung zum Himmel strebenden Leib hinter faltigen Gewändern verbarg. Dann abermals eine schroffe Wendung: Mit Beginn des 15. Säkulums, jener gärenden Übergangszeit, setzt ein bürgerlich orientierter Naturalismus ein (Jan van Eyck!). So entstand die erste individualistische Kunst mit ihrer leidenschaftlichen Naturliebe und der manchmal etwas spießbürgerlich anmutenden Treuherzigkeit. Haftet sie auch öfters in ihrer naiven Freude über die neu entdeckte Natur allzusehr an den Einzelheiten der Erscheinung, so hat sie doch an der alten Frömmigkeit nur gelegentlich Einbuße erlitten. Erst die neue Jahrhundertwende bringt dann wieder — in der Renaissance — eine typisierende Kunst und eine herrenmäßig empfindende Welt freilich auch die Verflachung der Kunst wenigstens im Norden. Da ist es nun köstlich zu sehen, wie unsere Himmelfahrt die Vorzüge aller drei eben geschilderten künstlerischen Richtungen in glücklicher Harmonie vereint, gleichzeitig ihre Schwächen vermeidend: Aus der Zeit der Mystik hat sie im Johannes die Glut religiöser Empfindung bewahrt, der neuentstandene Wirklichkeitssinn gab ihr zugleich die Schärfe der Naturbeobachtung; aber ohne sich in Details ängstlich zu verlieren, weiß der Künstler bereits — obwohl das Werk lange vor dem ersten Bekanntwerden „welscher" Kunst in Deutschland entstand — seine Gestalten bei aller Lebensnähe aus eigner Kraft zu einer höheren, von den Schlacken zufälliger Individualität gereinigter Form zu erheben.

Sein Persönlichstes aber kommt in der jugendfrischen Kraft der einzelnen Gestalten zur Erscheinung, wodurch sie in so merkwürdigen Gegensatz zu dem Weichen und Müden so vieler Werke des sterbenden Mittelalters treten. —

Doch betrachten wir nun unsere Tafel im einzelnen! Schon in der Komposition fand ihr Schöpfer die einzig richtige Lösung des schwierigen Problems. Das breite Format der Flügelreliefs, das eine Wiedergabe der ganzen über den Jüngern schwebenden Gestalt Christi verbot, wollte man nicht die Figurengröße auf die Hälfte der auf den anderen Tafeln herabdrücken — von sonstigen Mißhelligkeiten abgesehen —, hatte dazu geführt, daß die Künstler lediglich den Unterkörper Christi zeigten, während alles über dem Knie Befindliche vom oberen Bildrand weggeschnitten wurde. Selbst bei Dürer findet sich dies üble Schema noch. Stoß aber fand den genialen Ausweg, nur die Fußspuren auf der Kuppe des Felsens zu zeigen.

Nach diesem als dem geistigen Mittelpunkt konvergieren alle Linien der fest zusammengeschlossenen Zuschauergruppe. Wie von magnetischer Kraft dorthin gezogen, in nahezu symmetrischer Anordnung — was die Feierlichkeit des Gesamteindrucks wesentlich erhöht — sind die Anbetenden zu beiden Seiten des Felsens verteilt; diesem zunächst, seine Linienführung mit ihrer Gewandung aufnehmend, Maria, die Gottesmutter, und Petrus, der Apostelfürst.

Alle durchpulst die gleiche Erregung und zieht sie nach der Mitte; dennoch hebt sich aus der Menge der Apostel auf den ersten Blick die Gestalt des Lieblingsjüngers heraus, die wir nicht anstehen zum Vollendetsten zu rechnen, was religiöse Kunst geschaffen hat. Eilenden Schrittes naht Johannes der Stätte des Wunders, aber schon reißt es ihn in die Knie, und im nächsten Augenblick wird er gleich den beiden vor ihm anbetend niedergesunken sein. Bereits hat er die Hände gefaltet und folgt mit dem Ausdruck grenzenloser Ergriffenheit in dem jugendlich schönen Antlitz dem Vorgang in den Lüften. Die ganze, auch durch ihr bedeutendes Menschentum fesselnde Jünglingsgestalt erscheint wie durchglüht von heiligem Glaubenseifer, Andacht und Begeisterung. Wundervoll ist dabei die Modellierung der Hände und des reichen Lockenhaares. In

*) Die reichlich 500 Blätter in der Größe der Braunschen Kohledrucke werden im Juni und Juli 1922 in der Hamburger Kunsthalle gezeigt, um dann im neuen Wiesbadener Museum ihre endgültige Unterkunft zu finden.



Teilbild vom Relief der „Himmelfahrt Christi“ von Veit Stoß. Krakau, Hochaltar der Marienkirche

bewußtem Gegensatz zu dieser Schilderung höchster religiöser Ekstase hat der Künstler in dem edel geschnittenen, energischen Kopf seines Hintermannes, der Johannes die aristokratisch feingegliederte Hand auf die Schulter legt, mehr das erste Staunen und den scharfen Beobachter geschildert. Als dritte Hauptperson dieser Seite schließt sich vorne Maria an. Eine eigenartige Erregung, mit der sich unverkennbar der Ausdruck mütterlichen Stolzes mischt, spiegelt sich in dem schmalen Antlitz; die leichte Unsicherheit in der durch das Relief bedingten Verkürzung des Mundes muß man der Entstehungszeit zugute halten. Anderseits sind die im zweiten Plane befindlichen Köpfe, die übrigens in einem flacheren Relief gehalten sind und deshalb im Original viel mehr zurücktreten als auf der überscharfen Photographie, als Füllfiguren von Gesellenhand aufzufassen. Fast reicher noch an Charakterköpfen ist die rechtsseitige Gruppe der Jünger, und in jedem von ihnen spiegelt sich das seelische Erlebnis in anderer Weise. Zu vorderst kniet Petrus, ganz gläubige Hingabe und Ehrfurcht, die Züge kraftvoll und durchgeistigt zugleich. Von kaum geringerem Ausdruckswert das formverwandte Antlitz, das rechts oben hinter ihm erscheint; aber das Juwel dieser Seite und das würdige Gegenstück des Johannes ist der bartlose Jüngling mit dem merkwürdig modern anmutenden, fast an Meuniersche Typen gemahnenden Antlitz. In dem leidenschaftlich vor- und aufwärts drängenden, ehernen Haupte ist das heftigste Verlangen ausgedrückt, sich von der Wahrheit des unerhörten Vorgangs zu überzeugen. Leider vermag die kleine Wiedergabe hiervon keine Vorstellung zu geben. Der Gesamteindruck aber des Werkes ist der leidenschaftlichen Erlebens von seiten kraftvoller Menschen. Will man sich klarmachen, was wirklich echte Ergriffenheit der Seele ist, so hat man nur nötig, etwa Tizians berühmte Assunta mit unserer Himmelfahrt zu vergleichen. Es sei dabei ferne von mir, das königliche Werk des großen Venezianers irgendwie herabsetzen zu wollen. Die Musik der Linien, die Pracht der Farben, der ganze festliche Jubel, der es durchrauscht, werden für alle Zeiten eine der größten künstlerischen Offenbarungen bleiben; in dem deutschen Werke aber wohnt die Kraft der Überzeugung und jener ungestüme Drang nach religiöser Wahrheit, der unser Volk seit Meister Eckhart ergriffen und wenige Jahrzehnte später den Wittenberger Mönch befähigen sollte, eine tausendjährige Ideenwelt in Trümmer zu schlagen.

Kondwiramur. Von Julius Havemann

Frühsonne. Ein Scheitel leuchtet blond.
Hinterm Walde blaut die Welt durchsonnt.
Lange Schatten liegen mir entgegen.
Welke Blätter blenden auf allen Wegen.
Und die da wandelt vor mir her
Vom Berge, wo die Schatten schwanden,
In lächelnder Güte und zarten Gewanden,
Ich sah sie lang' nicht mehr.

Hinterm Walde blaute die Welt in Ruh'.
Da dacht' ich: wir wandern der Heimat zu.
Frühsonne und Schweigen weit und breit.
Und der Veilchen Duft — und die Jugendzeit!
Wo trat ich hinaus? Auf welche Flur?
Herbstkühle und schräger Sonne Schimmer.
Und ein Gedenken läßt mich nimmer
An dich, Kondwiramur.

Kondwiramur — du warst so blond!
Und dein Scheitel war morgenfroh besonnt.
Und du saßest mir nah', und wir lasen zusammen
Von leuchtendem Leben — von heiligen Flammen.
Wie sahst du groß und still mich an!
War's gestern? oder lang' vor Jahren?
Ach! es genügt, daß je wir waren,
Und daß ich das Glück versann.

Nun dieser Herbst ins Wäldchen fließt
Und blondes Licht aufs Sterben gießt
Und kühl die langen Schatten ziehn
Und meiner Tage Stunden fliehn;
Da ist's, als sähe ich die Spur —
Im Tau den Abdruck deiner Füße,
Es rührt mich deines Atems Süße
Weither, Kondwiramur.

Erlebnisse eines fridericianischen Kadetten

Herausgegeben von Paul Hoffmann



Durch den Sieg am 15. August 1760 bei Liegnitz hatte Friedrich der Große eine Vereinigung der Russen und Österreicher in Schlesien vereitelt. Er konnte aber nicht verhindern, daß seine Feinde, was sie wiederholt gewollt, in die Mark eindrangen und auf Berlin einen Angriff unternahmen. Was die preußische Hauptstadt infolgedessen zu erleiden hatte, ist des öfteren geschildert worden. Nur über einen Punkt war wenig und das wenige nicht einwandfrei überliefert: die Gefangennahme der Kadetten. Zum ersten Male gebe ich hier eine Schilderung wieder, die Ferdinand von Frankenberg — einer der damals von den Russen gefangen genommenen 106 Kadetten — in seinem 75. Lebensjahr niederschrieb. Der Handschrift entnehme ich das Folgende:

Ich wurde den 2. April 1747 geboren. Mein Vater besaß das Gut Kielbaschin in Ober-Schlesien, fünf Meilen von Oppeln. Die zweite Gattin meines Vaters, meine unvergleichliche, gute Mutter war eine geborene von Larisch. Der Ehe entsprossen fünf Söhne. Der zweite, Joseph, und ich, Ferdinand, kamen im zwölften und vierzehnten Jahre ins Orphanotrophio nach Breslau. Joseph kam als Page zu dem Prinzen Heinrich und im Jahre 1760 in das Regiment des Prinzen, gleich als Offizier und mit freier Equipage.

Noch ungefähr ein Jahr war ich danach in dem Stifte, als von dem Minister Graf Schlaberndorff der Befehl kam, daß sieben junge Edelleute aus dem Waisenhause nach dem Kadettenhause geschickt werden sollten. Da ein Alter von dreizehn oder vierzehn Jahren verlangt wurde, traf auch mich das Los. Der Transport ging bald vor sich, und ich hatte nur so viel Zeit, es meinen Eltern zu melden, ohne sie gesehen und gesprochen zu haben. Erst nach siebzehn Jahren sah ich die guten Eltern wieder, als ich als Offizier mit dem Bruder Joseph zu ihnen reiste.

Im März 1760 kamen wir in Berlin an, ich wurde zu der vierten Kompagnie, die ein gewisser Capitaine von Marconai kommandierte, einrangiert und noch mit siebzehn andern Kadetten auf eine Stube gelegt. Der Unteroffizier von Rabenau, auch ein Schlesier, hatte uns unter Aufsicht. Er wurde mein Freund und blieb es bis zu seinem Tode. Er starb als Kommandeur der Garde du Corps in Potsdam. In dem Kadettenkorps gefiel es mir weit besser als in Breslau. Ich wurde mit dem mir so verhaßten Latein nicht so gequält, hatte eine größere Anzahl Kameraden und mehr Freiheit.

Doch schon in diesem selbigen Jahre, den 11. Oktober, wurde ich mit noch einhundertfünf Kameraden von den Russen als Gefangene von Berlin abgeführt. Der damalige Chef des Kadettenkorps, Generalleutnant von Buddenbrock, glaubte, daß der Feind uns noch als Kinder behandeln und uns ruhig unsere Lehrstunden fortsetzen lassen würde; wir waren daher frohen Mutes, als den 11. Oktober morgens Alarm geschlagen und wir abgeführt wurden. Die beiden alten, halbinvaliden Capitaines, die zu unserer Aufsicht waren, wurden auf ihr Ehrenwort in Berlin gelassen.

Das Lamentieren, Weinen und Händeringen der Einwohner war unbeschreiblich, weil ihnen unsere Jugend wehe tat, und wir mit unsern Tornistern, ohne Säbel, unter einem starken Kommando — welches aufgeboten war, mehr wegen der Einwohner als unserer kleinen Personen — so geduldig und trostlos dahingingen, als müßte es so sein.

Vor dem Köpenicker Tor wurde haltgemacht. Weil wir den anderen Tag Ruhetag haben sollten, und weil die Kontribution noch nicht gezahlt und das Zeughaus noch nicht ausgeräumt war, erhielten wir Zelte, um bis zum Abmarsch darin kampieren zu können. An Eßwaren fehlte es uns nicht, da uns die Einwohner beim Zuge durch ihre Straßen reichlich versorgt hatten. Ich z. B. erhielt von einer nicht sehr wohlhabend aussehenden Frau ein großes Stück Speck in Papier gewickelt, das von Fett schon ganz und gar durchschlagen war. Ich konnte es nicht in den Tornister legen, weil ich mir diesen und meine kleine Habseligkeit, ein Hemde, ein Paar Strümpfe, ein paar Tücher und Kollerets, nicht verderben wollte. Wegschmeißen wollte ich es nicht, so gab ich es einem Soldaten von dem Kommando, bekam ein freundliches Gesicht dafür, und wir waren noch nicht zum Tore hinaus, als der Speck schon in dem russischen Magen war.

Vor dem Köpenicker Tor lagerten wir uns unter freiem Himmel. Nachmittags waren, so gut wir es verstanden, die Zelte aufgeschlagen worden. Es schien dem Kommando, das aus Infanterie und Kosaken bestand, viel Spaß zu machen, wie wir kleinen Krabben uns damit beschäftigten. Kaum waren wir fertig, als uns die Kosaken vier lebendige Hammel, Mohrrüben und Kartoffeln brachten und uns zu verstehen gaben, wir sollten suchen, diese Hammel zu schlachten und zuzubereiten. Von allen den einhundertsechs Kadetten besaß vielleicht nur der zehnte Teil ein Messer. Was nun mit den Hammeln machen? Dies schien dem Kommando einzuleuchten. Sie machten sich über die Hammel her und säbelten ihnen die Köpfe ab. Wer von uns ein Messer hatte, schnitt

stückenweise einen Teil samt dem Fell davon, zog das Fell ab, und so wurden die Kessel gefüllt, teils das Fleisch auf Ladestöcken gebraten. Da Salz nicht hinreichend war, zeigte man uns, daß statt dessen auch Pulver gebraucht werden könne.

Nachdem das Fleisch und Gemüse gar zu sein schien und wir uns gelagert hatten, entstand die Frage, womit wir das Fleisch und das Gemüse zum Munde führen sollten? Wir sahen uns an, teils lachten wir, teils weinten wir vor Hunger. Einige Kosaken machten sich auf, und in einer Viertelstunde war uns mit zinnernen und blechernen Löffeln ausgeholfen. Wie die Kosaken dazu gekommen sein mochten, war unsere geringste Sorge.

Dieser 11. Oktober war ein heller, schöner Herbsttag; wir konnten bis spät abends vor unseren Zelten bleiben. Wir sahen die Wachen ab- und aufziehen, hörten, als es finster wurde, die Schildwachen anrufen und krochen am Ende ohne Furcht in die Zelte. Wir hatten nicht lange in denselben zugebracht, als man uns wollene Decken, Mäntel, ja sogar Bettüberzüge in die Zelte warf, um uns damit in der Nacht, die sehr frisch wurde, zu erwärmen. So ohngefähr mochten wir dicht wie Pökelheringe wohl einige Stunden ruhig geschlafen haben, als man uns die Zelte über dem Kopf aufnahm und wir zum weiteren Abmarsch befehligt wurden. In der stockfinstern Nacht marschierten wir nach Köpenick. Dort wurden wir zu dreißig bis vierzig in einige Häuser geschoben und den Wirten anbefohlen, uns sogleich etwas zu essen zu geben, weil wir in einigen Stunden weitermarschieren würden. Unsere Hammelspeise im Lager war weit schmackhafter als das, was wir nach ohngefähr ein und einer halben Stunde hier von dem Wirte erhielten. Der Hammel war bei unserer Ankunft erst geschlachtet und vielleicht nur eine Stunde gekocht, folglich nur halb gar und von widerlichem Geschmack, daß ich nichts genoß, sondern vor Müdigkeit einschlief.

Nach zwei Stunden wurde wieder aufgebrochen, und bis Frankfurt Tag und Nacht marschiert. Was ermüdete, wurde auf Wagen geladen und unter die mitgenommenen Fahnen, Standarten, Pauken und Trommeln gesetzt. Auch auf Kanonen wurden mehrere gesetzt und so zusammengerüttelt, daß sie Gott dankten, wieder erlöst zu sein.

Daß der Abmarsch von Berlin so früh geschah, davon war die Ursache, daß der König den braven Husarengeneral Werner in Eilmärschen, um den Feind weniger schädlich zu machen, detachiert hatte. Werner war dem Feinde täglich auf den Hacken. Daher der eilige Marsch über die Oder.

Ich hatte das Unglück ohnweit Fürstenwalde in der Nacht über einen Baumstamm zu fallen und mir die rechte Hand dicht an der Pulsader aufzuritzen. Der Blutverlust muß groß gewesen sein, weil ich danach so matt wurde, daß man mich auf einer Kanone festbinden mußte.

Ohngefähr den vierten Tag nach dem Abgange von Berlin kamen wir zwischen zwölf und ein Uhr zu Mittag vor Frankfurt an. Wir wurden gesammelt, und alle Kadetten, auch die auf Wagen und Kanonen zerstreut waren, mußten nun in Reih und Glied vor das Hauptquartier des Generals Tottleben marschieren. Das Weinen und Wehklagen der Frankfurter Einwohner bei unserm elenden, abgematteten und äußerst schmutzigen Aussehen übertraf noch bei weitem das der Berliner.

Wir kamen zu dem Berliner Tore herein; ich wurde mit noch fünf meiner Unglücksgefährten bei einem Juden einquartiert. Die ganze Familie empfing uns mit Tränen und der wärmsten Teilnahme. Da die Familie bereits gegessen hatte, so wurde uns vor der Hand, bis etwas gekocht werden konnte, ein mächtiger Topf Kaffee mit Semmeln vorgesetzt. Das behagte uns ganz wohl, und ich glaube nicht zu lügen, wenn ich meine, leicht ein halb Dutzend Tassen zu mir genommen zu haben, zumal mir der Kaffee eine ganz ungewöhnliche Erscheinung war. Als wir uns genug gelabt hatten, machte sich die ganze Familie über uns her und wusch und kämmte uns, als wenn wir ihre Kinder wären. Ich mit meinem blutigen Hemde, Beinkleidern und Rock wurde ganz ausgezogen, mit des Juden Schlafrock behängt und alles sogleich in die Wäsche gegeben. Ein Arzt mußte meine beschädigte Hand verbinden. Es dauerte nicht lange, so waren wir eingeschlafen. Nach drei Stunden etwa wurden wir geweckt, weil eine ziemliche Anzahl Menschen uns Wundertiere zu sehen wünschte, die wir in kurzem zur Schlachtbank geführt werden dürften. Jeder dieser guten Menschen brachte etwas an Kuchen, Semmeln, ja sogar Rosinen und Mandeln. Wir mußten ihnen erzählen, was uns seit dem Abgange von Berlin begegnet war, wobei manche Träne über unser Schicksal geweint wurde; mehrere sagten, so, daß wir es hören konnten: Diese armen Kinder werden ihre Verwandten und ihr Vaterland nie wiedersehen.

Da es ungewiß war, wann wir wieder aufbrechen würden, redeten uns unsere guten Wirtsleute zu, uns niederzulegen und ganz unbesorgt zu sein, wir sollten den Alarm nicht verschlafen, sie würden uns zur rechten Zeit wecken, was denn auch gleich nach Mitternacht geschah. Während wir uns fertigmachten, standen abermals die mächtige Kanne Kaffee und Semmeln auf dem Tische. Unsere Taschen wurden mit Semmeln und Butterbroten gefüllt, und tränend ward Abschied genommen.

Von unserm Kommando wurden wir von Tag zu Tag zutraulicher behandelt. Wenn einer von ihnen sah, daß uns auch unsere kleine Habseligkeit zu schwer wurde, so nah-

men sie das Gepäck uns ab und blieben dabei so freundlich, daß auch wir nach und nach ohne Scheu mit ihnen umgingen. So ging der Marsch bis Drossen, wo das Hauptquartier des Generals Graf von Czernizeff war. In Drossen wurden wir auf dem Markte vor seinem Logis aufgestellt und gezählt. Wir mochten wohl eine Stunde gestanden haben, als Graf Czernizeff mit einer großen Suite an uns herantrat. Er ging die Glieder durch, zog sich sechs von uns heraus und sagte den andern, daß auch sie sich welche von uns herausnehmen könnten. Meiner Größe nach stand ich im dritten Gliede. Es waren schon einige Generale bei mir vorbeigegangen, als ein kleiner ehrwürdiger General an mich herantrat und mich frug, ob ich polnisch spreche. Als ich es bejahte, zog er mich heraus, nahm, ohne ihn zu fragen, meinen Nebenkameraden v. Gladis, auch einen Schlesier, heraus, übergab uns seinem Adjutanten, sprach mit ihm ganz freundlich Russisch, winkte uns zu und entfernte sich.

Der Adjutant des Generals war ein freundlicher, lieber Mann von ohngefähr dreißig Jahren, namens Nicoleck. Er sprach zwar schwer, aber doch meist verständlich Deutsch. Unterwegs nach dem Quartier des Generals pries er uns glücklich, daß wir dem General zugeteilt wurden, ermahnte uns, gegen ihn und gegen seine Freundin, die wir bei ihm finden würden, artig und folgsam zu sein, dann würden wir frohe Tage haben. Im Quartier des Generals kam uns eine stattliche, anständige Dame entgegen, die unser Führer achtungsvoll begrüßte und der er uns im Namen des Generals übergab. Wir wollten ihr die Hand küssen, sie gab es aber nicht zu, sondern umarmte uns, und es standen Tränen in ihren Augen. Sie sprach Russisch; aber ebensogut Deutsch. Nachdem sie uns in Empfang genommen hatte, kehrte sie mit uns um, ließ uns ein gutes Frühstück vorsetzen, und als dieses verzehrt war, ging es an ein Reinigen, wobei sie ununterbrochen zugegen war und uns mit einer Zärtlichkeit behandelte, die uns überaus wohlgefiel und wir uns unendlich glücklich dabei fühlten. Das Mittagessen, das in drei Gerichten bestand, schmeckte uns herrlich; jeder von uns erhielt auch ein kleines Glas süßen Weines. Von dem Augenblick an wurden wir dreister und zutraulicher und fingen an zu erzählen, wie es uns bis hierher ergangen war, was sie oft bis zu Tränen rührte. Um uns zutraulicher zu machen, sagte sie uns, wir möchten sie, solange wir zusammenblieben, Mutter nennen. Wir wurden neben ihrem Bette gebettet und schliefen bis an den hellen Tag. Kaum waren wir erwacht, als der General zu uns eintrat, uns ganz freundlich die Hand reichte und ihr auf Russisch sagte, daß sie uns das Frühstück im Bette genießen lassen sollte. Wir aber wollten wissen, was aus unsern Gefährten geworden wäre. Der größte Teil von ihnen war schon mit dem Hauptquartiere aufgebrochen.

Gegen neun Uhr des Morgens setzte sich der General vor seinem Regimente zu Pferde, und wir mit unserer nunmehrigen Mutter oder Pflegerin in eine mit vier Pferden bespannte Kutsche. Die Kutsche fuhr vor dem Regimente, gleich hinter zwei Kanonen, und da das Regiment die Stadt passiert hatte, wurde auf Russisch ein geistlicher Morgengesang angestimmt, was jedesmal beim Abmarsch in der Folge geschah.

Zuweilen kamen uns doch die Tränen in die Augen, wenn wir an unsere guten, betrübten Eltern, unsere Brüder und daran dachten, wie sehr sie sich um uns kümmern würden. Wenn das nun unsere Pflegerin sah, so tröstete sie, daß wir vielleicht bald wieder zurückkehren dürften, indem die abgesagte Feindin Friedrichs, die Kaiserin Elisabeth, sehr kränkelte, hingegen ihr Nachfolger Peter III., ein großer Verehrer Friedrichs, nach Ableben der Kaiserin gleich Frieden machen und wir wieder zurückkehren würden. Diese frohe Aussicht machte uns dann unaussprechlich glücklich, und wir wurden zuweilen ausgelassen lustig.

Freund und Feind bezogen, es mochte Anfang November sein, die Winterquartiere. Der General bekam sein Quartier in Thorn, einer ganz ansehnlichen Stadt Westpreußens.

Bei dem schönsten Herbsttage gingen wir über die Weichsel; die Regimenter rückten en parade und mit Musik in Thorn ein. Der General bekam sein Quartier bei einem reichen Kaufmann, und wir beide bei einem weniger begüterten schree [schräg] über. Kaum waren wir bei unserm Wirt eingetreten, als ein junger russischer Offizier, Feodor, von der Infanterie uns sagte, daß er auf Befehl des Generals unser Führer sein und mit uns in einem Zimmer wohnen würde.

Mit unserer Aufnahme und den Wirtsleuten, die von dem General wahrscheinlich gut bezahlt wurden, waren wir sehr zufrieden. In der Folge aßen wir alle Mittwoche, den Sonnabend und den Sonntag an der Tafel des Generals und das jedesmal an seiner Seite, die Gesellschaft mochte auch noch so groß sein. Unser Feodor kam oft sehr spät in der Nacht zu Hause. Des öfteren, wenn wir schon zu Bette waren, brachte er sich eine Gesellschafterin mit und unterhielt sich im Finstern mit ihr. Nie haben wir ihr Gesicht gesehen, wohl aber wahrgenommen, daß es ein Frauenzimmer war. Das Zimmer war sehr groß; unsere Betten standen weit entfernt von dem seinigen, das mit einer großen spanischen Wand umgeben war, hinter welcher noch ein Tisch und ein paar Stühle standen. Wir hörten alsdann auch mehrenteils mit Gläsern anstoßen. Hatte er nun des Nachts Gesellschaft gehabt, so war er den andern Tag die Freundlichkeit selber und frug uns, ob wir gut geschlafen haben? Wir versicherten ihm, daß, wenn wir schliefen, kein Kanonenschuß imstande wäre, uns zu

wecken. Diese Zusicherung schien ihn dann ganz glücklich zu machen.

Ausgang März erhielt die Armee den Befehl, aus den Winterquartieren aufzubrechen und die Kampagne von neuem zu eröffnen. Zugleich kam der Befehl an alle Generale, die bei ihnen sich befindlichen Kadetten mit Vorspann nach Königsberg in Preußen abgehen zu lassen. Beim Abschied küßte uns der alte Mann väterlich und beschenkte uns jeden mit vier Dukaten. Mit noch acht meiner Kameraden, die den Winter über sich in Thorn aufgehalten hatten, ging sodann die Reise nach Königsberg vor sich. Überall wurden wir einquartiert und gut verpflegt, weil man Mitleid mit uns hatte. Ohngefähr Mitte April kamen wir nach Königsberg, wurden, ohne daß der damalige Gouverneur, der General von Korff, uns gesehen, bei den Bürgern zu zwei, drei, auch vier einquartiert. Der Wirt erhielt täglich für jeden 8 Groschen, wofür er uns ein Bett, Frühstück, Mittag- und Abendessen zu geben verbunden war. Ich bekam mein Quartier mit noch drei andern bei einem bemittelten Schiffsherrn, namens Otto, auf der sogenannten Lastadie, geradeüber vom Fort Friedrichsburg.

Es mochten seit unserer Ankunft in Königsberg fünf bis sechs Wochen vergangen sein, als ich sehr erkrankte. In wenigen Tagen verlor ich Appetit und Schlaf, wurde von Tag zu Tag schwächer, fieberte sehr stark und fing an zu phantasieren; keine Medizin schlug an, und man gab mich für verloren. Meine Wirtsleute verließen mich weder bei Tag noch bei Nacht, und auch meine drei Kameraden, die selber noch Kinder, erboten sich, abwechselnd bei mir zu wachen. Ich erfuhr dies erst nach meiner Genesung. Nach drei Wochen verlor ich in einer Nacht sehr viel Blut im Schlaf aus der Nase. Mein Kamerad, der die Nacht bei mir wachte und mir die Medizin geben wollte, erschrak gewaltig, weil er glaubte, ich hätte mir den Hals mit dem Messer, was auf dem Tische lag, um die Zitrone damit zu zerschneiden, abgeschnitten. Er fing gewaltig an zu rufen, wodurch im Hause alles wach wurde und herzukam, um mich zu retten. Nach diesem Blutverlust war ich zur Besinnung gekommen und klagte den Kamerad an, daß er mich so begossen hätte. Nachdem man mich aber überzeugt hatte, daß ich im Blut läge, bat ich ihn um Verzeihung. Ich wurde nun in ein andres Bett gebracht und umgezogen. Beim Erwachen fand ich mich zwar sehr matt, ich hatte aber meine völlige Besinnung, ein Wohlbehagen und starken Hunger. Ich erhielt zu essen, aber sehr knapp, weil ich nichts anderes als Medizin zu mir genommen hatte. Von Stunde zu Stunde nahmen Appetit und Kräfte zu, und nach vierzehn Tagen war ich wiederhergestellt.

Man denke sich 106 junge Leute, denen nichts mangelte, die untätig sind, ob von diesen Jünglingen wohl etwas Kluges zu erwarten sein sollte? Dies war denn auch bei uns nicht der Fall. Wir kamen täglich zu sechs, acht, zehn und mehreren zusammen, sahen die Schiffe aus- und einlaufen, und fanden wir irgendeinen Russen in einer abgelegenen Straße, so wurde er von uns gehöhnt, wohl gar mit Steinen beworfen. Daraus kamen natürlich Klagen bis vor den damaligen Gouverneur, den General von Korff. Der ließ uns warnen und uns mit der Festung drohen. Da die Klagen demohngeachtet immer mehrere wurden, so sah er sich gezwungen, uns in ein geeignetes, ledig stehendes Haus, was einem gewissen Minister Rohde gehörte, einzusperren und uns bewachen zu lassen. Zu unserer Aufsicht wurden zwei Offiziere von der Infanterie zugeteilt. Der eine Delden, ein Livländer, der andere Bußiet, ein Kurländer von Geburt. Keiner kam ohne Erlaubnis der Offiziere aus dem Hause, und die Stunde wurde bestimmt, wie lange einer ausbleiben durfte.

Da das Haus viele Zimmer hatte, erhielten wir wohl an zehn bis zwölf davon. Ich erhielt mit noch sieben ein Zimmer. Dies ging leider nach dem Hof hinaus und war ohne alle Aussicht, so daß uns viel Langeweile plagte. Zudem stand es gegen Mitternacht und war im Winter sehr kalt. Es war nur durch einen kleinen, eisernen Ofen zu erheizen, der keine Ofentür hatte. Heizung war hinlänglich, doch sobald der Ofen abgekühlt war, wurde es empfindlich kalt, und wir krochen in die Betten, um uns nur zu erwärmen. Mit dem Traiteur waren wir unzufrieden, weil er uns nur mit Rind- und Hammelfleisch abspeiste und doch mehrere Schweine auf dem Hofe unterhielt. Um auch einmal zu Schweinefleisch zu kommen, fiel es einem Kadetten, einem gewissen v. Ammon, ein, ein Schwein mit einem großen Brotmesser totzustechen. Er paßte die Zeit ab, da er glaubte unbemerkt zu sein, geht hinunter und sticht dem fettesten Schwein das Messer in den Leib. Das Schwein entläuft ihm mit dem Messer im Leibe, schreit jämmerlich und muß auf der Stelle geschlachtet werden. Ammon kam unbemerkt davon. Die Untersuchung beginnt, keiner will es getan haben, und wir erhielten den strengen Befehl, nie mehr auf den Hof zu gehen. Es war eben starke Kälte eingetreten; wir wollten auf dem Hofe Steine zusammensuchen, um das Ofenloch, dem die Türe fehlte, damit zuzusetzen. Wir fanden auch hinlänglich und wollten hinaufgehen. Zu unserm Schrecken fanden wir den Leutnant Delden am Torwege mit einem bloßen Degen wartend. Er befahl mit wütender Stimme, daß einer nach dem andern herankommen solle. Es dauerte eine Zeit, bis ich mich entschloß, den Anfang zu machen, da wir doch einmal der Exekution nicht entgehen konnten. Ich erhielt sieben derbe Fuchteln und konnte gehen. Die andern erhielten mehr, weil der Leutnant immer giftiger wurde. Die abgefertigt waren, sahen den Sprüngen zu, welche die machten,

die eben hervorkamen, und waren froh, mit heiler Haut davongekommen zu sein. Diese Exekution hatte die erwünschte Folge, daß wir eine Ofentür erhielten und daß uns auch eine größere Portion Holz geliefert wurde. Auch der Träteur wurde vermocht, uns öfter Schweinefleisch zu geben, weil wir drohten, uns beim Gouverneur zu beschweren.

Nachdem ich beinahe ein Jahr lang, seitdem ich von Berlin fort war, keine Nachricht von meinen guten Eltern erhalten hatte, erhielt ich zu meiner großen Freude einen Brief, der wohl ein halbes Jahr von Post zu Post hin und her gegangen sein mochte. So groß nun meine Freude war, so groß war mein Schreck, als der Briefträger mir einen Taler Porto absorderte, eine Summe, die für mich unerschwinglich war. Meine Kameraden waren ebenso arm wie ich. Der Briefträger sah meinen Schmerz, sah meine Tränen fließen, er erklärte aber, daß er ohne Bezahlung den Brief wieder zurücknehmen müsse. Aus Mitleid versprach er mir, ihn drei Tage bei sich zu behalten, dann aber ginge er wieder retour. Den Brief nicht gelesen zu haben, war für mich ein unausstehlicher Gedanke, und ich nahm mir vor, das nötige Geld zu erbetteln, oder, wenn das nicht ginge, zu stehlen. So ungern ich auch dem Leutnant, der mich abgefuchtelt hatte, ein gut Wort zu geben wünschte, so überwand ich mich doch und bat ihn, mir zu erlauben, daß ich meinen gewesenen Wirt besuchen dürfte. Ich erhielt Urlaub und nahm mir vor, ohne das Geld nicht wieder zurückzukehren. Mein guter Genius führte mich durch eine der besten Straßen Königsbergs. Ich sah auf und sah zwei Damen, eine ältere und eine jüngere, im offenen Fenster liegen und mir winken. Als ich ins Haus trat, kamen mir beide sehr freundlich entgegen, sagten mir, daß sie schon längst gewünscht, einen von uns Kadetten zu sprechen, fragten, wie es uns ergangen, und wie es uns jetzt ergehe? Nachdem ich ihnen alles erzählt, frug mich die ältere, warum ich so traurig wäre, sie wollte auch bemerkt haben, daß ich mir die Tränen auf der Straße abgewischt hätte. Meine Erzählung schien sie beide zu rühren, sie riefen einen Bedienten, gaben ihm das Postporto, und ich mußte mit ihm den Brief einlösen. Durch diese kindliche Liebe gegen meine Eltern und daß ich die Wahrheit gesagt hatte, wurde ich ihnen wert und sie meine großen Gönnerinnen. Ich erhielt Wäsche von ihnen, so schön, wie ich sie noch nie gehabt hatte. Die ältere war die Gattin des Generals von Knobloch, der in der Gefangenschaft zu Petersburg war, und die jüngere ihre Tochter. Der Urlaub wurde mir in der Woche wenigstens einmal erteilt.

Mit mir auf meiner Stube lag ein Kadett namens v. Schütz, der an einer hitzigen Krankheit daniederlag und nach drei Wochen starb. Wir andern bewachten ihn mit brüderlicher Liebe, sogar Kameraden von andern Stuben erboten sich freiwillig, uns im Wachen abzulösen. Die letzte Zeit vor seinem Ende wurde er beinahe rasend, wollte sich zum Fenster hinausstürzen, daß unser viere ihn kaum zu bändigen wußten und ihn an der Bettstelle festzubinden vermochten. Sein Ende war sanft. Einwohner Königsbergs ließen ihn auf ihre Kosten sehr solenn begraben. Das ganze Korps, alle dort gefangenen preußischen Offiziere und selbst einige russische Offiziere folgten seiner Leiche.

Wie die Einwohner Königsbergs an ihrem Könige hingen, dafür gaben sie uns im folgenden Winter den deutlichsten Beweis. Der Geburtstag Friedrichs des Großen am 24. Januar war nahe. Sie wünschten ihn auf irgendeine Art zu feiern, doch fürchteten sie den Feind. Sie wußten, daß uns der Gouverneur so manchen unbesonnenen, kindischen Streich hingehen ließ, und bauten darauf, daß er auch uns es nachsehen würde, wenn wir den Geburtstag unseres Königs durch eine Illumination in dem Hotel des Ministers Rohde feierten, das an einem großen Platze stand. Um dies zu ermöglichen, übermachten sie uns eine ansehnliche Summe, jedoch rieten sie uns Verschwiegenheit darüber an, daß sie Anteil daran hätten. Sie bestellten unter der Hand ein großes Gemälde, in welchem sich Friedrich und Peter III., der Thronerbe Rußlands, den Ölzweig reichten. Lampen, Öl und das sonst Nötige wurden heimlich herbeigeschafft, und die Illumination fand den 24. Januar um 6 Uhr statt. In einer Viertelstunde war der Platz vor dem Hotel mit vielen Tausenden von Menschen umgeben, und ein Jubelgeschrei erscholl, das uns nichts Gutes ahnen ließ. Es währte auch nicht lange, als ein Adjutant des Gouverneurs erschien und uns das Mißfallen des Gouverneurs in sehr harten Ausdrücken ankündigte, und uns im voraus die Versicherung gab, daß wir gleich den andern Gefangenen nach der Festung geführt werden würden. Zu unserm Glück speiste ein gewisser Prinz von Holstein, der früher in Friedrichs Armee gedient, bei dem Gouverneur; dieser nahm sich unserer an und suchte ihn zu besänftigen. Nachdem der Adjutant dem Gouverneur Bericht erstattet, lachte er über den kindischen Einfall, und wir blieben ungestört, bis die Lampen verlöschten, und in der Folge blieb auch die Drohung unerfüllt.

Unser Aufenthalt in diesem Hause war äußerst einfach und fast unausstehlich. Das Frühstück, eine Semmel, erhielten wir noch im Bette. Diese legten wir, wenn der Ofen geheizt war, darauf, schmierten sie sodann mit dem uns vom vergangenen Abend mitgebrachten Schmalz oder Butter. Eines Morgens hatte einer meiner Kameraden seine Semmel neben der meinen liegen, und nach meiner Meinung nahm er die meinige. Ich sprang aus dem Bette und stieß ihn gegen den glühenden Ofen, daß ihm

das Hemde anzündete, und er vor Schmerz laut aufschrie. Er hieß von Woiski. Obleich sein Schmerz sehr groß war, ließ er es mir nie entgelten. Von dem Augenblicke an war ich sein Pfleger, legte ihm täglich zweimal Umschläge auf den leidenden Teil und war gleichsam sein Bedienter, bis er wieder geheilt war, was wohl an acht Wochen dauern mochte.

Zum Unglück für ihn wurde es Friede, und wir gingen bald darauf nach Berlin ab. Der gute Junge konnte nur auf der einen Seite sitzen, und jeder Ruck des Wagens verursachte ihm Schmerzen. Gern wäre er zu Fuß gegangen, dann aber inflammierte sich der Schaden. Ich erhielt von dem Kapitän von Polentz, der auch als Gefangener in Königsberg gesessen und uns nach Berlin zu transportieren befehligt war, die Erlaubnis, mit meinem leidenden Freunde auf einem Wagen zu sitzen. Daß ich alle meine, mir zu Gebote stehenden Mittel anwandte, ihm hilfreiche Hände zu reichen, tröstet mich noch jetzt, ohngeachtet es mir oft sehr sauer wurde, ihn vom Wagen zu heben und erst für ihn zu sorgen, ehe ich an mich dachte. Von reichen Kaufleuten Königsbergs erhielten wir Reisegeld, und da wir überall freigehalten wurden, so waren wir imstande, uns mancherlei Leckereien zu erlauben. Nie wurde mein leidender Kamerad von mir vergessen, und ich tat ihm wohl, soviel ich imstande war.

Soviel ist gewiß, wenn die Kaiserin am Leben geblieben wäre, so wären wir ins Kadettenhaus in Petersburg gekommen. Die Schiffe waren bereits gewonnen oder requiriert, die uns dahin bringen sollten. Und wenn auch nach einiger Zeit der Fall eingetreten wäre, daß man uns beim Friedensschluß wieder hätte entlassen müssen, so wäre doch wieder eine geraume Zeit vergangen, ehe wir nach Berlin kamen. Diese Gefangennahme hatte für uns natürlich einen unabsehbaren Schaden. Erstlich das wenige, was wir gelernt hatten, war ausgeschwitzt; während unsere jüngeren Kameraden in Berlin Fortschritte machten, wurden wir unwissender, und in der Armee blieben wir gegen sie sehr zurück im Avancement.

Von den einhundertsechs gefangenen Kadetten kamen einhundertdrei wieder zurück nach Berlin. Der Kadett v. Schütz war, wie gesagt, in Königsberg gestorben. Ein gewisser v. Wipler nahm aus Verdruß und Langeweile russische Dienste als Sergeant; ein gewisser v. Reibnitz desertierte einige Tagemärsche vor Berlin; die Ursache seiner Desertion ist uns unbekannt geblieben.

Der Einmarsch in Berlin in Reih und Glied führte viele Neugierige herbei. Sie wollten die Kinder sehen, die sie vor ein paar Jahren verloren gegeben.

Den andern Tag wurden wir ganz neu montiert und erhielten unsere Säbel, die in der Zeit versteckt geblieben waren. Den folgenden Tag wurden wir geprüft und leider sehr unwissend gefunden. Man hatte Geduld, weil man einsah, daß die Unwissenheit nicht unsere Schuld war. Als wir Unglücksgefährten nun sahen, daß die, welche während unserer Gefangenschaft ins Kadettenkorps aufgenommen waren, uns an Kenntnissen übertrafen, erwachte unser Stolz. Wir nahmen uns zusammen, und in kurzer Zeit waren wir ihnen nachgekommen, in manchem übertrafen wir sie sogar.

Der König wollte drei Kadetten in der Garde placieren. Es wurden ihm mehrere vorgestellt, er nahm den v. Thießenhausen, v. Köller und mich. Er fragte mich nur, nachdem ich geantwortet, ich hieße Frankenberg, ob ich aus Schlesien wäre? Ich kam zum zweiten Garde-Regiment und in die Kompagnie des nachherigen Feldmarschalls v. Möllendorff.

Einige Tage, nachdem der König nach dem Frieden 1763 in Berlin angekommen war, besuchte er das Korps, wovon wir durch den General von Buddenbrock den Nachmittag des vorangegangenen Tages avertiert waren. Es wurde uns freigestellt, eine Klasse zu wählen, in welcher jeder von uns glaubte, besonders Fortschritte gemacht zu haben. Ich wählte die Geographie, die mir am besten gefiel, und in welcher ich glaubte, nicht ganz unwissend zu sein. Der Professor Meußhel, der Lehrer in der Geographie war, freute sich meines Entschlusses, weil ich nach seiner Meinung einer seiner besten Schüler war.

Der König kam in der Begleitung des Generals von Buddenbrock und mehrerer Prinzen und Generale um 9 Uhr ins Korps. Erst ging er auf den Fechtboden und dann auf den Tanzsaal, wo er sich aber nur eine kurze Zeit aufhielt. Desto länger aber blieb er bei dem damaligen Capitaine von Gravius, der in der Mathematik, Fortifikation und Arithmetik die Lehrstunden hielt. Der König rief einen der zuunterst Sitzenden an die Tafel, gab ihm eine Aufgabe und schien mit deren Auflösung ganz zufrieden zu sein, sagte dem Capitaine Gravius, daß er so fortfahren und nicht ermüden solle, wenn er nicht gleich bei den Kindern große Fortschritte sehe. Die Kadetten aber ermahnte er zu Aufmerksamkeit, Fleiß und Gehorsam. Endlich kam er in die geographische Lehrstunde. Ich, der ihn sehr groß glaubte, weil man ihn Friedrich den Großen nannte, erschrak gewaltig, als ich ihn neben dem General von Buddenbrock, der groß und stark war, in den Saal treten sah und in ihm einen kleinen, mageren und von der Sonne verbrannten Mann mit großen, durchdringenden Augen sah. Meine Furcht war unbeschreiblich, und hätte er eine verwickelte Frage an mich getan, ich glaube, ich wäre verstummt. Mein Stand war neben dem Professor Meußhel. Der König nahm eine Karte, stützte sich auf seinen Krückstock und frug mich, was die Hauptstadt von Frankreich wäre, was ich gottlob getrosten Mutes

zu beantworten imstande war. So auf die Art frug er mehrere, die auch das Glück hatten, antworten zu können. Ganz zuletzt frug er einen ganz unten Sitzenden, was die Hauptstadt in Rußland wäre, der ihm dann Petersburg nannte. Dies wollte der König nicht gutheißen und sagte: „Das ist sie nicht;" der Kadett blieb dabei, und der König sagte: „Nun! Wenn Er es besser weiß, so bleibe Er dabei," und somit hatte das so sehr gefürchtete Examen sein Ende erreicht. In dem Augenblicke, glaube ich, konnte man nicht einen glücklicheren Menschen in der Welt finden, als ich es war.

Gegen zwölf Uhr versammelte sich das Korps auf dem Trommelplatz auf dem Hofe ohne Gewehre und Säbel; wir stellten uns in drei Glieder, und der König ging mit dem General von Buddenbrock ganz allein, ohne Suite, durch alle drei Glieder, fragte hin und wieder einige, wie sie hießen, wo sie her wären, und wo ihr Vater her wäre.

Bei mehreren erinnerte er sich, ihren Vater zu kennen, auch wohl, wenn sie schon tot waren, sie gekannt zu haben. Traf es sich, daß der Vater des Gefragten gedient hatte oder noch diente, so frug er, ob er noch Brüder habe, ob sie auch in der Armee dienten und dergleichen mehr. Das Korps marschierte sodann bei ihm vorbei, und nun ging es in den Eßsaal. Nachdem auch er eingetreten war, hielt ein Kadett ein kurzes Gebet und uns wurde befohlen, uns zu setzen. Kaum hatten wir uns gesetzt, als ein Kadett laut am Pult zu lesen anfing, welches jedesmal während dem Essen geschah. Der König fing an zu lachen und sagte zu dem General: „Schaffe Er das ab!" Dann fragte er noch einen oder mehrere, ob sie auf das Gelesene oder mehr auf das Essen achten, und ob ihr Hunger nicht mehr Nahrung finde als der Geist durch die beste Abhandlung des Lesenden. Das Essen bestand an jenem Mittag in einer Linsensuppe und dann in Kalbfleisch mit Reis. Der König ließ sich von einem Kadetten einen Löffel geben, kostete die Suppe, sagte, das Essen ließe sich essen, spuckte aber die Suppe aus. Kurz darauf entfernte er sich ganz unbemerkt aus dem Saale, und so war der für uns so merkwürdige Tag beendigt.

Im Jahre 1764 im Monat März kam ich, wie schon gesagt, zu dem Regiment Garde als vierzehnter Freikorporal. Ich fand in der Kompagnie des Feldmarschalls von Möllendorff schon einen gewissen von Hertzberg als Freikorporal vor, so daß ich folglich noch keine Fahne zu tragen bekam. Erst ein Jahr darauf wurde dieser von Hertzberg zu einem andern Regiment versetzt. Die Kompagnie des Generals kommandierte der Stabscapitaine von Klitzing, der mir wohlwollte und von dem ich manche Beweise seiner Zufriedenheit erhielt. Auch noch nach der Zeit, als er selbst eine Kompagnie erhielt, blieb er mein Gönner. — —

Mit dem letzten Abschnitt sind wir in der Mitteilung aus der Autobiographie Ferdinand von Frankenbergs schon einen Schritt über die Kadettenzeit hinausgegangen. Was er aus seinem späteren Leben zu erzählen hat, bleibt an Bedeutung hinter der Schilderung der Jugendzeit zurück. Frankenberg stieg im Regiment Garde zu Potsdam bis zum Regimentskommandeur hinauf. Unter seiner Führung machte das Regiment am 10. Oktober 1806 die Schlacht bei Auerstedt mit. Der Major wurde verwundet und geriet auf der Flucht, auf der er von seinem Regiment getrennt worden war, zu Treptow an der Rega in französische Gefangenschaft. Als kranker und blessierter Offizier erhielt er die Erlaubnis, sich nach Potsdam zu begeben. Im Mai 1810 erhielt er noch den Charakter als Oberstleutnant. Nachdem er bei Leipzig einen Sohn und im Jahre 1818 seine Frau, die viele Jahre krank gewesen war, verloren hatte, starb der einsame Alte am 21. November 1827 in Berlin.

Unserer Teilnahme wird Ferdinand von Frankenberg noch durch einen anderen Umstand würdig. Als nämlich im Juni 1792 der noch nicht fünfzehnjährige Heinrich von Kleist als Freikorporal in das Regiment Garde zu Potsdam eintrat, kam er in die Kompagnie Frankenberg. Er fand in seinem Hauptmann einen ebenso gütigen als pflichttreuen Vorgesetzten. Einige Monate nach Kleists Eintritt marschierte das Regiment an den Rhein, um teilzunehmen an den Feldzügen gegen das revolutionäre Frankreich. Heinrich von Kleist befand sich, als das Regiment aufbrach, in Frankfurt an der Oder. Dort starb während seines Urlaubes, am 3. Februar 1793, seine Mutter. Seinen Truppenteil erreichte er in Frankfurt am Main. Als er dort am 11. März Anno 1793 sich mittags bei seinem Hauptmann meldete und ihm sagte, welchen Verlust er erlitten habe, versprach Herr von Frankenberg, sich des verwaisten Knaben „nur um desto mehr anzunehmen". Daß er dies Versprechen getreulich einlöste, dessen würden wir, wenn es nicht sonst ausdrücklich bezeugt wäre, versichert sein, nachdem wir seine Erlebnisse in der Kadettenzeit kennen lernten.

Die Besten. Von Friedrich Lienhard

Die Besten des künft'gen Geschlechts
Wirken in wuchtigen Werken
Nicht nach links oder rechts,
Sondern sie stärken
Was wir nun brauchen, fest wie Erz:
Das deutsche Herz.

Hermann Groeber

Von Prof. Dr. E. W. Bredt

Das ist mal einer!

Ein Künstler von echtem malerischem Blut.

Ein Maler, unabhängig von allen Richtungen und Moden, einer, der auch heute frei und fest nur seinem eigenen Auge folgt.

Ein Meister seines Handwerks und seiner künstlerischen Gesetze.

Eine Natur von unverwüstlicher Frische und Freude.

Ein Deutscher, ein Bayer von echtem Schrot und Korn, der mit allen Fasern in dem Boden seiner Heimat wurzelt.

Eine Persönlichkeit, allmählich gereift in der Hingebung an den selbsterwählten Beruf, durch das ständige Hören auf nichts anderes als die eigene Überzeugung, das eigene Gewissen als Mensch und Künstler.

Die Zahl solcher Männer ist nie gar groß gewesen. Ist zumal heut nicht groß, da nur die festesten und von Natur gesündesten dem Hin und Her der Moden künstlerischer Dogmen standhalten können.

Wir Zuschauer aber vergessen im Genusse der reifen Früchte solcher Künstler die Mühe ihres Weges, die Abwege, auf die wohl auch sie anfangs geführt worden sein mögen —



⊠ Bäuerin mit Kind. Gemälde ⊠



Bayrisches Bauernpaar. Gemälde

und es ist nur ein gutes Zeichen ihres Schöpfers, wenn wir vor solchen Werken getäuscht werden über all das, was doch Voraussetzung ist für jede starke, überzeugende Meisterschaft und Größe: die Überwindung aller Hemmnisse eines einheitlichen schöpferischen Willens.

Wessen Malers Werk aber wäre weniger geeignet, solchen Fragen nachzuspüren, als das des Münchener Akademieprofessors Hermann Groeber?

Hier genießen wir. Hier vor unseren Bildern fragen wir nichts nach Schwierigkeiten, die dem Maler bei seiner Lebensarbeit begegnet sein mögen, bis er in die erste Reihe der Maler seiner Zeit trat. In ihm sehen wir nur einen Sieger der Kunst.

Wenn schon Groebers Selbstbildnis an jene Kraft- und Frohnaturen der Malerei wie Rubens und Frans Hals und Anders Zorn, den schwedischen Sproß kerniger bayerischer Rasse, erinnert, unsere Bilderreihe spiegelt in vielfältiger Weise das bei aller Sachlichkeit belebende Bild, das er von sich selbst auf die Staffelei geworfen hat.

Unmittelbar, frisch, fest ist alles, was er uns gibt. Alles trägt das Signum dieser glücklichen Persönlichkeit an sich. Ob's nun Bauern oder Herren, Damen oder Bäuerinnen, ob's Wickelkinder oder junge Leute sind voll Laune und Schelmerei, das ist einerlei. Ja, was noch mehr sagen will für das Zwingende von Groebers Kunst: wir fühlen uns wie von bejahendem Zuruf begrüßt, auch wenn seine Bilder einen ernsten oder alltäglichsten Stoff behandeln.

Mir ging es wenigstens noch immer so. Jahr für Jahr habe ich die Ausstellungen der Münchener Sezession besucht, sobald ich vor ein Gemälde Groebers trat, hielt mich der Akkord fest, der aus glücklichster Erfassung des Weltbildes und höchstem malerischen Können zusammenklingt.

Es ist auch für den, der sehr viel alte und neue Kunst gesehen, schwer, sich darüber klar zu werden, was wohl das Größere, das Zwingendere in der Groeberschen Kunst ist.

Sollte es nicht ein Glück sein, daß die Frage nach jenen rein artistischen Lösungen bei dem Genusse seiner Bilder zunächst zurücktritt? Denn, mag die malerische Qualität der Groeberschen Schöpfungen, die ihm ja schon längst so ziemlich alle Ehren und Ehrenstätten der Kunst erschlossen hat, noch so sehr den Kenner festhalten, so läßt sich ja denken, es könnte ein anderer vielleicht auch einmal so vortrefflich malen und uns doch kühl lassen, weil ihm das fehlt, was uns Groeber immer wieder ohne Phrase und



Selbstbildnis. Gemälde



In der Sennhütte. Gemälde

Pose darreicht: Saft und Kraft aus heimischem Boden, Gaben perlender Freude am Leben. Freude aus Kraft. Treue aus Meisterschaft in einem Werke sichtbar, das ist heute eine seltene Erscheinung.

Gern malt Groeber die Bauern seiner engeren Heimat. Aber wie vielen Malern wurde schon die Bauernmalerei gefährlich, ja verhängnisvoll. Ganz zu schweigen von denen, die an diese Aufgabe herangingen, ohne die dazu nötigen malerischen Mittel zu besitzen. Viele führt sie zum billig wirkenden Kitsch. Andere aber, die dieser Gefahr aus dem Wege gehen wollten, machten bewußt oder unbewußt aus den Bauern komische Figuren. Oder sie malten, wie das kein geringerer als Defregger zuletzt mehr und mehr getan, städtische Herren, Handlanger und Berufsmodelle im Gewande der Bauern.

Freilich ist nichts leichter als den Städtern, die doch selbst in der ländlichsten Sommerfrische kaum mit den Empfindungen des Bauern sich vertraut machen, Bauern und Bauerngeschichten zu malen. Und je mehr die Bilder mit denen städtischer Kulissenbauern übereinstimmen, um so glaubhafter wirken sie.

Groeber aber macht gar nichts aus seinen

Bauern. Er gibt sie uns wieder als Künstler im doppelten Sinne des Wortes: als Maler, als Mensch unter Menschen ... Er kennt sie von Kindheit an; er wuchs als Sohn eines Arztes auf dem Lande mit ihnen auf. Dem kann keiner was weismachen. Und er genießt heute noch mit ihnen das und was und wie sie genießen. Defregger war eines Tiroler Bauern Sohn. Doch ihn, den Sohn einer anderen Zeit, verführte zu oft der falsche Ehrgeiz des „Historienmalers", das Einfache, das Seelische seiner Landsleute zu übertreiben ins Städtisch-Plausible. Groeber steht als Maler dem Leibl viel näher. Leibl malte mit eiserner Geduld und



Aktzeichnung. München, Graphische Sammlung

Wahrheit echte Bauern von Kutterling, malte sie geradezu ab mit unbestechlicher Sachlichkeit, er machte von ihnen Bilder von bis dahin unerhörter malerischer Qualität, er entdeckte in dieser Welt neue, malerische Genüsse, nur spürte Leibl, als geborener Kölner, nicht den unverwüstlichen Satyr, der jedem oberbayrischen Bauer noch immer alle übertrumpfend im Nacken sitzt.

So gab uns auch Leibl nicht gleichzeitig das, was uns Groebers Meisterhand immer unwillkürlich schenkt: jene gewisse Lust und Freude im Menschen, die zumal der oberbayerische Bauer in so ruhigen, gemessenen, oft schweren Formen unnachahmlich zu verstecken weiß.



Die Malschüler. Gemälde. 1909

Was ist doch die um den Tisch versammelte Bauernfamilie für eine hervorragende Malerei, Zeichnung, Komposition und künstlerische Charakteristik. Bis auf den Buben vorn, diesen stillen Beobachter und Lauscher, essen sie alle aus der einen Schüssel. Nicht mit der Hast des Städters, mit aller Ruh'. Aber jeder Gabelstich von weit her geht mit aller Sicherheit auf das beste Würstel in der Schüssel. Und einige haben ganz nebenbei noch ihr eigenes Spiel und Ziel, ihre Schelmerei, ihre List für sich. Das hat unser Künstler mit einer Sicherheit und Andeutungskunst ausgedrückt, die dem strengsten aller Kunstrichter standhält.

Ein Schauspieler macht das nicht nach, und ein Ludwig Thoma — des Künstlers Jagdgenosse und Freund — hat es wohl oft gesehen, aber auch ihm versagte das Wort, wo des großen Bildkünstlers Auge und Gestaltungsvermögen viel leichter führt und beherrscht. So wie des Frans Hals Gestalten ein Lächeln um die Lippen haben, das den meisten entgeht, so spielt der Bauernhumor in diesem Bilde, auch nur für wenige fühlbar, in der starken künstlerischen Symphonie mit. Nur bei so temperamentvoller Empfindung, Malerei, Gestaltung, Erzählungskunst gelingt es dem Großen, die Brücke zwischen Malerei und Dichtung zu schlagen, die nie in den Zeiten zusammenbrechen wird. Oder erniedrigt treffende Charakteristik und Erzählung etwa den Wert irgendeiner Malerei von Qualität? Im Gegenteil. Wenn uns nicht alle großen Künstler, nicht alle Meisterwerke bisher genasführt haben, so bestimmte noch immer die Kraft geistiger Erfassung (also ein Jenseitiges der sichtbaren Malerei) den Wert der Kunst. Malerei ganz allein macht nicht das Bild zum Kunstwerk. Die Taten aller Meister der Jahrhunderte vor uns behaupten es, sie sind's, die sich behaupten, trotz gelegentlicher Moden rein artistischer Bewertung. Und wer nur malerische Werte als erstes und letztes der Malerei von Wert gelten lassen will, erniedrigt die Velazquez und Rembrandt, die Brueghel und Ostade, die Goya und Watteau zu Stillebenmalern. Doch so groß sie alle als Maler waren, wir stellen sie noch immer auf einen höchsten künstlerischen Rang, weil der die Galanten malte, daß wir ihre Elogen zu hören meinen, und der die Bauern und Lumpen, so daß wir ihre Spelunken riechen, ihr Gejohle uns lachen macht. Und die Bettler Rembrandts zittern wirklich, und des Velazquez' Könige sind wirklich unnahbar, und die Träume des Goya sind nicht nur großartig gezeichnet oder gemalt, sie sind unsterblich, weil sie uns schrecken und erstarren machen.



Bildnis der Tochter des Künstlers. Gemälde

Das aber gilt von Groebers Kunst, von seiner Malerei. Sie hat Zwingendes. Sie befreit weit über den Alltag. Es gibt wenige, denen das glücklichste Temperament so treu geblieben ist durch alle Schaffenszeiten und bei allen Aufgaben, die sie sich gestellt.

Wie ganz anders noch würden wir uns seiner kraftstrotzenden Kunst zuwenden, wenn wir nicht unter der üblen fremdrassigen Anschauung litten, das allein kennerhaft zu rühmen, was nur mit geschicktem Handgelenk geschaffen ist. „L'art pour l'art" ist auch dem Sinne nach durchaus undeutsch. Und wenn wir nicht wie die alten Griechen werden, die des Polyklet nackte Athleten bewunderten wegen ihrer nervigen Elastizität, wenn wir überhaupt die Kunst nicht bald mit dem Leben zu verbinden wissen, werden wir unseren stärksten künstlerischen Persönlichkeiten das Beste schuldig bleiben.

Aber wie überflüssig erscheint mir schließlich gerade vor Groebers Gemälden — vor bleibenden Galeriestücken wie der „Mutter mit Kind", dem „Liebespaar" (mit dem so



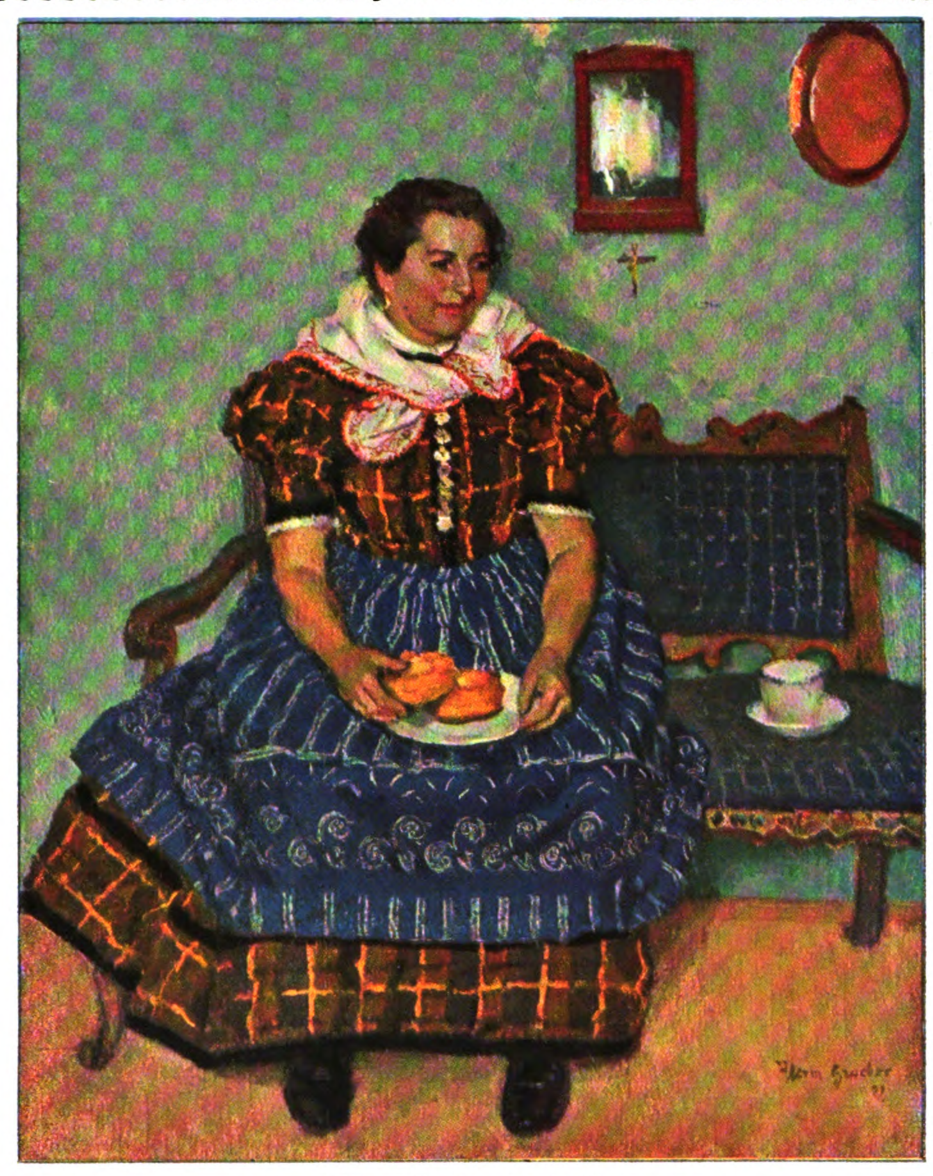
In der Laube. Gemälde

köstlich verwegenen, listigen Bauernburschen), vor der „Altbayerischen Bäuerin“ usw. — die Torheit jener rein artistischen Bewertungsmethode zu bekämpfen. Den Meistern des deutschen Volkes war sie von je durchaus fremd, und der gesündere Sinn einer kommenden Zeit wird sie vollends schlagen. Wer sein Auge an den Meisterwerken der großen niederländischen Malergenerationen geschult, würde ja doch selbst dann mit heller Freude erfüllt, wenn er die Bilder unseres Münchener Meisters auch einmal nur als Produkte aus Zeichnung und Pinselführung, als bloße Raumkompositionen und Farbenspiele betrachten wollte. Wahrhaftig, auch so ist Groeber ein Überragender. Er ist ein Malkönner, ist ein Körperbeherrscher als Zeichner und Maler, der sich in allen Zeiten vergleichen und messen lassen darf. Ja, ein schulmäßiges Vergleichen Groeberscher Arme, Hände, Körper, Köpfe mit ähnlichen Zeichnungen und Malereien erster Sterne am großen, alten Kunsthimmel sei gerade denen gelegentlich angeraten, die es ernst nehmen mit der Besprechung von Kunstwerken. Und das Ergebnis solcher Umschau, das zu recht ergötzlichen Feststellungen nebenher führt, würde uns nur noch restloser unserm großen zeitgenössischen Maler zujubeln lassen, denn dann sähen wir erst recht, wie er sich gerade bei aller Impulsivität eines Fapresto erstaunlichste Gewissenhaftigkeit bewahrt hat.



Bildnis des Bildhauers August Beer. Gemälde im Museum Barcelona. 1906

Hermann Groeber, das wär' mal einer, der wie jene großen Freskanten vom Temperament und Genie eines Tiepolo große

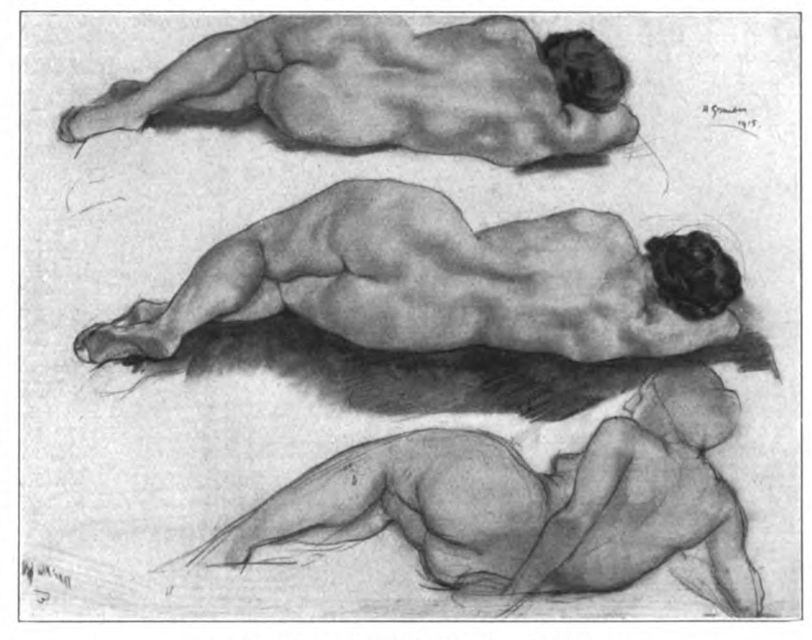


Altbayerische Bäuerin. Gemälde

Wandbilder des reichen, vollen Lebens wie unter der Hand erschaffen könnte. Der würde nicht erst dann an die eigentliche Arbeit herantreten können, wenn kompositorische Grübeleien und Berechnungen den Künstler ermüdet, um nur als Letztes das noch gerade zu geben, was als Erstes zur Zeugung eines lebensfähigen und Leben aussprühenden Kunstwertes führt: das ganze leuchtende, innere Erfülltsein.

Und ich bin gewiß, so viele Freiheiten, wie sich jene Manieristen ex tempore zuschulden kommen ließen, und die wir doch bei Bewunderung der Alten nur zu gern in Kauf nehmen (wenn wir sie überhaupt sehen), würden auch im größten Wandbild unseres Meisters nicht zu finden sein. Jene schwelgten ja ordentlich in der Wonne des Gehenlassens der Hand; sie wußten: die Verzeichnungen gingen nicht auf Kosten des Ruhmes. Und nur zu verzeihlich sind die Flüchtigkeiten bei jenen, die, von Jugend an mit größten Aufträgen überhäuft, von Palast zu Palast, von Dom zu Dom durch ihre Auftraggeber gehetzt wurden.

Anders die Zeiten, anders die Aufgaben. Aber wie schwer wird die europäische Verarmung erst einmal den nach uns Kom-



Drei liegende weibliche Rückenakte. Zeichnung

menden sichtbar werden, wenn sie Gemälden von der impulsiven Sicherheit eines Groeber die Fähigkeit ablesen zu viel größeren Aufgaben.

Doch trösten wir uns, tröste sich der Künstler: unabhängig vom Umfang der Werke bleibt sein Ruhm bei der Nachwelt.

Ob Groeber ein Münchener Madel malt mit all seiner einzigartigen natürlichen Sinnenfreude und Selbstverständlichkeit bayerischen Weltbehagens, oder eine schier sirenenhafte Venezianerin, eines ist gewiß: seine Bilder hat kein Zauderer, kein Verzager gemalt, und sie sind nie nach allen möglichen und unmöglichen Rezepten erst versucht und wieder versucht worden. Seine Bilder erscheinen wenigstens immer, wie jedes große Kunstwerk erscheinen soll, wie geschaffen in glücklicher Stunde. Jeder fleißige Kunstausstellungsbesucher bemerkte aber schon bei so manchem Bild, das ihm aufs erste frisch heruntergemalt vorkam, nach zweitem und drittem Anschauen, wie verquält es doch gemalt ist. Groebers Gemälde halten jeder Nachprüfung stand, sie sind eben das Ergebnis reifster künstlerischer Erfahrungen und sicherster Beherrschung aller Malmittel.



Baronesse Poschinger. Rötelzeichnung. 1916

Nur ein Beispiel, ein Beleg dafür statt vieler, die aus der großen Zahl seiner Werke leicht zu geben wären:

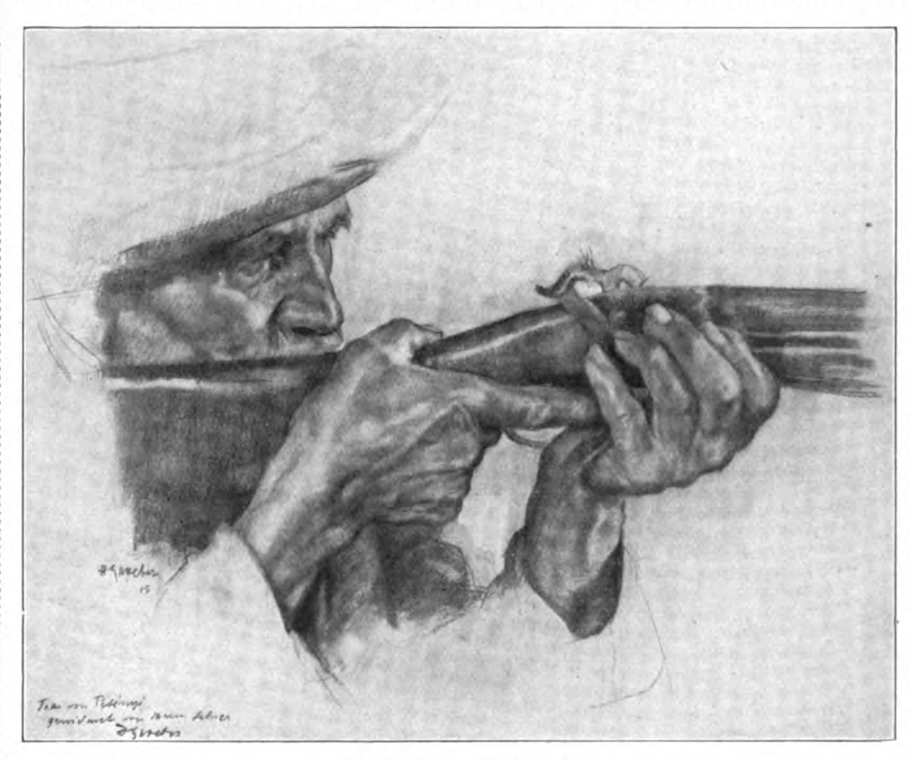


Münchner Mädel. Gemälde

„Die Malschüler" — — (Schüler wohl auch Groeberschen Frohsinns). Ein Bild, das seinerzeit die höchste akademische Auszeichnung erhalten und verdient hat... In wenigen Tagen überlegt, erfunden, entworfen, gemalt. Von spontaner Wirkung, die ihresgleichen sucht, und doch von bleibender Überzeugung. Gleichzeitig künstlerisch und menschlich animierend, wie der beste Frans Hals.

Und doch kein Zufallstreffer, kein Treffer aus bloßer geschickter Mache. Die Komposition ist ein glänzendes Beispiel, wie ruhige Erwägungen eines Meisters alle Spuren künstlerischer Berechnungen vergessen machen. Nichts bezeichnet so die Größe irgendeines Schöpferischen wie die Sparsamkeit seiner kompositorischen Mittel.

Nur ganz kurz das wenigste, was uns hier auffällt: Man decke das Bild zu, nachdem man es nur flüchtig gesehen. Wie war der Eindruck? Wer hätte nicht sofort das Bild vom buntesten Durcheinander der Gestalten? Bleibt nicht die Wirkung des lustigsten Hinundher bei einem fröhlichen Gelage? Alles ist tatsächlich Stimmung, Leben, Jugend.



Im Anschlag. Zeichnung

Jeder folgt in seiner Weise den lustigen Späßen. Und die Mittel des Künstlers?

Das Bild könnte kaum ruhiger komponiert sein. Die Mehrzahl der Köpfe fast in einer Linie. Vier andere Köpfe bilden darüber wieder fast eine Linie. Und wie groß erscheint der Raum aufs erste? In Wirklichkeit hätte die lustige Gesellschaft in einem gewöhnlichen Zimmer Platz gehabt: alles beherrschte der Künstler, um uns in einen weiten Raum, der erfüllt von Lustigkeit, zu zwingen! Und fast gegen das alte, bewährte Malrezept, vorn eine dunkle Masse als



Mutter und Kind. Studie

Gegensatz anzubringen (Liebermann z. B. verzichtet sehr ungern und selten darauf), malt der seiner Kunst sichere Groeber vorn helle Stoffe!

Aber mit solchen flüchtigen Feststellungen künstlerischer Weisheit ist das Geistreiche in diesem Werke nicht erschöpft. Lachende zu malen, so zu malen, daß sie uns dauernd fröhlich machen wie Zecher des Ostade, das ist verteufelt schwer. Die unzähligen Kitschmaler des Lachens liefern den Gegenbeweis. Nach keinem Rezept war so etwas zu malen. Das gab nur sein ursprünglicher Genius dem Künst-



Bauernfamilie beim Mittagessen. Gemälde

ler. Denn just auf dem Gebiete des Gruppenbildes haben weltberühmte Vorbilder mit allen möglichen Mitteln Augen und Hand gerade sonst tüchtiger Maler gelähmt. Ein Lenbach z. B. hat so etwas nie fertig gebracht, so sehr er auch sich darum bemüht hat. Sonderbar, daß dies Meisterwerk noch nicht den Weg in eine öffentliche Galerie gefunden hat. Aber es wird wohl nicht mehr lange dauern? Wenn erst mal die dargestellten Schüler Groebers sich selbst berühmt gemacht haben, kommt ein neuer Bewertungsfaktor dazu ...

Das ist das Bild eines Malers, der auch zum Lehrer der Malerei geboren ist. Seine Erfolge als Lehrer in Paris, an freien Kunstschulen und nun schon lange Jahre an der Münchener Akademie würden genügen, seinen Namen zu erhalten in der Geschichte der deutschen Malerei, wenn er selbst — nur gute Lehren geben könnte, ohne sie selbst zu erfüllen. Was ja gelegentlich vorkommen soll.



Dame mit Teetasse. Gemälde 1915

Groeber ist auch als Lehrer Meister. Das heißt: er ist kein Schulmeister. Er läßt jeder Persönlichkeit seine freie Entwicklung. Doch kann hiervon nicht weiter die Rede sein. —



Bildnis einer Venezianerin. Gemälde

Unsere Bilder, zum Teil so vorzüglich, daß selbst die Güte des Pinselstriches fühlbar und sichtbar wird, geben einigen Begriff von der Weite des malerischen Schaffensgebietes Groebers. Ist die Landschaft, die ein so großer Naturfreund wie Groeber selbstverständlich mit aller Leidenschaft pflegt, nicht vertreten — so aus gutem Grunde: ein einzelnes Bild davon würde den Begriff seiner Landschaftsauffassung allzusehr einengen.

Im übrigen kommt es ja niemals auf die Vielseitigkeit eines Menschen an, sondern auf seine Fähigkeit, den Dingen so nahe zu kommen, daß sie für uns ein neues Leben bekommen. Und in der Beziehung nimmt es der ideale Lebensrealist Groeber mit allen Zeitgenossen auf. Wie seine Bauern leben, wie immer von seinen Werken Frische ausgeht, wurde schon gesagt. Und wenn so oft die Werke eines Künstlers im Nebeneinander sich gegenseitig lähmen, hier wird das Nebeneinander erst recht eindrucks-

voll. Die breite, altbayerische Bäuerin mit den Schmalznudeln auf dem blauen Schurz ist geradezu klassisch in ihrer Echtheit und Lebendigkeit.

Und die „Dame mit der Teetasse“, „Der alte Bauer mit der Rose im Mund“, zeigen allein schon, wie sehr der Künstler in zwei ganz verschiedenen Welten nicht nur heimisch ist, wie er hier wie dort Typisches eindringlich, unvergeßlich macht. — So wird sein „Bauer mit der Rose“ ganz Erde und Heimat, so ist die Dame ganz Adel, Geist, Kultiviertheit.

Nach der Bezeichnung „die Teetasse“, möchte der Künstler dies in jeder Beziehung vornehm gegebene Bild wohl mehr als Stoffmalerei gewertet wissen. Das wäre aber allzu bescheiden. Es ist ein Porträt — und ich bin der Meinung, wenn Groeber nur Porträts gemalt hätte, so wäre er ein unbestrittener Führer dieses Faches.

Er ist hier einer für sich. Wir wissen, was einst und jetzt die Bildnismalerei gegolten, welche Werte und Unwerte sie hervorgebracht. Und wenn heute jedem, der von sich selbst ein Bild haben will, das unfehlbar der wirklichen Erscheinung am nächsten kommt, der Photograph und nicht der Künstler anzuraten ist, so ist doch auch die Empörung vieler berechtigt, die sich von einem jungen Künstler porträtieren ließen, um dann auf der Leinwand einen Haufen unkenntlicher Farbflecke und ein Durcheinander von Strichen als ihr künstlerisches Porträt dargeboten zu erhalten.



In der Sonne. Gemälde



Die Nelke. Gemälde

Gewiß zu viele verlangen vom Künstler als Porträtist gerade das, was jedes künstlerische Fühlen ablehnt: Unpersönlichkeit der Auffassung.

Wie alle andere Natur, malt und zeichnet Hermann Groeber auch die Menschen nicht bloß ab, die von ihm ein Bildnis wünschen. Unsere Bildnisse von ihm, die köstliche Zeichnung der Baronesse Poschinger, „Die Dame“, „seine Tochter“, „das Selbstbildnis“, „das Herrenbildnis in Barcelona“, sind ja überzeugende Beweise für die Treue, mit der Groeber den Objekten entgegentritt. — Aber Treue macht nur dann zum Künstler, wenn seine Treue zu sich selbst alles Schaffen bestimmt. Und deshalb hat Groeber das Recht, seinen Porträts immer ein Etwas von seiner eigenen Frische, Gesundheit und Ursprünglichkeit zu geben. Das ist mehr als des Künstlers Recht, das macht den Künstler, das eben macht auch den Bildnismaler Groeber einzigartig.

Wie Samberger seine Bildnisobjekte gern um etwas geistig beschäftigter macht, als sie anderen erscheinen, so hat Groeber die Gabe, alle durch Jugendlichkeit oder die Reize des Übermuts oder der Männlichkeit in seiner kraftvollen Welt zu Gaste zu laden.

Übrigens ist ja wohl keine Persönlichkeit so einfach, daß nur eines Malers Auffassung allein das Richtige von ihr träfe. Es



Bauer mit der Rose im Mund. Gemälde

wäre ein leichtes, eine kleine Galerie großer Persönlichkeiten, die von verschiedenen Großen der Kunst porträtiert wurden, zusammenzustellen, um zu beweisen, wie jeder Meister dieselbe Person sehr wesentlich anders künstlerisch umformte. —

Ein Glück freilich für den Künstler als Porträtisten, wenn sich von ihm die malen lassen, die gerade seiner ganzen Weltauffassung von Schönheit, Kraft, Persönlichkeit einigermaßen entsprechen. Von Frans Hals mögen sich wohl auch griesgrämige Naturen haben malen lassen — und doch gab er ihnen für die Unsterblichkeit wenigstens ein Lächeln des Griesgrämigen mit.

Wenn aber einmal der Charakter unserer Zeitgenossen nach dem Durchschnitt der Gesichter und Haltungen auf den Bildnissen unserer Künstler beurteilt werden sollte — und das wird geschehen — vorteilhafter, sieghafter würde er niemals erscheinen, als in den immer irgendwie lebensbejahenden Bildnissen Groebers.

Nur ein Wort über den Zeichner!

Braucht es Worte für den, der sich in unsere Zeichnung einer nackten weiblichen Gestalt — (jetzt im Besitz der Graphischen Sammlung in München) vertieft? — Diese Zeichnung bleibt eine Perle der graphischen Kunst unserer Zeit. Ihre Klassizität im



Bauernmädchen vor roter Vase. Gemälde

Sinne germanischer Auffassung ist unleugbar. Und wer das Original in der Hand hält, fühlt die Feinheit der Hand, fühlt das Blut im Finger, der es gezeichnet. Es ist eine Kostbarkeit für sich. Selbst im Rahmen von Zeichnungen der alten, großen Holländer bleibt sie durch Sicherheit, Gefühl, Kraft und Weichheit glänzend bestehen. — Das Köpfchen der Baronesse Poschinger — eine Rötelzeichnung — ist fast schon Malerei — die kraftvolle, flotte, ganz aus der Natur hingeworfene Studie der „Mutter und Kind" mag schließlich noch einmal an den alles beherrschenden Akkord Groeberscher Kunst erinnern: Sicherheit und Temperament.

Möchte unser Künstler, der jetzt im 56. Lebensjahre steht, der rüstiger als je in Werkstatt, Schule und Natur schafft, immer weiter vom Glücke begleitet sein — zum Glücke des Ansehens deutscher Kunst und Art.

F. A. Zwätz Ein Stück seines Lebens
Von F. R. E. Paul Schumann

Der Zimmermeister Philipp Adolph Zwätz lag im Bett und konnte doch nicht schlafen. Deshalb kam es, daß er alle Uhren von Klein-Bellstedt heute nacht schlagen hörte, erst die Turmuhr, dann die Rathausuhr. Bei jedem Schlag, der rasselnd über die Dächer flog, machte er sich seine besonderen Gedanken. Die Turmglocke hatte geläutet, als Lina Bach, die Schwester seiner Braut, begraben wurde. Jetzt hörte er es sogar von Bühlitz herüber schlagen. Der Wind stand von daher. Die Bachs stammten von dort aus einem kleinem Bauerngute. Die Rathausuhr war stehen geblieben, als auch die Mutter Bach gestorben war. Nun war die junge Judith Bach, seine Braut, ganz allein.

Das war ein Schreck gewesen, als Judith am frühen Wintermorgen durch die dunkle Badergasse zum alten Onkel Beyer gegangen war, als die Krankheit mit Lina anfing. Sie wußte sich keinen anderen Rat, da auch die Mutter so matt und marode war. Unter der Straßenlaterne am Markt, die über die einmündende Amtsgasse nach der Apotheke hinüberschaukelt, hatte ihr plötzlich eine rauhe Maurerhand unter das zarte Kinn gegriffen. Es war ein Fremder, Zugewanderter. Der hatte ein Paar erschrockene blaue Augen gesehen, die wie Kornblumen unter dem Weizenblond der straff und einfach gescheitelten Haare strahlten.

„Du bist wie eine Blume ...“ hatte er zu ihr gesagt. Es war ein Männerspaß gewesen.

Grämlich kam der Wintermorgen hinter der Kirchenecke hervor und warf ein bleiches, rötliches Licht auf die grauen Blechkästen des kleinen Amtsgefängnisses am Markt. Aber er funkelte doch wie ein heimliches Lachen in den gefrorenen Fensterscheiben der Apotheke, hinter denen der alte, schnurrige Provisor immer steht und nach den vorübergehenden Mädchen guckt.

Ganz atemlos war die junge Judith bei Onkel Beyer angekommen. Und der hatte ein sorgenvolles Gesicht gemacht. Er verschwieg es wohlweislich, daß ihm Judiths Großmutter, die auf dem Klein-Bellstedter Kirchhof, zu dem auch Bühlitz gehört, begraben liegt, ein paar Nächte erschienen war. Rechts stützte sie sich auf Judiths Mutter; an der linken Hand aber führte sie die kleine Lina.

Seufzend hatte Onkel Beyer die rotsamtenen Schuhe angezogen und war zu Doktor Eckardt gegangen. Das war ein saugrober Mann. Denn er hatte die Nachbarinnen aus der Krankenstube hinaus getrieben.

Gastrisches Fieber sollte es sein.

Aber die Frauen wußten das besser. Sie flüsterten es um so heimlicher in den grauenden Tag, während die rotgeblumte Standuhr so langsam tickte und der Totenwurm im Kastenholz knackte.

Die alte Leonhardten nickte nur immer zu Onkel Beyers Traumerzählung. Das waren schleppende Leichengewänder, die der Nebel um das Häuschen fluten ließ, das sich altersschwach und ängstlich an das stattliche Nachbarhaus lehnte. Für die alte Leonhardten war die kleine Lina schon gestorben.

„Gastrisches Fieber ... Unsinn ... Das war der Tod, der schon draußen vor der Türschwelle hockte ...“

„So ein gutes Kind, die Lina.“

„Gabe der Liebe, meine gute Mutter.“ So sagte sie allabendlich beim Gutenachtkuß.

„So ein hübsches Kind ...“

Die Frauen hatten recht behalten. Jetzt war das einzige, was von Lina übrig geblieben war, das verschlungene Blondhaar mit der blauen Schleife unter Glas im Goldrahmen. Die Bachs waren alle blond. Es ist mit in Judiths Hausstand gekommen und hat jahrelang über ihrem Nähtisch am Fenster gehangen. Später hat es ihr Sohn mitgenommen. Manch kalter, fremder Mann hat davorgestanden und sich gewundert oder hat gar spöttisch gelächelt, da er die Klein-Bellstedter Sitte nicht kannte. Es erzählte von drei Gräbern in der kleinen Stadt. In der Mitte lag die Großmutter, rechts von ihr die Mutter Bach und links die kleine Lina.

... Immer noch drehte sich der Zimmermeister Philipp Zwätz schlaflos. Er wurde die Gedanken nicht los. Denn es war kein leichter Schritt, den er vorhatte.

Sollte er das blutjunge Ding, die Judith, jetzt schon heiraten? Der alte Sieler hatte so höhnisch gelächelt. „Was, Judith, einen Zimmermann willst du heiraten?“

Die alte Turmuhr brummte behaglich den letzten Schlag der Mitternacht. Da lächelte Philipp Adolph Zwätz. Denn er dachte, was Sieler für ein spindeldürres Männchen

war. Da war er wahrhaftig ein anderer Kerl. Vom Tanz in Bühlitz war er neulich in der Dunkelheit vier Stunden nach seinem Bau gelaufen. Arbeiten, das konnte, das wollte er. Für sie beide reichte es. Aber er konnte einen Sohn bekommen.

Da wälzte er sich im Bett und überlegte, ob er das Wurm auch ernähren könne. Er hatte eine schwerfällige Art. Seine lustige Mutter, die schon lange tot war, hätte wieder einmal über ihren Jungen lachen können.

So wurde es eine angstvolle Hochzeit. Und Judith war doch so jung und schon Meisterin. Nicht viel anders als die großen Schulmädchen sah sie aus.

Die Kirche ist das Adelshaus der Bürger.

Meister Philipp Zwätz wußte das ganz genau, und darum sah er in dem schwarzen Gehrock so würdig aus.

Während der Traurede sah er alle seine Vorfahren unten und oben in den Kirchstühlen sitzen.

Es war ihm, als hätten sie ihre Geisteraugen auf ihn gerichtet, und manch einer schien ihm ermunternd zuzunicken oder auch mißbilligend den Kopf zu schütteln. „Sie ist zu jung, Philipp ...", so raunte es, und seufzend strich der Wind der Orgelbälge durch den Raum. „Du hast ja so ein Paar feste Arme ... es wird schon gehen", sang der fromme Choral, den der Kantor spielte. Und es ging. Philipp Zwätz hat manchmal vor dem gestickten Haussegen gestanden, den der Onkel Beyer zum Hochzeitsgeschenk gab. Es war ein rechtes Bürgerwappen. „Gott hat geholfen — Gott hilft noch — Gott wird weiter helfen."

So flüsterte der Haussegen seinen Spruch manchmal, wenn in dunklen Herbstnächten die Sorge mit wirrem Haar vor den kleinen Kammerfenstern stand und durch die Scheiben starrte, weil Philipp Zwätz wieder einmal vergebens auf die Dörfer nach Bauaufträgen gelaufen und naß und müde und mutlos nach Hause gekommen war.

So kam es, daß Philipp Zwätz sogar an die Vergrößerung des vom Vater ererbten kleinen Hauses dachte.

In den hellen Herbstmondnächten wurde eigenhändig der Lehm gefahren.

Das war manch lustige Fahrt, wenn Philipp Judith auf den Schubkarren setzte und in den Bachwiesen der Niederung vor Klein-Bellstedt der Mond hinter den Erlen hochkam.

„Soll ich dich in den Bach werfen, Hexe?" Keiner von Klein-Bellstedt hatte den ernsten Mann jemals so ausgelassen gesehen. Keiner belauschte sie. Nur der helle, kühle Septembermond sah es, der über den abgeernteten Feldern stand.

Aber Philipp Zwätz wußte auch, daß er eine blutjunge Frau hatte. Deshalb schwatzte er klug, damit sie verständig werden sollte. Schließlich aber lachten sie alle beide. Denn sie dachten an ihre Stube in dem Häuschen oben in der Stadt auf dem Berge, wo die Lampe nachher heimlicher als in allen den anderen Bürgerhäusern singen würde.

Keiner sah es, wie dann der ernste Mann das zierliche Ding mit dem schlanken Mädchenkörper, das schon eine Frau war, auf den Schoß nahm, und wie töricht und klug dann hier gesprochen wurde.

Nur die alte Kastenuhr, die schon bei Linas Tode getickt hatte, hörte es.

Sie wußte, wie es ist, wenn der Nachtwind sich neugierig an die Scheiben der kleinen Hinterstube drückt, wenn in dem kleinen Zimmermannshause wieder einmal Hochzeit gewesen war. Sie hatte schon manche Nacht wehes Kindergeschrei gehört; das klang wie das Schreien der frühlingsseligen Katzen, die auf dem kleinen Hofe nächtlings die Eimer umherpolterten. Sie wußte auch, wie es ist, wenn in der dunklen Winternacht sich der tote Urgroßvater meldete. Dessen Husten zwischen den Gartenbeeten hatte schon mancher gehört, wenn Unheil drohte und das Hausvieh ängstlich und dumpf polternd gegen die Stallwände trat, während die Hausmarder auf dem dunklen, staubigen Oberboden eine tolle Gespensterjagd aufführten. Sie kannte das alles, und deshalb tickte sie immer noch hart und gleichgültig, wenn Philipp Zwätz mit seiner jungen Frau längst zu Bett gegangen war. Nur das alte Holz der rotgestrichenen, breiten Bettlade über der Kammertreppe knarrte.

Als der Hausanbau fertig war, da kam wieder einmal die Zeit, daß der Onkel Beyer zu nachtschlafener Zeit zum Doktor Eckart laufen mußte.

Schon früh um drei Uhr kam der gute Onkel gelaufen. Da ist es noch dämmerig. Es war im September. „Philipp ... Philipp ..." so rief und pochte er. „Was macht Judith?" Und dann war er sogar noch querfeldein nach Bühlitz zur Hebamme, der alten Leonhardten gelaufen. Die nickte auch heute wieder sachverständig zu seinen wirren Reden. Aber es war nicht der Tod, den sie vor der Kammerschwelle hocken sah; es war das Leben.

Es war ein Junge, den sie Frau Judith in den Arm legte. Zu seiner Taufe waren viel junge Mädchen eingeladen. Sie haben dabei Liebesgedanken, wie es sich zu jeder

richtigen Kindtaufe gehört. Es wurde Harmonika gespielt und viel gelacht. So hielt der kleine Adolph einen fröhlichen Einzug. Aber das beste kam erst noch. Das waren die Wiegenlieder der jungen Mutter. Frau Judith war wie alle Bachs liederkundig. Das hörte das Kind alles im Schlaf, während draußen der Schnee stöberte.

Sie sang von dem, was schon die kleinen Mädchen träumen, wenn sie, die Zöpfchen ganz straff geflochten, die Puppe auf dem Arm und den kleinen Kinderpuppenwagen schiebend, am Markt in der Ecke bei Buchbinder Johnson stehen.

Sie hatte eine süße Stimme.

Die wurde dann ganz heimlich. Der kleine Adolph aber ward ganz ruhig, steckte das kleine Fäustchen in den Mund, sah sie mit seinen Kinderaugen an und babelte auch etwas vor sich hin, was gestaltlos war wie die Schwingungen des Windes draußen und was die junge Mutter doch verstand.

Es war eine geheimnisvolle Verbindung zwischen Mutter und Kind. Alles sagte Frau Judith ihm, was um die Mauern der kleinen Stadt webte, wie sie im Mondschein mit dem Schubkarren gefahren waren, wie Philipp sie auf den Karren gesetzt hatte und mit ihr den Berg hinuntergetollt war und was sie dabei mit ihrer Seele gesprochen hatte. Sie kleidete es aber nicht in Worte, sondern in Töne. Es war ihr selbst nicht ganz bewußt. Aber das Kind verstand sie doch.

Es sah sie unverwandt mit seinen großen Augen dabei an. Wenn sie sich aber zu ihm niederbeugte, dann griff es nach dem weißen Mädchenhals und den blonden Zöpfen. Die trug sie zu Hause immer noch, aber nur das Kind und sein Vater durften daran ziehen.

Als der kleine Adolph schon ein Mann geworden war, da hat er manchmal so eine heiße Sehnsucht nach seiner Kindheit gehabt. Er wußte selbst nicht recht warum. Aber seine Seele wird wohl die süßen Töne behalten haben, die Frau Judith sang.

So kam es, daß er auch später noch in Klein-Bellstedt eine Märchenstadt sah, von der die Klein-Bellstedter nichts wußten.

Die wußten auch nichts von der geheimen Zwiesprache zwischen Mutter und Kind.

„Wie ist dein Kind so ernst ...“ sagten die Nachbarinnen, „Frau Judith ...“ und machten ihm allerlei vor. Aber Friedrich Adolph verzog keine Miene.

„Wie seine Mutter wird der nicht ...“ sagte die alte Leonhardten sachverständig.

„Er hat überhaupt nichts von deiner Familie, Judith ...“ sagte eine andere. „Auch der Onkel Beyer kann doch so ein lustiger Kerl sein. Wißt Ihr noch, wie er nach Judiths Hochzeit in Unterhosen den Tanz der Ballettmädchen im Leipziger Theater nachmachte? Ich habe mich krank gelacht.“

So sprachen die klugen Nachbarinnen.

Es schien ausgemacht. Die Bachs waren eine lustige Gesellschaft, aber der kleine Adolph war kein Bach. Da schwieg Frau Judith beschämt, und die Wiegenlieder klangen schwermütig. Denn sie kannte die ärmlichen Verhältnisse in ihrem Vaterhause wohl. Wenn die Haustürglocke dünn und blechern schellte, dann hatte der Vater immer so einen erschrockenen, ängstlichen Zug im Gesicht gehabt. Denn es kam kaum jemand zu ihnen, der nicht um Geld kam.

Und doch hatte die Mutter mit ihrem Hebammenberuf Tag und Nacht mit geholfen. Zu jeder Stunde lag sie auf der nassen Landstraße, wenn Kindesnot irgendwo jach aufgesprungen war. Dadurch hatte sie ihre Krankheit mit nach Hause gebracht und die kleine Lina mit fortgenommen.

In solchen Stunden hatte Frau Judith eine heiße Angst um die Zukunft ihres Adolph. Ob er wohl auch die Ärmlichkeit und die Ängstlichkeit, das schleppende Erbteil von ihrem Vater her, mit ins Leben tragen mußte? Er wird doch wohl auch etwas von seinem Vater haben? sinnierte sie und dachte stolz an die kraftvolle Männlichkeit ihres Philipp.

Der aber nahm sie abends immer lachend noch auf den Schoß. „Wenn er nur etwas von der frischen Natürlichkeit seiner jungen Mutter hat,“ sagte er.

Friedrich Adolph aber hörte das mit an und sah mit ernsten Augen nach der Lampe.

So schien es recht zweifelhaft um das zukünftige Lebensglück des kleinen Jungen bestellt. Denn so oft Frau Judith ihn prüfend ansah, sie konnte nichts von ihrer lustigen Familie in seinen Gesichtszügen entdecken.

Friedrich Adolph aber wurde derweil älter. Er ging noch nicht in die Schule. Er ging zu dem Onkel Beyer.

„Wie wird dein Kind wunderlich, arme Mutter.“

Onkel Beyer ist zu gut. Er kennt alle Vogelstimmen; aber kennt das Leben nicht. Er weiß viel Geschichten, aber er versteht die Menschen nicht. Er ist ein ganz unpraktischer Mann. „Hüte dein Kind, Frau Judith, daß es kein Träumer werde. Du bist natürlich Frau Judith, du hast die Gabe des Lachens. Aber in den Geschichten des Onkels Beyer ist zuviel Stille. Der ist ein richtiger Kleinstädter. Der hat die große

Stille der Nacht in Klein-Bellstedt zu lange gehört."

Und die Seele des Kindes lauschte und kam hervor. So wie die Turmglocke oben am Markt die Einsamkeit der Nacht lockt, daß sie voller und zitternder über die Dächer schlägt, so lockte das Kind die ruhige, gütige Stimme des Onkels Beyer.

„Wie wird dein Kind so wunderlich. Freue dich, Frau Judith."

Als Adolph längst ein Mann geworden war, da wußte er freilich, daß nicht der Onkel Beyer erzählt hatte, sondern seine eigene Seele. Die aber war die kleine, stille Stadt. Wenn er abends in seinem Bettchen lag, dann war alles um ihn, wovon der Onkel erzählte.

Der alte Birnbaum klopfte an das Fenster und sprach: Ich bin die Nacht.

Die Gänse im Ziegenstalle wisperten und schnatterten: Wir sind der Abend.

Ein ferner Schritt ließ sich hören. Ein Wagen rollte draußen auf der Landstraße in das uferlose Land des Schlummers und sprach: Ich bin die Dunkelheit.

Da wurden dem Kinde die Augenlider so schwer. Denn das alles wollte ihm erzählen, gleich dem Onkel Beyer, wie leicht das Leben und wie still der Tod ist. Frau Judith aber lag derweilen daneben in dem großen Ehebette, und der Nachtmond malte ihre runde, mädchenhafte Schulter ganz weiß. So schien eitel Glück in dem Zimmermannshause zu sein. Der Nachbar Kemnitz, der Tischlermeister, der Vater der kleinen Agnes, hat es manchmal beobachtet, wenn er nach Feierabend mit der Pfeife an der Gartenplanke stand. Er las viel und war sternkundig.

⌘ ⌘ ⌘

Es war eines Sonnabends. Das ist der Reinemachetag in Klein-Bellstedt. Da durfte weder Meister Kemnitz noch die kleine Agnes der Mutter in die Quere kommen. Nun war auf den unruhigen Tag der Abend gekommen. Meister Kemnitz stand in seinem Garten. Agnes und Adolph hockten an der Laube und spielten im Sande.

„Wollt ihr einmal den Mond sehen?" fragte der Meister. Er hatte ein großes Fernrohr in der Hand.

Adolph hob sich neugierig auf die Zehenspitzen. Er sah zuerst hindurch, um Meister Kemnitz' bartlosen Mund spielte ein leises Lachen.

Es war ein gewaltiger Eindruck. Ganz erschrocken war das Kind. Es hatte den Mann im Monde zu sehen geglaubt, wie er die Tracht Reisig auf dem Rücken trägt. Nun aber sah es Berge und Täler. Zum ersten Male sah es mit Ehrfurcht zu dem Himmel auf.

Als die Kinder auf den Steinstufen vor Kemnitzens Hause saßen, sahen sie immer noch nach dem gestirnten Himmel empor.

„Wie weit ist das wohl?" fragte Agnes gläubig den größeren Jungen. Er wußte sonst immer alles besser als sie. Sie ordnete sich ihm stillschweigend unter.

„Bis nach Amerika," antwortete Adolph ernst. Das war das weiteste, das er sich denken konnte.

Nun liefen sie Hand in Hand nach dem Marktplatz. Ihre Schatten liefen im Mondlicht neben ihnen mit. Es war ein lauer Frühlingsabend. Vor der Sakristei an der Kirche blieben sie stehen. Da war nach der Kindersage ein Gespenst. Sie bedauerten den Pastor, der da hineingehen mußte. Das halbe Ohr sollte ihm schon abgehauen sein. Er kämmte das Haar darüber. Sie hoben sich beide auf die Fußspitzen. Wie mag es erst jetzt darin aussehen? Aber nur das Mondlicht lag auf dem Taufbecken, in welchem sie beide getauft waren. Da gingen sie beide wieder einträchtig nach der Bühlitzer Straße zurück. Wieder hockten sie auf den Steinstufen. Das Wohnstubenfenster stand offen. Kaufmann Weber, der viel Geldgeschäfte machte, war bei Meister Kemnitz. Sie hörten ihn deutlich sprechen.

„Was ist die Welt so schlecht, Meister," sagte er immer wieder. „Ich kann es nicht billiger machen. Sieben Prozent. Was glauben Sie, was ich schon eingebüßt habe. Sie sollten nicht soviel Bücher lesen. Arbeiten, Meister, arbeiten ..."

Die kleine Agnes hatte sich ganz zusammengehuckt. Sie huschelte sich an Adolph.

„Faulheit ... Schlechtigkeit der Welt ..." immer noch horchten sie und verstanden es nicht.

Sie sahen, wie die Venus strahlend über Webers Scheune stand. Die Welt dünkte ihnen so wunderschön heute abend. Selbst der im Fortgehen noch auf der Straße schimpfende Kaufmann Weber stand im milden Sternenlicht.

„Wir wollen singen," sagte die kleine Agnes. Sie hatten es in der Schule gelernt. Agnes hatte eine sanfte Stimme.

„... Süßes Licht ..." so kam es von den unschuldigen Mündern ... „Sonne, die durch Wolken bricht ..." Der Kaufmann Weber war längst in sein stattliches Haus getreten. Eisenketten spannten sich davor von Stein zu Stein. Die Kinder saßen ganz allein auf den Steinstufen und sahen nach dem gestirnten Himmel über ihnen.

So einsam war die ganze Bühlitzer

Straße. Die eine Seite lag im hellen Licht. Der kleinen Agnes Haar schimmerte golden. Es war so still. Nur die Stimmchen der Kinder waren zu hören.

„... Wie wird's sein, wenn ich zieh in Salem ein, in die Stadt der goldenen Gassen ..."

Ganz in der Ferne rollte ein Wagen. Es war die Fahrpost, die von Weißenfels kam. Nun hielt sie vor dem Posthotel. Man konnte es bei der stillen, weichen Abendluft bis hier herunter hören. Ein paar mürrische, müde Geschäftsreisende mit großen Musterkoffern waren wohl ausgestiegen. Denn am Torweg zum goldenen Löwen oben am Markt hörte man erregte Stimmen ... „Elendes Nest hier ..." „Ein trauriges Dasein und noch dazu hier zu wohnen ... ja, in Berlin ..." Aber unbekümmert sangen die Kinder weiter: „Herr, mein Gott, ich kann's nicht fassen, was das wird für Wonne sein."

Die drei Geschäftsreisenden saßen noch lange am runden Tisch im Gasthof. Die Klein-Bellstedter horchten auf. Da erfuhr man doch wenigstens einmal etwas Richtiges. Was wußten die feinen Herren nicht alles zu erzählen. Ja, in Berlin, da war man doch klüger. Es gab lautes Lachen. Selbst die stille Straße draußen lauschte.

Der kleine Adolph lag schon längst im Bett. Er träumte von der Stadt der goldenen Gassen. Das war die Bühlitzer Straße, die in mildes Wonnelicht getaucht war.

Und die Kinder wurden noch größer. Es gab viel stille Nächte in der Bühlitzer Straße. Die kleine Agnes war jetzt ein großes Schulmädchen. Sie schlief oben in der Giebelstube, zu der man über den Hausboden gehen muß. Da hatte sie manches Erlebnis. Sie wußte nicht, was es war, das ihren jungen Leib unruhig im Bett herumwerfen ließ. Dann lag sie mit wachen Ohren. Denn auf den langen, verstaubten Dielen des Oberbodens gab es ein tolles Gelaufe und feines Quieken. Das waren die Mäusehochzeiten. Zur Herbstzeit kamen sie aus den unfernen Getreidefeldern. Einmal hatte sie einen schmalen Türspalt voll neugieriger Furcht geöffnet. Da war sie wie erschrocken zurückgefahren. Denn ein heller, silberner Glanz lag über den Dielen. Sie mußte noch lange von dem Märchenprinzen träumen. Der Mond draußen aber rückte langsam und lautlos weiter und lugte jetzt durch das gewölbte Dachfenster bei Kaufmann Weber.

Es war am anderen Morgen. Ihr Vater, der Tischlermeister, betrachtete ihren gesenkten Mädchenkopf, während sie am kleinen Hoffenster stand. Er sah ihre demütigen und doch glücksuchenden Mädchenaugen. Das Herz wurde ihm schwer. Die Kemnitze suchten ihr Glück nicht hier unten auf der Erde. „Schlecht geschlafen, Agneschen? Wer wird denn?" Er zog sie an sich heran und hob ihr das junge Gesicht in die Höhe. „Hast du auch schon Kummer? Aber warte nur. Wir Astronomen denken anders über die kleine, grämliche Erde." Er sah ihre kindlichen Augensterne. „Siehst du, heute abend, da zeige ich dir die Alkyone. Das ist die sorgende Mutter, die ihre Küchlein um sich versammelt."

Die Haustürglocke schellte. Es bestellte jemand einen Sarg. Das war eilige Arbeit, und der Meister war kein fixer Arbeiter. Da mußte Druck dahinter gemacht werden.

Agnes hatte sich längst der väterlichen Hand entzogen. Ihr junges Herz konnte mit des Alten Weisheit nichts anfangen. Was sollte ihr die Alkyone, die in diesen Nächten so fein und schweigend über dem kleinen Hof stand, da doch ihr Märchenprinz so dicht nebenan wohnte?

Agnes war ein schüchternes, stilles Kind, aber Meister Kemnitz hatte sie gerade darum um so lieber.

Manchmal bei der Arbeit kam eine Freude über ihn, von der er sich keine andere Rechenschaft geben konnte, als daß er an das Kind gedacht hatte.

Und nun sehe ich das rötliche Licht im Fenster in der nächtlichen Bühlitzer Straße. Der Duft von blühenden Getreidefeldern liegt in der Nachtluft, und es ist schon spät. Frau Henriette, Agnes' Mutter, ist bei einer Nachbarin. Ihr ist es zu Hause gar zu langweilig geworden. Sie sprachen vom Meister Kemnitz, ihrem Ehegatten.

„Manchmal ist er ganz gesprächig. Aber mitunter ..." — Frau Henriette seufzte — „da redet er aber nicht."

Die Stricknadeln klapperten.

„Er ist ja zu sehr für die Bücher. Das viele Geld, das er dafür ausgibt. Was er bloß von den langweiligen Sternkarten hat? Manchmal an den langen Abenden, da möchte man sich doch auch unterhalten. Da guckt er aber bloß über seine Brillengläser weg: „Fraue, bis stille."

Wieder klapperten die Stricknadeln.

„Wovor hat man denn seinen Mann?" sagte die Nachbarin gedankenvoll.

Adolph Zwätz war auch schon lange kein kleiner Junge mehr. Er besuchte seit Jahren das Gymnasium in Weißenfels. Er kam oft Sonnabends nach Klein-Bellstedt herüber. Frau Henriette sah seinen Umgang mit Agnes gern. Der würde einmal eine gute Partie. Der Zimmermeister Zwätz war ein fleißiger Mann, und auch den Onkel

Beyer würde er einmal beerben. Sie war eine praktische Frau und liebte Agnes auf ihre Art. Aber noch waren sie beide Kinder. Wohl legte sie manchmal schwesterlich die Arme um ihn. Dann klopfte Herz gegen Herz. Adolph legte seine Hand darauf. „Das ist das Leben," sagte sie. Scheu bog sich der Mädchenkörper zurück. — „Was willst du einmal werden, Adolph?"

„Amtsrichter."

Sie sah die grauen Blechkästen des Amtsgefängnisses vor sich. „Werde doch Zimmermeister," bat sie, „so einer wie dein Vater."

Er machte ein hochmütiges Jungengesicht. „Wohl, weil ich Latein und Griechisch kann," sagte er patzig.

„Dein Vater soll deine Mutter trotzdem so lieb gehabt haben." Sie schwieg verwirrt. „Wenn du Amtsrichter bist, heiratest du doch eine feine Dame."

Er wurde verlegen. „Ach, heiraten," sagte er. „Wer denkt denn an so was." Und dann küßten sie sich. Es war das erstemal, daß sie sich so küßten.

Hinter den Gärten hatten sie sich getrennt. Als sie nach Hause kam, waren sie alle weggegangen. Unschlüssig stand sie in dem kleinen Hof. Die Stubentür war verschlossen. Im Hoffenster lag das Fernrohr; der Vater hatte es liegen lassen.

Sie nahm es und richtete es gegen die blitzende Himmelswölbung. Ihre Mädchenaugen glitten an dem schimmernden Wehrgehenk des Himmelsjägers vorbei. Ihre Hand zitterte leicht. Da erschrak sie. Denn das Siebengestirn stand jetzt in schier schreckhafter Klarheit vor ihr.

Ein seltsames Gefühl kam über sie.

Ihr war, als winkten sie ihr und ihrem jungen Glück von oben zu. Und doch war etwas Wehes, Zages dabei. ‚Er heiratet dich doch nicht,' dachte sie. Es war gut so. Sie blieb doch lieber bei dem guten, alten Vater, den die Mutter nicht verstand. Der brauchte sie. Wie eine Ahnung von der Vergänglichkeit alles Irdischen wollte es ihr kommen.

Wie ihr Herz vorhin geklopft hatte, als er seine Hand darauf legte. Ob wohl alle Mädchen so waren? Wer ließ es wohl schlagen? Warum pochte es und war ängstlich und hatte nicht teil an der großen Himmelsruhe?

Ihre Mädchenarme ließen das Fernrohr ermüdet etwas sinken. Aber da harrte ein neues Wunder auf sie. Das war der Sirius, der plötzlich in dem Glase erschien. Sie kannte ihn nur, wenn er als blauer Stern neben der niedrigen Hausesse stand. Nun aber sprühte und blitzte er ihr rot und blau und grün entgegen.

Wie ein geschliffener Edelstein schmückte er das ganze Himmelsgewölbe und war groß und wunderbar. So stand sie noch lange schweigend in stummer Andacht. In dem milden Sternenlicht erschien die Linie ihres Gesichts noch weicher als sonst. Sie hatte den jungen Leib gegen die Gartenplanke gelehnt. Aber ihr mädchenhaftes Antlitz schaute ernst nach oben.

Sie waren zu ernst, die Kemnitze.

„Agnes!" hatte es von der Haustür her gerufen. Es war schon lange Schlafenszeit.

Bald kam der Nachen und führte sie schweigend in das stumme Land der Träume.

Der Fährmann stand stumm am Kahnende und hatte sein Gesicht schwermütig über die dunklen, leise gurgelnden Wasser gebeugt.

Aber sie kannte ihn dennoch. Es war Friedrich Adolph Zwätz, der soeben draußen hinter den Gärten am Schilfteich ihren Mund geküßt hatte. Sein dunkler, weiter Mantel lag warm über ihnen beiden. Sie vertraute sich ihm mit Leib und Seele an und wußte nicht, wohin die Fahrt ging.

Nur einmal wurde sie noch wach.

Denn auf der Straße draußen erhob sich ein Stimmenlärm. Der Vater kam vom Stammtisch nach Hause. Ein Geschäftsreisender, der sich den Bürgern und Handwerkern zugesellt hatte, rief ihm nach: „Sie, Herr Professor, Sie sind doch so ein Sternfritze, det is wohl der jroße Bär?"

Seine Hand zeigte nach dem Orion hinauf. Stimmengemurmel. Schallendes Gelächter.

„Det is ja fabelhaft interessant. Dat es so wat jiebt. Sie müßten mal nach Berlin in die Urania kommen. Da jiebt's noch viel mehr von so wat als hier. Da staunen Se."

Die Haustür unten klappte. Die Türglocke summte wie ärgerlich und unwillig und doch wie mit leisem, gemütlichem Lachen nach. Der große Himmelsjäger spähte immer noch in heiterer Ruhe über das Himmelsgefilde.

Der große und der kleine Hund waren ihm scharf auf den Fersen. So liefen sie schon seit Ewigkeit hinter ihm her und erreichten ihn doch niemals.

Unten in Klein-Bellstedt aber schliefen sie jetzt alle. Nur der große Turmhahn auf der Kirche am Markt wachte. Der Zimmermeister Zwätz hatte ihn selbst beim Turmumbau hinaufgezogen. In dem Turmknopf lag in einem Kästchen wohlverwahrt die Familiengeschichte der Zwätze. Schweigend ragte der Hahn in die Nacht und hielt stumm die Kapsel in den Fängen.

⁂ ⁂ ⁂

Die Weißenfelser Abiturienten saßen zusammen beim Dämmerschoppen. Es lagen

schwere Wochen hinter ihnen, aber sie hatten alle das Examen bestanden. Nun war die Zeit des Festefeierns gekommen.

Sie sprachen von der Rede, die der Primus omnium bei der Abschiedsfeier halten sollte. Er schrieb sehr schwungvolle Aufsätze. Friedrich Adolph Zwäß beneidete ihn nicht. Er war viel zu still und wäre wahrscheinlich bei der Rede stecken geblieben. Weißenfels ist Kreisstadt; es ist aber auch nur ein Landstädtchen.

Im Hinterzimmer des „Nelkenbusch" war es schon beinahe dunkel. Die Wirtin hatte den Gasofen in Betrieb gesetzt. Das war etwas Neues in Weißenfels.

Nun sprühte und funkelte die Flamme auf den kupfernen blanken Kaminflächen. Friedrich Adolph hat sich noch lange des Märzabends entsinnen können. Sie tranken jeder eine Flasche Rotwein zu 4,50 Mark.

So kam das Gespräch auf die Liebe.

Sie war bei ihnen allen nur Zukunft.

An dem Thema war nicht allein der Wein schuld, denn die schlanke Wirtstochter mit braunem Haar und braunen Augen saß lächelnd vor dem Feuer und ließ ihre schmalen Füße von der rötlichen Flamme bestrahlen.

Es war merkwürdig, wie der künftige Beruf die Liebesvorstellungen bei ihnen allen dreien beeinflußte. Prätorius, der Offizier werden wollte und auch schon ein Regiment gefunden hatte, ein solides bürgerliches bei der Fußartillerie, sprach davon, wie er mittags vom Dienst käme. Den Helm stellte er in Gedanken auf den Tisch. Und dann würde er sich auf das Sofa setzen, eine Zigarette anbrennen und weiche Gedichte machen. Und dann ... dann würde Besuch kommen, weiblicher natürlich. Er war ein frischer, semmelblonder Junge. Das Examen lag wie ein böser, drückender Alp hinter ihm. Er tat einen tiefen Zug aus dem Glase. Fritzchen Brandt sog gedankenvoll an seiner Zigarre. Rauchen durften sie ja nun. Er wollte Oberlehrer werden. Aber noch war er ein Phantast. Er schwärmte von der Schauspielerin, die neulich mit der wandernden Truppe in Weißenfels gewesen war.

Die Wirtstochter hörte gläubig zu. Einmal ging vorn die Ladentür. Es waren ein paar lebenslustige junge Beamtentöchter. Sie sahen durch die Glastür. Die jüngste des Gymnasialdirektors, die ein rotes Kleid trug, war auch dabei.

Die drei Abiturienten beachteten sie kaum. Das Leben war ihnen doch viel Unerhörteres schuldig. Das fing an, wo Weißenfels aufhörte. Sie waren doch alle zu bedauern, die hier im Lande der Philister ihr Leben mit niedrigen Dingen ausfüllten.

Adolph Zwäß sprach wenig.

Er war auch in einem anderen Lande. Dort liebten aber nur die anderen. Davon träumte er nun. Auch die beiden Konabiturienten waren still geworden. Die Wirtstochter saß immer noch am Feuer. Sie summte leis vor sich hin. Es war ein Wiegenliedchen. Das war nur eine gewöhnliche Weißenfelser Weise und klang schlicht und einfach und griff doch wie mit tastenden, ungeschickten Kinderhändchen die drei großen Jungen an die stolzen, hochfliegenden Herzen. Da wurde ihnen allen dreien ganz sonderlich zumute. Sie sprachen tiefer und männlicher als gewöhnlich und tranken noch mehr Wein und suchten nach Worten für etwas, das nahe bei ihnen war und dessen Gegenwart sie doch nur ahnten.

Die Wirtstochter lächelte immer noch still und mädchenhaft, und die weiche Hingebung ihrer schlanken Gestalt wußte mehr als die drei gelehrten, hochfliegenden Abiturienten. Das Glück saß nahe draußen, und die drei Muli sprangen nach Knabenart lachend vorbei. Nur Adolph Zwäß schien mehr davon zu wissen. Denn er war in dem kleinen Haus in der Bühlitzer Straße geboren, wo ihm seine Mutter so süße Wiegenlieder gesungen hatte. Aber das war zu lange her. Er war heute kein Zwäß, sondern ein gelehrter Abiturient und saß gebeugt wie horchenden Hauptes und sah die rötliche Flamme auf den kupfernen Kaminplatten sprühen und huschen. Ihm erzählte sie nichts von der Zukunft.

Es war nur Vergangenheit, was die Flamme nach uralter Flammenart erzählte. Das war auf einem Thüringer Jagdschloß, wo auch mächtige Kamine eingebaut waren, und wo der junge Goethe nach durchtanzter Nacht mit dem lustigen Herzog von Weimar genächtigt hatte.

Der Gymnasialdirektor, des rotröckigen Mädchens Vater, war ein Goetheverehrer. Er hatte seinen Primanern viel aus dessen Leben erzählt. Adolph Zwäß wußte das hier aber besser. Denn der Direktor war ein uralter Mann, Adolph Zwäß aber war ein angehender Student, der gestern das Abiturientenexamen bestanden hatte. Nun träumte er von dem getürmten Himmelbett und den zierlichen, feinen Damen, die da von den Wänden herabsahen, und sah den Winterwald draußen struppig und rauh um das holzgetäfelte Jagdhaus stehen. Das alles kam mit erdrückender Wucht über seine jungen Jahre und machte ihn still und schweigsam. Arme Agnes.

„Zwäß schläft schon," sagte Fritzchen Brandt, der kleine phantastische Oberlehrer, „wir wollen nach Hause gehn."

Es war am Tage nach der Entlassung der Abiturienten. Das war ein Sonntag. Der alte 80 jährige Superintendent Manitius in Weißenfels hielt in der Stephanskirche seine Abschiedspredigt. Die drei Abiturienten traten nun ins Leben, wie der Gymnasialdirektor gesagt hatte. Für Superintendent Manitius bedeutete der Tag den Abschluß seiner Lebensarbeit. Deshalb hatte er wohl als ein Symbol den sich neigenden Tag zum Gottesdienst und seiner Abschiedspredigt bestimmt. Adolph Zwätz saß ganz hinten allein unter der Empore. Er war im Begriff, allein in den sinkenden Abend nach Hause, nach Klein-Bellstedt zu wandern. Zuvor aber gedachte er noch dem lieben Gott guten Abend zu sagen, ehe er ein neues Leben anfing. Die beiden anderen Abiturienten saßen wieder beim Dämmerschoppen in der Hinterstube des „Nelkenbusch". Sie waren in keiner Bühlitzer Straße groß geworden und hatten auch keine weißhaarige, fromme Großmutter gehabt. Nun saß der Junge hier und hörte den alten Mann sprechen. Der nahm ein persönliches Interesse an ihm, da er ihn vor fünf Jahren in der gleichen Kirche mit den anderen Klassengenossen konfirmiert hatte.

Draußen war es schon dämmerig. Verworren drang der Lärm der Straße durch die hohen, bunten Fenster herein.

„Karle, kimmste heme."

Die Kirchenkerzen gaben einen zitterigen Glanz. Auch die Stimme des Superintendenten Manitius zitterte leicht. Die alten Frauen und Männer, die zu seinen Füßen saßen, machten feierliche Gesichter. Denn sie gedachten eine erbauliche, ruhesame Rede zu hören, deren Refrain lauten würde: Das habe ich getan und das bin ich euch gewesen. Gehet hin und tuet in eurem Kreise desgleichen.

Adolph Zwätz horchte auf. Die Rede war auf eine andere Melodie gestimmt. Das merkte er gleich. Der Superintendent sagte nichts dergleichen. Er sprach frei und offen, daß er sich wie ein Tagelöhner nach schwerer Tagesarbeit auf diese Stunde der Ruhe gefreut habe. Nun aber sei der Abend gekommen. Da ward der Superintendent Manitius schwermütig und sprach von der Vergänglichkeit und Nichtigkeit alles Irdischen und der süßen Todessehnsucht des Christen. Und die Weißenfelser, die im Kreisblatt vom Sonnabend seine Ernennung zum Konsistorialrat unter Verleihung des Roten Adlerordens IV. Klasse gelesen hatten, verstanden ihn nicht.

Längst hatte die alte Orgel ausgesungen.

Friedrich Adolph Zwätz wandelte allein auf der Landstraße nach Klein-Bellstedt. Rechts und links lagen einsame Felder. Seine Schritte hallten.

Da kam die Natur in ihrer Einsamkeit über ihn, und das Gespräch im Nelkenbusch fiel ihm ein, als sie von der Liebe gesprochen hatten.

Es wollte ihn bedünken, als ob das laute Gerede der anderen die Sache nicht richtig getroffen hätte. Man könne, so meinte er, überhaupt nicht von so etwas reden. Denn zu Hause bei ihnen in der Bühlitzergasse hatten sie auch nicht davon gesprochen, wenn sie abends auf der morschen Bank unter dem Holunder saßen und in den stillen Sommerabend schauten. Höchstens, daß dann die Mädchen eines der alten Lieder anstimmten. Die Männer hatten dann so stille, feste Gesichter ...

Als Adolph mit diesem Gedankengange zu Ende gekommen war, da kam mit einem Male so etwas wie Heimweh über ihn. Immer schneller wurden seine Schritte. Er kam sich jetzt nicht mehr wie der gelehrte Abiturient vor, sondern er war der kleine Adolph, der einmal in der Schule am Markt so bitterlich geweint hatte, weil seine Mutter so weit von ihm in der Bühlitzer Straße war.

Die Bachs, die hätten die Heimkehr nach bestandenem Abiturientenexamen wohl anders gefeiert. Es war das Erbteil der Zwätze, das auf ihm lastete, die alle nicht so lustig wie seiner Mutter Familie waren.

Friedrich Adolph Zwätz, was geht dich der sehnsüchtige, schwermütige Ruf der Feldhühner an, der so blechern über die Ackerbreiten herüberkommt? Die merken auch schon den nahenden Frühling. Wie heimatlich schwingt das Läuten der Abendglocken aus den Dörfern auf dich zu. Und siehe, am Stadteingang, am schmalen Weg hinter den Hausgärten Klein-Bellstedts, da wartet das Glück auf dich. Nimm dich in acht, Friedrich Adolph! Und geh ihm nicht vorüber!

Glück hat Adolph Zwätz zum erstenmal in seinem jungen Leben erfahren, als er am Schilfteich vorbei den dunklen Baumgang an jenem Abend nach Hause eilte.

Denn Agnes Kemnitz wartete dort auf ihn. Sie war in einem dunklen Umschlagtuche, wie es die Klein-Bellstedter Mädchen tragen. Nur ihr Kopf sah daraus hervor. Sie ging wie selbstverständlich an seiner Seite. Denn sie waren als Kinder nebeneinander aufgewachsen. Nun hatte er ausgelernt, wie sie meinte. Und sie gehörten wiederum zusammen.

„Wie wird sich der Vater freuen, Adolph. War es recht schwer?"

Er schüttelte nur. Er hatte sie der Examensarbeiten wegen lange nicht gesehen



Bildnis der Gräfin Yorck — Gemälde von Prof. Fritz Rhein

und kaum gemerkt, daß das Kind inzwischen ein junges Mädchen geworden war. In seiner Erinnerung saß sie immer noch mit ihm auf den Steinstufen in der Bühlitzer Straße, wo sie als Kinder den Choral gesungen hatten. Da er sie nun so erwachsen neben sich hergehen sah, kam auf einmal eine stille Freude über ihn.

„Du bist nun bald etwas," raunte sie. Was hatten die anderen im „Nelkenbusch" von ihren Zukunftsplänen gesprochen? Die jungen Handwerkersöhne aus seiner Bekanntschaft, die würden in wenigen Jahren heiraten. Stand nicht auch ihm die Welt offen? „Sie treten jetzt ins Leben hinaus," hatte der Gymnasialdirektor gesagt. Er mußte lächeln.

Nicht die klugen Schulmeister in der Kreisstadt hatten ihn zum jungen Manne gemacht. Das war das junge Ding, das so leicht neben ihm ging. Die hatte das zuwege gebracht, jetzt erst. Was wußte Prätorius, was Fritzchen von der Liebe? Und arme Judith, ihr armen Mütter! Nicht das Leben nimmt euch eure Jungen aus den weichen Mutterarmen. Es sind die jungen spielerischen Mädchen!

Ob es der ungewohnte Wein aus dem „Nelkenbusch" war, der noch in ihm spukte? Hinter Schirmers Scheunen, der ein harter, grämlicher Mann war, der seine Lehrjungen schlug und dem alle Kinder aus dem Wege gingen, hat er die junge Agnes Kemnitz an sich gezogen. Und da sie ihm das weiße Gesicht stumm hinhielt, auf dem das milde Abendlicht lag, da küßte er sie. Und er küßte sie dreimal. Einmal auf die Stirn, zum zweitenmal auf die Augen, zum dritten aber auf den Mund. Vom Turm der Kirche schlug es gerade neun Uhr. „Nun bin ich dein, Adolph," sagte Agnes.

Er nickte stumm. Aus Webers Garten kam ein lang anhaltendes Husten. Das erinnerte ihn an Onkel Beyer. Das schwere Blut der Zwätze war wieder über ihm. Denn die Predigt des Superintendenten Manitius von der Vergänglichkeit alles Irdischen fiel ihm ein.

‚Also das ist die Liebe,' dachte er. So etwas Selbstverständliches. Es wurde gegeben und nicht genommen, ja auf halbem Wege schon gebracht. Er hatte es sich romantischer gedacht. Nichts von Eroberung. Eine weiche, hingebende Frau, die sich an den Mann lehnte. Das war die Liebe. Von ihm erwartete die etwas.

Die alte Leonhardten hatte recht. Wie seine Mutter würde der nicht. Frau Judith hätte bei solcher Gelegenheit gelacht und zugleich geweint. Der Junge sprach in dieser Stunde viel zu viel. Daß er studieren würde, daß es lange Jahre dauern würde und daß er nun in das Leben hinaustreten und ein Mann werden würde, vor dem die Handwerker aus der Bühlitzer Straße den Hut zögen.

Er merkte gar nicht, daß er jetzt selbst wie ein Schulmeister dozierte, wie der Gymnasialdirektor gestern mittag. Und sprach davon, wie weh und nichtig das Leben im Grunde sei. Der alte Weißenfelser Superintendent hatte es gesagt.

Da fing sie an zu weinen.

⌘ ⌘ ⌘

Adolph Zwätz war nach Kiel gefahren, um an der dortigen Universität Jura zu studieren. Frau Judith hatte ein paar Tage verweinte Augen. Der Zimmermeister war noch ernster als sonst, und der gute Onkel Beyer zählte heimlich seine Ersparnisse. Von Zeit zu Zeit ging er verstohlen nach dem Postamt, einen gesiegelten Geldbrief abzugeben. Der Postmeister kannte die braunen Siegel schon. Das Petschaft der Zwätze war darauf. Mitunter flatterten aber auch von Kiel ein paar Briefe nach Klein-Bellstedt. Die kannte der alte Postmeister auch. Die waren an Agnes Kemnitz. Aber er lächelte stets ungläubig.

Meister Kemnitz saß in seiner Stube. Die schwarze Hauskatze hatte sich hereingeschlichen, hatte um seine Beine gestrichen, geschnurrt und den Buckel gehoben.

Nun saß sie oben auf dem Tassenschrank und sah zu, wie der Meister Pfeife rauchte. Es war warm und gemütlich. Der Meister fühlte sich recht behaglich. Es war die Stunde, da er seine Sternguckergedanken hatte.

Die junge Agnes zeigte wenig Scharfsinn, als sie jetzt ihr bißchen Glück vor ihm auspackte. „Hast du die Mutter sehr lieb gehabt, Vater?"

Der Meister sah über seine Brillengläser hinweg. „Was weißt du junges Ding von der Liebe ... Die Welt ist so schlecht ..."

Stille ... Der Pfeifenrauch kräuselte sich unter der niedrigen Decke. Die Katze war vom hohen Tassenschrank herabgesprungen. Sie schnurrte behaglich und rieb ihren geschmeidigen Leib zärtlich an des Meisters knochigen Beinen.

Die kleine Agnes ließ nicht locker. „Du verstehst mich nicht, Vater. Alle beide seid ihr doch jetzt alt ..." Sie machte ein hilfloses Gesicht. „Ich meine, so wie der Nachbar Zwätz seine junge Frau geliebt haben soll ..."

Der Meister war ihr nähergetreten. „Kind, Kind, was machst du dir für sonderbare Gedanken ... Der Nachbar Zwätz ..." Er rauchte heftig. Seine Stirn krauste sich. „Was hast du für Einfälle. Komm einmal her."

Sie drängte sich nach Kinderart heran an seine Brust, so wie sie es als kleines Mädchen immer getan hatte. Da ward er beruhigt.

„Ihre Augen sind wie zwei Sterne," sagte er leise. Nun war er doch wieder bei seinen Sternguckergedanken.

„Die Welt ist so schlecht," sagte er nochmals sinnend, „und lieblos und rücksichtslos. Ich glaube nicht so recht an die Liebe hier unten, mein Kind."

Da senkte die junge Agnes ihren demütigen Mädchenkopf noch tiefer.

„Er hat nur so lange nicht geschrieben, der Adolph," sagte sie jetzt offen heraus.

Da sitzt er nun in der großen Stadt, wo die feinen klugen Mädchen sind.

„Nicht wahr, Vater, ich bin ihm doch zu dumm und gewöhnlich?"

Der Meister antwortete nicht.

Er streichelte nur stumm ihre Hände. „Du mußt die Liebe nicht hier unten suchen, mein Kind," sagte er nochmals und hatte doch ein gutes Gesicht. Es war auffällig, wie ähnlich sich jetzt Vater und Tochter sahen. „Hier sucht nur ein jeder das Seine. Aber da oben, das muß ich dir doch wieder einmal zeigen, das ist groß und wunderbar, und selig sind die Augen, die es sehen..."

Agnes schien wenig getröstet. Was soll so einem jungen Ding die Weisheit der Alten, wenn der Schatz nicht geschrieben hat...

Der Meister ging auf und ab. Die Pfeife ließ er auf dem Rücken hin- und herpendeln. Die Katze schlich auf leisen Sohlen nach und schlug mit der Pfote danach. Er merkte es nicht. „Nicht geschrieben hat er..." Es klang, als sagte er es mehr für sich. „Was brauchst du da zu weinen? Du mußt dein Glück nicht auf einem Menschen aufbauen, denn die Menschen sind verwunderlich."

Über sein Gesicht huschte ein Lächeln. Er nahm die Brille ab. Immer noch spielte ein Lachen um seinen bartlosen Mund.

„Siehst du, das ist auch nichts Neues unter den Sternen." Er deutete auf das Buch, in dem er vorhin gelesen. „Im Sternbild des Perseus, da steht der Algol. Das soll arabisch sein und der Dämon heißen. Der ist auch so veränderlich wie dein Adolph." Und er machte das kleine Stubenfenster auf.

⌘ ⌘ ⌘

Der Leutnant Prätorius hatte ein reiches Mädchen geheiratet, die Tochter des Geheimen Kommerzienrats Weinheiner. Nun machte er keine weichen Gedichte mehr. Die Sehnsucht, wo war die gleich?

Adolph Zwätz war im Sommer noch in Kiel.

Bei Abendsonnenuntergang ging er durch die Holstenstraße. Da mußte er wieder daran denken, wie er mit Agnes auf den Steinstufen vor Kemnitzens Hause gesessen hatte und der Abend so rosig war und die Kinder mit stillen Augen unverwandt ansah, wie sie das Lied von der Stadt der goldenen Gassen sangen.

Da bekam er Heimweh, aber es war nicht von der ganz richtigen Art. Er wünschte sich, ein reicher Mann, so wie Leutnant Prätorius zu sein, damit er wie der Pastor Raabe in Dobergast abends die Läden vor seine eigenen Stubenfenster legen konnte und hörte, wie draußen die Eulen vor Kälte schrien und die Hunde bellten.

Dann fiel ihm noch ein, wie sie zu Hause geweint hatten, als sie von Weißenfels nach Klein-Bellstedt gingen, als der Eisenbahnzug ihn aus Weißenfels hinaus in die Fremde führte. Agnes Kemnitz hatte es ihm geschrieben. Und nun dachte er, wie zierlich die Lyzealschülerin gewesen war, die vorhin vor ihm herging. Er tastete nach der Brusttasche. Da war sie noch, die rote Haarschleife, welche die Lyzealschülerin verloren hatte. Er hatte sie aufgehoben und an die Lippen gedrückt. Sie war gewiß guter Leute Kind.

Draußen auf der Holstenstraße ging ein Leierkasten... Noch ist ja die blühende, goldene Zeit... Der Leierkasten setzte altersschwach ein paar Takte aus... noch sind die Tage der Rosen. Da wurde Adolph Zwätz traurig und ging nach dem Hafen und fuhr über das graue Ostseewasser von der Bellevuebrücke aus mit einem kleinen Hafendampfer. Nur ein paar Seefähnriche waren an Deck. Er kam sich fremd und verlassen vor. Keiner der Zwätze war jemals an der Küste gewesen. Sie waren echte Binnenländer. In Labon stieg er aus und ging nach Stein. Dort saß er lange am Strande. Ein Fischerschooner kroch so langsam am grauen Horizont entlang, die grauen Wasser atmeten kaum. Er dachte an sein grünes Heimatland. Er ging in die Gastwirtschaft am Strande. Vor der Veranda gackerten ein paar hungrige Hühner. Die Fenster der dahinterliegenden Gaststube standen auf. Ein Grammophon leierte heiser und blechern, daß man es bis weit über den menschenleeren Strand hörte: Schön ist die Jugendzeit, sie kehrt nicht wieder...

Er war ganz allein...

⌘ ⌘ ⌘

In der Badergasse saß die alte Leonhardten am Fenster und strickte Strümpfe. Dabei konnte sie so recht beschaulich auf die Straße sehen, denn diese Arbeit war ihr so

gewohnt, wie dem Pastor das Predigen, das konnte sie zur Not selbst im Dunkeln.

Aber sie war nicht so recht zufrieden.

Es passierte doch zu wenig in der Badergasse. Und wenn so recht was Feines, eine fremde Dame, meinetwegen aus Weißenfels kam, das sah sie gerne. Meist kam aber nur so was ganz Gewöhnliches. Manchmal nur ein paar Kinder, die mit Kugeln und Steinen in der Gosse spielten und sich dabei oft in die Haare gerieten. Dann mußte die alte Leonhardten mit harter Hand an die Fensterscheibe pochen.

Nicht weit von der Badergasse ist der „Gasthof" zum goldenen Löwen, der guckt zwar vorn zum Markt hinaus, der Wirtsgarten und der Tanzsaal gucken aber nach hinten, nach der Badergasse zu. Da hat die alte Leonhardten sonntagnachmittags ihre Langeweile nicht. Da braucht sie gar nicht fortzugehn. Das sieht sie alles von ihrem Fenster aus. Und die alte Frau auf der anderen Straßenseite denkt ebenso wie sie. Die sitzt dann auch nachmittagelang auf der Lauer am Fenster und strickt ebenfalls Strümpfe. Die jungen Burschen und Mädchen, die hintenherum von der Gartenseite aus in den Gasthof zu Tanze gehn, müssen hier förmlich Spießruten laufen. Denn die Leonhardten und ihre Nachbarin sind ehrbar. Es ist gar zu lange her, daß Haupts Hermann und der Meister Kemnitz mit ihnen sonntagnachmittags im „Gasthof" tanzten.

Der „Gasthof", das ist der goldene Löwe im Gegensatz zum „Hotel" zur Post in der Hegereiterstraße, wo früher die alte Post stand.

Das erste Paar war schon vorbei.

Nun wechselten noch zwei in den Tanzsaal hinein. Die Leonhardten nickte zur Nachbarin hinüber. „Eine Sünde und Schande ... alles geht zu Tanze."

Die Nachbarin nickte auch.

„In der Kirche ist Seilers Frida heute vormittag nicht gewesen," bemerkte sie spitz, „da geht ja auch keine Trompete ..."

Straßenstille. Die Stricknadeln klirrten hüben und drüben. Der Nachmittag dehnte die Stunden. Er war müde geworden.

Die Leonhardten gähnte.

„'s ist lange nicht mehr keins gekommen," rief sie hinüber. Und es war auch so.

Aber daß ich es auch richtig erzähle. Jetzt kam doch wieder jemand. Das war auch ein Paar. Die Leonhardten schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. Und es war auch zu verwundern. Es war der Tischlermeister Kemnitz mit seiner Tochter Agnes.

„Gott in dem hohen Himmel. Wo wollt ihr denn hin?" rief sie hinaus.

„In den Gasthof."

„Du willst doch nicht etwa auf deine alten Tage noch tanzen? Mit mir hast du nicht viel getanzt." Kemnitz lachte. Er wußte, sie hätte ihn gern geheiratet.

„Bewahre. Es ist doch Theater."

„Was denn?"

„Was von den Studenten," antwortete jetzt Agnes ein wenig schnippisch. Sie zog die Röcke an. Die zierlichen Beine federten. Sie gingen vorüber.

Die Nachbarin hatte schon lange heimlich den anderen Fensterflügel aufgeschoben. Sie war etwas schwerhörig. „Wo wollten sie hin?" fragte sie die Leonhardten.

„In die Komödie."

Die Nachbarin war sprachlos. Sie klatschte in die Hand. „In die Komödie. Was Sie sagen."

„Ja, in die Studentenkomödie."

„Da frag' ich Sie, Leonhardten, was will denn der alte Mann bei die Studenten? Der soll doch bei seinen Sternkarten bleiben." Die Leonhardten nickte.

„Er hat wahrscheinlich noch nicht Schulden genug. Einen Klaps hat er schon, den andern aber hat seine Agnes, die eitle, hoffärtige Gans. Die denkt wohl, weil ihr Schatz in Kiel Amtsrichter lernt ... Bei die Studenten ... Was die zwei beiden wohl davon verstehen ... Das ist ja, als wenn ein Pferd in den Taubenschlag guckt." Sie schwieg erschöpft.

„Bei den Studenten, wo's Gräfinnen und Kellnerinnen gibt. Zwätzens Adolph, der wird sie schon heiraten," schloß die Nachbarin höhnisch.

„Und wenn ihr der Onkel Beyer noch so oft Briefe von der Post mitbringt," setzte die Leonhardten spitz hinzu. Sie mußte das letzte Wort haben.

So gab es ein großes Wundern in der Badergasse. Und schließlich war es ja auch zu verwundern, daß der alte Tischlermeister, der fast niemals herauskam, auf seine alten Tage noch in die Komödie ging.

Denn sein gutes Herz trug er ja in sich verborgen. Das hatte nun heimlich zu ihm gesprochen: „Geh mit deinem Kind hin, wo sie das von den Studenten spielen. Alle Kinder lieben das Spiel. Laß sie die Studenten auf der Bühne sehen, dann glaubt sie bei ihrem Adolph zu sein."

Das konnten die beiden alten Weiber in der Badergasse freilich nicht wissen.

Wenn ein junges Mädchen mit ihrem Liebsten zusammen ist, so merken das die Leute gleich. Sogar der Pastor in der Kirche merkte das, wenn eine von den Klein-Bellstedter Mädchen geliebt wurde und sie

nun mit weichem, verträumtem Gesicht in der stillen, hohen Kirche saß, nach dem Altar sah, wo die Hände ineinander gelegt werden und sie die Predigt kaum hörte und ihr doch alles so erbaulich klang.

Das ist Mädchenrecht in Klein-Bellstedt, daß sie sehr oft, fast alltäglich mit ihrem Liebsten zusammenkommen. Sie wird vom Tanze im Gasthof, sie wird vom Federschließen beim Nachbar nach Hause gebracht. O, diese Heimwege in den stillen, dunklen Gäßchen! Arme Agnes!

„Herr Jeses," sagte der Barbier zu ihr, während sie mit ihrem Vater durch die vor dem Saaleingang an der Theaterkasse Stehenden hindurchging, „was ist mein Patenkind über Nacht groß geworden. Nun muß man wohl gar Fräulein zu dir sagen?"

Das war ein Mann. Die sind nicht hellhörig für solche Dinge. Weiter merkte der nichts.

Vater und Tochter saßen in der Zuschauerreihe. Die Musikanten hatten ihre Instrumente schon gestimmt, das heißt für den Kundigen, daß das Stündchen Wartezeit vor Aufgang des Vorhangs vorüber ist.

Denn man hat Zeit in Klein-Bellstedt, und die Musikanten scheinen von allen die meiste Ruhe zu haben.

Das trug aber nur zur Erhöhung der Spannung bei, und jetzt tönt die Klingel, der Vorhang hebt sich, und Klein-Bellstedt sieht in eine andre Welt. Ein Student, das war ihnen allen ein lustiger, junger Kerl, der noch mehr Zeit hatte als die Klein-Bellstedter, der buntes Band und Mütze trug, Raufhändel suchte, viel Bier trank, sehr verliebt und wenig wählerisch war. Gesehen hatten sie zwar noch keinen lebendigen. Aber einmal war Dorns Sohn, der in Cöthen das Technikum besuchte und die Schlosserei bei dem strengen Meister Schirmer gelernt hatte, dagewesen. Das war ungefähr so einer gewesen wie die, welche oben auf der Bühne lärmten und tranken.

Lieschen Weber stieß Grete Dorn heimlich von der Seite an.

„Seht nur Agnes Kemnitz. Wie sie guckt! Sie denkt doch an ihren Liebsten in Kiel. Warte nur, wenn der auch so fechtet und so viel Schätze hat wie die da oben auf der Bühne, wird sie ihn nicht mehr lange haben. Tu dich nur nicht."

So sprachen die sanften Mädchen.

Aber beruhigt euch nur, Agnes Kemnitz ist bisher nicht auf ihre Rechnung gekommen.

Also so einer sollte ihr Adolph draußen in der Welt geworden sein! Da hätte er lieber Meister wie sein Vater und Großvater werden sollen. Sie war ja nun schon groß. Sie wußte, was die Klein-Bellsteder Mädchen abends in den dunklen Gäßchen trieben. Ob er sie dann wohl auch vom Federschließen nach Hause gebracht hätte? ...

Jetzt stimmten sie oben auf der Bühne ein Studentenlied an. Die Klein-Bellstedter horchten auf. Sie sind liederkundig, die verliebten Klein-Bellstedter Mädchen. Das war ein weiches, schwermütiges Lied, das sie da oben sangen. Das verstanden sie besser als das fremde Gehabe vorhin. Es war ihnen allen, als sähe ihr Liebster sie mit seinen braunen oder blauen Jungenaugen so recht treuherzig weich und traurig an ... Vater und Mutter starb zu Haus ... Es wurde ganz still in dem Saale. Immer noch klagte die süße Melodie. Agnes Kemnitz ward ganz beklommen. Wie nahendes Unheil sah sie es kommen.

Was bist du so weit weggegangen, ‚Adolph'? Vielleicht hast du deinen ernsten, fleißigen Vater zum letztenmal, deine süße, junge Mutter zum allerletztenmal gesehen ...

Die Liebe ist hellhörig. Sie sieht es kommen. Hüte dich, Adolph Zwätz, in dem fernen Kiel! Und weiter ging das Lied.

... Doch eine ist, die weint um mich. Die wohnt im fernen Heimatland. Und ihren Ring versetzte ich. O, Akademia ...

Agnes Kemnitz war die erste, die zu weinen angefangen hatte. Dann weinte die ganze Mädchenreihe mit, und jetzt schluchzte sogar die dicke, reiche Webern, deren Sohn in Halle studierte. „Also so geht es bei den Studenten her! — Mein armer Theodor!"

Der Vorhang war gefallen. Dahinter stand eine von den Schauspielerinnen. Es war eine junge, so eine, was der Barbier Dorn meinte, wenn er die Wagenpferde des Doktor Eckert lobte und sie ein paar flüchtige Hunde nannte.

Die sah durch ein Loch im Vorhang die Mädchenreihe. An Agnes' Gesicht blieb ihr Blick haften. ‚Was das Mädchen für ernste Augen hat, die wird hier nicht glücklich,' dachte die kleine, intelligente Schauspielerin, als sie auf den Markt hinaustrat. Der war ganz finster, beinahe so dunkel, wie die Bühlitzer Straße, in der Meister Zwätz wohnt. Nur am Kirchhof brannte ein ängstliches Licht.

⁂ ⁂ ⁂

Der gute Onkel Beyer war kein Sterngucker wie der Tischlermeister Kemnitz. Er liebte das Kleine, das Stille, Heimliche auch auf dieser trüben Erde. Er sah nicht so hoch hinauf wie Meister Kemnitz. Er sah nicht höher, als der Vogel fliegt. Wohl blickte auch er oft nach oben, aber nicht weiter, als sich Baum und Strauch reckt, wo seine Lieblinge saßen. Er war ein Vogel-

freund. Darum machte er sich viel im Garten zu schaffen. Keiner kümmerte sich sonst viel darum. Hier war sein stilles Reich. Das war seine Freude, im Geschlecht der Bachs war es verwandt. Die waren alle liederkundig wie Frau Judith.

Oft saß er im Sonnenschein mit der Pfeife im Zwätzschen Garten und beobachtete die Vögel, die im Zaun und im Nußbaum des Hofes lärmten und sangen. Er kannte die Vogellieder, einförmige und reiche, voll der süßesten Molltöne und zartesten Trillerchen. Manchmal war es das schlichte Lied der Goldammer, das ihn fesselte.

Die saß ganz still. So süß und bescheiden sang sie... Wie, wie hab' ich dich lieb...

Dann dachte er an Frau Judith, die liederkundige, die so jung geheiratet hatte und an ihrem ernsten Manne hing, als wäre das Leben nicht so kurz, als wäre er ihr für die Ewigkeit gegeben.

Es gab viel Vogellaut in dem Zwätzschen Garten, die Singdrossel nistete hier. Er kannte ihren Sang wohl, den sie in herrlicher Klangfülle oft so jauchzend über das kleine Anwesen rief: „David, Judith, Philipp..."

Dann lächelte der gute Onkel Beyer. Der Vogel war ihm recht ans Herz gewachsen. Einmal, da hatte er nach einer Sturmnacht eine Jungdrossel unter dem Nußbaum gefunden. Sie war aus dem Neste gefallen. Da hatte er ein Bauer mit viel Liebe zurechtgezimmert. Er rauchte dabei die kurze Pfeife und trug wie immer die rotsamtenen Hausschuhe. Es wurde ein gemütvoller Bau. „Du sollst es gut bei uns haben," sagte der Onkel und klopfte mit sanfter Hand an den Holzstäben herum.

Auch heute abend saß Beyer im Garten. Der Pfeifenrauch zog friedlich nach oben in die warme Abendluft. Aber dem Onkel drückte doch was auf dem Herzen. Ob es der Vogelruf war?... Judith... Philipp... So änglich rufend klang es. Das hatte was zu bedeuten. Die Sonne sank. Aber auch das Abendrot war heute so feierlich. Brennend rot wie die Liebe stand es hinter den Zauneschen. Hier saßen die Stare. Ihre Pfiffe zwischen den schnarrenden, schmatzenden und zwitschernden Tönen waren langgezogener als sonst.

Nun kam erst noch das melancholische Zirpen der Schwarzmeise. Alle seine Freunde waren heute abend versammelt, als wollten sie ihm ein jeder in seiner Art etwas Absonderliches erzählen. Aber er fühlte sich bedrückt dabei.

Selbst der Pirol suchte ihn vergeblich zu erheitern. Sein herrlich verschlungener Flötenpfiff „düüdlüo" erklang zwar süß wie immer. Aber schon antwortete das Weibchen mit häßlichem Krächzen.

Nun kam auch noch die Nachtigall. Aber jetzt vor der Nacht wußte sie nur: „Rätsch... ätsch..." Ihre Stunde war noch nicht gekommen. —

Auch Adolph Zwätz in Kiel war schwermütig heute abend.

Auch er sah die Sonne so rot heute untergehn. Der ganze Junihimmel war in rotes Herzblut getaucht. Aber er sah ihn nicht wie der Onkel von einem stillen, sommerlichen Kleinstadtgarten aus. Über den Dächern und Fabrikschornsteinen der großen Stadt Kiel hüllte er sich in rötlichen, schweren, drückenden Dunst. Vom Hafen her brüllte die Dampfsirene eines der großen, grauen Kolosse, der Kriegsschiffe. Es klang wie ein dumpfes Stöhnen, das ihm wunderlich ins Herz schnitt.

Siehe, da hörte er eine Blaumeise. Er kannte sie wohl von Klein-Bellstedt her. Das war eine heimische Weise. Der Onkel Beyer hatte sie dem Kinde oft gezeigt. Es war ein dürftiger Großstadtgarten. Er hörte schier andächtig zu.

Aber was war das für ein leises Klirren, das sich in das unbedeutende, schlichte Lied immer wieder einschlich? Was wollte der kleine Vogel ihm vermelden?

Da wurde ihm wie manchmal zur Herbstzeit in Klein-Bellstedt, wenn in dunkler Nacht die ergreifendste aller Sumpfvogelstimmen aus den stürmischen Lüften über den Dächern schwamm. Das war wie weithallender Flötenruf... „Tlaü, tlaü, tlaüid..."

Er wußte es wohl. Das waren die Brachvögel. In Keilform zogen sie eng aneinander gedrängt hoch über ihnen dahin. Und doch wurde ihm dabei stets so sehnsüchtig und traurig zumute. Warum fiel es ihm heute abend ein? War es nur das Heimweh?

Hinter ihm klang eine Stimme. Seiner Wirtin Tochter war es. Sie lernte ihre Schulaufgabe für morgen früh.

„O lieb', so lang du lieben kannst..."

Die kleine Blaumeise klirrte ängstlicher.

„... Die Stunde kommt, die Stunde kommt, wo du an Gräbern stehst und klagst..."

Immer noch saß der gute Onkel Beyer in dem Zwätzschen Garten. Es wurde schon dämmerig. Vorn aus dem Hause klang Gesang: „Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus... Ade... Ade... Ade..."

Das war Frau Judith. Halt ein, Frau Judith, halt ein, was singst du das Lied des Scheidens und Meidens? Siehst du nicht, wie sich der ganze westliche Himmel umzieht,

wie es rot und immer röter nach Osten heraufsteigt und über das ganze Land geht? Schon schimmern die Fensterscheiben des kleinen Hauses hinter dem Weinlaub. Es ist das Kammerfenster, wo der Meister und die Meisterin schlafen. Die schlichte Goldammer saß in dem dichten Laubwerk.

Wie, wie hab' ich dich lieb ... zirpte sie noch einmal leise vor dem Einschlafen.

An der Gartenplanke lehnte Agnes Kemnitz. Sie sah auch nach dem Abendhimmel. Die Stare in den Zaunellern wollten nun auch schlafen. Sie schmätzten nur noch zart und pfiffen leise.

Da nun so eine geruhsame Stille in der ganzen Welt war, kam ihre Seele hervor. Sie formte sich ihr auch zu Tönen: „Üb' immer Treu und Redlichkeit bis an dein kühles Grab ...,"

‚Was hat das Kind für eine Stimme,' dachte der Onkel Beyer, ‚fast wie ein Vögelchen.'

„Komm, Grasmücklein!" rief er ihr zu, denn sie war ebenso zierlich und bescheiden.

Aber Agnes hörte ihn nicht. Immer weiter sang sie.

„... Dann suchen Enkel deine Gruft und weinen Tränen drauf ..."

Sie konnte manchmal ein weltentrücktes Gesicht machen. Sie sah das lange, nasse Kirchhofsgras im Winde wehen. Was war es, das sie mitunter so traurig machte?

Der Onkel Beyer betrachtete sie von weitem.

Der Mensch sei schlecht von Natur. Sein Sinnen und Trachten ist böse von Jugend auf. So stand in der Bibel. Der gute Onkel Beyer schüttelte den Kopf. Er für seinen Teil konnte das nicht glauben. Er sah nur das Gute in der Welt.

Immer noch war es ganz ruhig hier hinten in dem Garten.

Nur die auffällig klangvolle Stimme der kleinen Agnes war zu hören.

„Und Sommerblumen, voll von Duft, blühn aus dem Grase auf ..."

Der alte Mann näherte sich dem Mädchen. „So jung und schon so traurig, Agneschen?" Er senkte seine Stimme zu einem Flüstern.

„Wenn du einmal nicht ein noch aus weißt, mein Kind, der alte Beyer ist immer für dich da."

Er blies stärkere Rauchwolken aus der Pfeife. Denn die Mücken kamen jetzt, wo der Abend nahte. „Aber nun sing einmal etwas Lustiges: ‚Jetzt reit' ich nicht mehr heim ...' Er hatte eine zittrige Stimme. Der Alte stutzte. Vorn im Haus erhob sich ein Schreien und Türzuschlagen.

„Bis daß der Kuckuck Kuckuck schreit ..." setzte er gedankenlos hinzu. Er ging schon nach der Hoftür. Aber Frau Judith kam ihm schon auf halbem Wege entgegengerannt.

... „Er stirbt, Onkel ... Schnell, schnell."

Dem Alten zitterten die Hände. Es war ihm, als müsse er schon wieder in den rotsamtenen Hausschuhen laufen ... wie immer, wenn sich etwas in der Familie ereignete.

Onkel Beyer ... du bist so gut ... du weißt Rat und Hilfe ... so hatten ihm oft die Ohren geklungen. Nun aber, da er die erschreckten Augen der Frau sah, kam er sich mit einem Male selbst so hilflos vor. Seine Gedanken verwirrten sich. Nur der Liedvers von vorhin schwang mechanisch in seinem Gehirn weiter ... ‚Er singt die ganze Nacht ...'

Er sah sich an dem frühen Septembermorgen eilfertig durch die Straße laufen, als Friedrich Adolph geboren werden sollte. „Geburt und Tod ..." murmelte er. Er wußte selbst nicht, wie er darauf kam.

Willig folgte er Frau Judith in das Haus. Er wußte, sie kamen zu spät. Sie fanden nur noch einen toten Mann vor. Der Zimmermeister Philipp Adolph Zwätz war gewesen.

Für das erste war aus Frau Judith nicht viel herauszuholen. Der Onkel Beyer hat es sich aber doch auf seine stille Art zurechtgelegt, während er durch das weinblattverhangene, kleine Fenster der nach hinten gelegenen Zwätzschen Schlafstube in den immer noch brennend roten Abendhimmel hinaussah.

„... Er schreiete so ..." Das war alles, was Frau Judith immer wieder sagte. Es hatte sich in seiner Schreckhaftigkeit mit entsetzlich nüchterner Wirklichkeit zu tief in ihr eingegraben.

Sie sprach unwillkürlich wieder in ihrer dörflichen Bühlitzer Mundart ... „Er schreiete so ..."

Immer noch hörte sie es und sah das verzerrte Gesicht des Meisters vor sich, wie er vom Schlag getroffen zusammengesunken war und hilflos dalag. Sie hatte ihn halb auf das Bett gehoben. Ihre Frauenarme hatten nicht Kraft genug, den schweren Mann zu tragen.

Und sah, wie er sich zu sprechen bemühte. Aber nur die Lippen bewegten sich. Das war das Schreckliche. Dann aber war ein Schrei aus seiner Brust gekommen. Es war fast unmenschlich. Sie hatte dergleichen noch niemals gehört. Der Klang ihr immer noch in den Ohren, und deshalb sprach sie immer nur das eine: „Er schreiete so ..."

Als sie hereintrat, da war das Kinn

heruntergefallen ... Stille. Was war das für eine leise Stimme, Frau Judith, die jetzt mit dir sprach?

„Und nun bist du davongelaufen ..." sagte der Onkel Beyer bekümmert. Er sagte es in seiner wie immer so stillen, ruhigen Art. Und doch lag etwas wie ein Vorwurf darin.

Frau Judith war in der schwersten Stunde ihres Mannes davongelaufen. Und hatte ihn doch so lieb gehabt.

„Ja, Sterben ist einsamer als Hochzeit machen," sagte der Onkel Beyer. Die Lippen des alten Junggesellen bewegten sich. Aber er sagte es nur innerlich. Er war immer im Hause gewesen und hatte mehr von dem Glück der beiden Eheleute gesehn als alle die anderen Klein-Bellstedter.

Und der Zimmermeister Philipp Adolph Zwätz ward beigesetzt auf dem alten Friedhof, gleich seinen Voreltern. Alle die Zwätze und Bachs lagen schon hier und warteten geduldig, bis wieder einer käme. Es war eine stattliche Reihe.

Am Abend zuvor war der Onkel Beyer zum Nachbar Kemnitz gegangen. Der saß im Lampenlicht mit der Stahlbrille auf der großen Nase über einem dicken Buche.

„Wie ein Kantor sehen Sie aus," sagte Onkel Beyer wehmütig. „Sie sind zu beneiden, Sie Sternguder."

Dem Meister war der Vergleich nicht ganz recht. „Wie ein Kantor?" fragte er mißbilligend. „Was wissen denn die davon? Ein bekanntes Sternbild ist der große Bär. Mehr steht nicht in den Schulbüchern. Denken Sie, in der Schule wird so etwas gelesen?" Er zeigte auf das Buch.

Onkel Beyer las den Titel der Schrift Keplers: „Discurs von der großen Conjunction oder Zusammenkunft Saturni und Jovis im Fewrigen Zeichen deß Löwen."

„So habe ich es nicht gemeint, Meister," sprach Onkel Beyer begütigend. Er war versöhnlich gestimmt. „Ich wollte mir nur Trost aus Ihren Himmelsbüchern holen, weil der Zimmermeister gestorben ist. Was soll nun aus unserem Adolph werden?"

Aber der alte Sternkundige schüttelte immer noch mißbilligend den schon grau werdenden Kopf. Seine knochigen Finger fuhren über die Buchseite: „Der gemaine Mann gehe mit seinen ängstlichen Nachfragen nach künfftigen Dingen vom Himmel hinweg," las er langsam vor.

„Die Bibel ist verläßlicher hierin," sagte der Onkel Beyer mit einem schwachen Lächeln.

„Das Licht der Sterne ist so trübe, ihre Entfernung von uns Menschen so groß und unsere Kenntnis von dem Wesen des Himmels so unzulänglich und schwach, daß wir über das Raten nicht hinauskommen. — Da kann nur der Glaube helfen, Herr Beyer."

Der gute Onkel nickte. „Das habe ich mir gedacht," antwortete er nur. Sie saßen sich beide eine ganze Weile stumm gegenüber.

Nun hatte Adolph Zwätz keinen Vater mehr und war doch fast noch ein Knabe.

„Wann wird er denn begraben?"

„Morgen."

Onkel Beyer erhob sich schwerfällig. „Gute Nacht."

„Gute Nacht. Es wird wohl wenig aus dem Schlafe werden."

Die Haustür klingelte. Onkel Beyer war gegangen. Ehe er in das Totenhaus hineinging, sah er nach dem Nordhimmel. Der war nicht klar.

In den Dünsten des Horizontes flackerte ängstlich und unruhig wie ein Gedanke Kapella im Zeichen des schweigsamen Fuhrmanns. Das ist das Zicklein, das sich liebesuchend in die tragenden starken Arme des Fuhrmanns schmiegt. So wurde er von den Alten abgebildet, wie in Meister Kemnitzens Buche zu lesen stand. Der gute, sorgende Onkel wußte nicht, wer das war, und kannte auch ihren Namen nicht.

In dieser Nacht konnte er wenig schlafen. Er kam sich so gar nicht gut vor und wunderte sich, daß er es nicht so machte wie die anderen Klein-Bellstedter. Die griffen in solchen Fällen nach dem bewährten, alten Hausrezept, nahmen das schwarzlederne, gelbverschnittene Gesangbuch und fuhren mit dem Finger über die Lieder von Not und Tod. Er konnte es ihnen nicht gleichtun, und das machte ihn unruhig gegen seine sonstige Art. Er kam nicht darüber hinweg. Er hatte im Garten gesessen und den Vogelstimmen gelauscht, und sein Herz war froh gewesen.

Und keiner war dabei, wie indessen ein Zwätz den letzten Atemzug tat.

Selbst seine Frau war davongelaufen aus blasser Furcht.

Aus blasser Furcht hatte sie die Liebe vergessen. So war Frau Judith, die so süße, weiche Liebeslieder wußte. Was sollte man da von den anderen denken? Es war eine schwermütige Welt. So war Frau Judith, die beim Lehmfahren zum Hausbau so lustig den Berg herabgetrabt war, die sich auf der leeren Schubkarre hatte fahren lassen, auf deren warmer, mädchenhafter Schulter der bleiche, kühle Septembermond so manche stille Nacht weiß gelegen hatte und die den Tod fürchtete. Nein, die war keine Zwätz, die war eine Bach.

Was mochte aus ihrem Adolph werden? Auch so einer aus dem lebenslustigen Geschlecht der Bachs, das den Tod fürchtete?

Unten in der großen, niedrigen Wohnstube, aus der eine knarrende Treppe unmittelbar in Onkel Beyers Schlafstube führte, schlug die Kastenuhr. Er hörte es deutlich; er hatte die Tür nur angelehnt.

Zwölfmal schlug es. Der Pendel bewegte sich hart und rastlos.

Die Geisterstunde war da.

Nein, die Beyer waren auch nicht so wie die Bachs. Sie fürchteten den Tod nicht.

Der Onkel sah die Bachs und Zwätze draußen auf dem Friedhof liegen. Es war eine stattliche Reihe. Alle lagen sie da in ehrbaren, weißen, langen Hemden. Er sah sie liegen, die Hände über der Brust gefaltet. Er sah sie liegen, ein Rosmarinsträußchen auf den Herzen.

„Gabe der Liebe, meine gute Mutter," hatte nicht so die kleine Lina gesprochen, die so früh den Weg dorthin antreten mußte?

Auf ihren langsam einsinkenden Gräbern wuchs langes Kirchhofsgras. Er sah, daß es im Nachtwinde wehte. Wie grüßend wehte es; aber die Maulbeerbäume schwiegen. Sie alle hatten den Weg nach dem stillen Garten angetreten.

Aber keiner war so einsam gestorben wie der Zimmermeister Philipp Adolph Zwätz, dem soviel lachende Frauenliebe geworden war.

Der alte Junggeselle streckte sich, daß die wurmstichige Bettlade knackte.

Es war vielleicht doch ganz gut so, daß er den Frauen, ihnen allen aus dem Wege gegangen war und nur ihre Kinder liebte.

Aber der junge Adolph. Dem würden die Mädchenherzen zufliegen. Das sollte ein Bach werden, der würde es dem Geschlecht der Frau Judith vergelten. Der würde schon ein Weiberherz einmal weinen machen. Was lag daran, wo selbst die Bibel schwermütig war: Unser Leben ist wie Gras, wie Gras, das da frühe blüht und des Abends welk wird und verdorret.

Seufzend stand er auf. Das Asthma meldete sich wieder. Er mußte den Kopf durch das Fenster in die Nachtluft halten.

Der kleine Hof lag ganz ruhig im Mondschatten. Hinter Nachbar Kemnitz' Hausgiebel kam ein rundes Gesicht hervor. Das war welk und hatte Runzeln wie ein alter Mann. Es war leichenbleich und müde.

Der gute Onkel Beyer sah es nicht.

Er lauschte.

Seine Züge wurden sichtlich wieder freundlich und gut. Es sah aus, als spräche er mit einem kleinen Kinde. So sah er dann aus.

Das war die Nachtigall, welche da in der Zaunecke nach Kemnitzens zu sang und schlug und den Vogelkundigen fesselte.

Der Gesang klang ihm heute nicht so seelenvoll und schien ärmer zu sein an den sonstigen, süßklagenden, schluchzenden Tönen. Dafür aber war er feierlicher und abgemessener und getragen von Majestät... Fid . . . Fid . . . lockte es mit hoher, feiner Mädchenstimme. Und jetzt kam auch der jubelnde, volltönende Ruf . . .

Der Onkel Beyer hörte es heute nacht ganz deutlich. Es war wie eines Menschen Stimme . . . Judith . . . Philipp . . .

Aber Philipp Zwätz hörte es nicht mehr, und sein Weib Judith schlief. Ja, sie schliefen alle.

Da schloß der Alte den Fensterflügel ganz sacht und leise, um den Gesang nicht zu stören.

⌘ ⌘ ⌘

„Man erlebt manches in Klein-Bellstedt," sagte der betrunkene Barbier Dorn. Da warfen sie den Entrüsteten zum „Gasthof" hinaus.

Ich hätte nicht gewußt, daß Agnes Kemnitz mit ihrem Vater in der Komödie gewesen war. Aber mir hat es die alte Leonhardten in der Badergasse erzählt. Die weiß alles. Die merkt sogar, wenn es bei dem reichen Kaufmann Weber, dem Halsabschneider, wieder mal gespukt hat.

Und das soll doch immer keiner in Klein-Bellstedt wissen. Denn es ist dem Kaufmann Weber schenierlich.

So wie er auch nicht gern spät in die Kirche kommt, weil er dann an den vollbesetzten Bänken vorbei muß und alle auf ihn hinsehen. Es sagt es zwar keiner laut, wenn er dabei ist. Aber beim Skatspielen im „Gasthof" und im „Hotel" erzählen sie ganz öffentlich, warum sein Vater sich erhängt hat und nun umgehen muß, die vielen zusammengewucherten Geldsäcke zu zählen.

Bei der alten Leonhardten war Federschließen. Da sprachen sie davon. Agnes Kemnitz war auch dabei. Die saß ganz still in der Ecke. „Sie ferchtet sich schon," sagte Haupts Karl.

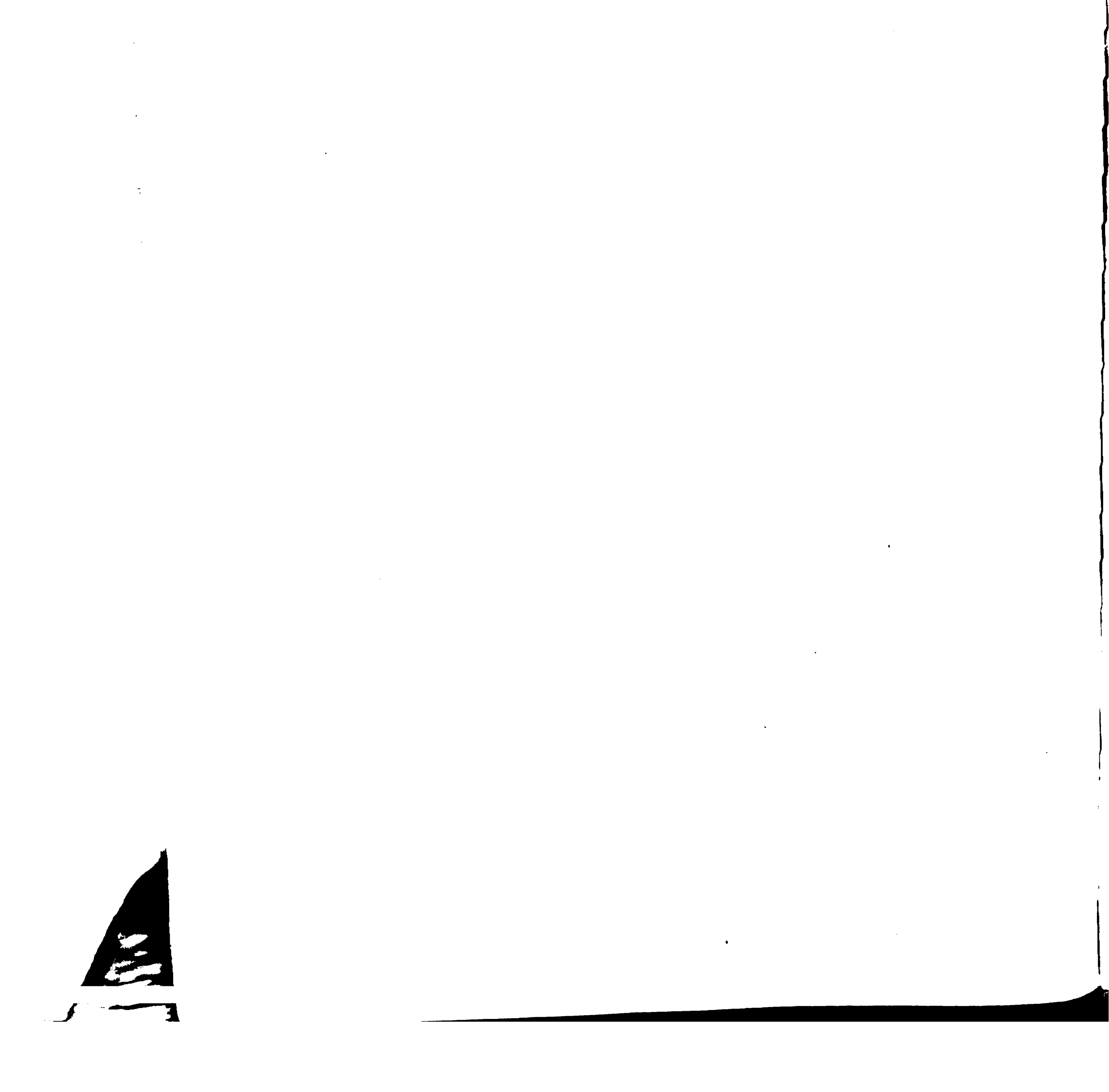
„Wohl weil sie an Webers Hause vorbei muß." — „Soll ich dich nach Hause bringen, Agnes? Du bist recht blaß."

Er stopfte sich die kurze Pfeife. Steil und frisch stieg der Rauch gegen die Lampe. Der Weiser der geblumten Uhr stand auf halb zwölf Uhr nachts.

„Nee, Großmutter, wie bringen Sie das bloß fertig, Kinder fürchten zu machen. Ich meine gar, ihr glaubt in Klein-Bellstedt noch an den Teufel."



Moordamm. Gemälde von Otto Modersohn
(Sammlung Otto Leyser, Düsseldorf)



Haupts Karl paffte ganz geruhig. Er hatte bei den 12. Husaren in Weißenfels gedient.

Aber ich wollte ja was vom Tischlermeister Kemnitz erzählen.

Die hatten heute gegen Abend auch vom Teufel gesprochen. Er arbeitete mit seinem Gesellen und dem Lehrjungen im Schöffensaal des Amtsgerichts, neue Fenster einzusetzen. Es war ein warmer Abend. So ruhig und still schwamm der Vollmond in dem noch blauen Abend hinab. Er guckte durch die weiten Fenstersohlen in den Schöffensaal und warf stumpfe Schatten von dem Fensterkreuz auf die abgelaufenen, weißtannenen Dielen.

„Morgen ist der 1. Juli," sagte der Geselle. Es lag Stimmung darin.

Meister Kemnitz achtete nicht darauf. Während der ganzen Arbeit hatte er an Adolph Zwätz gedacht. Er kannte die Wünsche seiner Tochter Agnes. Also hier würde der einmal schalten und walten. Er sah sich beinahe scheu und ehrfürchtig um.

Die dicken Akten in den hohen Repositorien waren gar zu gelehrte, zurückhaltende Herren. Er verstand ihre Sprache nicht. Ein feiner, durchdringender Geruch war überall. Das war der Aktenstaub und das alte Papier. Der Geselle wußte schon mehr davon. Er erzählte von dem alten Justizamtmann Seyboth, der vor langer Zeit hier das Amt verwaltet hatte und bestechlich gewesen war. Dafür hatte ihn die Klein-Bellstedter Sage in einen kleinen, schwarzen Ziegenbock mit Teufelshörnern verwandelt. Auf dem alten Friedhof mußte er in Vollmondnächten zwischen den Gräbern kläglich meckern. In dem hohen Kirchhofsgrase schnuppernd, mußte er zwischen den Gräbern herumsuchen. Es wußte keiner nach was.

Sie arbeiteten dabei immer weiter. Das milde Mondlicht sah ihnen dabei zu und warf immer noch die Schatten des Fensterkreuzes auf die weißtannenen Dielen. Es wurde aber immer dunkler.

„Feierabend," sagte der Meister.

Sie zogen die Röcke an. Bei der Arbeit waren sie hemdsärmlig.

Kemnitz seufzte still für sich. Er hatte noch einen sauren Gang zu machen. Die vielen astronomischen Bücher waren gar zu teuer und nahmen ihm viel Zeit für die Arbeit weg.

Der Buchhändler in Weißenfels hatte schon wieder einen Zahlungsbefehl geschickt, und auch der Kaufmann Weber drohte mit Exekution. Er hatte ihn schon so oft angeborgt. Seine Sternbücher, sein einziges Glück, wollte der ihm pfänden lassen. Er sog kummervoll an der Pfeife, in der mehr getrocknete Rosenblätter als Tabak war. Ja, es war schon eine Leidenschaft, seine Sternliebe. Die war fast noch schlimmer als die Frauenliebe, die der Kaufmann Weber heimlich betrieb. Der wurde nicht bankerott dabei. Der hatte es dazu.

Er dachte an Agnes, die noch unversorgt war. Wie lange dauerte wohl so ein juristisches Studium? Ob Adolph sie überhaupt heiraten würde, wenn er Amtsrichter war?

Und doch konnte er die Sternenliebe nicht lassen. Schon sah er im Fortgehen, während er die Jacke zuknöpfte, nochmals nach dem Repositorium. Ob wohl seine zahlreichen Exekutionssachen darunter waren?

„In Sachen Weber kontra Kemnitz . . ." so stand hier wohl vielemal.

Mit einem bösen Lächeln um den kalten, faltigen Mund schien ihn die Aktenseele anzusehen.

Sie gingen durch einen hallenden, steinfliesenbedeckten, dunklen, engen Gang. Auch hier war der feine, durchdringende Papier- und Staubgeruch. Der Meister sah sich wie schuldbewußt um.

Die Schuldnerschande mit dem roten Haftbefehl zwecks Leistung des Offenbarungseides in der dürren Hand schien auf leisen Sohlen hinter ihm herzuschleichen.

Sie traten hinaus. Um die grauen Blechkästen des Gefängnisses ächzte der Wind.

Nun wußte er es auf einmal. Adolph Zwätz tat doch nicht recht, Amtsrichter zu lernen. Zimmermeister hätte er werden sollen wie sein seliger Vater. Dann säß er jetzt im Geschäft und Agnes war versorgt. Das arme Kind . . . Hier in diesem Hause war kein guter Geist. Selbst die kleinen Kinder konnten das begreifen, wenn sie scheu nach den Blechkästen hinaufsahen.

Der Geselle schwatzte mit dem Lehrjungen unbekümmert weiter. Sie sprachen jetzt nicht mehr von dem teuflischen Amtmann.

„Ein feiner Mann," sagte der Geselle, damit meinte er den jetzigen Amtsrichter. Der hatte ihn neulich als Zeugen in einer Prozeßsache des Meisters vernommen.

„Er geht nicht ins ‚Hotel', wie die Herren sonst immer tun."

„Ja, als ich neulich aus dem ‚Gasthof' vom Kegeln kam, hatte er noch Licht."

„Was mag er wohl so allein die halbe Nacht machen?"

„Er schreibt doch in seinen Akten," sagte der Lehrjunge nachdenklich. Er dachte an die bergehohen Aktenrepositorien im Schöffensaal und dachte an die Fortbildungsschule und wie schwer die Feder des Abends seinen Arbeitsfingern wurde.

Auch der Meister hatte zugehört.

„... in seinen Akten ...“ wiederholte er gedankenvoll singend. Er sah die hohen staubbedeckten Repositorien wieder vor sich. In dem alten Sterngucker wollte sich etwas wie Mitleid regen. Seine Brust hob sich.

In der reinen Luft hoch über ihnen funkelten seine Sterne. Von den Wäldern ringsum kam ein Harzgeruch. Heuduft mischte sich darein. Und die Sterne funkelten. Er lächelte immer noch, wie schon die schrille Hausglocke des Kaufmanns Weber hinter ihm her wimmerte.

Der Amtsrichter wohnte in der Herdengasse. Er sah von seiner Arbeit auf, weil eine laute Stimme vom Kaufmann Weber her bis zu ihm hereindrang. Er trat ans Fenster. Weber stand mit Meister Kemnitz auf der Straße.

„Ich werde selber bankerott dabei, Meister,“ hörte er ihn sagen. „Nur zehn Prozent. Was machen Sie bloß mit den dummen Büchern, die Sie doch nicht verstehen? Schuster bleib bei deinem Leisten. Aber Sie wollen nicht arbeiten ...“

Er rang die Hände.

„Es tut mir leid um Sie. Sie denken die Bücher? Was ich mir daraus mache. Den Dreck will keiner haben. Was glauben Sie. Ihr Haus muß ich versteigern lassen, wenn ich bis zum Ersten mein Geld nicht kriege. Ich habe auch Familie ...“

Der Amtsrichter verstand es nicht, so leise sprach Kemnitz. Der Meister wandte sich ab. Weber ging noch eine Weile leiser sprechend neben ihm her. Dann kehrte er leise schlurfend allein zurück, das eine Bein zog er hinkend etwas nach. Es klappte taktgemäß auf den Steinplatten des Bürgersteiges. Man hörte es eine ganze Weile.

Der Amtsrichter trat weg vom Fenster. Sinnend blätterte er in den Akten.

„Weber kontra Kemnitz“ ... So stand hier viele — viele Male. „Ein nobler Charakter, der reiche Kaufmann Weber,“ so hatte der Bürgermeister neulich gesagt. Gewiß, das Recht stand auf seiner Seite.

Der Amtsrichter nahm die Feder auf. Er arbeitete weiter. Aber er schob die Akten bald wieder zurück. Die Arbeit machte ihn heute nicht recht froh.

Er nahm den Hut und trat auf die Herdengasse. Webers Haus war ganz dunkel. Es war schon spät. Man sparte hier Licht.

„Weber kontra Kemnitz ...“ flüsterten die Akten dem Amtsrichter ins Ohr.

Aber noch etwas Leiseres raunte: „Komm mit, verlaß das Marktgeschrei, verlaß den Qualm, der sich ballt ums Herz, und atme wieder frei. Komm mit mir in den grünen Wald ...“

Da wandte der Amtsrichter seine Schritte ins Freie hinaus.

Als der Amtsrichter am nächsten Morgen bei der Kaffeetasse saß und die Wirtschafterin ihm das Weißenfelser Kreisblatt und die Berliner Abendzeitung brachte, legte er die Blätter zunächst beiseite.

Sein merkwürdiger Traum fiel ihm ein, den er diese Nacht gehabt hatte.

Ein kleiner, schwarzer Ziegenbock mit großen Hörnern war an sein Bett getreten. Der sah recht teuflisch aus, und doch lächelte das Gespenst traurig.

„Ich bin einer deiner Amtsvorgänger, Justizamtmann Seyboth, Hermann,“ sagte es, „und bin ungerecht gewesen und muß nun auf dem Friedhof umgehen, wie sie alle in Klein-Bellstedt wissen.“

Er klopfte mit den Vorderhufen gegen die Bettlade und lachte meckernd. Aber der Amtsrichter hörte die Verstellung heraus; es klang doch traurig.

„Seit hundert Jahren suche ich nun schon einen Nachfolger, einen, der auch ungerecht gerichtet hat und mich ablösen soll. Aber soviel ich suche, ich kann ihn in Klein-Bellstedt nicht finden. Seit hundert Jahren kann ich nun schon kein Auge mehr zutun. Ich bin so müde. Du bist der Richter in Klein-Bellstedt. Willst du mich nicht ablösen?“

Er richtete sich auf den Hinterfüßen auf, legte dem Amtsrichter den einen Vorderlauf auf die Brust und meckerte kläglich.

Seine roten, höllisch dampfenden Nüstern kamen dem Ohr des Amtsrichters immer näher. Und doch klang die Stimme so fein und verträumt, die ihm heimlich zuflüsterte: „Du mußt keine Angst haben wie die dummen Jungen hier, die Klein-Bellstedter. Es ist ein schöner, stiller Garten. Nur die Kirchturmuhr rasselt herüber und schlägt die Mitternacht. Aber sonst ist es immer ruhig, nicht so wie in den Gerichtsverhandlungen. Das Gangwerk pocht zwar die ganze Nacht, daß man zuerst glaubt, es seien die Herzschläge der Toten ... Die Stimme wurde immer flüsternder: „... aber es wachsen Blumen hier ... Blumen ... weiße Kirchhofsblumen ... und keine weißen Aktenblätter ...“

Damit war er höhnisch lachend von seiner Brust heruntergesprungen.

Eine Weile klapperten seine Bockbeine noch auf den Steinplatten des Bürgersteiges der Herdenstraße. Dann wurde es ganz ruhig, so ruhig, daß der Amtsrichter ihn noch von dem unfernen Kirchhof kläglich herüber meckern hören konnte.

Sinnend nahm der Richter die Zeitungen in die Hand. Die Akten Weber kontra Kem-

nitz lagen noch von gestern abend darunter. Es schien ihm, als wäre er aufgestanden und hätte im Mondlicht auf dem Friedhof einen kleinen, schwarzen Ziegenbock gesehen. Der trabte schnobernd durch das lange Gras und suchte langsam zwischen den Gräberreihen.

Ein paar Stunden darauf verurteilte der Amtsrichter den Tischlermeister Kemnitz in einer Klagsache des Kaufmanns Weber zur Zahlung einer größeren Geldsumme.

Der Sekretär Streitlein legte ihm im Fortgehen noch einen Subhastationsbeschluß zur Unterschrift vor. Der betraf das ärmliche Grundstück des Tischlermeisters Kemnitz in der Bühlitzer Straße, Haus Nr. 12, Gemarkung Klein-Bellstedt, Kartenblatt 5, Parzelle 13, auf Antrag des reichen Kaufmanns Weber.

„Armer Kerl," sagte der Sekretär Streitlein.

„Armer Kerl," wiederholte der Amtsrichter, während er seinen Namen schrieb. Er sagte nicht, wen er meinte.

Die alte Leonhardten zog das schwarze Halbseidene aus. Sie war in der Kirche gewesen. Während sie den schwarzen Kapottehut in die Hutschachtel packte und die Schranktür zuschloß, lag ihr noch der Orgelton in den Ohren. Wie süße Todessehnsucht des Christen hatte es geklungen. Sie war gar nicht so schlecht, wie sie sich gab. Sie polterte gern.

„Es ist nichts, wenn der Mensch zu gut ist," sagte sie manchmal zu der Nachbarin. „Die müssen alle balde fort, aber ich will noch zehn Jahre leben."

Nun saß sie über dem Weißenfelser Kreisblatt. Sie machte große Augen.

„Gucke, Kemnitzen sein Haus wird ja auch versteigert."

Sie überlegte lange. Von draußen her kam wie durchdringender Vogelruf.

„Kuwitt ... Kumm mit ..."

Ihr grauste. Dann aber nahm sie doch das große Umschlagetuch.

„Alte Liebe rostet nicht, werden die Leute sagen. Aber ich tue es ja nur der Agnes wegen und wenn sie auch eine dumme Gans ist." So murmelte sie, als sie in die Zeugschuhe fuhr. Sie ging zu dem Onkel Beyer, der hatte auch Ersparnisse.

Der Tischlermeister Kemnitz hatte den Vogelruf auch gehört. Er wußte, die Vögel dieser Art flogen zwischen den Lebensbäumen des Friedhofes. Auch er überlegte. Da lag das Kreisblatt. Bisher hatte er die Fäden nicht gesehen, die sich immer dichter um ihn spannen.

Kartenblatt 5, Parzelle 13, Bühlitzer Straße Nr. 12 ... Bühlitzer Straße ... War das die goldene Gasse, die die kleine Agnes gesehen hatte?

Die Art der Kemnitze kam mit den Verwicklungen des praktischen Lebens doch nicht zurecht. Und als er das eingesehen hatte, da wußte er keinen anderen Ausweg. Das war ja so folgerecht. Mit einem Male sah er Klarheit, und sie war so erschreckend wie der schrecklich strahlende Sirius, wenn man ihn genauer durchs Fernrohr betrachtete.

„... Kuwitt ... Kumm mit ..."

Der Vogelruf klang schon dringlicher.

„Ich komme ja schon ..." murmelte der Alte. Der Barbier Dorn hat ihn nach dem Schilfteich hinausgehen sehen. Das war eine Weile her, daß Adolph Zwätz die kleine Agnes hier dreimal geküßt hatte.

Einmal auf die Stirn, zum zweiten auf die unschuldigen Kinderaugen, zum dritten aber auf den süßen Mädchenmund.

Es war Nacht. Das hatte der Meister schlecht bedacht, daß auch die Sterne alle am Himmel standen. Denn das waren seine Sterne. Kein Mensch in Klein-Bellstedt machte weiter Aufhebens davon. Sie hatten immer am Himmel gestanden.

Meister Kemnitz, das gibt ein schweres Scheiden. Er stand und sah in das stille, dunkle Wasser wie in das Geheimnis des Todes. Aber auch hier blinkten sie ihm entgegen. Er mochte hinsehen, wohin er wollte. Sie alle strahlte das nächtliche Wasser zurück.

Das ist Algol im Perseus, El Gul, wie die Araber sagen, der Veränderliche, der tückische Dämon. So harmlos sah er anscheinend aus dem Wasser, so wie er damals auf dein Kind, die Agnes, herabgesehen hatte, als sie leichter Kummer drückte. Sei auf der Hut, Meister Kemnitz!

Nun weißt auch du es ja, daß alles Verderbliche harmlos scheint und der dämonische Teufel längst nicht mehr Hörner und Ziegenbart trägt. Nein, er hat ein sackgraues Sommerjackett nach der neuesten Klein-Bellstedter Mode und wohnt in der Herdengasse. Einen schwarzen, steifen Hut trägt er wie der reiche Kaufmann Weber, der vornehme Charakter, wie der Herr Bürgermeister sagt.

Meister Kemnitz war näher an das Wasser herangetreten. Die Flut netzte schon seine Füße. Davon kräuselte sie sich, so daß das Bild El Guls, des Veränderlichen, im Wasser schwankte. Siehe, jetzt lächelt der sogar. Noch immer näher heran, Meister. Du kannst ihn jetzt ja beinahe mit Händen greifen. Siehe, er ist dicht vor dir im Wasser. Du hast dich ja immer in deinem ärmlichen Leben danach gesehnt, die Sterne ein-

Was mochte aus ihrem Adolph werden? Auch so einer aus dem lebenslustigen Geschlecht der Bachs, das den Tod fürchtete?

Unten in der großen, niedrigen Wohnstube, aus der eine knarrende Treppe unmittelbar in Onkel Beyers Schlafstube führte, schlug die Kastenuhr. Er hörte es deutlich; er hatte die Tür nur angelehnt.

Zwölfmal schlug es. Der Pendel bewegte sich hart und rastlos.

Die Geisterstunde war da.

Nein, die Beyer waren auch nicht so wie die Bachs. Sie fürchteten den Tod nicht.

Der Onkel sah die Bachs und Zwätze draußen auf dem Friedhof liegen. Es war eine stattliche Reihe. Alle lagen sie da in ehrbaren, weißen, langen Hemden. Er sah sie liegen, die Hände über der Brust gefaltet. Er sah sie liegen, ein Rosmarinsträußchen auf den Herzen.

„Gabe der Liebe, meine gute Mutter," hatte nicht so die kleine Lina gesprochen, die so früh den Weg dorthin antreten mußte?

Auf ihren langsam einsinkenden Gräbern wuchs langes Kirchhofsgras. Er sah, daß es im Nachtwinde wehte. Wie grüßend wehte es; aber die Maulbeerbäume schwiegen. Sie alle hatten den Weg nach dem stillen Garten angetreten.

Aber keiner war so einsam gestorben wie der Zimmermeister Philipp Adolph Zwätz, dem soviel lachende Frauenliebe geworden war.

Der alte Junggeselle streckte sich, daß die wurmstichige Bettlade knackte.

Es war vielleicht doch ganz gut so, daß er den Frauen, ihnen allen aus dem Wege gegangen war und nur ihre Kinder liebte.

Aber der junge Adolph. Dem würden die Mädchenherzen zufliegen. Das sollte ein Bach werden, der würde es dem Geschlecht der Frau Judith vergelten. Der würde schon ein Weiberherz einmal weinen machen. Was lag daran, wo selbst die Bibel schwermütig war: Unser Leben ist wie Gras, wie Gras, das da frühe blüht und des Abends welk wird und verdorret.

Seufzend stand er auf. Das Asthma meldete sich wieder. Er mußte den Kopf durch das Fenster in die Nachtluft halten.

Der kleine Hof lag ganz ruhig im Mondschatten. Hinter Nachbar Kemnitz' Hausgiebel kam ein rundes Gesicht hervor. Das war welk und hatte Runzeln wie ein alter Mann. Es war leichenbleich und müde.

Der gute Onkel Beyer sah es nicht.

Er lauschte.

Seine Züge wurden sichtlich wieder freundlich und gut. Es sah aus, als spräche er mit einem kleinen Kinde. So sah er dann aus.

Das war die Nachtigall, welche da in der Zaunecke nach Kemnitzens zu sang und schlug und den Vogelkundigen fesselte.

Der Gesang klang ihm heute nicht so seelenvoll und schien ärmer zu sein an den sonstigen, süßklagenden, schluchzenden Tönen. Dafür aber war er feierlicher und abgemessener und getragen von Majestät... Fid . . . Fid . . . lockte es mit hoher, feiner Mädchenstimme. Und jetzt kam auch der jubelnde, volltönende Ruf . . .

Der Onkel Beyer hörte es heute nacht ganz deutlich. Es war wie eines Menschen Stimme . . . Judith . . . Philipp . . .

Aber Philipp Zwätz hörte es nicht mehr, und sein Weib Judith schlief. Ja, sie schliefen alle.

Da schloß der Alte den Fensterflügel ganz sacht und leise, um den Gesang nicht zu stören.

⌘ ⌘ ⌘

„Man erlebt manches in Klein-Bellstedt," sagte der betrunkene Barbier Dorn. Da warfen sie den Entrüsteten zum „Gasthof" hinaus.

Ich hätte nicht gewußt, daß Agnes Kemnitz mit ihrem Vater in der Komödie gewesen war. Aber mir hat es die alte Leonhardten in der Badergasse erzählt. Die weiß alles. Die merkt sogar, wenn es bei dem reichen Kaufmann Weber, dem Halsabschneider, wieder mal gespukt hat.

Und das soll doch immer keiner in Klein-Bellstedt wissen. Denn es ist dem Kaufmann Weber schenierlich.

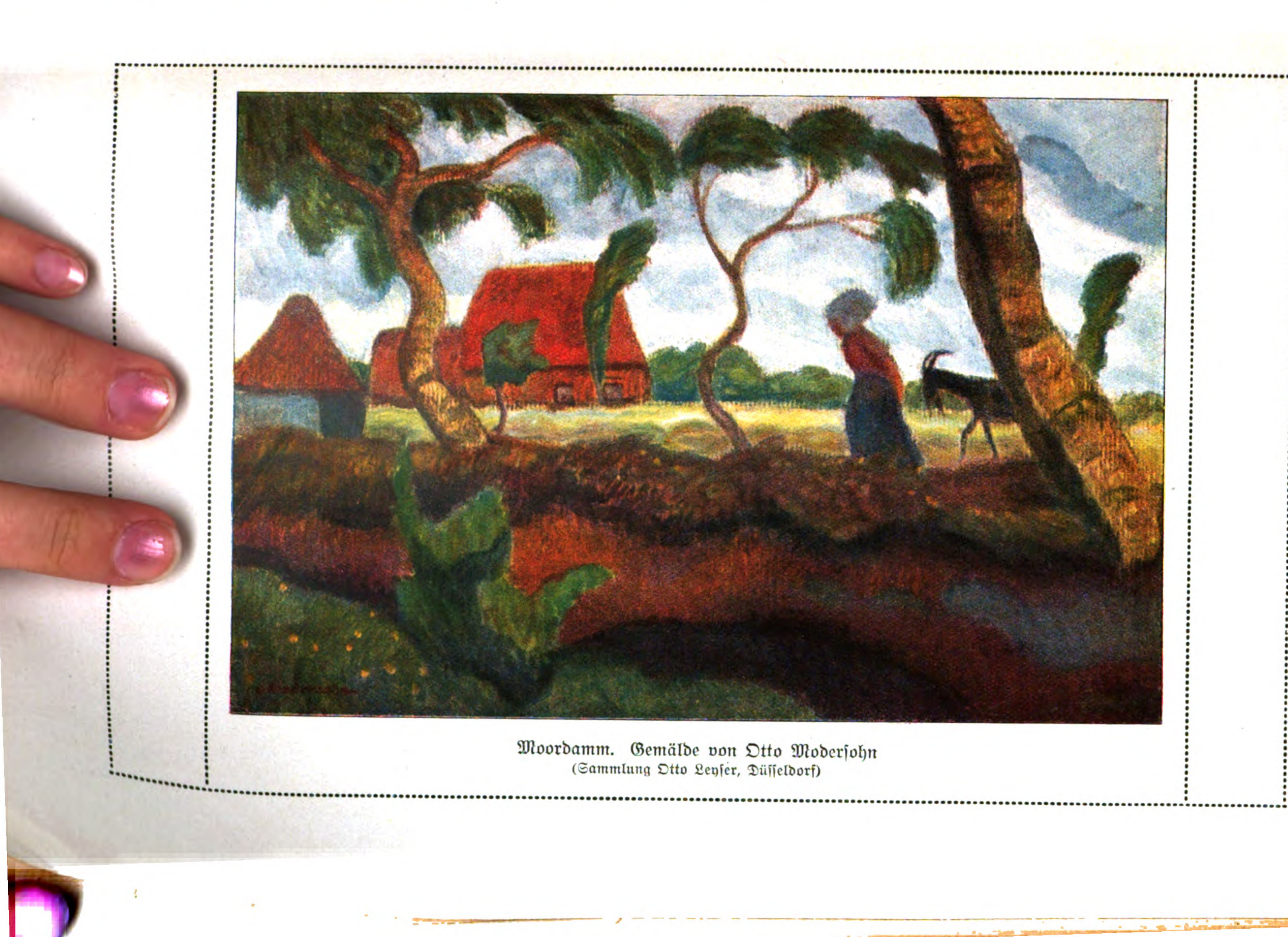
So wie er auch nicht gern spät in die Kirche kommt, weil er dann an den vollbesetzten Bänken vorbei muß und alle auf ihn hinsehen. Es sagt es zwar keiner laut, wenn er dabei ist. Aber beim Skatspielen im „Gasthof" und im „Hotel" erzählen sie ganz öffentlich, warum sein Vater sich erhängt hat und nun umgehen muß, die vielen zusammengewucherten Geldsäcke zu zählen.

Bei der alten Leonhardten war Federschließen. Da sprachen sie davon. Agnes Kemnitz war auch dabei. Die saß ganz still in der Ecke. „Sie ferchtet sich schon," sagte Haupts Karl.

„Wohl weil sie an Webers Hause vorbei muß." — „Soll ich dich nach Hause bringen, Agnes? Du bist recht blaß."

Er stopfte sich die kurze Pfeife. Steil und frisch stieg der Rauch gegen die Lampe. Der Weiser der geblumten Uhr stand auf halb zwölf Uhr nachts.

„Nee, Großmutter, wie bringen Sie das bloß fertig, Kinder fürchten zu machen. Ich meine gar, ihr glaubt in Klein-Bellstedt noch an den Teufel."



Moordamm. Gemälde von Otto Modersohn
(Sammlung Otto Leyser, Düsseldorf)

mal recht nahe zu sehen. Komm, du lieber, guter, alter, unpraktischer Mann. Wenn du auch noch ungeschickt bist. Es geht schon.

Wir reichen dir die glitzernden Sternenhände. Schon hörst du das Marktgeschrei nicht mehr. Nicht wahr, es war nur ein alter, dummer Spaß da unten?

Dem Meister war, als ob seine verstorbene Mutter das soeben zu ihm gesagt hätte.

Er war wieder ein kleiner Junge, und ihre Hände streichelten seine zuckenden Backen.

... Laß sie nur gehen, die großen, dummen Jungen auf der Straße. Laß dich nicht mit ihnen ein. Nicht wahr, sie haben meinem Kind wehe getan?

Er wurde immer jünger. Jetzt war er schon ein ganz kleines Kind. Die Mutter hielt ihn sogar im Arm und sang ihm Wiegenlieder. Oder war es Frau Judith, die junge Zimmermannsfrau, die auch mit so was Bescheid wußte?

Sogar die Felder an der Jauchaer Landstraße lauschten. Denn Agnes Kemnitz, die auf dem Nachhauseweg war, hatte eine weiche Stimme. Das wurde immer auffälliger.

... Es blüht der Blumen eine auf fremder, stiller Au ...

Sie verschwieg. Denn eine Sternschnuppe zog jauchzend ihre schimmernde Bahn in den Himmel. Die kam aus der Gegend des Schilfteiches.

⁂ ⁂ ⁂

Über Klein-Bellstedt zogen die Jahre dahin. Es änderte sich nicht viel. Nur an dem alten Friedhof merkte man es. Es wurden der Gräber immer mehr.

Nach dem alten Kemnitz trug man Frau Judith hinaus. Dann kam wieder eine Alte. Das war die Leonhardten, die noch zehn Jahre leben wollte. Neben sie bettete man Frau Henriette. Ganz still und friedlich lagen sie beieinander. Vor Frau Henriettens Grab kletterten die Rosen, die Agnes gepflanzt hatte, zu der Leonhardten hinüber, als wären sie beide niemals Nebenbuhlerinnen gewesen. Nur den Onkel Beyer schien der Tod vergessen zu wollen. Denn er ist gar nicht so schlecht, wie er gemacht wird. Er wußte, daß der Onkel noch für zwei Waisenkinder zu sorgen hatte. Die hießen Adolph Zwätz und Agnes Kemnitz.

Immer noch gingen die braungesiegelten Briefe mit dem Petschaft der Zwätze von Klein-Bellstedt aus in die weite Welt. Es waren zwei fremde, gleichgültige, große Städte, die weit voneinander lagen, und die nur das Herz und die Liebe eines alten Mannes, des guten Onkels Beyer umspannte. Immer noch zählte er heimlich seine Ersparnisse, und als der letzte Taler vertan war, da legte auch Beyer sich still hin, wie dies immer seine Art gewesen war.

Und er wurde beigesetzt auf dem alten Friedhof, wo die anderen Bachs und Zwätze alle lagen und geduldig warteten, bis wieder einer käme. Er lag gleich ihnen im ehrbaren, langen, weißen Hemde. Er lag die Hände über der Brust gefaltet. Um seinen langsam einsinkenden Hügel wehte das lange Kirchhofsgras. Er lag, ein Rosmarinsträußchen auf dem Herzen. Das hatte eine feine, junge, schlichtgekleidete Dame ihm mitgegeben, die ernste Augen gehabt hatte. Es kannte sie keiner in Klein-Bellstedt mehr. Und sie war doch durch die Badergasse gegangen, wo früher immer die alte Leonhardten gesessen und darauf gewartet hatte, bis endlich einmal „was Feines“ käme.

Nun war keiner mehr aus dem lebenslustigen Geschlecht der Bachs in Klein-Bellstedt am Leben, keiner aus der ernsten Familie der Zwätze, niemand aus dem wunderlichen, unpraktischen Lande der Kemnitze, nicht einer mehr mit dem guten Herzen der Beyer.

Bis dann eines Tages ein neuer Amtsrichter auftauchte, da wurden sie wieder lebendig, die Bachs, die Zwätze, die Kemnitze und die Beyer.

Hie und da sahen sie aus alten Testaments-, Erbschafts-, Vormundschafts- oder gar Prozeßakten hervor.

Sie waren alle altfränkisch und ehrbar gekleidet. In ihren Haaren lag wie Kirchhofsmoder der Aktenstaub. Sie hatten lange geschlafen und rieben sich die müden Augen und sahen verwundert, daß einer aus ihrem Geschlecht wieder in Klein-Bellstedt war. Mit ihren stillen Geisteraugen sahen sie ihn an, so wie sie damals den Zimmermeister Philipp Zwätz angesehen hatten, als er in der Kirche am Markt Hochzeit machte. Und manch einer schüttelte auch hier mißbilligend den wackligen, alten Kopf.

Denn der Amtsrichter Zwätz saß immer ganz allein. Das war nicht Sitte in ihrem Geschlecht gewesen.

„Wenn du auch Amtsrichter geworden bist, Adolph,“ so flüsterte es, „sein Wort muß man doch halten.“ Kemnitz hob den Kopf. Der Wind, der aus den Lebensbäumen des Friedhofs sprang, lag an den Scheiben.

Eine junge Frau lachte draußen auf der Straße. Ihm war, als höre er seiner jungen Mutter, Frau Judiths, Lachen, die so süße Liebeslieder gewußt hatte und so jung heiratete.

„Was bist du dumm, Friedrich Adolph...“

Wie einsam ist es jetzt in der Bühlitzer Straße in dem alten Zwätzschen Hause.

An stillen Winterabenden steht der Rauch aus dem Schornstein gleich einer Säule in dem roten Westhimmel. Ein paar Saatkrähen hocken auf dem Satteldache. Sie machen so altfränkische Verbeugungen, wenn der Amtsrichter kommt; wie sie zu der Zeit Mode waren, als der Onkel Beyer einmal jung war. Dann aber fliegen sie nach dem alten Friedhof hinüber, sitzen stumm auf den entblätterten Maulbeerbäumen und halten den Kopf so schief, wie die Pfosten des bröckeligen Toreingangs stehen.

Ganz Klein-Bellstedt sieht die Pfosten seit ein paar Menschenaltern sinken. Ganz Bellstedt geht alle Tage hier vorüber. „Wie sie sinken!“ krächzen die schwarzen Vögel. Aber niemand hört es. Denn einsam ist es abends hier, wenn der Amtsrichter Zwätz vom Gericht kommt und den Weg nach der Bühlitzer Straße nimmt.

Die schwarzen Tafeln über den flachen Grabhügeln sind auch stumm. Die Kirchenfenster sind trübe. Man sieht es jetzt, wo das Pfriemkraut, der Mauerefeu und der wilde Wermut entblättert sind.

Aber in der Dämmerung werden die spitzen, verglasten Bogenfenster immer länger.

„Wie sie sich recken!“ schwatzt die Turmuhr. Keiner antwortet.

Nur wenn es ganz dunkel geworden ist und im Erdgeschoß des kleinen Zwätzschen Hauses in der Bühlitzer Straße des Amtsrichters Lampenlicht durch die Maulbeerbäume schimmert, dann wird es noch einmal lebendig hier. Das ist ein durchdringendes, scharfes Lachen. Die alte Frau Eule aus dem Beinhaus ist es. Sie sitzt auf den Eisengitterstäben des Weberschen Erbbegräbnisses.

„Wie sie rosten!“ ruft sie nach des Amtsrichters Fenster hinüber.

Der aber wendet Blatt um Blatt in seinen Akten, in denen die Menschen immer noch so erbittert streiten, als wenn es keinen versöhnlichen Tod gäbe.

Dann aber legt er die grauen Bände doch beiseite.

Denn aus Doktor Eckerts Hause kommt Musik.

Über den Kirchhof hinweg kommt sie geflogen, aber sie weiß von keinem Tode. ‚Es muß ein ganz junges Menschenkind sein,‘ denkt der Amtsrichter, und er bläst den Pfeifenrauch sinnend vor sich hin. Er hat sie schon ein paarmal aus dem alten Doktorhause, in dem auch schon der Sohn sitzt, herauskommen sehen.

O, wie jung sie ist. Was haben die zwanzig Jahre aus ihm gemacht, seit damals, als sie im „Nelkenbusch“ zu Weißenfels saßen und die jungen Abiturienten von der Liebe sprachen. Immer noch mußte er an sie denken, an ihre Jungmädchengestalt, als er gestern nachmittag vor der Reitschule auf dem Markt stand, wo die großen Schulmädchen auf weißen Holzpferden saßen, den schlanken Leib zurückgebogen, ein Lächeln um den Mund. Immer noch mußte er an sie denken, als er gestern in der Abendkirche war, in der der Zimmermeister Philipp Zwätz getraut worden ist und die Orgel umsonst von süßer Todessehnsucht erzählen wollte.

Die alte Leonhardten hatte recht. Der wurde wie sein Vater. Der hatte auch so eine Junge gefreit. Arme Agnes Kemnitz. —

Gebt acht, ihr schönen Mädchen, jetzt sing' ich euch ein traurig Lied.

Ich weiß nicht, weshalb mir so schwere Gedanken kommen. Denn ich sitze doch allein. Die Schwätzer, eure Brüder, habe ich verlassen, und so höre ich sie wieder, seit langem wieder, die Stimmen meines eigenen Innern, nach denen ich mich solange sehnte.

Die erzählen von einer eurer Schwestern, die ein Erdenkind mit Elfenleibe war.

Gebt acht, ihr lieben Jungfern, die ihr auch so weiche Gesichter und so kalte Herzen habt, daß ihr nicht auch einem eurer Brüder das Herz unruhig und nächtlings schwere Träume macht, so wie es einst Adolph Zwätz erfahren mußte, da er die Stürme seiner Jugend schon hinter sich zu haben glaubte.

Ich sehe euch mit lächelndem Munde und sanftem Gesicht hinter kalten Marmortischen in hellen Cafés oder hinter Blumenstöcken am Fenster sitzen, während der blaue Mondschein auf den buckligen Straßen liegt.

Süß ist die Sprache eurer Augen — aber halt an, mein Bruder, halt ein. Es ist manchmal ein dorniger Weg, der in die Rosenbüsche führt.

Das hat schon Adolph Zwätz gemerkt, da er sich so alt und erfahren dünkte.

In der Erdgeschoßstube des Doktor Eckertschen Hauses hinter der Kirche am Markt brannte ein ruhiges Licht.

Wenn man gegen Abend dort am Fenster steht, sieht man in den hellen Westhimmel.

Dann aber wird der weite Platz immer stiller und dunkler. Nur das Kriegerdenkmal unter der Luthereiche ragt einsam, und der graue Spitz des Oberpfarrers sitzt schwermütig auf der Kirchentreppe. Jetzt heult er gar klagend mit erhobener Schnauze, denn der Mond guckt über das hohe Kirchendach. Aber der konnte in Doktor Eckerts Flurstube nicht hineinsehen. Denn Ilse Eckert hatte die Fenstervorhänge dicht zusammengezogen.

„Warum bringst du die große, grüne Schirmlampe?“ fragte sie den Doktor, ihren Onkel.

„Wir haben doch Besuch eingeladen,“ antwortete er, „den neuen Amtsrichter.“

„Ach so, den ...“ sagte sie leichthin, das letzte Wort dehnend. Es war, wie wenn man einen Stein achtlos wegwirft.

Sie zog sich einen Korbstuhl heran.

Das Licht, das unter dem großen, seidenen Schirm hervorquoll, war wie ein grüner Traum und legte sich züchtig wie Schleier und Kranz um ihr blondes Haar. Es war wie ein Märchen. Ihre schlanken, zierlichen Beine, die sich so flink und beweglich beim Tanz im alten, weißgedielten Rathaussaale gedreht hatten, ruhten mädchenhaft sittig. Um ihren Mund spielte ein weiches, sehnsüchtiges Lächeln.

Das kam wohl, weil der Wind, der sich aufgemacht hatte, immer noch unablässig und suchend über den freien Markt hinweg gegen die kleinen Scheiben drückte, wie damals, als der neue Amtsrichter noch der kleine Adolph in dem Zimmermannshause war, als die junge Frau Judith ihn auf dem Tische gebündelt und in der Kammer nebenan ihm die Wiegenlieder gesungen hatte, welche in der dunklen, stürmischen Nacht lagen.

Ilse Eckert hob den linken Fuß ein wenig. Nachdenklich betrachtete sie das zarte, feine, durchsichtige Maschenwerk des schwarzen Strumpfes. „Er hat recht bäurische Manieren, euer neuer Amtsrichter,“ sagte sie. „Wer wird denn so unpünktlich sein, wenn man zu Tische geladen ist?“

Der Onkel antwortete nicht. Er war wohl in das Weißenfelser Kreisblatt vertieft.

„... Ein Zimmermannssohn,“ sagte der kleine, weiche Mädchenmund ... „ein Hebammenkind ...“

Von der Kirche nebenan polterte ein Dachziegel. Im Hofe des Doktorhauses schrie eine Katze. Es klang, wie wenn ein kleines Kind weint. Es war wie damals, als der gute Onkel Beyer in den rotsamtenen Hausschuhen, oder waren es die rosengestickten von Frau Judiths Hand, zu dem alten Doktor Eckert gelaufen war, als die junge Judith in Kindsnöten lag. Gerade so schreckhaft gellte auch jetzt die alte Hausflurklingel draußen. Es war dieselbe noch.

Sie wollte dem Amtsrichter davon erzählen, aber keiner in dem ganzen Hause verstand sie. Es war eine andere Generation.

Die sahen nur den ungeschickten Amtsrichter Zwätz, der im altmodischen Sonntagsanzug hereintrat. Es war keiner dabei gewesen, als Frau Judith dem kleinen Bündel ins Ohr flüsterte, wie sein ernster Vater ihr das blonde Mädchenhaar zerzaust hatte, und wie hingebend und zärtlich eine Frauenseele sein kann. Armer Adolph Zwätz, dein ernster Vater war doch glücklicher und war kein Amtsrichter gewesen, hatte nicht so hoch studiert.

Da stand also nun der ungeschickte Amtsrichter in seinem schlecht und recht aus Onkel Beyers Garderobe vom Schneider Friedrich zurechtgemachten Sonntagsanzuge und mußte sich ebenso schlecht und recht mit so einem zierlichen Erdenkind abfinden, er mochte wollen oder nicht. Es war keine Korpsstudentenverbeugung, die er vor ihr machte. Die stammte aus der Bühlitzer Straße und war von der Art, mit der seine Voreltern den gestrengen Herrn Amtschef ästimiert hatten, wenn sie einmal aufs Amt zitiert waren.

Ilse Eckert machte ihr verträumtes Jungmädchengesicht. Sie lehnte sich im Korbstuhl zurück und schlug die zierlichen Beine übereinander und sprach mit ihrer immer wie ein wenig müden Stimme eines verwöhnten, zärtlichen und doch ungezogenen Kindes: „Sie sehen unglücklich aus, Herr Amtsrichter. Ich glaube, Sie haben eine aussichtslose Liebe.“

Ihre Worte mochten des Amtsrichters Augen bestätigen. Denn es stand viel Liebe darin. Es waren die Augen der jungen Frau Judith, die sie ihm vererbt hatte. Aber das Elfenkind verstand nur auf seine Art darin zu lesen, und doch trafen ihre Worte den Amtsrichter hart.

Sie hatte nur zu recht ... „eine unglückliche Liebe ...“ Gleichgültig und doch spöttisch hatten die Worte geklungen. „Was geht es mich an, wenn du mich liebst? ...“

Immer noch lag der Wind, der die Bühlitzer-Straße heraufgelaufen war, fest angedrückt an den kleinen Fensterscheiben der Doktorstube, in der damals der gute Onkel Beyer mit dem alten Eckert konferiert hatte.

Nimm dich in acht, du Erdenkind, die du immer noch so spöttisch dasitzest, die schlanken, zierlichen Elfenbeine übereinandergeschlagen. In der Weißenfelser Straße wußten sie vielleicht besser, was Liebe war, und wenn es auch nur kleine Leute gewesen waren.

Als der Amtsrichter nach Hause ging, war der Mond, der den Wind gebracht hatte, schon lange über das hohe Kirchendach weggeglitten.

Nun stand er zwischen den Blumen des Friedhofs: Frau Judiths Leichenstein trat weiß hervor. Der Mond malte darauf zitternde Ringlein. Und doch schien er gleichgültig, nicht mehr so wie damals, als er ihre

mädchenhaften Arme und bleich schimmernden, zarten Schulter noch weißer gemalt hatte. Es war eine Weile her, als er das Liebesspiel des ernsten Zimmermeisters mit der lustigen jungen Frau beobachtete, als der junge Ehemann sie auf dem Schubkarren gefahren und beinahe in den Bach geworfen hätte.

Er wurde auch schon alt. Das merkte er an der kalten Nachtluft. Das waren andere Zeiten damals. Du lieber Gott, die Welt war grämlicher geworden. Nicht einmal mehr richtig lachen konnten sie, die feinen Leute. Ärgerlich griff der Mond nach seiner Nachtmütze, die war aus weichem, warmem Wolkenstoff.

Das konnte man heute vertragen.

Als der Amtsrichter an Onkel Beyers Grab vorbeikam, klang es auch dort wie ein ärgerliches Husten. Es konnte der Friedhofwärter sein. Der Amtsrichter merkte es nicht. Er träumte wie sein Vater von weißen Mädchenarmen, die im Mondlicht so weiß wurden wie damals, als Frau Judith in seiner einsamen Schlafstube lag.

Selbst die Eule auf dem Beinhaus schimpfte. Was haben deine Träume in fremder Kammer zu suchen, deren Tür dir verschlossen ist?

Was habe ich mir in all den Winternächten die Kehle wundgeschrien? Hast du mich nicht verstanden?

Schäme dich, alter Junge, du willst wohl gar heute nacht wie ein Gymnasiast in die Bettdecke weinen?

Da waren die Zwätze früher anders. Die hatten mehr Stolz. Siehst du nicht, wie ehrbar sie in langer Reihe liegen? Sie schweigen, Adolph. Merkst du, warum?

Sie flog nach der alten, hohen, schmalen Pappel in der Friedhofsecke nach Doktor Eckerts Garten zu. Seit alters ist ein Krähennest darauf. Alle Klein-Bellstedter Jungen wissen das, wenn sie an dem rissigen Stamm hinauf über die Lehmmauer klettern in Eckerts Garten hinein. Ein uralter, schon fast weißlicher Rabe haust dort oben. Die Eule besuchte ihn gern. Er war nicht mehr wie das halbflügge Krähenpack, das sie ärgerte und nach ihr stieß.

Er war alt und verständig. „Es ist nichts mehr mit den jungen Leuten heutzutage," fauchte sie. Sie saß auf dem glatten Lehmrand der Mauer, die die kletternden Jungen schon ganz ausgerundet haben. Eckerts Großvater hatte sich dort hinten erhängt. Es war lange her.

Sie rollte die feurigen Augen. Wie eine keifende Hexe saß sie da und knappte: „Wie sie sich bloß um so ein bißchen Liebe haben können. Früher weinte man wohl auch vor Rührung oder lachte vor Freude. Heutzutage aber können sie bloß noch jammern und johlen. Die Stillen im Lande sind alle geworden, seit ich den alten Kemnitz holte und sie den alten Beyer hier begruben . . ."

Der Rabe fror. Die Nachtluft machte auch ihm zu schaffen.

„Ich habe es ja immer gesagt," krächzte er grämlich. „Sie sind alle tot."

Die Eule war lautlos abgestrichen. Sie hörte es nicht mehr. Denn der Amtsrichter hatte sich der Lehmmauer genähert. Unverwandt sah er nach der Rückseite des mondbeschienenen Eckertschen Hauses. Ilses Kammerfenster war unverhüllt. Ungehindert fluteten die Mondstrahlen hinein. Die Worte des seligen Schmidt von Werneuchen fielen ihm ein:

„Wenn doch, wie du, mein Mädchen mild,
Wie du so freundlich wär'!
O, such' sie, lieber Mond, und schein'
Und schau ihr ernst ins Auge 'nein
Und mach' ihrs Herze schwer."

⁂ ⁂ ⁂

„Er stritt gerne," sagte Haupts Hermann zu Landmanns Emil. Das bezog sich darauf, weil Karl Schirmer im „Hotel" behauptet hatte, eine Sängerin wäre „was Feines".

„Laß dir doch das nicht weismachen, Karle. Du wirst doch schon Harfenmenscher zum Jahrmarkt gesehen haben."

Böttcher Franz wußte es noch besser.

„Das ist was anderes," sagte er. „In Leipzig habe ich mal welche gesehn. Die haben ganz kurze Röcke an, schmeißen die Beine und singen immer von der Liebe." Er tänzelte dabei in der Gaststube herum, hob die Schöße seines etwas zu lang geratenen Jacketts, und alle lachten. Schirmer Karl ließ sich aber nicht belehren. „Das war aber doch eine feine Dame, die ich mal gehört habe," beharrte er. „Sie trug keinen kurzen, sondern einen viel zu langen Rock. Der schleppte hinten immer nach. Aber singen konnte sie."

Er trank aus dem vor ihm stehenden Bierglas.

„Wie sie das bloß fertigbringen," sagte er. Er war sonst ein stiller, wenig gesprächiger Mensch. „Sie sang auch von der Liebe, aber nicht so wie du's meinst, Hermann. Man konnte ganz traurig dabei werden."

Nun sprachen sie alle von den Komödianten, und was die Leute für ein unruhiges Leben führten, und daß auch einmal eine aus Klein-Bellstedt darunter gegangen sein sollte. Die Jungen wußten davon kaum noch etwas. Die Alten, Redseligen aber wußten von rotseidenen Kleidern und einem schwar-

zen Neger, den sie zur Bedienung haben sollte.

„Hieß sie nicht Agnes?" fragte einer. „Mein großer Bruder ist doch mit ihr aus der Schule gekommen." Und nun wußten sie es alle auf einmal. Es war die Tochter des Tischlermeisters Kemnitz, der sich schuldenhalber im Schilfteiche ertränkt hatte.

„Da gehört doch was dazu, nicht, Karle? So ins kalte Wasser!"

Der schüttelte sich. Er nippte an seinem Schnapsglase. „Ja, das war ein trauriger Fall. Wer mag bloß für die Tochter gesorgt haben? Weber gewiß nicht."

„Da war doch der alte Beyer, der da in der dritten Reihe an der Kirchhofsmauer liegt, du hast ihn auch noch gekannt. Er trug immer so einen braunen Überrock und war meist in Samthausschuhen seines Rheumatismus wegen."

„Ganz recht."

„Der ist es gewesen. Der soll das Geld gegeben haben, damit sie was lernen konnte."

Der alte Kabisch mengte sich in das Gespräch. „Was hatte das Mädchen für eine schöne Stimme. Wie ein Vögelchen." Er lächelte.

„Der alte Beyer, ich habe ihn recht gut gekannt, das war ja so ein Vogelfreund."

Kabisch war Kantor in Klein-Bellstedt gewesen. Er war schon alt und lebte jetzt in Pension. „Schade um das Mädchen," setzte er sinnend hinzu, „die hätte Sängerin werden können."

Keiner achtete darauf. Denn ein neuer Stammgast trat ins Zimmer.

„Wo kommst denn du her, Emil?"

„Und auch noch selber."

„Hat dich denn deine Alte rausgelassen?"

Brüllendes Gelächter.

„Franz, eine Runde."

Der alte Kabisch war still hinausgegangen. Dafür kam jetzt der neue Amtsrichter Zwätz in die Gaststube.

„Gehen Sie heute abend auch ins Konzert?" fragte der Wirt ihn, um etwas zu sagen. „Wohl nicht? Freilich, was soll denn hier nach Klein-Bellstedt Gutes kommen, Herr Amtsrichter." So drehte er gleich den Mantel nach dem Winde.

Er war in Leipzig Oberkellner gewesen. Das betonte er gern.

„Ja, in Leipzig," sagte er manchmal nur. Dort kann man doch noch Musik hören.

Der Amtsrichter hatte heute Schöffensitzung gehabt. Er war arbeitsmüde und noch etwas verärgert von dem Abend zuvor bei Doktor Eckert.

„Volksliederabend von Agnes Beyer" lasen seine unruhigen Augen auf dem großen, weißen Zettel an der Wand ... Agnes ... Beyer ...

Wo war seine Jugend?

„Wie alt sind Sie, Herr Amtsrichter?" hatte die blonde, junge Ilse Eckert gestern abend spöttisch gefragt. Ja, es war lange her. Was weißt du, törichtes Ilsekind, von einem reifen Manne? Er hatte schon stark gelichtetes Haupthaar.

Als er heute vormittag während der Sitzung gebeugten Hauptes hinter seinen grämlichen Akten saß, da hatte eine Bauerfrau den Gerichtsdiener flüsternd gefragt: „Der neue Amtsrichter, das ist wohl ein ganz scharfer?"

Und der Justizwachtmeister hatte wichtig genickt. „Einen ganzen scharfen!" Und hatte noch einmal so energisch die nächste Sache aufgerufen: „Strafsache wider Weber." Das war eine Wuchersache. Sie hatten den reichen Kaufmann Weber ordentlich hoch genommen.

„Neue Besen kehren gut." Der neue Amtsrichter war ein strenger ... und war doch einmal jung und weich gewesen ... Agnes... Der Wirt wunderte sich, daß er doch noch eine Karte zum Konzert kaufte.

Der ganze Stammtisch erhob sich zum Gruß halb von den Stühlen, als er hinausging. Der alte Zwätz und der gute Onkel Beyer hätten ihre Freude gehabt.

Das Gespräch war verstummt. Nur die Skatkarten klatschten noch auf den Tisch.

Der Wirt lehnte am Büfett.

„Er ist auch nicht mehr jung, der neue Amtsrichter," sagte er. Keiner antwortete.

Von dem Markt draußen herein klang das Lachen und Singen der spielenden kleinen Mädchen.

„... Wein' nicht, du liebes Mägdelein ..." Sie sangen es ahnungslos. Im letzten Herbstmanöver hatten die 12. Husaren das Lied mitgebracht. Die sangen es, wenn sie in Drillichröcken vor den Torwegen standen und der Abend immer dunkler wurde.

Adolph Zwätz achtete nicht darauf. Denn seine Mutter, die eine so schöne Stimme gehabt hatte und so viele Wiegenlieder kannte, schien beharrlich neben ihm herzugehen.

„Wir haben alle hier auf dem Marktplatz gespielt, Adolph," sagte sie, „meine Großmutter und Urgroßmutter auch. Es waren alles ehrbare Leute, die ihr Wort gehalten haben ..." Es klang fast traurig.

Nun saß der Amtsrichter im Saale des „Gasthofs".

Er saß ganz im Hintergrunde. Es war das letzte Billett, das der Wirt verkauft hatte. So konnte er die Sängerin nur schwer sehen. Er putzte seine Brillengläser.



Lebensgroßer Marmortorso eines Mädchens — Von Emil Epple

Jung und schön war die da vorn anscheinend nicht mehr.

Ilse Eckert war auch da. Neben der konnte sie sich freilich nicht sehen lassen.

Aber nun sang sie.

Da wurde der strenge neue Amtsrichter, vor dem der Justizwachtmeister heute morgen in der Schöffensitzung militärisch die Hacken zusammengenommen hatte, wieder ein kleiner Junge. Das kleine Mädchen Agnes saß wieder neben ihm auf den Treppenstufen. Die stille, sternbeglänzte Bühlitzer Straße war wieder die Stadt der goldenen Gassen, und noch immer warb die ruhige, weiche Stimme des alten Mädchens da vorn auf der Bühne, auf der sie damals das Studentenstück gespielt hatten.

Es war ein recht einfaches Programm, Lieder, wie sie die Klein-Bellstedter alle verstehen konnten. Und doch war dem Amtsrichter, als suche da aus den Liedern etwas nur sein Ohr, von dem die andern alle nichts wußten und was doch eine Klein-Bellstedter Weise war.

„... Weißt du, wieviel Sternlein stehen?" Der Amtsrichter war jetzt mit der kleinen Agnes auf Meister Kemnitzens kleinem Hofe. Sie sahen in die weite Himmelsferne hinaus. Ihre Köpfe waren nach oben gerichtet. Das Himmelslicht lag in ihren Augen und auf dem guten Gesicht des Meisters, der ein unpraktischer Träumer zeitlebens geblieben war. Da wurde der Amtsrichter schier traurig. Denn seine Kieler Studentenjahre fielen ihm ein, da er die Wissenschaft gesucht und nur öde Praxis gefunden hatte. Und der reiche Kaufmann Weber fiel ihm ein, der soviel rechnenden Verstand und so wenig Gemüt hatte. Agnes ... die war gewiß ihres Vaters Tochter, die hatte es gewiß auch schwer im Leben gehabt. Das war auch so eine Unpraktische.

Noch glaubte er die Kinderstimme im Ohr zu haben. Es mochte wohl ein Märchen gewesen sein, als sich die goldene Stadt vor den kleinen, horchenden Kinderherzen aufbaute.

Denn was die Sängerin jetzt sang, das war keine Kinderweise mehr:

Vater und Mutter starben zu Haus —
Verlassen ist ihr einz'ger Sohn — o Academia.

O nein, du Sängerin da oben. Damit rührst du des strengen Amtsrichters Herz nicht. Das ist in der Einsamkeit erprobt und leideserfahren.

Was wißt ihr Klein-Bellstedter alle miteinander davon, wie Frau Einsamkeit wirklich aussieht, die ihr euch alle des Abends um den runden Tisch versammelt. Ihr habt Weib und Kind und Anverwandte und seid in euren Kreisen geblieben. Aber ein Amtsrichter, der muß immer allein sitzen.

Was klagst du Sängerin da oben?

Sie kann auch ein heimliches Lachen haben, die strenge, schwermütige Frau Einsamkeit.

Siehst du, wie still er dasitzt?

Da muß es noch ganz anders kommen. Noch anders mußt du es anfangen.

Da sah es Agnes Kemnitz selbst ein.

Es war so ruhig im Gasthofsaale.

Und doch hat es keiner gemerkt, wie jetzt Agnes Kemnitz mit dem neuen Amtsrichter ganz allein redete.

Selbst Ilse Eckert hat nichts gemerkt. Deren kleine Jungmädchenohren hören doch sonst das Gras wachsen.

Sie lächelte geringschätzig.

„Volkslieder," sagte sie zu der Apothekerstochter. „Das ist doch bloß was für die Klein-Bellstedter. So was Gewöhnliches ..."

„Es ist doch ein Studentenlied," sagte die Apothekerstochter.

Da sah sich Ilse Eckert suchend nach dem Amtsrichter um. Das war doch einer der wenigen Akademiker. Aber nein, der war nicht forsch genug. Dem hatten die Studentenlieder wohl niemals etwas gesagt. Der hatte sie kaum gesungen.

Der Amtsrichter hatte ihren suchenden Blick wohl gesehen. Er achtete nicht darauf. Er war nicht umsonst vorhin über den abendlichen Marktplatz gegangen, wo die alten Häuser stehen.

„... Wir haben alle hier gespielt, Adolph ... Es waren alles ehrbare Leute, die ihr Wort gehalten haben ... Adolph, auch wenn man aus seinen Kreisen emporsteigt. Sein Wort muß man doch halten ..."

Agnes Kemnitz hatte gute Augen. Sie sah den gealterten, vergrämten Amtsrichter so allein im Hintergrunde sitzen. Keiner kümmerte sich um ihn. Sein Rock war wohl gar zerrissen. Da kam es über sie. Sie trat ganz aus sich heraus. Sie mußte es ihm noch deutlicher sagen. Ihre Seele ward mütterlich. Sie kam hervor. Sie war ganz die hingebende, weiche, mitleidige Frauenliebe.

Also das ist die Liebe, hatte der Abiturient Zwätz gesagt: ein sich neigendes Weib, das sich gab. Er war kein trotziger Knabe mehr, der erobern wollte. Und er nahm, was sie ihm gab.

Ihr törichten Jünglinge. Die Liebe wird nicht genommen. Sie gibt sich freiwillig, sie gibt sich selbst.

War das die Stimme der kleinen Agnes Kemnitz aus der Bühlitzer Straße, die jetzt sang? Die Klein-Bellstedter horchten auf.

So hatte noch niemals jemand in Klein-Bellstedt gesungen. Das klang ja wie das Rauschen ihrer Gartenblumen an weichen Sommerabenden, wenn die Dunkelheit über die Zäune stieg, wenn die Sterne alle aus dem Himmel sprangen und sie auf der Bank nach der Hand ihrer jungen Frauen schweigend griffen.

Der Amtsrichter hatte die Augen geschlossen. Er war wie in einem Märchen. Das häßliche junge Entlein, das keiner leiden, das keiner haben wollte, es regte die Flügel. Es war nun wohl bald ein Schwan.

Immer noch lauschten die Klein-Bellstedter. Das klang ja, wie wenn die Vögel in den Kirchhofsbüschen sangen und die lachenden Mädchen plötzlich verstummten und weicher wurden.

> Doch eine ist, die weint' um mich,
> Die wohnt im fernen Heimatland,
> Und ihren Ring versetzte ich — o Academia.

Die Sängerin hatte geendet. Es blieb ganz still im Saale. Keiner klatschte. Keiner sah es, wie durch das Fenster ein bleiches, welkes, lächelndes Altmännergesicht sah. Es mochte der Mond sein. Es sah aber aus wie der Onkel Beyer, der Vogelfreund.

Auch Ilse Eckert war ergriffen. In ihren Augen glänzte eine Kinderträne. Du törichtes Kind, was weißt du von der Liebe ... du hast ja nicht einmal auf einer Haustreppe gesessen, wenn der Mond über die Wühlitzer Straße geht.

An diesem Abend wollte der Amtsrichter die fremde Sängerin nach der Eisenbahnstation bringen. Wieder standen alle Sterne am Himmel, und der Vater Kemnitz war doch schon lange tot. Immer noch stiegen sie allnächtlich schweigend von Osten auf, zogen lautlos über den hohen Himmel nach Westen, und war da keiner mehr in Klein-Bellstedt, der danach hinsah.

„Wir sind beide alt geworden, Agnes," sagte der Amtsrichter, „aber die da oben," er zeigte mit dem Stock, „sind jung geblieben."

Agnes sagte nichts. Sie lächelte.

„Weißt du noch, wie uns der Vater durch das Fernrohr sehen ließ? Ich habe es wohl gemerkt, das ist der Orion."

Der Amtsrichter ließ den Stock durch die Luft sausen.

„Ach, der Orion. Das ist nur ein plumper, ungeschickter Geselle, Agnes. In der Schule zu Weißenfels erzählten sie, er jage die Plejaden dort vergeblich. Sein Hund, der Sirius, läuft hinter ihm her. Aber der holt den Himmelsjäger auch niemals ein."

„Die Plejaden."

„Das sind Nymphen, Elfen könnte man sagen, wie ihre Schwestern, die Hyaden. Ich habe auch einmal ein Elfenkind einfangen wollen." Jetzt lächelte er.

Beide blieben stehen.

Das Sternhäuflein da oben schien schweigend auf das Weitere zu harren, was sich heute abend ereignen sollte. Es war eine dicht und ängstlich zusammengedrängte Mädchenschar.

Der Amtsrichter achtete nicht darauf.

„Und der dort," sagte er, „das ist der Kepheus. Das war auch einmal ein König, Agnes." Es war eine Bitterkeit in seinem Tone.

Sie schwieg immer noch.

„Du wunderst dich wohl über meine astronomischen Kenntnisse? Sie sind etwas sonderbar. Aber ich weiß noch mehr. Was geht mich Äthiopien, was sein König an?

„Du bist wohl noch Königin in deinem Reiche. Aber ich — ich bin längst abgesetzt.

„Weißt du noch, wie wir als Kinder das Märchen von dem häßlichen jungen Entlein lasen? Oder erzählte es dein Vater? Das wollte auch keiner haben ..."

So sprach der Amtsrichter auf das neben ihm gehende alte Mädchen ein. Er war unguten Sinnes, denn er dachte an das blonde Ilsekind, das den reifen Mann so schnöde abgewiesen hatte.

Agnes Kemnitz legte ihm sanft die Hand auf den Arm.

„Wir sprachen doch von den Sternen. Sieh, wie sie so ruhig blinken! Wie kommst du auf das häßliche junge Entlein?" Sie lächelte schalkhaft. „Es war doch ein Schwan, Adolph."

„Wir können auch bei den Sternen bleiben," antwortete er. „Auch dann bleiben wir in den Vorstellungen unserer Kinderzeit. Siehst du den Gürtel der Andromeda unter dem Perseus? Habe ich es nicht auch gut gemerkt, was dein Vater erzählte!

„Das war auch so eine vom Schicksal Verfolgte, die Andromeda. Sie hatten sie sogar angeschmiedet. Auf der Meeresklippe lag sie angebunden, und war keiner, der sie holen wollte. Wie ein Marmorbild lag sie da. Aber Perseus hat es doch gemerkt, daß sie noch lebte.

„Agnes ..." Er hob ihr das Kinn. „Er sah es an der Träne, die in ihrem Auge zitterte."

„Das ist lange her, Adolph," antwortete die Sängerin.

„Es steht wohl nur in den Büchern, daß ein Perseus zur rechten Zeit kommt und ein armes Mädchen holen will."

Auch ihre Stimme zitterte jetzt.

Da erschrak der Amtsrichter, so wie Per-

seus damals vor Schreck vergaß, die Flügel in der Luft zu rühren, und beinahe ins Meer gestürzt wäre.

Er wurde ganz still.

Da war es Agnes, die jetzt ihm erzählte. „Als ich noch ein junges Mädchen war, Adolph, da habe ich mich des Nachts oft vor dem alten Weber gefürchtet. Der sich erhängt hat. Weißt du, die Leonhardten erzählte von ihm. Er sollte in kurzen schwarzen Hosen, weißen Kniestrümpfen und Schnallenschuhen des Nachts kommen und sich den jungen Mädchen auf die Brust setzen, daß sie das Alpdrücken bekamen und schreckhafte Träume hatten.

„Und er war doch schon lange tot.

„Aber die Leonhardten lachte mich aus. ‚Der kommt nur zu den hübschen,‘ sagte sie höhnisch. ‚Das ist ein alter Praktikus.‘ Das hat mich damals sehr gekränkt. Denn ich malte mir manchmal aus, ich sei wohl eine verschleppte heimliche Prinzessin, und eines Tages müsse die goldene Kutsche mit dem Märchenprinzen kommen, mich abzuholen. Siehst du, ich bin auch aus Äthiopien verbannt. Er ist niemals gekommen. Ich bin alt dabei geworden, Adolph.“

„Was sollte der Prinz ohne Königreich?“ lachte der Amtsrichter. Es klang gepreßt.

„Du mußt nicht so häßlich lachen. Ich kannte doch einen Prinzen. Ich saß mit ihm des Abends auf den Treppensteinen. Ganz dicht zusammengerückt saßen wir beieinander. Ich war immer nur ein dummes, ungelehrtes Mädchen. Ich war ihm wohl nicht fein genug. Ich erzählte ihm nur von den weißen Kühen des Nachbars. Aber der Prinz war so klug. Und ich ließ mich so gern belehren, daß sie nun über den hohen, dunklen Himmel führen, und Selene, die Schwester des Helios, sitze darin und lasse sich langsam spazieren fahren. Das machte ihr helle Freude, und ihr mildes Lächeln strahlte über den ganzen dunklen Himmel bis in die Bühlitzer Straße herunter.

„Da wurde der kleine Junge der rechte Märchenprinz. Denn die kleine, enge, dürftige Straße wurde plötzlich golden; die Dächer waren von Silber, und das kleine Mädchen wäre am liebsten immer so neben dem klugen, kleinen Jungen sitzen geblieben. Das ganze lange Leben lang. Ob wohl die Märchenstadt der goldenen Gassen noch steht, Adolph? Ob wir sie wohl wieder finden würden?“

Die Sängerin hatte geendet. Auch jetzt klatschte ihr niemand Beifall. Da der Amtsrichter immer noch schwieg, fuhr sie fort: „Das Mädchen ist arm geblieben. Ihr Vater starb in Kummer und Elend. Die goldenen Sterne da oben, sein ganzes Eigentum, seine alleinige Habe, konnte er ihr nicht mitgeben. Ich habe dir nun alles angeboten, was ich habe. Es ist wohl nicht genug ...“ Sie schwieg.

Dafür erhob sich in den dicht verwachsenen Büschen des Friedhofs eine Stimme. Die kam nicht aus dem Aktenlande, in dem man die Könige nicht leiden kann und wo sie entthront werden. Die war süß und weich und doch volltönend. Der Onkel Beyer hätte sie gewiß gekannt ... Judith ... Philipp ..., so schluchzte es. Es war wie eines Menschen Stimme. Selbst in den Gräbern lauschten sie. Und sieh ... und sieh ... an der langen Reihe der Bachs und Zwätze hin bewegte sich nickend das lange Kirchhofsgras. Wie mit weichen, streichelnden Händen lockte es flüsternd: Hier ist es weich, hier ist es still, hier ist es verschwiegen.

Immer lauter rief der Vogel. Er saß auf dem Grabstein der jungen Frau Judith, die so weiße Mädchenarme gehabt und die ihren Mann so lieb gehabt hatte.

Da sagte der Amtsrichter: „Gib mir noch deinen Leib ...“ Er sagte es flüsternd.

✠ ✠ ✠

Es gibt in Klein-Bellstedt wirklich jemand, der Gespenster gesehen hat. Er hat ein Haus in der Badergasse und handelt mit Kaffee, Zigarren und Hosenträgern, das Stück für einen halben Taler.

Das ist der Kaufmann Fröhlich. Sein Freund aber ist der Bürovorsteher Ernesti. Die waren beide auch zu dem Konzert der fremden Sängerin gewesen.

Und beide hatten viel Gemüt. Sie konnten auch viel vertragen. Nun aber waren sie doch trunken.

Ernesti war dann ein lachender Optimist. Fröhlich aber wurde ein schwermütiger Philosoph. An der Rathausecke hatten sich die beiden Freunde getrennt. Sie waren beide verheiratet; sie drückte der gleiche Kummer.

„Ich habe die jungen Mädchen so gern ... aber meine Frau ist so böse, so böse ...“ sagte der weinende Philosoph immer wieder.

„Du bist mein einziger Freund,“ versicherte der lachende. Nun aber war der weinende doch allein.

Er torkelte nach dem Friedhof, den Platz auszusuchen, wo er seine Eheliebste dermaleinst begraben wollte.

Der ist es, welcher wirklich Gespenster gesehen hat. Er hat es im „Gasthof“ am andern Abend selbst erzählt.

Der Onkel Beyer hatte die Hände reibend und sein Pfeifchen schmauchend wie in guter Laune vor seinem Grabe gesessen, den warmen, weichen Sommerabend zu genießen. Hinter dem Leichenstein der jungen Frau

Judith aber hatte er sogar fröhlich gelacht. Es hatte gar nicht unheimlich, sondern ganz lustig geklungen, so wie die Menschen damals waren, als Ernesti und sein Freund Fröhlich noch junge Kerle waren und man noch an Gespenster glaubte.

Es wurde ein langer Abend. Als sich Ernesti und Fröhlich diesmal an der Oberpfarre trennten, waren sie beide wieder vollgeladen.

„Karl, du bist mein einziger Freund. Nicht wahr, du glaubst, was ich erzähle," sagte der weinende Philosoph.

„Ganz gewiß," beteuerte der lachende.

„Laß doch den Handlungsreisenden aus Berlin spotten. Früher wußte man viel von so was. Aber jetzt wissen die Leute in den großen Städten gar nichts mehr." Aber der weinende war bedenklich wie immer.

„Die Kaffeepreise weiß er doch," sagte er traurig und bedeutungsvoll.

Der Oberpfarrer war ärgerlich über den Lärm vor seinem Fenster. Denn er saß gerade über der Sonntagspredigt.

Er war ein alter Junggeselle und arbeitete gern nachts, weil dann die Straßen Klein-Bellstedts so still und besinnlich sind.

Mißmutig über den ungewohnten Lärm stellte er die Pfeife weg.

„Wer da hat, dem wird gegeben; wer aber nicht hat, dem wird genommen," schrieb die Feder. Es war eine schwermütige Predigt.

Des Waldes Seele. Von Paul Zech

Der Wald stand tausend Jahre schon so breit
mit Wolkenwipfeln über flaches Feld erhoben.
Die Stämme, grell besonnt von oben,
schlugen das Moos mit stummer Dunkelheit.

Die Wasserlöcher wurden Stein in dem verflochtenen Rohr.
Nie scholl ein Beilhieb durch die Stille
der Zeit. Es stand des Königs großer Wille
als Wächter vor dem grünen Tor.

Doch als der alte Fürst verstarb,
ward ihm ein Schrein gehauen aus den Eichen.
Die Wipfel trugen ihr Erbleichen
bis an den Rand der Äcker. Und die Saat verdarb.

Im Frost der ausgestirnten Nacht
kam Satanas und stieß die schwarzen Krallen
in Mensch und Tier, entvölkerte die Hallen
der Stadt mit Seuchen und Gewalten einer Schlacht.

Da ward der Wald zum nothaft warmen Zelt
der ausgeraubten Erben.
Sie bauten Barrikaden um das Sterben
der herrenlosen Welt.

Doch aus verschollenen Dörfern, weit im Steppengras,
kam Axt an Axt gefahren.
Das Land erdröhnte von dem Huftritt der Barbaren.
Die Schanzen splitterten wie dünnes Glas.

Der Wald goß Regen auf das lärmende Geschoß.
Die Sägen aber sprangen mit Geheul von Hunden
die Stämme an und rissen breite Wunden
und banden den bezwungenen Tausendfuß zum Floß.

Da brach des Waldes Seele aus dem Wurzelschacht
und wurde Quell und überwusch die Splitterspuren
und schwoll zum Strom mit weißen Dampfertouren
und schob das Floß hinab und trug die Fracht.

An schnellen Städten rauschte sie vorbei
und sah aus Schornsteinwäldern Wolken aufwärts ballen.
Sie hörte eiserner Geflügel Kehlenton erschallen
und sah, Revolten und der Straßen wirre Schilderei.

Und wo ein Wehr die Strömung unterbrach,
vernahm sie Gott aus dem Gesang der Prozessionen.
Sie sah ihn golden in den Fahnenfalten thronen
und sah Maria, der ein Schwert das Herz durchstach.

Es waren Mühlen an den Ufern aufgestellt.
Da sangen schwere Räder die Chorale
der Heimat, bauten eine Kathedrale
zum Mittelpunkt der Welt.

Und Straßen brachen auf und liegen weiß
in Strahlenbändern nach den breiten Seiten
und ließen sich vom rasenden Expreß ins Leere leiten
und schlugen um die Erde einen Feuerkreis.

Und dann war Nacht mit Brücken, Hafen und Kanal.
Und ein Gesang von fernher angeschlagen —:
Das Meer ... Das Meer! Wie Walfischleiber lagen
der Silos und der Werften dunkles Arsenal.

Da steifte sich die zauberische Seele Bug an Bug
aus dem zersprengten Floß. Und war das Segel und das Steuer,
und war der Kompaß, der vorbei an Leuchtturmfeuer
den Mastenwald in den Okeanos der Himmel trug.

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Eduard Stucken: Die weißen Götter (Berlin, 4. Bd. 1922) — **Jakob Wassermann: Der Wendekreis II. Oberlins drei Stufen** (Berlin, 1922) — **Auguste Hauschner: Die Heilung** (Stuttgart, 1922) — **Walter Schimmel-Falkenau: Beata Abigail** (Queis und Leipzig, 1921) — **Max Halbe: Gesammelte Werke** (München, 3. Bd. 1922)

Exegi monumentum kann **Eduard Stucken** von sich sagen, nun er seinen vierten und letzten Band des großen Romans **Die weißen Götter** vollendet hat. Er darf in unserer papierraschelnden Zeit, wo alles Metall schnell und geheimnisvoll verschwindet und man selbst von Denkmälern aus Erz nicht weiß, ob sie am nächsten Morgen noch dastehen werden, sogar mit gutem Gewissen hinzufügen: Aere perennius. Scherz beiseite: Hier ist ein Werk vollbracht, das in der Geschichte des deutschen Romans bis weit in die Zukunft hinein einen Ehrenplatz behaupten wird. Nur Kolbenheyers Paracelsusroman ist im Schaffen des gegenwärtigen Zeitgeschlechts neben ihm zu nennen.

So entschieden wir Stuckens mißlungene „Balladen" im Maiheft des vorigen Jahres ablehnen mußten, so bedingungslos erkennen wir an, daß in den Weißen Göttern ein Werk geschaffen ist, das Fleiß mit Kunst, Wissen mit Geist, völlige Beherrschung eines gewaltigen Stoffs mit der leichten und sicheren Handhabung epischer Technik in staunenswerter Meisterschaft verbindet. Die literarischen Einschachteler und Etikettenkleber haben mit erhobenem Zeigefinger gelehrt, man müsse drei Arten des geschichtlichen Romans unterscheiden, „die dekorative, die realistisch-geschichtliche und die pathetisch-symbolische". Abgesehen davon, daß man diese Rubriken bequem noch um eine bis zwei vermehren könnte: an Stuckens Roman gemessen wird diese theoretische Nachtmützenarbeit zum Spott, denn er vereint alle drei Eigenschaften — wenn auch die realistisch-geschichtliche überwiegt — und hat obendrein in diesem Werk noch einen Kultur- und einen spannenden Abenteurerroman geschrieben, der sich manchmal wie eine Coopersche Lederstrumpferzählung liest, nur daß eben alles tieferen Wert und geschichtliche Bedeutung verrät. Jahrelange Studien haben Stucken (der schon 1913 ein indianisches Tanzschauspiel „Die Opferung der Gefangenen" herausgab), instand gesetzt, das geschichtliche Fundament fest und sicher, in gut vermörtelten Quadern, hinzulegen. Der erste Band erschien 1918, die beiden folgenden ein Jahr später; mehr Zeit hat der letzte, der jetzt in einem Umfang von 547 Seiten ausgegeben wird, erfordert. Er ist das würdige Schlußstück. Er hat ein gigantisches Werk nicht nur abgeschlossen, er hat es vollendet.

Die Größe des Cortez-Stoffes verpflichtete freilich zur Größe der Gestaltung. Wie zwei Weltkörper (Stucken selber gebraucht einmal diesen Vergleich) prallen Europa und das neuentdeckte Indianerland zusammen, und erst im Aufflammen der Verheerung kündet jene neue Welt die ganze Schönheit ihrer Sonderkultur in juwelenhaftem Schein. „Die Mexikaner wußten, daß der Jaguar einst die Sonne frißt."

Am Schluß des ersten Bandes steht der kühne Konquistador Fernando Cortez vor den Toren Mexikos. Der zweite (die beiden Bände 2 und 3 gehören zusammen, so daß das Ganze eigentlich eine Trilogie ist) endet mit der Flucht aus Mexiko und der noche triste. Der vorliegende Schlußband erzählt die endliche Eroberung des Aztekenreichs und gibt dann in überraschender Verkürzung einen Ausblick auf das Ende des Eroberers.

Mit den dürftigen Trümmern seines Heeres sehen wir Cortez nach der Nacht des Schreckens, selber an einer tiefen Kopfwunde leidend, auf dem Rückzug, neben ihm in einer Sänfte die treue Marina, seine Geliebte und unentbehrliche Dolmetscherin, ihr Kindlein an der Brust. Nie zeigte sich die Größe Don Fernandos bewundernswerter als im Unglück. Von Verrätern und zweifelhaften Elementen der Eingeborenen umgeben, von zahllosen Feinden bedroht, schlägt er sich mit einem hungernden, dürstenden, blutenden Häuflein durch Hunderttausende hindurch, stürmt, durch einen Zuzug verstärkt, Tezcuco, die zweite Stadt des Reiches, macht sie zum Hauptquartier und erobert von dieser günstigen Basis aus die Städte am See von Mexiko. Mit außerordentlicher diplomatischer Klugheit behandelt er nicht nur seine rothäutigen Verbündeten und Heerführer, auch die feindlichen Stämme und nicht zum wenigsten, seine gefährlichsten Gegner, einen Abgesandten des mißtrauischen Kaisers, der den Verhaftsbefehl gegen ihn in der Tasche trägt. Wie jener Ritter zwischen Tod und Teufel, reitet Cortez durch diese Gefahren. Und endlich erhält er genügende Verstärkung und Bundesgenossen, um den entscheidenden Schlag gegen die Hauptstadt Tenuchtlitan (Mexiko) zu führen. Von drei Seiten läßt er sie angreifen; trotz aller Fehlschläge und Schwierigkeiten im einzelnen gelingt ihm die Eroberung der Stadt, die Gefangennahme des neuen Königs und im folgenden die Unterwerfung des mexikanischen

Reichs. Die Erzählung schließt mit der Folterung des Königs Guatemoc und einer anderen Grausamkeit, zu der dieser im Grunde edle Konquistador (den Gerhart Hauptmann in seinem „Weißen Heiland" arg verzeichnet hat) durch die Notwendigkeit, sich selber vor Verdacht zu schützen, gezwungen war. Marina wird ihm innerlich entfremdet, er vermählt sie mit einem seiner Landsknechte und schenkt ihr ein Landgut. Dann heißt es, jäh abbrechend: „Die drei letzten Jahre seines Lebens verbrachte Cortez am spanischen Hofe, angefeindet, verärgert und erbittert."

In diesem Riesenwerk sind Makrokosmos und Mikrokosmos vereint. Die Lebensäußerungen der kleinen Welt entsprechen denen der großen, Menschen und Völker ziehen ihre Bahnen, ihr Aneinanderprall bringt Vernichtung des Schwächeren, und ungestört schwingt der große Reigen des Weltalls weiter. Die überwältigende Fülle lebendiger und farbensprühender Bilder — so bunt wie die Flora, die Schmetterlinge und Vögel in jenem Süden Nordamerikas, so verschwenderisch reich wie die Aztekenkultur — wird gemeistert und gestaffelt, verteilt und abgeschattet zu einem Kolossalgemälde von zwingender Wirkung. Es ist die Odyssee unserer Zeit, erfüllt von den Leiden und Abenteuern eines sich durchkämpfenden Helden, den der Dichter mit liebendem Auge sieht, mit jenem Enthusiasmus, der nach Goethes musischem Wort der eigentliche Sinn der Geschichte ist.

Diese Begeisterungsfähigkeit wächst nur auf dem Boden erhöhten Menschentums. Nur wer selber groß und adlig von Seele ist, weitausgreifend in Plänen und Taten, weiter noch in Träumen der Sehnsucht — kann an Menschengröße glauben. Liliputaner werden niemals eine Odyssee schreiben können. Vielleicht daß ihnen der Laertiade am Tisch des Eumäus gelänge, aber nimmermehr der hochgereckte alte Held im Saal, der seinen Bogen allein zu spannen vermag, niemals auch die wundervolle Göttin, die ihren Liebling schirmt und verschönt.

So sei denn ehrfürchtige Bewunderung, dies seltene Blümlein im wüsten Krautgarten der Zeit, Eduard Stucken dargereicht für seine Odyssee. Sein Held ist behende und weise, stark und tapfer, klug und verschlagen, wie Odysseus, ein Selbstbesieger im Glück, ein Unverzagter im Mißgeschick, ein Freibeuter des Geistes, ein Fechter, so gewandt mit der Zunge wie mit dem Degen, ein Dulder, der nicht abläßt von seinem Ziel, trotz Schmach und Wunden. Auch seine hochfliegenden Gedanken sind eines großen Mannes würdig, nur schmecken sie manchmal nach Begriffen und Anschauungen, deren Wachstum weniger auf 1520 als auf 1920 schließen läßt (vgl. S. 480). Aber im übrigen ist die dichterische Einfühlungskraft Stuckens bewunderungswert. Packende dramatische Szenen jagen einander, und das Ganze glänzt in den echten Farben jener Zeit und jenes Landes, läßt den Pulsschlag jener Völker und die Linien ihrer Kultur erkennen.

Schnell zurückversetzt in unsere Zeit sind wir bei Jakob Wassermanns neuem Novellenbuch, der zweiten Folge jenes „Wendekreises", der hier im Aprilheft vorigen Jahres besprochen wurde. Zweck und Ziel dieser Bücherreihe entsprechen durchaus der geistigen Einstellung und dichterischen Eigenart Wassermanns: seiner leidvollen Sehnsucht nach einer neuen Menschheit, nach einem neuen Leben. Am reinsten und klarsten sehen wir diese Sehnsucht ja in seinen frühsten Werken, in den Juden von Zirndorf, der Geschichte der jungen Renate Fuchs und dem Moloch, verschleierter schon, ein wenig unsicher und tastend war sie in jenem ersten Wendekreisband geworden. Aber in der größeren der beiden Erzählungen des vorliegenden Bandes lodert sie wieder hellauf, die Umwelt beleuchtend. Das moderne Erziehungsproblem wird in Oberlins drei Stufen behandelt. Dietrich Oberlin stammt aus einer alten Patrizierfamilie, seine Mutter ist eine vornehme, kluge, wenn auch in alten Sitten und Anschauungen aufgewachsene Dame. Da spürt es der junge Dietrich wie einen frischen Windhauch, als er in eine jener freien Schulgemeinden kommt, die in den letzten Jahrzehnten mehrfach sich erfolgreich entwickelt haben. Zu dem Direktor der Anstalt, in der völlige Ungebundenheit und Kameradschaft die leitenden Grundsätze sind, einem Dr. von der Leyen, tritt Dietrich bald in nähere Beziehungen, die sich zu einer tiefen geistigen Freundschaft verdichten. Aber von Feinden und Neidern Leyens wird ihr Verhältnis in anderem Sinne gedeutet, in einigen Zeitungen wird von den sittenlosen Zuständen in der Waldschule gezetert, und die Mutter entschließt sich, ihren Dietrich nach Hause zu holen. Aber umsonst versucht sie, ein festeres Band zwischen sich und ihrem Sohn zu knüpfen. Besser gelingt es einem Bekannten von der Waldschule her, einem Berliner namens Fink, Dietrichs Interesse zu erregen. Fink ist ein Schürzenjäger, er klärt Dietrich über das Weib auf — indem er ihm sein Verhältnis, ein Großstadtmädel der Halbwelt, aufzuhalsen sucht. Dietrich findet keinen Gefallen an dem leichtfertigen Ding, aber bald wird er von wirklicher Leidenschaft zu einem bildschönen jungen Mädchen erfaßt: Cäcilie, der Tochter eines Heidelberger Professors, die mit ihrer Zwillingsschwester Hanna zu Besuch kommt. Eines Tages findet man Cäcilie erschossen, und Oberlins Neigung wendet sich nun Hanna zu, anfangs nur, um immer von Cäcilie zu hören und ein Band zu haben, das ihn noch mit der Toten verknüpft. Freilich mischt sich ein unerklärliches Grauen in diese Neigung, so daß sie zwischen Anziehung und Abstoßung schwankt. Endlich finden sie sich, nach einem aufdringlichen Schritt Hannas, aber auf kurze Vereinigung folgt ewige Trennung, denn Hanna erzählt ihm, daß

sie die Schwester getötet habe. Ein schweres Nervenfieber wirft Oberlin nieder, Hanna erschießt sich auf dem Grabe ihrer Schwester. Der Genesende aber hat über die drei Stufen — Mutter, Freund, Geliebte — hinweg das Unbedingte, sein Selbst gefunden.

Trotz seiner auch hier bewährten Meisterschaft in Einzelschilderungen, seiner plastischen Kleinkunst, bringt Wassermann den Leser nicht zu jenem Gefühl, das den eigentlichen Genuß beim Lesen einer Erzählung ausmacht: dies erlebe ich, dies sind wirkliche Menschen, so mußte es unter diesen Voraussetzungen kommen. Im Gegenteil: die Seelen seiner Personen sind immer unkontrollierbar, ihr Handeln entspringt der Willkür des Verfassers und ist so gut wie niemals psychologisch begründet. Wassermann gehört überdies zu den Erzählern der Neuzeit, die einen wahrhaft verschwenderischen Luxus mit Mord und Totschlag treiben. Menschen, die uns im übrigen einen guten und harmlosen Eindruck machen, ziehen plötzlich zu unserem Erstaunen eine Pistole und knallen einen Mitmenschen nieder, ohne daß wir erfahren, wie der Täter denn eigentlich zu einem solchen Verbrechen (das ist es doch wohl noch?) kommt. Man kann sich das Töten eines Menschen im Privatleben doch eigentlich, wenn man von notorischen Verbrechern absieht, nicht ohne vorhergegangene heftige Seelenkämpfe vorstellen. Aber das wäre durchaus gegen die literarische Mode. Nein, so ein kleiner Mord um die Nachmittagskaffeestunde oder zum ersten Frühstück ist bei normal Veranlagten das Selbstverständlichste von der Welt... Derartige Fehlgriffe des Erzählers sind nur daraus zu erklären, daß seine Gestalten mit dem Verstand errechnet, nicht seelisch erfaßt sind. Wassermann hat dafür in jenem ersten Wendekreisbuch einmal das treffende Wort gefunden: „Nichts Erlebnis, alles Kitzel; keinem Gemüt prägt sich das Wesen ein, nur die Verzerrung davon."

Das ist gerade bei Wassermann schade, denn er könnte ohne diese Hemmungen durch einen überwachen Verstand, durch Erklügelung und übertriebene Andacht vor allem Neuen und Zeitgemäßen nahezu der erste Erzähler seiner Generation sein. Dafür zeugt die zweite Novelle in diesem Bande: „Sturreganz". Eins der besten Gewächse in Wassermanns Garten, wurzelnd im tiefen Mutterboden echten Humors und reiner Menschlichkeit. In der verwahrlosten und verschuldeten Hauptstadt des Markgrafen Alexander von Ansbach und Bayreuth, wo Mißmut und Griesgram Autochthonen geworden sind, erscheint plötzlich ein Schauspieler, der vor vielen Jahren, als es noch ein Hoftheater gab, aufgetreten, aber in tiefes Elend geraten und dann verschollen war. Ein Kindchen von ihm, „das Beckchen", war damals in eine übelberüchtigte Erziehungsanstalt aufgenommen worden. Niemand erkennt den ehemaligen Schauspieler Taube, der sich jetzt Sturreganz nennt, wieder, und mißtrauisch begegnet man zuerst seiner lauten Reklame, seine erste Vorstellung besuchen kaum 30 Zuschauer. Aber das ändert sich bald, denn ganz erschöpft von Lachen, sozusagen mit schmerzendem Zwerchfell kehren sie aus dem Theater zurück, und bald hat der unvergleichliche Komiker allabendlich volle Häuser. Sogar der griesgrämliche Markgraf und sein sauertöpfischer Hof besuchen endlich eine Vorstellung. Und das Eis ihrer chronischen Mißstimmung bricht bald, der Herzog lacht Tränen und am Schluß ruft er, sich die Seiten haltend: „Der Mann soll sich eine Gnade ausbitten, sogleich." Sturreganz steckt den Kopf durch den Vorhang und erbittet sich — die abgeschnittenen Ohren des Herrn Marchese, des Leiters jener Erziehungsanstalt. Nun, die bekommt er zwar nicht, aber der üble Herr Marchese wird in die ansbachische Bastille verbracht, und Sturreganz reist am nächsten Morgen mit seinem Beckchen von dannen.

Wie man sieht, ein hübscher Vorwurf, gut erdacht und in der Hauptsache auch gut erzählt, es könnte ein kleines humoristisches Meisterstück sein, wenn Wassermann nicht augenscheinlich selber an jener penetranten Übellaunigkeit litte, die er so ergötzlich an seinem Markgrafen schildert. Nicht ohne Mitgefühl sieht man einen Strom von bitterer Galle — schwarz wie Galläpfeltinte — aus seiner Feder fließen. Er ist dem prachtvoll humoristischen Stoff nicht gewachsen, weil ihm die Höhenschicht des großen Humors — zurzeit wenigstens — nicht zugänglich ist, von wo das heitere Götterauge über Gut und Böse erhaben hinwegblickt und seine ewige Freude an dieser närrischen Menschenwelt hat. Es bleibt einem Schriftsteller natürlich unbenommen, sein ganzes politisches Glaubensbekenntnis mit parteiischem Haß und unzähmbarer Wut in eine kleine humoristische Erzählung zu pfropfen, aber er ist dann eben Dutzendpolitiker, nicht Künstler mehr, und für seelische und — epische Größe ist es gewiß kein Zeichen.

Einer Erzählerin, die das immerhin sehr beträchtliche geistige Maß Wassermanns nicht erreicht, sich auch anspruchsloser gibt und weniger auf die Kraßheiten der Fabel als auf ihre seelische Begründung bedacht ist, begegnen wir in dem Roman Die Heilung von Auguste Hauschner. Ich hatte lange nichts von dieser Böhmin, die in ihren Anfängen gescheite Prager Milieuromane schrieb, gelesen. Ihr neues Werk bekundet, daß die lange schon in Berlin ansässige Schriftstellerin sich den Wirrwarr, das seelische und soziale Durcheinander dieser Übergangszeit, mit ihren vielen Krankheitssymptomen nicht nur zu Herzen, sondern auch zum Vorwurf für ihr Schaffen genommen hat. Ein junger adliger Arzt ist aus langer und zermürbender Gefangenschaft in Rußland mit knapper Not entflohen und kommt nun nach Berlin, entnervt und arm am Beutel wie an der Seele.

Dabei hat er gerade bei dem neuerwachten Leben eine brennende Begierde nach Genießen und Erringen. Sein ohnehin nicht sonderlich gefestigter, durch den Krieg keineswegs verbesserter Charakter wirft ihn zwischen Wünschen und Plänen haltlos hin und her, bis er durch gelegentliche Ausübung seines Berufs in die Familie eines Neureichen, eines Emporkömmlings gerät, deren verborgenes Menschenkleinod, die Tochter Luise, ihn seltsam anzieht. Sie ist ein schlichtes Kind von natürlichem Denken und Empfinden, dabei aber ein Vollmensch und sicher in sich ruhender Charakter. Wie nun der wankelmütige Dr. Kantzow in seinen widerstrebenden Empfindungen: in Leichtfertigkeit und Glückshunger, Arbeitslust und Genußsucht, Stolz und Scham immer wieder von ihr zurückgerissen wird, wie sie ihn aber an dem magischen Band ihrer heimlichen Liebe, die das Gute in ihm trotz aller Verschleierung erkennt, immer innerlich hält, bis dies Band zu einer dauernden Vereinigung der beiden führt, das ist sicher, in epischem Fluß erzählt; eine wohltuende Gesundheit der Anschauungen, ja tiefe menschliche Güte heben den Wert der hie und da, etwa bei Beschreibung der Wohnräume, noch allzu impressionistisch gehaltenen Erzählung. Mehr Sorgfalt sollte Auguste Hauschner auf ihre Sprache verwenden. Pommersche Bauersleute, die mit Vorliebe plattdeutsch sprechen, sagen schwerlich „sie kennen sich nicht aus“ (S. 15); andere Wendungen, wie: „sie anerkannte ihm nicht das Recht“, „sie saß wieder hin“, „sie, in einer an ihr unüblichen Erregung“ oder „eilig hatte er täglich die Elektrische besprungen“, sollten bei einer Neuauflage verbessert werden.

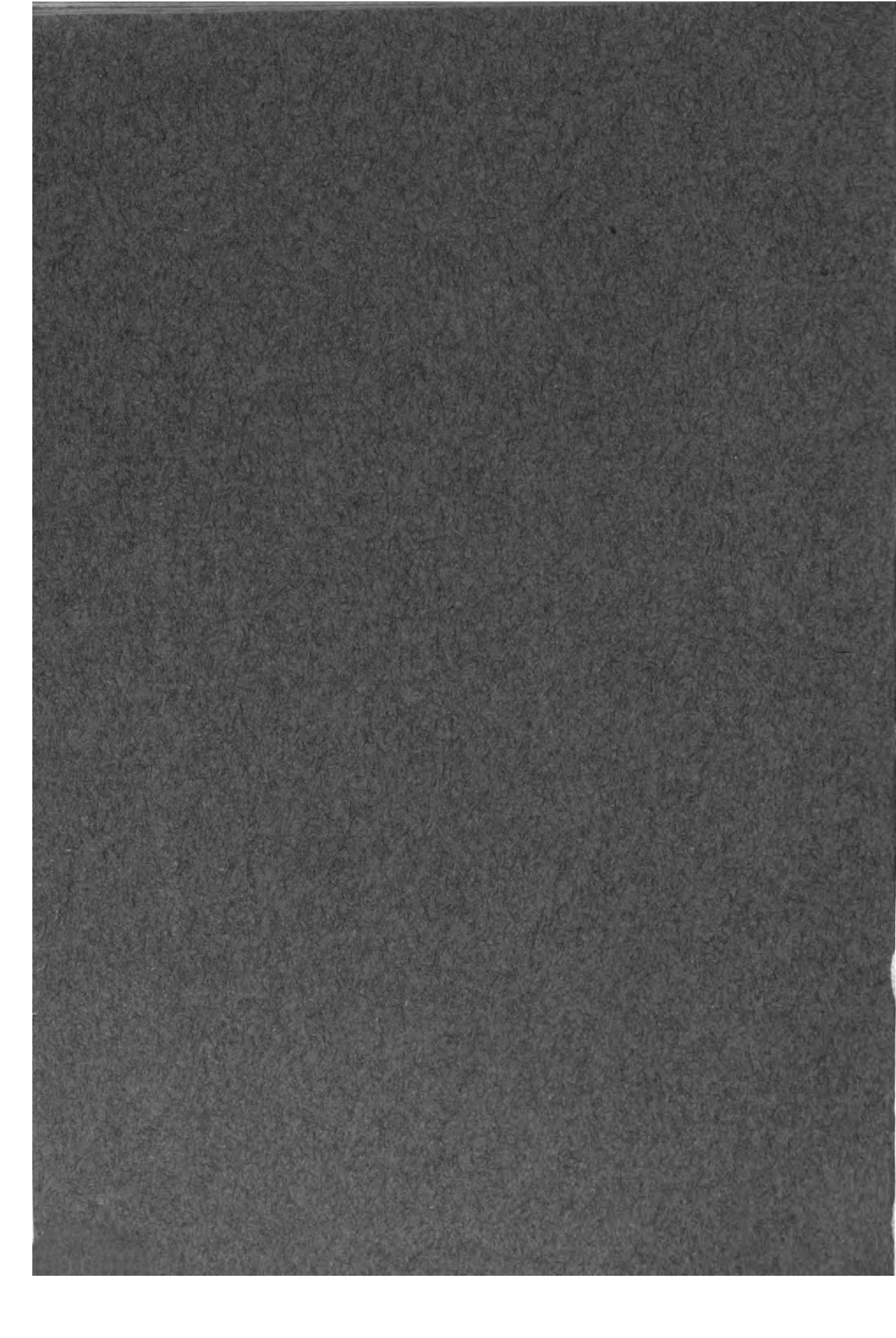
... Ein neuer Name — ein neuer Kopf, den man sich merken muß. Ich hatte von **Walter Schimmel-Falkenau** noch nichts gehört und gelesen, als ich seine Erzählung **Beata Abigail** zur Hand nahm, aber gleich die ersten Zeilen fesselten mich durch die Wahl der Worte und ihre Stellung, die mit der Sorgfalt eines Kunststickers: unter Berücksichtigung mosaikartiger Wirkung und farbigen Zusammenklangs geordnet sind. Gewiß mehr ein lyrisches als ein episches Unternehmen. Aber doch fügen sich die bunten Seidenfäden gemach zu Mustern, zu Gestalten und Schicksalen, wie auf einem Gobelin. Ein geschichtliches Motiv. Um die Zeit des ersten schlesischen Krieges befinden wir uns auf einem Schloß der Baronin Beata Abigail von Siegrodt, verwitweten von Nostitz in Schlesien. Nur leise, wie Schatten des Abendlichts, die an den Wänden hingleiten, schweben die Gestalten der Erzählung dahin, und nicht greller als ein fernes Fackellicht, das durch die Fensterscheibe leuchtet, tritt der Krieg in die Erscheinung. Frau Abigail will nach Breslau fahren, um sich den dortigen adligen Kreisen anzuschließen, die gegen den König intrigieren und spionieren. Aber sie bekommt preußische Einquartierung, und unter den Offizieren kommt ihr der Generalleutnant von Buddenbrock innerlich besonders nahe. Sie wohnt in Breslau dem Einzug des jungen Königs bei, und als er an ihr vorüberreitet, trifft sie ein langer Blick seiner leuchtenden Augen. Wohl sucht sie nun ihre adeligen Kreise auf, aber nur um sie zu dem großen Fest ins Schloß zu führen und dem König, für den ihr Frauenherz schnell erglüht ist, vorzustellen. Ihre Hoffnung aber, daß der junge Fritz sie bei der Vorstellung wiedererkennen, oder ihr wegen ihrer Schönheit und Anmut besondere Aufmerksamkeit widmen werde, erfüllt sich nicht. Mit den üblichen Wendungen offizieller Höflichkeit dankt er ihr und — hält weiter „Cercle“. Zwei solcher Begegnungen enttäuschen die Baronin völlig, und ihre schwärmerische Liebe zum König erstarrt zu Eisblumen. Später reicht sie dem Buddenbrock, der inzwischen zum Generalfeldmarschall emporgestiegen ist, die Hand — der König selber hat den Freiwerber gespielt.

Wie man sieht, strotzt die Erzählung nicht gerade von spannender Handlung und aufregenden Begebenheiten; der Vorzug des Buchs liegt in seiner leisen Farbentönung und dem Schliff seiner Form. Die Sätze scheinen geschnitzt und poliert, oft freilich auch, namentlich zum Schluß, gesucht und geschnörkelt. Wortbilder drängen sich, Konturen werden absichtlich überwischt, das Ganze ist, wie schon angedeutet, mehr ein lyrisches Gedicht als eine Erzählung. Daß Schimmel-Falkenau mehr kann, zeigt er in der Charakteristik seiner Gestalten, so ist des Königs inneres Wesen und politischer Trieb einmal in geschickter Verkürzung gezeichnet. Auch die Eigenart der Zeit, ihre Sitte und Sprache sind gut getroffen, so daß man auf größere Würfe des Verfassers acht haben darf.

Die vielen Verehrer des Dichters **Max Halbe** werden es dankbar begrüßen, daß eine gutausgestattete **Gesamtausgabe** seiner Werke erscheint, die in diesem Jahr wohl noch vollständig wird. Bisher lagen Band 1, 2, 6 und 7 vor. Jetzt ist der 3. Band herausgekommen, der die Zeit- und Heimatstücke des Dichters enthält und damit einige der stärksten und wirksamsten seiner Dramen: Haus Rosenhagen, Eisgang, Der Strom usw. Von seinen Romanen sind in dieser Sammlung bisher die hier seinerzeit besprochenen „Jo“ und „Die Tat des Dietrich Stobäus“ (Band 6 und 7) erschienen. Gerade heute, wo wir allen Grund haben, das Bodenständige unserer Heimat und unseres Volkes höher zu bewerten, sollte dieser Heimatdichter mit seinem ehrlichen, künstlerischen Streben, seinem warmen Gefühl und der geheimen Lyrik seines germanischen Wesens wieder mehr Geltung bei uns bekommen.



Abendstimmung an der Ostsee. Gemälde von Hans von Hayek



Die elektrische Gotthardbahn

Von Ernst Zahn



Ich saß noch lange oben in meinem Göschenen, dem Neste, das wie ein verwunschener Ort schlafen und von der Welt nichts wissen würde, wenn nicht immer wieder die Ströme des Lebens durch seine Felstüren brechen und es aus seinen Träumen schrekken würden, ich saß noch viele Jahre in meinem Dorf am Gotthardtunnel, als man davon zu sprechen begann, daß der Dampfbetrieb der Weltbahn, an der es lag, in einen elektrischen umgewandelt werden würde. Täglich hörte ich die Klage der Reisenden über den Zwang, die Fenster im Zuge geschlossen halten oder angesichts der zahlreichen Tunnel immer wieder schließen zu müssen, den Jammer über den Rauch, der die Augen schmerzte und aus dem saubersten, hübschesten Reisedämchen manchmal einen Kaminfeger machte. Ich sah von den Wärtern, die der harte Dienst in das große Loch, den 14 984 m langen Gotthardtunnel führte, gar manchen an der sogenannten Tunnelkrankheit, einer rasch verlaufenden Schwindsucht sterben. Die Mauerbauten längs der Bahnlinie schwärzten sich, und manches Bauernhaus, manche Scheune, die in den Matten standen, ging, vom Funkenwurf der schweren und schwerarbeitenden Maschine wie vom Gifthauch eines feuerspeienden Ungeheuers entzündet, in stiller Winternacht oder beim hellen Jauchzen des Föhnwinds in Flammen auf. Und nun ist Wort Wirklichkeit geworden, Rauch, Feuersgefahr und Stickluft sind auf der Gotthardbahn verschwunden. Zwischen Erstfeld und Bellinzona verkehren die elektrischen Lokomotiven, und es wird nicht lange mehr dauern, dann werden mit einem Kostenaufwand von 185 Millionen Franken das ganze gewaltige Werk der Elektrifizierung des Bundesbahnteils zwischen Luzern und Chiasso vollendet und die Teilstrecken Zug—Luzern und Goldau—Zürich ihm angeschlossen sein.

Zwei Werke speisen die gewaltige Anlage, deren System der Einphasen-Wechselstrom mit einer Spannung von 15 000 Volt und $16^2/_3$ Perioden ist. Am Pfaffensprung, jener sagenhaften Verengung der Reußfelsen, oberhalb Gurtnellen, wo einst ein mit seiner Geliebten flüchtender Priester sich vor dem Zorn seiner in ihm getäuschten und ihn verfolgenden Gemeindekinder durch einen mächtigen Sprung gerettet haben soll, haben sie einen noch wilderen Gesellen, die tosende Reuß, eingefangen und leiten ihre Wasser in das Werk von Amsteg, das während des Sommers allein imstande ist, die Kraft, die der ganze Betrieb erfordert, aufzubringen, während die Ritomanlage, ein Akkumulierwerk, indessen die Wasser des einsamen, gentianenumblühten Sees im hochgelegenen Pioratal sammelt, um sie im Winter der Bahn zuzuführen. Wohl sind die Kosten der ganzen Anlage gewaltige, für die kleine Schweiz unerhörte und selbst in unserer Zeit, die mit Märchen-



Erstfeld am Anfang der Bergstrecke der Gotthardlinie. Im Hintergrunde das Bogglihorn

zahlen zu rechnen gelernt hat, ins Ohr klingende, aber das Werk geschweigt nicht nur die Klagen und Nöte, von denen zu Eingang die Rede war, es steuert auch der Gefahr einer längeren Betriebsunterbrechung, die bei der Schwierigkeit und der ungeheuren Verteuerung der Kohlenbeschaffung während des großen Krieges das Land vor eine Katastrophe zu stellen drohte.

Das Ritomwerk nützt das Gefäll des Foßbaches vom Ritomsee bis zu seiner Mündung im Tessin. Der See wurde 30 Meter unter dem Wasserspiegel angebohrt, seine natürliche Höhe durch eine Staumauer am Auslauf um 7 Meter gehoben, die nutzbare Wassermenge dadurch um 7 Millionen Kubikmeter erhöht und auf 26 Millionen Kubikmeter gebracht. Der durchschnittliche Jahresabfluß des Sees beträgt 1 Kubikmeter in der Sekunde, das Nettogefäll 800 Meter, während die Druckleitung eine Länge von 1400 Metern hat. (Mitteilung des Herrn J. Basler, Vertreter der Schweizerischen Bundesbahnen in Berlin.)

Beim Kraftwerk Amsteg beträgt das Nettogefäll 280 Meter, die durchschnittliche minimale Leistung während der drei Wintermonate 12000 PS. ab Turbine. Für den ersten Ausbau wurden 60000 PS. vorgesehen, die auf 90000 PS. erweitert werden sollen. Am Pfaffensprung befindet sich eine bogenförmige Staumauer von 25 Meter Höhe. Um die Ausfüllung des Staubeckens durch Geschiebe zu verhindern, wird die Reuß durch einen 280 Meter langen Stollen um das Becken herumgeleitet. Am obern Teil des Stollens angebrachte Absperrstützen gestatten die beliebige Regelung des Wasserdurchflusses. Der Zulaufstollen hat bei einer Höhe von 2,90 Metern und einer Breite von 2,70 Metern eine Länge von 7250 Metern und 1.50/00 Gefäll. Die Länge der Druckleitung ist 380 Meter, der Höhenunterschied 255 Meter. (Mitteilung des Herrn J. Basler.)

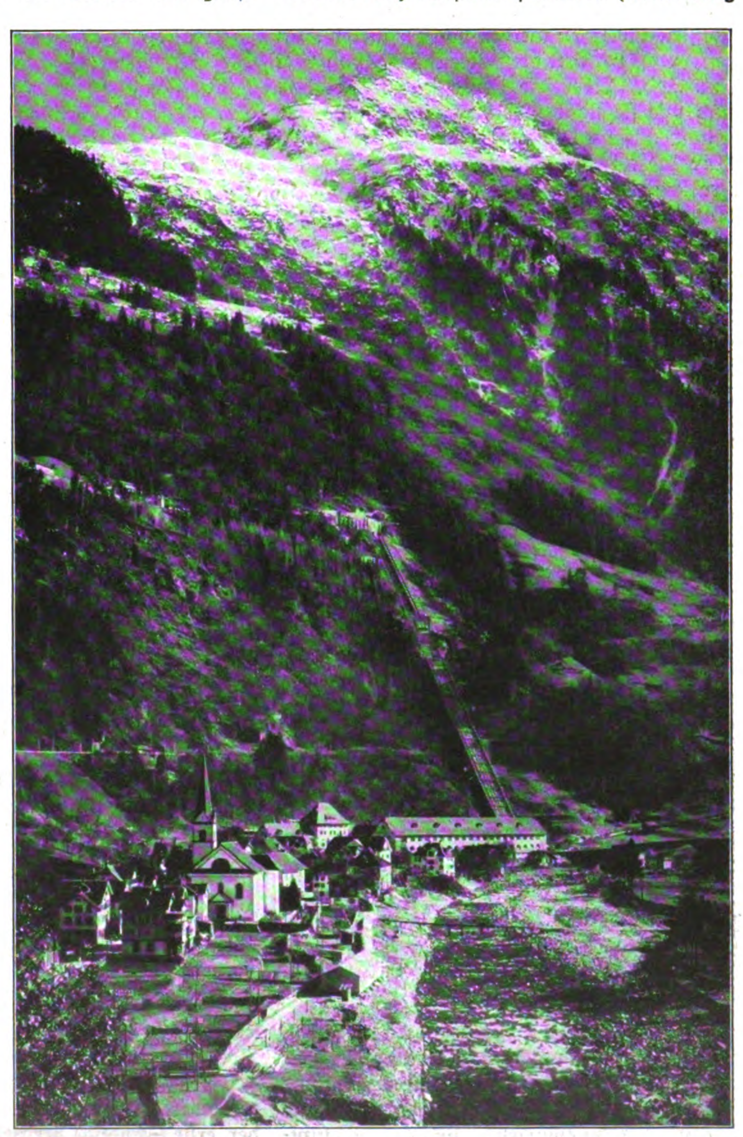
Wohl sind die Masten und Drähte der elektrischen Leitung störendes Menschenbeiwerk am gewaltigen Körper des Gebirgs, der Natur überhaupt, wie der schrille Pfiff der Dampflokomotive und ihr Ruß- und Rauchwurf vordem die Einsamkeit und Unberührtheit entweiht haben. Allein die Reise im ruhig und rasch gleitenden elektrischen Zuge ist um vieles angenehmer als früher, da noch die grobe, ruckweise sich bergan mühende, stampfende und zischende Dampfmaschine die Wagen zog.

Die Fahrtleitung der offenen Strecke hat doppelte Isolation und besteht aus einem Fahrdraht, einem Zwischenseil und einem Tragseil. Zwei Lokomotivtypen finden Verwendung, eine Schnellzugsmaschine der A. G. Brown, Boveri & Co. in Baden und der Schweizerischen Lokomotiv- und Maschinenfabrik Winterthur und eine Güterzugslokomotive der Maschinenfabrik Örlikon und der Schweizerischen Lokomotiv- und Maschinenfabrik. Jene vermag bei je 15 Minuten Aufenthalt auf den Endstationen mit einer Anhängelast von 425 Tonnen innerhalb 24 Stunden zweimal die Strecke Luzern—Chiasso zurückzulegen, diese bei gleichen Aufenthalten und zweimaliger Durchfahrung der Strecke Goldau—Chiasso 860 Tonnen zu schleppen. Jener größte Geschwindigkeit beträgt 75 Kilometer in der Stunde, ihr Gewicht 112 Tonnen, während diese 128 Tonnen wiegt und eine Hauptgeschwindigkeit von 65 Kilometern besitzt. (Mitteilung des Herrn J. Basler.)

Ein stolzes Gespann! Ich freilich wußte und weiß mir ein lieberes. War das schön, als das kleine, rauhhaarige Bergpferd vor dem Schlitten ging und ich vor vielen Jahren vom graukalten, dampfenden See der vier Länder hinauf in die Felsen von Uri zog! Schwer und weiß und hoch lag der Schnee, die Bäume trugen Mäntel wie aus Eisbärpelz, und die Hütten standen gebückt unter ihren Flockenlasten. In Flüelen noch, im Hauptflecken Altdorf, wo vor dem alten Turm auf dem Rathausplatz an Stelle der einstigen Prangerbank Kislings in der Gebärde etwas theaterhafter Tell mit seinem Buben bergnieder steigt, standen ein paar Menschen unter den Türen, wenn das Rößlein vorüberklingelte. Aber gleich dahinter schlug einem schon der Atem der großen Stille entgegen. Wohl galt es noch Erstfeld zu durchfahren, das stark bevölkerte Eisenbahnerdorf, das schlimme Muster eines in neumodigen, stillosen Steinbauten untergegangenen Bergortes. Ich mußte immer an meine Bauernmägde denken, die frisch, hübsch, barhaupt und barfuß aus dem verlorensten Tal herauskamen und einen Dienst in irgendeiner Stadt annahmen. Nach ein paar Jahren kehrten sie wieder mit Stöckelschuhen und seidenen Strümpfen, in kurzen Röcken und Bänderhüten. Sie rochen nach irgendeinem Duftwasser und nicht mehr nach Heu und Dung, und sie warfen sonderbare Blicke nach jedem Hosenmann, während sie sonst quellhelle Augen gehabt, die nur Bergschönheit getrunken hatten. An sie mußte ich denken, wenn ich Erstfeld oder andere wirtshausreiche Dörfer sah, mit den städtischen Kahlmauerhäusern und den aus dem Flachland eingewanderten Mode- und Weltleuten, wo nur ganz scheu und ganz schamdunkel noch manchmal ein braunes Holz-

hüttlein aus weißen Gassen piepst. Aber drüben stand eine Kapelle im tiefverschneiten Grund, und ein mächtiger Block von einem Berg richtete sich gleich einem Bär, der einem den Weg sperren will, auf, der Bristen, das Talwahrzeichen, das schon unten am See so winkt und wahrt. Dann verschluckte das Schweigen das einsame Fahrzeug. Der Winter dämpfte jeden Laut. Unhörbar glitten die Kufen des Schlittens, unhörbar verklang im Tiefschnee das Stampfen des Pferdes. In seinem schweren Schafwollgewand saß der Fuhrmann geduckt auf seinem Sitzbrett. Nur die Glocken am Halse des Pferdes bimmelten. Aber es waren hilflose, kurz abbrechende Töne, und sie hatten etwas Unwirkliches, als klängen sie im Innern der Berge oder hoch in blauer, kalter Luft. Dann tauchten die Hütten von Silenen und Amsteg auf, eingebettet in das weiße Tal, überragt von den zwei Windgellen, den metallreichen Hartköpfen. Der Turm von Silenen, der letzte Rest des Stammschlosses eines im Mittelalter ansehnlichen urnerischen Geschlechtes, hatte eine Schneemütze auf, aber jenseits des Hügels, der noch die wenigen Steinreste der Feste Zwing-Uri trägt, lauschte Amsteg dem Rauschen seiner Gewässer, des Kerstelenbachs, der aus dem Maderanertal hervorbricht und der im Sommer gleich einem wilden Füllen unter den mächtigen Stützen der Eisenbahnbrücke hindurchstürmt, und der Reuß. Die Wasser waren zahm, sie lispelten nur und stahlen sich heimlich um die Steine, mit Eis sie umpanzernd.

Hier in Amsteg liegt eines der beiden Maschinenhäuser der elektrischen Anlage. Das zweite befindet sich in Piotta am Ritomwerk. Beide enthalten vier Maschinensätze, die auf sechs vermehrt werden sollen. Jeder Maschinensatz besteht aus einer Hochdruckturbine von etwa 15000 PS. und einem Einphasenstromgenerator auf gemeinsamer Welle. Der auf größere Strecken zu leitende Strom wird im Transformatorenhaus auf 60000 Volt hinauftransformiert. (Mitteilung



Amsteg mit dem Bristenstock
Im Hintergrunde die Druckleitung zum Kraftwerk

des Herrn Basler.) Ein zweites, kleines Kraftwerk, dem Licht- und Kraftbedarf der nächsten Orte dienend, steht drüben am Arniberg, dem waldigen Rücken, auf dem oben einst ein weltverlassenes Seelein, jetzt zum Stauweiher herabgewürdigt, zum Himmel träumte.

Aber weiter zog mein Schlitten. Er erreichte Gurtnellen, das Dorf, das ein paar Häuslein ins Tal hinuntergestellt, die andern aber an die Halden des Schafberges gleichsam hinauf geflüchtet hat, das Dorf der Lawinen, das wie das höhergelegene Wassen ewig den Ansturm der weißen Raubtiere des Gebirgs erdulden muß. Ihre Chroniken wüßten vieles zu melden von zerstörten Hütten, von verschütteten Menschen, von Not und Tod. Aber die Leute sind schweigsam und wie sie nicht reden, wenn sie leiden, so schreiben sie nicht von ihres Lebens Last. Nur die Kirchlein läuten einander zu, das uralte im Weiler von Gurtnellen, die beiden Kapellen an der Berglehne und das weltbekannte, schienenstrangumspannte auf dem Wassenerhügel, das die Bahn mit ihrem Fremdvolk von Reisenden von der Reuß hinauf an den Eingang des Meientals steigen und auf schwindelnder Brücke die Meienreuß überwinden sieht. Sie läuten einander zu in der Stille der Wintertage. Es klingt wie von Namen begrabener Toten, denen sie ihr „Requiescat in pace" gesungen, es klingt wie Rufen: Weißt du das noch und das? Und es klingt ruhesam und gelassen: Leben ist Leiden. Heute trifft es den und morgen den.

Wassen sandte zarte, blaue Räuchlein in den klaren, kalten Tag. Der Schlitten glitt unter dem Hause hindurch, das über die Straße gebaut und wie das Tor zum Dorfe ist. Der große Brunnen schwatzte auf dem Dorfplatz. Er schien seltsam gesprächig, als müßte er sich selber unterhalten, nun im Schnee die wasserholenden Weiber mit ihren Eimern nicht stehen blieben und ihre Mundmühlen nicht klapperten wie etwa an lauen Sommerabenden.

Bergan ging es, immer bergan. Kreuzlein standen am Weg. Eines erzählte von jenem wilden Winter, da die Stürme wie toll gewesen, da der Schnee tagelang nicht zu fallen aufhörte und Hunderte von Händen in unablässigem, mühsamem Schaufeln der Bahn den Durchweg offen halten mußten. Da waren vor der stürzenden Lawine in jenen jetzt verlängerten Schutztunnel sechs Leute geflüchtet, und sie hatte sie erspäht und hatte mit Donnern und Keuchen sich zu ihnen hineingeworfen, sie im Schlupfwinkel erstickend, als wollte sie roh und herrisch die Unentrinnbarkeit ihrer Opfer beweisen.

Noch immer stiller und einsamer wurde es. Nun lag der Teufelstein an der Straße, der gewaltige Block, den der Sage nach der Satan im Tal von Intschi geholt, um damit sein eigenes Werk, die Brücke in der Schöllenenschlucht, wieder zu zerschmettern, den er aber vor einem das Kreuz schlagenden alten Mütterlein, das ihm an der Stelle begegnete, erschreckt hatte fallen lassen. Und nun leuchtete mir zum ersten Male der gewaltige Dammafirn, der mir so viele Jahre ins Fenster schauen sollte. Weiß, breit, von silbernen Lichtern überzuckt lag er da, und die Zacken rings um ihn, der Dammastock, der Schneestock, der Schyn und die andern hoben sich so scharf vom tiefblauen Himmel ab, als habe eines großen Künstlers Hand sie mit dem Messer aus dem weichen Hintergrund herausgekerbt. Schwarzer Wald umkrauste den Gletscher, und unter ihm, hängend über den Felsen der „Hölle", stand mein Göschenen.

Der Ort hat ein seltsames Schicksal. In alter Zeit einst ein Häuflein von wenigen Häusern nur, die um das Zolltor im jetzigen Unterdorf sich sammelten, war er die Stätte, wo die Grafen von Rapperswyl und später das reiche Fraumünster zu Zürich von denen, die über den Gotthard zogen, den Tribut erhoben. Dem Wanderer grauste wohl vor der Einsamkeit und Düsterheit des Örtleins. Die Stürme trafen sich da und jagten sich zwischen den engen Bergen, spielten mit fallendem Schnee und schlecht befestigten Dachschindeln und packten wohl auch die Menschen auf der Straße mit groben Fäusten, drohend, sie in den Abgrund zu stürzen. Nach langen Jahren der Bedeutungslosigkeit wurde Göschenen zur Arbeiterstadt, als der gewaltige Bau der Gotthardbahn in Angriff genommen wurde. Ein mühsam sich nährendes Volk wohnte da. An Zahltagen aber ging es hoch her in den Schenken, und Fest und Streit zerflossen in eins. Die Bahn wurde eröffnet. Ein Fremdenstrom ohnegleichen flutete durch das große Loch, den Tunnel dicht hinter dem Dorfe. Man nannte damals Göschenen die Zukunftsstadt. Neue Gasthöfe entstanden. Man hoffte, die Fremden zu längerem Aufenthalte im Tale zu veranlassen. Aber die Dunkelheit der Bergwände und die Stürme blieben die Feinde. Wohl setzte sich dann und wann ein Wanderer hier fest und bestaunte die Wildheit der Natur, kühlte ein paar Wochen lang sich die vom Talsommer glühende Stirn, aber der erste Schneefall vertrieb ihn, und Schnee fiel gar oft selbst zu Sommerszeiten. Dann



Wassen mit der Gotthardlinie. Im Hintergrunde die Windgälle



An der Gotthardlinie

wurde die Schöllenenbahn gebaut, führte die Reisenden rascher von Bahnhof und Dorf den drei großen Paßstraßen zu, und Göschenen wurde wieder einsam und wurde wieder klein. Die Arbeiterstadt ist zerfallen, abgetragen, verbrannt. Wohl trägt die elektrische Bahn über die „Hölle" auf stolzem Brückenbau Tausende und Tausende dem Welschland zu. Sie tun einen staunenden Blick auf drei Brücken, auf ein altes Kirchlein, auf Hütten über gähnender Schlucht, auf den silberflammenden Gletscher weit hinten im Tal, aber wenige nur rasten daselbst. Das Dorf fällt zurück in den Dornröschentraum, den es träumte in alter Zeit. Vielleicht aber kommen die Tage wieder, da Stille mehr gilt als Weltgetümmel, und Ursprünglichkeit mehr als theaterhafte Effekte oder Wohlleben der Modeorte. Dann werden sie dich wieder finden, mein verlorenes Dorf, und rühmen, ein Kleinod entdeckt zu haben.

Doch die ich im Schlitten auf langsamer Fahrt einst entdeckte, die Bahn trägt jetzt jeden zu hundert Wundern. Man muß sich nur, so es einem nicht an Zeit gebricht, nicht vorbeitragen lassen.

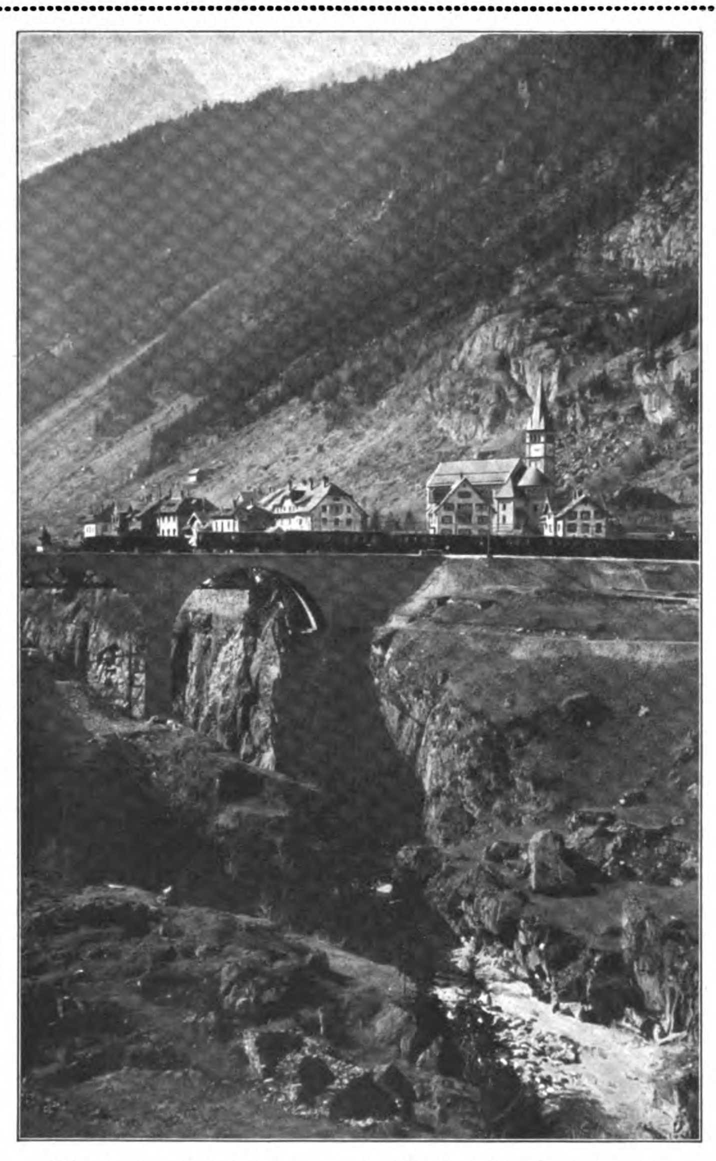
Im großen Tunnel selbst wird naturgemäß der elektrische Betrieb besonders wohltätig empfunden. Nicht nur, daß der Rauch, der nie aus seiner Steinkammer wich, verschwunden ist, sondern der elektrische Zug gleitet mit viel weniger Lärm durch die hallenden Wände. Über der Mitte des Tunnels strebt das Kastelhorn mit dem Annagletscher zu einer Höhe von 2977 Metern auf. Zu dessen Füßen liegt Andermatt, der Kreuzpunkt der drei Alpenstraßen, Oberalp, Gotthard und Furka. 1823 Meter tief unter dem Berge fährt also der Reisende zielzu.

Ein merkwürdiger Eindruck bleibt es stets, nach langer, dunkler Tunnelfahrt ans Tageslicht zu tauchen. Er wird im Gotthardtunnel verstärkt durch den Umstand, daß der Fahrgast oft auf der Nordseite wildes, übles Wetter findet und sich nach der Viertelstunde der Tunnelreise jäh in die Sonne von Airolo versetzt sieht. Bewegung geht durch alle Wagen. Die Reisenden treten an die Fenster. Am Gotthard oben rauchen die Nebel, aber über den Halden des Tessintales liegt Licht. Nicht daß nicht auch hier der Winter hauste. Die Schneemassen der Südseite sind oft größer, als die am Nordeingang des Tunnels, wo die Stürme mit emsigen Besen fegen. Und die Lawinen stürzen auch hier. Auch hier wanken die Berge. Eine Rüfe hat vor Jahren einen Teil des Dorfes Airolo verschüttet. Aber es weht doch schon Südenluft und wehte sie nur im Empfinden des Wanderers, von denen schon mancher geographieschwache glaubte, daß gleich hinter dem Tunnel das vielgepriesene Land Italien beginne. Auch die Wucht der Natur ist gemildert. Wohl fährt die Bahn über kühne Brücken, hat die Kehren bei Faido und Giornico, die Wunderwerke der Technik zu überwinden, man blickt in dunkle Schluchten und schwarze Tannenwälder, aber der Tessin rauscht schon zahmer als die Reuß, und die rotblühenden Pfirsichbäume leuchten im Früh-

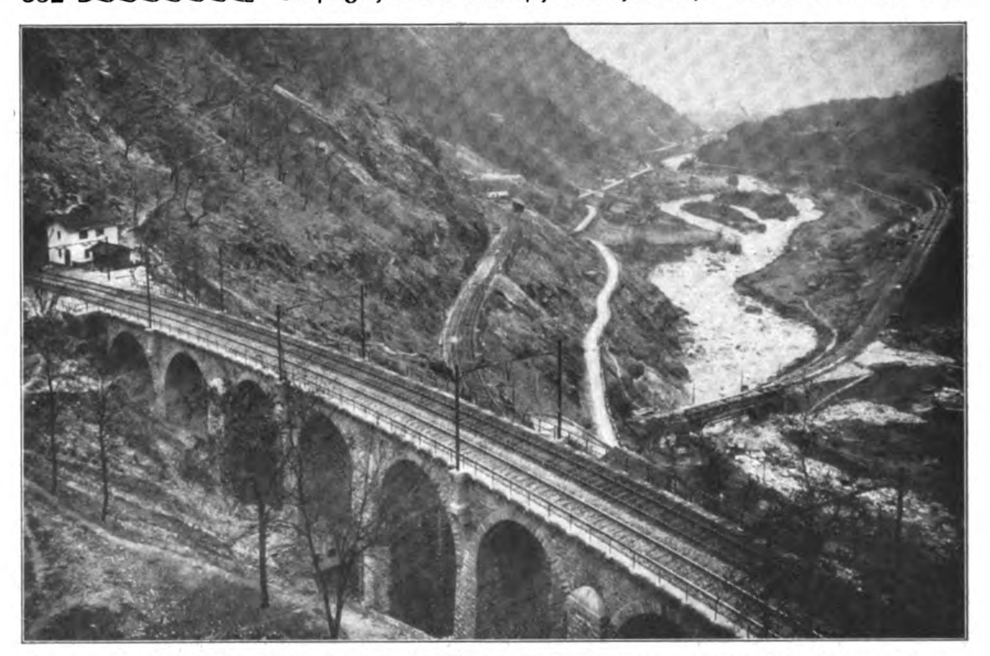
jahr bis hinauf nach dem alten Marktflecken Pfaid (Faido), die Straßen tragen den schweren Sommerstaub, und glühend liegt der Tag oft über Ambri und Piotta, über Rodi und Fiesso, den Örtlein im Talgrund von Livinen.

Vom Maschinenhaus des Kraftwerkes Ritom zu Piotta befördert die einst dem Bau dienende Drahtseilbahn jetzt auch Reisende zum bergumschlossenen See von Piora hinauf.

Viel zu selten verläßt auch hier der Reisende den Zug, um die Nester zu besuchen, die ein genügsames Volk sich hoch an die Lehnen zur Rechten und Linken des Flusses gebaut. Manches Kirchlein sieht er wohl von steilem Auslug winken, aber die wenigsten wissen, daß gute Straßen und Wege auch im zweiten Stockwerk dieses Berglandes führen. Wie sehr aber lohnt sich ein Aufstieg etwa von Airolo zum einsamen Bedrettotal und seinem Endort All' Aqua, wo eine Eisenquelle sprudelt und Wege zu den Tosafällen und ins Wallis hinüberleiten,



Göschenen am Nordeingang des großen Gotthardtunnels mit der neuen Steinbrücke



Der neue Steinviadukt bei Giornico und Übersicht der Linienentwicklung im Gebiet der Kehrtunnels von Travi und Pianotondo

oder eine Wanderung im Berg zum Seelein von Nante, ein Gang von Rodi nach Dalpe, dem weltverlorenen Alpdorfe, hoch über den Felsen der Stalvedroschlucht hin, und durch schönen Wald nieder nach Faido, dem uralten Ort, dessen Ehrwürdigkeit ein paar sehenswerte Butzenscheibenhäuser bezeugen. Auch in Giornico ließe sich rasten, nicht nur um von der alten Kirche einen Blick auf das Schlachtfeld zu werfen, wo die alten Eidgenossen einst die weit überlegene mailändische Reiterei durch eine Kriegslist überwanden, sondern auch um das Dorf selbst zu besuchen, an dessen Eingang eine Steinbrücke von wunderbarer Anmut sich über den Tessin schwingt. Bodio, Biasca, Osogna!...

Wasser stäuben von den Bergen. Und weniger zu ihrem Schmucke bricht der Mensch Granit aus den Wänden längs der Bahn. In Bodio zerstörte jüngst eine furchtbare Explosion die ausgedehnten Anlagen einer jungen Industrie. Von Biasca führt eine Zweigbahn nach Olivone und an den Fuß des Lukmanier. Bellinzona sollte nicht nur der Ort des Verschnaufens für Lokomotiven und Bahndienstleute bleiben, sondern wäre mit seinen drei Burgen Uri, Schwyz und Unterwalden eines Besuches wohl würdig. Die Bahn spannte nicht nur einen Eilweg vom Norden zum Süden, sie tat auch viel Schönheiten zu ihren Seiten auf, und wer nicht zu große Eile hat, der tut wohl, recht häufig auszusteigen, noch ehe er die Seen erreicht, das Ziel und den Traum vieler, ehe er Lugano betritt, die gasthof- und sonnenreiche, und Locarno, das stillere Städtlein, in dem doch die Rosen noch üppiger blühen, der Wind noch länger schläft, der See blauer leuchtet und die Glocken ihren Dreiklang senden von der Höhe der Madonna vom Stein.



Eines jedoch wird nun in weite Zukunft sein: der Reisende, wenn in Chiasso die elektrische Maschine zurückbleibt und die Dampflokomotive ihn gen Mailand führt, wird nicht nur einen letzten staunenden Blick nach den weißen Alpen am Horizonte werfen, er wird auch bedauern, daß ihn die Kraft der Gewässer, die von jenen Bergen stürzen, nicht länger noch wie durch Zauber hinausträgt in weite, schöne Welt.

Weimar. Vier lose Blätter aus einem Tagebuch / Von Heinrich Lilienfein

Es ist seltsam mit dieser Stadt ... Ein Wintertag. Grau der Himmel und schneeträchtig; schwer, so schwer, als sänke er unaufhaltsam nieder, mit jeder Minute tiefer, über die wehrlos geduckte Erde.

Ich war im Park, irrte durch die Alleen, weil mir dies lastende Drinnen den Atem nahm. Schneeverschüttet Wiese und Weg. Nacktes Geäst, knorrenarmig, frostumglitzert in den Nebel gereckt. Keine Luft, kein Atemholen. Ein Ausgestoßener schien ich mir in fahler Wüste des Todes. Ich stob zurück in die Gassen, aus denen noch eben die lähmende Angst mich verjagt hatte.

Es dämmert. Warmes Licht fällt aus winzigen Fenstern unter tiefhangendem, schneebebürdetem Dach. Fern taumelt eine Laterne vorüber, aus Nebel in Nebel. Leben, doch Leben! Als hätten meine erstarrten Sinne sich entzündet an den erleuchteten Scheiben, dem wandernden Licht der Laterne, drängen sich Gesichte der Vergangenheit in die Gegenwart. Schwelende Fackeln brechen aus finsterem Torgewölb: feierliche Gestalten, phantastisch geputzt, reihen sich zum Zug. Sind's die heiligen drei Könige des Epiphanienfestes, schreitend hinter Mohrenknaben, weihrauchumdüftet, geschenkebringend? Sind's Lappländer von nordischer Küste? Sind's des Winters Allegorien? Wolkenhaft hüllt der Dampf der Fackeln sie ein. Und doch wieder mein' ich mit Staunen sie zu enträtseln, bekannte Miene, vertraute Gestalt —: der in der Mitte, ein Fürst von Geblüt jeder Zoll, herrisch das Auge und beherrscht, aufblühend der Mund und verschlossen, des Herzogs Cäsarenkopf; der zur Rechten — kein König, ein Apoll in übermütig strahlender Jugend, Sonnen die Augen unter wolkenloser Stirn; der zur Linken, leichtfüßig und lächelnd — — Schon vorüber ... Frauen dahinter, umwallt von zarten Gewändern. Kranzträgerin auf dichtem Gelock — — Korona? Anmutigen Schritts, gehalten, sanft und versonnen ... Vorüber ... War es Charlotte? In Rauch und Schatten schwinden die festlichen Masken. — — Ich stehe vor dem Wittumspalais. Wie kam ich her? Mir bleibt nicht Zeit zum Besinnen. Ein Diener, betreßt und puderperückig, öffnet von innen die Tür, bittet herein mit vertraulich-höflichem Nicken. Wie wohlbekannten Gast führt er mich zu ebener Erde ins zierlich prunkhafte Gemach. Kerzenlicht fällt über den eckigen Tisch, hellt dort ein Gesicht, eine Haube hier, einen Zopf, befranste Epaulette ... Wieder rat' ich Mienen und Menschen, an Anna Amaliens Tafel: sie selbst, löckchenumkräuselt, ein halbes Lächeln um feine Lippen, den Zeichenstift führend; Herder, den Blick eines Sehers ins Weite tauchend; über Stickwerk gebückt, hochschultrig-verwachsen, schalkische Bosheit im scharfen Profil die Göchhausen. — — Verse, spielend und klingend wie Hüons Weise, treffen mein Ohr. Liest sie, dort unten, den Rücken mir kehrend, der Alte selber mit spitzer, gefälliger Stimme? Ist's eines Menschen Stimme? Oder, blechern jetzt und dünn und verstimmt, ein Spinett aus entferntem Raum? Staub- und Pudergewölk umdunstet die Runde. Puppen, nicht Menschen treiben dahinter ihr Wesen, steif und süßlich. Hui — ein eisiger Luftzug löscht die Kerzen ...

Auf der Gasse find' ich mich wieder. Nirgends mehr Licht in Haus oder Hof. Wohl aber Mondschein, geisterhaft ausgegossen über die verschneiten Giebel, in engste Winkel, auf den frostknirschenden Weg ... Gespensterhelle paßt zur Stadt der Gespenster. Sie kommen aus allen Türen, sie schreiten in jeder Gasse, sie füllen mit ihren lautlosen Tänzen die öden Plätze. Die Toten würgen die Lebendigen, die Vergangenheit erstickt die Gegenwart, das Alter erdrosselt die Jugend.. Wer kann in dieser Stadt leben?

☙ ☙ ☙

Ich glaube, ich wußte gar nicht, wie schön der Frühling ist, ehe ich ihn hier erlebte.

Als ich am Morgen aufwachte, stand er auf einmal vor meinem Fenster: über Nacht war der Birnbaum aufgeblüht; seine schimmernden Zweige nickten gegen meine Scheiben und warfen sich jauchzend gegen den lichtblauen Himmel. Kaum nahm ich mir die Zeit, mich anzukleiden, zu frühstücken — so trieb und zog es mich hinaus.

Es war nicht mein Birnbaum allein. Die ganze Stadt war durchrieselt und überwogt vom Duft junger Blüten. Silberflockig und rötlich, wie der zarte Hauch auf Mädchenwangen, hoben sich die Äste über alle Mauern, lachten die Zweige über alle Zäune. Ein einziger Garten, soweit das Auge trug, wohin es griff. Ich bog in den Park. Von Knospen schwollen die Buchen; über Hecke und Strauch der erste grüne Traum; erste

blaßgelbe Himmelsschlüssel im jungen Gras. Hellauf glänzen die ziehenden Wasser der Ilm. Kristallen Gewölk lachend drin gespiegelt. Brünstiger Vogelruf aus Busch und Wipfel ...

Ich weiß nicht, wohin überall ich lief und stürmte.

Droben, in Belvedere, war ich am Vormittag. Ich lag im Rasen. Irgendwo fielen eines Springbrunns singende Tropfen. Hinter mir, von Sonne überflutet, das zopfige Schlößchen. Vor mir. drunten, halb verschleiert, die Stadt: Türme, blitzende Funken, verschwimmender Hügelzug ... Am Nachmittag im Tiefurter Park. Die Zeit steht still. Schwarzdrosseln huschen aus wucherndem Efeu über verdämmerten Weg. Sonnenwirbel auf bemoostem Steintisch, über verwittertem Bildwerk. Gedämpft, unwirklich — ein Glockenschlag, als tönte im Schlaf die Seele des weiten Gartens. Wolkenbrände des Abends hinter leise gewiegten Ästen ...

Spät zurück durch den schweigenden Wald. So mild, so schmiegsam die Nacht, daß sie kein Kind erschreckt. Die Luft geschwängert von brodelndem Frühling. Hinter dem Wald ein lauer, erregter Wind. In seinen Wellen gleit' ich ins Tal. Schlummernd fast.

Erst in der Stadt weckt mich der eigene hallende Schritt. Leise plätschert ein Brunnen. Sternlicht fällt in den Wasserstrahl. Ich netze die Hände. Warum schau' ich seitwärts? Warum hinüber zu dem kleinen Haus über der Straße und hinauf zur Mansarde? Es ist nicht wahr, daß hinter den zwei letzten Giebelfenstern noch spätes, mattes Licht scheint. Ich will nicht, daß das kleine Haus mich aus den zwei Scheiben ansieht wie aus Augen, und Macht über mich gewinnt! ... Und doch ... und doch! Ich stehe wie eingewurzelt. Es ist mehr als Phantom. Ist kein Spaziergänger mehr in dieser Stunde, den ich herrufen kann zum Zeugen meiner Torheit oder der Wahrheit? Den ich fragen kann, ob in Schillers Arbeitsstube noch eine Kerze brennt? — — Was gleitet über den weißen Vorhang droben? Ein Schattenbild —: scharfnäsig, kühn die Stirn, fliehend das schüttere Haar, Arme emporgeworfen über schmalem Leib, als rängen sie gegen des irdischen Gefäßes Erbärmlichkeit. Er ist's ... Der weiche, aufregende Wind stößt föhnhaft in die Gasse, rüttelt an knarrenden Läden ... Der Schatten da droben wächst. Die Seele, die feueratmende, himmelanstürmende ringt mit des eigenen Leibes Gebresten, des Schicksals qualvoller Fesselung. Wird der Genius ihn zwingen, den Peiniger? In die Knie ihn beugen und wieder, wieder den Fuß auf dem Nacken des Gemeinen und Sterblichen — von der Freude Götterfunken, der Freiheit trotz Ketten, von des Idealen Unsterblichkeit triumphierend zeugen? ... Wird er unterliegen? ... Zu eng die Kammer, zu niedrig das Dach: ins Riesenhafte dehnt sich der Schatten, zu den Sternen das Haupt; das Gewölbe des Himmels zu tragen recken sich die Arme. Nicht mehr eines Menschen — der Menschheit Kampf ...

Fort! Fort und davon! Ich bin zu klein, solcher Größe Schauspiel zu ertragen. Sie demütigt mich, sie zermalmt mich ... Ich wanke heim. Ausgelöscht alle Wonne des Frühlings. Es gibt keine Gemeinschaft zwischen dieser Stadt und mir. Im Winter schrecken mich ihre Gespenster, im Frühjahr ihre Titanen ...

⌘ ⌘ ⌘

Ich weiß wohl, daß draußen der Sommer seine lachenden Kränze wirft. Goldreife Ährenfelder leuchten an den Hängen, lispeln im Tal, drängen sich bis herein in die Stadt, und vom Duft jungen Brots ist die Luft gesättigt. Die Tage sind getaucht in lautere Sonne: schwer und köstlich ruht das Licht auf den Plätzen, über ehrwürdigen Fassaden und Dächern; tief der Schatten in den Torbögen, längs der Mauern, in den dichten Baumgängen. Die Nächte sind trunken von lodernden Gestirnen ...

Aber ich weiß das alles nur. Ich gehe nicht aus dem Haus. Ich kerkere mich ein in meinem Zimmer.

Ich würde doch nur dem Einen begegnen, der dieser Sommerreife Inbegriff ist und Sinnbild. So weithin ich im Park schweifte, ich träfe nur seine Spuren und mein Weg endete vor dem Gartenhäuschen unter alten Linden; und wanderte ich bis an die Grenzen der Stadt, ich fände mich doch wieder und wieder auf seiner Schwelle. Auch meine Verborgenheit rettet mich nicht vor ihm; er tritt herein, unvermerkt; welches Buch immer ich lese — er nimmt es mir aus der Hand; er tritt hinter mich, wenn ich in der Dämmerung am Fenster lehne. In seinen weiten Augen leuchtet das Wissen um alle Freuden und alle Schmerzen; königliche Weisheit leuchtet von seiner Stirn; sein Schritt haftet im Grund der Erde und sein Scheitel rührt an den des Himmels. Er trinkt mich in sich, wie er der Welt Breite und Tiefe in sich getrunken ...

Und ich hasse ihn! Er und nur er ist's, der in dieser Stadt umgeht, ihr innerstes Wesen, ihr wahrster Geist. Ich hasse diese Reife, diese Abgeklärtheit, dies Drüberstehen! Mein Blut lehnt sich auf gegen diese er-

habene Blutleere, meine Jugend gegen dies anspruchsvolle Greisentum, mein Dasein gegen dies Dagewesensein, das jedes Recht der Torheit und des Auchseins mit göttlichem Lächeln abspricht. Ich hasse dich, aber ich weiche dir. Ich will nicht leben von deiner Gnade; ich lasse mich nicht formen nach deinem Bilde. Ehe ich nur noch mit deinen Augen sehe, in deinen Gedanken denke, deine Lieder und Sprüche nachlalle; ehe ich in deiner kristallenen Reife gefangen bin, ein im Glasfluß erstarrtes Insekt — — lass' und lass' ich dich und deine Stadt hinter mir...

⌘ ⌘ ⌘

Nichts hab' ich so gefürchtet, als daß der Herbst mich noch hier überfallen könnte. Nur noch des Welkens süßliche Wehmut fehlte, so dacht' ich, um meine Verzweiflung vollzumachen.

Und nun ist der Herbst da, und ich bin da, und Wunderliches ist mit mir geschehen, geschieht noch. Der große Farbenrausch ist fast über Nacht gekommen: rot wie im Feuer brennen die Büsche; wie schlanke, goldhaarige Frauen stehen die Birken; in rostbraunen und grellgelben Mänteln die Ahorne, die Kastanien, die Buchen — in den Gärten, in den Friedhöfen, im Park. Leise schütteln die Zweige den lichten Regen der Blätter in die leise ziehende Ilm. Leise schaukeln, müden, lichten Faltern gleich, die Blätter durch die Straßen, taumeln in den stillen Alleen.

Bis der Wind sich erhebt. Ferner Orgelton erst. Nah und näher: Sturm, daß die Äste brechen, die Stämme aufächzen, die Blätter in wildem Gestöber niederfegen und über den Boden weitertanzen, davonwirbeln. Aufruhr ist da, wo eben noch der schwermütige, stillatmende Friede war. Stimmen aus der Luft, Stimmen von weit und nah, Stimmen aus der Tiefe, wie Urlaut aus geborstenem Erdschoß. Weiche und klagende, harte und herrische, schrille und wimmernde, dumpfe und heulende Stimmen.

Was ist und soll werden? Inmitten des hundertstimmigen Orkans sitz' ich, an eine Banklehne geklammert, lauschend und schauend, jeden Sinn gespannt. Das ist nicht mehr verstaubter Gespenster markdurchrieselnde Kälte, nicht mehr niederschmetternde Überwucht von Titanen, nicht die unnahbare Reife, die mit ihrer Allwissenheit schreckt —: Menschentum, leidendes, qualdurchrissenes spricht aus Strömen rinnenden, quellenden Bluts mit mächtiger Verwandtschaft mich an. Als wären sperrende Siegel gesprungen, les' ich in Schicksalen, und der Sturm wendet mir die Blätter. Was starre Larve war, wird zitterndes Menschenantlitz; ehernes Standbild blutlebendige Gestalt... Im Winkel dort, dem sonnenlosen, hinter der spitztürmigen Kirche siecht dahin, der auf Stimmen der Völker gelauscht und Ideen der Menschheit gesonnen. Aus verbitterter Dunkelheit tastet der kranke Blick hinaus in den herbstlichen Garten, wo grauer Nebel hängt und Blatt um Blatt von Baum und Strauch sich löst... Wer hastet da durch die Gassen, flieht in den Park, streift vorbei, nah, über blätterraschelnden Weg? Gebeugt der hohe Wuchs, in Nacht und Entsetzen das strahlende Frauenauge: Charlotte von Kalb, zur Liebe geboren und von der Liebe ausgeschlossen, eines flammentrunkenen Dichters Muse, berufen und doch nicht auserwählt, angebetet und überwunden, Stufe nur für eines Großen Unsterblichkeit. Schrei es aus, dein Leid, das unbändige, in den Herbststurm; er trägt es davon, bewahrt es, um es über ein Jahrhundert hin dem mitfühlend Horchenden ins Ohr zu klagen... Und du, Größter! Den ich gelästert und mit kindlichem Haß gescholten! Auch dir, Unverwundbarer, reißt der Herbst die Wunde. Nicht dem Jüngling nur, nicht dem Mann — dem Greis, dem Vollendeten. Blitzgleich schlägt letzte Liebe in dein gefestet Götterwesen. Ulrike... Schütternd bis an den Grund wühlt es deine Seele: von Blüten träumt sie wieder, ewiger Jugend Kreislauf pocht im welkenden Leib, sie meistert gar die Natur. Nein! An der Naturgesetze ehernen Schranken, die du wie keiner verehrt, stößt und bricht sich auch deine Kraft... „Da bleibt kein Rat als grenzenlose Tränen"... Kein Rat? Du hebst das tränenschwere Haupt. Strahl dringt auf Strahl aus deinem feuchten Auge. Du stehst. Du bändigst, Mensch und mehr als Mensch, eh' sie dich tötet, im Gedicht die Leidenschaft...

Wie hast du mich beschämt! Deine Reife hab' ich geschmäht, deine Abgeklärtheit, dein über den Dingen Stehen. Du hast mir deine Wundmale gezeigt, noch die des Greises, und wie du Mensch gewesen, ganz Mensch, um mehr als Mensch zu werden. Wahrhaftig bist du Inbegriff und Sinnbild dieser Stadt, ihr tiefstes Wesen, ihr leibhaftiger Geist. Reiß das letzte Laub aus den Kronen, Sturm! Wirble mit braunen, roten, goldgesprenkelten Blättern, Herbst! Stirb und werde — dein Lied! Stirb und werde in mir — Stadt, die ich nicht verstand in der Starre des Winters, im Blühen des Frühlings, im Kornruch des Sommers, und die ich liebe von heute für immer...

Illustrierte Rundschau

Gedächtnisausstellung für Walther Schmarje — Neuauflage der Monographie über Lovis Corinth — Faust und Rembrandt — Die Berliner Modenschau — Zu unsern Bildern

Am 6. November vorigen Jahres endete ein Blutsturz das Leben von Walther Schmarje. Im Frühling hatte das Kunstgewerbemuseum in Berlin, die Stätte seiner Lehrtätigkeit, eine Gedächtnisausstellung für den Bildhauer veranstaltet. Man blickte auf ein Leben zurück, dem nach dem eignen Wahlspruch „Innere Freude und Kraft" den Weg vorwärts und aufwärts gewiesen hatte. Als Fünfzigjähriger hat Schmarje vom Schaffen und Lehren Abschied nehmen müssen. Aber er hat mit sich selber nie gekargt, war er ein Frühvollendeter: er ist kein Unvollendeter gewesen. Das hier zu seiner Erinnerung abgebildete Werk ist mit einer andern Bronze, einem römischen Mädchen, 1903 während eines einjährigen Aufenthalts in Rom entstanden. Damals war Schmarje, der Flensburger, schon vier Jahre lang mit einer Siebenbürgin verheiratet. Er konnte das, während die meisten seiner Altersgenossen und Mitschüler bei Nikolaus Geiger und Reinhold Begas noch herumzigeunerten, weil er das Stukkateurhandwerk in Hamburg von Grund aus gelernt und nicht wieder vergessen hatte. 1904 wurde er Lehrer in Berlin, am Kunstgewerbemuseum, doch noch nicht für dauernd. Die Akademie in Königsberg berief ihn 1906 als Professor, und erst nach zwei Jahren kehrte er nach Berlin zurück.

Kurz vor dem Kriege, den Schmarje von Anbeginn mitmachte und dessen Abschluß er in Mazedonien erlebte, hat der Künstler an einem großen volkstümlichen Werke mitgeschaffen: an der Ausschmückung des Stadions bei Berlin. Leider sind die aufgestellten Gipsmodelle verfallen, da die Mittel fehlten, sie dauerhaft nachzubilden. Nur zwei Gedenkmäler für Geheimrat March, den Erbauer, und Podbielski, den Förderer des Stadions, sind von Schmarje erhalten, weil sie gleich in Stein und Bronze ausgeführt wurden. Unser Piastrellaspieler zeigt die Freude, die der Schöpfer an einem ebenmäßig gebauten und sportlich durchgearbeiteten Körper hat. Wer zu sehen versteht, wird sie nachempfinden und wird bewundern, mit welchem Feingefühl für Rhythmus die reich bewegte Figur aufgebaut ist.

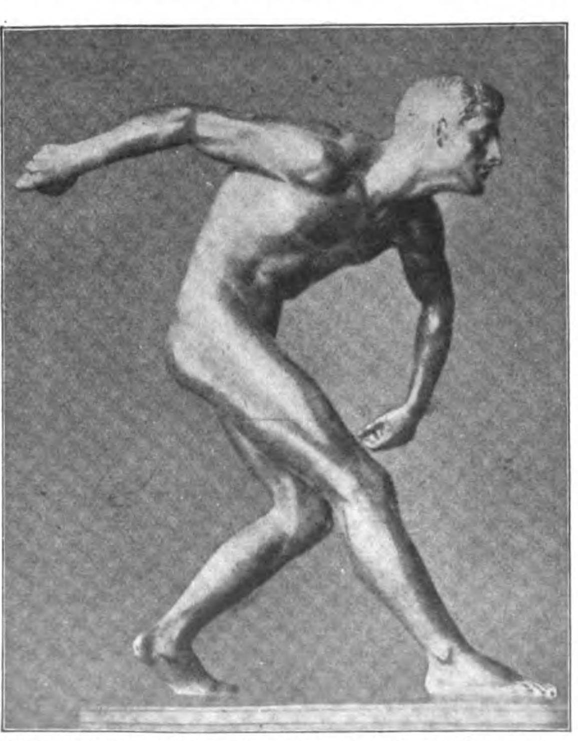
⌘ ⌘ ⌘

Die seit vielen Jahren jedem gebildeten Deutschen vertrauten Monographien zur Kunstgeschichte waren in Kriegs- und Nachkriegsjahren sehr lückenhaft geworden. Viele Bände waren nicht mehr zu haben; manche muß der Kunstliebhaber auch heute noch entbehren. Aber der Verlag von Velhagen & Klasing ist doch mit Erfolg bestrebt, den alten Reichtum wieder aufzuhäufen und neuen einzusammeln. So ist jetzt eine neue Auflage des Bandes über Lovis Corinth erschienen. Dieser Künstler, von dessen Leben und Schaffen Prof. Dr. Georg Biermann ein treues Abbild entwirft, steht noch immer im Streit der Meinungen, auch der Jüngsten. Aber noch immer ist er kraftvoll genug, seine Freunde und Feinde in Bewunderung oder Entrüstung zu versetzen. So ist dieser erneuerte, schön ausgestattete Band eine wichtige und zeitgerechte Erscheinung.

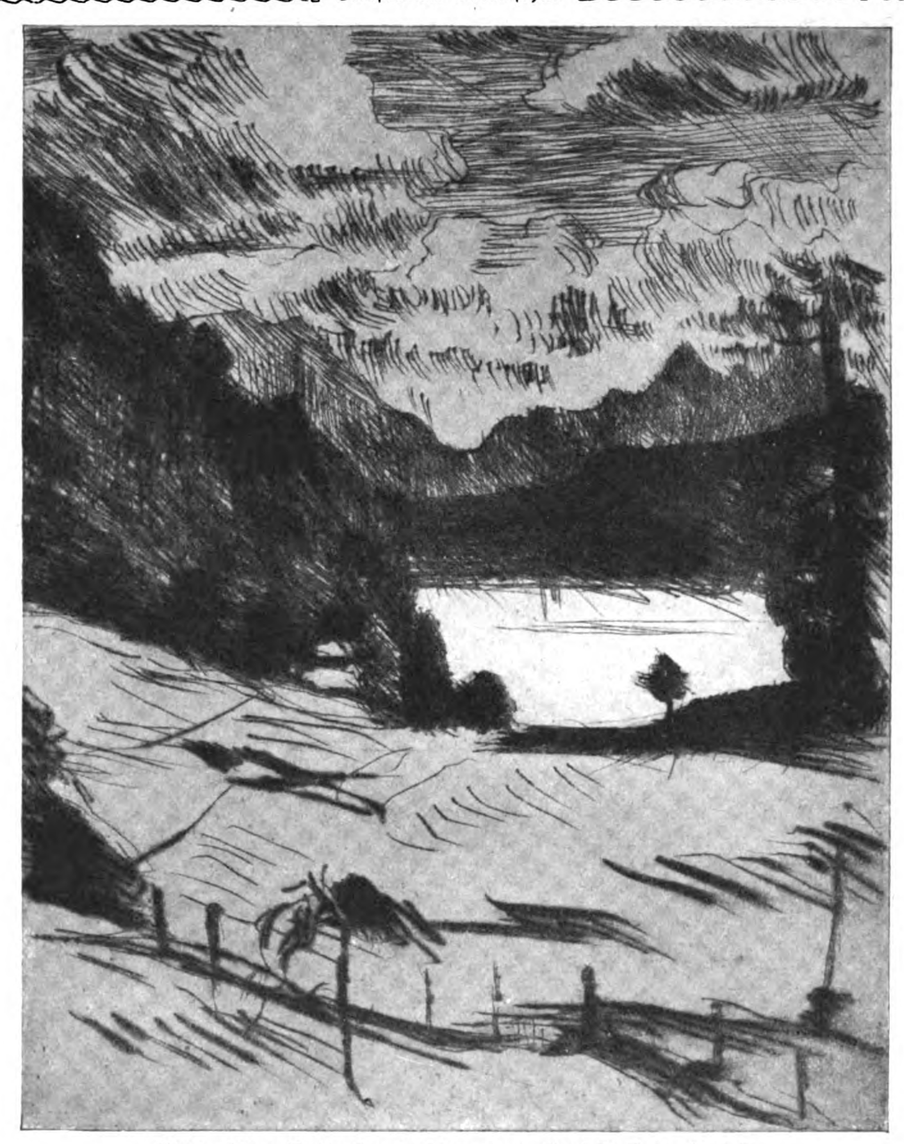
—gl—

⌘ ⌘ ⌘

Die Gestalt des durch die Sage berühmt gewordenen



Piastrellaspieler. Bildwerk aus der Gedächtnisausstellung für Prof. Walther Schmarje-Berlin



Blick auf den Walchensee. Radierung von Prof. Dr. Lovis Corinth
Aus der neuen Auflage der Monographie über den Künstler von Prof. Georg Biermann

Dr. Faust beschäftigte, lange ehe Goethe sie in seine unsterbliche Dichtung aufgenommen, die Phantasie des deutschen Volkes. In Volksbüchern wurde sie geschildert, von der Jahrmarktskomödie gespielt, in vielen Variationen konnte man im Kupferstich und Holzschnitt sein Konterfei sehen und fast überall mit einer berühmten Signatur versehen: Rembrandt. Gerne möchte man sich eine Begegnung Fausts mit dem Mystiker des Helldunkels vorstellen, aber die neue und neueste Forschung hat auch diese Legende zerstört. Dr. Rudolf Payer von Thurn, der Direktor der Wiener ehemaligen kaiserlichen Fideikommißbibliothek, hat ein grundlegendes Werk über den „historischen Faust im Bilde" herausgegeben, das nun erweitert als Gabe des Wiener Goethevereines erschienen ist. Mit Staunen erfährt man, daß die unzähligen Faustbilder, die mit dem Namen Rembrandt geziert waren, bloß als Spekulationsobjekte einiger findiger Pariser Kunsthändler anzusehen sind. Diese hatten nämlich den Heißhunger ihres humanistischen Zeitalters nach bildlicher Darstellung der großen Menschen ausgenutzt und in wenig skrupelloser Art durch brave Kupferstecher hergestellte beliebige Idealköpfe mit schönen historischen Namen versehen. Dazu wurde gerne Rembrandt, der Meister des



Im Harem. Radierung von Prof. Dr. Lovis Corinth. Aus der neuen Auflage der Monographie über den Künstler von Prof. Dr. Georg Biermann. (Die Radierungen im Verlag von Fritz Gurlitt, Berlin)

Charakterkopfes, geplündert, und so kommt es, daß wir den gangbarsten radierten Faustkopf als Kopie des Kopfes des — heiligen Josephs auf einem Ölbilde Rembrandts erkennen müssen. Ein anderer Faustkopf geht auf eine radierte Studie Rembrandts zurück, die, einfach auf Kupfer übertragen, im Abdruck das Gegenbild ergeben hatte. Diese beiden ersten Faustbilder, um 1632 in den Handel gebracht, galten durch Jahrhunderte als die authentischen Bildnisse des historischen Faust.

Dr. Richard Smekal.

⌘ ⌘ ⌘

Peter Jessen, der Direktor des Berliner Kunstgewerbemuseums, ist Vorsitzender des Verbandes der deutschen Modenindustrie und hat in diesem Amt das Geleitwort für das Programm der Modenbilder geschrieben, die im Metropoltheater gezeigt wurden. Jessen ruft darin zur Freude an der Mode auf. Die Kleidung zu pflegen sei auch in ernster Zeit Recht und Pflicht. Nachdem unser Kunstgewerbe emporgestiegen, verlange die Entwicklung, nun auch die Ansprüche an die Mode und ihre Leistungen zu vertiefen. Natürlich weist es Jessen im Namen des Verbandes weit von der Hand, abseits der Weltmode eigensinnige Sonderwege zu suchen. Aber er glaubt, daß allmählich ein nationaler Stil entstehe: aus den Schöpfungen der jeweils Besten. Diese Schöpfungen wurden in vierzehn Bildern unter Mitwirkung von Schauspielerinnen und Schauspielern, Tänzerinnen und Sängerinnen, ja sogar Wandervögeln vorgeführt. Da sah man eine gut angezogene Welt im Tiergarten und in der Hotelhalle, im Konzert und abends am Wannsee, und neben den Menschen — mochten sie Mady Christians oder Albert Kutzner, Eugen Burg oder Lori Leux heißen — waren nicht weniger wichtig die Namen der Modehäuser. Ein kleines Kunstwerk für sich war schon das Programmheft, das der „Styl“ herausgegeben hatte, „Blätter für Mode und die angenehmen Dinge des Lebens“ (Verlag der Prospero-Drucke bei Erich Reiß, Berlin). Es vermittelte eine Vorstellung von dieser Monatsschrift, deren Sonderheit in der Aus-



Ausschnitt aus dem Gemälde ‚Ruhe auf der Flucht‘ von Rembrandt
Der Joseph dieses Bildes das Urbild der alten Faustdarstellungen



Doctor Faustus. Stich aus dem Verlage von Aubry
Eine Nachbildung des ersten Faustbildnisses

stattung die handkolorierten Blätter von Künstlerhand bieten. Unser Mitarbeiter Ludwig Sternaux leitet das Blatt mit dem Geschmack des kundigen Bibliophilen und mit der Witterung des Journalisten für alles das, was mit der Gegenwart zusammenhängt.

Von der Berliner Modenschau zeigen wir die Skizze eines Sommerkleides. Der Entwurf des Abendkleides stammt aus den Kreuznacher Werkstätten Kusch & Herrmann: schwarzer Velour-Chiffon, der in der Taille leicht gefältelt ist und an den Hüften Goldbrokatverzierungen in Zackenform zeigt. Die angesetzten, weit ausfallenden Ärmel aus schwarzem Voile-Ninon sind ebenfalls mit Goldbrokat geschmückt, schwarze, bezogene Knöpfe bilden den Rückenverschluß.



Le Doctevr Favste. Philosophe Allemand. Stich von B. Moncornet

⌘ ⌘ ⌘

„Ich bin anno Domini 1892 in einem winzigen Städtchen Pommerns nicht fern der Küste geboren. In meinem neunten Lebensjahre siedelten meine Eltern nach Berlin über. Nach Absolvierung des Gymnasiums kam ich zu meinem ersten und einzigen Lehrer Emil Orlik. Der gütigen und verständnisvollen Führung dieses Meisters verdanke ich viel. Ich male Bilder, radiere, illustriere und fertige Gebrauchsgraphik jeder Art. Von jeher ist es mein Wunsch gewesen, auch den kleinsten und nichtigen Drucksachen



Bildnis eines bartlosen Mannes. Radierung von Rembrandt

des täglichen Lebens eine künstlerisch und handwerklich anständige Form zu geben. Mit Bewunderung und Achtung studierte ich das kunsthandwerkliche Können vergangener Zeiten. Ja, ich bin sogar — was man so nennt — ein Antiquitätennarr. Eine feingeschwungene Barockkommode, ein blinkender Biedermeierleuchter, ein vergilbtes Buch kann mich stundenlang fesseln. Ich bitte Gott den Herrn, er möge mir Gesundheit, frohen Mut und ein langes Leben gewähren, damit ich all die Schönheiten dieser Welt — und so lange es Kunst gibt, ist die Welt schön — mit vollen Zügen genießen kann."

So beschreibt der Maler Erich M. Simon sein Leben und Streben, und wer sich ein wenig auf den Stil des Menschen versteht, der hat schon beim dritten Wort, beim anno Domini gemerkt, daß der Schreiber

der Maler unseres Titelbildes ist. Denn in diesem Gemälde spricht sich in Formen und Farben, in Erfindung und Beseelung die gleiche Liebe für den Stil von Anno Tobak aus. — Vier Menschen, eine Schuppenwand, zwei schwankende Bohlen — das ist alles, was Arthur Kampf an Stoff mit seinem Bilde „Kohlenträger" bietet (zw. S. 456 u. 457). Und dennoch — das würden natürlich die Modernen bestreiten — steckt in diesem ordentlich gemalten Bilde der ganze schauderhafte Mechanismus unsrer Zeit, der uns alle in dumpfe und freudlose Fron zu zwingen droht, wenn wir nicht genügend seelenkräftig sind, uns einen „Auslug" zu erhalten, wie ihn die Gradlsche Kunst nicht bloß auf dem hier wiedergegebenen Bilde zeigt (zw. S. 464 u. 465). — Auch die



Skizze eines Sommerkleides auf der Berliner Modenschau. (Modell der Vereinigten Modehäuser Gerson-Prager-Hausdorff, Berlin)

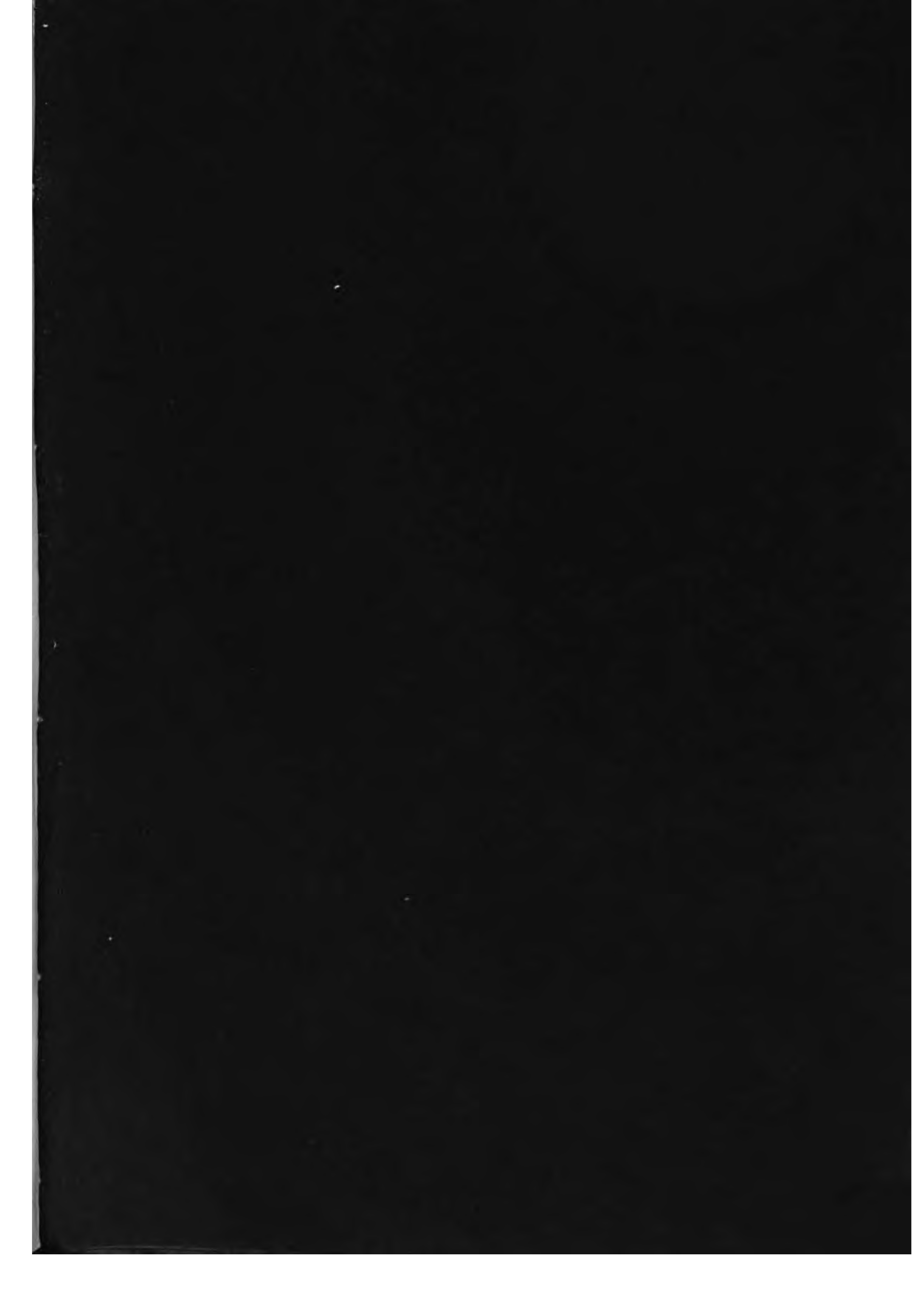


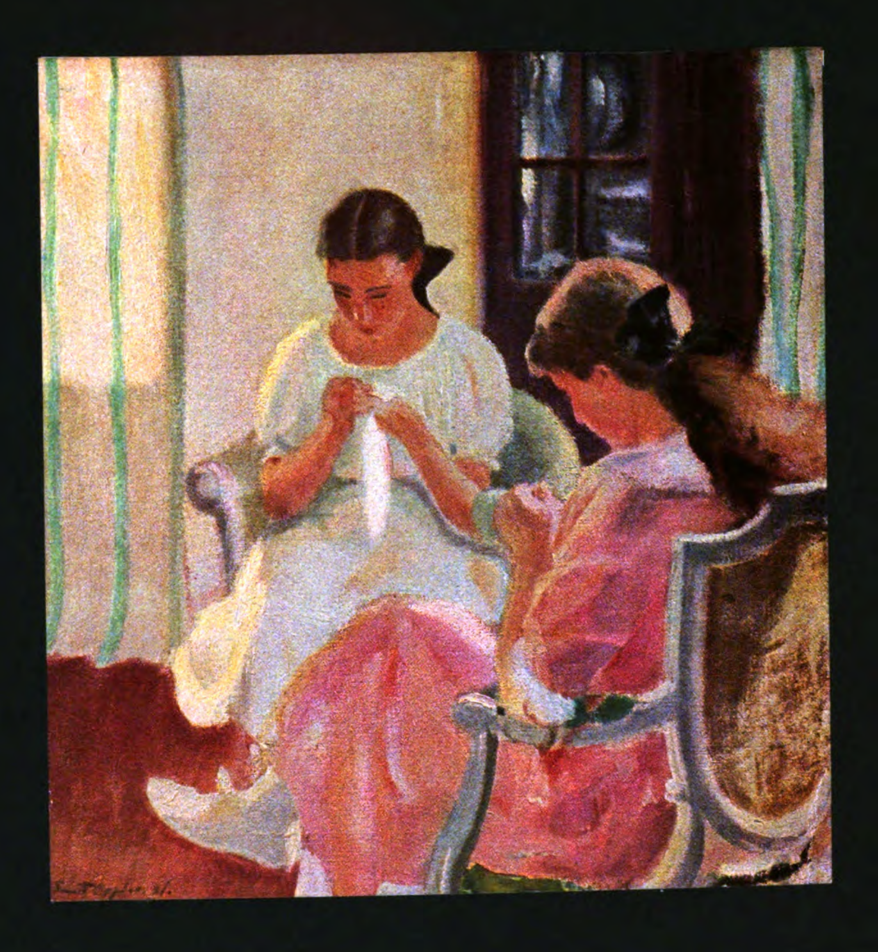
Abendkleid aus den Werkstätten Kusch & Herrmann, Bad Kreuznach

drei übrigen Maler unsrer Einschaltbilder sind wie Kampf und Gradl vertraute Gäste: da ist der Berliner Fritz Rhein mit einem seiner vornehmen, ruhigen Bildnisse (zw. S. 520 u. 521); da ist der alte Worpsweder Otto Modersohn, der seine geliebte Landschaft mit immer gläubigeren Märchenaugen ansieht, so daß sie uns jetzt schon abenteuerlich anmutet (zwischen S. 528 u. 529); da ist endlich der vielseitige Münchner Hans von Hayek mit einer goldvioletten Abendstimmung an der Ostsee (zw. S. 544 u. 545). Der Künstler des weichen Marmortorsos (zw. S. 536 u. 537) ist, wie schon sein Name verrät, ein Schwabe. Emil Egge (geb. 1877 in Stuttgart) hat sich bisher vor allem durch sechs Marmorhermen hervorgetan, die, Zeugnisse seiner gebändigten Art, das neue Stuttgarter Landestheater schmücken.

P. W.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50





Freundinnen. Gemälde von Ernst Oppler

(Ausstellung der Sezession, Berlin 19[illegible])



Wie aus einem Flügelmann eine Pastorin wurde

Erzählt von Ida Boy-Ed

Die Geschichte salzt zuweilen Geschichtchen zwischen ihre ernsten Blätter. Hier folgt eines. Wenn ein Fabulierer ein solches Geschichtchen erzählen will, muß er sich aber recht ans wirkliche Geschehnis halten; manche bunte Vergnüglichkeiten des Lebens kann man gar nicht erdichten. Sie müssen sich begeben haben.

Im alten — ich meine dem ganz alten — Vaterland gab es viele politische Kuriositäten. Hiervon eine der drolligsten war es, daß ein Städtchen und eine Landschaft 446 Jahre zweien Herren untertan waren und umschichtig von beiden derart regiert wurden, daß der eine Regent den Schlagbaum wieder herunterließ, wenn der andere ihn aufgezogen hatte. Nur darin waren sie beide in herzlichster Freundschaft eines Sinnes, daß jeder trachtete, dem andern diejenigen Aufwendungen zu überlassen, die den Geldbeutel angingen.

Von dem mehrhundertjährigen abwechselnden Regiertwerden waren die betroffenen Untertanen stumpf geworden. Aber wenn von sechs zu sechs Jahren die eine Herrschaft der andern die Türklinke in die Hand gab, sahen die Bewohner des Städtchens Bergedorf dennoch interessiert der Zeremonie zu. Diese bestand darin, daß zwei Senatoren der Freien und Hansestadt Lübeck mit etlichen bürgerlichen Deputierten angefahren kamen und sich feierlichst von zwei Senatoren und etlichen Deputierten der Hansestadt Hamburg die Schlüssel und die Kasse Bergedorfs und der dazuhörigen Vierländer Marschen übergeben ließen. Die imposantesten Persönlichkeiten, die diesen Staatsakt begleiteten, waren, in scharlachenen Fräcken und gelben Stulpenstiefeln zu weißen Hosen schon von weither die Straßen entlang prangend, die „Reitenden Diener“, deren Eigentümlichkeit aber vor allem darin bestand, daß sie niemals zu Pferde saßen. Jeder Staatsaktion, die mit einem guten Essen endet, ist eine gewisse Gemütlichkeit eingeboren. Und das beschließende Festmahl in dem breitgiebeligen Fachwerkbau der „Stadt Lübeck“ war immer ein leckeres und fülliges Begebnis. Die Honoratioren, die daran teilzunehmen das ranggemäße Recht hatten, mußten ihren Frauen nachher erzählen, was es gegeben habe. Man sprach zwei Tage belebt von der Übergabe, und dann sank das Städtchen in seine liebliche Ruhe zurück. Und der Amtsverwalter, der im alten Raubritterschloß residierte, konnte sich wieder ungestörter Selbstherrlichkeit hingeben. Die urgroßväterlichen Wipfel der wuchtigen Bäume im Schloßgarten umdüsterten den roten Bau, dessen Turmspitze zwischen ihnen sich in die Luft emporbohrte. Die Schloßinsel war rings umgeben von den spiegelnden Breiten der Bille, einem Flüßchen, das aus dem Sachsenwald kam und sich, nachdem es sich beinahe als See großgetan, durch den Schleusengraben in die Elbe ergoß.

Jahrhundert um Jahrhundert spann sich die Stille fort. Aber es war keine unbewachte. Denn eine Bürgermiliz hatte sie unter ihrem Schutz. Bis es sich dann in der Franzosenzeit erwies, daß die Schar der mehr oder minder tapferen Bürger keinem

Hunde das Leben hätte retten können, bei einem Angriff wirklicher Feinde. In einer Art dumpfer Erkenntnis hiervon entschlummerte der kriegerische Geist, falls er wirklich mal wach gewesen sein sollte, in der Miliz völlig. Die Bürger einigten sich endlich dahin, acht Stadtsoldaten anzustellen. Es gab ja immer ein paar Invaliden oder Unversorgte, die man zu diesem Dienst fest verpflichten konnte, in dem sie dann grau und uralt wurden. Seitdem standen an Markttagen an den Toren und vor der Zugbrücke zum Schloß je zwei Weißköpfe Wache, denen über ihre blaue Uniform ein gewaltiges Bandelier um die eingefallene Brust und den krummen Rücken ging, daran eine schwertähnliche Waffe hing. Und die Bergedorfer lebten uneingestanden in der Begriffsverwirrung, daß es eine natürliche Altersversorgung sei: Soldat werden.

Aber ein Ereignis des Jahres 1842 erweckte im ganzen Städtchen ein anschwellendes Gefühl von Bürgerstolz. Die Bahn von Hamburg nach Berlin sah bis Bergedorf ihre erste fahrbare Strecke fertig. Man war an die allermodernste Errungenschaft eng angeschlossen. Wie viele Großstädte gab es in Deutschland, die so etwas schon von sich sagen konnten?! Und indem die glatten Stahlschienen sich immer weiter übers Flachland südöstlich hinschoben und bald Berlin erreichten, obgleich dies ja damals gegen Hamburg sozusagen nichts zu bedeuten hatte, fühlten sich die Bergedorfer immer lebhafter als Zeitgenossen.

Und die Gärung, die in den vierziger Jahren durch Deutschland schlich, spitzte sich endlich zu jener Epoche zu, die die Nachwelt kurzerhand „Achtundvierzig" nannte. Auf einmal, man wußte nicht wie, brach im Städtchen eine Angstepidemie aus. Die Bürger kamen sich gefährdet vor. Sie waren von Hause aus dreifache Republikaner: sie waren Hamburger, sie waren Lübecker und sie waren Bergedorfer. Aber dies Gefühl der dreifach vernieteten Demokratie verband sich bei ihnen mit einem konservativen Wunsch nach ungefährdeter Ordnung; außerdem schwärmten sie für ein einiges Deutschland unter einem Kaiser. Auch lasen sie, daß man überall nach einer Verfassung schreie. Da kam ihnen natürlich ebenfalls eine zu. Zwar sie hatten schon eine — die der regierenden Hansestädte. Aber sie pochten auf: sie wollten noch eine extra Bergedorfische dazu haben. Daß so komplizierte politische Bedürfnisse in heftigen Aussprachen nach Klärung rangen, war begreiflich. Beim Braunbier ihres Mitbürgers Lodde saßen sie in „Stadt Lübeck" und debattierten. Auch die Frauen und Mädchen fühlten sich erfaßt, desto leidenschaftlicher, weil sie nicht klar wußten wovon. Im „Leseabend", dessen geistige Führerin die hohe, entschlossene Amalia Werland war, blieb das Buch ungeöffnet — und sie lasen sich doch gerade Quentin Durward vor — die Perlbordüren kamen nicht voran, und die Filetnadeln ruhten völlig.

Alle Bürger und Bürgerinnen waren benommen von dunkler Furcht. Vor wem? Vor was? Niemand hätte es sagen können. Das Wort „Revolutschon" zitterte durch den Pfeifendampf über dem Biertische. Und die Honoratioren flüsterten es mit vornehmerer Aussprache nach. Aber schließlich: wer sollte sie machen? Und gegen wen sollte sie sich richten? Niemals ist es für den Braunbierpolitiker deutlicher, daß etwas geschehen muß, als wenn er durchaus nicht weiß, was denn zu geschehen hätte. Aber Hamburg, die derzeitige Machthaberin, wußte es. Wilde Gerüchte hatten sich bis dorthin gewälzt: es hieß, daß das Bergedorfer Schloß von den Bauern aus der Marsch gestürmt worden sei, daß es Tote gegeben habe! Da schickte die mütterlich besorgte Regentin eine gewaltige Kriegsmacht, die furios Gewordenen zu beruhigen. Fünfundsechzig Mann Infanterie und fünfundvierzig Mann Kavallerie unter dem Kommando des Leutnants Brabant zogen ein. Plötzlich waren alle Politiker auf das angenehmste beschäftigt: sie guckten zu. Ja, das machte Spaß, dies Feldlager auf dem Brink und dann die Einquartierungen — das war doch mal 'ne Abwechselung.

Und was lernte man da! Hatte man doch vor kurzem mit der Gründung einer Bürgerwehr begonnen und war nun allerseits beflissen, sich mit soldatischen Allüren vertraut zu machen.

In dieser Zeit feierte der Ratmann und reichste Ackerbürger des Städtchens, Vollmöller, seinen Geburtstag durch ein Karpfenessen. Alle Honoratioren waren geladen. Auch der Physikus Werland mit seiner stattlichen Tochter Amalia, der Amtsverwalter Dr. Buchenberg und der erst vor kurzem hierher versetzte junge Pastor Kolm. Die Stimmung war von vornherein erregt. Denn Vollmöller gab noch vor Tisch bekannt, daß er 200 Mark Kurant für die Bürgerwehr gestiftet habe, deren Ausrüstung und Einkleidung aus Privatmitteln aufzubringen war. Denn Mutter Hamburg sah sich außerstande — weil doch Mutter Lübeck ebensoviel Pflicht gehabt hätte, in die Tasche zu langen. Immerhin schickte Hamburg 150 Stück alte Feuerschloßgewehre, die noch von der Hanseatischen Legion stammten. Schießen konnte man zwar nicht damit. Aber sie

würden in ihren Trägern doch ein kriegerisches Gefühl erwecken. Vollmöllers Tat wurde beim Essen vom Amtsverwalter in weitausgreifender Rede schwungvoll gefeiert.

Amalia hörte hingegeben zu. Ihres Tischgenossen, des Pastors Kolm Gedanken waren weniger gesammelt auf den Redner gerichtet. Er war sehr mit seiner Nachbarin beschäftigt. Besonders mit der Tatsache, daß sie es überhaupt sei. Es machte ihn stutzig, daß er wieder, ebenso wie neulich bei Rechtsanwalts, Amalia Werland zur Tafel zu führen hatte. Wollte man ihn etwa mit dieser Dame zusammenbringen? Hatten die Leute unter sich abgemacht, daß sie die passende Gattin für ihn sein würde? Er verleugnete es nicht vor sich: als er sie vor etwa acht Wochen beim ersten Besuch in ihrem Vaterhause gesehen, hatte ihr schöner, kluger Kopf ihn so beeindruckt, daß ein angenehmes Gefühl, einem wonnigen Schreck vergleichbar, sein Gemüt in Unruhe brachte. Aber als sie sich dann erhob, sank diese wohltuende Überraschung zusammen. Eine Heldin schien dazustehen. Zu hoch, zu stolz in der Haltung. Eine Walküre — würde er gedacht haben, wenn diese Spezies nordischer Göttergestalten damals der deutschen Bildung eine ganz geläufige Vorstellung gewesen wäre. Und Pastor Kolm hatte doch ein ganz bestimmtes Bild von „ihr", die es einmal sein würde und sollte. — „Sie" sollte nicht nur geistig, nein auch in ihrer Dreidimensionalität zu ihm emporschauen. Er dachte, eine solche Frau — die natürlich außerdem auch noch frommen Herzens und klugen Verstandes sein müßte — sei sehr leicht zu finden, denn er war nicht eben kleinen Maßes, vielmehr über mittelgroß. Diese Amalia überragte ihn gewiß um zwei Zoll. Er hatte geradezu eine Abneigung gegen so groß gewachsene Frauen — schade — sie war ein tüchtiges Menschenkind, er hatte es schon in seiner Seelsorge erfahren, wie entschlossen und richtig abgegrenzt sie armen Patienten ihres Vaters beizustehen verstand. Und man konnte sich besser mit ihr unterhalten, als mit sämtlichen andern jungen Damen, die er bisher kennen gelernt. — Vielleicht wäre sie auch die richtige Frau für ihn gewesen, wenn nicht diese Körperlänge — — Heiratsfähige, junge Männer sind ja sofort voller Verdacht, wenn sie zweimal hintereinander dieselbe Tischdame bekommen. Weshalb sollte also ein junger Pastor unbefangen bleiben, von dem es ausgesprochen hieß: er würde natürlich bald heiraten müssen, und am besten eine Hiesige.

Als das Zutrinken und Händeschütteln der, teils von der Stiftung der 200 Mark Kurant, teils von der amtsverwalterlichen Rede begeisterten Tischgenossen abzuebben begann, sagte Amalia lebhaft: „Papa muß auch Geld geben. Haben Sie schon gehört, Herr Pastor, die Feuerschlösser an den Gewehren sollen in Perkussionsschlösser umgewandelt werden, damit die Gewehre zu Schießübungen verwandt werden können. Diese Ausgabe könnte Papa auf sich nehmen."

Ein wenig spöttisch fragte der Pastor: „Verstehen Sie sich auf Waffen, Fräulein Werland?"

„Das muß man jetzt lernen. Glauben Sie, daß wir Frauen teilnahmlos der großen Bewegung zusehen werden? Das wäre armselig. Wir sind deutsche Frauen. Wir wollen mitkämpfen für das große Ziel."

Die Begeisterung flammte aus ihren Augen. Was waren es doch für schöne Augen. — Schade ...

„Für welches Ziel?" fragte er.

Wollte er sie ernüchtern?

„Wieso?" fragte sie kurz entgegen. „Gibt's denn mehrere? Ich glaube, es handelt sich um ein einiges Deutschland unter einem Kaiser."

„Und um eine konstitutionelle Verfassung — in den monarchischen Ländern. — Sie wissen doch, was sich vor wenigen Tagen in Berlin begab, und wie man dem König abtrotzen wollte, was durch gesunde Entwicklung kommen müßte. Mit Aufruhr, mit Barrikaden — Tote gab es — ich sage noch einmal: mit Aufruhr! — Auflehnung gegen Gesetz und Ordnung."

„Ach — das natürlich — nein. Aufruhr gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit — gegen den armen König —" sie verwirrte sich im Sprechen und endete dann entschlossen: „Das darf man nicht billigen. Wir haben ja aber keinen König, wir sind Republikaner — aristokratische Republikaner — wie's manchmal gesagt wird, meinetwegen — aber deshalb wollen wir doch ein einiges Deutschland und einen Kaiser."

„Überlassen Sie die Politik doch uns Männern," meinte er.

Das fand Amalia nun sehr rückständig. Sie hob die Stirn höher, sie sprach fast mit Pathos: „Das Vaterland braucht auch uns Frauen. Wir vom Leseabend aus, wir wollen ein Amazonenkorps gründen — Frau Bessemer will das Kommando übernehmen — Wir hoffen, der Amtsverwalter erlaubt, daß wir im Schloßgarten üben ..."

„Fräulein Amalia ..." sagte er aufwallend. Er wußte nicht, ob in zorniger Abwehr oder in schmerzlicher Sorge.

Sie hörte — ihr Herz klopfte auf der

Stelle in stürmischer Hast. Fräulein Amalia? Schlankweg „Amalia“? Was wollte das sagen?

Sie sahen sich an. Es war ein stummer Kampf von Blicken. Und Amalia nahm Haltung. Sie richtete sich noch gerader auf als sonst — und so kamen seine Blicke ein winziges bißchen unter die Linie der ihren und er hatte das Gefühl, als müsse er zu ihr emporsehen. Dies ärgerte sein männliches Bewußtsein — Schade, schade ... Er nahm sich zusammen. Von dem gewissen Verdacht bis zur Unfreiheit sich belastet wissend, fürchtete er die Beobachtung interessierter Basen ...

„Ah!“ sagte er mit kühler Miene, „ein Amazonenkorps ... da werden Fräulein Werland wohl ohne Zweifel als Flügelmann im ersten Gliede erscheinen ... Wird man dem Exerzieren mal zusehen dürfen?“

„Gern,“ äußerte sie mit hochmütiger Kürze, während der Zorn über die Anspielung auf ihre Größe in ihr brannte.

Und da war auch gerade die letzte Programmnummer der Festtafel erledigt, die Nußtorte vom Bäcker Erdmann verspeist und die Gesellschaft stand auf. Eigentlich nur, um in der großen Wohnstube nebenan sich abermals niederzulassen. Bischof wurde angeboten, und dies Getränk von heißem Rotwein, Zucker und bitteren Pomeranzen erweckte mit seinem starken Duft die Vorstellung winterlicher Gemütlichkeit. Es erhitzte auch die Temperamente noch mehr, man gab sich dem Genuß der heftigsten Meinungsverschiedenheiten hin; die einen wollten den Erzherzog Johann, die andern Friedrich Wilhelm mit der deutschen Kaiserkrone geschmückt sehen. Daß die Befreiung Schleswig-Holsteins die erste Tat des erwachten Deutschtums sein müsse, war einigen sicher, andere fanden, dies falle als heroische Handlung dem künftigen Kaiser zu. Einig waren alle Parteien nur in der uneingeschränkten Anerkennung und Bewunderung des Herrn Heinrich Recoschewitz.

Pastor Kolm hatte auch schon von diesem Hervorragenden sprechen hören, ohne recht zu begreifen, welche Erwartungen sich denn an dessen Persönlichkeit knüpften. Er sollte es rasch verstehen ...

Er war der erste, der aufbrach. Der Dunst von Tabak und Bischof, all die heißen, erregten Menschen in dem Zimmer, das an sich groß, für diese Versammlung doch zu eng war, machten ihn irgendwie traurig. Daß der Physikus Werland und die hohe Amalia zugleich mit ihm vom Kleiderständer auf der weiten Fliesendiele beim Schein zweier Talglichte ihre Garderobe nahmen, war ihm fast peinlich. Denn, wenn das von den andern Gästen beobachtet wurde, und das würde es ohne Zweifel, dächten einige sicher „aha“ — Pastor Kolm wollte aber nicht, daß man „aha“ ... auf seine Kosten denke. Aber nun mußte er eben mit den Werlands gehen, wenigstens bis zur Ecke der Töpfertwiete, wo sie zweifellos den Richtweg zu ihrem in der Neustraße gelegenen Haus nehmen würden. Zu dritt traten sie über die Schwelle, und über ihren Häuptern bimmelte die Vollmöllersche Hausglocke einen blechernen Gruß. Ihr Klang hatte geradezu etwas philiströs Warnendes.

Man war förmlich überrascht, draußen unter wolkenschwerem Himmel eine Frühlingsnacht zu finden, die lau-feucht über der gärenden Erde lag. Eine unbestimmte, verführerische Melancholie war in ihr. Der Physikus Werland nahm die Mitte zwischen seiner Tochter und dem jungen Gottesmann. Amalia hatte offenbar all ihre Beredsamkeit bei der Vollmöllerschen Bischof-Runde verausgabt. Sie ging schweigend und sehr stolz aufrecht. Der alte Herr war aber sehr eifrig mit Gedanken und Mund. Sein Wesenstempo war überhaupt das Eifrige. Seine hellen Augen, hinter kleinen, ovalen, goldgefaßten Brillengläsern, guckten sozusagen durch die Äußerlichkeiten der Menschen hindurch, bis in ihr Inneres hinein. Und da er ja zumeist mit Menschen zusammenkam, denen er absolut zu befehlen hatte, war es ihm natürlich geworden, auch mit Gesunden autoritativ umzugehen. Sich bei Widerspruch aufzuhalten, hatte er sowieso gar keine Zeit.

„Lieber Herr Pastor,“ sagte er belehrend, „die staatsbürgerliche Ordnung würde ihren Genießern zu sehr Alltagsbesitz, wenn man nicht zuweilen ein wenig um sie zittern würde. Lassen Sie die Leutchen ihren kriegerischen Koller nur gründlich austoben. Das geht doch aus wie's Hornberger Schießen — Ich, leider Gottes, glaube, da draußen im großen auch — hier bei uns in der Parodie nun mal gewiß ... Gute Nacht, Nacht — Wiedersehn ...“ Damit winkte er ab und hastete weiter, denn man war an der Ecke der Töpfertwiete angekommen. Es fiel dem eiligen Mann weiter nicht auf, daß der Pastor ihm nichts geantwortet hatte. Auch kam ihm nicht von fern der Verdacht, daß dieser vielleicht interessierter in das Schweigen Amalias hineingehorcht haben könne, als in seine, des Physikus, Reden. Und noch viel weniger kam ihm der Gedanke, daß Amalia oder der Pastor oder beide ein feindliches Gefühl gegen den Abkürzungsweg durch die Töpfertwiete haben könnten.

Als nun der Pastor langsam und alleine die nächtliche, fast unbeleuchtete Große Straße entlang ging, kam ihm ein unlogischer Gedanke. ‚Amalia ist auch größer als ihr Vater'. Diese Beobachtung hing nun in keiner Hinsicht mit den Randglossen zur Gegenwartspolitik zusammen, die der alte Herr herausgesprudelt hatte. Oder doch vielleicht? Bewies der autoritative Vater nicht durch sein ganzes Sein und Können, durch sein Ansehen und seine von „Unabhängigkeit" getragene Persönlichkeit, daß das Militärmaß nicht der Bestimmungsgrad für die Mannhaftigkeit sein konnte? Der Physikus war viel kleiner als er — der Pastor.

Und in seinem redlichen Herzen, in dem immer die Selbstprüfung wach war, rührte sich leise, leise eine Frage. Die, ob es nicht am Ende ein bißchen liebe Eitelkeit sei, wenn er sich durchaus ein Frauchen mit demütigem Augenaufschlag zu ihm empor — als Gefährtin denke — als — kleidsamste Gefährtin??

⌘ ⌘ ⌘

Pastor Kolm wurde ganz benommen von allem, was er in den nächsten Tagen und Wochen an seiner Gemeinde erlebte. Kein Zweifel: sie war von einer Manie ergriffen. Ein Massenanfall von Manie lag vor. Er las in einem Nachschlagewerk unter „Manie": Geisteskrankheit mit raschem und überstürztem Gedankenlauf, gehobenem Selbstbewußtsein, erhöhtem Beschäftigungstrieb, bei Wegfall normaler Hemmungen. Dauert Monate und geht in Heilung über oder endet in Schwachsinn." Entsetzlich. Nein, in Schwachsinn konnte ein ganzes Gemeinwesen denn doch nicht enden. Aber wie, wann, durch wen sollte es von der Manie geheilt werden?

Vergessen war alle Politik. Man stritt nicht mehr über Erzherzog Johann und Friedrich Wilhelm IV. Man hörte nichts mehr vom einigen Deutschland und vom Kaisertum. Das Wort „Verfassung" fiel in keinem Gespräch mehr. An Schleswig-Holstein schien niemand mehr zu denken, obschon ja gerade Bergedorf die Zollgrenze dahin vor der Tür hatte und durch sie von ihrem Nachbarort Sande getrennt war. Man sprach, dachte und übte nur Exerzieren. Der sonderbare Fall lag vor, daß das Mittel die Menschen so hingerissen hatte, daß der Zweck darüber ganz in den Hintergrund trat. Sie glichen Musikern, die mit fanatischem Eifer üben und denen es ganz gleich ist, ob jemals die Sinfonie, zu der sie proben, zur Aufführung kommt. Das nächste Glück des kleinen Gelingens erfüllte sie ganz.

Auf dem Brink, einem großen Grasplan am östlichen Ende des Städtchens, exerzierten die Bürger, teils mit, teils ohne Gewehr, denn diese waren doch so unansehnlich, daß ein Handwerker mit dem Polieren beauftragt werden mußte, was nur nach und nach vonstatten ging; und auch die Uniformierung kam nur langsam weiter. So war es denn ein erstaunlicher Verwandlungsprozeß, der allmählich aus einer bürgerlich ungleichmäßig gekleideten Männerschar eine immer farbenfröhlicher werdende Uniformität werden ließ, bis der grünleinene Waffenrock mit dem roten Vorstoß alle Heldenbrüste bekleidete. Die freien Mittagsstunden, die immer länger werdenden Abende waren ausgefüllt vom Üben. Das Kommando scholl scharf und schmetternd über den Platz; Bürger schwenkten rechtsum und Bürger schwenkten linksum; sie nahmen das Gewehr über und sie präsentierten. Und die Tatsache, daß Schneider Krebs durchaus keinen Schritt halten und daß der Lohgerber Jünger nur mit dem linken Fuß antreten konnte, während der Notar Meyer im Übereifer immer aus der Linie vorstrebte, wurden als unverzeihliche Schönheitsfehler bei den nachfolgenden, ausruhenden Kneipstündchen bitter kritisiert. Zerwürfnisse zwischen eng befreundeten Familien drohten herauf; Frau Krebs nahm es sehr übel, daß ihr zum Unteroffizier ernannter Schwager, der Stadtschreiber Martens, ihrem Mann vor aller Welt zuschrie: „Zum Donnerwetter, Krebs! — Schritt — Tritt üben — rechten — linken ..." „Wenn er ihn da 'n gutes Wort um gäbe, täte mein Mann es nich mehr wie gern — aber sich so in alle Öffentlichkeit anranzen lassen — schickt sich das? Noch zu wo Martens mein Schwager is — ne!" sagte Frau Krebs. Und Frau Jünger sagte, ihr Mann sei überhaupt links und wieso man was anders von ihm verlangen könne, und er sähe deshalb doch ganz famost aus und noch zu wo er 100 Mark Kurant für Patronentaschen gestiftet habe ... Unersättlich interessiert standen die Frauen und sahen ihren Männern und Söhnen zu.

Auf dem Platz um die rote, alte Kirche hielten die Schuljungens ihr Exerzieren ab. Uralte Linden bestanden das Gelände rings um die Kirche. Sie war die Nachbarin des Schlosses, von ihm durch Wasser und Zugbrücke getrennt; der breite Wasserspiegel der Bille glitzerte an der westlichen Grenze ihres Bezirkes. Nun standen die Linden im allerersten, sich eben entfaltenden Grün, und die jungen Blätter sahen im Sonnenschein aus, als seien sie von Glas. Tief unter ihnen, im Raum zwischen ihren altersschwarzen Stämmen, zogen in Reih und Glied die

Kolonnen der Jungens hin und her. Ganz kleine Knirpse — überlebendige Bengels, gedrungen und fix — schlacksige Halbwüchsige mit zu kurzen Hosen und Ärmeln, alle nach ihren Größen säuberlich geordnet. Und die Kommandorufe wurden hell über die Schar hingerufen. Sonnenflecke überwarfen das lebhafte Hin und Her. Und oben vom spitzen Kirchturme rief aus der offenen Luke der Glockenstube die eherne Stimme: Sankt Peter, Sankt Paul — — — a — d — d — — — a — d — im unveränderlichen Rhythmus zum Gottesdienst —

Und nur ein paar alte Weiblein hatten noch Zeit für ihren Herrgott — — —

Im Schloßpark aber — Amalia Werland selbst hatte es vom Amtsverwalter erbettelt — exerzierten die Frauen und Jungfrauen —

Pastor Kolm sah zuweilen auf dem Brink zu — er stand zuweilen auch auf dem Kirchplatz, und der stramme Eifer der Jungens gefiel ihm ganz wohl. Er verachtete nicht das Kriegerische, das so urplötzlich und wie aus einem Unterbewußtsein emporwallend, seine Gemeinde ergriffen hatte. Sein Vater war 1813 als Freiwilliger mit gegen die Franzosen gezogen, und hatte doch schon Frau und Kind — das Eiserne Kreuz des Vaters war dem Pastor ein heiliges Erinnerungsstück — Ihn quälte nur das Übermäßige, das unbestimmt Ziellose, eben die Manie — — — Und an dem, was sich im Schloßpark begab, gingen seine Gedanken scheu vorüber. Ja, nun wußte er, wer all dies mit einer Regsamkeit und Entschlossenheit ohnegleichen lenkte und in lebendigem Betrieb hielt — das war eben Herr Heinrich Recoschewitz — — — Kein leerer Klang war ihm der Name mehr. Und der Pastor sah sich in dem sonderbaren Seelenzustand, diesen Mann zugleich zu achten und zu hassen — —

Im hamburgischen Kontingent hatte er gedient, dieser Vielseitige, als Kavallerist und Trompeter. — Aber als die Eisenbahnlinie bis Bergedorf eröffnet wurde, ahnte seine Intelligenz, welch ein Sammelpunkt des Interesses eine Bahnhofswirtschaft werden mußte — ein ganz neuer und abwechselungsreicher Platz für den Kleinstadtbürger. Er wurde also der Bahnhofswirt, und sein Unternehmen blühte. Kriegerisch, patriotisch, gesellig und musikalisch wie er war, ahnte abermals seine Intelligenz etwas; nämlich daß sein Eintreten in neu sich gestaltender Lage der Öffentlichkeit erfolgreich werden könne. Kein Mensch hatte einen Begriff davon, wie man es anfangen könne, die neu gegründete Bürgerwehr militärisch auszubilden. Sie fühlte sich vorderhand durch eine Art Vereinsbewußtsein verbunden. Spürte aber, daß der gegenstandslose Mut, der sie beseelte, in irgendeiner soldatischen Geste zum Ausdruck kommen mußte, und hatte durch das Schauspiel, das das für einige Tage hierher beordert gewesene hamburgische Kontingent unter Leutnant Brabant gegeben, die Richtung erkannt. Man mußte exerzieren; darauf kam es an. Aber wo war der Sachverständige? Da eilte kurz entschlossen Herr Heinrich Recoschewitz nach Lübeck und nahm beim dortigen Kontingent vierzehn Tage Infanterieunterricht. Volle vierzehn Tage! Das gab ihm das Ansehen, was ein Menschenalter später etwa ein Generalstabsoberst in Preußen hatte. Er wurde sofort zum Exerziermeister ernannt. Und man sah den stattlichen Mann mit dem wehenden blonden Trompeterschnurrbart im Gesicht, mit den blitzenden Blauaugen und der zur Rundung neigenden Gestalt überall. Es exerzierten unter ihm die Bürger, er leitete die Jugend an und kommandierte dem Amazonenkorps. Und seinem Instrument war er treu geblieben — keine Geselligkeit mehr im Kreise der Bürgerwehr, wo Recoschewitz nicht ein in Gefühl hinschmelzendes Trompetensolo blies.

Pastor Kolm erwog: ob er versuchen solle, dem kriegerischen Eifer dieses Meisters in die Arme zu fallen? Ein Gespräch, von zufälliger Begegnung ermöglicht, ließ ihn die Vergeblichkeit erkennen. Recoschewitz war von seinen Truppen begeistert. Alle Leistungen übertrafen seine Hoffnungen.

„Na ja, das steckt den Deutschen im Blut. Geborene Soldaten — —“

„Ich sehe nur keinen Zweck ... Gerade für uns Bergedorfer.“

„Der kann noch mal kommen, Herr Pastor,“ sagte Recoschewitz, „und wenn's weiter nichts ist wie Vorübung, Wachhalten ... Waren wir nicht schon so weit, die Franzosenzeit zu vergessen? ... Solche Zeiten können immer mal wiederkommen ... Das Kaisertum wird doch, und das kann nur groß und stark sein, wenn jeder deutsche Mann voll soldatischem Geist ist. Denken Sie auch an Schleswig-Holstein! Das deutsche Volk läßt keine Ruhe — auch die, die mit dem Aufruhr nicht einverstanden sind und das Vorgehen Preußens billigen — man will Taten sehen — Wenn es überall so geht wie bei uns, ist das Volk bald bereit — Großartig, Herr Pastor! Großartig ... wenn Schneider Krebs bloß Tritt hielte — und der Herr Jünger — und dieser und jener. Na es wird schon werden. Die Damen übertreffen aber wieder mal das Mannsvolk. Sauber sag' ich Ihnen, Herr

Pastor — Tritt und Linie ... sauber ... Sind Herr Pastor schon mal da gewesen? Alle Nachmittage von fünf bis sechs Uhr. Sehenswert — direkt sehenswert ..."

Da sah Pastor Kolm: von diesem Mann ließ sich keine Hilfe für ein Abstoppen der Manie erhoffen —

Also die Damen bewährten sich glänzend? Nun, wenn Amalia Werland der Flügelmann war ... Aber er nahm sich sofort fest vor, den ermunternden Worten des Exerziermeisters Recoschewitz keinen Einfluß auf sich zu gestatten. Er würde bestimmt nicht hingehen. Und jeden Nachmittag, wenn der Zeiger der römischen Fünf auf seiner Standuhr näher rückte, teilte er sozusagen diesem Zeiger mit, daß er keinesfalls hingehen und das unweibliche Schauspiel sich betrachten würde ...

Einmal kreuzte der Physikus seinen Weg. Wie gern hätte er sich ausführlich mit diesem trefflichen Mann unterhalten (der nebenbei auch Amalias Vater war), aber Werland hatte Eifer, zur alten Klüthahn zu eilen.

„Köstliche alte Frau," teilte er schnell mit, „hat fünfunddreißig Jahr bei uns gewaschen und ausgeholfen. Nennt heute noch meinen Fritz, den Senatssekretär, wenn er mal aus Hamburg zum Besuch kommt, ‚Du' und ‚mien ollen Jung'. Wird aber bald Ihren Zuspruch nötiger haben als den meinen — leider, leider. Verlust für mich und meine Kinder. Hängen sehr an ihr. Hat schon bei meiner seligen Schwiegermutter als Köchin gedient. — Gu'n Tag — Tag — Wiedersehn."

Und weg war er. Diese flinke Mitteilung war aber vom Pastor offenen Herzens aufgenommen. Eine alte Frau Klüthahn war ihm noch nicht in seiner seelsorgerischen Praxis vorgekommen. Und in aller Geschwindigkeit war es dem Physikus gelungen, dem Pastor den Eindruck beizubringen, daß es sich um ein treues, tüchtiges, altes Weiblein handele, deren Tage sich dem allerletzten Ruhebett zuneigten. Sie würde ja auffindbar sein. Er beschloß alsbald, sich mit herzlichem Trost der Alten anzunehmen. Am einfachsten wäre es gewesen, zu Werlands zu schicken und nach der Wohnung von Frau Klüthahn fragen zu lassen. Aus Gründen, die er bei sich selbst im Dunkeln ließ und die auch unklar sein mochten, war es gegen sein Gefühl, seine Wirtschafterin mit dieser Frage in das Werlandsche Haus gehen zu lassen. Nach Männerart machte er sich viele unnütze Gedanken und Pläne. Als er aber merkwürdig unfrei — aus Angst, Frau Möller könne vorschlagen, zu Werlands zu gehen — im Hause von der alten Klüthahn anfing, sagte die immer frisch und tüchtig um ihn herumwirtschaftende Witwe Möller höchst erstaunt: „Mutter Klüthahn? Die wohnt doch auf der Hude, ziemlich dicht bei der Großen Straße."

Daß ein Mensch diese von ihr als weltbekannt eingeschätzte Tatsache nicht wisse, war ihr unglaublich. Sie war von der Spezies der Leute, die nie daran denken, daß hinterm Berge auch noch eine Welt ist, weil sie von der Teilnahme an allen Kleinigkeiten der ihren ganz erfüllt sind. Und nun erfuhr der Pastor den Lebenslauf, den er sich aus den raschen Andeutungen Werlands schon skizziert hatte, mit allen Einzelheiten. Die Witwe Möller war flüssig und nicht leicht erschöpfbar im Reden. Und ihr Herr Pastor ließ sie diesmal ihren Stoff bis zum letzten Fädchen durchhecheln ... Eine tiefe Sympathie für dies ärmliche, anspruchslose und treue Lasttier, was offenbar Mutter Klüthahn gewesen, erfüllte ihn.

Sein Herz war immer voll Dank, wenn er von so mühseligen und tapfer bestandenen Lebensläufen hörte, als seien ihm selbst diese Leistungen zugute gekommen.

Und schon am selben Nachmittag ging er zu der Alten. Ihre Dielennachbarin meldete ihn auf seine Bitte an. Und er mußte warten. Da stand er nun auf dem roten Backsteinestrich einer schmalen, tiefen Diele, die der Haustür gegenüber eine Hoftür hatte. Die stand auf. Von ihrer Schwelle fast schon erstreckte sich ein brettschmaler Steg in ein braunes, eilig fließendes, kanalartiges Wasser, das hier zwischen den Rückseiten alter Straßen entlang floß. Ein Geruch von Lohe beizte die Luft, und als er ein wenig hinaustrat, sah er, daß von einem Nachbarsteg aus Felle in einen schwimmenden Trog geworfen wurden. Am andern Ufer öffnete sich ein Blick in einen Hof voll Ackerwagen und Gerät. Die Sonne schien hernieder auf dies enge Bild von Betriebsamkeit. Braun blinkte das fließende Wasser und hatte weder Klarheit noch Fläche genug, die schon etwas rumpeligen Fachwerkmauern seiner Ufer widerzuspiegeln. Ein Streifen knallblauen Himmels strahlte in der Höhe.

Nun rief die Nachbarin. Und der Pastor fand wieder einmal ganz etwas anderes, als was er erwartet hatte — daß man das gar oft tut, hatte ihn seine Praxis, so kurz sie noch war, schon gelehrt. Er kam in ein Hinterzimmer, dessen einziges, in viele kleine Scheiben geteiltes Fenster auf den Wasserlauf den Blick gab. Blühende Fuchsien und ein stachlichter Kugelkaktus besetzten das Brett. Das Bett stand an der Hauptwand entlang, mit dem Kopfende gegen das Fen-

ker. Mutter Klüthahn hatte offensichtlich sich rasch fein machen lassen von der helfenden Nachbarin. In weißer, steifgestärkt knitternder Nachtjacke — ein Erbstück aus dem Nachlaß von Frau Physikus — saß sie mehr als sie lag. Ihr von tiefen Falten zerfurchtes, drolliges, kleines Bratapfelgesicht war von einer ganz frisch-weißen Nachtmütze eng umschlossen. Und ganz merkwürdig vergißmeinnicht-blaue Augen blickten hell dem Besucher entgegen. Zwei Dinge waren klar: Mutter Klüthahn dachte nicht an den Tod — ob der Tod seinerseits auch nicht an sie dachte, war in dieser Viertelstunde noch nicht festzustellen. Und dann: sie empfing den geistlichen Besuch mit großer Genugtuung, als eine ihr durchaus zustehende Aufmerksamkeit. Als Kranke fühlte sie sich als Mittelpunkt von Fürsorge. Sie genoß es offensichtlich, und naiver Anspruch mischte sich mit tiefer Dankbarkeit.

„Danke vielmals, Herr Pastor," antwortete sie auf Händedruck und Nachfrage. „Was der alte Pastor Behr war, der besuchte auch immer die Kranken in die Gemeinde. Ich bin schon wieder gut zuwege. Herr Fisikus sollt mir ruhig aufstehen lassen. Aber er hat es ja immer mit die Vorsicht. Bloß wenn die dummen Anfälle kommen. Die sind ja nich schön. Aber sonst geht es ganz nett. Und die kleine Mali bringt mehr Suppe und Weißbrot und Eier als ich zwingen kann." Und vertraulich, damit er es ja nur nicht verrate, setzte sie hinzu: „Ich eß da ja manchmal bloß was von die süße, kleine Mali zu Gefallen."

„So, Sie haben noch Familie? Das freut mich herzlich."

„Gott — Familje — — — ja dazu haben sie mir immer gerechnet ... Und was die selige Fisikussen war, die hätt ja gar nicht hindurchkommen können durch all die viele Arbeit mit die drei Jungs und die kleine Mali und bloß zwei Dienstmädchen und wo oft für arme Kranke was gekocht werden mußte."

Ein atemloses Erstaunen benahm ihn. „Die kleine Mali," wiederholte er langsam und wurde etwas rot. „Sie meinen ...?"

„Na, nu is sie ja nicht mehr klein, ihre Mutter is sie nich ganz nachgekommen, mit die Länge, was die Fisikussen war, die sah über ihren Mann seinen Kopf weg — Gott ja, ich habe ihr mit zur Welt geholfen, der Fisikus war eben weggefahren nach Altengamme, weil doch der Knecht von Danger Albers aufs ungesattelte Pferd angejagt kam, er war doch aus die Bodenluke gefallen, und das ging so schnell, daß da kein Beistand war, und eh noch Frau Vogt angelaufen kam, hatt' ich schon die kleine Mali in'n Flanelldecke auf'n Schoß."

Die Männerhand hielt still und fest die alte hart gearbeitete Hand umschlossen. Und er wußte nicht, ob das Humor war und ein unterdrücktes Lächeln, das ihm die Augen feuchtete, oder Rührung.

Er gönnte Mutter Klüthahn noch ein Weilchen den Genuß, ihm Audienz zu erteilen im Vorrecht der Kranken. Und sonderte ihre durcheinander geflochtenen Gesprächsstoffe rasch erfassend, klar auseinander.

Er schied von ihr mit dem Versprechen, sich bald wieder nach ihr umzusehen.

Auf der Straße, vor dem schmalen Fachwerkhaus, blieb er ein paar Sekunden stehen.

„Die kleine Mali!" ...

‚O Hegel!' dachte er, ‚o Vernunftserkennen! O Identität von Wissen und Sein! O Waltenlassen der Sache selbst!'

Mutter Klüthahn widerlegte seine Philosophie. Warf die Logik des Satzes um, daß vernünftig sei was wirklich und wirklich sei was vernünftig. Amalia Werland, die Flügelmännin des Amazonenkorps, als „kleine Mali" anzusehen, war weder vernünftig noch wirklich. Das geschah dem großen Unverstandenen und seiner unchristlichen Weltanschauung ganz recht. Hier kam ein anderer Philosoph in Betracht als Hegel. Wer war es doch gleich gewesen, der geäußert hatte: Es gelten nicht die Tatsachen, es gelten nur die Anschauungen von ihnen?

„Die kleine Mali."

Gerade als sei etwas in ihm unsicher geworden und als müsse auch er seinerseits Tatsache und Anschauung gegeneinander abwägen, ging er nun über die groben Kopfsteine der etwas ansteigenden Straße und wandte sich an der Ecke links, überschritt die den braunblinkenden Wasserlauf überschlagende Brücke und sah sich unversehens auf einem kleinen Steig, der hinter Häusern fort, als Abkürzung zum Kirchplatz, aber auch zur Zugbrücke zur Schloßinsel führte. Eben bumsten da oben über dem glashellen Lindenlaub zwei Glockenschläge ordnungsgemäß durch die Luft. Also halb sechs! Ohne sich noch zu besinnen ging er über die Zugbrücke, die aufgezogen gesehen zu haben sich kein Mensch entsann.

Wie statiös und sich breit entfaltend ihn die Anlagen des alten, busch- und baumreichen Schloßgartens umfingen. Und wie das Bild auch eine Note von Lieblichkeit gewann, weil silberig und blau der Wasserspiegel durch Lücken im Dickicht glitzerte. Und wie auf ein Stichwort kam zum idyllischen Bild der sentimentale und doch auch



Rückenakt. Studie von Prof. Reinhold Max Eichler



schmetternde Klang — der Ton der Trompete schwoll durch den Garten. Der Pastor horchte. Das mußte Recoschewitz sein. Er blies dem „Amazonenkorps" ‚Die Post im Walde' vor, ein neues Stück, das wegen seiner hinschmelzenden Innigkeit den Hörern unersättlichen Genuß bereitete.

Darauf kam es also hinaus: ein Ständchen im Grünen mit Musikbegleitung ... Mit wohlwollendem Lächeln, die Brust erfüllt von Nachsicht mit dem fälschenden und bedrohlichen Wort „Amazonenkorps", ging der Pastor dem Klange nach. Und blieb, der teils sitzenden, teils gelagerten Gruppe der Damen im Rücken, dem Trompetenbläser aber, freilich in beträchtlicher Entfernung gegenüber, neben dem rauhnarbigen Stamm einer riesigen Silberpappel stehen und erfreute sich an der Szenerie friedlicher Anmut. Nichts erinnerte an das kriegerische Handwerk als die Uniform des Musizierenden. Dieser bewegte leise, die Entwicklung der Melodie mit dem ganzen Körper nachempfindend, seine Schultern bald nach rechts und bald nach links, ganz Gefühl geworden. Die Damen waren in ihrer zukömmlichen weiblichen Kleidung, die eben vielfaltige, krinolinartig gestützte Röcke, enge Leibchen mit langen Ärmeln vorschrieb, mit irgendwelchen Spitzenkrägelchen und Unterärmeln von zierendem Weiß. Die hellen und bunten Farben machten sich auf dem grünen Grunde sehr munter.

Seine Blicke suchten Amalia. Er fand sie rasch heraus, trotzdem er von ihrem Kopf eigentlich nur den sich vorbauenden, unterm Kinn geschlossenen Hut sah, aus dessen Rahmen rechts und links von den Wangen blonde Locken hervorquollen. Sie hatte ein grünlich-bläuliches Changeantkleid an, mit vielen kleinen Volants besetzt. Sie saß neben der Hauptmännin Frau Bessemer, die einen durchaus nüchtern friedfertigen Eindruck machte und ein solides graues Kleid mit Säumen trug.

Der letzte Ton von der ‚Post im Walde' verschwebte mit klagendem Tremolo. Die Damen klatschten Beifall. Recoschewitz hatte den Pastor wohl bemerkt — er allein zunächst — und als schlauer Weltmann tat er ganz unbefangen.

„So meine Damen — zum Lohn für Ihre famosen Gewehrexerzitien habe ich Ihren Wunsch erfüllt — nun aber zum Schluß, da machen wir noch einen tüchtigen Parademarsch — —"

Irgendwo hinter einer der Bänke hatten weiße Stäbe gelehnt — nun stürzten sich die „Amazonen" förmlich darauf, und binnen einer halben Minute standen sie, etwa ihrer zwanzig oder fünfundzwanzig, in Reih und Glied und hatten die Stäbe geschultert, als seien sie Gewehre.

Dem Zuschauer wurde bänglich zumute. Er wollte sich zurückziehen, denn der Augenblick mußte rasch kommen, wo die Amazonen ihn sahen. Hätte er es doch getan! Aber das ist wie ein Verhängnis: wo Flucht geboten wäre, bleibt man angenagelt, und wo man gelassen stehen bleiben sollte, läuft man davon. Dieser allgemein menschlichen Torheit fiel auch der Pastor zum Opfer.

Die geschlossene, zweireihige Formation der Weiblichkeit maschierte in festem Schritt und wunderbarem Gleichmaß auf Herrn Recoschewitz zu, der laut zählend das Tempo regierte. Eins — zwei — eins — zwei! Pastor Kolm, der keinen Verstand für Moden hatte und nie wußte, was eine Dame angehabt habe, mit der er in Gesellschaft zusammen gewesen, glaubte sich aber doch jetzt zu erinnern, daß die Kleiderröcke sonst bis zum Erdboden herabreichten. Nun waren sie entschieden hoch aufgeschürzt. Weiße Strümpfe und Schuhe mit Kreuzbändern wurden sichtbar, und die Füße warfen sich förmlich unter den Rocksäumen vor. Und welch ein abscheuliches Wogen und Schweifen diese Röcke vollführten. Geradezu Wellen schlugen sie. Er hatte keine Ahnung davon, daß die Mode Unterröcke mit steifen Roßhaareinlagen, ja solche ganz aus Roßhaaren gewirkt, vorschrieb, die den Gestalten jene, von den überschlanken Taillen ab sich nach unten verbreitende Linie gaben.

Wie unbeschreiblich verwegen wirkte dieser Marsch. Alle weibliche Anmut floh von hinnen. Nun war diese taktfeste Front fünf Schritt vor ihrem Meister angelangt.

„Rechtsum kehrt — Marsch — Eins — zwei — eins — zwei!" kommandierte Recoschewitz.

Und die wogenden Röcke schlugen ganz besonders ausschweifend beim schroffen Frontwechsel. Und nun marschierte das Korps geradeswegs auf die Silberpappel los, an deren Stamm ein blasser Mann stand, ihm entgegenstarrend ...

Da begab sich das Lächerlichste. Die kriegerischen Frauen und Jungfrauen bemerkten den Zuschauer. Einige schrien auf — lachend, kokett, spaßhaft, vielleicht auch ernstlich geniert. — Als lauter Jeanne d'Arcs hatten sie sich gefühlt. Der Pastor, der heiratsfähige Pastor, der also für manches Wesen nicht nur den Gemeindehirt, sondern auch eine stille Möglichkeit bedeutete, jagte sie durch seine bloße Zeugenschaft auseinander. Sie hätten sich nicht affektierter betragen können, wenn sie beim Baden über-

rascht worden wären. Nur Amalia stand still. Ganz still. Langsam sank ihre Hand, die den Gewehrersatz, den weißen Stab, geschultert gehalten, herab. Sie schrie nicht mit, sie lachte nicht mit. Sie war nur still ... und sah ... daß er den Hut abnahm und grüßend ging. Ohne ein Wort gesprochen zu haben — weder ein scherzendes noch ein höfliches ...

Alle weiblichen Wesen blieben etwas verdutzt zurück. Man stand herum und besprach sich. „Das sah doch nach offenkundiger Mißbilligung aus." — „I wo — er ist doch Patriot, wie sollte er mißbilligen —" — „Ach, was regt ihr euch auf, er dachte vielleicht nur, daß er stört." So ging es durcheinander. Amalia sagte nichts.

Und Herr Recoschewitz rief zur Wiederholung des Parademarsches auf, der diesmal kläglich ausfiel.

Pastor Kolm aber ging über die Zugbrücke und über den Kirchplatz auf den gegenüber einmündenden Kupferhof zu, in dieser friedlichen Straße lag sein Haus. Dies hatte einen Garten, in dessen mäßiger Größe die Wipfel alter Obstbäume ineinandergriffen und wo in Rabatten um ein wenig Gemüseland altmodische Bauernblumen blühten.

Dort ging er lange auf und ab. Stille, umschränkte Gärten haben etwas von Klosterfrieden, das freundliche Leben in ihnen ist von den Stürmen der Außenwelt abgeschieden. In ihrer Luft liegt Entsagung. „Nun ist es ganz aus!" sagte eine sehr traurige Stimme in ihm.

Aber eine andere kalte und hochfahrend überlegene Stimme fragte: „Wieso — aus? Ist denn schon überhaupt etwas gewesen?" Nein, nichts war gewesen. Nicht einmal eine verschwiegene Hoffnung, geschweige denn gar ein Entschluß.

Gottlob! Das ginge ja auch nicht an. Am Ende könnte die Nachwelt sonst noch in der Ortschronik eine kleine Geschichte lesen: wie aus einem Flügelmann eine Pastorin wurde. Und schon die Mitwelt würde vielleicht gelacht haben. Selbst diese verrückte, von einer Manie besessene kleine Bergedorfer Mitwelt ...

Der herrliche Mai glänzte unbemerkt an Pastor Kolm vorbei. Das Jubilieren des Frühlings sprach nicht zu ihm. In sich gekehrt ging er seinen Pflichten nach; nur schien es den Gemeindemitgliedern, mit denen er durch ihre Krankheiten, Kümmernisse oder Geschäfte in nähere und häufigere Berührung kam, als sei er noch gütiger geworden. Mutter Klüthahn sagte: „Ne, dat is doch'n to und to goden Mann, he geiht noch öwer uns seligen Paster Behr." Und doch war gerade sein Gang zu ihr ihm ein Opfer. Immer sprach sie von der „kleinen Mali" und hatte immer gerade von ihr eine schöne Speise, ein kleines Geschenk, ein Blumensträußchen bekommen. Oft lutschte Mutter Klüthahn auch an einem Stück Kandis, das sie im Munde hielt, wie Seeleute ihren Priem. Ja, das war schon immer ihr bißchen Pläsier gewesen und die süße, kleine Mali hatte ihr von ihrem Taschengeld manche Tüte voll gekauft.

Wunderlich beklemmend war's: wenn er an ihrem Bette saß, drängte sich ihm immer ein Bild auf: er sah Mutter Klüthahn auf einem Stuhl hocken und auf ihrem Schoß, im Flanelltuch regte sich ein hilfloses, kleines Menschengeschöpf. — — Er wäre gern diesen Dingen aus dem Wege gegangen. Aber Mutter Klüthahn, die sich in den Stunden ihres besseren Befindens langweilte, hatte immer ein Schlußwort, das ihn zum Wiederkommen nötigte. Der geistliche Besuch gehörte für sie zur Wichtigkeit ihrer Krankheit und zur Würde ihres Alters.

Aus Vorsicht ging er immer zwischen Fünf und Sechs des Nachmittags zu der Alten. Also, wenn im Schloßgarten der weibliche Flügelmann sich soldatisch betätigte ...

Mutter Klüthahn hatte sich nicht durch fleißiges Kirchengehen ausgezeichnet. Sie gestand es offen. „In die Woche war ich ja jeden Tag auf meine Stellen — Sonntags mußt' ich denn meine Stube und mein Zeug in Ordnung halten." Pastor Kolm tröstete sie, sie habe ihren Herrgott durch redliche Arbeit und Ordnung gedient. Nun aber wollte sie es noch recht nachholen und vor allem wünschte sie sich einen passenden Spruch. Pastor Kolm wußte natürlich im Wunderwerk der Geschichte und Sprache, der gewaltigsten Geschehnisse und der, alle Menschlichkeiten bedenkenden Ethik ganz genau Bescheid. Es war ihm in Wahrheit das Buch der Bücher, nicht nur das Rüstzeug seines Berufes. Ihm schien immer, wenn er in der Bibel las, als öffneten sich ihm unübersehbare Zeiten und Weiten und als ob aus Fernen, die das Menschenauge nicht mehr durchdrang, ein göttliches Licht hervorbräche.

Es freute ihn, daß die rührende, alte Frau einen schönen Spruch säuberlich und hübsch auf ein weißes Blatt geschrieben an der Wand neben ihrem Bett zu sehen wünschte. Er dachte sich wohl, daß sie sich in Stunden einsamer Schwäche daran tröstlich erbauen wolle. Aber wie erstaunte er, als ihr keines von all den Worten zusagte,

die er ihr zitierte. „Schön," sagte sie mit Andacht im Ton, „den Spruch kenn' ich. Das ist uns ja immer so zugedacht gewesen. Aber nu möcht ich woll'n starkes Wort."

Ja, „stark" sollte es sein. Darauf kam sie immer wieder zurück. Und er fühlte, daß sie selbst nur eine unklare Vorstellung von dem habe, was sie eigentlich wolle. Etwas bedrückt verließ er sie. Es war an einem Sonnabend nachmittag; der Rest des Tages sollte, wie immer, gesammelter Vorbereitung auf den Sonntag dienen. Eine Art Beschämung quälte ihn, als sei er doch nicht vielleicht der Berufene, als welchen er sich gefühlt hatte. Oder mangelte ihm noch Erfahrung? Er verstand das Verlangen dieser einfachen, alten Frauenseele nicht. Gab es vielleicht überhaupt keine einfachen Seelen? In jeder waren Geheimnisse Gottes verborgen. Jede war eine tiefe und unergründliche Welt für sich.

Die Hoftür und die Haustür standen geöffnet, so daß der Lohgeruch von nebenan durch die schmale Diele mit dem roten Backsteinestrich vom Zuge verjagt wurde. Auf der hohen Schwelle hielt Kolm plötzlich den Schritt an. Amalia trat in den Rahmen, den die Türpfosten für den Straßenausschnitt hergaben. Auch sie blieb stehen, verlegen vielleicht, jedenfalls überrascht. Und weil jedes von diesen beiden spürte, mit Zorn gegen sich selbst spürte, daß ihm Erröten so heiß emporstieg, daß es die Augen zu füllen schien, wagte der eine Teil den andern nicht gerade anzublicken. Und jeder glaubte, der allein überflammte zu sein. Und fühlte die Pflicht zu etwas erzwungener Unbefangenheit.

Kolm behielt unwillkürlich seinen breitrandigen Zylinderhut in der Hand. Der Boden dieses Stückes war ein so günstiges Ziel für den Blick ... Aber schließlich: man muß doch die ansehen, mit denen man spricht. Und so sah der Pastor auf die ein paar Zoll tiefer vor ihm auf den Straßensteinen stehende Dame herab und fragte: „Nicht beim Exerzieren, Fräulein Werland? Was macht die Kompagnie ohne ihren Flügelmann?"

Amalia kniff den Schluß einer Tüte, die sie trug, fester zusammen. Aber diese Beschäftigung füllte immerhin nur ein bis zwei Sekunden aus. Geantwortet mußte ja doch werden.

„Sonnabends wird nicht geübt," sagte sie.

„Aber Sie sind noch immer mit voller Überzeugung dabei."

„Man muß konsequent sein," äußerte sie etwas trotzig.

„Also, nicht mehr mit Überzeugung!"

Sie machte eine Bewegung, als wolle sie ihn unterbrechen. Er fuhr aber fort: „Das ist so: wenn einer sagt, ‚ich muß und will treu sein,' ist das schon keine Treue mehr, sondern die Waffe des Willens gegen die seelische Untreue."

Amalia machte eine ganz unbestimmte Geste. Und dann sprach sie unvermittelt, so daß man spürte, sie wolle ihm nicht in seine Gedankengänge hinein folgen: „Wie danke ich Ihnen, daß Sie die alte Frau so fleißig besuchen."

„Das ist meine liebe Pflicht. Aber leider kann ich ihr so wenig sein. Und es beschämt mich geradezu, daß ich ihr nicht den ihr zusagenden Bibelspruch bringen kann. Wieviel schöne Ewigkeitsworte erhabenen Trostes sagte ich ihr schon! Alle, alle, die wir kennen und die unsere Religion uns in so überwältigendem Reichtum schenkt. Dann lächelt Mutter Klüthahn so gewissermaßen nachsichtig, wie einer, der schon hat, was man ihm zu schenken dachte."

Da schlug Amalia den Blick zu ihm auf. Ganz sachlich und unbefangen.

„Herr Pastor, seit dem Tode meiner Mutter habe ich, auf Vaters Wunsch, versuchen müssen, sie bei den Alten und Einfältigen, bei Armen und Bekümmerten zu ersetzen. Das sind nun seit meinem sechzehnten schon sieben Jahre. Und da habe ich allerlei gelernt. Auch dies: gerade die bekannten Worte aus der Bibel wollen sie oft nicht. Die sind schon, bewußt oder unbewußt, ihr Besitz gewesen. Sie brauchen seltene, vielleicht fremdartige Worte. Das wirkt für sie feierlicher. Das ist beinahe, als dächten sie: zu dem, was ich schon immer gewußt habe, brauche ich keinen Pastor. Das Grundgefühl, das da spricht, kann ich Ihnen nicht erklären, das verstehen Sie besser. Ich hab' manchmal geradezu gedacht: wenn die Todesnähe gespürt wird von so einer einfachen Seele, meint sie, nun müsse es schärfer zugehen."

Daß er nicht ihren Namen rief! Laut und heftig bewegt! Daß er seine Haltung bewahrte! Aber in seinem Herzen war Aufruhr. Sie hatte den Verstand und das Erkennen! War sie nicht berufener, reifer als er? Jung und langsam hineingewachsen in die Aufgaben, die er erst auszufüllen hatte seit einem Vierteljahr? War sie nicht zu seiner Mitarbeiterin bestellt!

Er trat unwillkürlich von der Schwelle herab, stand ihr nah gegenüber. Ehe er noch aus der Fülle der ihn umdrängenden Gedanken ein Wort hervorgeholt, fuhr sie schon lebhaft fort: „Daß ich zum erstenmal d'rauf kam, daß hinter merkwürdig ausge-

wählten Worten ganz weit ausgespanntes Gefühl und im Ausdruck zwar hilfloses aber tiefes Denken stecken kann, war eigentlich bei einem fröhlichen Vorfall. Ich hatte zu meinem vierzehnten Geburtstag ein Stammbuch bekommen. Natürlich mußte auch Mutter Klüthahn sich da hineinschreiben. Was schrieb sie? ‚Wie schön leucht' uns der Abendstern. Dies wünscht Dir Deine geliebte Trina Klüthahn.'"

Er lächelte, gegen seinen Willen. Und wußte doch vorweg, daß er Ernstes zu hören bekommen würde. Mit vollkommener Aufrichtigkeit fuhr Amalia fort: „Sie wissen — leider Gottes — Jugend kann abscheulich sein. So plump grausam. Mein Bruder Peter und ich, wir wollten sterben vor Lachen. Vater kam dazu. Na, da ging es uns nicht schön. Eine kolossale Pauke hielt er uns. Erst mal im allgemeinen über die Taktlosigkeit, denn so schlichte Leute seien oft viel feinfühliger als Weltmenschen und Verspottung täte weh. Sodann über den speziellen Fall. Er, Vater, verstehe genau, was Trina Klüthahn meine, ich solle mal gefälligst nachdenken. Und außerdem um Verzeihung bitten. Na, uns Gören was zu verzeihen, darin hatte Mutter Klüthahn ja große Übung. Diesmal machte sie aber ein merkwürdig stilles Gesicht — o Gott, wie mich dies Gesicht beschämte! Und sagte: ‚Ich nehm's dich nich übel, mein süße, kleine Mali, da bist du noch zu jung zu; das kommt noch mal, daß du es verstehst.'"

„Und Sie haben verstanden?" fragte der Pastor leise.

Sie sah vor sich hin.

„Nach und nach — oder auf einmal — ich weiß nicht mehr. — Ich bin nun voll Kummer, daß Mutter Klüthahn sich doch wohl um ihren Feierabend betrogen fühlt. Neulich sagte sie leise: ‚Nun leucht' er mich doch nicht schön.' Und sie hat so redlich gearbeitet —"

Ihre Augen waren feucht.

„Fräulein Amalia," sagte er bewegt, „ich danke Ihnen, Sie haben mir viel gegeben. Würde ich mir erlauben dürfen, den Spruch, den ich nun für die liebe Alte auszuwählen gedenke, Ihnen vorher mitzuteilen."

„O — Herr Pastor..." und die Tüte, die sich als unschätzbares Requisit erwies, knitterte wieder unter ihren, das Papier fester zusammenfassenden Fingern.

„Es sind kleine Kuchen für Mutter Klüthahn darin," sagte sie töricht.

Er hörte es nicht. Er fuhr fort, als habe sie seine Frage bejaht.

„Ich schicke Ihnen wahrscheinlich morgen nachmittag das Auserwählte. Und Sie äußern sich offen."

‚Morgen nachmittag,' dachte sie, ‚dann ist er nach dem Kindergottesdienst frei.

Weshalb sagt er nicht: Ich komme selbst...'

„Ja, wenn ich das also darf..."

Und nun hieß es sich verabschieden. Er tat es, zerstreut in dem Gedanken: Weshalb sagt sie nicht: Kommen Sie doch zu uns? Nach dem Kindergottesdienst bin ich ja frei und das weiß sie...

Aber gut, doch gut, daß sie diese Aufforderung nicht gesprochen hatte... Das Geschehene ließ sich von ihrer Persönlichkeit nicht mehr abstreifen. Es war nichts Schuldvolles. Gottlob nein. Aber für gewisse bürgerliche Verhältnisse waren gewisse Unternehmungen geschmacklos und schufen unübersteigliche Hindernisse. Das Geschmacklose kann unverzeihlicher sein als eine Schuld. Ein weibliches Wesen, das als Flügelmann Soldatenspiel trieb, konnte nicht als seine Frau im Gestühl der Predigerfamilie sitzen...

Und wer weiß, ob sie überhaupt gewollt hätte. Dieser Gedanke mit dem Amazonenkorps stammte von ihr. Ein Beweis unziemlicher Begier, aus den der Weiblichkeit gezogenen Grenzen herauszutreten.

Diese völlige und des zornigen Beigeschmacks nicht entbehrende Ablehnung gab ihm die Unbefangenheit zurück, die das Aussuchen eines Bibelspruches für Amalias Begutachtung zu einer wahren Freude werden ließ.

Zwei Tage nachher befestigte Pastor Kolm ein schönes, weißes Blatt mit Reißzwecken an der altersbraunen Tapete neben dem Bette der Kranken. Mit bunten Anfangsbuchstaben hatte er darauf gekenzelt:

Psalm 116, 3—5.

„Stricke des Todes hatten mich umfangen und Angst der Hölle hatte mich getroffen; ich kam in Jammer und Not. Aber ich rief an den Namen des Herrn: O Herr, errette meine Seele! In der Angst rief ich den Herrn an und der Herr erhörte mich und tröstete mich."

Die Alte, die Rosen in der Hand hielt aus Herrn Pastors Garten, war sehr glücklich.

„Ja," sagte sie, „ich hab' die Stricke gefühlt. Sie schnürten mich die Brust zu. Aber nu wird es alle Tage besser und der liebe Gott hat es mich gewährt, daß ich noch'n bißchen leben soll."

‚Welches Wunder,' dachte er. ‚Nichts, nichts mehr hat dies rührende, alte Weiblein noch zu erwarten. Und klammert sich doch ans Dasein. Vielleicht gab es keinen Sterblichen, keinen, der nicht noch mit sei-

nem letzten Atem einer letzten Hoffnung Odem einblies.

Ihre nächsten Worte belehrten ihn, daß auch sie noch etwas erwartete.

„Ich hab' mir das immer so gedacht," vertraute sie ihm an, „daß ich die süße, kleine Mali noch in'n Brautkranz sehen wollte. Bei ihre Eltern ihre Hochzeit hab' ich gekocht. Ja — das hab' ich. Schön sah sie aus, grad wie Mali jetzt — 'n Grauseidenes hatte sie an — das war da so Mode. Und ich wollt' ihr was zur Aussteuer schenken — da strick' ich schon seit vier Jahren alle Sonntag an — ich weiß gar nich, worum sie so lange wartet — ich dacht', es würd' was mit dem reichen Doktor, den Fritz, was Mali ihren ältesten Bruder ist, immer mit aus Hamburg brachte. Aber sie sagt': Nee, nee sagt' sie, hinter den Mann is nix hinter."

Ihr Zuhörer saß geduldig. Seinetwegen hätte Mutter Klüthahn ihre vertraulichen Mitteilungen endlos fortspinnen können. Seine Empfänglichkeit dafür war unbegrenzt.

Aber er hatte noch beim Amtsverwalter im Schloß eine wichtige Besprechung in Gemeindeangelegenheiten, und Doktor Buchenberg erwartete ihn auf die Minute. So hieß es denn aufstehen und den Händedruck geben, der baldiges Wiederkommen versprach.

Merkwürdig: jedesmal, wenn er die Alte verließ, war's ihm, als sei er ein Schrittchen weitergekommen im Leben und Erkennen. So froh ging er heute davon. Sein Herz bat innig, daß ihr doch noch ein Stückchen Erdenwanderung möchte vergönnt sein.

Als er über die Zugbrücke schritt, klang aus der Tiefe des Schloßgartens der Ton von Recoschewitz' Trompete auf. Wahrscheinlich blies der den kriegerischen Frauen und Jungfrauen wieder eine „Belohnung" vor.

Sein Gesicht wurde finster. Wie er diese Töne verabscheute. Sie reizten ihn. Dieser vibrierende Klang, der an den Nerven riß, eindringlich und auf das seltsamste zugleich schmetternd und innig — etwas Beschwörendes, etwas Anfeuerndes war in ihm — es war der Klang, der zu Mut und heißer Liebe hinriß — der Klang des Kriegs um heiliger Ziele willen — der Ruf um das Vaterland — — Nein, nein, wie durfte er den verabscheuen — — — Aber es war ein Klang für Männerherzen — keine Musik für zarte Fraulichkeit — — —

Noch, als er dem weißhaarigen Doktor Buchenberg gegenübersaß, nahm ihm dieser zudringliche Klang die Sammlung. Der feine Patrizierkopf des Amtsverwalters lehnte leicht gegen die hohe Rücklehne eines altertümlichen Stuhles. Von den Wänden sahen die Bilder seiner bedeutenden Amtsvorgänger herab, teils in Prunkkleidern vergangener Jahrhunderte. Und zum offenen Fenster herein kamen mit der reinen Sommerluft die kriegerisch erregten Töne, die offenbar auch den alten Herrn von der Frage der möglichen Geldablösung gewisser veralteter Deputate ablenkten.

Es war das Schleswig-Holsteinlied, dessen Tonwellen sich durch das Dickicht hoher Wipfel hindrängten. Das Lied, das alle Pulse rascher schlagen und jedes Auge feuriger blicken ließ.

„Der Mensch bläst!" sagte der alte Herr mit der Betonung des Zeitwortes, das starke Anerkennung ausdrückt, „man möchte sich gleich selbst mit dem Schwert in der Faust dem Feind entgegenwerfen ... wenn man nur wüßte, welchem und unter welchem Führer," setzte er trübe hinzu. „Unsere Frauenzimmer macht er vollends verrückt."

„Nicht wahr? Also Herr Amtsverwalter mißbilligen auch diese Soldatenspielerei" ... Gesinnungsgenossen findet auch der Überzeugteste immer noch gern, obschon gerade er sie ja zu seiner Stärkung gar nicht nötig hätte.

„Was heißt mißbilligen?" meinte der alte Herr achselzuckend. „Wie auf fast alle Fragen, kann man auch auf diese Ja und Nein antworten. Ein einiges Deutschland und die Kaiserkrone darüber — dazu kommen wir nur, wenn jedes Herz, jedes, heiß dafür schlägt. Was die Damen da treiben — nun, vielleicht ist's 'n bißchen putzige Vorarbeit — aber schließlich doch Vorarbeit. Die da," und er nickte dem offenen Fenster, den grünen Wipfeln und den militärisch sehnsüchtigen Klängen zu, „die da werden ihre Jungs mal zu rechten Patrioten erziehen."

Draußen, das kriegerische, anfeuernde Lied kam nun zu seinem Ende ... „wanke nicht, mein Vaterland" — — — Eindringlich, vor Begeisterung bebend kam das hohe f der Trompete. Gleich mannhaft entschlossenem, ehernem Gelöbnis stürzte sich der Klang zum a hinab, um dann mit dem festen, ruhigen b abzuschließen.

Und nun hielt nichts den Amtsverwalter mehr zurück, sich der Ablösung der Deputate mit voller Sammlung zuzuwenden. Der Pastor aber mußte noch um sie ringen.

Von dieser Seite hatte er die Exerzierübungen der Frauen denn doch noch nicht angesehen.

⌘ ⌘ ⌘

Die übermäßig rührige Witwe Möller kesselte in der Küche herum, daß das Kup-

ser zuweilen einen leisen Glockenton anschlug und das Messing klirrte, wie ein mißgeborener Trompetenton. Die Holzpantoffeln, die die Witwe Möller über ihren sauberen Zeugschuhen trug, klappten auf dem beinahe überschwemmten Fliesenboden der Küche patschend und hart. Die Sonne kam in breiten Strahlenbündeln herein und beschien die Putzlappen auf dem Tisch und die blendend weiß blickenden Porzellankruken auf den bereits fertig gescheuerten Borden.

Der blitzblanke Hausfraueneifer der Witwe Möller entsprang keiner schlauen Berechnung sondern einer angeborenen Veranlagung. Sie hatte von erster Stunde an gewußt, daß ihre Wirksamkeit beim Herrn Pastor nur kurz befristet sein würde, denn er mußte natürlich bald heiraten. Auf die Dauer wäre es ihr hier auch zu still und zu wenig Arbeit gewesen. Sie verheiratete ihren Herrn Pastor mit einem Mädchen ihrer Wahl und erkor für sich eine Stellung bei einem reichen Ackerbürger, der keine Frau hatte, und da allerdings konnte man nicht wissen . . . Diese Entwicklung der Dinge hatte nur den einzigen Haken, daß niemand von den Beteiligten eine blasse Ahnung von dem ihm zugedachten Lose hatte.

Wie die Witwe Möller nun so voll Behagen die Sonnenstille der Nachmittagsstunde mit traulichem Scheuergeklapper verdarb, bimmelte plötzlich die Hausglocke mit der jähen Heftigkeit, die entsteht, wenn die Tür allzu wild aufgerissen wird. Und ehe sie sich noch die Pantoffeln von den Füßen gestoßen hatte, um auf die Diele zu stürzen, stand schon ein Junge auf der Küchenschwelle mit einer Meldung und Forderung. Die große, blaue Schürze der Witwe Möller flog auf den nächsten Küchenstuhl, die derben Holzpantoffeln blieben in einer Lache Scheuerwasser und eine höchst appetitlich saubere Frau lief an die Tür zum Studierzimmer. Sie klopfte energisch und trat auch sofort ein, wo Pastor Kolm aus völliger Vertiefung in Dorners Geschichte der protestantischen Theologie auffuhr.

„Boldten ihr Junge ist da, Herr Pastor möchten doch, wenn möglich, gleich kommen, Die Alte jammert nach Herrn Pastor. Es sieht aus, als ging's zu Ende.“

Er stand auf, sofort bereit, zu gehen. Frau Boldt — das war die Dielennachbarin von Mutter Klüthahn. Der Weg war kurz, vielleicht fünf oder sieben Minuten. Aber schon fünf oder sieben Sekunden können unter Umständen eine ausreichende Zeitdauer sein, einem bewegten Herzen eine große Summe von Erregung zuzuwerfen, wo es dann sehen mochte, wie es damit fertig werde. Pastor Kolm hatte bisher nicht so recht an die Gefährdung des Lebens der Alten geglaubt, vielmehr für sie ein sehr langsames Hinlöschen und endlich ein sanftes Entschlummern gewünscht. Nun jammerte sie nach ihm? Also mußte irgendein heftiger Zustand eingetreten sein. Ob er Amalia bei ihr fände? Gewiß nicht. Es war ja gegen sechs Uhr. Sie im Schloßgarten beim Amazonenkorps aufsuchen zu lassen, daß war der Boldten gewiß nicht beigekommen. Und schwerlich hätte sich Amalia durch irgendeinen Ruf von dieser Beschäftigung fortlocken lassen. In dieser Voraussetzung, daß Amalie eben als Flügelmann hin- und hermarschiere und Gewehrübungen vollführe, während ein altes, treues Herz, das für sie ein Mutterherz gewesen, ausschlug, erbitterte er sich heftig. Und in seine Vorstellung trat wieder das rührende Bild: Mutter Klüthahn behutsam über ihren Schoß gebeugt, darin im Flanelltuch ein Neugeborenes sich regte . . .

Aber als Frau Boldt, die schon unterm Haustor wartend nach ihm ausgesehen, nun beflissen und voll Ehrfurcht die Tür zum Krankenzimmer vor ihm förmlich zurückstieß, ging seine voreilige Erbitterung in Beschämung über.

Da war Amalia neben dem Bett. Dies hatten die Frauen ins Zimmer hineingerückt, daß das Kopfende an der Wand grade unter dem Spruch der Todesqualen und der Zuflucht zu Gott stand. Sie bedurfte seiner in diesen Augenblicken nicht — die liebe Alte — sie erlitt, was er erzählte — für sie war Zustand, was für ihn Betrachtung geworden. Und Amalia kniete auf einem sehr niedrigen Schemel am Kopfende der rechten Bettseite. Sie stützte die Alte, die hart um Atem rang. Der Kopf mit der weißen Nachthaube war etwas nach vorn gesunken und die Fäuste lagen schwer auf dem bunten Federbett.

Pastor Kolm trat an die linke Seite des Kopfendes. Er faßte, sich herabbeugend, nach der einen Faust. Und zugleich suchte sein fragender Blick Amalia. Das schöne Auge sah mit vollem, schmerzlichem Aufschlag zu ihm empor . . . Mit einem Ausdruck, der ihn angriff. Wie Vorwurf . . . ‚Und ich dachte . . .!‘ ging es nun durch ihn hin.

„Ich bin schon seit Mittag hier,“ sagte Amalia; „Vater ging eben — er hat Kampfer gegeben.“ Und sehr laut fügte sie, eigentlich zur alten Frau sprechend, hinzu:

„Vater sagt, es wird nun rasch besser werden.“

Der Pastor zog sich einen Stuhl heran und saß dann still, immer mit seiner Rechten

die Faust der Alten umschließend. Auch Amalia schwieg, völlig der Aufmerksamkeit auf die Kranke hingegeben. Die Sonne schien herein, und alle Stacheln auf dem Kugelkaktus am Fenster waren von Silber und die altersbraune Tapete wie von Bronze. Draußen rann das nützliche Wasser dahin, eingefaßt von Stätten der Arbeit. Auf dem Hof gegenüber wieherte ein Pferd und eine Kette rasselte.

Und obschon beide, der Mann und das Mädchen, von ganzem Herzen auf die Äußerungen in dem Atem der alten, ermatteten Frau horchten, war in ihnen doch jener Reichtum des völligen Doppellebens, der in gesteigerten, gesegneten Augenblicken dem Menschen geschenkt sein kann.

‚Wie fest, wie geschickt sie die Alte stützt,' dachte er; ist sie nicht so recht die Versteherin und Trösterin der Kranken — die Ergänzerin, die Helferin meiner heiligen Aufgaben? Und ich beschuldigte sie vorweg, über ihr abscheuliches Soldatenspiel die treue Alte zu vernachlässigen... Und ist denn dies Soldatenspiel wirklich so abscheulich? Nicht vielmehr eine entschuldbare Verirrung, in die sie aus dem Taumel der Zeit heraus geriet? Die heiße Not um das gärende Vaterland, das einig werden und von einem Kaiser geführt werden muß, die hat auch all diese Frauen erfaßt. Und kann sie dafür, daß ihre stattliche Größe sie für den Flügelmann bestimmen mußte? Wer hat in dieser Zeit eine klare Haltung und kann mit deutlichen Worten Weg und Ziel weisen? Sie wollten dem Vaterland helfen und fingen es überspannt an — — und wie? Wenn jemand erstände, der das rechte Wort und die rechte Tat wüßte, Fürsten und Volk zu verbinden in dem einen, großen Gedanken: deutsches Kaiserreich — — Wenn so ein Jemand verkündete: es kann sich nur vollenden durch einen Krieg — würde ich dann nicht selbst mit dem Kreuz in der Hand und vielleicht gar mit dem Schwerte mitgehen? Und hat der alte, feine Kopf nicht sehr recht gehabt, als er mir sagte, es gibt auf viele Fragen ein Ja und ein Nein — und all diese Frauen werden ihre Kinder zu echter Vaterlandsliebe erziehen... Und ist es nicht feige, nach dem Urteil von Hinz und Kunz zu schielen, wenn es sich um tiefste Erkenntnisse handelt? Ist sie, diese eine, nicht für mich bestimmt? Mich persönlich zu beglücken, mit mir vereint die ernsten Aufgaben in der Gemeinde zu erfüllen? Und wir sollten diese Bestimmung zur Gemeinsamkeit verleugnen, nur aus Angst, daß irgendein paar Menschen über den langen Flügelmann und die Verwandlung in eine Frau Pastorin spotten könnten? Die Wahrheit steht höher als alle jämmerliche Rücksicht auf kleine Äußerlichkeiten.

Und das Mädchen sann — — sann — Sie hatte es wohl gespürt, daß der Zuschauer am Fuße der Silberpappel damals im Schloßgarten vor Mißfallen stumm geblieben — — Und als er ging, nur höflich und kalt den Hut lüftend, war es grade gewesen, als ginge er von ihrer Seite fort. Immer wieder wollte ihr Verstand spotten: von meiner Seite? Um von mir fortzugehen, mußte er doch vorher überhaupt da gestanden haben. Hatte er das? War das Enge oder Einsicht, das ihn zum Gegner dieser Soldatenspielerei machte? Ach, längst gab Amalia ihm recht. Einsicht. Einsicht. Wieviel empörte Worte hatte sie selbst gefunden für alles, was geschehen an revolutionären Unruhen und Aufruhr gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit. War, was sie und ihre Genossinnen taten, nicht auch Aufruhr gegen die tiefe, weise Ordnung der Natur? Hatte Gott das Weib zum Kriegen bestimmt? Tausendmal: Nein!

Jetzt schien es, als wollte die Kranke ihren Kopf zurücklegen. Amalia verstand sofort die erste, leise Bewegung und lehnte sie in ihre hochgestapelten Kissen zurück.

Mutter Klüthahn schlug die Augen auf. Über deren sonst so blankem Vergißmeinnichtblau lag ein Schleier. Aber man sah doch: es ging besser. Der Anfall war vorüber. Dennoch erkannte Pastor Kolm jetzt, daß der Tod dies alte, müde gearbeitete Frauchen zu oberst auf seine Liste gesetzt habe und daß sie dem nächsten oder übernächsten Anfall vielleicht erliegen müsse, wenn sie nicht vorher sanft entschlief. Sie sah ihn nun an und lächelte zufrieden, mit dem ganz leisen, fernen Lächeln der Kraftlosigkeit.

„Die Stricke schnürten mir wieder," flüsterte sie.

„Aber Gott hat auch wieder geholfen," fügte er herzlich hinzu.

Sie nickte. Ihre Züge gewannen mehr Lebhaftigkeit. Dankbar nahm sie ein paar Schluck aus einer Schnabeltasse, die Amalia ihr an die Lippen setzte. Und dann sagte sie klagend: „Wenn es nu man nich doch zu Ende geht."

Er umfaßte fester ihre Faust.

„Es geht niemals zu Ende —" sprach er stark; „wenn Gott dein irdisches Leben in seine Vaterhand nimmt, führt er dich in die Ewigkeit."

„Och..." sagte Mutter Klüthahn bescheiden.

Sie sahen sich an — der Mann und das Mädchen — erschüttert von der Demut des

zarten und glücklichen Lächelns auf dem alten Gesicht.

Amalia mußte erst beherrschen, was in Übermacht in ihr aufwallte. Es war wie ein Verstecken, als sie sich nun ganz nah zu Muttern Klüthahn hinbückte.

„Aber erst bleibst du noch bei uns — noch lange."

„Ja, ja ..." flüsterte Mutter Klüthahn. Ach wie gern noch!

Der Pastor wußte, welches Ereignis sie durchaus noch zu erleben wünschte.

„Liebe alte Mutter," begann er, während eine feierliche Freudigkeit, eine wunderbare Art Schelmerei seine Züge verklärte, „wollen Sie mir einen Gefallen tun?"

„Jeden, jeden," schwor Mutter Klüthahn und belebte sich in Spannung und Wichtigkeit.

Er sah aber gar nicht in das erwartungsvolle Runzelgesicht, sondern hielt mit festem Blick das Auge Amalias bezwungen.

„Mutter, fragen Sie doch mal Ihre süße, kleine Mali, ob sie wohl das Vertrauen zu mir fassen könnte, mich zu heiraten."

„Och ne — das wäre ja doch ..." sie wollte sagen: ‚Zu schön.' Sie kam nicht weiter. Denn aufweinend legte Amalia ihr Gesicht gegen die Schulter der alten Frau.

Und zugleich schon streckte sie über die Bettdecke fort ihre Hand der Männerhand entgegen —

So kam es, daß aus dem Flügelmann des Amazonenkorps doch eine Frau Pastorin wurde.

Die Braunbierpolitiker am Stammtisch in Stadt Lübeck machten vielleicht einige Witze, aber von denen vernahm das Brautpaar nichts. Am Vorabend der Hochzeit, als eine laue, rosenduftschwere Hochsommernacht heraufdunkelte, zog das ganze Amazonenkorps geschlossen im Werlandschen Vorgarten auf. An der Spitze neben dem „Hauptmann" Frau Bessemer der Exerziermeister Heinrich Recoschewitz. Frau Bessemer hielt eine Rede, deren Inhalt ein Bekenntnis war. Seitdem infolge ihrer Verlobung ihr Flügelmann Amalia Werland ihrer Sache untreu geworden, sei in ihnen allen nach und nach die Einsicht erwacht, daß man das Waffenhandwerk besser den Männern überlasse. Dieser Aufmarsch hier, um dem allverehrten Brautpaar Glückwünsche darzubringen, sei die letzte gemeinsame Aktion. Aber den vaterländischen Geist wollten sie in sich und ihren Nachkommen weiterpflegen.

„Hoch das einige Vaterland und sein Kaiser der Zukunft!" Dann blies Herr Recoschewitz mit Feuer und Gefühl noch das Schleswig-Holsteinlied. Und wieder bebte die Begeisterung auf dem hohen f und noch einmal verkündete das a die unbeugsame Entschlossenheit der deutschen Herzen und wieder stieg der Ton zum abschließenden b mit dem festen Glauben: so wird es sein ...

Über alle legte sich das schmerzlich-feierliche Schweigen des leidvollen Hoffens ...

Mutter Klüthahn, die aus der Freude Kraft zu ein wenig Zeit gewonnen hatte, erlebte noch die Stunde, wo Amalia im weißen Brautgewand mit Myrten und von Schleiern umnebelt an ihr Bett trat, Hand in Hand mit ihrem Mann, der das Kleid seiner Würde trug. Ein Amtsbruder hatte sie eben in der Kirche getraut. Und ihr erster Weg war der Weg der Dankbarkeit und der Weg der Ehrfurcht vor dem arbeitsmüden Alter.

In die Ortschronik aber schlichen sich doch zwei Zeilen ein, die das Gedächtnis dieser Heirat wach hielten. Und was alles zwischen diesen zwei Zeilen steht, habe ich herausgelesen.

Eichen am Hünengrab. Von Paul Zech

Die braune Heide bis zum Horizont
hat weder Turm noch Haus ... Nur diese Masse
von Laub gehöht zum Berg aus hartem Blond
der alten Herren-Rasse.

Und Raben fliegen immer noch schwarzblank
und Unkenrufe um die Säulenpfosten,
wo Schild und Speer aus grauen Bärten rosten
bis zu dem Rauchspalt aus der Wurzelbank.

Die Bauern pflügen einen Kreis um diesen
Erz-Erbbegräbnisplatz, und jagen wie verwiesen
zurück, wenn Herbstnacht durch die Wipfel kracht,

und Wodan aus der Tiefe,
wo man ihn irrwähnt, daß er schliefe,
Sternblut im Haar, heraufsteigt, ungeschlacht.



Die Landstraße. Gemälde von Dr. Rudolf Gönner

Fünfzig Jahre aus der Geschichte der Sammlungen unserer Staatsmuseen

Von Generaldirektor a. D. Wilhelm v. Bode

Die Sammlungen nachantiker Plastik, die islamische und die ostasiatische Kunstabteilung



Da bei meiner Berufung an die Gemäldesammlung hier eine Assistentenstelle, wie ich schon früher erwähnte, nicht vorhanden war, wurde mir die grade unbesetzte Stelle eines Assistenten an der Abteilung der antiken Bildwerke zugewiesen. Graf Usedom erklärte mir, es sei ihm diese Doppelstellung für mich besonders erwünscht, da er mir als ersten Auftrag die Bildung einer umfassenden Sammlung von Abgüssen der italienischen Renaissanceplastik zugedacht habe. Originalwerke könne man in Italien nicht mehr kaufen, weder Bildwerke noch Gemälde; er habe sich deshalb die Aufgabe gestellt, eine möglichst vollständige Sammlung von Kopien nach den Meisterwerken der italienischen Malerei und von Abgüssen nach den wichtigsten Skulpturen machen zu lassen. Als ich vorsichtig einige Bedenken in bezug auf eine Sammlung von Kopien nach Bildern zu äußern wagte, überhörte er sie diplomatisch; er kenne den Kunsthandel in Italien aus eigener Erfahrung. Da mir selbst diese Kenntnis damals noch völlig abging — mein erster Aufenthalt in Italien 1871 hatte nur den Kunstwerken in öffentlichem Besitz gegolten — übernahm ich zunächst die Aufgabe der Bildung einer Sammlung von Abgüssen nach italienischen Bildwerken, für die ich während meiner ersten Dienstreise in Italien 1872/73 ein Programm aufstellte. Unerwarteterweise ermöglichte mir gleich diese erste Reise die Erwerbung eines tüchtigen Originals: die große Marmorbüste eines Barockmeisters, den Maler Maratti darstellend. Aber die Schwierigkeiten, die sich aus meiner Zwitterstellung ergaben, sollten sich bald zeigen. Zwei Jahre später fand ich im Florentiner Kunsthandel die Marmorbüste eines dornengekrönten Christus, deren Ankauf ich dem Generaldirektor warm empfahl. Da Graf Usedom durch Monate nicht antwortete, erteilte mir unser Protektor, der Kronprinz, der gerade in Florenz anwesend war, seinerseits die Erlaubnis, den Kauf abzuschließen. Ich stellte die Büste aus, fand sie aber am folgenden Tage mit einem Zettel des Direktors der Antikensammlung, die Büste gehöre nicht in die Sammlung, in meinem Zimmer vor. Ich antwortete darauf, die Büste sei im Einverständnis mit dem Herrn Protektor erworben, worauf der Direktor sie sofort ins Kronprinzenpalais bringen und dort auf die Treppe stellen ließ, mit einem Zettel dabei: S. kaiserliche Hoheit möge seine Erwerbungen gefälligst bei sich aufstellen! Gleichzeitig hatte er die Erwerbung von ein paar von mir vorgeschlagenen Madonnenreliefs des Quattrocento mit der Bemerkung abgelehnt, es befänden sich nach seiner Zählung schon zwanzig Madonnen in der Sammlung, daher sei ein weiteres Bedürfnis danach nicht mehr vorhanden.

Derselbe Beamte hatte die ersten Tafeln des großen Pergamon-Frieses, die Karl Humann dem Museum zum Geschenk gemacht hatte, um eine weitere Ausgrabung anzuregen, ohne jede Antwort sofort magaziniert, da sie nicht museumswürdig seien. Auf diese und ähnliche Leistungen wurde ihm der wohlverdiente Ruhestand nicht länger vorenthalten. Aber nun kamen die Schwierigkeiten, für die Abteilung der nachantiken Bildwerke Erwerbungen zu machen, wieder vom Generaldirektor Graf Usedom. Die Genehmigung zum Ankauf des reizend naiven Putto von Andrea della Robbia, der jetzt seit Jahrzehnten die Abteilung schmückt, ohne Anstand zu erregen, hatte er als „unanständig" verweigert. Stuckreliefs lehnte er prinzipiell ab: Stuck sei Gips, Stuckreliefs gehörten also nicht in die Sammlung der Originale; und in die Gipssammlung paßten sie gleichfalls nicht, da sie bemalt seien! Für den Ankauf von Büsten war er dagegen leicht zu gewinnen, da sie historisches Interesse hätten; hielt er sich doch für einen großen Geschichtsforscher. Aber auch hier ergab sich eine große Schwierigkeit: Usedom verlangte regelmäßig die Einsendung der von mir vorgeschlagenen Büsten, die von den Besitzern natürlich stets abgelehnt wurde. So entging uns Donatellos großartige Büste des Niccolo Uzzano, die ich damals um 13000 Lire für uns gesichert hatte. Einen gleich schweren Verlust verschuldete der Generaldirektor nicht lange darauf, indem er eine Depesche an mich, in der mir der Ankauf von Rossellinos herrlichem Sebastians-Altar in der Collegiata zu Empoli gemeldet wurde, mir vorenthalten hatte. Der Händler hatte die Depesche nämlich an den „Generaldirektor Bode" adressiert. „Generaldirektor bin ich," hatte Graf Usedom, dem die Depesche zufällig vor die Augen kam, bemerkt, hatte die Depesche aufgebrochen, beiseite gelegt und — vergessen. Als ich nach einem Monat davon erfuhr, war der Verkauf rückgängig gemacht worden.

Bei dem ersten wirklich hervorragenden

Ankauf für die Abteilung der italienischen Originalbildwerke: den drei berühmten Florentiner Quattrocento-Büsten und der bronzenen Johannesstatue von Donatello im Palazzo Strozzi (1877) hatten wir dagegen keinen Widerstand Usedoms zu überwinden, da er in Florenz bei den Strozzis verkehrt hatte und die Kunstwerke im Palast zu kennen glaubte. Leicht war uns die Erwerbung aber doch nicht geworden; noch im letzten Augenblick wären sie uns fast entgangen. Unser Unterhändler hatte nämlich einen gelegentlichen Besuch von Baron Adolphe Rothschild in Florenz benutzt, um auch diesen auf die Schätze im Palazzo Strozzi aufmerksam zu machen. Glücklicherweise hatte die Baronin einen kleinen, sehr kunstreich in Eisen geschnittenen Schlüssel, der traditionell als Arbeit Cellinis galt, den „garstigen Fratzen" der Büsten vorgezogen.

Eine ebenso bedeutende Erwerbung, um die wir gleichzeitig schon seit dem Besuch des Kronprinzenpaars in Oberitalien 1875 handelten, der Giovannino von Michelangelo, wäre uns fast durch Dazwischenkunft desselben kaufkräftigen Sammlers vereitelt worden. Nachdem wir durch unsern Florentiner Händler den Kauf um 130000 Francs abgeschlossen hatten, erhielt dieser eine Depesche von Adolphe Rothschild, er brauche sofort eine sehr gute lebensgroße Marmorstatue für sein neues Palais in der Rue Monceau. Unser wenig skrupulöser Unterhändler, der eben den Kauf für uns abgeschlossen hatte, machte trotzdem seinen Gönner auf die Statue aufmerksam und besichtigte sie mit ihm im Palast des Grafen Rosselmini in Pisa. Rothschild war sehr entzückt davon und war auch mit dem Preise von 500000 Francs, den ihm der Händler nannte, einverstanden. Während der Händler sofort nach Florenz zurückfuhr, blieb Baron Rothschild die Nacht über in Pisa und versuchte am folgenden Morgen vor seiner Abreise die Statue, die auf einem Treppenabsatz im Palast stand, noch einmal zu sehen. Der Portier sagte, daß er dazu die Erlaubnis des Conte einholen müsse. Der Baron gab daher seine Karte, worauf der Conte Rosselmini selbst erschien. Rothschild erwähnte beiläufig den Preis, der Besitzer aber sagte, seine Forderung sei nie eine halbe, sondern stets eine ganze Million gewesen. Entrüstet verabschiedete sich der Baron und sandte ein grobes, ablehnendes Telegramm an den Händler. Nach mehreren Monaten neuen Handelns erhielten wir die Statue um den achten Teil jener Forderung des Besitzers.

Als die Figur in Berlin ankam, war Graf Usedom endlich von seiner Stellung zurückgetreten; dadurch bekam ich fortan fast freie Hand in der mir jetzt allein unterstehenden Abteilung. Durch die häufigen Reisen nach Italien behufs Herstellung guter Formen nach den hervorragendsten italienischen Bildwerken des Mittelalters und der Renaissance hatte ich Gelegenheit gefunden, mich zu überzeugen, daß im Privatbesitz, namentlich in Italien, noch eine recht beträchtliche Zahl tüchtiger Originale aus nachantiker Zeit vorhanden war. Ich konnte daher den Versuch machen, systematisch an einen allmählichen Aufbau einer möglichst vielseitigen Sammlung von Bildwerken dieser Zeit heranzugehen. Ein guter Anfang war schon durch Waagen gemacht worden, der 1841/42 in Venedig mit der Sammlung Pajaro die Hauptstücke unserer Sammlung venezianischer Plastik und dann in Florenz einige treffliche Florentiner Büsten und Reliefporträts erworben hatte. Heute ist diese Sammlung soweit ausgebaut, daß sie für die Renaissance wie die Gotik die vielseitigste und nach verschiedenen Richtungen auch die reichste und wertvollste ist. Freilich konnten wir dies nur sehr allmählich erreichen, da die Werke dieser Zeit im Privatbesitz sehr vereinzelt und meist sehr versteckt waren; zum größeren Teil sogar ihrem Wert nach den Besitzern selbst unbekannt. War doch die Kenntnis der italienischen Bildner vor einem Menschenalter noch recht schwach, so daß ich bei meinen Ankäufen zunächst vor allem auf Echtheit und Qualität achtgeben mußte. Aber das Leben auf Reisen, wie ich es durch mehrere Jahrzehnte fast ununterbrochen führen mußte, und die mir dadurch gebotene Gelegenheit, die Monumente an Ort und Stelle sowie die öffentlichen und privaten Sammlungen immer wieder zu studieren, gaben mir allmählich größere Sicherheit; ich lernte dabei die einzelnen Schulen und Meister unterscheiden, lernte auf ihre Entwicklung achten und erweiterte meine Kenntnisse zugleich dadurch, daß ich meine Beobachtungen gleichzeitig wissenschaftlich verarbeitete. Was ich so gewann und vor den meisten Kollegen voraus hatte, konnte ich oft vorteilhaft für unsere Sammlungen verwerten; echte, wertvolle Stücke fand ich nicht selten namenlos oder als zweifelhaft im Handel und konnte sie billig erwerben. So wurde mir u. a. unser anmutigstes Madonnenrelief von Luca della Robbia, die „Madonna mit dem Apfel", vom Verkäufer selbst als Fälschung bezeichnet; verschiedene unserer wertvollsten Bronzen konnte ich nur erwerben, weil sie als Fälschungen verschrien waren; auch die vornehme, große, holzgeschnitzte Gruppe der Verkündigung kaufte ich von dem berüchtigtsten Fälscher in Florenz, von Bastianini. Solche und ähnliche ganz billige Erwerbungen hatten freilich die üble Folge, daß neidische Händler und Kollegen darauf aus waren, auch mir einmal den Ankauf einer recht eklatanten Fälschung nachzuweisen. Grade bei einer meiner wertvollsten Erwerbungen, der Wachsbüste der Flora aus Leonardos Werkstatt, schien sich diese Gelegenheit zu bieten. Auf die schwindelhafte Aussage eines Winkelhändlers wurde diese Büste durch Monate in aller Welt als Fälschung verkündet und lächerlich gemacht — ein trauriges Zeichen dafür, wie wenig Leute imstande sind, sich selbständig ein Urteil zu bilden, sobald es sich um ein Kunstwerk

handelt, das außerhalb der alltäglichen Handelsware liegt.

An unsere Sammlung der Renaissanceskulpturen, zum Teil auch der gotischen Bildwerke Italiens, knüpfte sich in den letzten Jahrzehnten ein gut Teil des Fortschritts in der Kenntnis von Kunst und Künstlern dieser Zeit abseits von ihren beglaubigten Hauptwerken in den Kirchen und öffentlichen Bauten Italiens. Wer konnte vor einem Menschenalter die Werke eines Luca und Andrea della Robbia und ihrer Werkstatt auseinanderhalten? Wie willkürlich wurden die Arbeiten eines Desiderio mit denen der beiden Rossellino, des Benedetto da Majano, Mino und ihrer Nachahmer durcheinander geworfen! Donatello und seine Nachfolger haben wir erst aus ihren Stuckreliefs als Meister der Madonnenkomposition kennen gelernt; und daß auch Ghiberti für die Entwicklung der Madonnendarstellung die größte Bedeutung hatte, konnte ich erst kürzlich aus zahlreichen frühen Ton- und Stuckarbeiten unserer Sammlung nachweisen. Die kleineren Meister: der „Meister der unartigen Kinder", der „Meister der Marmormadonnen", der „Meister der Johannesstatuetten" haben hier ihre Taufe erhalten. Die reiche Sammlung von Quattrocentoreliefs in Ton und Stuck, die namentlich den langen Oberlichtsaal im Oberstock des Kaiser Friedrich-Museums füllen, ist seit Jahren die hohe Schule für das Studium dieser Gattung der toskanischen Plastik gewesen; sie wird es noch für längere Zeit bleiben, da noch manche Fragen ungelöst sind oder gelegentlich wohl auch eine neue Lösung ermöglichen.

Am meisten ist unsere Sammeltätigkeit der Schule, die durch mehrere Jahrhunderte die Führung in Italien hatte, der toskanischen Schule, namentlich der Florentiner, zustatten gekommen, von den großen Pisaner Meistern seit Niccolo an bis in das Cinquecento. Fast alle großen und manche kleinen Künstler sind bei uns in verschiedenen Werken, vielfach in wahren Meisterwerken vertreten. Daneben sind die, bis auf Quercia stark von Florenz abhängigen sienesischen Quattrocentobildhauer, die außerhalb Sienas sonst fast überall fehlen, verhältnismäßig vollständig und aufschlußreich vertreten; die Paduaner wie die ferraresisch-bolognesische Schule ist hervoragend gut, die römische und süditalische wie die venezianische Schule reicher als sonst außerhalb Italiens vorhanden; schwächer dagegen die Lombarden, obgleich auch diese in der trefflichen Marmorbüste des alten Genueser Nobile Accelino Salvago von Tamagnini ein Hauptwerk aufzuweisen haben.

Die Reichhaltigkeit und die Bedeutung dieser Sammlung kommt jetzt im Kaiser Friedrich-Museum, den überfüllten Saal der Stuckreliefs ausgenommen, wenig zur Geltung, da die Mehrzahl der Bildwerke als Dekoration zwischen den Gemälden aufgestellt sind. In den Erdgeschoßsälen am Kanal hatten sie ursprünglich einen günstigeren Platz, der ihnen hoffentlich nicht allzulange mehr vorenthalten bleiben wird.

✠ ✠ ✠

Aus der Menge der anderen Bildwerke sind mit der Zeit die Bronzen als eigene Sammlung ausgesondert worden. Fast ohne einen Bestand aus älterer Zeit ist diese Sammlung begonnen und doch schon in wenigen Jahren zu einem gewissen Abschluß gebracht und seither nur gelegentlich nach der einen oder anderen Richtung noch bereichert worden. Auch hier war es der Generaldirektor Graf Usedom, der anfangs das Sammeln nach dieser Richtung verhinderte; solch kleiner Krimskrams gehöre nicht in eine öffentliche Sammlung, war seine Antwort, wenn ich Bronzestatuetten vorschlug. Nur wenn es sich um größere Stücke handelte, war er einverstanden; so konnte ich schon früh den Reiter von Riccio, die Gonzaga-Büste und den Johannes von Donatello erwerben, mußte aber Bertoldos „Neger zu Pferd vom Löwen angefallen", seine „Wilden Männer" u. a. Stücke Bekannten zu verschaffen suchen. Bei der Erwerbung der lebensgroßen Büste des Lodovico Gonzaga hatte ich besonderes Glück. Ich besuchte den bekannten Pariser Amateur-Marchand, Friedrich Spitzer, der damals (1877) noch in einem Hause der Rue de Rivoli wohnte, und ließ mir seine Schätze zeigen, als sich unerwartet Baron Adolphe Rothschild, sein Gönner und bester Kunde, melden ließ, mit dem er mich aus irgendeinem Grund nicht zusammenzubringen wünschte. Er nötigte mich daher rasch in ein kleines Zimmer nach dem Hofe mit allerhand Abraum. Am Boden lag eine Bronzebüste ohne Sockel, die meine Aufmerksamkeit erregte. Ich betrachtete sie genau, und Spitzer überraschte mich mit der Büste in der Hand, als er wieder eintrat und mich mit den Worten empfing: „die garstige Fälschung hätten Sie liegen lassen sollen; es ist eine Schande, daß ich mich damit habe anführen lassen." Auf dieses Bekenntnis seinerseits behielt ich die Bemerkung, daß mir die Büste eine Studie Donatellos zu der von ihm geplanten Reiterstatue des großen Mantuaners Condottiere zu sein schiene, wohlweislich bei mir und konnte einige Wochen später „die Fälschung" um 3000 Francs durch einen Bekannten Spitzers erwerben.

Als ich bald darauf durch Usedoms Rücktritt im Sammeln frei wurde, hatte ich lange keine Aussicht auf Erwerbung guter, kleiner Bronzen; das Interesse an Bronzestatuetten, das in den sechziger Jahren ein lebhaftes gewesen war, war damals sehr zurückgegangen; bei den niedrigen Preisen kamen sie nur ausnahmsweise in den Handel. Erst 1892 bot sich eine günstige Gelegenheit, deren Ausnutzung uns in wenigen Monaten eine reichhaltige Sammlung von italienischen Bronzestatuetten verschaffte. Ein alter Londoner Sammler, ursprünglich Händler, Isaak Falcke, bot dem mir bekannten Sammler Alfred Beit, der sich gleichzeitig in London und Hamburg ein eigenes Heim einrichtete, seine

reichhaltige Sammlung von Kleinkunst allerart an. Da er sie nicht ganz übernehmen wollte, fragte er mich, ob ich Teile davon für die Museen brauchen könne. Ich wählte die etwa fünfzig Stück zählende Sammlung der Bronzestatuetten, nahm die Hälfte für unser Museum und benutzte den Rest, um aus dem Erlös dafür einige hervorragende Stücke, die damals aus einer gerade aufgelösten alten Sammlung, der Sammlung Brambilla, in den italienischen Kunsthandel kamen, zu erwerben; darunter „die Schutzflehende" von Francesco da Sant' Agata. Eine andere Gelegenheit bot sich mir fast gleichzeitig in England. Ein origineller, hochbetagter Sammler, Charles Butler in London, der seine Räume mit Kunstwerken allerart ganz vollgestopft hatte, besaß die Eigenheit, gegen das Frühjahr, wo er regelmäßig einen Anfall von Grippe bekam, aus dem Raume, in den er dann sein Bett stellen ließ, alle Kunstsachen entfernen zu lassen und einen Händler mit ihrem Verkauf zu betrauen. In diesem Jahre traf das Schicksal ein Zimmer, in dem zahlreiche Kleinbronzen von der ägyptischen Zeit bis zum Empire, Gutes und Schlechtes durcheinander aufgehäuft war. Jedes Stück war mit einem Preise versehen; ich hatte die erste Auswahl und konnte neben seltenen und trefflichen Exemplaren der verschiedenen badenden Frauen von Gian Bologna Stücke wie den großen Herkules von Bertoldo, den Knaben Herkules die Schlangen würgend u. a. Bronzen für unsere Sammlung billig erwerben. Ein weiterer Zuwachs kam uns damals auch aus unserem Antiquarium, aus dem uns — nicht ohne langen Kampf — etwa ein halbes Dutzend tüchtiger Statuetten des Quattrocento, die im 18. Jahrhundert als antik erworben waren, überlassen wurden.

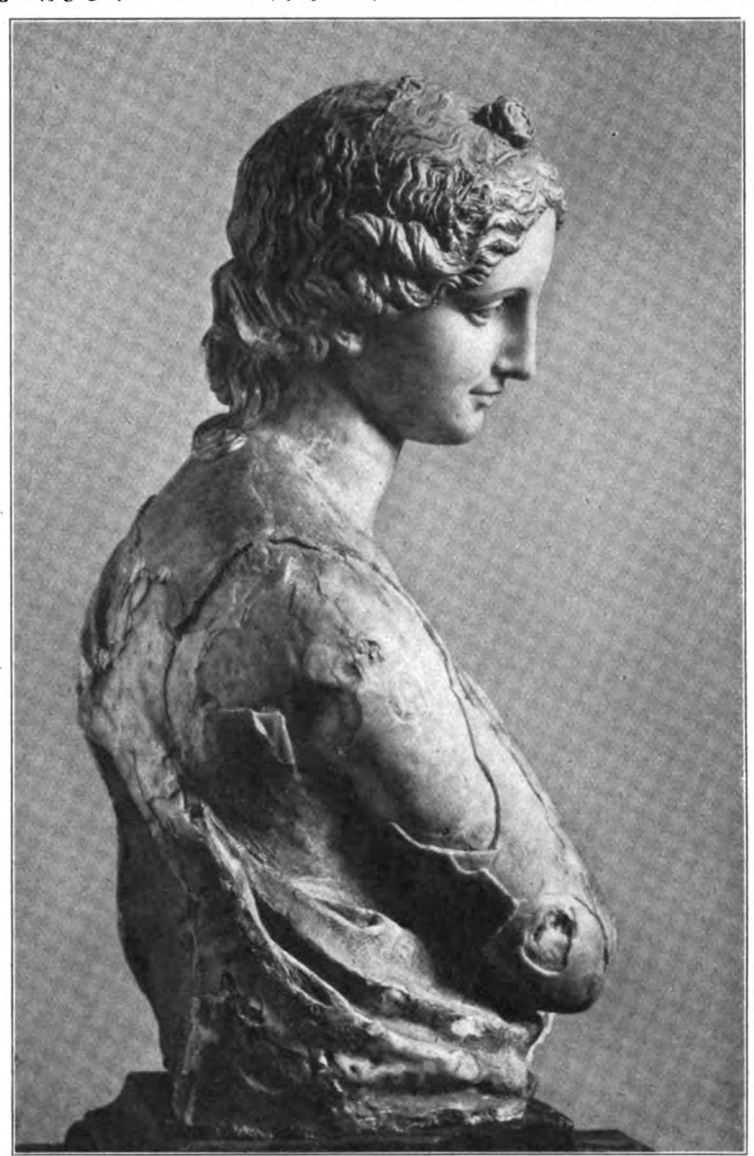
Auch sonst kam uns manches zustatten, um den Ausbau dieser Sammlung italienischer Bronzestatuetten rasch und nach allen Seiten hin zu fördern. So galten z. B. die Kleinbronzen von Gian Bologna und seiner Schule in Paris, wo sie seit der Zeit Ludwigs XIV. mit Vorliebe gesammelt und als gute Dekorationsstücke aufbewahrt waren, als Arbeiten des Empire. Sie waren dort vor etwa dreißig Jahren fast überall im Handel zu finden und wurden durchschnittlich mit 500 bis 1000 Francs bezahlt, selbst Gruppen, wie der „Frauenraub" und „Tarquinius und Lucretia". Ich konnte daher in kurzer Zeit eine fast vollständige Sammlung der reichhaltigen Serie dieser anmutigen Bronzen in guten oder selbst ausgezeichneten Exemplaren zusammenbringen. Selbst eine der nur in wenigen Exemplaren angefertigten großen Gruppen, die nur ganz ausnahmsweise einmal in den Handel kamen und als prächtige Dekorationsstücke stets sehr gesucht waren, konnte ich gelegentlich in Rom um etwa 10000 Mark erwerben, weil sie als Fälschung verschrien war, trotz einer kleinen Reparatur in Blei aus dem 17. Jahrhundert!

Noch eines kam mir beim systematischen Sammeln besonders zustatten: Im täglichen Umgang mit der mehr und mehr anwachsenden Sammlung der Kleinbronzen, deren Reinigung und Nachpatinierung an der Luft (wenn sie ausnahmsweise nötig war) ich selbst besorgte, und im häufigen Vergleich derselben mit den reichen Bronzesammlungen im Bargello zu Florenz, im Wiener Hofmuseum, im Louvre und im Kensington Museum, wie bei unseren Konkurrenten im Privatbesitz, die mehr und mehr entstanden, gelang es mir, allmählich, aus dem Chaos meist unbestimmter oder willkürlich benannter Figürchen Gruppen bestimmter Meister zusammenzustellen, sie nach Schulen zusammenzuordnen und für die hervorragenderen Stücke meist auch die Meister ausfindig zu machen: neben Donatello und Riccio, für deren Hauptwerke sich traditionell vielfach die richtigen Namen erhalten hatten, konnte ich Meister wie A. Pollajuolo, Bertoldo, Bellano, Antico, Francesco da Sant' Agata, Maffeo Olivieri als bestimmte Künstlerpersönlichkeiten mit einem mehr oder weniger umfangreichen Werk nachweisen. Dadurch wurde es mir möglich, vor andern unsere Sammlung systematisch auszubauen und wissenschaftlich auszunutzen.

In kaum zwölf Jahren — bis zur Eröffnung des Kaiser Friedrich-Museums 1904 — hat die Bronzesammlung die Gestalt bekommen, in der sie sich heute darstellt und die in F. Goldschmidts Katalog von 1914 eine monumentale Veröffentlichung erhalten hat. Nur gelegentlich ist noch das eine oder andere Stück hinzuerworben, wie der wuchtige Herkules von A. Pollajuolo als Vermächtnis von Alfred Beit, und der merkwürdige große David, vielleicht von Paolo Savin, dem Schöpfer der „Mori" auf dem Uhrturm des Markusplatzes. Sie ist ein Geschenk wie auch die hervorragendste größere Statuette unserer Sammlung, der tamburinschlagende Engel von Donatello. Auch dieses Stück konnte ich billig erwerben, weil es allgemein als eine Fälschung abgelehnt war.

Es lohnt, die kleine Geschichte ihrer Erwerbung zu erzählen als Illustration der Unsicherheit, welche noch vor 20 Jahren in den Kreisen der besten Kenner in bezug auf Bronzen herrschte, wenn sie über das Alltägliche hinausgingen. Überraschend erschien eines Abends in meinem Arbeitszimmer der mir seit Jahren gerade beim Ankauf von Bronzen behilfliche liebenswürdige englische Antiquar Murray Marks und stellte einen schweren Bronzeputto vor mir auf den Tisch. „Sehen Sie, was ich in London gefunden habe, und hören Sie, wie es mir damit ergangen ist," so begrüßte er mich. In Bondstreet sei er einem ihm bekannten Aufkäufer mit dieser Figur begegnet, die er gerade auf einer Möbelversteigerung um wenige Pfund Sterling erworben hatte. Er habe sie ihm sofort um 50 Pfund Sterling abgekauft und habe geglaubt, eine Bronze erworben zu haben, die mindestens aus der Nähe von Donatello

stammen müsse; aber er sei überall ausgelacht worden, die einen hätten sie für Empire erklärt, die anderen gar für eine Fälschung; da habe er sich aufgemacht, um von mir zu erfahren, ob er wirklich ein Narr sei. Meine Entscheidung wolle er aber erst morgen hören, denn bei Licht könne man Bronzen nicht beurteilen. Ich fragte noch, ob die Figur denn käuflich sei, was er bejahte; nach allen Enttäuschungen fordere er nur 400 Pfund Sterling, würde sich aber von mir jede Reduktion gefallen lassen. Am folgenden Morgen hatte ich neben der Figur die Photographien des Taufbrunnens unter dem Dom in Siena mit den Putten von Donatello und der Lücke, an der sein Tamburinschläger vor ein paar Jahrhunderten gestanden hatte, ausgebreitet. Ich brauchte kein Wort hinzuzufügen. „Ich sehe jetzt," sagte er halb traurig, halb erfreut, „daß meine Figur mit 400 Pfund Sterling verschenkt ist, aber sie gehört Ihnen, wenn Sie sie dafür behalten wollen; es freut mich wenigstens, daß in diesem Falle nicht ich der Narr gewesen bin."



Halbfigur der Flora. Farbige Wachsbüste aus der Werkstatt Leonardos da Vinci

Zur Eröffnung des Kaiser Friedrich-Museums hatten wir mit der großartigen Stiftung der Renaissancesammlung von Dr. James Simon auch eine Anzahl guter Bronzestatuetten und namentlich eine reiche und hervorragende Sammlung von Medaillen und Medaillenmodellen zum Geschenk erhalten, welche zusammen mit der allmählich gebildeten Sammlung italienischer Plaketten unsere italienische Bronzesammlung nach der Richtung der Erfindung und Komposition in kleinsten Format aufs glänzendste ergänzte. Mit dem Ankauf einer Sammlung von 70 solcher kleinen Bronzetäfelchen in Florenz hatten wir 1880 den Anfang gemacht; bei der Eröffnung des neuen Museums 1904 war die Sammlung auf rund 1000 Stück angewachsen.

Die Gemäldesammlung, wie die Renaissancebildwerke, namentlich die reiche, einzigartige Sammlung von Büsten und die Bronzesammlungen übten auf das kunstliebende Publikum im Neubau durch ihre eigenartige Aufstellung zusammen mit Ausstattungsstücken der Zeit eine große Anziehung aus. Aber

auch für die Gelehrten vom Fach brachte das Kaiser Friedrich-Museum eine Überraschung in der umfangreichen neuen Abteilung der altchristlichen, byzantinischen und frühmittelalterlichen Altertümer. Anfänge dazu hatte der Ankauf der Sammlung Pajaro in Venedig 1841 durch eine Anzahl longobardischer und venezianischer Zierstücke gebracht; dazu waren allmählich seit dem Ende der siebziger Jahre mittelalterliche Marmorarbeiten aus Süditalien und aus der Schule der Pisani gekommen. Den Abschluß und eine außerordentliche Erweiterung erhielt die Abteilung bei ihrer Aufstellung durch die sehr umfangreiche, von Professor Strzygowski mit außerordentlichen Geschick in Ägypten zusammengebrachte koptische Sammlung frühchristlicher Antiquitäten allerart und durch Aufstellung des Nischenmosaiks aus S. Michele in Affricisco in Ravenna, das Friedrich Wilhelm IV. für den geplanten Neubau eines Domes gekauft hatte. Die jetzt äußerst gedrängt in vier Sälen aufgestellte Abteilung wird hoffentlich in einigen Jahren den ganzen Spreeflügel des Erdgeschosses erhalten. Die frühchristlichen und byzantinischen Reliefs und die zahlreichen ober- und unteritalienschen Zierplatten, die Kapitäle u. a. Architekturstücke wie die toskanischen Statuen sind freilich meist nur Teile oder Fragmente größerer Monumente, aber sie geben die Kunst der Hauptschulen und vielfach selbst der Hauptmeister in charakteristischen Arbeiten wieder und vergegenwärtigen die Entwicklung so gut und reichhaltig wie keine andere Sammlung außerhalb Italiens. Arnolfo di Cambio, Niccolo Pisano, sein großer Sohn Giovanni, Andrea und Nino Pisano und ihre Werkstätten sind in einer größeren Zahl meist tüchtiger Bildwerke vertreten. Auch an den außerordentlich seltenen Büsten aus frühchristlicher bis spätmittelalterlicher Zeit besitzt die Abteilung eine ungewöhnliche Zahl. Sehr reichhaltig ist in der koptischen Kunst die Kleinplastik in Bein und Bronze vertreten, neben zahlreichen Geräten, Gefäßen und Stoffen.

⌘ ⌘ ⌘

Langsamer entstanden, in ihren Anfängen schon auf die alte kurfürstliche Kunstkammer zurückgehend, aber erst in den letzten Jahrzehnten zu einer der bedeutendsten Sammlungen ausgebildet, ist die Abteilung der deutschen Bildwerke. Aus der alten Kunstkammer stammen die silberne Madonnenstatuette von H. Hufnagel, die köstliche, kleine Buchsbüste von Conrad Meit und verschiedene Buchs- und Steinarbeiten. Nach Überweisung der Kunstkammerschätze an das Museum wurde die Sammlung aus dem Ankauf der Sammlung des Generalpostmeisters Nagler und durch Einzelerwerbungen des



Schlafende Nymphe. Bronzestatuette von Andrea Briosco gen. Riccio



Kalksteinbüste der Prinzessin von Urbino. Von Desiderio da Settignano

besonders dafür interessierten Generaldirektors von Olfers um eine Reihe ähnlicher tüchtiger Arbeiten der deutschen Kleinplastik bereichert. Unter den wenig zahlreichen größeren Stücken sind der bronzene Springbrunnen der Peter Vischer-Werkstätte, der silberne Patroklusschrein aus Soest, die schwäbische Schutzmantelmadonna aus Ravensburg, die fünfzehn Büsten der Fugger-Kapelle von Adolf Daucher, die beiden großen Imhof-Büsten von Johann Zar und das schwäbische Relief der Geburt Mariä besonders bemerkenswert. Ein systematischer Ausbau dieser Abteilung konnte aber erst erfolgen, nachdem die Kunstkammer, welche auch die deutsche Plastik enthielt, aufgelöst und die kleine Zahl der deutschen Skulpturen bald nach 1880 der Abteilung der christlichen Bildwerke zugeteilt wurde.

Auch dieser deutschen Abteilung konnte ich von vornherein besondere Aufmerksamkeit zuwenden, da ich mir die Aufgabe gestellt hatte, gute Formen von den Hauptwerken der Plastik anfertigen zu lassen, und gleichzeitig eine Arbeit über die Geschichte der deutschen Plastik in Angriff genommen hatte. Aber einer raschen Vermehrung der Abteilung durch den Ankauf von Originalen stellten sich doch größere Schwierigkeiten entgegen. Im Handel kamen gute deutsche Bildwerke auch in Süddeutschland damals selten vor; da sich kaum Käufer dafür fanden und dann nur zu niedrigen Preisen, so hatten die Antiquare wenig Interesse, sich danach umzusehen. Ich bat daher die Former, die wir für die Herstellung der Abgüsse beschäftigten, mich gelegentlich auf käufliche Originale aufmerksam zu machen. So erwarb ich schon 1883 in Nürnberg die Steinfigur Kaiser Karls IV. und einige Jahre später auch drei Köpfe von den alten Skulpturen des „Schönen Brunnens". In München war mir Alexander Günther, der damals jahrelang, hinter Lenbachs breitem Rücken, fast der Kunstpapst von München war, behilflich; freilich mehr um zugleich anderen zu helfen. So empfahl er mir ein paar sehr tüchtige, tadellos in ihrer alten Bemalung erhaltene Gruppen von einem oberrheinischen Meister um 1490: die „Messe des hl. Gregor" und das „Martyrium der hl. Katherina", die sein stets in Geldnot befindlicher Freund Gedon besaß. Ich bezahlte sie mit dem damals außerordentlichen Preise von zusammen 3000 Mark. Aus Dankbarkeit dafür überließ mir Günther einige wertvolle Stücke seiner eigenen Sammlung, aus der er bei seiner Leidenschaft, immer Neues zu erwerben, von Zeit zu Zeit ganze Teile abgab. Wir gewannen so den sehr intimen schwäbischen Altar der Anbetung der Könige, einen eigenartigen hessischen Altar und vier Reliefs in Solenhofer Stein von Hans Daucher, zu denen ich kurz danach das Mittelstück entdeckte.

Der einzige deutsche Bildschnitzer, der schon in der Zeit der Romantiker neben den klassischen italienischen Meistern zur Geltung kam, ja teilweise selbst überschätzt wurde, Tilman Riemenschneider, war schon früh, namentlich in Würzburg, auch von Privatsammlern gesucht worden. Hier konnten wir mit gutem Erfolg das Sammeln einsetzen und



Pieta. Süddeutsche Steingruppe um 1420

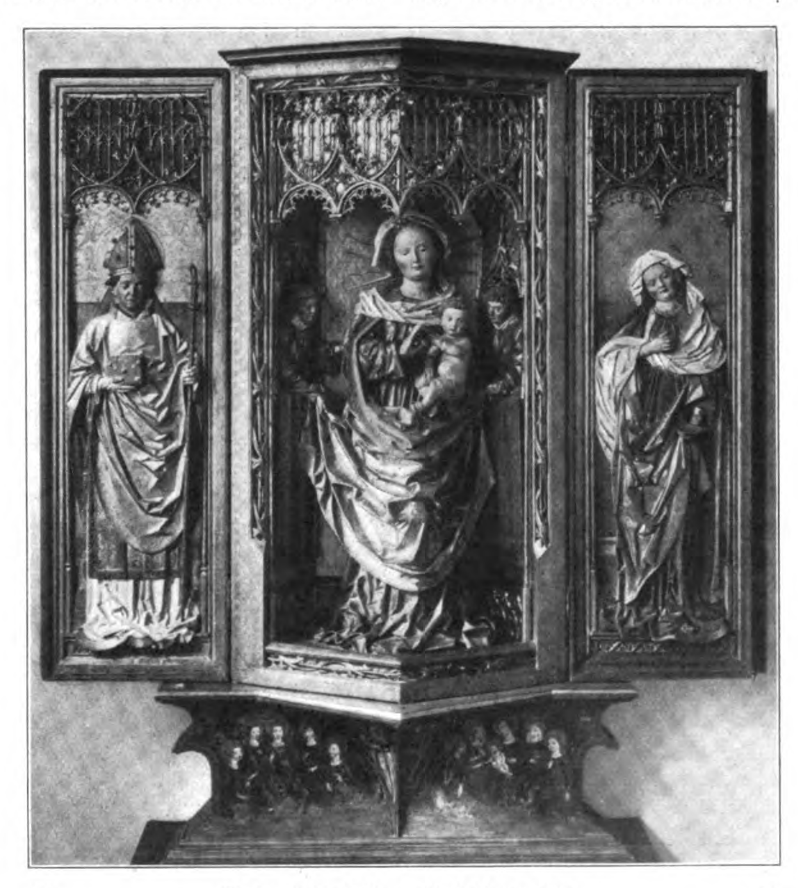
konnten seither nach der Richtung erfolgreich weiter sammeln, so daß heute unsere Sammlung an Werken Riemenschneiders ebenso reich und noch mannigfaltiger ist als die des Münchener Nationalmuseums; sie besitzt etwa 20, meist eigenhändige Werke von ihm. Darunter wurden z. B. die vier Evangelisten, Hauptwerke seiner früheren Zeit, in Wien mit zusammen 1500 Gulden bezahlt, das Engelkonzert nur mit 400 Mark u. s. f. Selbst das große Relief mit „Christus, der der Magdalena erscheint", kostete noch 1901 auf der Versteigerung Sattler (Meinberg) wenig mehr als 3000 Mark.

Verschiedene wertvolle Einzelankäufe, die uns zwischendurch von Zeit zu Zeit gelangen, stammten wieder meist aus dem Besitz von Künstlern, die sie bei gelegentlicher Beschäftigung in den Kirchen von den Böden heruntergeholt und erworben hatten. So die kolossale Schutzmantelmadonna, angeblich von H. Erhart, verschiedene Engelfiguren und Reliefs aus dem Besitz der Familie Seitz, zwei Statuen in der Art des Veit Stoß sowie eine Pietà aus dem Besitz des Bildhauers Heß u. a. m. Sogar aus Neu-Orleans konnten wir ein paar wertvolle Bildschnitzereien (darunter den „Sippenaltar" vom „Meister des Ulmer Hochaltars") zurückerwerben, die ein bayerischer „Herrgottsschnitzer" als Vorbilder für sein Handwerk mit nach Amerika hinübergenommen hatte. Auch aus rein gotischer Zeit gelangen allmählich vereinzelte Erwerbungen, die wertvollsten aus der Übergangszeit zur Renaissance, wie die tief empfundene Pietà aus weichem Stein (aus Baden bei Wien), verschiedene Tiroler und bayerische Figuren; auch ein paar treffliche französische Madonnen, die eine eigentümlicherweise von einer Kapelle in Pisa stammend, die andere typisch burgundisch aus der Zeit des Duc de Berry.

Seit der Bau des Kaiser Friedrich-Museums beschlossen war und damit ausreichender Platz auch für deutsche Plastik vorhanden schien, konnten wir daran gehen, nach zwei neuen Richtungen die Sammlung zu bereichern: durch Erwerbung größerer Monumente und durch Einbeziehung der Plastik des Barocks und Rokokos in unser Sammelgebiet. Nach ersterer Richtung ist uns unser vorgesetztes Ministerium, namentlich unter Exzellenz Schmidt-Ott sehr behilflich gewesen, sobald eine Kirche schadhafte Altäre oder andere große Bildwerke zu beseitigen und durch Kopien oder neue Kunstwerke ersetzt zu sehen wünschte. So haben wir die Gröninger Empore des 12. Jahrhunderts, den großen gotischen Altar aus Minden, die Reste des Lettners aus der Michaeliskirche in Naumburg und die Figuren von der Fassade der Liebfrauenkirche in Trier erwerben können. Daneben erwarben wir mehrere schwäbische, bayerische und Thüringer Altäre, den trefflichen großen Tiroler Altar aus Gmarr, einen dreiteiligen niederländischen Altar aus der Sammlung Weber und verschiedene große gotische Grabsteine. Dazu überwies Kaiser Wilhelm, zur

Ausstattung des Neubaues, die trefflichen Statuen der Generale Friedrichs des Großen von Schadow und Tassaert, sowie Pigalles Marmorstatuen von Merkur und Venus im Treppenhaus. Als Hauptwerk des 18. Jahrhunderts wird noch der früher in Mannheim befindliche prächtige Hochaltar von Egel, der bis jetzt noch im Eingangsraum des Kunstgewerbemuseums untergebracht ist, hinzukommen. Aus dieser Zeit, namentlich aus dem Rokoko, konnten wir in den letzten beiden Jahrzehnten eine beträchtliche Zahl von charakteristischen und zum Teil ausgezeichneten Bildwerken der verschiedenartigsten Meister erwerben.

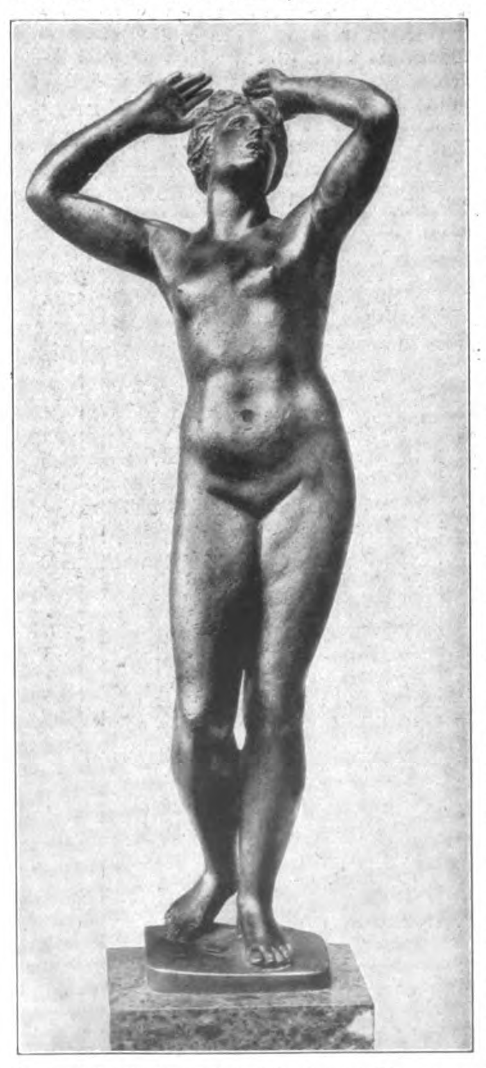
Der Menge und der Qualität nach sind unter diesen Bildwerken des Rokoko die Kleinplastiken in Buchs, Ton, Alabaster u. s. f. besonders ausgezeichnet, wie denn überhaupt die deutsche Kleinplastik, namentlich aus dem 16. Jahrhundert, in unserer Sammlung so reichhaltig und vortrefflich vertreten ist wie sonst nur im Wiener Hofmuseum und im Münchener Nationalmuseum. Nicht nur durch die mehr als 500 Stück zählende Sammlung deutscher Plaketten (der reichsten in ihrer Art), sondern vor allem durch die Statuetten, kleinen Büsten und Reliefs in Buchs, Elfenbein und Solenhofer Stein von Hans Daucher, den beiden Hering, Victor Kaiser, Hans Leinberger, Friedrich Hagenauer und manchen bisher dem Namen nach noch unbekannten Künstlern. Um einzelne Stücke haben wir schwer kämpfen und sie teuer bezahlen müssen, die Mehrzahl konnte ich billig erwerben. So die dem Jan van Eyck nahestehende Buchsmadonna, das oberrheinische Steinrelief der Madonna mit Engeln vor der Rosenhecke (325 Mark), den frühen heiligen Christoph auf dem reichgeschnitzten Sockel (letzteren um 38 Mark) u. a. m. Besonderes Glück hatten wir mit den Werken von Leinberger. Schon vor 40 Jahren erwarb ich die große Bronzestatuette der Madonna aus Mosburg um 300 Mark. Nicht viel mehr kostete uns das treffliche kleine Kruzifix Leinbergers, und vor 20 Jahren konnten wir das treffliche Buchsrelief der Beweinung unter dem Kreuz um 400 Mark erwerben. Das Gegenstück, die Abnahme vom Kreuz, hatte mir gerade Adalbert von Lanna für den gleichen Preis weggekauft. Auf der Versteigerung seiner Sammlung in Berlin, sieben Jahre später, wurde es uns auf 32000 Mark getrieben, aber erfreulicher-



Großer Flügelaltar. Tirolisch um 1500

weise geschenkt. Der liebenswürdige Baron Lanna, dem ich beim Sammeln viel behilflich gewesen bin, war kaum je zu bewegen, ein Stück aus seiner Sammlung abzugeben. Ganz ausnahmsweise gelang mir einmal ein Tausch mit ihm; für ein Modell König Ludwigs von Ungarn, das ihm in seiner fast vollständigen Sammlung von Habsburger Medaillen fehlte, konnte ich das Susannarelief von dem auch in zwei großen dekorativen Reliefs bei uns vertretenen Victor Kaiser erhalten, wohl die geistvollste Arbeit unter allen Solenhofer Reliefs der Hochrenaissance.

Eine außerordentliche Bereicherung erhielt die Abteilung der deutschen Plastik in neuester Zeit wieder durch Herrn Dr. James Simon, der seine mehrere hundert Bildwerke



Bronzestatuette einer Schutzflehenden von Francesco da Sant' Agata

des 15. und 16. Jahrhunderts umfassende Sammlung vor vier Jahren dem Museum zum Geschenk machte. Dadurch hat unsere Abteilung von manchen Meistern, namentlich an Arbeiten der Kleinplastiker, sehr wichtigen Zuwachs erhalten. Die Sammlung wird, wie die durch den gleichen Gönner unsrer Museen zur Eröffnung des Kaiser-Friedrich-Museum gestiftete Sammlung primitiver italienischer Kunst, im neuen Deutschen Museum einen eigenen Saal erhalten, der durch die alten Möbel, deutschen Wandteppiche und Bilder der gleichen Zeit die angemessenste, würdigste Ausstattung erhalten wird.

Der Ausbau der Gemäldegalerie und der Abteilung der Bildwerke christlicher Plastik war mir als Leiter dieser beiden Abteilungen amtliche Pflicht. Ich bin daneben aber auch bemüht gewesen, allen anderen Abteilungen unserer Museen durch gelegentliche Geschenke, Erwerbungen oder Beschaffung von Mitteln dafür behilflich zu sein, vor allem dem Kunstgewerbemuseum und dem Kupferstichkabinett, deren Gebiete mir am nächsten liegen. Eine besondere Freude, freilich gemischt mit manchen Sorgen und Kämpfen, hat mir außerdem die Begründung von ein paar neuen Abteilungen gemacht, die auf meine Anregung zurückgehen und die heute schon zu den hervorragendsten Sammlungen ihrer Art gehören: die ostasiatische und die islamische Abteilung. Die islamische wurde begründet mit der Eröffnung des Kaiser Friedrich-Museums durch die Schenkung meiner Teppichsammlung und die Aufstellung der Sammlung islamischer Altertümer aus dem Besitz von Herrn Professor Sarre, der zugleich die Leitung der dadurch begründeten Abteilung übernahm. Die Begründung der Abteilung ostasiatischer Kunst wurde gleichzeitig beschlossen; durch Stiftungen seitens verschiedener Gönner unserer Museen wurden den beiden tüchtigsten deutschen Kennern ostasiatischer Kunst, Professor Ernst Große und Dr. Otto Kümmel, ein mehrjähriger Aufenthalt in Japan und China ermöglicht, den sie in ausgiebigster Weise zum Ankauf von Werken alter Kunst benutzten. Zu ihren Erwerbungen kam die großartige Stiftung der Meier-Großeschen Sammlung und der des japanischen Konsuls Jacoby; dadurch ist diese junge Abteilung jetzt schon die bedeutendste und gewählteste Sammlung klassischer ostasiatischer Kunst in Europa.

Die islamische Sammlung steht der ostasiatischen kaum nach, hat aber noch eine besondere Bedeutung durch das gewaltigste und kunsthistorisch wichtigste Dekorationswerk der frühesten Zeit, die Fassade von M'schatta, die kurz vor Eröffnung des Kaiser Friedrich-Museums hier ankam und „provisorisch" hier ihren Platz finden mußte. Auf dieses Wunderwerk orientalischer Kleinarbeit in kolossalem Umfang wurde ich durch Professor Strzygowski aufmerksam gemacht; er teilte mir

mit, daß die Steine dieses Wüstenschlosses zwei Tagereisen östlich vom Toten Meer von den Architekten der Mekkabahn zum Unterbau der Bahn benutzt würden, so daß sie nur durch sofortigen Eingriff seitens des Sultans gerettet werden könnten. Auf meine Vorstellung sandte Kaiser Wilhelm eine Depesche an den Sultan, der ihm in umgehender Rückantwort die in ihrem damaligen Zustande noch rund 40 m breite und bis zu 5 m hohe Schmuckfassade zum Geschenk machte. Dank der energischen Beihilfe unserer Archäologen Geheimrat Wiegand und Professor Puchstein, der auf der Rückreise von Palmyra die Abtragung und den Transport auf Kamelen bis zur Jaffabahn besorgte, und dank der Deckung der Unkosten des Transportes durch Gönner der Museen wurde dies Geschenk damals nicht, wie man befürchtete, zum Danaergeschenk; dazu scheint es erst jetzt das Debacle unserer Neubauten zu machen.



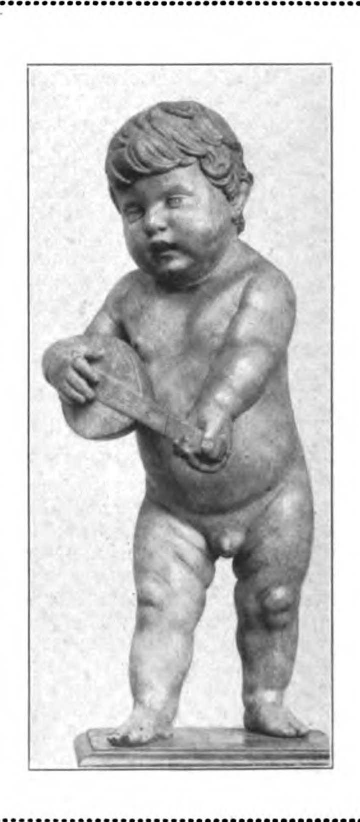
Maria mit dem Kinde. Oberrheinisch um 1500

Eine Sammlung altvorderasiatischer und persischer Teppiche hatte ich im Laufe der Jahre, neben ähnlichen Erwerbungen für das Kunstgewerbemuseum, zur Dekoration meines Hauses meist in Italien zusammengebracht. Die Kirchen, in denen sie sich seit Jahrhunderten erhalten hatten, tauschten sie den Händlern gegen „echte Brüsseler“ Teppiche um, weil sie den Geistlichen schöner und dauerhafter erschienen; von den Antiquaren kauften sie aber damals fast nur die Maler und dann nur für sehr niedrige Preise. Den ersten Teppich, den in Farbe und Zeichnung wirkungsvollsten mir bekannten Gebetteppich vom Ende des 15. Jahrhunderts, erwarb ich schon gleich nach dem Kriege 1871 in Venedig um 35 Lire, einen etwa gleichalterigen, sehr großen, sogenannten armenischen Teppich mit mongolischen Tiermustern, der aus einer der alten Kirchen der Inseln um Venedig stammte, noch acht oder zehn Jahre später um 120 Lire, den frühesten bisher bekannten maurischen Teppich (14. Jahrhundert) aus einer Tiroler Kirche im Münchener Kunsthandel um 60 Mark und nur wenig teurer noch manch anderes Stück; erst in den letzten Jahren vor der Schenkung mußte ich gelegentlich bis zu 500 und selbst 1000 Lire für ein intaktes Stück von neuer Zeichnung anwenden. Als ich mich zur Schenkung meiner Sammlung entschloß — sie wurde längere Zeit nicht angenommen, weil ich dabei die Gründung einer besonderen islamischen Abteilung zur Bedingung gemacht hatte, — machten mir eine Anzahl Bekannte, für die ich lange gesammelt hatte, die Freude, seltene Stücke aus ihrem Bestand alter Teppiche dieser Stiftung hinzuzufügen: Baron Heinrich Tucher, Dr. James Simon, Graf Hans Wilczek, Fürst Johannes Liechtenstein, Dr. W. von Dirksen. Zusammen mit einzelnen seltenen Stücken, die wir seither noch erwarben, steht unsere Teppichsammlung jetzt in erster Reihe unter den Sammlungen dieser Art. Der Vervollständigung der neuen Abteilung nach der Richtung der persischen Fayencen, der Metallarbeiten, Glas-, Holz- und Lederarbeiten usw. hat sich seit der Begründung der islamischen Abteilung Dr. Sarre unterzogen, der Anfang dieses Jahres

auch den Hauptteil seiner eigenen wertvollen Sammlung der Art durch Schenkung mit unserer Museumssammlung vereinigt und diese auch sonst durch Erwerbungen im Orient, vor allem durch die epochemachenden Grabungen in Samarra, der Hauptstadt der Kalifen um die Mitte des 9. Jahrhunderts, wesentlich bereichert hat.

Nachdem Dr. Sarre neuerdings zum Direktor der Abteilung ernannt worden ist, deren freiwilliger Leiter er durch 17 Jahre war, hat er die Sammlung in den erweiterten Räumen teilweise neu aufgestellt, um allmählich die Überführung in einen eigenen Bau vorzubereiten. Wohin aber? — Seit zwei Jahren tobt der „Museumskrieg" namentlich auch darüber, ob das im Äußeren nahezu fertige Asiatische Museum nur als Schuppen verwendet werden darf, und dann die Asiatischen Sammlungen an ganz verschiedenen Stellen aufs notdürftigste untergebracht werden sollen. Dies ist der Plan unseres Staatssekretärs Dr. Becker, unterstützt durch das Finanzministerium, das die Kosten der Einrichtung des Asiatischen Museums und seiner Erhaltung sparen will. Aber dieser Plan, der die Kunstwerke der Sammlungen im Kaiser Friedrich-Museum weiter gefährden würde, würde auch kaum Ersparnisse bringen, da die Unkosten von Umzug, Einrichtung und Bewachung, vielleicht noch etwaiger Umbauten dabei nicht zu ersparen sind. Die Mittel zum Ausbau des Asiatischen Museums und zum Umzug der Asiatischen Sammlungen nach Dahlem sind aber, ganz abgesehen von den sehr beträchtlichen Summen, die das Reich an Preußen für Kunstwerke schuldet, reichlich vorhanden, durch die Erträge, welche die Abgabe der Tausende von überflüssigen Dubletten in den ethnographischen Abteilungen bei einem Verkauf bringen würde. Möge ein gnädiges Geschick unsere Museen vor weiteren unvorsichtigen Experimenten bewahren. Wir sehen an der uferlosen und um so kostspieligeren Hinzögerung der Inselbauten Hoffmanns, wohin der innere Kampf führt, und der Raub der Genter Altartafeln der Brüder van Eyck und der Bilder von Dirk Bouts ist uns das Menetekel, welche Gefahren uns von außen nach dieser Richtung noch drohen!





Singender und spielender Knabe von Peter Flötner

Die erste Teilung Polens

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch

m 5. August 1772 wurde in Petersburg der Vertrag unterzeichnet, in dem Österreich dem preußisch-russischen Teilungsvertrag beitrat und der die erste Teilung Polens zwischen Rußland, Preußen und Österreich abschloß. Heute, da sich dieser Erinnerungstag zum 150. Male jährt, haben die sog. „Friedensverträge" von Versailles und St. Germain und der Friede von Riga (zwischen Polen und Sowjetrußland) ein unabhängiges Polen in einem Ausmaße wieder hergestellt beinahe wie in den Zeiten, da es zusammenbrach. Was kein Pole zu Beginn des Weltkrieges für möglich gehalten hätte, ist eingetreten: alle drei Teilungsmächte, die drei Staaten, die das Polen des 18. Jahrhundert untereinander aufgeteilt hatten, sind zusammengebrochen, und aus ihren Trümmern hat sich wie ein Phönix aus der Asche das unabhängige Polen erhoben. Man konnte es verstehen, daß die Polen schier trunken wurden, da der Pendelschlag der Geschichte so nach der anderen Seite wieder ausschlug und so ausschließlich zu ihren Gunsten.

Rufen wir kurz ins Gedächtnis zurück, wie damals dieses merkwürdige, in der Weltgeschichte einzig dastehende Ereignis zustande kam, daß zunächst zwei Mächte, zwei Monarchen, Katharina II. und Friedrich der Große, auf den Gedanken kamen, diesen Staat unter sich zu teilen, und zwar ohne daß ein zerschmetternder Krieg vorangegangen wäre, geradezu im Frieden und in Ruhe.

Polen trieb einem Untergange entgegen, der auch in dieser besonderen Form ihm schon lange vorher geweissagt worden ist. Denn die Idee einer Teilung Polens unter die ihm angrenzenden Mächte ist nicht im Hirn Katharinas, Friedrichs oder Josephs II. entstanden. Sie spukte schon länger. Hat doch schon Karl X. Gustav von Schweden dem Großen Kurfürsten von Brandenburg davon gesprochen und hat doch schon 1662 ein polnischer König, Johann Kasimir, sogar die Einzelheiten vorausgesagt: „Die Litauer inclinirten meistens zum Moskowiter, und werde es gewiß nach seinem Tode nicht anders dahergehen denn daß jener Litauen behaupte, der Kaiser dagegen Polen (Kleinpolen ist gemeint) unter sich bringe, da dann der Kurfürst (von Brandenburg) ein Stück von Großpolen erhalten möchte."

Aus mancherlei Gründen ist Polen, das zu Anfang seiner Geschichte ein mächtiges Staatswesen war, nicht ein wirklicher Staat geworden. Die Schwierigkeit der Staatsbildung war hier besonders groß, da natürliche Grenzen nach Westen und Osten so gut wie nicht gegeben waren und nach Norden und Süden durch natürliche Expansion des polnischen Volkstums nicht erreicht werden konnten, sondern durch Eroberung und Unterwerfung fremder Volksstämme gewonnen werden mußten. Dabei verlor das polnische Königreich viel Kraft im Kampf gegen die Türken nach Süden und Südosten, in dem es zugleich seinen besonderen Zwecken und einer allgemein europäischen Aufgabe diente, schließlich auch ohne Erfolg. Im Inneren aber hat Polen nicht den Prozeß der Staatsbildung durchgemacht, den wir mit dem Namen des Merkantilismus und Absolutismus bezeichnen. Es ist in früheren Entwicklungsstufen steckengeblieben. Der Gedanke der „Konföderation", die Moltke glücklich als die „gesetzliche Organisierung der Revolution" definiert hat, hat über das Königtum gesiegt und das Staatswesen in Stücke gerissen. Durch die Konföderation, durch die pacta conventa, die der Adel dem Wahlkönigtum auferlegte, durch seine Stellung auf dem Reichstage (sejm) und den Einzellandtagen (sejmiki) erreichte es der Adel, daß die Teillandschaften nicht zu einem organischen Staatswesen zusammenwuchsen und daß der Staat mit dem Adel identisch wird. Nur die Adelsinteressen herrschen, ein Bürgertum kommt nicht auf, und der Druck auf den Bauern erreicht zwar, daß dieser zu Aufständen nicht mehr fähig ist, aber auch eine Empfindung für sein Vaterland ganz verliert.

Über der einseitigen Durchsetzung der wirtschaftlichen und politischen Adelsinteressen war die Sicherung der Macht nach außen zu kurz gekommen. Man konnte und wollte auch keinen Widerstand leisten, als die an den Dingen des Ostens interessierten Mächte immer stärker in die polnische Politik eingriffen. Das Mittel ist die Beeinflussung der Königswahl, durch politischen und militärischen Druck und durch Bestechung, der alle Kreise des Adels zugänglich sind. Die fremden Mächte aber sind: Österreich, Frankreich, das Papsttum, Schweden, dann Brandenburg, Sachsen, schließlich Rußland. Die schwächste dieser Mächte, Sachsen, war zuletzt in den Besitz des polnischen Thrones gekommen: mit August dem Starken und August III. hat sie von 1697 bis 1763 in Polen geherrscht. Aber die Regierung des letzteren war schon überhaupt keine Regierung mehr gewesen. Machtlos lag Polen da, als Katharina den Thron bestieg und die Ausdehnungspolitik nach Westen aggressiv wieder aufnahm.

Die polnische Frage mußte ins Rollen kommen, wenn August III. starb. Dies Ereignis trat im Oktober 1763 ein. Friedrich II. wie Katharina II. wünschten als Nachfolger Augusts nicht einen österreichischen Prinzen. Friedrich wünschte im allgemeinen einen Piasten, d. h. einen einheimischen König,

Katharina aber war entschlossen, die Königswahl zu benutzen für ihr Ziel gegenüber Polen: es ist noch nicht die Einverleibung Polens oder eines Teiles davon, aber der vorherrschende Einfluß Rußlands in Warschau. Dem sollte ihr Kandidat für den Thron dienen, den sie schon in Bereitschaft hatte: Stanislaus Poniatowski, der ihr vorübergehend auch persönlich nahegestanden hatte, der aber nur ein rücksichtslos benutztes Werkzeug ihrer Absichten werden sollte. Um ihn durchzusetzen, waren die Gegensätze im polnischen Adel zu benutzen. Denn dieser war ja längst keine einheitliche Masse mehr, wenn auch die demokratische Gleichheit innerhalb dieses Adels noch und geradezu komisch betont wurde. Er zerfiel in die eigentliche Szlachta und in die Magnatenfamilien, von denen 16 bis 17 die führenden waren. Dieser enge Kreis stellte eine glänzende, in Bildung und Lebensweise westeuropäisch, d. h. französisch charakterisierte Aristokratie dar. Um sie gruppierten sich zu festen Faktionen zusammen die von ihnen abhängigen Familien des Kleinadels, der kleinen, unteren Szlachta. Das polnische Staatsleben bestand bloß noch im Wettbewerb dieser Faktionen, für die der Egoismus der maßgebenden Magnatenfamilien das Bestimmende ist. Patriotische Gedanken sind wohl noch vorhanden, aber sie werden durch Egoismus, Disziplinlosigkeit und durch die Gewohnheit, nach dem Auslande zu sehen und von ihm Geld zu nehmen, immer unwirksam gemacht. Die bedeutungsvollste Familie, recht eigentlich die „Familie" genannt, waren die Czartoryski; sie bildeten den Kern der russischen Partei und sie traten für die Wahl von Stanislaus Poniatowski ein, der selbst ein Glied ihrer Familie war.

Katharina ging entschlossen vor, ließ ihre Diplomaten in Warschau arbeiten, Geld verteilen, Truppen ins Land einrücken und schloß mit Friedrich dem Großen die Allianz von 1764, die ihn auch verpflichtete, Truppen an die polnische Grenze zu senden. So setzte es Katharina durch, daß ihr Kandidat Stanislaus Poniatowski am 7. September 1764 zum König gewählt wurde, wie sie selbst später richtig sagte, „der Bewerber, der von allen am wenigsten Rechte hatte und folglich mehr als jeder andere sich Rußland verpflichtet fühlen mußte". Es war die erste Königswahl Polens, die Rußland „gemacht" hatte, nachdem bisher die Wahlen von Österreich, Frankreich, Brandenburg bestimmt worden waren.

Stanislaus versuchte, als König Reformen im Reich anzubahnen. Aber jetzt trat auch einem ehrlichen Streben, durch Reformen das Staatswesen zu festigen, das Interesse Rußlands und Preußen entgegen. Ganz verzweifelt mußte Stanislaus einsehen, daß es infolge dieser politischen Kombination nun für eine Reform im Sinne der Stärkung der monarchischen Gewalt in Polen zu spät war. Gerade an der Erhaltung des Grundübels, des liberum veto, das für jeden Reichstagsbeschluß Einstimmigkeit erforderte, war ja die russische und preußische Politik interessiert, weil das eine positive Reichstagsarbeit unmöglich machte. Von russischen Soldaten umgeben nahm der Reichstag in Warschau (1767/68) die Aufhebung der Bestimmungen gegen die (nichtkatholischen) Andersgläubigen und einen Vertrag an, durch den Rußland (!) die Integrität Polens und die Aufrechterhaltung seiner Verfassung gewährleistete. Schon schien Katharina die Herrin Polens. Aber der Bogen war überspannt worden. Zwei Tage nach dem Reichstagsschluß bildete sich die Konföderation von Bar (in Podolien) „pro religione et libertate", gegen absolutistische Reformen im Staate und gegen eine russische Garantie der polnischen Verfassung. Ein schrecklicher Kleinkrieg begann zwischen Russen und Konföderierten, die Konföderation fand Unterstützung bei Frankreich, das Geld und Offiziere schickte, und bei der Türkei. Und dadurch, daß die Türkei für Polen eintrat und Rußland den Krieg erklärte (September 1767), verquickte sich die polnische Frage mit der orientalischen. Daß Polen bei der Türkei Hilfe gesucht und gefunden hatte, es so den alten geschichtlichen Gegensatz gegen die Pforte und damit eigentlich sich selbst aufgab, wurde für seinen eigenen Bestand verhängnisvoll. Denn aus der Verquickung der beiden Fragen entstand die internationale Spannung, die durch die erste Teilung Polens gelöst wurde, damit sie nicht in einen großen europäischen Krieg ausmünde.

Katharina führte den türkischen Krieg, der ihr so über den Hals gekommen war, mit Erfolg, während die Kämpfe der Konföderation, in der jedermann für sich operierte, unglücklich waren. Aber die Erfolge der russischen Waffen, die die Donaufürstentümer Rußland einzuverleiben drohten, wurden von Österreich mit steigender Abneigung betrachtet. Wenn es nun, wie es schien, darüber zwischen Österreich und Rußland zum Kriege kam, dann wurde Preußen, das mit Rußland verbündet war und ihm schon Subsidien zahlte, in einen Krieg hereingezogen, den Friedrich zu vermeiden wünschte. Er kam daher der Annäherung Österreichs entgegen (Zusammenkünfte mit Joseph II. in Neiße und Mährisch-Neustadt) und er bemühte sich, Katharina von dem Verlangen nach der Krim und den Donaufürstentümern abzubringen. Katharina aber mußte danach streben, inmitten ihres Krieges gegen die Türkei und gegen die Konföderation von Bar und angesichts der drohenden Haltung Österreichs Preußen unter allen Umständen auf ihrer Seite zu halten. Und das hat zuletzt zur ersten Teilung Polens geführt.

Gegenüber der Annäherung zwischen Friedrich und Joseph hatte die Zarin den Wunsch, ihre Beziehungen zu Preußen auch persönlicher zu betonen. Sie hatte daher bereits im Juli 1770 den Prinzen Heinrich,

Friedrichs Bruder, zu einem Besuch in Petersburg eingeladen; Heinrich befand sich damals bei seiner Schwester, der Königin von Schweden, in Stockholm. Die überraschend gekommene Einladung war angenommen worden, und Heinrich hat dann mehrere Monate in Petersburg geweilt. Dort ist in einer der Abendgesellschaften der Kaiserin dem preußischen Prinzen von russischer Seite die erste Anregung zur Teilung Polens entgegengebracht worden.

Am Hofe Katharinas waren bisher zwei Ansichten darüber im Streit gewesen, was aus Polen werden solle, wie sein Schicksal am günstigsten für die russischen Interessen zu lenken sei. Die eine Ansicht, die Graf Nikita Panin, der Minister des Auswärtigen, vertrat, ging dahin, Polen ohne Schmälerung seines Gebietes durch fortwährende Einmischung in seine inneren Angelegenheiten in steigende Abhängigkeit von Rußland zu bringen. Die andere Ansicht, die besonders der Kriegsminister Graf Tschernyschew verfocht, wollte die Annexion Polens. Nun hatte Österreich seit dem Sommer 1769 dafür einen Präzedenzfall geschaffen durch die Besetzung der Zips, auf die es alte Rechtsansprüche zu haben behauptete. Mit Bezug darauf warf Katharina in einer Abendgesellschaft am 8. Januar 1771 dem Prinzen Heinrich die Frage hin: „Mais pourquoi pas tout le monde se prendrait-il aussi?" Und jener Graf Tschernyschew fragt den Hohenzollern: Mais pourquoi pas s'emparer de l'évêché de Warmie? (Das bedeutete, Friedrich solle sich des Bistums Ermland bemächtigen.) „Car il faut, après tout, que chacun ait quelque chose." In diesem Gespräch, das recht nach Katharinas Art in scheinbar leichtem, ja scherzendem Tone eine politische Frage auch recht ernsthaft aufwarf, war der Anfang zur Teilung Polens gegeben.

Der stärkste Anlaß dazu war, daß Rußland, wenn es seine Pläne auf Vergrößerung an der unteren Donau, die es mit Österreich verfeinden und ihm das Bündnis mit Preußen kosten konnten, fallen ließ, dafür Ersatz in Polen suchte. Das hat Panin dem preußischen Gesandten ganz deutlich gesagt, und das war auch die Meinung König Friedrichs. Österreich bestand aber dann auch darauf, im Besitz der Stücke Polens, die es sich angeeignet hatte, zu bleiben, und Preußen konnte nun in seiner politischen Situation mehr fordern, als bloß Ermland, nämlich das sog. polnische Preußen, die deutschen Landstriche Polens, die es von Ostpreußen trennten. Ende 1771 erklärte Katharina Friedrich bindend, daß sie die Donaufürstentümer herausgeben wolle. Darauf wurden beide über Polen handelseins. Am 15. Januar 1772 wurde der preußisch-russische Teilungsvertrag in Petersburg unterzeichnet, am 5. August schloß sich Österreich diesem Abkommen an. Damit war die erste Teilung Polens perfekt geworden.

Katharina hat die Situation, die so zur Teilung und damit zum Anfang vom Ende Polens führte, nicht geschaffen. Sie hat sie aber mit Geschick und Tatkraft benutzt. Es war ein Dilemma für die Kaiserin: die Erhaltung der polnischen Integrität konnte Polen dem russischen Einfluß ausschließlich unterwerfen, aber Österreich hatte sie schon verletzt; wenn Preußen nicht an Rußland gefesselt blieb, schlug Österreich wahrscheinlich zugunsten der Türken los, während anderseits eine Vergrößerung Preußens durch polnisches Land wieder Österreichs Eifersucht dagegen erweckte. Friedrich der Große hat doch mit der in seinen Memoiren ausgesprochenen Auffassung recht, daß die Verletzung der Integrität Polens als plötzlich ergriffenes Auskunftsmittel dienen mußte, um eine große europäische Kriegsgefahr zu beseitigen. Er ist dann unter dem Einfluß seines Bruders Heinrich dem von Petersburg kommenden Impuls gefolgt und hat ihn geschickt benutzt, um eine Vergrößerung seines Staates, die diesem unstreitig deutsches, deutsch besiedeltes Land zubrachte, durchzusetzen. Daß Österreich mit der Besetzung der Zips den unmittelbaren Anstoß gegeben hatte, hat lediglich, wie Friedrich der Große in seinen Denkwürdigkeiten vorsichtig abwägend sagt, dem Teilungsvertrag „am meisten die Wege geöffnet".

Katharina konnte 1793 und 1795 vollenden, was sie 1772 begonnen hatte, und Polen verschwand aus der Reihe der selbständigen Staaten. Sie hatte die Ohnmacht und innere Verkommenheit Polens virtuos und skrupellos benutzt und so, wenn sie auch mit den zu starken anderen Machtfaktoren: Preußen und Österreich teilen mußte, doch den jahrhundertalten weltgeschichtlichen Gegensatz zwischen Polen und Rußland glänzend zugunsten des letzteren entschieden. Polens Schuld aber war es, daß sein Staatswesen zu schwach geworden war, um geschichtlich längst gegebenen Bestrebungen der beiden Nachbarstaaten, da diese nun in der geschilderten Verwickelung so eigenartig akut wurden, Widerstand entgegenzustellen, daß vielmehr der in ihm maßgebende Adel ihnen sogar selbst zur Durchsetzung verhalf.

⌘ ⌘ ⌘

Mit der ersten Teilung war ein Prozeß eingeleitet, der über 40 Jahre, von 1772 bis 1815, dauerte, bis schließlich nach im ganzen vier Teilungen und nach den Erschütterungen Europas durch die napoleonischen Kriege der Wiener Kongreß die Grenzen zog, die in der Hauptsache bis 1914 bestanden haben. Polen als Staat war von der europäischen Karte verschwunden, Polen als Volk blieb. Die polnische Frage im 19. Jahrhundert ist das Streben der Polen, ihren unabhängigen Staat wiederherzustellen, auf mancherlei Wegen und mit mancherlei Mitteln, ein Streben, das bis zum Weltkriege auf unübersteigbare Hindernisse stieß. Indem so das Schicksal Polens, obwohl es als Staat verschwunden war, das Interesse Europas

wachhielt, blieb auch lebendig die Frage nach den Teilungen Polens, nach ihren Gründen und nach den Maßstäben ihrer Beurteilung. Das polnische Volk verfluchte sie, weil sie ihm die selbständige nationale Existenz raubten. Die Kabinette haben versucht, den Vorwurf wenigstens der Initiative dazu von sich abzuwälzen. Von den Zeitgenossen aber, denen Polen als Hort der religiösen Intoleranz und der Adelsherrschaft erschien, ist das Vorgehen Katharinas dagegen begrüßt worden; Voltaire hat so geschrieben, als Katharina Truppen nach Polen hereinschickte. Begreiflich, daß die Polen auf das schärfste diese Teilungen verurteilen. Begreiflich auch, daß die liberale Anschauung der politischen und wirtschaftlichen Dinge, begreiflich, daß die Moral die Teilungen als Vergewaltigung eines wehrlosen Staates auch verurteilten. Und wenn man auf dieser Spur ganz primitiv weitergeht, so läge die Folgerung nahe, nun zu sagen, daß dieser Frevel des 18. Jahrhunderts gewissermaßen durch den Ausgang des Weltkriegs gesühnt sei, der gegen die drei Teilungen den Polen ihre Selbstbestimmung und ihren unabhängigen Staat wiedergegeben hat. Ganz so einfach hängen freilich die Dinge in der Geschichte nicht zusammen. Hat sich denn Polen gegen den überwältigenden Druck der Staaten zu seiner Rechten und zu seiner Linken heroisch gewehrt? Einzelne Teile des polnischen Adels haben dagegen gekämpft; Kosciuszkos Name braucht nur genannt zu werden. Aber der polnische Staat als solcher ist ruhmlos und erbärmlich zugrunde gegangen. Er hat sein Schicksal widerstandslos hingenommen, und man braucht nur an den berühmten „stummen" Reichstag von Grodno zu denken, den Rejmont in seinem Roman „Der letzte polnische Reichstag" so anschaulich schildert, um zu sehen, daß die Tragödie des untergehenden polnischen Staates ganz und gar nicht heldenhaft, daß sie im Grunde gar keine Tragödie war.

Warum nicht? Das erste Gebot des Staates ist, seine eigene Macht im Innern und nach außen zu behaupten und zu sichern. Gegen dieses Gebot hatte der polnische Staat gehandelt. Er hatte sich nicht die Waffen in Heer und Verwaltung, in Finanzen und Wirtschaft geschaffen, die in Brandenburg die Hohenzollern und in Rußland Peter der Große und Katharina II. geschmiedet hatten. Nun lehrt ein Blick auf die Karte im östlichen Europa, daß es sich dort handelt um eine weite Ebene mit einem kurzen Stück wirklich brauchbarer Küste. Jedes auf dieser Ebene lebende Volk braucht Zugänge zum Meer, braucht Küsten, braucht den Zusammenhang dadurch mit der Welt und ihrer Wirtschaft. Das gilt nicht nur für die Gegenwart und die Zukunft. Das galt auch für die Vergangenheit. Das galt ebenso für das Reich, das um Gnesen, Krakau und Warschau entstand, wie für die Staaten westlich und östlich von ihm, die von Berlin und Moskau-Petersburg aus geworden sind. Wenn man die ungeheuer verwickelte Geschichte des östlichen Europas zu gewaltsam in eine Formel zusammenfassen wollte, so müßte man sagen, sie sei der Kampf der dort siedelnden Nationen um den Zugang zum Meer. Und nun ist weiter klar, daß in diesem Kampfe großer Staaten um ein möglichst großes Stück der Ostseeküste der stärkere Staat den größeren Vorteil haben mußte und daß der Staat, der in der Mitte lag, der stärkste von allen sein mußte. Der Staat der Mitte war Polen. Während aber im Westen und im Osten von ihm die starken Staaten der Hohenzollern und der Romanows erwuchsen, war Polen das Muster eines schwachen und hilflosen Staates geworden. So erklärt es sich, warum dieser in sich morsche und schwache Staat einfach zusammenbrach, als von Osten und Westen Katharina II. und Friedrich der Große, wie wir das oben schilderten, sich entschlossen, die Entscheidung über Polen herbeizuführen. Der Druck dieser beiden Staaten war von beiden Seiten so groß, die Schwäche des in der Mitte befindlichen Staates so groß, daß er ohne nennenswerten Widerstand gleichsam zusammengedrückt werden konnte.

⌘ ⌘ ⌘

Das ist historische Erinnerung, das das Ergebnis geschichtlicher Betrachtung. Aber es ist noch mehr! Und daran denken wir heute, nachdem der Frieden von Versailles vergewaltigend große Stücke zweifellos deutschen Landes uns entrissen und mit ihnen das neue, das unabhängige Polen ausgestattet hat. Auch diese Friedensschlüsse von Paris werden die großen Lehren der Geschichte und der Geographie nicht aus der Welt schaffen, die auch fürder dort maßgebend bleiben werden, daß die großen Nationen im Osten Europas nach der Küste der Ostsee drücken müssen und daß im Wettbewerb zwischen ihnen entscheiden wird letztlich die staatliche Macht.

Das wissen die Polen! Darum sind sie durch dick und dünn die Vasallen Frankreichs, das Polen so stark und so mächtig machen will, wie irgend möglich. An Oberschlesien oder Wilna, an Ostgalizien oder an Danzig braucht nur erinnert zu werden. Wird diese französisch-polnische Berechnung richtig sein oder nicht? Diese Frage erhebt sich in uns, wenn wir die Erinnerung an die erste polnische Teilung heute beleben.

Deutschland und Rußland sind heute im Gegensatz zu damals machtlos. Polen ist heute im Gegensatz zu damals stark. Oder es scheint wenigstens stark zu sein. Das Polen, das heute geworden ist, ist wieder, wie das alte Polen, größer, als es selbst vertragen kann. Nicht mehr als zwei Drittel der Untertanen der heutigen polnischen Republik sind Polen. Deutsche und Juden, Litauer und Ukrainer, Letten und Weißrussen und Großrussen sind diesem Staate zugeteilt, und noch in der letzten Zeit hat die Entscheidung über die Dörfer an der



Stettiner Haff. Gemälde von Eduard Schloemann

Weichsel gezeigt, daß ausschließlich die polnischen Gesichtspunkte für die Botschafterkonferenz entscheidend waren. Lag schon im 18. Jahrhundert in dieser nationalen Zusammensetzung eine Schwäche, so heute noch viel mehr und erst recht. Der nationalen Schwierigkeiten im Innern wird Polen nicht Herr werden!

Dazu treten die ungeheuren wirtschaftlichen Schwierigkeiten seiner Existenz. Es sind ja nicht nur die Folgen des Krieges, die dieses Land wie ganz Ost- und Mitteleuropa treffen. Indem Polen unabhängig wurde, wurden seine Teile aus Wirtschaftsorganismen herausgerissen, mit denen sie eng verbunden waren und von denen sie lebten: die Polen in Posen und Westpreußen aus Deutschland, die Polen von Warschau und Lodz aus dem Riesenwirtschaftskörper von Rußland, die Polen Galiziens aus dem der Donaumonarchie. Wer Polen heute ansieht, dem tritt es politisch-national als ein großer Staat entgegen mit einer starken und ausgerüsteten Armee, sogar mit einer Flotte. Wirtschaftlich dagegen erscheint es wie ein Körper, dem wichtige Gliedmaßen amputiert worden sind, ohne daß an den Stellen der Amputation Verbände angelegt wurden, und hoffnungslos fließt — wie die polnische Valuta zeigt — das Blut aus diesen Wunden heraus.

Das Pendel der Geschichte ist zu sehr nach der anderen Seite für die Polen ausgeschlagen. „Nicht die polnische Nation hat sich konstituiert," so schreibt ein Verbündeter Polens im Kriege, der italienische Ministerpräsident Nitti (in einem Buche: Das friedlose Europa). „Man hat einen polnischen Militärstaat geschaffen, dessen Hauptaufgabe darin liegen soll, auf Deutschlands Zerfall hinzuarbeiten. Nicht das polnische Polen ist entstanden, sondern ein riesiger Staat, der so wie er da ist, nicht lange leben kann." So das Urteil eines Kriegsverbündeten. Die Polen stehen vor unendlichen Schwierigkeiten. Sie stehen in Todfeindschaft mit den Deutschen und den Russen, die das Ergebnis dieser Friedensschlüsse nicht auf die Dauer hinnehmen können.

Soll denn nun gar keine Lösung möglich sein? Erweckt die Rückerinnerung an die polnische Teilung nur dies trostlose Gefühl, wie der Blick auf die Gegenwart? Alle Achtung vor der nationalen Zähigkeit und Lebenskraft, die die Polen seit dem 5. August 1772 bewiesen haben! Alle Achtung auch vor ihrem Recht, das sie beanspruchen, ihr Geschick allein bestimmen zu können! Aber sie können dieses Selbstbestimmungsrecht nicht in Anspruch nehmen, indem sie damit Millionen nichtpolnischer Untertanen vergewaltigen. Und sie können der Welt nicht vormachen, daß dieses Polenreich, wie es heute entstanden ist, nur von Polen bewohnt werde. Eine Lösung dieser Frage ist nur denkbar, wenn Polen sich besinnt, wo die Grenzen seines Volkstumes liegen. Dieses Gebiet aber ist viel kleiner als das Polen vor der ersten Teilung, und als das, das Polen heute für sich in Anspruch nimmt. Es ist der alte Gegensatz, den Bismarck schon 1867 in einer Parlamentsrede herausarbeitete, der alte Gegensatz zwischen dem historischen und dem ethnographischen Polen. In ihm liegt der Kern der Frage. In ihm könnte die Möglichkeit zur Verständigung liegen. Entwickelt sich aber die polnische Politik unter Schutz und Führung Frankreichs imperialistisch so weiter, wie seit dem Ende des Weltkrieges, so hat ihr eine Zeitschrift Englands, die Vorkämpferin des Pazifismus, des Selbstbestimmungsrechtes, der friedlichen Verständigung ist, also nicht eine Stimme des Hasses und der Vergeltung, so hat ihr die Londoner „Nation" in Aussicht gestellt, daß dann gar keine andere Möglichkeit sein würde, als — eine neue Teilung zwischen den wieder erstarkten Mächten im Westen und im Osten von Polen.

Soll es auch künftighin, wie man im 19. Jahrhundert von den Polen sagte, gelten, daß sie als Staat nicht leben und als Nation nicht sterben könnten? Wir haben gar kein Interesse daran, daß Todfeindschaft zwischen uns und den Polen bleibe. Aber wir können auch nicht die gewaltigen Gegensätze verschleiern, die vor unser aller Augen liegen. Die Erinnerung an die erste Teilung ruft in uns jene Lehren wach, von denen oben gesprochen wurde, von der Macht der Staaten und von Inhalt und Richtungen der osteuropäischen Entwicklung. Soll die Hoffnung vergeblich sein, daß nach diesen Lehren eine Verständigung gefunden werde zwischen dem Selbstbestimmungsrecht der Nationen und den Lebensinteressen ihrer Staaten in diesen Gegenden des östlichen Europas?

Küstendorf. Von Ernst Theodor Müller

Still ward der Hof. Die warme Sommererde
Strömt Erntedust von Korn und Klee ums Haus.
Im Stalle scharren noch die satten Pferde,
Nur in den Pappeln geht der Wind nie aus.

Ganz nahe aber, klingend ist zu hören,
Was übers Feld hier wandert je und je:
Vom Horizonte her in Wechselchören
Rauscht auf — rauscht ab traumtief die wache See.

Der Mauerwald

Novelle von Hans Ludwig Rosegger

Undurchdringlich, abwehrend stand der Wald schon damals am steilen Abhang unter dem Steinzinken, als die ersten Menschen in die Einöde vordrangen. Sie fürchteten sein Dunkel zwischen dem Gewirr von Fichten und Tannen, von Buchen und Ahornen, die unter der Erde die Wurzeln und über der Erde die Äste ineinanderflochten, wie Männer, die die Arme ausstrecken, um sich gegenseitig zu stützen und zu helfen. Den ersten Menschen, die in weitem Bogen um den schwarzgrünen Forst herumzogen, folgten andere, die mit glatten Steinbeilen übermütige Kerben in die Bäume hieben, aber bis zum nächsten feuchten Frühling heilten die Wunden wieder unter der Balsamsalbe des Harzes. Diese anderen Menschen nannten den Steinzinken „Mora-Kuppa" und den Wald „Mora" nach ihrer bösen Todesgöttin, weil eine vor Alter geborstene und im Sturm zerbrochene Buche den Häuptling ihrer Hundertschaft, den ehrwürdigen Hunno zerschmettert hatte, der im Baumschatten Recht sprach. In den Nächten der beiden Sonnenwenden raunten unheimliche Gespenster durch den Wald, und weh' dem, der ihnen begegnete! Als die deutschen Landnahmemänner ins Tal kamen, baute sich ein Edelfreier auf der Waldhöhe ein Steinhaus und nannte sich „der Herr auf der Mauer", weil er den überlieferten Namen der Mora nicht mehr deuten konnte und so auslegte, daß die Fichten, Tannen, Buchen und Ahorne ihn und seine Sippe wie eine feste Mauer behüteten, vor den Fährnissen der Wetter und den Gefahren des tückischen Flusses im Tal, wo dann und wann Feinde herzogen, die aber niemals durch das wirre Dickicht des Forstes bis zur Burg emporklimmen konnten. „Meine gute Mauer!" sagte Herr Adilram nach einem glücklich abgeschlagenen Avarensturm und streichelte mit seiner harten Pranke schier zärtlich den verfilzten Zottelbart einer fünfmanndicken Fichte. „Mit dem Kopf büßt es, der die Axt dran legt!" Seine Knechte wieder tauften die bis zum Ernting verschneite Mora-Kuppa in „Mohrenkopf" um.

Die von der Mauer lebten mit ihren zahllosen Kindern und Kindeskindern allesamt im Steinhaus am Berg, das sich unter die buschigen Wipfel der mürrischen Bäume duckte und darüber hinaus nur mit seinem Bergfried lugte. Von der Feste zogen Herren, Ritter und Knechte aus, zu den Theidingen und Hoftagen des Herzogs, aber auch, schwer gewappnet auf scheckigen Rossen, zur Erlösung des heiligen Landes vom Unbill der Ungläubigen oder zur Bekehrung der heidnischen Preußen. Mancher von ihnen hat sich nicht mehr heimgefunden, und jeder schnitt sich vor dem Ausreiten ein hellgrünes Tannenzweiglein aus dem Mauerwald, das er sich an den Schild nagelte. Die Tannenzweiglein verwesten hernach mit ihnen unter dem Wüstensand oder in einer endlosen Ostebene. Ein Herr Odo von der Mauer steckte sogar einen frischen Fichtenzapfen auf seinen Helm, und als ihn die Muselmänner am See Genezareth niederstachen und verscharrten, keimte aus dem Samen des Zapfens in der steinigen Öde ein Fichtenbäumchen auf. In jüngster Zeit erst entdeckte ein bebrillter deutscher Geograph an den Ufern des Jordans eine seltsame Fichtenschonung, wunderte sich darüber und schrieb eine gelehrte Abhandlung, in der er unwiderleglich dartat, heftige Nordstürme hätten Samenkörner aus den Alpen nach Palästina verweht.

Die Herren auf der Mauer aber führten seit dem Kreuzfahrer Odo einen Zapfen als Helmzier ihres Wappens.

Bei einer geistlichen Visitation der Pfarrei Muringen kam einmal der hochwürdige Herr Erzbischof Eberhard von Salzburg, der Primas Germaniae, auch in die Mauerburg und riet seinem Gastgeber, dem Herrn Ulreich: „Legt doch den Wald nieder, daß man frei aussieht in die Landschaft!" — „Werd' mich schön hüten," knurrte der Ulreich, „daß mir dann im nächsten Auswärts das Schneewasser den halben Berg mit dem ganzen Haus zum Fluß hinunterschwemmt!" Da schüttelte der des Widerspruchs längst entwöhnte Erzpriester Eberhardus unwirsch den kahlen Kopf, denn er kannte sich im ewigen Rom besser aus als im nebligen Alpenland, und er wußte wohl die schwierigsten hebräischen Wendungen in das klassischste Latein zu übertragen, aber daß die steirischen Barbaren ihren Frühling „Auswärts" hießen, das wußte er nicht. So blieb der Mauerwald stehen. Bäume starben ab, vermoderten im Moos und zeugten neue Bäume, die über die Leiber der toten Vorgänger aufwucherten. Als schon zehn Geschlechter der freien Herren auf der Mauer in die Unterkirche von Muringen niederge-

stiegen waren, waren erst zwei Geschlechterfolgen von Fichten, Tannen, Buchen und Ahornen wieder Erde geworden. Die jungen Schößlinge hielten es gleich den älteren, flochten die Wurzeln und Äste ineinander und fesselten die Erde an den steilen Abhang, daß die Tauwässer sie nicht mitrissen.

Die Jahrhunderte brachten feinere Menschen mit feineren Sitten, und ein Erasmus auf der Mauer sagte, die klotzige Steinburg sei feucht und eng und unwohnlich, unwürdig der vornehmen familia, die dem Papst Bischöfe und Äbte, dem Kaiser Feldobriste und Hauptleute und dem Herrn Erzherzog von Steier Landmarschälle und Kämmerer gestellt hatte und immer noch stelle. „Lassen wir die Burg verfallen," schlug Freiherr Erasmus den Brüdern und Vettern vor, „ihre Tage hat sie hinter sich, und bauen wir ein frohes Neuschloß nach der Art des Sonnenkönigs und der Herzöge, wie ich es in Frankreich gesehen, mit Türmen und Giebeln und allerlei schönen Zieraten. Wir wollen es in die Au am Fuß des Mauerwaldes bauen, näher unserm getreuen Markt Muringen und der Kirche des heiligen Laurentius, wo unsere hochseligen Vorfahren in Gott ruhen. Für den Altar aber spenden wir ein prächtiges Bild, denn es ist Pflicht des Adels, Gott zu ehren und die Kunst zu fördern. Ich habe gesprochen, dixi." Zu diesem Vorschlag hatte ihn seine schöne Gemahlin Angèle, eine hochgeborene Vicomtesse de Scudery, überredet, die ihn darüber hinaus noch zu überzeugen versuchte, er müßte den häßlichen Wald unter dem Mohrenkopf niederschlagen, weil er die Morgensonne wegfange. „Und fangt er auch die Morgensonne weg, so fangt er auch die Gießbäche im Märzen," erwiderte der zuweilen mieselsüchtige Freiherr Erasmus. Was er noch von „Lahnen" und „Muhren" hinzufügte, das begriff die hochgeborene Vicomtesse de Scudery nicht und zog die Oberlippe hochmütig hinauf: „Chez nous en France . . ."

War das Ehepaar anderer Ansicht und konnte sich nicht einigen, so redete der Baron am liebsten ein steirisches Deutsch und die Baronin ein Pariser Französisch, und das erleichterte keineswegs eine Verständigung.

Mit dem frohen Neuschloß hatten die von der Mauer nicht sonderlich viel Glück, im Frühling einmal nahm der geschwollene Fluß ein Eck des Baues mit, im Sommer schmetterte der Blitz einen Ahorn aufs Dach des linken Türmchens, und im Herbst füllte ein Landregen den Weinkeller mit Regenwasser. „Sacrebleu!" schalt Louis Ferdinand von der Mauer, ein Sohn der Vicomtesse, „der Wald muß fort, er versaut mir alles!" — „Halten zu Gnaden," wendete der Pfleger Martin submissest ein, „nur die Bäume haben uns davor bewahret, daß die Bäch', die vom Mohrenkopf herunterrinnen tun, nit das ganze G'schloß vertragen haben." — „Halt Er sein Maul," herrschte ihn Louis Ferdinand an und bot zwanzig Holzknechte auf. Da erließ rechterzeit der kluge zweite Joseph, des heiligen Römisch-teutschen Reichs erwählter König und seiner Mutter Marietheres Mitregent in den Erblanden, ein strenges Edikt, das die „Schutzwälder" namentlich aufzählte, die bei schwerer Strafe geschont werden müßten. Darunter war auch der Mauerwald, und dem Kaiserkönig und Mitregenten konnte auch ein hochwohlgeborener Graf Louis Ferdinand von der Mauer nicht einfach den Mund verbieten, wie er es dem Pfleger Martin getan, und so schimpfte er sich nur weidlich beim Pater Severino, Pfarrer von Muringen, aus: „Der Teufel, mit Verlaub, soll die neuen Gesetze holen!" Und weil der Pater ein Mitglied der Societas Jesu war und seinerseits der kaiserlichen Majestät wegen ihrer ketzerischen Toleranz gegen Häretiker und Sektierer grollte, verdrehte er die Augen und sagte zu seinem Grundherrn und Patron: „Eheu, Gott mag wissen, wohin wir steuern!"

Derweilen zerbröckelte die Mauerburg auf der Höhe, und ihr Schutt rieselte durch den Forst, wo ihn dürre Nadeln und braune Blätter zudeckten, daß wilde Rosen, Heidekraut, Farne und Brombeeren daraus sprossen. Und auch mit den Grafen und edlen Herren von der Mauer ging es abwärts: Einer starb als Gesandter in Petersburg an der Schwindsucht, ein anderer vertrödelte sein Hab und Gut am Spieltisch und schoß sich eine Kugel vor den Kopf, ein dritter heiratete eine spanische Marquise, bekam ihretwegen in Madrid Händel mit dem Infanten, der ihn nachts von einem Getreuen erdolchen ließ, ein vierter diente als Rittmeister an der krawatischen Grenze, ein fünfter wurde als Gerichtspräsident in Krakau zum Polen und so weiter ein sechster, ein siebenter und ein achter. Selten nur kam einer von der Familie ins Neuschloß unter dem Mauerwald, hüstelte in der muffigen Zimmerluft, klemmte ein Einglas ein, strich sich über die frierende Glatze: „Einfach scheußlich!", kroch dann spielerisch in die Rüstung seines Ahnen Adilram auf der Mauer, die im Waffensaal aufbewahrt wurde, verlor sich in dem viel zu breiten Panzer, murmelte doppelt verärgert nochmals: „Scheußlich!" und reiste mit dem Nizza-Expreß ab.

Zwischen vier Zinnen des Bergfrieds in der Burgruine hatte sich der hundertjährige Balthauser, ein Enkel des vom Grafen Louis

Ferdinand angeherrschten Pflegers Martin, mit seiner rothaarigen Urenkelin Katharina einen Holzverschlag gezimmert und hauste darin. Den lieben langen Tag rauchte er Buchenblätter aus einer kurzen Pfeife und verkohlte die Wind- und Schneebrüche des Mauerwaldes in seinem Meiler. Dem davonhastenden Nizza-Expreß, den er eine Erfindung des Gottseibeiuns hieß, blinzelte Balthauser aus seinen entzündeten Äuglein nach: „Alte Bäum' soll man nit mehr umsetzen, und alte Leut' a nimmer. Gehn leicht ein, die alten Bäum' und die alten Leut'. Sein rechtschaffen alte Leut', die gnädigen Mauerherren, und haben sich umsetzen lassen, wo die Füß' nit auf Erden treten, sondern auf Steiner, die weich auf'gstrichen werden wie Buttern auf Brot und dann hart werden wie vorjähriger Ziegenkaas. Das nennen S' Trottoah, hat unser Schulmeister immrigsmal g'sagt." — „Gehn S' weiter, Ahndl, plauschen S' nit!" rügte die rote Katl. „Steiner, die was weich aufg'strichen werden — daß i nit lach'!"

Und der letzte freie Herr und Graf Edgar von der Mauer veräußerte das Neuschloß mitsamt den Gründen in der Au und dem Mauerwald am Berg an Herrn Franz Crispini aus Triest. Er hatte sich mit mexikanischen Papieren verspekuliert und kaufte sich bei einer Versicherungsgesellschaft eine noble Lebensrente. Zum Abschied ärgerte sich Graf Edgar noch im Angesicht des Mauerwaldes und überlegte: „Den hätte ich eher noch versilbern sollen, zu dumm!"

„Schutzwald, Schutzwald ..." rauschte es in den Wipfeln, aber der letzte Herr auf der Mauer verstand die Sprache nicht.

Franz Crispini baute das Schloß um und an, führte eine Wasserleitung und elektrisches Licht ein, brach große Fenster aus, legte Parkette, tapezierte, schleppte modische Möbel herbei und Gemälde der allerneuesten Meister, er errichtete eine Schnapsbrennerei am Fluß und eine Brettersäge, weil er sein vieles Geld als Holzhändler verdiente, plante die Anlage eines Gestüts von Blutpferden und stiftete in der Muringener Kirche ein neues Altarbild anstatt des grob verzeichneten heiligen Laurentius auf seinem glühenden Rost. Das Bild stellte St. Crispinus dar, wie der Kubist Wutschler in Schwabing sich ihn dachte: Mit einem dreieckigen, blauroten wie blatternarbigen Gesicht, in einem grüngefleckten schmutziggelben Kittel, daß die Bauern ihn zuerst für eine Landschaft ansahen. Seinen Freunden und Gästen zeigte der junge Gutsherr mit einem stolzen italienischen Augenaufschlag den Panzer Adilrams auf der Mauer und erzählte, den habe sein Ahne in der Schlacht von Pavia getragen. Als Crispini für den Eucharistischen Kongreß eine Million zeichnete, erhob ihn der Kaiser in den erblichen Adelsstand.

Der Markt Muringen blühte wie nie zuvor, sonderlich seitdem die Aktiengesellschaft „Hephaistos" dort ein Blechwalzwerk errichtet hatte, in dem abgestandene Bauern aus der Gegend und anspruchslose Schlawiner, die kein Wort deutsch verstanden, Tag und Nacht schafften.

Der über hundertjährige Köhler Balthauser hatte seinen Bretterverschlag in der Ruine räumen und seinen Meiler ausblasen müssen, da neuerdings ein gelernter Forstmeister den umfangreichen Waldbesitz rationell bewirtschaftete. Der Balthauser bezog mit seiner Urenkelin eine Keusche an der Leite, dem Mohrenkopf gegenüber, saugte mit zahnlosen Kiefern an seiner kalten Pfeife und starrte stundenlang aus entzündeten Augen auf den versinkenden Bergfried, der aus toten Schießlöchern zurückglotzte. Eines Abends schrie der Alte jählings auf: „Auslachen tut er uns, auslachen!" — „Der Ähndl weiß schon nimmer, was er red't, er ist schon so viel kindisch," entschuldigte die rote Katl den Urgroßvater beim Ritter von Crispini, der im Vorbeireiten den schwachsinnigen Ausruf gehört hatte. Dem schwarzen Südländer gefiel die rotblonde Dirn, daß er fragte, ob sie nicht Wäscheverwahrerin im Schloß werden wolle...

Nachts darauf ging der greise Balthauser leise dahin, wo wir alle ihm nachkommen.

Herrn von Crispinis Advokat mußte bei der Landesregierung eine Eingabe machen, sie möge die Abstockung des Mauerwaldes erlauben, der überständig eine Gefahr für das Schloß und den ganzen Markt Muringen sei. Am Abhang wünschte er einen italienischen Terrassengarten anzulegen. Unter Geschäftszahl 435/D wurde dem Gesuchsteller kundgetan, nach dem Gesetz vom Soundsovielten, Reichsgesetzblatt soundsoviel und den Ausführungsbestimmungen, Landesverordnungsblatt soundsoviel, gehöre der Mauerwald zu den Schutzforsten des Staates und müßte geschont werden. Dann brach der Krieg aus, und weil der Ritter von Crispini fürchtete, bei einer Nachmusterung tauglich für den Dienst in der k. und k. Armee befunden zu werden, reiste er über die Schweiz nach Italien, und der österreichische Besitz des Flüchtlings wurde sequestriert. Erst nach Friedensschluß kam Francesco Conte de Crispini, wie er sich jetzt schrieb, zurück, wies seine Papiere als Reichsitaliener vor und ergriff wieder Besitz vom Schloß, wo er seinen Freunden aus Trieste, Milano, Roma und Napoli herrliche Feste gab, die den Sieg der unüberwindlichen italienischen Waffen

über den Erbfeind feierten. Graf Edgar, der letzte von der Mauer, war als freiwilliger Pfleger des Johanniterordens am Jordan in einem Gefecht mit aufständischen Arabern gefallen und lag am Rande jener Fichtenschonung, die aus dem Zapfen gesprossen, den sein Urahn Odo am Helm ins heilige Land getragen hatte. Als der Conte vom Erlöschen der gräflichen Sippe erfuhr, fügte er seinem klingenden Namen ganz eigenmächtig noch den Titel „dominus de Mauer" hinzu. Einmal versuchten deutsche Turner und einmal kommunistische Eisendreher ihm die Fenster einzuwerfen, und er beschwerte sich bei der Bezirkshauptmannschaft — würde sich dergleichen wiederholen, so werde die römische Regierung empfindliche Repressalien üben, und um seine selbstherrliche Macht augenfällig zu beweisen, gab er Auftrag, den Mauerwald abzuholzen und den italienischen Terrassengarten anzulegen. Schon im September war auf dem Mohrenkopf der erste Schnee gefallen, und als es an sonnigen Oktobertagen wieder taute, rauschte den fluchenden Holzknechten das Wasser in ihre Blockhütten. Besser wurde es erst wieder beim Kälteeinbruch im Dezember, wo die Natur einfror, und wie zu Beginn des neuen Jahres durch Wochen und Wochen, Tag für Tag, Schneewolken aus einem schweren grauweißen Himmel zur Erde niederflatterten, da verhüllten sie nicht nur den felsigen Mohrenkopf, sie breiteten das Leichentuch auch lautlos über die Wurzelstrünke des toten Mauerwaldes, den die Kreissäge im Tal zerfraß. Fichten und Tannen, Buchen und Ahorne fraß sie. Mit seinen Zinnen überragte nur der traurige Bergfried die aufgehäuften Schneewächten und glotzte in eine Welt, von der er nichts mehr wußte.

Francesco Conte Crispini dominus de Mauer veranstaltete einen besonderen Faschingsball im Schloß, wozu er nicht nur Landsleute einlud, sondern auch den Bezirkshauptmann, den Pfarrer von Muringen, den Werksdirektor des „Hephaistos" und zwei Nationalräte des Kreises, die seine Hirsche jagten und ihm deshalb wohlgewogen waren. Der ungebärdige Schneefall des Feber beunruhigte den Schloßherrn ein wenig, denn er fürchtete, darob könnten die Bahnen eingestellt, die Autostraßen unfahrbar und seine Gäste am Kommen gehindert werden, doch Ende des Monats brach die Sonne durch grauweiße Wolken und machte die Schneemassen auf dem Mohrenkopf und am Abhang des ermordeten Mauerwaldes flüssig, daß sie als boshafte Wildbäche talab strudelten. Das Schloß Mauer und den Markt Muringen behelligten sie nur deshalb nicht, weil der lockere Waldboden die Wasser durstig einsog — wenn er auch da und dort Sprünge und Risse bekam, wenn sich auch dort und da Lehmklumpen und Steinklötze lösten, wenn auch knorrige Wurzelungetüme sich aufbäumten und langsam, langsam talwärts rückten ...

In den behaglich durchwärmten Räumen des Schlosses Mauer ging es hoch her, aberhundert elektrische Birnen durchhellten die Säle und Zimmer, und die Kunst einiger Florentiner Gärtner täuschte einen fremdländischen Frühling vor, mit Lorbeer und Efeu, mit Palmen und Katteen, mit den duftigsten Blumen des fernen Frühlings, die erst nachmittags in Kraftwagen von der Riviera eingetroffen waren. In savoyardische Farben eingekleidete Bediente huschten auf Gummisohlen dienstbar umher, und Küchenmägde lugten durch Türspalten auf das farbige Getriebe seltsam kostümierter Menschen. Genuesische Dogen, venezianische Nobili, römische Principi, spanische Granden lachten mit den wundervollsten Damen in Scharlachrot, Meergrün, Entenhalsblau und Dottergelb, deren Edelsteine das Licht bunt zurückwarfen, deren weiße Schultern weißer leuchteten. Damast knisterte, Seide raschelte, Samt fiel in schweren Falten, Spitzen kräuselten sich, Marder, Füchse, seltene Maulwürfe hatten erkalten müssen, um heiße Schönheiten einer heißeren Welt im nordischen Winter zu erwärmen. Bedachtsam verteilt, daß sie nicht ineinanderklangen, spielten drei Musikkapellen, und vor dem riesigen Panzer Adilrams auf der Mauer hob der bewegliche Maestro Ragapini seinen Taktstock: „Italia fara se ..." Köpfe nickten zum Takt, Fußspitzen wippten ...

Hinter einer dämpfenden Portiere stand die rote Katl und starrte mit verweinten Augen auf den Hausherrn, der als purpurner Kardinal verkleidet einer smaragdgrünen Regina, deren Haar feurig lohte, Schmeichelworte zuflüsterte.

Der Haushofmeister gab das Zeichen zum Souper — Kaviar, Austern, Hummern waren schon aufgetragen, und Asti schäumte in geschliffenen Gläsern über —, da grollte es von draußen. „Die Turner!" erschrak der Bezirkshauptmann. „Die Kommunisten!" zitterte der Werksdirektor. Der Pfarrer faltete die Hände. Die beiden Nationalräte fragten: „Was ist denn los?" Der purpurne Kardinal winkte mit einer päpstlichen Gebärde: „Niente, nix zu fürchten, in meine Souterrain stecken sweiundswansig Carabinieri — sie sollen nur kommen, die Boches, avanti!"

Es grollte, es pfiff, es winselte. Es tobte, es toste, daß die Fußboden bebten und die

Wände wankten. Es krachte. Es knatterte. Es donnerte.

„Das Souper ...“ schrie der Haushofmeister.

„Musik!“ brüllte Francesco de Crispini dominus de Mauer.

„Der Mauerwald!“ kreischte die rote Katl und stürzte auf den Holzhändler zu, ihn zu schützen.

Als wäre es die böse, längst totgeglaubte Göttin Mora selbst, so grollte pfiff und winselte es um den höchsten Zinken des Mohrenkopfes, und eine Gewalt gab den im Föhn schmelzenden Schneelawinen einen Tritt, daß sie in die Tiefe taumelten. Über die Burgruine weg, die steilen Lehnen hinab, mitreißend, was die Bahn verlegte — Felsen, Steine, Schotter, entwurzelte ineinandergewachsene Baumstrünke — und alles wälzte sich dem Schloß Mauer, dem Markt Muringen zu. Das wuchtete und tobte und toste und donnerte, das zerbrach, zerschmetterte, zermalmte. Eis, Schnee, Lehm, Muränen kamen nieder, Geröll, Holz, Sand, die Eingeweide der Erde platzten — der ganze Berg rollte ins Tal, der seiner Fichten und Tannen und Buchen und Ahorne beraubte Mauerwald, der seit urdenklichen Zeiten die Menschen zu seinen Füßen behütet hatte.

Wie ein unwiderstehlicher Sargdeckel legte sich der Mauerwald auf die Landschaft.

Bei Morgengrauen durchwühlten Almbauern den Schutt, unter dem Schloß und Markt, unter dem alles Lebende verschwunden war: Ein Kardinal und Dogen, Nobili, Principi und Granden, wundervolle Damen, Musikanten und Carabinieri, Bediente, Küchenmägde und Gärtner, Echtes und Falsches, ein Haushofmeister, ein Bezirkshauptmann, ein Pfarrer, ein Werksdirektor und zwei Nationalräte. Nur ein rothaariges Weib hockte auf der zerbeulten, beschmutzten, verdorbenen Rüstung Adilrams auf der Mauer und stierte als einzige wie durch ein Wunder Überlebende hinauf zu den toten Schießlöchern des Bergfrieds, den die Mora, zum Trotz, verschont hatte, und stammelte: „Auslachen tut er uns, auslachen ...“

Sonja und die Alte. Von Karl von Berlepsch

Zur alten Zauberin kam nächtens Sonja
Mit Tränen in den süßen, samtnen Augen:
„Pawlowna, Mutter, stahl mir meinen Liebsten,
Pawlowna mit dem häßlichen Gelächter,
Pawlowna mit dem buhlerischen Herzen! —
Wie soll ich's tragen, Mutter, wie es fassen!
Gib mir Vergessen, Mutter, daß ich schlafe!“ —

Die Alte nahm die schmale Hand des Mädchens,
Die Hand, die zitternd sich in ihre fügte,
Und lange sie betrachtend, lang sie streichelnd,
Die Hand, die gar beredte, sprach sie also:

„Sieh dort das kleine Mal an deinem Nagel,
Am ros'gen Nagel deines Fingers, Sonja.
Wenn es emporgewachsen ist zur Kuppe,
Zur sichelförm'gen Kuppe deines Nagels,
Wirst du den Schmerz vergessen haben, Sonja. —

Denn alles Leid wächst uns hinweg wie dieses.

Erst scheint es rosig noch und blutdurchsogen
Und fast unmöglich ist's, es dann zu tilgen,
Doch löst es sich von selbst nach ein'gen Monden
Und ohne Schmerzen kann der Schnitt geschehen. —

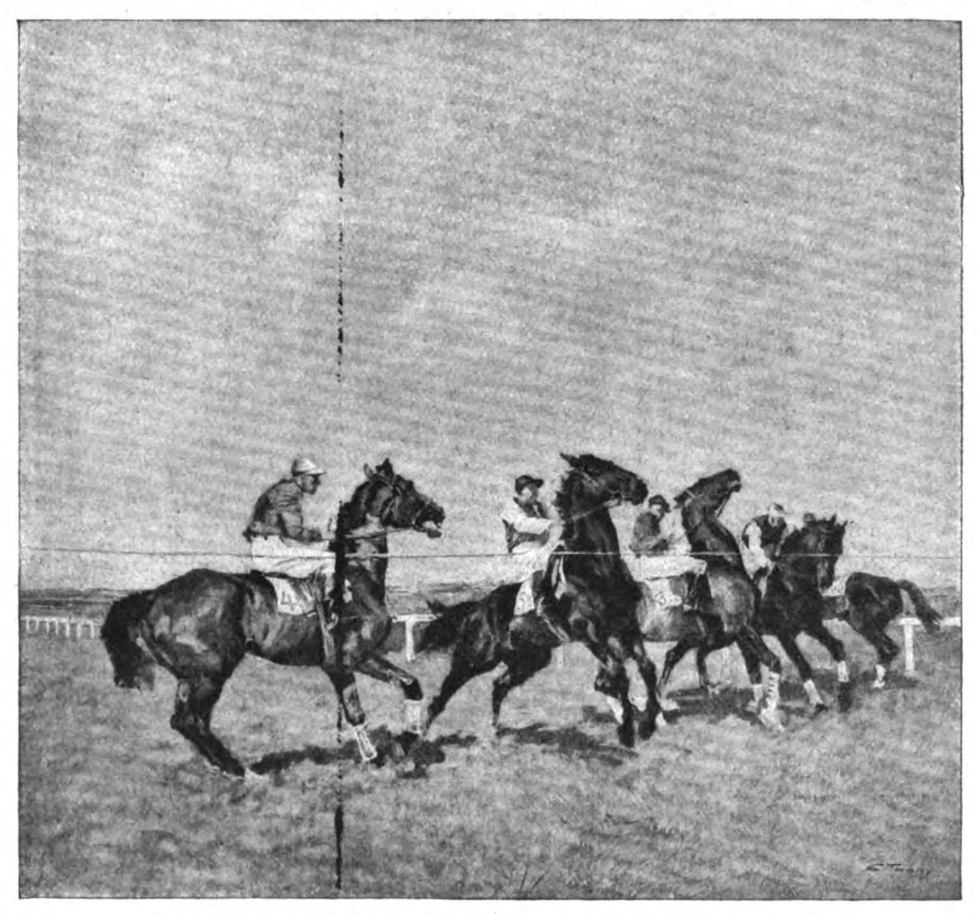
— Doch schneide dann und nicht zu zaghaft, Sonja!“ —

Eduard Thöny als Sportmaler

Von Dr. Franz Servaes

Der Sport ist enger, als mancher glaubt, mit der Kunst verschwistert. Der ganze Aufschwung der griechischen Plastik wäre undenkbar ohne die Anfeuerung durch die olympischen Spiele. Weil allen denen, die einen neuen Rekord aufstellten — früher sagte man schlicht: den Siegern — Ehrenstatuen errichtet wurden, war der Bildhauer zu einem genauesten Studium des menschlichen Körpers genötigt. Denn nur auf diese Weise, nicht etwa durch physiognomische Porträtähnlichkeit, sollte und konnte das Besondere des errungenen Sieges gefeiert werden. Auf der immer fortschreitenden Durchbildung des menschlichen Körpers und seiner natürlichen Bewegungsmotive baut sich aber vornehmlich die Plastik der klassischen Zeit auf. Aus der künstlerischen Nachbildung des vollendet schönen Menschen ergab sich dann wie von selbst, durch eine letzte, nur geringfügige Steigerung das Idealbild der Götter. Doch auch die Tiere, die dem Sport dienten, allen voran das Pferd, boten der hellenischen Kunst anregendsten Vorwurf und beschäftigten in starkem Maße die künstlerische Phantasie und Darstellungsgabe. Beim Wagenrennen dahinsprengende Pferde, in dem wundervollen Ebenmaß ihrer Glieder und dem wechselreichen Rhythmus ihrer Bewegungen, begeisterten Hand und Auge der Bildhauer und wurden in weithin gefeierten Bildwerken künstlerisch verewigt.

Das Mittelalter, in seiner einseitigen Hinwendung zum Spiritualismus und zur Mystik, gelangte nur allzuschnell zu einer die Kunst schädigenden Mißachtung aller leiblichen Schönheit. Und die fast völlige Herrschaft der Kirche über die Kunst schränkte den Kreis weltlicher Darstellungsthemen



Am Start. (Mit Genehmigung des Verlages von P. G. Zehrfeld, Leipzig)



Rückkehr zur Wage

noch empfindlicher ein. Erst mit der „Wiederentdeckung des Menschen" durch die Renaissance wurde dieser Bannkreis gebrochen, und sehr schnell fanden jetzt auch Kraft und Gewandtheit des Körpers aufs neue ihre Verherrlichung. Führende Kunst war aber jetzt nicht mehr die Plastik, sondern die Malerei, und hierbei wurden weniger die völkischen als die höfischen Vergnügungen Gegenstand der künstlerischen Wiedergabe. Die Aufregungen und Abenteuer der Jagd, der Bewunderung herausfordernde Eindruck der Erscheinung hoch zu Roß galten fürstlichen Persönlichkeiten als das Wichtigste, das dem Pinsel des Malers zur Verherrlichung zu übergeben sei. Tizian, Rubens, Velazquez schufen berühmte Reiterbilder hochgestellter Gewalthaber, und zumal in der niederländischen Malschule sehen wir ganze Künstlergruppen entstehen, die die Jagd als kavaliermäßige Veranstaltung, oft unter feiner Hineinziehung des Landschaftlichen, sich zum Thema erkoren.

Dieser ganze Stoffkreis blieb von nun ab der Kunst erhalten, wenn er sich auch, je nach den Bedürfnissen und Neigungen der Zeit, aufs vielfältige wandelte. Jedenfalls blickt die moderne Sportmalerei auf eine stattliche und vornehme Ahnenkette zurück und darf sich hierdurch im eigentlichsten Sinne des Wortes „adelig" fühlen. Wenn dieser Adel künstlerisch nicht immer den entsprechenden Qulitätsausdruck gefunden hat, so liegt das nicht zuletzt an dem immer weiter um sich greifenden Ungeschmack der jeweiligen Besteller. Kunst geht nach Brot, und je mehr dienstwillige Verfertiger von Jagd- und Sportbildern auf eine Schicht ästhetisch ungebildeter und mehr um prosaische Genauigkeit als um malerische Empfindungsfülle besorgter Interessenten angewiesen waren, desto mehr sank leider gemeinhin der künstlerische Kredit dieses ganzen Genres. Doch gab es neben den fabrikmäßigen Herstellern der von Klubs und Kasinos gewünschten Bildwaren stets auch echte und hervorstechende Künstler, die sich der hier schlummernden Edelüberlieferung bewußt blieben und aus feurigem, persönlichem Antrieb diesen Kreis herrlicher malerischer Motive sich nicht entgehen ließen. Géricault und Delacroix, Manet und Degas, dann Liebermann, Trübner, Angelo Jank und manche andere, die man nennen könnte, haben zumal dem Reitersport ein beseeltes Interesse zugewandt und so den rühmlichen alten Zusammenhang zwischen Kunst und Sport bis in die lebendige Gegenwart herübergerettet.

In diese Reihe stellt sich nun auch, mit besonderem Erfolge, Eduard Thöny, der Tiroler und weltbekannte Simplizissimuszeichner. Er erschließt sich damit ein neues Gebiet, oder vielmehr, er ist von seinem bisherigen Gebiete auf ein benachbartes übergetreten. Vor einem Vierteljahrhundert war Thöny, man darf schon sagen: der klassische Karikaturist des preußischen Leutnants. Sein nach diesem benanntes Album, um die Jahrhundertwende erschienen, verrät, bei aller standesberechtigten Bosheit, doch soviel Liebenswürdigkeit, Lustigkeit und Scharm, daß nur törichte Menschen ihm haben gram sein können. Nicht wenige aber der vom neckischen Peitschenhiebe Betroffenen haben soviel innere Freiheit ge-



Guter Rat ist teuer



Am Sattelplatz. Aus Brakls Kunstausstellung, München

habt, von Herzen darüber zu lachen und manches überaus zutreffend zu finden. Eine solche Zustimmung ist dann stets zugleich die beste Widerlegung — im subjektiven Falle. Thöny aber hatte für jeden Einsichtigen und besonders für jeden Kunstverständigen eine gradezu glänzende Talentprobe abgelegt und sich in die vorderste Reihe der deutschen Zeichner gestellt.

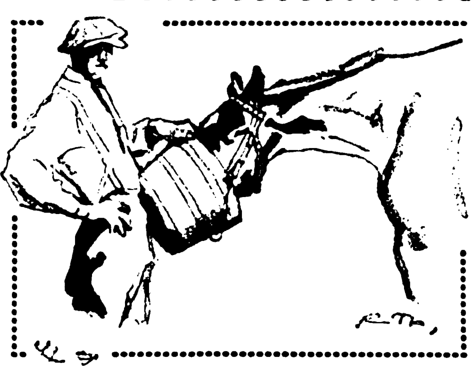
Damals fiel, dem Schreiber dieser Zeilen gegenüber, das vielzitierte, ja berühmt gewordene Wort Wilhelm Leibls: „Da suchen die Menschen heute immer nach der neuen Kunst! Sie sollen den Simplizissimus in die Hand nehmen, da haben sie die neue Kunst!" Und als ersten, dessen erinnere ich mich genau, nannte er unter denen, auf die diese Worte zuträfen: Thöny! Ein Leiblurteil wiegt schwer — um so schwerer, als es aus wortkargem, vorsichtig abwägendem Munde kam. Und wenn Leibl sagte: „Neue Kunst," so verrät dies, außer der darin liegenden Zustimmung, insbesondere einen gewissen Grad des Staunens und des eigenen Verblüfftseins. Die Zeiten haben sich inzwischen geändert. Was damals „neue" Kunst war, das ist heute ... zwar noch nicht alte, aber doch solide, durchgedrungene, uns allen vertraute Kunst geworden. Für die heutige „neue" Kunst aber wird sich nicht so leicht ein Leibl finden, der sich zu ihrem Ruhmesherold aufwirft. — Thöny jedenfalls ist seitdem allgemeiner Liebling des deutschen Publikums, ja auch eines großen Teiles des ausländischen geworden und so berühmt fast wie ein internationaler Filmstar. Schon in jenem Leutnantsalbum hatte er sich als ein ausgezeichneter Kenner und Darsteller von Pferden erwiesen. Zumeist in der Frontstellung, in ruhigem Schritt herankommend und mit gemessenem Stolz den schmucken Reiter tragend, wirken diese Thönyschen Militärgäule als wahre Prachttiere, blank geputzt und strahlend vor Gepflegtheit. Man spürt die innerste Herzensfreude des Zeichners heraus, der hier nicht im mindesten Karikaturist, vielmehr begeisterter Lobpreiser der Tierschönheit ist. Offizier, Roß, Sportplatz: das sind drei Dinge, die zueinander gehören. Und so war denn schon auch damals der Schauplatz, auf dem Thöny die Munterkeit seiner Laune sich tummeln ließ, das Rennfeld und die anstoßende Tribüne. Schon die funkelnde Eleganz der daselbst versammelten Damen erregte des Zeichners Entzücken und Ehrgeiz. Und seinen Helden, den Leutnant, verstand er solcher Umwelt aufs selbstverständlichste einzufügen. Mochte dieser als Protz, als Geck, als Renommist sich gebärden, machte er selbst durch herausfordernde Albernheiten unwiderstehlich die Lachlust kitzeln, er blieb doch auf diesem

Felde heimisch und zeigte sich erfüllt von jener Sicherheit des Auftretens, die ihm sein Klassen- und Standesbewußtsein eingaben. Im Kriege hat dann Thöny über den deutschen Militärstand und seine niedere und obere Führerschaft vollends umgelernt. War er schon vorher in den Gegenstand seiner hechelnden Laune heimlich wie verliebt — das sind ja die Zerrbildzeichner zumeist —, so fand er während des großen, blutigen Völkerringens viel zu oft Gelegenheit, den Heldenmut und die Trefflichkeit der deutschen Truppe zu bewundern, als daß er dieser Empfindung nicht auch zeichnerisch und malerisch hätte Ausdruck geben sollen. Die „Monatshefte“ haben damals (Jahrgang 1915 16) die Tätigkeit unseres Künstlers, anläßlich dessen fünfzigsten Geburtstages, in Wort und Bild ausführlich geschildert.

Sowohl das Vorkriegs- wie das Kriegsthema waren dem Künstler aus sachlichen und Gefühlsgründen in der Nachfolgezeit verschlossen. Doch die Frage, wie er sich umzustellen habe, hat ihn sicher sehr wenig Kopfzerbrechen gekostet. Wie von selbst bot sich der Stoffkreis ihm dar, dem er jetzt sich zugewandt und der ihn auch früher schon manchmal eigenartig beschäftigt hatte: das Sportleben, insbesondere soweit es mit Pferden verknüpft ist, also auf Rennplätzen und Jagden. Für einen Künstler von der hohen und raschen Beweglichkeit eines Thöny, für einen so scharfblickenden und glänzenden Beobachter ergab sich hier eine Fülle des Interessanten, quoll hier gradezu ein frischer, neuer Quellborn. Man muß schon sagen: mit der flinken Gewandtheit des geborenen Reiters fand sich Thöny im neuen Sattel zurecht und reitet jetzt die hohe Schule und die wilde Parforcejagd mit solcher Leichtigkeit und Eleganz, als ob er zeitlebens nichts anderes getan hätte.

⌘ ⌘ ⌘

Rennplatztreiben . . . Die Buntheit der hier auf und ab flirrenden Bilder, die charakteristische Prägnanz der sich durcheinanderdrängenden Gestalten, das faszinie-



rende Stück romanhaften Lebens, das sich hundertfach entfaltet, und nicht zuletzt die eigentümliche Schönheit landschaftlicher Stimmungen, mit weitgestreckten Ebenen und einem hoch darüber sich wölbenden, bald wolkig verhangenen, bald sonnenhell durchblitzten Himmel — all dieses reich zusammengewirbelte Stück mondäner Gegenwart hat seit jeher sowohl Stift und Pinsel des Zeichners und Malers wie auch die Einbildungskraft des Poeten und die Schilderungsgabe des schriftstellernden Sittendarstellers gereizt. Und ganz besonders heute genießt nichts eine so breite Popularität, wirkt nichts mit solch umstrickender Anziehungskraft auf die verschiedenfältigen Volksmassen wie sportliche Veranstaltungen dieser Art. Zu Zehntausenden, ja Hunderttausenden strömt die großstädtische Menschheit an begünstigten Tagen hinaus, schon vorher erfüllt mit dem Fieber der Erwartung und zu hitzigen Disputen, Wettgelüsten, Wagelaunen wie mit elektrischer Spannung geladen, gleich als handele es sich um die Entscheidung eines großen Völkerringens. Ach, wie armselig wirkt jede ernsthafte, künstlerische Veranstaltung, und sei es selbst die wochenlang erwartete Uraufführung eines Modedichters, gegen diese bis zum Platzen aufgerührte Leidenschaft, gegen diesen lawinenartig anschwellenden, elementarisch alles mit sich fortreißenden Andrang. Und kein Schauspieler einer vielbegehrten und von allen Rivalen heißbeneideten Hauptrolle vermag jemals jenes Hochgefühl aufzubringen, das die simple Gestalt eines kleinen Jockeis erfüllen mag, der als Erster durchs Ziel geschossen ist und dem von ihm vertretenen Rennstall einen Weltpreis errungen hat.

Thöny muß ein überaus eifriger und reich interessierter Besucher dieser Veranstaltungen sein: denn wie unsere Bilder zeigen, ist er mit allen Finessen und allen Sensationen, die sich hier in so reichem Maße bieten, aufs innigste vertraut. Er sieht diese Dinge jedoch nicht bloß mit dem launigen Auge des Karikaturisten und erprobten Kenners, er sieht sie vor allem auch als Maler an, der die blendende Erscheinung, den Reichtum an Bewegungsmotiven und die bildhafte Gesamtwirkung liebt und hervorkehrt. Es ist so belustigend als anregend, sich von ihm eine Weile herumführen zu lassen und aus seinen skizzierten Einfällen und erhaschten Bildmomenten gleichsam

sein frisches, erwärmtes Geplauder herauszuhören.

Wo sollen wir uns zuerst von ihm hinführen lassen? Die Helden des Tages halten sich noch zurück. Aber diejenigen, die sich weit wichtiger als diese fühlen, die Buchherstolziert und sich, wie es scheint, eigens die dünnsten und schmalsten Menschlein herausfischt, um sie belehrend anzupusten. Auch Pferde sieht man schon umherstehen. Hie und da naht ein Jockei, betrachtet kritisch seinen Schützling und rückt ihm den



Hürdensprung beim Jagdrennen. Gemälde aus Nürnberger Privatbesitz

macher, Journalisten, Photographen und Stalljungen treiben sich bereits mit hochgereckten Nasen umher und geben ihre Weisheiten und Mutmaßungen zum besten. Wir sind auf einem Turfplatz bei München. Das erkennt man aus der wiederholt auftauchenden Figur eines mächtig aufgeschwemmten Bierbauchs, der, ein Gamshütel auf dem Schädel, schnaufend im Sonnenbrand, ein-

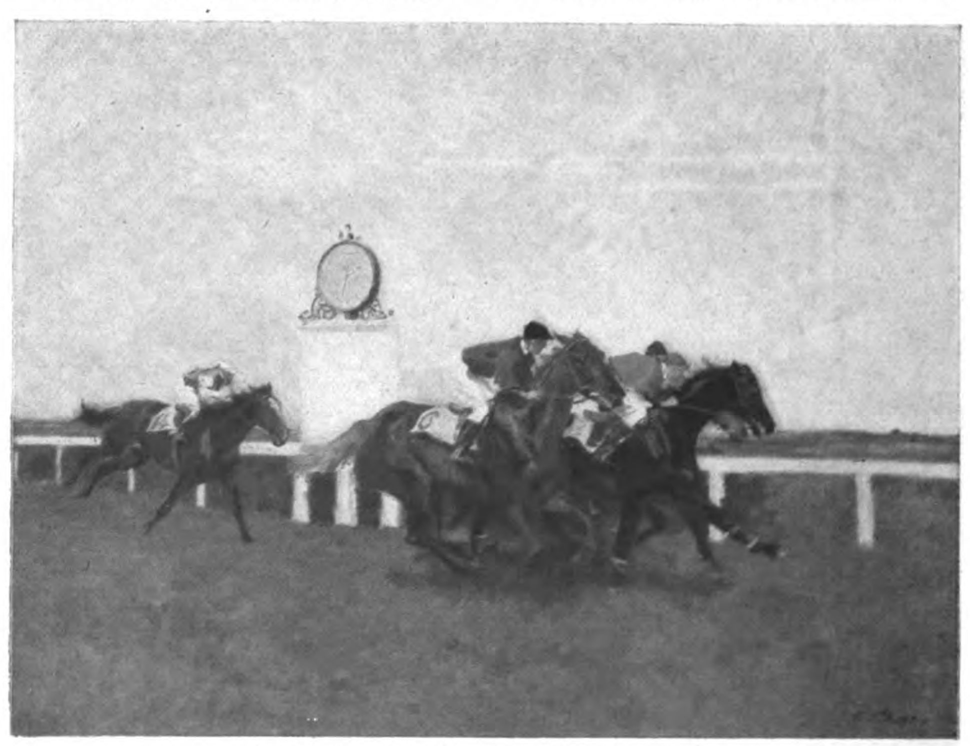
Sattel noch etwas fester zurecht. Oder ein Stallknecht kommt, hat einen Eimer mit Wasser bei sich und gibt dem Gaul, bevor er ins Treffen geführt wird, noch eins zu saufen.

Allmählich rücken nun auch die Matadore selbst an. Roß und Reiter sind noch einmal gewogen worden. Ein mühsam seine Aufregung bemeisternder Vertrauter hat den

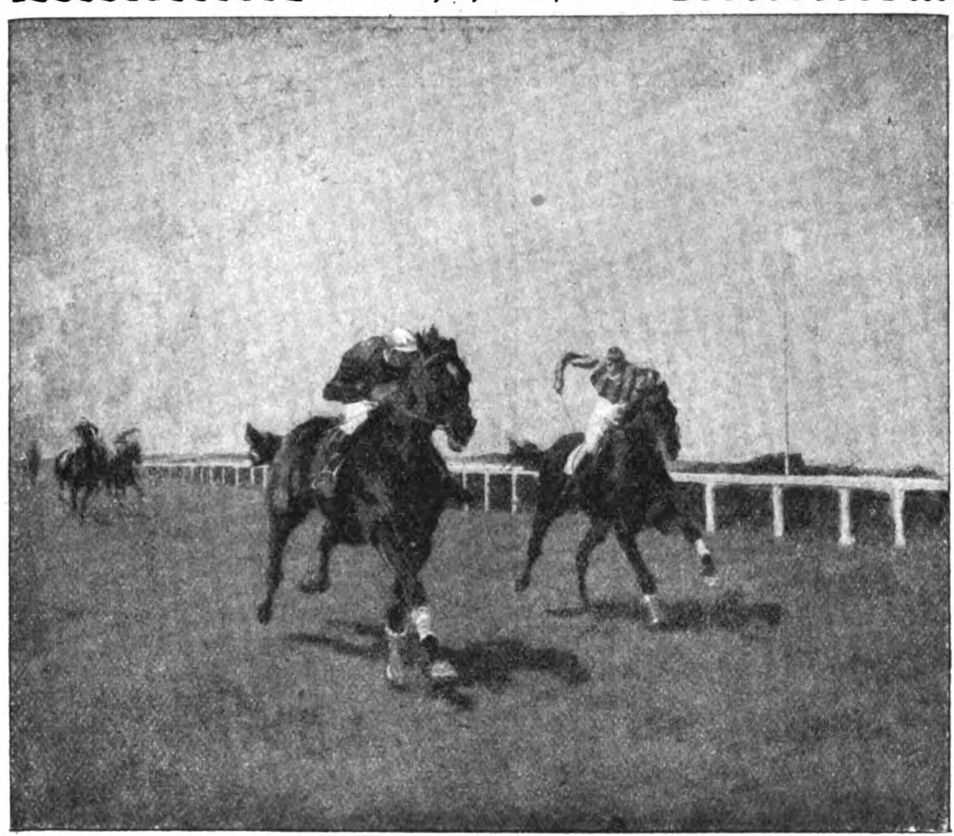
Halfter gefaßt und führt den Kampfbereiten auf den Sattelplatz. Dort beginnen sich jetzt allmählich — ein Buntbild zeigt es uns — die Rennteilnehmer auf der Wiese unter Baumstämmen zu versammeln, und man sieht die bunten Seidenjacken der Jockeis, die rote, die gelbe, die grüne, die schwarz-weiße, als muntere Farbentupfen hervorleuchten. Die Pferde, deren schlanke Unterschenkel vielfach schützend umwickelt sind, verraten bereits einige Nervosität. Das eine wiehert, das andere schreitet erwartungsvoll umher, ein drittes rüstet sich zu einem kleinen, kurzen Trabe. Die Reiter sitzen teils schon auf, teils schwingen sie sich in den Sattel, auch sie wissen, daß die Entscheidung bald naht.

Am Start sind die Kampfgenossen versammelt. Noch wehrt das zwischen zwei Pfeilern ausgespannte Seil den Auslauf. Gleitet es in die Höhe, so ist die Bahn frei — und das Treffen beginnt. Mit gutem Bedacht wählt sich der Maler den Moment vor dem eigentlichen Losbrechen. Die Stuten und Hengste, sämtlich schon beritten, sind nur schwer noch zu zügeln. In kurzen Sprüngen tänzeln sie umher oder springen versuchsweise an und bieten so dem Maler einen ungesuchten Reichtum spannender Bewegungsreize. Ach, wäre nur der Moment nur erst da, wo es wirklich losgeht! Qualvolle Wollust, dieses minutenlange Warten, dieses wiederholte vergebliche Ansetzen!

Aber endlich ist das Seil emporgeflogen — und in unregelmäßig gedrängter Kette, bald sich auflösend in verschiedene heißgedrängte Knäuel, saust die Kavalkade dahin, begleitet vom Glotzen und Jauchzen der Menge. Thöny zeigt uns zweierlei Rennen, ein Hürden- und ein Flachrennen. Beide Bilder sind voller Spannung. Mit funkelndem Satz wird auf dem einen die grüne Hecke genommen. Die Beobachtung der Laufbewegungen der Tiere ist brillant und ganz frei von jenem Konventionalismus sogenannter „edelschöner" Bewegungen, die leider so gänzlich falsch gesehen und nach einem akademischen Schema konstruiert sind. Vielleicht hat Thöny, da das menschliche Auge dem rapiden Wechsel kaum so schnell zu folgen vermag, die Momentphotographie hier zu Hilfe genommen. Dies wäre sein gutes Recht und ihm keineswegs zu verübeln. Wirken hierdurch auch die Beinstellungen der Pferde, z. B. des die Führung übernehmenden, beinahe grotesk, so sind sie doch um so echter und dem Auge des wahren Kenners keineswegs verwunderlich ... Ob auf dem anderen Bilde, wo ein Gewurl von drei Pferden, gefolgt von einem vierten, an der Kontrolluhr vorübersaust, offenbar z. T. schon mit einer gewissen gezügelten Zurückhaltung, ob hier in der Zusammenstellung alles stimmt, möge unentschieden bleiben. Jede Einzelbewegung ist zweifellos durchaus echt und genau erfaßt, aber ihr Nebeneinander dürfte die Kritik herausfordern. Als



Flachrennen. Gemälde aus Münchner Privatbesitz



Endkampf. Gemälde aus Brakls Kunstausstellung, München

bildhafte Komposition freilich wirkt das Ganze mit dem an dem weißen Zaun und der weißen Uhr vorübersprengenden Jockeigewimmel zweifellos sehr eindrucksvoll.

Und doch vielleicht mehr noch das Bild, das den Endkampf zeigt. Während andere Kampfteilnehmer weit überholt sind, spielt sich zwischen zwei hitzig vorausgeflogenen Rennern in den letzten Sekunden der spannende Moment der Entscheidung ab. Längere Zeit wohl schon sind die beiden edlen Tiere nebeneinander hergerast, das eine offenbar in der vollen Zuversicht des fast schon errungenen Sieges, das andere mit dem verbissen lauernden Ehrgeiz des schließlichen Zuvorkommenwollens. Und letzteres, zweifellos, wird das Rennen gewinnen. Mit klüglich aufgesparter Kraft, noch in voller, leichter Geschmeidigkeit schießt das edle Blut dahin, und der Reiter, fest auf den Halsnacken gebeugt, verharrt in tadelloser Ruhe. Der andere aber, in aufgestachelter Erregung, arbeitet heftig und nervös mit der Reitpeitsche, um dem bereits ermüdenden, aber immer noch braven und willigen Gaul die letzten Feuerfunken zu entlocken. Doch die Mühe wird umsonst sein. Soeben fegt, um ein paar Nasenlängen, der Rivale an ihm vorüber. Bald wird eine zehntausendköpfige Menge den Sieger brausend umjubeln.

Und nun ist der schöne, aufregende Nachmittag vorüber. Viele harrende Pferde treten jetzt in eine weit gelindere Aktion, als sie ihre über den Rennplatz gejagten Genossen hinter sich haben. Vor Equipagen gespannt, fahren sie die befriedigten Festteilnehmer nach Hause. Wir sehen ein dickes Stück von „neuem Reichen“, aufgeblasen auf dem Bock, hinter ihm mit vornehm untergeschlagenen Armen den Lakai, neben ihm im neuen Hut die Gemahlin oder das standesgemäße „Verhältnis“, und so führt er seine Zügel, im erhabenen Bewußtsein, daß ohne Ihn die ganze Sache doch nur eine halbe Sache gewesen wäre . . .

⊠ ⊠ ⊠

Und nun noch ein letztes Bild. Es wirkt wie eine Zusammenfassung alles Könnens des Künstlers, all seiner darstellerischen Kräfte. Aber es fällt insofern aus dem bisherigen Zyklus heraus, als hier nicht eine bloße Sportleistung auf der Rennbahn wiedergegeben ist, sondern ein aufregender Ernstfall auf einer wirklichen Jagd: das überspringen eines Wassergrabens in Verfolgung eines (nicht dargestellten) Wildes. Dachauer Moos, Novemberstimmung und Hubertusjagd. Die



Hubertusjagd. Gemälde

Rotröcke reiten Parforce, etwa hinter einem aufgehetzten Hirsch her. Unaufhaltsam braust es vorwärts, in wildem Halloh. Da sperren ein Zaun und ein Torfmoor jählings den Weg. Nichts anderes bleibt übrig, als in rasenden Galoppsprüngen darüber wegzusetzen. Diesen Moment hat unser Maler meisterlich dargestellt oder vielmehr er hat ihn in drei Momente aufs glücklichste und eindrucksvollste zerlegt. Den Hinübergelangten malt er und den Abspringenden und in der Mitte, auf fliegendem Schimmel, den im vollen Satze die Luft Durchsausenden. Die Schnellkraft der springenden Pferde, den im Ruck geschleuderten, glänzend festgehaltenen Sitz der Reiter, zumal bei dem mittleren, hat Thöny wie mit intuitivem Blick und alles wagender Handvirtuos herausgebracht. Und so braust sie an uns vorüber, die pfeilgeschwinde Jagd. Im Nu, meint man, müßte alles verschwinden — und steht doch vor uns da, auf dem Bilde, festgehalten von einem souverän schaltenden Pinsel!



Heimfahrt

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Himmelsleiter. Erinnerungen von Olga Wohlbrueck



Großmama beeilte sich nicht mit meinem Studium. Erst sollte ich mich in Paris umsehen. Sollte von der Kunst der anderen naschen und dann das gesellschaftliche Leben kennen lernen.

Auf demselben Flur mit uns, in einer eleganten Wohnung im französischen Bric-à-brac-Stil, wohnte Monsieur mit Madame de B... Sie Pariserin, er Ungar, Komponist, müde, jung, schlank. Er hätte ihr Sohn sein können trotz ihrer rabenschwarzen Haare und ihrer sehr rosigen Wangen. Von den Wänden grüßte zwischen anderen zum Teil sehr guten Bildern das Porträt eines schmächtigen, dunkelhaarigen jungen Mädchens, — bald in Öl, bald in Pastell oder als Federzeichnung. Es war die vor kaum zwei Jahren verstorbene Tochter der Madame de B., mit der ihr Gatte verlobt gewesen. Vierzehn Tage vor der Hochzeit starb das junge Mädchen an galoppierender Schwindsucht. Herr de B. verlor nicht nur seine zukünftige Frau, sondern mit ihr auch ein nicht unbeträchtliches Vermögen, das ihm, der ein ganz unbekannter armer Musiker war, beim Aufstieg seiner Karriere helfen sollte. Die Mutter aber verlor mit der zärtlich geliebten Tochter — die männliche Stütze, an die sie sich gewöhnt hatte, und einen „Salon", den ihr der künftige Schwiegersohn zusammengestellt hatte durch seine Verbindungen in der Welt der Kunst und Politik. Die beiderseitige Angst vor einer Zukunft, aus der aller Glanz entschwinden würde, brachte die beiden Menschen zu dem Entschluß, allem Gerede und aller Lächerlichkeit zum Trotz einander zu heiraten.

Ich habe neun Jahre später den Stoff meines ersten Romans „Carrière" der B.schen Ehe entnommen. Es war das erste und blieb das einzige Mal, daß ich nach „lebenden Modellen" gearbeitet habe, und es war seltsam, daß Großmama das Ehepaar nicht wiedererkannte. Später ging es mir oft umgekehrt, und man stellte meinen Gestalten, die ich völlig frei erfunden, und die ganz unabhängig von mir, die ich sie erschaffen, ihr eigenes Leben lebten, wirkliche Persönlichkeiten unter...

Aber ich greife vor. Noch bin ich weit entfernt von der deutschen Romanschriftstellerin, die ich später wurde, — bin nur erst Mademoiselle Olga... mit dem unaussprechlichen Familiennamen, die von ihrer „bonne maman" in der Pariser Gesellschaft herumgereicht wird wie eine noch unreife, ein bißchen exotische Frucht.

Der B.sche „Salon" war der erste, den ich in Paris kennen lernte. Man machte ein bißchen in Kunst und Politik. Nach außen hin war die Etikette des Hauses Graf Beust, dessen schlanke, sehr elegante Silhouette bei ihrem Erscheinen das lebhafteste Gesurre wie auf Kommando verstummen ließ. Viele kamen, um sagen zu können: „Wie mir gestern Graf Beust erzählte..." Das „mir" war meist Erfindung. Aber man war in Paris niemals so unhöflich, Genauigkeit zu verlangen. Jedenfalls hatte der B.sche Salon durch das Gemisch von Pariser- und Magyarentum ein sehr eigenartiges und amüsantes Gepräge. Der Ton war weniger steif als in andern rein Pariser Häusern. Ich freute mich die ganze Woche über auf den Samstag abend, nicht nur, weil ich sicher war, einen gewissen Jemand zu treffen, der sich mir von der ersten Begegnung an ganz besonders widmete, und nicht nur, weil es immer ganz wundervolle feine Sandwiches und Berge von petits-fours gab mit feurigem Ungarwein, — Gott bewahre...!

Eines Tages, zu ungewöhnlich früher Stunde, ließ sich Herr de B. melden, um Großmama „en particulier" zu sprechen. Es war weder mir noch Lyda dabei recht geheuer zu mute. Am Ende hatten wir uns doch nicht so ganz richtig benommen, hatten zu viel gelacht, uns von den „furchtbar netten Ungarn" zu viel Schmeicheleien sagen lassen, ich hatte ein Vielliebchen gegessen.

Als Großmama heftig die Tür meines Zimmers aufriß und mit heißglühenden Flecken auf den Wangen und funkelnden Augen vor mir stand, da hätte ich mich in das kleinste Mauseloch verkriechen mögen. Und nun erfuhr ich, um was es sich gehandelt hatte. Herr de B. war erschienen, um im Namen eines Freundes, eines reichen ungarischen Gutsbesitzers, zu erforschen, ob seine Werbung Aussicht auf Erfolg hätte. Großmama hatte mit ihrem scharmantesten Lächeln „mais comment donc!" geantwortet und hinzugefügt: „Ich kann mich ja nur freuen, wenn meine Nichte (das war nämlich Lyda) eine so glänzende Partie macht!"

Aber gleich darauf stellte es sich heraus, daß nicht Lyda, sondern ich gemeint war.

„Na..." sagte Großmama und warf ihre Hände in die Luft, daß alle ihre Armringe aufklirrten. „Du kannst dir denken, wie ich dem guten B. heimgeleuchtet habe! Verrückt! Überhaupt daran zu denken..."

— „Ja... wer ist es denn nur —?"

Und dann schrie ich auf: „Le beau Christ!..."

Großmama, die gar nicht im Bilde war, sah mich verdutzt an. Was sollte dieser Ausruf? Ich hatte doch nicht etwa Dummheiten im Kopf! Heiraten...? Jetzt, da ich kaum die Nase zum Fenster, das ins Leben führte, hinausgesteckt hatte? Und zudem: einen Gutsbesitzer... in Ungarn... Was sollte ich dort? Auf ein Gut ließ man sich einladen. Aber man heiratete nicht auf ein Gut hinaus.

Zum mindesten mußte mir Großmama das Recht, selbst „nein" zu sagen, doch zugestehen. Aber gerade das gestand sie mir nicht zu.

— Das „Nein" einer Frau hat für den Mann, der sie liebt, gar keine Bedeutung. Das wird dann auf einmal umgestoßen und in ein „Ja" verwandelt, man weiß nicht wie. Großmama sprach — aus Erfahrung. Aber wie sehr recht sie hatte, sollte ich erst viel später erkennen. So wollte ich denn noch einige Einwände machen, und diplomatisch zog Großmama andere Saiten auf: war ich denn nicht so gut wie verlobt mit dem jungen L., der so fleißig Medizin studierte in der Ukraine? Was würde der arme Junge sagen, wenn plötzlich — — usw.

Im Laufe der ersten anderthalb Jahre meines Pariser Aufenthaltes hat Großmama noch manchmal diesen „armen Jungen", mit dem ich kaum noch in losem Briefwechsel stand, aus der Versenkung gezogen, wenn es ihr ratsam schien.

Diese mißglückte Werbung ging mir übrigens nicht nahe, um so weniger, als Großmama mich am nächsten Tage zu einem ersten Besuch bei der alten Gräfin Chodzko führte.

Die Komtesse Chodzko!... Gegenstück zu Monsieur. Die einzige Frau, vor der Großmama „Bammel" hatte, und deren Name wie der einer furchterregenden Gottheit über dem Kreis jener schwebte, die bei ihr zugelassen waren. Die ganze „académie" verkehrte bei ihr. Sie war das Gemisch einer Recamier und einer du Devant. Ihr Einfluß war groß in allen Kunstfragen, ihre Herrschsucht und Tyrannei beispiellos. Mittlerweile aber waren die geretteten Reste ihres sequestrierten Vermögens aufgebraucht. Als ich sie kennen lernte, lebte sie mit ihrer betagten Magd schon seit zwanzig Jahren in einer winzigen Wohnung des sechsten Stockes in der Rue Rousselet, — einer kleinen Seitenstraße des Quartier St. Germain, — des alten Aristokratenviertels von Paris. Ihr großer Kreis war zusammengeschmolzen, aber die Getreuen beugten sich nach wie vor unter die Urteile, die sie fällte, und mancher wohlbeleibte Akademiker und Minister —, die nicht zwanzig Schritte zu Fuß gingen, — keuchte jeden Donnerstag gegen 5 Uhr die sechs Stockwerke zu ihr hinauf, — oft nur, um sich von ihr abkanzeln zu lassen.

Herrgott! klopfte mir das Herz, als ich in dem kleinen Entree stand und die gutmütig dreinschauende, dicke Magd Augustine mit der weiß gefältelten Haube, mit dem rabenschwarzen Scheitel, mir den Mantel abnahm.

Dann stieß sie die schmale Tür auf und machte sie gleich hinter uns zu. Es war ein mittelgroßer, ziemlich niederer Raum mit einem breiten Kamin, in dem ein paar Holzklötze prasselten, zwischen denen die bouillotte mit Wasser dampfte. Die Satinvorhänge dicht geschlossen; irgendwo in einer Ecke eine rotbeschirmte Lampe, deren Licht kaum die Umrisse von ein paar männlichen Gestalten erkennen ließ. Neben dem Kamin, in einem tiefen Sessel, unter weißem Überzug ein Häufchen schwarzen Wollstoffs, aus dem ein schwarzer Vogelkopf herausragt, mit fingerbreiten, schief gemalten Brauen über großen, jett-glänzenden Augen; eine tiefe, knarrende Stimme: „C'est ça l'enfant? Approchez, petite!"

Keine Begrüßung sonst. Sie ließ mich einige Minuten vor sich stehen. Befahl irgendeinem der Herren, den Lampenschirm so zu neigen, daß das Licht voll auf mein Gesicht fiel. Betrachtete mich schweigend. Machte ein Zeichen, das bedeutete, der Schirm sollte wieder in die alte Lage gebracht werden, und befahl knarrend meinen Arm.

Ich war es von Großmama her gewohnt, mich dem ungleichmäßigen Gang alter Damen anzupassen, und brachte die schreckliche alte Dame ohne Fährnisse ins Nebenzimmer. Ein runder, von einer Hängelampe überstrahlter Tisch, braungelbe chinesische Tassen, ein Silberkorb mit Keks. Ich habe durch fünf Jahre nie andere Keks gesehen, als an diesem ersten Nachmittag: demi-lunes mit rosa, nußcreme und grünem Zuckerguß. Der kürzlich verstorbene Komponist Saint-Saëns erzählte mir, er hätte im Jahre 1880 auf einem der Keks seinen Namen eingeritzt und im Jahre 1885, als er wieder mal bei der Gräfin war, mit vieler Freude seinen Keks im Korb wiedergefunden: Saint-Saëns!

Der Ehre, die Gräfin in das Speisezimmer zu geleiten, schloß sich auch die Ehre des Tee-Einschenkens an. Wie die harten, glänzenden Augen eine jede meiner Handreichungen verfolgten! Das erstemal klopfte mir das Herz dabei nicht weniger stark — als bei meinen Prüfungen im Kiewer Gymnasium. Und als ich fertig war, da sagte die schreckliche Frau ganz laut zu Großmama: „Ne vous faites pas d'illusion, ma chère Schuselka, ça n'est pas une beauté, votre petite-fille, comme Marguerite. Mais j'aime mieux son genre. Qu'est-ce que vous voulez en faire? la marier à un imbécile quelconque?"

Großmama zuckte zusammen wie von einer Viper gestochen. „Ah, mais non, par exemple... ah, mais non..."

Die Gräfin wurde huldvoller. Also Künstlerin... na ja... deutsche Künstlerin... das heißt eigentlich „pas grand'chose"...

Aber immerhin. Ich sollte dann wenigstens französische Kunst nach votre satané Berlin bringen. Sie wollte mit Ricquier sprechen.

Zwei Tage später gingen wir auch wirklich zu ihm, die Gräfin hatte ihm schon geschrieben. Maître Ricquier war der in ganz Paris bekannte „administrateur au Théâtre du Vaudeville“ und zugleich einer der hervorragendsten Vortragsmeister. An seiner unmöglichen Gestalt — er war klein und spillerig — war sein Traum, ein großer Schauspieler zu werden, zerschellt. Aber wer seinen unverhältnismäßig großen Kopf sah mit dem fein und edel geschnittenen Gesicht, wer die wundervolle klassische Art seines Vortrags gehört hatte, vergaß ihn nicht so bald. Alte, treue Freundschaft — noch aus dem Kriegsjahr her — verband ihn mit Großmama. Als sie mich zu ihm brachte, war er nahe an die Sechzig, hatte vor einigen Jahren eine ganz junge Balletttänzerin in zweiter Ehe geheiratet und wurde von ihr regelmäßig jedes Jahr mit einem Kind beschenkt. Er verdiente viel, und seine junge Frau durfte sich jeden Toilettenluxus leisten, — aber die Mahlzeiten wurden, wenn kein Gast erwartete wurde, auf dem den Pariser Kleinbürgern teuren Wachstuch eingenommen. Ich bekam bei der Vorstellung meine obligatorischen zwei Küsse — auf jede Wange einen —, dann faßte er mich bei den Armen, sah mich an, lachte, schüttelte den Kopf und meinte, zu Großmama gewendet: „Mais qu'est-ce qu'elle veut faire sur la scène avec ses traits de quat'sous? C'est du Delacroix qui demande le théâtre et pas de Meissonier . . .“

Das war nicht sehr ermutigend. Aber Großmama meinte, er sollte mich anhören. Ich hatte schon in etlichen Gesellschaften kleine „monologues“ gesprochen und viel Erfolg gehabt.

Diese „monologues“ waren von den Gebrüdern Coquelins von der Comédie française aufgebracht worden; — kleine Soloszenen oder dialogisierte Vortragsgedichte, die man halb sprach und halb spielte.

„Alors, ma petite fille — allez — y . . .“

Damit setzte er sich, ein bißchen grimmig, auf einen Schemel und heftete seine großen, wunderjungen, goldgelben Augen auf mich. „Pas mal...“ Seine spillerigen Hände fuhren durch seinen schütteren Bart. Dann zu Großmama: „Was soll ich mit dem Kind? Will sie etwa zur französischen Bühne? Sie sind ja verrückt, chère amie! Vor acht Tagen hat sich die Feygine umgebracht. Ein Bild von einer Frau! Ein Talent . . . Eine Russin. Sie wurde ihren verdammten russischen Akzent nicht los. Haben Sie Bitu gelesen? (Bitu war der große Kritiker des Figaro.) Ja . . . heute schreibt er: cette délicieuse artiste . . . aber vor acht Tagen hat er sie mit seiner Kritik in den Tod getrieben. Wie ein Neger hat sie an sich gearbeitet . . . Kaum, daß ich selbst noch etwas an ihr auszusetzen fand — aber Bitu . . . umgebracht hat er sie mit seiner „mélodie de notre langue“. Der Kleinen wird's nicht anders gehen . . .“

Großmama war ganz ernstlich böse auf ihren alten Freund und sagte: „Wenn Sie der Kleinen keinen Unterricht geben wollen, so brauchen Sie es nur zu sagen. Es wäre ja nur für den Salon gewesen. Sie geht ja zur deutschen Bühne . . .“

Bis jetzt war ich mir vorgekommen wie eine, die auf den Sklavenmarkt geführt, ergeben das Schicksal walten läßt, — nun erwachte mein Kampfgeist. Auf der Schwelle meiner Kindheit hatte mein Hauslehrer bezweifelt, daß ich imstande wäre, meine Prüfung für eine bestimmte Klasse abzulegen — und ich hatte diese Prüfung abgelegt — justament! Heute sollte ich zur deutschen Bühne, weil es unmöglich für mich als Ausländerin sei, französische Schauspielerin zu werden, und es gar nicht in Betracht gezogen würde. Also, — justement!

„Si ça ne vous fait rien, monsieur Ricquier, — eh bien, je désirerais devenir artiste française et — coûte que coûte — j'y arriverai!“

Erst in dem Augenblick, da ich die Worte sagte, war der Wunsch in mir wirklich rege und zum Wollen geworden. Meister Ricquier klopfte sich auf das Knie, lachte und rief: „En bien, chère amie, elle a de l'aplomb, la petite, — c'est toujours ça!“

Ich sollte also in Gottes Namen deutsche Rollen und französische Monologe und Szenen aus Molière und Regnard studieren. Dann würde man sehen. Meister Ricquier übernahm den französischen Teil. Amüsant war die erste Zeit nicht.

„Deutlich, deutlich,“ verlangte Großmama — „du wischst,“ — und ich mußte sprechen lernen mit einem Kork zwischen den Zähnen.

Nach dem ersten Pariser Winter reiste Großmama mit mir in das „frauenverjüngende“ Schlangenbad. Dort sollte ich mit ihr zusammen zum ersten Male öffentlich in einer jener „Soireen“ auftreten, die sie jedes Jahr veranstaltete.

Diesmal hatte Bodenstedt aus Wiesbaden geschrieben, sie möchte doch eine solche Soiree mit mir auch in Wiesbaden geben. Sie hatte mich nämlich bei Bodenstedt eingeführt, und der alte Herr hatte sich fast ausschließlich mit mir unterhalten und durchaus mein Urteil über seine Übersetzungen Lermontowscher und Puschkinscher Gedichte hören wollen. Er schenkte mir dann zur Erinnerung eine hübsche Ausgabe von seinem „Myrza Schaffy“ mit einer herzlichen Widmung, auf die ich sehr stolz war.

Nachdem mein erstes Mitwirken in Großmamas „Soiree“ vor einem sehr gewählten und zahlreichen Publikum in Schlangenbad viel Beifall gefunden, wagte Großmama, mich auch in dem viel größeren Wiesbaden auftreten zu lassen. Sie wollte mich so an die Öffentlichkeit gewöhnen.

Wir haben dann später viele solche gemein-

same Abende gegeben. Wir leiteten sie ein durch eine Szene, die wir aus Molière, Ponsard oder Regnard entnahmen. Großmama und Enkelin saßen je am Ende eines kleinen länglichen Tisches, auf dem ein großer Kerzenleuchter stand, und lasen aus einer billigen Klassikerausgabe, deren häßlicher blauer Umschlag sich unter einer hübschen roten Samtmappe verbarg. Dann setzte ich mich ans Klavier und begleitete Großmama zu irgendeiner Arie von Mozart oder Marschner (nie habe ich Mozart so vollendet singen hören). Darauf trug ich irgendeine ernste, aber dramatisch bewegte französische Dichtung vor, wie z. B. „La veillée“, oder „La marchande de journaux“ von Cappée; dann kam wieder Großmama mit Liedern ihres Onkels Marschner. Der zweite Teil des Programms galt dem Heiteren und leichten Weisen. Ich brachte meine Pariser Glanzmonologe an und Großmama Fragmente aus Nestroy, sowie in Deutschland damals ganz unbekannte Schlager aus dem Repertoire der berühmten Chantantsängerinnen wie Thérésa und anderer, soweit sie dem Verständnis des deutschen Publikums zugänglich waren. Ein Walzer von Strauß und einer von Lanner, von ihr selbst am Klavier begleitet, beschlossen meist das Programm, das sich dann noch um fast eine halbe Stunde der stürmisch verlangten Zugaben wegen verlängerte. Das Publikum war von Großmama wahrhaft berauscht — obwohl sie eigentlich eine alte Frau war. Aber was lag noch immer für ein Scharme in ihrem Lächeln, welche Wandlungsfähigkeit lag in ihrem kleinen, geistvollen Gesicht!

Ja, also Wiesbaden. Ein Stoß neuer Noten war von der Musikalienhandlung gekommen.

„Wenn wir was finden, so haben wir ein paar neue Zugaben,“ meinte Großmama. Wir gingen also in den um diese Abenddämmerzeit menschenleeren Wiesbadner Kursaal. Ein Tosti und zwei Hildachs wurden von Großmama ausgewählt, und nachdem sie erst ein bißchen gesummt, kam sie, wie das immer bei ihr der Fall war, ins Feuer und „legte los“. Ermüdung kannte sie nicht und verachtete die „Pflanzfaxen“ der modernen Sängerinnen. Schule?? Sie zuckte dann immer die Achseln. Gewiß, sie hatte auch Unterricht gehabt — bei Rubini! Wer weiß von der heutigen Generation, wer und was Rubini war? Damals in ihrer Jugend ein ganz Großer — aber, und sie lächelte ihr entzückend ironisches Lächeln: „Viel gelernt habe ich nicht bei ihm. Ist ja alles Unsinn! Musik hat man in sich, und den gesunden Kehlkopf muß einem der liebe Herrgott schenken. Ein paar Ratschläge, ein bissel üben — und dann habe ich eben gesungen, wie ich singe, und nehme noch heute als alte Frau das hohe C, ohne mich anzustrengen. Man kann singen — oder kann es nicht.“ Sie legte mir die Hand auf die Schulter, was so viel hieß wie: „Fang an!“ Aber dann drückte sie mich an die niedere Lehne des Klaviersessels zurück, und ihr Gesicht hatte plötzlichen einen melancholischen Ausdruck: „Kann sein, Kind... daß es heute anders ist. Wagner...! dieser niederträchtige Stimmverderber. Prügel verdient er! Nach zehn Jahren bellen die Sängerinnen nur noch. Seine Frau, die Minna, hat's mir in Paris selbst zugegeben. Eine dumme Pute war die Frau... aber... na ja, das gehört auf ein anderes Blatt. — Also, mag sein, daß wenn jetzt diese Art, wie Wagner sie eingeführt hat, singen heißt — mag sein, daß man dann Schulen braucht.“

Irgend etwas zitterte in ihrer Stimme. Und sie sang „Vorrei, morrir“, sie sang: „Morgen bring' ich dir die Veilchen...“

„Übelster Kitsch,“ sagt man heute. Und Kitsch war es wohl schon damals — aber wie gebracht!... Welche Süßigkeit, welch sinnlicher Zauber, welche Frische... Und dann stöberte sie in den Noten herum, und ich begleitete vier, fünf, zehn Lieder aller Art. Immer jubelnder schwangen sich die Töne zur Decke empor.

Es war mittlerweile so dämmerig geworden, daß ich nichts mehr sah. Da klappte Großmama das Heft zusammen. „Lauf' rasch und besorg' uns ein bißchen was zum Tee. Wir trinken ihn gemütlich auf unserm Zimmer, nicht wahr? Also ein bißchen Käse, Butter haben wir noch vom Frühstück. Ich habe gar keinen Hunger; es wird schon reichen — ich packe inzwischen die Noten ein.“

Da war der Zauber gebrochen, und ich mußte lachen, weil ich nicht wütend werden wollte über den Sturz aus allen Himmeln in die dumme, knauserige Wirklichkeit, lachte und öffnete weit die Türen des Saales. Die Terrasse war voller Menschen. Sie hatten offenbar schon lange gelauscht, denn sie empfingen mich mit begeistertem Händeklatschen und lautem „Bravo... bravo!“

Ein älterer, großer Herr kam auf mich zu, als wäre er der Wortführer, und in die plötzlich eintretende Stille hinein sagte er, auf meinen weit ausgeschnittenen Matrosenkragen deutend: „Wenn man so schön singt, gnädiges Fräulein — darf man bei der Kälte, die von den Bergen kommt, nicht so leichtsinnig seine schöne Stimme...“

„Aber... ich war es ja gar nicht, die gesungen hat, sondern —“ und ich wendete mich um und wies auf Großmama, die mit ihrer Mappe nahte: „Meine Großmutter!“

Und nun lachte ich wirklich aus vollem Herzen über die verblüfften Gesichter und lief davon, während der Kreis neuer Bewunderer sich um meine herrliche, vielgeliebte und unverbesserliche Geizknarre schloß...

Großmama konnte überhaupt nicht unterrichten. Beispiel war alles bei ihr. Begründungen machten sie ungeduldig. „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,“ das war ihr Leitmotiv. So neigte sich die

Schale meines Könnens immer mehr nach der französischen Seite. Eines Tages stellte mir Meister Ricquier seinen Lieblingsschüler vor, Georges Ruef. „Bei dem, Kleine, können Sie noch mehr lernen als bei mir. Ein Lehrer gibt nicht halb so viel wie ein Partner."

Ruef stand kurz vor seinem ersten Engagement an einem Boulevardtheater. Sein Organ war wundervoll geschult, sein Vortrag mustergültig. Er war sehr natürlich, nur ein wenig kühl, und der Blick seiner großen, sehr schönen Augen hatte zeitweilig etwas Starres. Mit ihm lernte ich aus dem Monolog in den Dialog übergehen, lernte natürlich gleitende Bühnen-Konversation. Mehr aus Verehrung für seinen Meister als aus persönlichem Gefallen an mir studierte er mit mir allerlei kleine Lustspiele ein, die wir da und dort in den großen Salons spielten, bald als Gäste, bald als zu einem bestimmten Honorar engagierte Künstler.

Es war ein großer Tag in meinem Leben, als das erstemal ein Diener an unserer Haustür klingelte und mir einen verschlossenen Umschlag brachte, in dem nebst ein paar freundlichen Dankesworten eine Hundertfranknote als Honorar lag. Reine Freude empfand ich eigentlich nicht: ich kam mir ein bißchen degradiert vor. Immerhin — das erste verdiente Geld! Und der Besitz dieser Hundertfranknote weckte unwillkürlich allerlei zurückgedrängte Wünsche in mir, vor allem den: im großen Kamin meines Zimmerchens ein prasselndes Feuer zu entfachen; denn immer war das Wasser in meinem Krug mit einer dicken Eiskruste überzogen. Und als unsere böhmische Jungfer (Großmama nahm mit Vorliebe Böhminnen, weil sie am anspruchslosesten waren) einmal morgens zu mir kam, um mich zu wecken, schrie sie auf: „Fräulein, gnadiges — is sie tott oder ni... icht? Jeschus Maria... hab' ich gedacht... is sie tott. So blaue Lippen und grüne Nasen hat Fräulein, gnadiges g'habt von Kälte gräßliche..." Also erst mal heizen! Aber — Großmama erlaubte es mir auch von meinem Gelde nicht. Und vielleicht nur deshalb nicht, weil sie ihre Weigerung, mein Zimmer zu erwärmen, auch vor ihren eigenen Augen in die Form eines aufrechtzuhaltenden Prinzips kleiden wollte.

Dunkel sind die Labyrinthe der menschlichen Seele.

Schlimmer war es, wenn sich ihre Eigentümlichkeit auf meine Toilette erstreckte, und sie mich dadurch in peinlichste Verlegenheit brachte.

Erst kurz bevor ich mein erstes Geld — den herrlichen Hundertfrankschein — verdient, hatte Großmama mir und Lyda — aber mir vor allem — einen Streich gespielt, der mich materielle Selbständigkeit um jeden Preis anstreben ließ. Die österreichisch-ungarische Kolonie hatte zwei Herren des Komitees entsandt, um uns zu ihrem alljährlich stattfindenden Ball zu laden, auf den ich aus verschiedenen Gründen brannte. Großmama sagte aber nur widerstrebend zu. Großmama vertrat das Prinzip: „quand on est jeune, tout pare" auch in der Wahl unserer Ballkleider. Mit Schaudern denke ich noch heute an den steifen blumigen Tarlatan, der auf dem großen Mahagonitisch des Eßzimmers von Großmama selbst in liebevollem Eifer zugeschnitten wurde. Blau und rosa. Aber was für ein Blau — was für ein Rosa! Ich glaube, wir waren beide blaß vor Entsetzen. „Paßt auf, wie hübsch ihr aussehn werdet. In meiner Jugend hatte ich so ein ähnliches Kleid, und deine Mama auch. Wie Schwestern gekleidet gingen wir zu dem Ball und..." Großmama brach oft ab, wenn es gerade am spannendsten war — aber diesmal interessierte mich die Fortsetzung nicht. Und nachdem die zwei steifen, durch zahllose Volants noch unförmigeren Ungetüme unter der Gaskrone hingen, kam Großmama mit einer ihrer außerordentlich beliebten „occasions" vom Warenhaus „Printemps" heim und packte geheimnisvoll eine Schachtel aus, in der zwei Paar weiße Glacéhandschuhe lagen — — kurze, weiße Glacéhandschuhe, die knapp an den Gelenken schlossen, während der Ärmel des Tarlatanmonstrums knapp unter dem Ellbogen aufhörte...!

Wie zwei Opfertiere, die zur Schlachtbank geführt werden, so fuhren wir im Wagen, stumm, verbissen. Großmama hatte wundervolle Toilette gemacht. Sie war liebenswürdig, gesprächig, sie war hinreißend. Aber in diesem Augenblick haßte ich sie beinahe. Und doch wurde uns die ganze lächerliche Geschmacklosigkeit unsres Aufzuges erst in ihrem vollen Umfange klar, als wir die breite Treppe zum Ballsaal emporstiegen, und die großen Seitenspiegel uns unsere tonnenähnlichen gedrungenen Gestalten zurückwarfen, mit den bloßen, von den kurzen, weißen Handschuhen geröteten Unterarmen und den roten Streifen um den Ausschnitt des harten, kratzenden Stoffes. Ganz eng drückten wir uns aneinander, in der festen Absicht, uns in irgendeiner Ecke festzusetzen und bis zur Abfahrt nicht herauszukommen... Aber da kam schon ein Bekannter auf uns zu, und dann noch einer — meist junge Leute, die wir aus dem Salon der Frau v. B. kannten. Und dann — ich schrie es förmlich laut heraus: „Le beau Christ!"

Sehr elegant, sehr korrekt, stand er vor mir, spöttisches Staunen in den Augen: „Ich hätt' Sie kaum erkannt... Sie sind es... wirklich?"

Umbringen hätte ich ihn können! Ihm ins Gesicht springen, diesem impertinenten, „ekelhaften" Menschen. „Ja... ich bin's... wie Sie sehn!" Damit drehte ich ihm zornig den Rücken und sah plötzlich Großmama in ihrer wundervollen Toilette, die kleine Schildpattlorgnette vor den Augen, ein unsagbar maliziöses und befriedigtes Lächeln um die schmalen Lippen.

„Willst du nach Hause, mein Kind?"

Wie lieb und harmlos das klang! Aber ich fiel nicht darauf 'rein! — Wenn sie das arrangiert hatte, meine dreimal kluge perfide Muz — den Triumph ihres Erfolges gönnte ich ihr nicht.

„Warum nach Hause, Muz? Wir sollten doch tanzen ..." entgegnete ich ebenso harmlos.

Und wir müssen trotz unserer Tarlatansäcke doch frische, niedliche Dinger gewesen sein, denn wir hatten kaum eine Atempause Ruhe vor unsern Tänzern, von denen wir nebenbei mit Sirup, Sekt, Sandwiches und Konfekt halbtot gefüttert wurden. Unsere steifen, lächerlichen Kleider hingen schließlich ganz schmal und weich an unseren müde getanzten Gliedern herab.

Den beau Christ aber habe ich nicht mehr gesehen; der ist wohl schleunigst in seine Pußta zurückgekehrt mit dem Bild einer grotesk aufgeputzen, geschmacklosen Ballgans vor Augen und dem heimlichen Stoßseufzer: „Herr, ich danke dir, daß du mich vor so was bewahrt hast!" —

Der Sommer, der diesem ersten Pariser Winter folgte, brachte mir die erwähnten „Soireen" mit Großmama, die mich „an die Öffentlichkeit" gewöhnen sollten, und eigentlich nichts anderes waren, als erweiterte „Salonerfolge", die mich nur noch heißhungriger machten auf regelrechte Bühnentätigkeit.

In Schlangenbad stellte sich Großmama eine Schauspielerin vor von dem damals noch jungen „Deutschen Theater", das von L'Arronge gegründet einen neuen Abschnitt im Berliner Kunstleben bedeutete. Von ihr hörte ich zum ersten Male, wie in Deutschland gearbeitet würde. Die Bühne selbst war mir freilich noch überall ein halb verschleiertes Bild, aber ich spürte bereits, daß die Grundzüge französischer und deutscher Theaterauffassung ganz entgegengesetzte waren. In Paris: Effekt und Starsystem — in Deutschland: Vertiefung und Zusammenspiel. Als neu pries die junge Künstlerin eine Gründlichkeit und Ausgiebigkeit der Proben, wie sie vor den Meiningern überhaupt unbekannt gewesen und jetzt auch nur in Paris üblich waren.

„Kommen Sie doch zu uns nach Berlin! L'Arronge sucht junge begabte Kräfte."

Mir prickelte die Haut vor Vergnügen. Aber Großmama war auch „anti-Berlin". Seit sie den Großpapa Schuselka von Berlin aus als mißliebigen Politiker auf die Spandauer Festung geschickt hatten, während Großmama mit der Frieb-Blumauer im nachmaligen Wallner-Theater Triumphe feierte, seit sie an sich hatte erfahren müssen, daß all ihre Kunst und ihr weiblicher Scharme wirkungslos abprallten an dem starren, preußischen Beamtentum, das sie mit dem politisch verfemten Franz Schuselka zusammen aus Preußen auswies, seitdem war sie antipreußisch und blieb es bis ans Ende ihrer Tage.

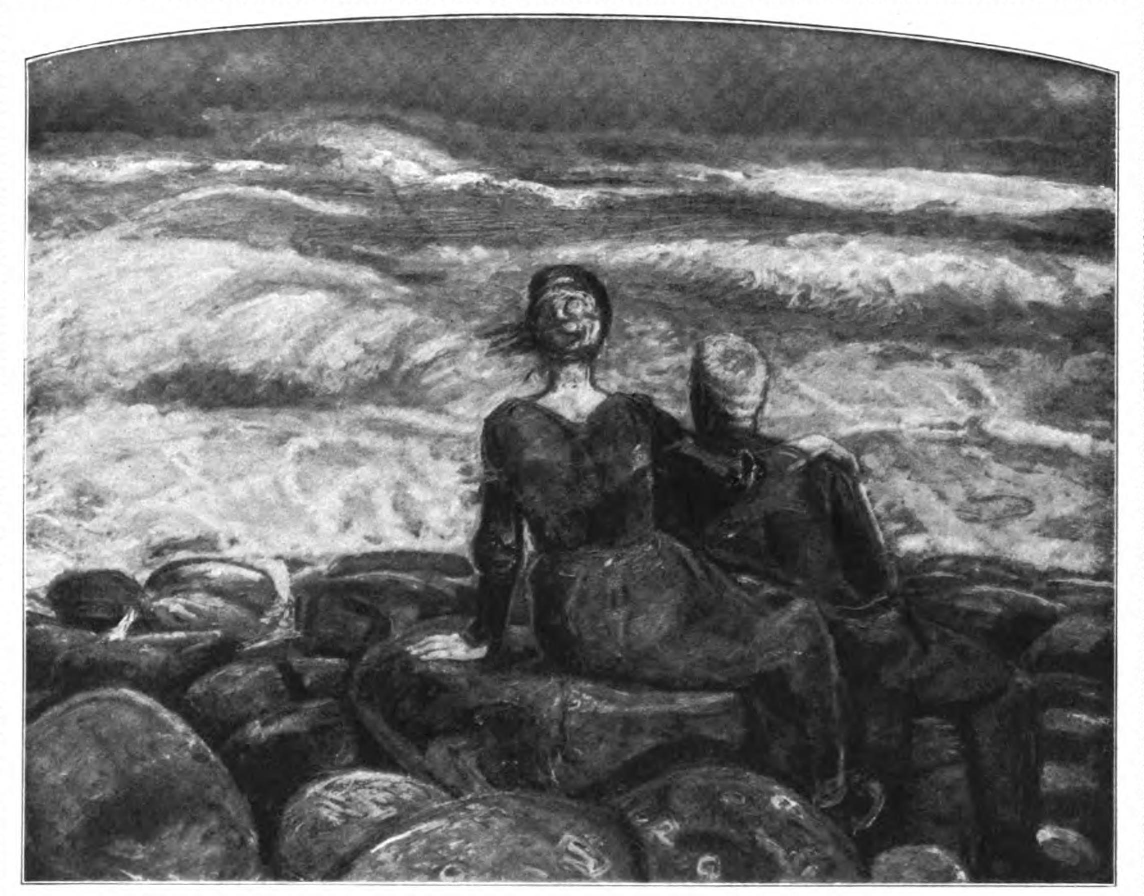
„Es gibt auch noch andere Städte," meinte sie kühl und stellte mich vor der Rückkehr nach Paris Wilbrandt vor, der in den letzten Zügen seiner direktorialen Tätigkeit an der Burg lag. So liebenswürdig er sich gab — ich glaube fast, sie war ein bißchen verschnupft, daß er der „Enkelin der Schuselka" nicht gleich einen lebenslänglichen Vertrag an die Burg angeboten, sondern nur erklärte, daß er mich im Auge behalten wolle. Aber natürlich, die „neue" Zeit! Da war es denn doch anders, als noch Dingelstedt ihr dreimal täglich aus dem Burgtheater schrieb, sie andichtete, und nur aus „passionellen" Gründen das Burgtheaterengagement sich für sie zerschlug. Und schon sah sie den Zusammenbruch Wiens, da ihm das Beste fehlen würde, die Pietät. Sie hat diesen Zusammenbruch zum Glück nicht erlebt.

Aber dem eleganten alten Theateragenten Sachse, der auch noch einer war vom „alten Wien", dem schüttete sie all ihren Groll über die blütenweiße Pikeeweste. Und als sie auf mich zeigte: „Meine Enkelin ..." da war es eine ausgemachte Sache, daß ich binnen kurzem eine Hohenfels sein würde, wenn „Papa Sachse" sich meiner annähme.

Kein Wunder, daß sich die Wage meiner Wünsche in diesem Augenblick wieder mal der deutschen Bühne zuneigte. Bei Gelegenheit dieses Besuches, währenddessen Großmama abermals eines ihrer Feuerwerke für mich abbrannte, erfuhr der alte Herr auch, daß ich „schon als Kind ganz besondere Begabung für die Schriftstellerei bewiesen", worauf er mich sofort aufforderte, für seine Theaterzeitung Pariser Theaterbriefe zu schreiben: „Dann ist der Papa Sachse wenigstens der erste, der was vom kleinen Fräulein gedruckt hat, wenn sie mal berühmt ist. Immer nur frisch weg von der Leber schreiben ..."

Ja ... das wollte ich machen! Das war herrlich! Da konnte ich doch über alles meine Meinung sagen! Denn nichts ist einem in der Jugend wichtiger, als seine Meinung sagen zu können. Man ist ja so furchtbar gescheit! Und weiß alles so sehr viel besser als die alten Bonzen, und kräht so herrlich unbekümmert in die Luft hinein. Und weiß so beseligend wenig von dem Ernst des gedruckten Wortes und der Verantwortung, die man übernimmt. Endlich kann man die Zensuren, die man selbst hat erdulden müssen, den anderen ausstellen. Endlich kann man loben und ablehnen ... ablehnen vor allem! Mit Spott, Ironie und Keulenschlägen seine „Persönlichkeit" zur Geltung bringen ...!

Um ganz rücksichtslos sein zu dürfen, wählte ich, mutig wie ich war, ein Pseudonym. Meine Pariser Theaterberichte, die ich bald darauf eifrig und schwungvoll abschickte, trugen mir viele liebenswürdige, wenn auch honorarlose Anerkennungen des Papa Sachse ein. Mein Pseudonym aber diente etliche Jahre später auch einer unserer



„Schleswig-Holstein, meerumschlungen . . ." Gemälde von Prof. Dr. h. c. Ludwig Dettmann
(Akademie-Ausstellung, Berlin 1922)

gelesensten und boshaftesten Wochenschriften als Flagge: Simplizissimus. Die Großen auf den Theaterthronen von Paris wurden von mir ebensowenig geschont, wie später die Großen auf dem Weltthron von meinem Münchner Namensvetter ... Nur eines war bedauerlich: Sardou, dieser „seichte faiseur" (das Wort „Kitsch" war damals noch nicht erfunden), Hennequin, dieser „Hintertreppendramatiker", Erckmann, dieser „Marlittsche Süßholzraspler", sie alle wußten nicht, wie niedrig ich sie bewertete, denn sie lasen ja die Sächsische Theaterzeitung nicht! So ist eben nichts vollkommen auf dieser Welt!

Inzwischen lernte ich wieder ein paar deutsche Rollen. Bis dann eines Abends die Komtesse Chodzko eine Gesellschaft gab. Es war aufregend feierlich. Ganz wenig Damen. Aber sie waren alle schön, jung und wundervoll angezogen. So viele Herren, als die zwei gerammelt vollen Stuben fassen konnten. Ich habe auch später selten so viele durchgeistigte Köpfe beisammen gesehen. Statt einer — vier Lampen zu den „ewigen Keks", Kuchen und Sandwiches, und außer dem Tee noch Himbeerwasser und Mandelmilch. Ein glanzvoller Abend. Aber die Gräfin machte ein böses Gesicht. Denn das kunstvoll aufgebaute Programm des Abends mußte eine Änderung erfahren, da, wie sie knarrend verkündete — Marguerite verhindert wäre zu kommen.

Ein allgemeines bedauerndes „Ah ..." — Es handelte sich um Marguerite Durand von der Comédie française, die später vom deutschen Kaiser empfangene französische Frauenrechtlerin. Sie war eine protégée der alten Gräfin, eine Schülerin Ricquiers, sie war schön ... „Mais elle n'aura jamais de talent," erklärte die alte Tyrannin an diesem Abend laut über alle Köpfe hinweg. Und alles nickte und wisperte: „Jolie femme... oh certainement, mais du talent — jamais ..."

Mir aber drehte sich plötzlich das ganze Zimmer vor den Augen, als die Gräfin in ihrer nicht zu überhörenden schrecklichen Deutlichkeit zu Ricquier hinüberknarrte: „Allons, man ami — faites voir ce que vous avez appris à la petite-fille de Mme. Schuselkà ... une petite scène de Molière, s'il vous plaît, — vous lui donnerez la réplique... on verra ... on verra ..."

Alle kleinen russischen Stoßgebete babbelte ich noch da in aller Eile vor mich hin. Denn an diesem Abend lernte ich den Würger kennen, der mich nicht mehr verlassen sollte, solange ich öffentlich auftrat: das Lampenfieber. Höllenqualen litt ich während der wenigen Minuten, die Meister Ricquier dazu brauchte, ein paar Stühle in dem kreisrunden, freien Raum aufzustellen, der uns als Bühne dienen sollte. Aber kaum hörte ich meine eigene Stimme, kaum hatte ich meinen ersten Satz gesprochen, war es vorbei mit der Angst: frei und leicht und sicher fühlte ich mich. Auch an jenem denkwürdigen Abend im sechsten Stock der Rue de Rousselet.

„Allons, approchez, petite, que je vous embrasse!"

Das war mein Ritterschlag. Und wie ein Schlag so hart war der Kuß der schmalen Lippen unter dem leisen, beifälligen Gemurmel des auserlesenen Kreises.

Und schon am nächsten Tag schrieb mir die Komtesse Chodzko den ersten Brief. Die Briefe der Gräfin pflegten wie köstliche Manuskripte von Haus zu Haus, von Stadtviertel zu Stadtviertel zu wandern, und es fehlte nicht viel, so hätte die Académie Kommentare zu ihren Briefen herausgegeben. Der Brief an mich aber fing an:

„Ma chère enfant!

Vous êtes de celles qui ont l'étoile au front ..." Und er schloß mit der Mitteilung, daß Francisque Sarcey, der gefürchtete große Kritiker des „Temps" Großmama und mich am nächsten Montag erwartete ...

Nichts — kein späterer noch so großer Erfolg hat je in mir ausgelöst, was dieser Brief der alten strengen Frau der Rue de Rousselet damals in mir auslöste. Mein Hoffen, Streben, Sehnen war Glaube geworden, feste Zuversicht. Ich stand am Fuß der Himmelsleiter.

Erwartung. Von Irene Heberle

Ein Lächeln ist die Welt umher
Auf allen Sommerwegen
Und doch mein Herz verzagt und schwer:
Ich schreite dir entgegen
Und frage in den Sonnentag
Verwundert, wie es kommen mag,
Ich frage Thymianduft und Heu:
Zu lange hab' ich wohl geharrt,
Bis meine Seele müde ward,
Daß ich mich nimmer auf dich freu!
Wie über Fremdes denk' ich nach:
Wird wohl die Freude wieder wach,
Wenn meine Augen wirklich sehn,
Was ich mir einst so heiß erbeten,
— Dich aus dem Saum des Waldes treten
Und mir entgegengehn?

Heiratsmöglichkeit und Junggesellenfrage

Von Professor Dr. P. Mombert



Es gab eine Zeit, und sie liegt noch gar nicht so lange hinter uns, in welcher unter der Herrschaft einer zum Äußersten getriebenen individualistischen Denkweise, der Tatsache und der Lage der Familie eine sehr geringe Bedeutung für den einzelnen, wie auch für die ganze Volksgemeinschaft, beigelegt worden ist. Zahlreiche Äußerungen in neuerer Zeit, aber auch manche gesetzliche Maßnahmen zeigen, daß sich hierin doch ein Wandel zu vollziehen im Begriffe ist. Es sei nur auf die Tatsache hingewiesen, daß neuerdings bei der Besteuerung, aber auch bei der Gehalts- und Lohnbemessung, Familienstand und Familiengröße in steigendem Maße berücksichtigt werden.

Dieser großen Bedeutung gegenüber, die unstreitig der Familie als solcher für den einzelnen und für die Gesamtheit zukommt, ist es wichtig, festzustellen, welcher Teil der Bevölkerung überhaupt bei uns zur Gründung einer Familie kommt, von welchen Faktoren das in erster Linie abhängt und wie sich die weiteren Aussichten in dieser Hinsicht beurteilen lassen. In den letzten Jahren vor dem Kriege hörte man nicht selten die Auffassung vertreten, daß der Anteil der Bevölkerung, der bei uns nicht zur Heirat gelangte, in der Zunahme begriffen sei. Zur Begründung hat man in der Regel auf die Zunahme der Frauenberufe und darauf hingewiesen, daß vor allem in den oberen sozialen Schichten, aber auch bei den kaufmännischen Berufen, sich die Möglichkeit, wirtschaftlich in die Höhe zu kommen, recht ungünstig gestaltet habe.

Die Ergebnisse der Volkszählungen zeigen hier jedoch das Gegenteil. Während noch im Jahre 1880 in Deutschland von Tausend der Bevölkerung 340 verheiratet waren, stieg dieser Anteil bis zum Jahre 1910 auf 358. Auch das Heiratsalter hat in der gleichen Zeit eine Verminderung erfahren, was wohl auch weitverbreiteten Anschauungen widerspricht. Während dasselbe in Preußen im Jahre 1880 im Durchschnitt bei den Männern 29,6 und bei den Frauen 27,1 Jahre betragen hatte, lauteten die entsprechenden Ziffern 30 Jahre später 28,9 und 25,6 Jahre.

Wenn man sich diese Ziffern ansieht, so macht die Entwicklung einen ganz günstigen Eindruck. Etwas anders wird jedoch das Bild, wenn man die Sachlage vom Standpunkte der Ledigen aus ansieht, die sogenannte Zölibatsziffer festzustellen, d. h., zu berechnen sucht, welcher Anteil bei beiden Geschlechtern überhaupt unverheiratet bleibt. Hier hat es von vornherein den Anschein, als ob infolge des großen Frauenüberschusses bei uns eine sehr große Zahl von Frauen unverheiratet bleiben müßte. Gab es doch im Jahre 1910 bei uns 846000 Frauen mehr als Männer. Da liegt nun der Gedanke nahe, da doch auf einen Mann im Durchschnitt nicht mehr als eine Frau entfallen kann, daß mindestens eine solche Zahl von Frauen, wie sie dem Frauenüberschuß entspricht, nicht zur Heirat kommen können.

So naheliegend dieser Gedanke auch ist, so wenig zutreffend ist er doch. Denn fast alle diese Frauen, die es mehr gibt, als Männer vorhanden sind, sind, so merkwürdig das auch zunächst klingen mag, alte Frauen, die über das heiratsfähige Alter hinaus sind. Im Jahre 1910 gab es bei uns im Alter von über 40 Jahren 940000 und im Alter von über 60 Jahren 571000 mehr Frauen als Männer. In den eigentlich heiratsfähigen Altersklassen ist der zahlenmäßige Unterschied beider Geschlechter sehr gering. Dieses Überwiegen der alten Frauen über die alten Männer rührt daher, daß die Frau aus mancherlei Gründen langlebiger ist als der Mann.

Aber trotzdem kam bei uns eine recht große Zahl von Frauen nicht zur Ehe. Dies hat aber nicht seine Ursache in einem Überschuß an Frauen, sondern darin, daß eine erhebliche Anzahl von Männern nicht heiratet. Wenn man die Zahl von Männern und Frauen feststellt, die unverheiratet bleiben, so kommt man zu der sogenannten Zölibatsziffer. Freilich ist diese nie genau festzustellen. Denn man kann wohl genau angeben, wie viele Unverheiratete es über einer bestimmten Altersgrenze, z. B. im Alter von über 40 oder 50 Jahren gibt, aber niemand kann sagen, ob diese Personen nicht doch noch heiraten werden.

Freilich wird man von einer gewissen Altersgrenze ab sagen können, daß nach ihrer Überschreitung eine Heirat zu den seltenen Ausnahmen gehört, daß man also diejenigen ledigen Personen, die sie überschritten haben, als Ledige in dem Sinne bezeichnen kann, ohne einen großen Fehler zu begehen, daß sie keine Ehe mehr eingehen werden. Als solche Grenze wird man vielleicht das 45. Lebensjahr annehmen können. Wenn auch viele in einem höheren Alter eine Ehe eingehen, so muß man zum Ausgleich dafür doch daran denken, daß sich auch unter denjenigen in jüngerem Alter zahlreiche finden, die ledig bleiben. Es gab nun bei uns im Jahre 1910 im Alter von über 45 Jahren 715000 ledige Frauen und 475000 ledige Männer. In diesen Zahlen hat man wenigstens einige Anhaltspunkte dafür, welcher Anteil bei beiden Geschlechtern etwa unverheiratet bleibt.

Durch den Krieg und seine Nachwirkungen hat sich nun die Heiratsmöglichkeit für die

Frau wesentlich ungünstiger gestaltet. Gab es doch nach der Zählung vom Herbst 1919 in Deutschland 2,85 Millionen Frauen mehr als Männer. Da die im Kriege gefallenen Männer ja fast alle im heiratsfähigen Alter standen, so ist auch der Überschuß an Frauen gerade in diesen Altersklassen besonders groß. Man muß ferner in Rücksicht ziehen, was in den eben gegebenen Zahlen nicht zum Ausdruck kommt, daß es bei uns eine sehr große Zahl von Männern gibt, welche zwar im Kriege am Leben geblieben sind, aber infolge von Verletzungen und Verstümmelungen nicht in der Lage sind zu heiraten.

Zwar haben in den ersten Jahren nach dem Kriege bei uns die Eheschließungen sehr stark zugenommen, ihre Häufigkeit war weit größer, als vor dem Kriege. Aber hierbei hat es sich doch nur um eine sehr vorübergehende Erscheinung gehandelt, die eben damit zusammenhing, daß während des Krieges sehr wenige Ehen geschlossen werden konnten und daß dies dann nach Kriegsende nachgeholt wurde. Für die nächsten Jahre wird man jedenfalls damit rechnen müssen, daß die Heiratshäufigkeit bei uns eine wesentlich geringere sein wird, als in den letzten Jahren vor dem Kriege und daß das so lange andauern wird, bis durch eine ganz neue Generation in heiratsfähigem Alter, für diesen Ausfall an Männern Ersatz geschaffen ist.

Es wird keinem Widerspruch begegnen, wenn man diese zu erwartende Entwicklung als eine recht ungünstige bezeichnet. Das ist nicht nur der Fall für die Hunderttausende von Frauen, welche so nicht zur Ehe kommen können, das kann auch für die Männer verhängnisvoll werden; denn sicher wird die Tatsache, daß einer so großen Zahl von Frauen die Heiratsmöglichkeit verschlossen bleibt, dazu führen, daß eine weit größere Zahl von Frauen, als es sonst der Fall wäre, gezwungen ist, sich einem Berufe zuzuwenden. Damit wird aber auch für die Männer eine nicht zu unterschätzende Konkurrenz in ihrem Fortkommen entstehen, wodurch dann weiterhin für sie die wirtschaftliche Möglichkeit, eine Ehe einzugehen, geringer werden wird.

So sehr nun auch, wie wir gesehen haben, in dem letzten Menschenalter vor dem Kriege die Heiratsentwicklung bei uns eine günstige gewesen ist, so zeigte doch der Rückgang in der Ehefrequenz in den letzten drei Jahren vor dem Kriege, daß hier Faktoren an der Arbeit waren, die in dieser Hinsicht ungünstig gewirkt haben. Es mag sein, daß wir für diesen Rückgang in der Ehehäufigkeit, der sich hier, wenn auch erst in ganz schwachen Anfängen, beobachten ließ, auch ein gewisses rationalistisches Denken als Ursache annehmen müssen, das ja auch bei dem neuzeitlichen Geburtenrückgang eine so große Rolle gespielt hat. Es handelt sich hierbei um die Überlegung, daß die Gründung einer Familie zu einer Einschränkung der eigenen, bis dahin vielleicht ziemlich behaglichen Lebensweise führen würde. Wissen wir doch alle, daß in diesen letzten Jahren vor dem Kriege, bei uns Lebensansprüche und Wohlleben eine erhebliche Zunahme erfahren haben und so mag es sein, daß die damit aufkommende, mehr rationalistische Gesinnung an diesem allerneuesten Rückgange in der Ehefrequenz beteiligt gewesen ist. Man kann sich heute auch nicht im entferntesten ein Bild davon machen, wie sich diese Verhältnisse bei uns in den nächsten Jahren gestalten werden. Es hat sich im Leben unseres Volkes dafür zu vieles in wirtschaftlicher und geistiger Hinsicht geändert. Es ist allenthalben eine gewaltige Steigerung der Lebenskosten eingetreten, die Wohnungsfrage spielt eine ganz andere Rolle als früher. Demgegenüber sind dann aber auch die Anschauungen vielfach andere und die Lebensansprüche und die Lebenshaltung einfachere geworden. Das alles sind Wandlungen, die auch auf die Ehefrequenz zweifellos einen Einfluß ausüben werden, nur kann man heute noch nicht sagen, nach welcher Richtung hin sich dieser Einfluß durchsetzen wird.

Jedenfalls wird, wie oben dargelegt, in den allernächsten Jahren die Heiratsmöglichkeit für das weibliche Geschlecht, infolge des Mangels an Männern in heiratsfähigem Alter, eine recht ungünstige werden. Um so mehr ist es zu wünschen, daß wenigstens die Männer, welche in dem entsprechenden Alter sind, auch zur Ehe schreiten, damit nicht die Zahl der unverheiratet bleibenden Frauen noch mehr zunimmt, als es schon ohnedies der Fall sein muß.

Demgegenüber ist es nun von Wichtigkeit, festzustellen, daß heute in weit stärkerem Maße als früher Kräfte am Werke sind, wenigstens von der wirtschaftlichen Seite her, die Eheschließung zu begünstigen. Es handelt sich dabei vor allem um zwei Gruppen von Maßnahmen, von denen schon oben kurz die Rede ist: Einmal um Reformen auf dem Gebiete der Gehalts- und Lohnbemessung und dann um solche auf dem Gebiete der Besteuerung.

In früheren Zeiten hatte man bei der Gehalts- und Lohnbemessung ganz allgemein das sogenannte Leistungsprinzip zugrunde gelegt, d. h. je nach der Leistung, ohne Rücksicht auf den Familienstand und die Familiengröße, wurde Lohn und Gehalt bemessen. Nun beginnt sich bei uns sehr schnell der Gedanke in die Praxis umzusetzen, daß Lohn und Gehalt so bemessen sein müssen, daß Lohn- und Gehaltsempfänger dabei die gleiche Lebenshaltung haben können. Es ist dies der Gedanke des sogenannten Sozial- oder des Familienstandslohnes, der sich heute schon an vielen Stellen durchgesetzt hat und immer mehr um sich greift. Der Verheiratete erhält Zulagen für Frau und Kinder, um damit wenigstens einen gewissen Ausgleich für die Mehrausgaben zu bekommen, welche der Unterhalt einer Familie verursacht. Bei den Beamten und staatlichen Angestellten ist ja durch die Reichsbesoldungsordnung, der sich

die Länder und Gemeinden angeschlossen haben, dieser Gedanke vollkommen durchgeführt und bei den Angestellten und Arbeitern in der Privatindustrie ist er in siegreichem Vordringen begriffen. Man hat auch hier brauchbare Mittel und Wege gefunden, um der naheliegenden Gefahr, daß der Verheiratete und Kinderreiche schwerer eine Stellung findet als der Ledige und Kinderarme, vorzubeugen.

Ähnliche Tendenzen beobachten wir auch bei der Besteuerung. Zwar wird man im Ernste niemals an eine sogenannte Junggesellensteuer im Sinne einer Art von Strafsteuer denken dürfen, wie man sie schon häufig vorgeschlagen hat, wie sie auch mitunter schon eingeführt worden ist. Es ist nicht die Aufgabe der Besteuerung, sich auf solche Ziele einzustellen. Die Besteuerung hat allein die Aufgabe, den öffentlichen Körperschaften die erforderlichen Mittel zu beschaffen und das in einer Form und in einer solchen Verteilung, wie sie unserem Gerechtigkeitsgefühle entspricht. Eine Steuer empfinden wir aber nur dann als gerecht, wenn sie nach der Leistungsfähigkeit abgestuft, d. h. so beschaffen ist, daß jeder davon Betroffene die Steuer als gleiche Last empfindet.

Wo man nun diesen überaus wichtigen Steuergrundsatz folgerichtig durchführt, dort kommt man auf dieser Grundlage ohne weiteres dazu, Alleinstehende und Kinderarme stärker zu besteuern als Verheiratete und Kinderreiche. Ob es sich bei diesen alleinstehenden Personen um Männer oder Frauen, um junge oder alte Leute handelt, spielt dabei keine Rolle. So dürfen ja nach dem Reichseinkommensteuergesetz, wenn das Einkommen eine gewisse Höhe nicht übersteigt, für die Ehefrau von der berechneten Einkommensteuer 240 Mark und für jedes minderjährige Kind 360 Mark in Abzug gebracht werden. Ein Ehemann mit Frau und drei Kindern braucht also bei gleichem Einkommen 1320 Mark weniger an Einkommensteuer zu zahlen als eine alleinstehende Person.

Wenn man diese Abstufungen bei Gehalt und Lohn und die Vergünstigungen bei der Besteuerung auf der anderen Seite betrachtet, so sieht man, daß in der Gesamtsumme doch eine gewisse Berücksichtigung des Verheirateten und Kinderreichen deutlich zum Ausdruck kommt. In dem eben gewählten Beispiel würde der Betreffende 1320 Mark weniger an Einkommensteuer zu zahlen haben; wenn auf ihn die Sätze der Reichsbesoldungsordnung Anwendung finden würden, so würde er, wenn sich seine drei Kinder im Alter von 6 bis 14 Jahren befänden, 1937 Mark mehr an Gehalt erhalten, als ein Alleinstehender. Er würde sich also zusammen um etwas mehr als 3200 Mark besser stehen als dieser.

Es handelt sich bei diesen neuen Maßnahmen, welche alle ja quantitativ noch sehr ausbaufähig sind, immerhin um Anfänge einer Regelung, die sicherlich auf die Ehefrequenz einen Einfluß ausüben wird. Daneben lassen sich noch manche andere Maßnahmen denken, welche nach der gleichen Richtung hin wirksam sein können. Es sei nur auf die schon häufig erhobene Forderung hingewiesen, bei Stellenbewerbungen im öffentlichen Dienst, auch bei Beförderungen, unter sonst gleichen Voraussetzungen, Verheirateten vor Ledigen den Vorzug zu geben.

Solche Maßnahmen können vor allem deshalb von Wichtigkeit sein, weil gerade in den oberen sozialen Schichten die Entwicklung dazu geführt hat, daß aus wirtschaftlichen Gründen in immer späterem Alter geheiratet werden konnte. Man braucht ja nur daran zu denken, daß mit der Ausdehnung der Studien- und Ausbildungszeit, vor allem in den gelehrten Berufen, das Lebensalter ein immer höheres wurde, in welchem das Berufseinkommen genügte, um auch nur bei den allerbescheidensten Ansprüchen einen eigenen Hausstand gründen zu können. Dabei liegt es ja auf der Hand, daß auch eine solche Erhöhung des Heiratsalters, wie sie wahrscheinlich in den oberen Schichten eingetreten ist, auch herabmindernd auf die Heiratshäufigkeit in diesen Schichten einwirken muß. In je späterem Alter ein Mann in der Lage ist, eine Ehe zu schließen, mit um so geringerer Wahrscheinlichkeit wird er dann auch eine Ehe eingehen, weil er sich dann auch um so mehr an das Junggesellenleben gewöhnt hat. Diesen Tatsachen gegenüber werden dann die eben dargestellten Reformen einen günstigen Einfluß ausüben können, ebenso, wie die neuen Grundsätze der Reichsbesoldungsordnung, die ja das Anfangsgehalt ganz allgemein dem Höchstgehalt gegenüber heraufgesetzt hat und dieses letztere in wesentlich kürzerer Zeit erreichen läßt als früher.

Alle derartigen Maßnahmen, welche noch durch manches andere ergänzt werden können, werden nach der Richtung hin wirksam sein, die wirtschaftlichen Hindernisse, welche bisher viele Männer von einer Eheschließung, vor allem von einer solchen in jüngeren Jahren abgehalten haben, innerhalb gewisser Grenzen wenigstens, beseitigen zu helfen. Solche Maßnahmen sind um so wichtiger, wo, wie dargelegt, die Heiratschancen in den nächsten Jahren für das weibliche Geschlecht recht ungünstig sein werden. Demgegenüber gilt es, alles aufzubieten, um diese so wenig erfreuliche Entwicklung auf ihr unvermeidliches Mindestmaß einzuschränken.

Plaudereien eines Malers über Mexiko und Zentralamerika

Von Max Vollmberg

Mit der Wiedergabe von 17 Gemälden und Zeichnungen des Künstlers



Wenn man nach neunjährigem, ununterbrochenem Aufenthalt in den zentralamerikanischen und mexikanischen Tropen über seine Erlebnisse plaudern soll, so weiß man wirklich kaum, wo anfangen, wo aufhören.

Sehr irrige Ansichten hört man hier oft über jene Länder. Das Leben in den großen Städten drüben unterscheidet sich nicht wesentlich vom Leben in europäischen Mittel- oder Kleinstädten, wenn man von gewissen nationalen Eigentümlichkeiten absieht und von den auch für dortige Begriffe jetzt sehr hohen Preisen. Mexiko-Hauptstadt mit seinen mehr oder weniger anderthalb Millionen Einwohnern ist eine elegante Großstadt, mit prächtigen Gebäuden, schönen Theatern, guten Hotels. Sonntags quillt ein ununterbrochener Zug von Automobilen durch den herrlichen alten Park von Chapultepec, während beim Klange der Militärmusik elegante „Charros“ (Herren im Nationalkostüm: silbergestickter Lederanzug und breitkrempiger spitzer Hut) ihre edlen, reichaufgeschirrten Pferde tummeln. Im Vororte Xochimilco, jenem entzückenden mexikanischen Spreewalde, befahren kleine, flache, waschtrogartige Prahme, über und über mit Blumen geschmückt, die Wasserkanäle. Überall ertönt Gitarrenspiel und Gesang, und entzückende kleine Mexikanerinnen kokettieren von einem Boot zum andern. Die schmalen, langen Gigboote des deutschen Rudervereins, mit der schwarzweißroten Flagge am Heck, bereichern das farbenfrohe Bild.

Überall im Lande findet man kostbare Kirchen und Paläste, deren freier, malerischer Stil, aus maurischen, Barock- und wohl auch altindianischen Elementen entwickelt, seine durchaus mexikanische Eigenart hat.

Mexiko ist das Land der starken Kontraste. So wie alle Abstufungen der Zivilisation von höchster Kultur bis zur primitivsten Wildheit zu finden sind, so ist auch jedes Klima der Welt dort vertreten: die Vegetation stuft sich ab, dem Klima entsprechend, von den Palmen und Bananenhainen der heißen, feuchten Küste über die Kaffeezonen zu den Kaktuswüsten der Hochplateaus und von dort über die Kiefern- und Tannenwälder der Gebirge zu den in ewigem Schnee und Eis starrenden Gipfeln der hohen Vulkane.

Nicht alle Gegenden in den Tropen sind heiß, zwar gibt es warme, feuchte Fieberdistrikte, die man meidet, wo man kann, doch anderseits habe ich manchmal bei nächtlichen Ritten über die Gebirgskämme von Guatemala trotz Wollsachen und Handschuhen gefroren, daß mir die Zähne klapperten und mir Finger- und Zehenspitzen schmerzten. Ich entsinne mich einer „Tropennacht“ in Ixtiguan, einem kleinen In-



Indianer aus San Juan, nach Guatemala zu Markte ziehend

dianerdörfchen in Guatemala: abends saßen wir im Hause des Kaziken (Ortsvorstehers) am offenen Lagerfeuer, streckten Hände und Füße hinein, daß sie uns fast anbrannten, und froren trotzdem noch im Rücken, während wir unter Tränen, die uns der beizende Rauch des Feuers hervorpreßte, unser täglich Brot zu uns nahmen, bestehend aus ganz vortrefflichen, heißen Maistortillas, schwarzen Bohnen, gerösteten Bananen und dampfendem schwarzen Kaffee. Nach der Mahlzeit wurde uns das Nachtlager in einem kleinen, leeren Adoberancho (Häuschen aus Lehmziegeln) hergerichtet, indem man Kiefernnadeln auf ein hartes Brettergestell, das als Bett diente, schüttete. Obwohl wir in den Kleidern blieben und uns bis über die Nase in unsere wollenen Zarapes einwickelten, konnten wir vor Frost und Flöhen kein Auge zutun und bis zum Morgen hörten wir das Heulen der Coyotes (Präriehunde) draußen auf den öden Hochlandsteppen und das Stampfen und Scharren unserer vor der Tür angebundenen Pferde und Maultiere.

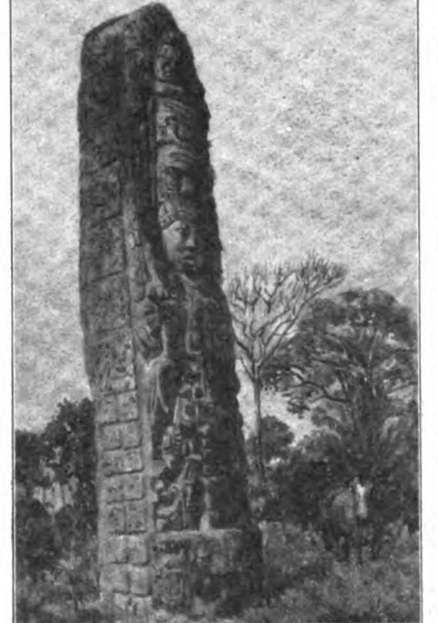
An eine andere „Tropennacht" muß ich denken: Es war im Dezember 1917; ich machte damals einen siebentägigen Ritt von Guatemala nach der mexikanischen Grenze. Die Reise führte mich über Antigua nach dem Atitlansee, einem der schönsten Seen, die ich kenne, mitten in den Bergen, von hohen, ernsten Vulkankegeln umgeben. Von dort ritt ich über Sololá und Santa Catarina Nahualá nach Quezaltenango. Nahualá ist ein großes Indianerdorf, dessen Bewohner keinen Fremden in ihrem Lande dulden. Zwar kann man hindurchreiten, darf auch eine Nacht, aber nicht länger, dort übernachten, doch tut man gut, Lebensmittel und sogar Futter für seine Pferde selbst mitzubringen, da man unter Umständen nichts verkauft bekommt. Die Leute fügen dem Fremden kein Leid zu, berauben ihn auch nicht, aber sie wollen ihn nicht haben und machen aus ihrer Abneigung kein Hehl. Die Weihnachtsnacht verlebte ich in einem zweistöckigen Hotel in Quezaltenango. Nachts weckte mich ein ungewöhnlich langes und starkes Erdbeben aus dem Schlafe; doch schlief ich wieder ein, als das Beben sich nicht wiederholte und ritt vor Morgengrauen weiter nach San Marcos, wo ich abends ankam. Dort hörte ich im Hotel die unheimliche Nachricht, daß Guatemala-Hauptstadt durch ein Erdbeben zerstört worden sei. Bestürzt ritt ich den fünfstündigen Weg hinunter nach Porvenir, wo eine mir befreundete deutsche Familie wohnte, der ich die Nachricht von der Erdbebenkatastrophe als erster mitteilte. Ich bewohnte damals ein kleines, zweistöckiges Haus in Guatemala und war natürlich in Sorge, was daraus geworden sein mochte. Mein Freund H. faßte die Sache kaltblütig auf, er meinte mit Recht, entweder ist alles umgefallen und alles ge-



Tanzende Kariben in Livingston

stohlen oder zerstört oder es steht noch, und in jedem Falle ist es gleichgültig, ob ich sofort oder erst in einigen Tagen dort ankommen würde. So verlebten wir den Silvester in gemütlichem deutschen Kreise und am 3. Januar 1918 ritten wir abends gegen neun bei herrlichstem Vollmondschein die acht Stunden hinunter zur Küste an die Eisenbahnstation Pajapita. Dort kamen wir um fünf Uhr morgens an, ruhten uns in den Hängematten unter der Veranda des chinesischen Hotels kurze Zeit aus und fuhren dann mit der Eisenbahn nach der Hauptstadt in elf- bis zwölfstündiger Fahrt. Die Wagen erster Klasse sind geräumig und haben bequeme, mit Matten überzogene Quersitze, die zweite Klasse wird vorwiegend von Indianern benutzt.

Auf dem Hochplateau von Guatemala kamen wir in die vom Erdbeben heimgesuchte Zone. Die Trümmer der zerstörten Ortschaften Amatitlan und Moran gaben uns einen Vorgeschmack von dem, was in der Hauptstadt zu erwarten war. Abends gegen sechs fuhren wir in den halbzusammengebrochenen Bahnhof von Guatemala ein. Droschken waren nicht zu bekommen, die Straßen lagen voll Trümmer, alle Häuser waren brüchig, viele ganz zerstört, alle Türme, auch die der schönen Kathedrale, waren eingestürzt.



Mayamonolith in Quiriguá

Die Plätze und breiten Straßen der Stadt glichen einem Zigeunerlager. Kein Mensch wagte es, noch in den Häusern zu schlafen, da sich die Erdbeben täglich wiederholten. Manche hatten ihr Bett in die Mitte der Straße gestellt und drüber ein Dach aus schräg gegeneinandergestützten Wellblechen errichtet. Andere hatten Buden und Zelte gebaut aus Teppichen, Matten und Kisten. Ich entsinne mich einer riesigen, seltsamen Tüte aus Segeltuch, die an einem hohen Baume hing. Bei genauerem Hinsehen gewahrte ich, daß sie ein Bett umschloß. Ein Mann schlief darin. Jeden Abend ließ er das Zeltchen herunter, legte sich zu Bett und zog es an dem Strick wieder etwas in die Höhe, so daß er erdbebensicher pendelte. Zwar waren im großen Hotel alle Zimmer frei, doch sahen die Wände nicht sehr sicher aus und der Hotelbesitzer selbst wohnte auf der Plaza in einem netten Zelte. Als wir ihn nach einem Unterkommen fragten, machte er eine geniale Handbewegung über die Plaza. Er hatte recht; es gab im Notfalle auf dem staubigen Straßenpflaster noch immer Platz für uns. Aber wir gaben unser Suchen noch nicht auf und kehrten zum Bahnhofe zurück mit der Idee, wenn alles schief gehe, im Eisenbahnwagen zu schlafen. Vor dem Bahnhofe gab es einige Bretterbuden, von denen eine als Hotel gekennzeichnet war. Sie gehörte einem Jamaikaneger, der den Erdboden der Bude mit Matratzen belegt hatte, die er einzeln zu fabelhaften Summen vermietete. In einer Ecke war eine Stuhlreihe gezogen, hinter welcher zwei Damen schliefen. Für Geld und gute Worte bekamen wir noch die letzte Matratze. Ich bemerkte mißvergnügt, daß an meinem Kopfende auf schmalem Tischchen eine schwere Kopierpresse stand, und mein Freund setzte durch, daß der Neger einen großen, schweren Schrank, der die eine Seite einnahm, mit einem Strick an der Wand befestigte. Und das sollte sein Glück sein.

Es war eine bitterkalte Mondscheinnacht und wir lagen beide fröstelnd völlig angekleidet auf einer Matratze in mein indianisches Plaid gehüllt. Da wurden wir plötzlich unsanft geweckt, ich hatte das Gefühl, eine Faust, die aus der Erde käme, stieße mich in den Rücken. Dann kam das Rütteln, daß man kaum auf den Beinen stehen konnte, dazu das Geschrei und Beten der Frauen und Fluchen der Männer und das unterirdische Rollen und das dumpfe Donnern einstürzender Gebäude. Mit einem Satze war ich zur Tür hinaus im Freien. Kaum konnte ich atmen, so staubgeschwängert war die Luft. Links vor mir in einiger Entfernung quoll eine dicke Wolke langsam aus der Erde empor und erinnerte mich stark an die Eruptionswolken des Vulkans von Salvador, der ein Jahr vorher ausgebrochen war und dessen Eruptionen ich oft genug gemalt hatte. Schnell eilte ich wieder in die Hütte zurück, um meinen Freund zur Flucht anzutreiben. Dann suchten wir den vermeintlichen Vulkan: er war nicht zu finden, aber ein Teil des Bahnhofsgebäudes, das an der Stelle stand, wo ich kurz vorher die Wolke aufsteigen sah, war durch den schweren Erdstoß eingestürzt.

An Schlaf war in jener Nacht nicht zu denken. Wir wanderten frierend vor unserer Bretterbude auf und ab. Ein Beben folgte dem andern. Links und rechts stürzten die noch stehenden Häuser ein. Man hatte das Gefühl, auf dem vibrierenden Deckel eines siedenden Teekessels zu stehen. Patrouillen von Polizisten und Militär, mit Revolvern und Gewehren bewaffnet, durchzogen die Straßen, und ab und zu hörte man Schüsse, die Plünderern galten. Es war Standrecht proklamiert, und niemand durfte sich nachts in den zerstörten Häusern blicken lassen, wollte er nicht riskieren, als Plünderer erschossen zu werden. Es war eine ungemütliche Nacht.

Mein Haus war eingestürzt, doch gelang es mir, den größten Teil meiner Sachen zu retten. Niemand ahnte, wie das enden sollte, und alltäglich wiederholten sich die Erdbeben. Eines Tages malte ich die Ruinen der alten Kirche auf dem Cerro del Carmen mit dem darum gebauten Zeltlager. Ich arbeitete im Schatten einer Mauer. Beim Aquarellieren wurde mir das Wasser schmutzig und ich erhob mich, um frisches zu besorgen. Da die Wasserleitungen geborsten waren, so stellte die Beschaffung des nötigen Wassers täglich neue Probleme. Als ich schließlich mit dem gefundenen Wasser zurückkam, war die Mauer eingestürzt und hätte mich wahrscheinlich begraben, wenn mich mein Schicksal nicht gezwungen hätte, den Platz rechtzeitig zu verlassen. — — —



Indianerin aus Zacapulas (Guatemala)



Alte Chancatal-Indianerin aus Nohualá (Guatemala)

Nun gibt es Gott sei Dank nicht immer Erdbeben in jenen Ländern. Katastrophen, wie die von Guatemala und wie jene andere, die die Hauptstadt von Salvador zerstörte, kommen alle 50 oder 100 Jahre einmal vor. Aber auch ohne Erdbeben hat es der Tropenmaler nicht leicht. Gegen die tropische Sonne gibt es nur geringen Schutz. Zwar malte ich in der Tierra caliente (heiße Zone) meist mit Schirm und hatte den Kopf durch Tropenhelm oder breiten Filzhut und den Nacken durch leichten Schleier geschützt, doch gibt es keinen Schutz gegen die Reflexe des Bodens und seine kochend heiße, schwül duftende Ausdünstung. Beim Reiten genießt man wenigstens noch eine gewisse Abkühlung durch die Bewegung, und dadurch bestrahlt die Sonne auch nicht immer dieselben Körperstellen. Beim Malen dagegen ist die Bewegung des Körpers sehr gering, und man muß die liebe Sonne geduldig auf sich herabbrennen lassen. Dabei läuft die Farbe wie Brühe über die Palette, die Moskitos kleben sich nicht nur auf den frischen Farben des Bildes und der Palette an, sie fallen zu Tausenden über den hilflosen Malersmann her, wobei Gesicht und linke Hand, die unbeweglich die Palette hält, besonders beliebte Angriffsobjekte sind. Moskitoschleier und Moskitohandschuhe sind beim Malen nur hinderlich. Unangenehm sind auch die Garapatos (Zeckenart), die besonders auf Viehhaciendas vorkommen. Diese kleinen, punktgroßen Quälgeister hängen zu Mil-

lionen an den meist übermannsgroßen Gräsern. Sie lassen sich auf vorbeistreifendes Vieh oder Menschen herabfallen und saugen sich an weichen Körperstellen fest, wo sie bis zur Größe einer Erbse oder Bohne anschwellen. Einst malte ich auf der großen Viehhacienda Tepeaguas in Salvador, am Pazifischen Ozean. Täglich mußte ich zu meinem Standorte reiten, der sich auf einem kleinen Hügel inmitten der „Portreros" (Weideflächen) befand. Der Hitze wegen trug ich nur Pyjamas, einen großen Strohhut und, zum Schutze gegen Schlangen, hohe bis über die Knie reichende Stiefel. Nach mehrstündiger Arbeit in der glühenden Sonne konnte ich es vor Jucken nicht mehr aushalten, schwang mich auf meinen Schimmel und jagte im Karriere zum nahen Bache, wo ich mir die Kleider vom Leibe riß und mir die Garapatos abwusch. Das nasse Nachtgewand band ich hinten auf und galoppierte im Adamskostüm auf die Hacienda zurück, zur großen Freude der lieben Leute, die sich jedoch an das täglich sich wiederholende Schauspiel gewöhnten.

Einmal bekam ich beim Malen in der Sonne einen Schwindelanfall und hätte der berittene Vaquero, den ich malte, mich nicht schnell unter einen Baum geschleppt, wo er mein Gesicht mit Wasser begoß, so wäre es mir vermutlich schlecht ergangen.

Um ein gewisses Flußmotiv am Rio Sucio zu malen, mußte ich jedesmal erst eine gute halbe Stunde bergauf und bergab reiten, dann schwamm ich durch den Fluß, Malkasten und Malbrett auf den Kopf gebunden und die Staffelei vor mir herstoßend, was wegen der vielen Steine und Stromschnellen unangenehm genug war.

Nun gab es ja weise Männer, die überlegen den Kopf schüttelten, wenn ich mitten in einer Straße von Staub und Hitze eine hochinteressante Marktszene malte, während nur 6 Meter rechts ein Amatebaum breiten Schatten bot, oder wenn gar 10 Meter weiter links ein kühler Torweg mit Bank zum Sitzen einlud; daß aber 6 Meter weiter links oder rechts das Motiv sich mir ganz verändert und unbrauchbar darbot, das konnten diese Herren nicht begreifen, gab mir doch einer den wohlmeinenden Rat: Ich wäre doch so „reich" und hätte es nicht nötig, mich selbst in die Sonne zu stellen; ich solle ein paar junge Leute anlernen, die die Bilder für mich malten, dann brauchte ich nur meinen Namen darunter zu setzen und sie zu verkaufen.

Amüsant waren mir immer die Bemerkungen der Indianer, wobei mir auffiel, daß Indianer aus entlegenen Gegenden, die noch nicht an das Betrachten von Bildern gewöhnt waren, farbige Darstellungen sofort erkannten, während sie Schwarz-weiß-Zeichnungen und Photographien verlegen lachend nach allen Seiten drehten und nicht wußten, was damit gemeint war.

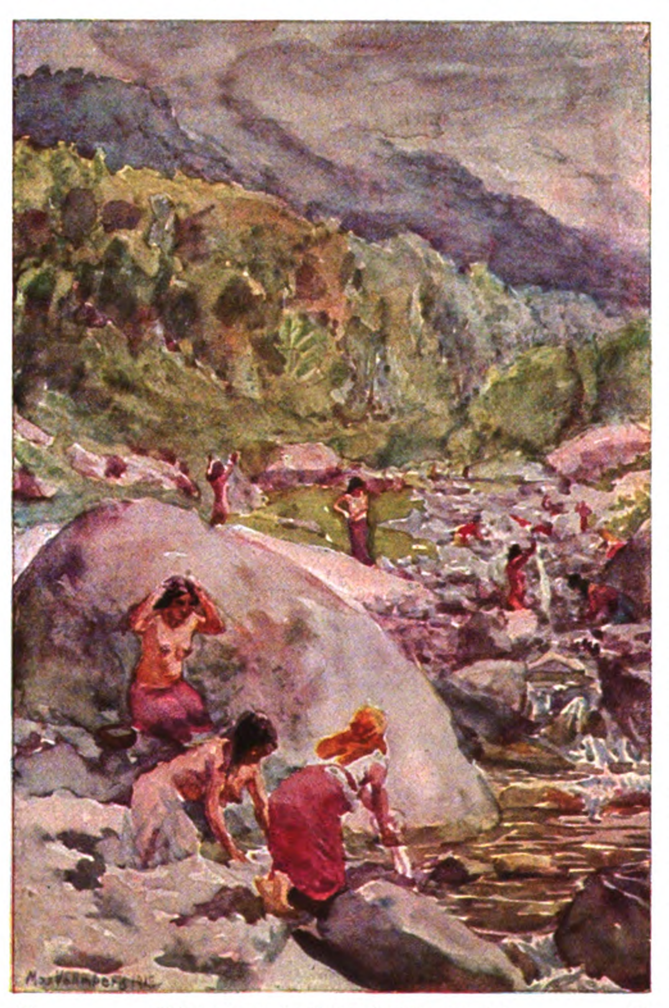
⌘ ⌘ ⌘

Das Reisen in jenen Ländern ist nicht immer bequem zu nennen. Zwar gibt es bereits eine Anzahl guter Automobilstraßen, und die Verbindung zwischen manchen Orten, die früher durch Postkutschen geschah, wird



Reiter in Tepeaguas am pazifischen Ozean

jetzt durch Automobile aufrechterhalten, doch sind die Hauptbeförderungsmittel abseits der Eisenbahnen immer noch Pferd und Maultier. Nicht besser kann man Land und Leute kennen lernen als auf weiten Überlandreisen zu Pferde. Wie schön ist so eine Reise nach der Regenzeit: Tausende von bunten Vögeln singen in dem frischen Grün der Büsche und



Wäscherinnen in Porvenir (Guatemala)

Bäume; lustige Uracas (Spottvögel) begleiten den Reiter und scheinen ihn zu verspotten. Ein großer Schwarm kleiner grüner Papageien zieht vorüber mit fröhlichem Lärm und hoch oben in der Luft kreisen schwarze Geier, die Sanitätspolizei der Tropen. An einem Telegraphendraht, der wie ein Faden eine tiefe, breite Schlucht (Barranca) überspannt, hängt das kunstvolle Nest eines gelbroten Webervogels. Ein Trupp wandernder Indianer kommt heran. Sie laufen hintereinander, in eigenartigem Trippelschritt trabend, wobei die Weiber die Arme schlenkern und die Hüften wiegen. Jetzt kommt uns eine mit Kaffeesäcken beladene Maultierkarawane entgegen. Voran reitet ein kleiner Junge, der eine alte Stute mit einer Glocke führt, die „madre de patacho“ genannt wird. Dann folgen eine nach der andern die klugen, kleinen Mulas, einen rülpsenden oder schnarchenden Ton hervorbringend, gefolgt von den berittenen Arrieros (Treibern). Geht der Weg an Abhängen vorbei, so wählen diese Tiere mit Vorliebe die äußerste Kante des Weges, laufen aber schwindelfrei und mit verblüffender Sicherheit. Es gibt drüben Wege, wo der Pfad an steilen Berghängen entlangführt; links geht es steil bergan und rechts fällt der Abhang ebenso schroff in die in Nebel sich verlierende Tiefe. Geht ein derartiger Weg um eine Felsnase herum, so pflegen Reisende, bevor sie an die gefährliche Stelle kommen, zu schreien oder Revolverschüsse abzugeben, um eventuell von der andern Seite Herumkommende zu warnen. Denn ein Maultier, das mit zwei schweren Kaffeesäcken beladen ist, die links und rechts abstehen, kann nicht gut ausweichen und würde an enger Stelle den entgegenkommenden Reiter in den Abgrund stürzen, oder selbst abstürzen.

Europäische Kaffeetrinker wissen den Guatemalakaffee zu schätzen, pflegen aber wohl selten darüber nachzudenken, welche vielfache Arbeit nötig ist, bis er als geröstete kleine Bohne im Laden des Kolonialwarenhändlers verkauft werden kann. Es ist nicht so einfach, den Kaffeestrauch und die ihn beschattenden Laubbäume richtig zu pflanzen, die köstlich nach Vanille duftende Blütenpracht zu hegen und die Ernte der roten saftigen Kaffeekirschen vorzunehmen. Dann kommt aber erst das Schwierigste: Die Kerne müssen vom Fleische befreit, getrocknet, poliert und ausgelesen werden; doch wollte man diese Prozeduren erklären, zu denen Hunderte von indianischen Arbeitern und komplizierte wertvolle Maschinen nötig sind, so müßte man ein ganzes Buch darüber schreiben. Ist der Kaffee endlich versandfertig, so wird er in Säcke gefüllt und auf





Oben: Beim Wasserholen in San Miguel (Salvador). Unten: Vaquero

Maultieren oder Ochsenkarren zur Eisenbahn befördert, die ihn zum nächsten Hafen bringt, von wo aus ihn Schiffe nach Europa schaffen. Emsigster Fleiß und treulichste Sorgfalt sind nötig, um guten Kaffee zu produzieren. Der deutsche „Finquero", Kaffeepflanzer, besitzt diese Eigenschaften in hohem Maße. Er treibt keinen Raubbau und sieht nicht auf schnellen Erwerb. Er läßt sich durch keine der vielen während der traurigen Kriegszeit erfolgten Schicksalsschläge entmutigen, und gräbt sogar seine Plantagen aus der Asche wieder aus, die ein Vulkanausbruch darüber warf. Ruhig und zäh tut er seine Pflicht, seine Freude und Befriedigung in der Arbeit selbst suchend.

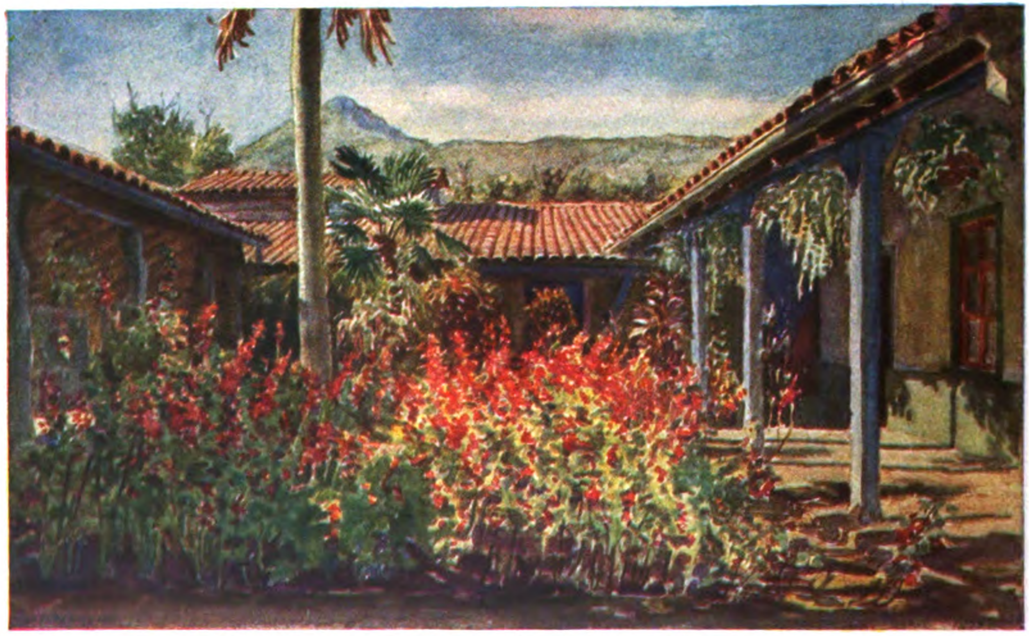
Miramar, Las Mercedes, Mirasol, Chocolá, Concepción, Esmeralda und wie diese Fincas sonst noch heißen, sind Namen, die jeder Deutsche in Zentralamerika kennt, es sind für ihn Symbole deutschen Fleißes und deutscher Energie, ist doch das bekannte Hamburger Handelshaus Schlubach, Thiemer & Co. sogar darangegangen,



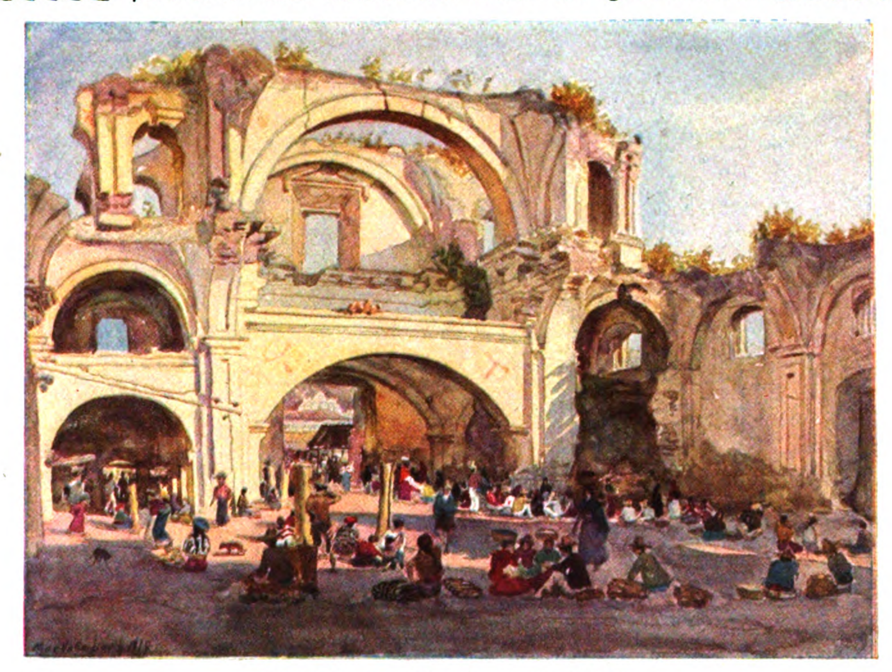
Maultierkarawane bringt Kaffee zur Küste

für seine Plantagen, die zu den besten des Landes gehören, eine landwirtschaftliche Versuchsstation aus eigenen Mitteln einzurichten und aus eigenen Mitteln Vertreter deutscher Wissenschaft auf Informationsreisen und zu Forschungszwecken hinauszusenden. — — —

Will man den Indianer richtig kennen lernen, so muß man ihn in seinen Dörfern aufsuchen. Alle zentralamerikanischen Indianer sind gut katholisch und verehren die Kirche und ihre Heiligen. Doch draußen im Walde unter heiligem Ceibabaum oder in



Hausgarten eines Herrenhauses in Mirasol (Salvador)



Markt in einer Kirchenruine von Antigua

verborgener Höhle macht nachts der „Brujo" seinen heimlichen Zauber mit uralten, kleinen, steinernen Götzenbildern und mit roten und schwarzen Bohnen, mit Copalräuchern und Hahnopfern. Er zaubert dem Kranken einen Frosch aus dem Magen und verkauft Mittel gegen Schlangenbiß und Fieber. Einen hübschen Brauch möchte ich hier erwähnen: In Nebaj, wo die Indianer noch mit Blasrohren schießen, bekennt einmal im Jahre



Am Brunnen in Hucuapa (Salvador)

der Mann seiner Frau und diese ihm ihre Sünden. Beide knien am Feuer, das zwischen den drei Herdsteinen auf dem Lehmboden ihres Ranchos brennt, voreinander nieder und die Frau beichtet, einen Tannenzweig in den Händen, von dem sie die Nadeln abreißt und vor sich niederfallen läßt; jede Nadel bedeutet eine Sünde. Dann tut der Mann desgleichen, und an diesem Tage fürchten beide die Lüge, die sie ihrem Glauben nach mit dem Tode bezahlen müßten. Die angesammelten Tannennadelhäufchen werden zusammengerafft und vereinigt ins Feuer geworfen zum Zeichen gegenseitiger Vergebung der Sünden.

Indianer aus Porvenir benutzt das Blatt des Quequexte als Regenmantel

Ein interessantes Völkchen sind die Cariben, die sich selbst „Morenos", die Dunklen, nennen. Bei meinem Aufenthalte in Livingston hatte ich Gelegenheit, einen Tanz dieser Leute mit anzusehen. In einer Ecke des luftigen Rancho kauerten zwei Kerls, die eintönigen Gesang mit Trommeln begleiteten, die sie mit den Händen bearbeiteten und denen sie eine reiche Tonskala unter beständigem Wechsel des Rhythmus zu entlocken wußten. Männer standen im Halbkreise herum und einer nach dem andern sprang vor, machte einige groteske Körperverrenkungen und trat zurück, um dem Folgenden Platz zu machen. Jeder schien neue Bewegungen zu erfinden, die oft etwas Obszönes an sich hatten. Die eigentliche Indianermusik besteht aus Schalmei und Trommel, wozu noch die Marimba hinzukommt, jenes xylophonartige Musikinstrument, dessen Handhabung zu einer wirklichen Kunst entwickelt ist.

Auf meiner Reise nach den Kokoshainen von Livingston und den Río Dulce kam ich nach Quiriguá, wo ich die wundervollen Monolithen der Mayas malte, jene Reste einer rätselhaften Kultur. Noch jetzt läuft mir eine Gänsehaut über den Rücken, wenn ich an die feuchte Gluthitze denke, der ich mich damals beim Malen jener Denkmäler inmitten wildesten tropischen Gestrüpps aussetzte.

Dabei kommen mir Erinnerungen an eine Jagdreise, die ich vor Jahren unternahm nach der Laguna de Guija, einem riesigen See, der auf der Grenze zwischen Guatemala und Salvador in abgelegener Gegend liegt. Auf einer Ochsenkarrete hatten wir ein Boot mitgeschleppt, mit dem wir die Laguna befuhren. Wir schossen Krokodile und Reiher. Der Vogelreichtum jener Laguna war so groß und die Vögel so wenig an den Flintenschuß gewöhnt, daß wir manchmal einen Vogel herunterschossen, ohne daß die sonst noch in den Zweigen sitzenden Kormorans und Schlangenhalsvögel fortflogen und erst beim zweiten Schusse begriffen, was der Knall zu bedeuten habe. Bei diesen Jagden kamen wir auf eine Insel, die sonst größtenteils unter Wasser lag, aber in jenem Jahre der großen Trockenheit wegen sehr weit herausragte. Dort entdeckten wir Reste von Wällen, Gebäuden, einer Pyramide und eines gepflasterten Weges. Eine Anzahl von Steinblöcken, die mit rohen Reliefs geschmückt waren, photographierte ich und sandte die Kopien an das Museum für Völkerkunde in Berlin als erste Dokumente für jene Funde einer alten indianischen Kultur.

Überrascht war ich, als ich im vorigen



Jahre im Naturwissenschaftlichen Museum von Neuyork den Erfrischungsraum besuchte und an seinen Wänden die so charakteristischen Zackenmäander der Mosaikwände des Mitlapalastes bei Oaxaca in Mexiko wiedererkannte. Doch war die Nebeneinanderstellung der ziemlich genau kopierten Palastwände mit der profanen Wirtshauseinrichtung reichlich disharmonisch. Ich dachte an die wirklichen Mitlatempel und Paläste, von Sonne übergossen, in ihrer mit Orgelkaktus bewachsenen Umgebung. Und während mein Geist im herrlichen, alten Aztekenlande weilte und sich mit den Ruinen des Monte Alban, den großen Sonnen- und Mondpyramiden von Teotihuacan und den Teocallis beschäftigte, bestellte ich beim Kellner nach der Speisekarte ‚reel mexican tamales'. Doch welche Enttäuschung: die Tamales waren ungenießbar, und so kam ich zu dem Schluß, daß sich Palast- und Tempelwände nicht zu Wirtshauswänden eignen und daß man alt-



Oben: Fronleichnamsprozession in einem Dorfe Salvators
Unten: Indianischer Fischer das Wurfnetz schleudernd



Indianertanz in Guatemala

indianische Kunstwerke nur in ihrer tropischen Umgebung aufsuchen und bewundern soll — ebenso wie man jene vorzügliche altmexikanische Festspeise der Tamales nur in ihrer Heimat genießen kann.

Die Schriftleitung möchte diese reizvollen Plaudereien mit den farbenfrohen Skizzen und Bildern nicht verabschieden, ohne ihnen ein Nachwort zu widmen. Unsere Leser werden näheres über den Künstler erfahren wollen, der hier von seiner Studienfahrt nach Mexiko und Guatemala, von Land und Leuten erzählte, in seiner Bescheidenheit aber über sein eigenes Werden und Schaffen nichts ausplauderte. Wenigstens ein paar sachliche Angaben aus seiner Lebensgeschichte — die nicht allzulang ist, denn Max Vollmberg ist knapp vierzig Jahr: am 3. September 1882 zu Berlin geboren — sollen hier aufgeführt werden. Früh schon schlug Vollmberg den Weg zur Kunst ein. Ein Jahr lang hatte er sich nach der Entlassung aus der Realschule als Kaufmannslehrling versucht, dann bewarb er sich um Aufnahme in die Kunstschule, studierte auf den Akademien zu Berlin und Paris und erwarb hier schon verschiedene Preise. In Berlin waren Philipp Franck, Meyerheim und Lovis Corinth seine Lehrer, in Paris ward er Schüler von Jean Paul Laurens. Atelierarbeit war seine Sache nicht. Es drängte ihn, die Welt zu sehen. Noch während seiner ersten Arbeitsjahre machte er verschiedene längere Studienreisen. So nach Dänemark und Schweden, nach Holland und Belgien, Frankreich und Spanien. Zum erstenmal stellte er — einige Jahre vor dem Krieg — auf der Großen Berliner Kunstausstellung aus, dann in der Berliner Sezession und in den Pariser Salons. Die Kritik verhielt sich anerkennend. Aber sein eigentliches Fahrwasser fand Max Vollmberg erst, als er im Jahre 1912 über Havana nach Mexiko und Zentralamerika reiste. In neunjährigem, abwechslungsreichem Wanderleben studierte er die Tropen. Deren künstlerische Wiedergabe ward fortan der Inhalt seines Lebens. In Guatemala und in der Universität von San Salvador veranstaltete er Ausstellungen. Eine Kollektivausstellung, die über seine Gemälde und Aquarelle eine fast lückenlose Übersicht gab, fand im vorigen Jahr in der Academia de bellas Artes in Mexiko statt. Der Rektor der Universität hatte das Patronat übernommen, die ganze gebildete Gesellschaft der großen Stadt widmete der reichen Kunstschau ihr warmes Interesse. Allgemein ward anerkannt, daß den zentralamerikanischen Tropen in Max Vollmberg der Maler erstanden sei. Und für uns ist es eine besonders herzliche Freude, daß diese neidlose Anerkennung einem Deutschen, einem Berliner, gezollt ward. Alfred Stettiners Verlag in Berlin hat vierzig Nachbildungen seiner Aquarelle aus Zentralamerika in einem Album in Vierfarbendruck erscheinen lassen. Die Schriftleitung freut sich, in vorstehenden Blättern ihren zahlreichen Lesern nicht nur den Künstler und den Schriftsteller — sondern wohl auch den beherzten und sympathischen Menschen nähergebracht zu haben.

Edelrost / Roman von Carl Worms

(Schluß)

Des Vaters Leiche lächelte noch, als Antje sie zum letzten Male ansah, als wäre er stolz darauf, sie gebunden zu haben. Sie mußte fortschauen und fand keine Andacht vor dem offnen Sarge. Auf das Herz, wie er bestimmt hatte, schütteten sie die kurische Erde, die Ferland hatte kommen lassen. Unter einem Ahorn, am Waldsaum, wie er es sich gewünscht, auf einem kleinen Kirchhof senkten sie ihn ein. Antje stand dabei wie eine Statue. Kaum, daß sie die vornehme Gestalt Graf Plettenbergs unter den Leidtragenden bemerkte. Es ging alles so durcheinander wie in einem modernen Ballsaal, wo die Menschen vor lauter Wohlerzogenheit gar nicht vom Platz kommen. Antje fühlte sich gar nicht so bemitleidenswert, wie die Leidtragenden annahmen. Sie wunderte sich selbst, daß ein kindliches Gefühl sie eigentlich nicht faßte. Nur fiel ihr ein, daß nun die fürchterlichen Nachtwachen, des Vaters Phantasien sie nicht mehr quälen sollten. An den Betten der Stiftskranken machte es ihr nichts aus. Frau Schwarz war oft bei ihr, half ihr beim Aufräumen und Verkauf der Sachen. Für wen sollten sie aufbewahrt werden? Gustav wird des Schwiegervaters Hosen wohl kaum tragen wollen.

Frau Schwarz ging mit ihr spazieren. Ihr war es recht so. Das hielt sie von Ferland ab, den sie doch des Vaters wegen meiden wollte. Er drängte sich nicht auf, hatte auch mehr im Amt zu tun, gebrochne Bäume mußten verzeichnet, fortgeschafft, an Ort und Stelle wohl auch verkauft werden. Da um die Kattnäse herum hatte der Schnee am schlimmsten gewütet. Ferland heizte oben die Jagdhütte und blieb auch die Nacht über fort. Antje faßte das als Rücksicht auf sie auf und fragte nicht nach ihm.

Dann kamen die Briefe, der Gretchens voll kindlicher Erinnerungen an die alte Forstei, an der sie jetzt oft vorüberfuhr, wenn sie zur Stadt mußte. Dann meldete sie kleine Tageserlebnisse, vor allem aber von Gustavs Wirken für Deutsche und Letten, auf daß sie wieder zusammenwohnen lernten. — Die Steinseeschen waren wohl zu verliebt, um zu kondolieren. Der aufrichtigste Brief kam aus Berlin vom Justizrat. Wie ein zweiter Vater schrieb er, mahnte nicht an ihr Versprechen, doch zwischen den Zeilen las sie die Frage: ‚Wann kommen Sie zu mir?‘

Ob das nicht das vernünftigste wäre? Immer deutlicher fühlte sie, daß ihre Seele fremd bei ihrer Arbeit blieb. Es war wie eine Lüge den Kranken gegenüber, die doch von der dienenden Schwester etwas mehr als Fiebermessen, Füttern und Arznei fordern durften. Warum nicht sich im Treiben der Großstadt verlieren und Stimmen zum Schweigen bringen, die sie hier in der Stille des Bergwinters ängstigten? Aber werden sie dort zur Ruhe kommen? Kamen sie überhaupt von außen? Wühlten sie nicht wie der Maulwurf in eigner fetter Erde?

Also was dann? Mit Ferland nach Kurland? Kurland ist groß. Hat sie ihn als Reisebegleiter nicht mehr nötig, läßt sie ihn laufen und geht auch dem Gustav aus dem Wege. Das wäre das natürlichste. Warum aber hat der Justizrat sie davor gewarnt? Der trifft immer den Nagel auf den Kopf. Das bringt sein Beruf mit sich. Er sieht den Menschen durch die steifste Robe in das Herz hinein. Dies Herz wird man zwischen die Fäuste nehmen müssen, es wird immer ungebärdiger, je seltener es für andere zu schlagen hat. Also hinein in strengste Askese! Antje übernimmt Nachtwachen für die Mitschwestern. Unter den Kranken vergehen die dummen Gedanken noch am ehesten. Nur in ihrem Zimmer will sie nicht allein sein. Hier am Fenster hat Gretchen gesessen, dort am Waschtisch sich die Hände getrocknet, in diesem Bett nachmittags geschlummert. Und dann ist auch Gustav wieder da, die düstere Waldecke hoch über der Flußkrümme, wo er sie zum erstenmal geküßt. Und die rote Sonne warf rote Flecken wie rinnendes Blut in die Waldbuchten hinein. Oder sie fahren auf dem Hagenschen See. Das Segel ärgert Antje. Bald muß sie auf die eine, bald auf die andere Seite, bald steht es steif zwischen ihnen. Er lacht sie aus und fängt sich ihren Kopf, zerdrückt ihr die Frisur und der Kahn schwankt bedeutend. Zu Vaters Geburtstag will sie nicht mit Gustav tanzen, weil er's links herum nicht versteht. „Ein rechter Kavalier tanzt nur rechts herum,“ behauptet er trotzig, umfaßt sie und zwingt sie in seine Arme. Er setzte meist durch, was er wollte.

Auch Ferland fällt ihr in diesem Zimmer ein. Das Fensterkreuz dort hat er ihr zurechtgemacht, daß es nicht mehr zieht. Diesen Haken hat er eingeschoben. Hier stehen die Tannenzweige, die er ihr gebrochen hat. Er hat ihr schon viel in die Stube gebracht, als er des Vaters Eleve war. Einmal einen zahmen Kanarienvogel, der zornig gegen

seinen eigenen Schatten an der weißen Tür, mit gespreizten Flügeln, hackte. Zuletzt wurde er in einer Türritze zerdrückt. Dann ein Eichkätzchen, das in Antjes Schürzentasche schlief, solange sie an der Nähmaschine arbeitete. Es entkam in den Wald, den hatte es doch noch lieber als sie und ihre Apfelkerne. Ferland hatte Unglück mit seinen Geschenken. Doch, wenn sie ihn selbst nötig hatte zum Holzspalten, Wassertragen, Pferdesatteln, dann war er an rechter Stelle.

Antje sollte an ihn nicht denken, und doch war ihre Stube voll von Erinnerungen auch an ihn. Ja, wer ihr diese Erinnerungen an Kurland aus dem Gedächtnis reißen könnte. Sie beneidete die Hagensche Frau und den Steinseeschen, die so gleichmäßig kühl dahinlebten, als wäre nichts geschehen, und niemand in sich hineinsehen ließen, weil es nicht salonfähig war, Gefühle spazieren zu führen.

Der Weihnachtsabend beruhigte sie noch einmal. Frau Schwarz hatte ihn ganz kurisch hergerichtet. Sie hatte ein feines Verständnis für andrer Lust und Leid. Tagelang dufteten in ihrem Hause schon vorher Lebkuchen nach kurischem Rezept. In jeder Stube stand eine Vase mit Tannenästen und roten Papierrosen. Apfel- und Kirschzweige waren durch künstliche Wärme zum Feste zum Blühen gebracht. Ihren vier Kurländern, mit denen sie ganz allein war, zündete sie den Baum an. „O du fröhliche" sangen sie zusammen und stapften durch den Schnee, als die Kirchenglocke rief, die einzige, die der Weltkrieg nicht gefordert hatte.

Da hielten sich Antje und Ferland nicht mehr zurück. Die Heimat klopfte an. Immer waren sie am ersten Festtage in den verschneiten Wald gefahren. Auch heute hielt Ferland in einem pelzgefütterten Schlitten in der Goslarschen Straße und Antje stieg ein, ob auch drüben zwei junge Burschen lachend mit Fingern auf sie wiesen. Hinauf ging es in schlankem Trabe in den Wald, an der Rodelbahn vorbei zum Molkenhause, wo sie sich die Wildfütterung ansahen und der Förster sie bewirtete. Die Sterne funkelten über ihnen, als sie in blassem Schneelicht am Radaufall vorbei nach Hause fuhren. Der war gefroren und hing wie ein Eisklumpen am Felsen. Antje gefiel er im Sommer besser.

„Warum bist du so gegen mich?" fragte Ferland plötzlich aus seinem kurzen Pelz heraus.

Antje rückte etwas ab: „Seit wann sagen Sie du zu mir?"

„Ach was, Weihnacht ist Freinacht. Und einen muß man doch haben, den man duzt. Was habe ich dir getan?"

Seine Stimme bebte vor verhaltener Aufregung.

„Hast du mich deshalb in den Wald gefahren, um mich zu schelten?" Da duzte auch sie schon. Es kam so von selbst.

„Nimm's, wie du willst. Einmal wollte ich dich in meiner Gewalt haben. Wenn ich will, peitsch' ich auf die Pferde los und sie jagen dort den Abhang hinunter, was?"

„Geh, sei nicht so wild. Nimm dich zusammen."

Er lachte in seinen bereiften Bart hinein: „Ach so, weil dein Vater dir etwas verboten hat. Ist ja Unsinn. Wie soll ein armer Kerl wie ich daran denken? Du, die Feine — ich, der Plumpe — stimmt nicht. Aber etwas länger sehen muß ich dich, sonst werde ich verrückt. Du mußt mir den Udo ersetzen. Ganz wunderlich, wie der Jung mich verfolgt, sagt auch noch im Traum zu mir: Ich hab' dich lieb. Und ist doch nur ein adliger Bengel, der mich bald vergessen wird."

„Warum sollt' er das?"

„Lehr' du mich die Bande kennen. So wie dich der Gustav vergaß. Ich weiß doch auch etwas. Und das war nicht recht von ihm, das war gemein."

„Laß das, Ferland. Er hat keine Schuld. Ich selbst gab ihm sein Wort zurück."

Er sah sie mit großen Augen an: „Merkwürdig, ihr Deutschen, wie schwer ihr euch das Lieben macht. Wir greifen schneller zu."

„Ach, geh. Du bist doch auch ein Deutscher, deutsch erzogen, deutsch gebildet, sogar dein Name ist deutsch."

„Ja, sonderbar," lachte er vergnügt vor sich hin, „daß wir beide so verstümmelte Namen haben. Wer hat dich zuerst Antje genannt?"

„Gustav." Da stieß der Schlitten auf, es gab einen Ruck, die Pferde hoben sich im Geschirr.

„So will ich dich Anna nennen."

„Meinetwegen. Aber ein Ferland bleibst du doch."

Er knirschte ganz leise mit den Zähnen. Sie machte sich lustig über ihn.

„Wenn ich wollte, ich könnte dich jetzt umfassen und abküssen. Und niemand würde es sehen."

„Untersteh dich. Nach Hause sollst du fahren, aber schnell. Ich meinte, ein Kavalier kutschierte mich. Nun ist es nur ein ungebildeter Kutscher, der sich nicht zu betragen versteht."

„So zeig' mir's an. Ich tu' alles, was du willst."

„Schneller fahren sollst du."

Sie riß ihm die Peitsche aus der Hand und hieb auf die Pferde. Die weißbereiften

Baumstämme flogen nur so vorüber. Mit einem Gesaus, Kufenknirschen und Schellengeklingel ging es nach Harzburg hinein. Die Pferde dampften. Auf dem Bürgersteig blieben die Menschen stehen, zuckten die Schulter und sagten es hinterdrein: „Wieder der tolle Kurländer und die da mit ihm. Sie werden sich noch den Hals brechen."

Also so weit waren sie schon. Ihre Beinamen hatten sie weg. „Die da mit ihm" wurde von Frau Schwarz ins Gebet genommen. Man fahre in Harzburg nicht so schnell. Aber Antje gefiel es nicht, wie sie das sagte. Sie meinte es wohl gut. Im übrigen mußte sie doch einsehen, daß eine beurlaubte Krankenschwester die paar Freistunden ausnutzen wollte, jede nach ihrer Art.

Ferland war beiseit geschlichen, er schämte sich, er war brutal gewesen. Der Lette hatte einer Deutschen imponieren wollen, die schutzlos zurückgeblieben war. Er hatte ihren Vorwurf verdient.

Am Silvesterabend feierten sie bei Frau Schwarz Versöhnung unter dem strahlenden Tannenbaum und zählten zusammen, was sie in den letzten Jahren erlebt hatten. Wortlos hörte ihre Wirtin zu. Erst die Zeit, wo sie in russische Schulen hineingetrieben waren, dann 1914, als sie auf der Straße nicht ein deutsches Wort sprechen durften. Selbst der Einmarsch der Deutschen — wie hatte er enttäuscht. Still beglückt, wie einer Offenbarung, hatten sie zuerst dem Soldatenliede gelauscht: „O Deutschland, mein Deutschland, du kannst nicht untergehn, wenn deine Grauen im Felde stehn." Und dann, als die letzten Feldgrauen wie Diebe aus Mitaus Gassen fortgeschlichen, hatte es höhnisch von ihren Lippen geklungen: „O Kurenland, du bist so schön. Wer weiß, ob wir uns wiedersehn." Dann waren Bolschewisten eingerückt. Blutarbeit hatte begonnen, man war gegen den Tod abgestumpft. Ob morgen, ob heute, war einerlei geworden. Zuletzt die Flucht aus dem brennenden Mitau, im Viehwaggon, bei zwanzig Grad Kälte. Und nun die Rückwanderung in die Heimat und die letzten Zurückbleibenden. Das durfte aber nur mit halber Stimme erzählt werden, denn Baronin Magda fürchtete um ihren Schlaf zu kommen und Graf Hugo hatte überhaupt Proletengespräche nicht gern, mit Ferland erst recht nicht, dessen Anwesenheit er nicht gerade unumgänglich notwendig fand. Gott, ja, man zieht einen treuen Domestiken mitunter an den Tisch, ihn zu ehren, aber man sitzt nicht bis Mitternacht mit ihm. Dazu rauchte er in Gegenwart der Damen schon die zweite Zigarre!

Nur Frau Schwarz hielt ins neue Jahr hinein aus. Sie hatte so ein mütterliches Bangen für Antje und in Ferland konnte sie sich nicht finden. Diese Letten müßten ganz aparte Menschen sein, behauptete sie. Auch glaubte sie gehört zu haben, daß er Antje duzte. Das behagte ihr nicht. Er hatte so eine ganz andere Kultur. Aber hübsch und stattlich war er, nichts zu sagen. Machte sie Antje Vorstellungen, so sah diese sie mit erwachenden Augen an und sagte wie selbstverständlich: „Wir sind Spielgefährten. Ich habe seine deutsche Mutter gekannt. Freud' und Leid haben wir geteilt, sind hier aufeinander angewiesen. Wenigstens sprechen möchte ich doch von kurischem Roggen und dem Klopfen des Spechtes im Walde. Hier höre ich ihn selten. Mein Landsmann ist ritterlich für mich eingetreten. Ich kann ihn etwas betreuen. Und dann tut er mir so leid. Er weiß nicht, ob er Lette, ob Deutscher ist. Mir ist, als müßte ich eine alte Schuld abtragen, indem ich ihn etwas bemuttere."

„Na, na," warnte die alte Freundin. „Es hat schon manche Mutter sein wollen und versah sich im allzu großen Sohn. Und wenn es mit dem Bemuttern zu Ende geht, was dann?"

Was dann? Ja, wer kann's wissen! Antje wird neugierig, wenn sie an das neue Jahr denkt. Dann hört eben Ferlands Vertretung auf und sie muß auf ärztliches Anraten einen dreimonatigen Urlaub nehmen. Sie hat sich überarbeitet, wie ihre Oberin sagt, und Frau Schwarz nimmt sie zu sich. Unter ihrer Aufsicht soll Ferland seine Visiten machen.

Ihrem Justizrat hat Frau Schwarz geschrieben: „Passen Sie auf, ich bringe sie doch noch zu Ihnen. Hier in unserm kleinen Klatschneste darf sie nicht bleiben. Denn sie setzt einen allerliebsten Trotz auf gegen alles Gerede und der fremde Mensch unterstützt sie darin. Sie vereinsamen sich beide zu sehr. Das ist nicht gut. Das will ich nicht haben. Kommen Sie bald, Sie allein bringen sie noch zur Vernunft."

Sonderbare Menschen diese Harzburger! Als ob ein Jugendfreund Antje kompromittieren könnte. Hat sie nicht mehr als einmal im Kurhause, im Kasino wildfremde Menschen, ohne sich vorzustellen, miteinander tanzen sehen? Wer hat Anstoß daran genommen? Reisen nicht hundert selbständige junge Mädchen allein durch ganz Deutschland, sprechen mit Fremden im Waggon? Wer darf dreinreden? Und nun sich zwei fluglahme exotische Vögel gefunden haben, will man ihnen sogar das Flattern verbieten.

Antje hat noch genug Jugendluft übrig, muß noch wie so manche Mitschwester in der Kriegszeit aufgehaltne Freuden nachholen. Heimlich öffnet sie ihren Kleiderschrank und streichelt ihr weißes Kleid, legt sich der Mutter Kette um oder hält einen Zweig an ihre Stirne, ob ihr der noch steht. Sie nimmt sich vor, Ferland zu bitten, daß er einmal tun müsse, was sie von ihm fordern werde. Und hat er zugesagt, will sie mit ihm zur Réunion oder zum Mittwochnachmittage ins Kasino und einmal wieder tanzen, mit ihm tanzen, dem sie in Talsen den Walzer angezeigt hat. Es hielt schwer, aber er kriegte es doch los. Er faßte seine Dame fest und ragte stramm neben ihr auf. Was die dummen Menschen schwatzen, was geht das sie an!

Nur den Justizrat möchte sie jetzt nicht sehen. Er fängt sie mit zwingend überredenden Worten noch in seinem Käfig und sie will doch frei sein, nur ein ganz, ganz klein wenig frei. Ihr Schlaf wird unruhig, ihre Träume werden verlangender, je länger ihr Urlaub ohne Arbeit dauert. Ferland kommt täglich und wird immer zerstreuter. Auch er hat nichts mehr zu tun. Mit ängstlicher Hast teilen sie sich ihre Briefe aus Kurland mit, nichts Welterschütterndes, aber leise stetige Arbeit für die Zukunft, von Gustav geleitet, als wollte ein kleiner autonomer Staat im Staate erstehen. Sonst Alltägliches, Gustav hat einen Hasen geschossen, Heinz ein Pferd gekauft, Udo pappt für die Schwägerin bunte Sterne. Gretchen geht in die Gesinde zu kranken lettischen Kindern und hat zu Weihnachten auch die Hofesleute beschenkt. Aber auch aus diesen Kleinigkeiten spricht Freude an Arbeit und Pflicht. Antje und Ferland sehen sich scheu an. Warum sind sie fern? Er deutet es auch leise an, sein Volk ruft. Gustav soll sich nicht einbilden, daß er allein Heimatarbeit leisten kann.

Doch Antje hat zum erstenmal in ihrem Leben Angst vor dem dort vergossenen Blut, vor umgehenden Gespenstern, Lockvögeln aus der Vergangenheit, Angst vor der Schwester Glück. Warten, noch etwas warten! So schlimm ist es im Harz doch nicht. Vaters Grab muß noch aufgebettet und bepflanzt werden. Es hat sich gesenkt. Eine Tanne will sie dort setzen und Ferland soll entscheiden, ob nach Osten oder Süden hin.

Vor dem Grabe kamen ihnen neue, traurige Gedanken, an einem feucht-milden Märzabend, nach einem Spaziergang. Finster sahen sie es an. Der Tote saß zwischen ihnen. Sie wagten nur leise zu sprechen, ob auch kein Harzburger in der Nähe war. Als hätten sie wie Kinder vom Sahnetopf genascht und jedes wollte die Schuld auf sich nehmen.

„Ja, ja," brummte Ferland verbohrt. „So kann man es machen. Hier, lieber an der Breitseite. Eine Tanne soll es sein? Wie du willst, ganz wie du willst."

Was ist ihm heute? So unliebenswürdig war er selten. Sie wollte ihn auf andre Gedanken bringen. Er hatte ihr einen Ausflug versprochen. Ob sie morgen zur Kattnäse hinauf könnten? Seine Jagdhütte wollte sie sehen.

„Nein, nein, dahin nicht."

„Warum denn nicht?"

„Da singen die Finken so laut. Und überhaupt — als ob es da nicht geheuer ist."

„Was fehlt dir, Ferland?" Sie legte ihre Hand besänftigend auf seinen Arm.

Da war es mit seiner Verstellung zu Ende. In das Graf warf er sich, den Kopf zwischen den Händen und schluchzte wie ein Knabe, dem sein Rotkehlchen entflogen ist. Erschreckt zog Antje ihre Hände zurück. Herrgott, der ganze Mann zuckte unter ihrer Berührung zusammen, jede Muskel spannte sich. Was war denn geschehen? Sie schüttelte ihn, so aufgeregt war sie. Seine Finger streiften immer wieder an ihren Kleidern auf und ab, als wollte er sie von sich fernhalten. Und dann kam es unter Trotz und Scham heraus. Er hatte vor ihr fliehen wollen, nach Hause, zu seinem Volke. Und er hatte kein Volk mehr, kein Vaterland. In Berlin hatten sie ihm die Reiseerlaubnis nach Lettland verweigert. Dies Hin und Her war verdächtig geworden, auch sein fortwährender Verkehr mit den Deutschen. Man wollte wissen, daß er heimlich gegen die lettische Regierung konspiriere. Bei dem erschossenen Kamarin waren Briefe von ihm gefunden, die nach Rußland und Deutschland hinwiesen. In solch einer Zeit des Übergangs dürfe man nicht vorsichtig genug sein, und es sei Beweismaterial eingereicht, das ihn schwer belaste.

„Beweise, wovon, von wem?" fragte Antje fassungslos.

Er ließ die Arme sinken: „Weiß ich's? Irgendein Schuft, der sich lieb Kind machen will. Ich habe schon an Otto Gutlieb gedacht, dem wohl die Zähne wiedergewachsen sind. Das Aas soll noch immer hier herumstänkern, hat man mir gesagt."

„Aber was könnte der ..."

Er sah sie seltsam forschend an: „Sollte es dir nicht einfallen, weshalb er gerade hinter uns her ist? Nicht nur hinter mir."

Sie errötete leicht: „Dummheiten! Ihr Letten seid mißtrauisch. Daher dein Verdacht."

„Bin ich noch ein Lette, bin ich?“ flüsterte er, stoßweise atmend, und richtete sich an ihr auf, ihren Leib umfassend.“

„Wer hat mir denn gesagt, daß ich ein Deutscher bin? Sing, Antje, sing all deine Lieder durch, und triffst du das, was meine Mutter sang, dann will ich dir den Fuß küssen und ein Deutscher sein. Komm, setz' dich her. Mein Knie ist breit genug, und der da unten soll uns nicht stören. Sag' du mir, wer ich bin. Ein Deutscher wollte ich sein, da lachten mich deine feinen Herrchen aus und warfen Steine nach mir. Ein Lette wollte ich bleiben, sie haben mich fortgestoßen. Dort keine Heimat, hier keine Arbeit. Und eigentlich bist du an allem schuld. Was fang' ich nur an? Was fang' ich mit dir an?“

Er hielt sie fest, bis ihr Widerstand in wohligem Ermatten nachließ. Vor ihr hatte er fliehen wollen, das hatte sie herausgehört, das allein. Er sah ihr mit den rotgeweinten Augen in das liebe, stolze Gesicht, sah neugierig auf ihren Mund, ob der wieder eine abfertigende Antwort finden werde. Aber ihren Stolz hatte sie vergessen, ein kleines Mitleid für den Heimatlosen regte sich in ihr. Um seinetwillen hätte auch sie jetzt heimatlos sein mögen.

Also überlegten sie, was tun. Ihn über die Grenze schmuggeln? Sie hätten ihn gefaßt. Noch einmal bitten? Das wäre noch verdächtiger gewesen. In Deutschland bleiben? Bei dieser Konkurrenz, wo Tausende vom Militär zum Forstfach übergingen und von der Forstwissenschaft dringend abgeraten wurde? Antjes klares Denken verwirrte sich, der Vater verwirrte sie. Sie riß sich von Ferlands Schoß. Er sah ihr mit merkwürdig schwimmendem Blicke nach.

„Nun, dann nicht hier, aber anderswo. Meine Heimat bist du jetzt, vergiß das nicht. All deine Verehrer haben dich laufen lassen, ich blieb bei dir. Was kannst du tun, wenn ich von dir ein verpfuschtes Leben, meinen verlorenen Glücksfund fordern werde?“

Sie schlug nach seiner Schulter mit ihrem Taschentuch. Der Ton wurde ihr zu tragisch: „Schäm' dich, Ferland. Wie ein Jude bestehst du auf einen unterschriebenen Wechsel, den ich nicht kenne, und fragst nicht einmal nach deinen Kaventen. Nimm dich in acht, daß der da unter uns nicht herauskommt und ältere Wechsel aufweist.“

„Mit dem da laß mich zufrieden. Sterbende haben kein Recht, die Nachlebenden mit Gelübden und Versprechen zu quälen. Sie liegen ruhig und schlafen und lassen uns zurück in dumpfen Träumen. Weißt du, dazu ist das erste Frühjahr so eine infame Zeit. Alles will los, will herauf, drängt sich zusammen, und wir sehen staunend dem reichen Werden zu und kommen uns selbst so elend und gebunden vor. Mach's nach! ruft der Fuchs und setzt seiner Füchsin nach. Mach's nach! spotten Gras und Halm und dehnen sich im Sonnenlicht. Zum Tollwerden, sag' ich dir. Sirren der Zikaden, Quarren der Schnepfe, bald schon Wachtelruf, und wie die Laute alle heißen, sie kennen ein Glück, das nie an uns herankommen will.“

„Klettre auf die Berge,“ riet sie, als ob sie spöttisch ihn etwas reizen wollte. „Lauf dir an den Sohlen ab, was dich im Tal bewegt. Knall' dort oben los, weck' ein Echo, sprich mit ihm. Hör' auf das dumpfe Krachen im Steinbruch, auf Wassersturz und Habichtschrei. Das wird dir gut tun und dir zeigen, daß du von der Natur nicht ausgestoßen bist, daß ein Mann wie du sich eine zweite Heimat erobern kann.“

Schwerfällig war Ferland aufgestanden und warf seine Büchse über die Schulter. Die grüne Mütze mit dem Birkhahnstoß drückte er auf seinen blonden Schopf und sah durch die Stirne, fiebernd zu ihr auf: „Also du weißt nichts für mich, gut. Ich weiß einen Ort, da will ich ruhig werden. An der Kattnäse führt ein Weg vorbei, durch eine Schneise, tief dunkel im Tann, wie verlassen von Gott und Welt. Die Wildsau rührt sich im Dickicht, du siehst sie nicht. Oben braust es in den Fichten, zu dir aber kommt es nicht. Keine Sonne kommt herunter. Wenn du dir dort den Fuß verstauchst, kein Hahn kräht mehr nach dir. Über Steingeröll mußt du klettern wie über Wälle. Da kommst du auf eine Lichtung, Hei nennen sie die Leute, da siehst du unter dir in bläulicher Ferne Ilsenburg, Wernigerode, den Regenstein, Blankenburg, alle Herrlichkeit der Welt ausgebreitet, wie Satan sie dem Menschensohne zeigte. Und hundert Schritte im Wald zurück ein Steinhaufen, ein Holzkreuz darauf. Da kann man ruhig werden, sag' ich dir, wenn man auch an keine Kirche mehr glaubt.“

Er war hinter sie getreten und hatte sie leise an sich gedrückt. In ihr Ohr sprach er erregt hinein. Sie hatte die Augen geschlossen, um das Grab des Vaters nicht zu sehen. Doch immer stand der Vater neben ihr, Todesschweiß im zerwühlten Bart.

„Führe uns nicht in Versuchung,“ betete sie leise. Zuletzt hatte sie es dem sterbenden Vater vorgesprochen. Jetzt galt er einem andern. Der lachte rauh, wegwerfend auf und ließ die gehorsame Tochter stehen. Mag sie sich mit dem Vater unterhalten. Noch

aus dem Krodotal scholl sein gleichgültiges Pfeifen. Aber das Wiegenlied der Mutter pfiff er nicht.

⁂

War es nicht Torheit sich so zu zerreiben? Was konnte man ihnen vorwerfen, was hatten sie verbrochen? Warum sahen sie sich Tag um Tag wie schuldbewußt an? Da war ein dreißigjähriges Mädchen sich selbst überlassen, das die Menschen bisher nach ihrem Willen kutschiert, sich tapfer ins Leben hineingeschlagen hatte, wie in ein Gestrüpp, und durchaus berechtigt auf den Bräutigam verzichtet, der sie erst aufgegeben und sie dann gut genug für sich gefunden hatte. Und da war ein derber Sohn kurischer Erde, der vergebens bei den Menschen gebettelt hatte, ihm doch zu sagen, wer er eigentlich wäre. Als Lette hatte er die Entmündigung seines Volkes erlebt, wie es dann aus dumpfem Vegetieren sich loslösen wollte, um selbst staatlich denken und handeln zu können, ohne Vormundschaft, unter persönlichster Verantwortung. Dachte so nicht jedes Volk? War es nicht eine Tat, die die neue Zeit geradezu forderte?

Und er sah, wie die Seinen keck zugreifend ihr Land in Besitz nahmen und aufteilten. Politik kennt kein Gewissen. Es sah ja noch so aus, als würde ein verjährtes Unrecht gutgemacht. Wie sie auflachen sollten, all diese Enterbten und Bedrückten, wenn sie nun Roggen und Weizen schneiden sollten, den sie selbst gesät. Kein hochnäsiger Patron hatte ihnen mehr zu gebieten. Und wie nun Ferland am Feiertag seiner Nation teilnehmen will, niedersitzen am selbstgefügten Herde, schlagen sie ihm die Tür vor der Nase zu. Ja, wer heutzutage etwas gelten will, muß Farbe bekennen. Ferland aber hatte noch zu viel Mitleid übriggehabt mit den Ausgetriebenen. Er hatte in das Elend hineinsehen dürfen, das durch diesen großen Raub entstanden war. Seinen Udo, sein Herzblatt, hatten sie bestohlen. Gewiß, er war kein Freund altadligen Übermutes, hochnäsiges Übersehen hatte er oft im Leben durchgemacht. Aber er mußte sich doch eingestehen, daß erst diese Deutschen dem altheiligen Heimatboden reiche Ernten abgerungen hatten. Letten hatten ja wohl den Pflug geführt, aber es war ein deutscher Pflug gewesen. Wer hatte Kirchen und Schulen gebaut, wer Armenhäuser und Spitäler? Hatte der Lette auch nur eine Kopeke für solche Stiftungen übriggehabt? Nein, das war der Deutschen verfluchte Pflicht und Schuldigkeit gewesen. Nun also, wem gehörte dann das Land? Den Letten natürlich. Hätten sie es früher besessen, hätten sie auch für die Kultur Opfer gebracht. Vielleicht. Aber gesorgt hatten sie nicht, so sprach in Ferland der Mutter Blut.

So war er nicht kalt, nicht warm geworden. „Wenn du aber lau bist, will ich dich ausspeien aus meinem Munde," sagt die Schrift. Nein, lau hatte er nicht sein wollen. Ausgleichen wollte er, was sich feindlich trennte, zu edlem Wettbewerb anregen und den Sieger anerkennen. Lettischer Fleiß sollte dem deutschen nicht zu weichen brauchen. Und nun alles dahin! Die Deutschen hatten sich für ihn bedankt, die Letten wollten ihn nicht mehr. Friß dein Brot in der Verbannung weiter! Für Halbheiten hatte diese harte, dringende Zeit keinen Raum.

So überlegte Antje in den aufregenden Nächten des Mai, und ein großes Mitleid faßte sie mit dem Manne, der nicht wußte, wer er war, zu wem er gehörte. Wie rührend erschien er ihr auf der Suche nach der Mutter Wiegenlied. In ihrem Berufe lag es, für Notleidende zu sorgen. Den Vater hatte sie nicht mehr zu pflegen, also suchte ihr Herz einen andern, für den sie sich einsetzen konnte. Das Mütterliche, das unbewußt in jedem Weibe schlummert, regte sich in ihr, immer lauter, je einsamer sie sich fühlte. Sie kam sich unnütz vor in ihrem Berufe.

War auch manches an Ferland, das sie warnte, sein oft zu vertraulicher Ton, seine noch nicht abgeschliffnen Manieren, sie glaubte sich stark genug, ihn zurechtrücken zu können. Von ihr hatte er sich schon als Kind alles sagen und gefallen lassen. Also warum sollten sie beide, allein auf sich gestellt, sich nicht gegenseitig aushelfen? Fragte sie sich nicht, warum gerade in diesen werbenden Frühlingsnächten die Stimmen für diesen Mann immer lauter sprachen? Wenn über Oker die untergehende Sonne stand und die Amsel in sehnsüchtigen Flötentönen sich ganz zu verlieren schien. Wenn die Zaunkönige und Bachstelzen sich durch die Büsche jagten und das Zirpen und Sirren im jungen Korn nicht stille wurde — hielt Antje da nicht auch Einkehr in sich und fragte, ob sie nach Ferland, ob er nach ihr rief? Sein Bild hatte sie an Gustavs Stelle auf dem Schreibtische. Verwegen, wie ein Sieger schaute es sie an. So hatte er nach oben geschaut, wenn sie in Talsen über den Kirchberg gegangen waren und aus den Wolken Landkarten und fabelhafte Tiere herausgesehen hatten.

Und sie wollte nicht unverheiratet bleiben. Es war ihr Recht, das sie der Natur abtrotzen wollte. So lange hatte sie mit dem Feuer gespielt. Wunderte sie sich, daß es

nun über ihr zusammenschlagen wollte? Wie viele junge Mädchen hatte sie in Frau Schwarz' Pension gesehen, die ihre Sparpfennige für eine Sommerkur verausgabten, nur aus Angst ihre Stellen zu verlieren, entlassen zu werden, wenn die Kräfte nicht mehr reichten. Bleichsüchtige Tippfräuleins, denen die Amsel schon zu laut sang. Hysterische Lehrerinnen, die nicht das Rücken eines Stuhles vertragen konnten. Damen aus einem statistischen Büro, die nur vierzehn Tage Urlaub im Jahr hatten und tagelang in der Sonne lagen, um tiefbraun zu werden und zu zeigen, wie gesund sie wären. Das sollten Deutschlands kommende Mütter sein? Und doch trugen sie alle den heimlichen Wunsch in sich, vom Büro oder Katheder fort, einmal an einem Kinderbettchen angestellt zu werden.

Hatte Antje es da nicht tausendmal besser gehabt, sich ausgelebt in Kurlands freier Natur, verhätschelt von den Menschen, vom Glücke gewiegt? Kein Wunder, daß sie da ungeduldiger als ihre blassen Mitschwestern nach Leben, echtem Weibleben verlangte.

Und warum sollte es nicht Ferland sein? Da hatte sie eine Aufgabe. Er war bildungsfähig, in seinen Händen war sie sicher. Sie konnte sich noch überreden, einen Starken dem Deutschtum gewonnen zu haben.

Wenn nur nicht ... Ja, da war er wieder, des Vaters aufgehobener Finger. Den Respekt, den altkurisches Familienleben ihr eingeimpft, konnte sie nicht loswerden. Wenn sie schon dem lebenden Vater blindlings gehorcht hatte, ihm die Hausschuhe gebracht, die Pfeife gestopft und still verzichtet, wenn er auf eine Bitte kurz antwortete: „Das wird nicht nötig sein“ oder „das ist nichts für Kinder“ — wievielmehr wirkte der Tote, den sie immer mit den spitzen Sterbezügen um den Mund vor sich sah. Ja, ja, er war der einzige gewesen, der sie nicht verwöhnt hatte. Und die Letten hatte er gehaßt mit all der zähen Unbeugsamkeit seiner Natur. Dem Ferland hatte er gepfiffen, und pariert wußte werden.

Wie wenn Ferland sich nun rächen und die Tochter dem stumm gewordnen Vater abtrotzen wollte?

Die Harzburger hatten nun Gesprächsstoff für Klubabende und Cafés. Die beiden jungen Menschen waren zu stattlich, um übersehen zu werden. Also gab sich christliche Nächstenliebe mit ihnen ab, wieviel Frau Schwarz auch zurückweisen und zurechtstellen mochte. Ferland kam auch gar zu spät aus der Pension und rief seinen Abschied noch laut in die Veranda hinein. Antje entblödete sich nicht, vom Fenster aus ihm zuzuwinken. Sie setzten etwas darein aufzufallen. Und dabei wußten sie doch vier Häuser weiter ein Mädchenpensionat für feingebildete Damen. Höhere Töchter! Die mußten doch Bescheid wissen.

Antje bekam duftende, anonyme Billette, Einladungen zu heimlichem Stelldichein, Blumensträuße, Rosen mit Verschen daran, alle F. R. unterzeichnet. Ob sie wirklich von Otto Gutlieb waren, wie Ferland meinte? Einerlei. Solche Otto Gutliebs, Insekten, die nur im Dunkeln stechen, gibt es überall.

Dann folgten schriftliche Warnungen, Entrüstungen, Drohungen. Das bessere Gewissen Harzburgs regte sich. „Die da mit ihm“ sollte erzogen werden. Der Skandal stand vor der Tür. Zur Kirche ging Antje ja auch nicht mehr. Also mußte sie, eine dienende Krankenschwester, zu Gott zurückgeleitet werden.

Merkwürdig nur, daß solche geschäftig gefühlvolle Nächstenliebe sie nicht verdroß. Sie wurde immer heiterer, wenn die bangen Nächte überwunden waren. Lachend zeigte sie Ferland die zarten Angebinde in seinem Namen, und er wischte sich die Finger ab, wenn er so was angefaßt hatte.

„Ja, was soll denn daraus werden?“ fragte Frau Schwarz aus ihren Frühlingsbeeten heraus, wo Antje ihr Erbsen stecken half. „Die Leute schwatzen und haben allen Grund dazu.“

Lachend fiel das Pflegekind ihr um den Hals: „Mögen sie. In ein Mädchenpensionat passe ich doch nicht mehr hinein. Sie, mein liebes Schwarzchen, werden mich besser erziehen. Und es schwatzen doch nur solche, die mich beneiden, glauben Sie mir.“

„An den Herrn Justizrat haben Sie wohl nicht geschrieben?“

„Soll geschehen, morgen mit dem frühesten. Heute noch nicht, heute ist das Wetter zu schön. Und die Lerchen singen, daß wir von ihnen Frohsinn lernen sollten. Aber morgen bestimmt, nach Ihrem Diktat: Verehrter Menschenfreund, ich bin fest entschlossen zu Ihnen zu kommen, sobald mein armer Landsmann eine Stelle gefunden hat. Bis dahin stopfe ich ihm noch seine Strümpfe. In tiefster Ergebenheit Ihre dankbare Tochter.“

„Der Frühling macht Sie toll. Man kann Sie nicht ernst nehmen. Nicht ein vernünftiges Wort kommt aus Ihnen heraus.“ Und doch küßte sie das ausgelassene Mädchen, das im weißen Kopftuch und weißen gestrickten Handschuhen heute besonders appetitlich aussah.

Wenn sie nur mit ihrem Frohsinn auch Ferland hätte anstecken können. Der aber

verbohrte sich immer mehr in seinen Grimm.

So kam Pfingsten heran und die Welt stand voll Blühen und Wohlgeruch. Maigrün vor allen Türen, weiße Kleider an den Stangen der Plätterinnen, Wandervögel, zum Fluge bereit, um es mit ihren Liedern denen in Busch und Baum gleichzutun. Besonders der Bergfink war unermüdlich in ausgelassenem Liebesdrang. Ein feineres Ohr hörte die verschiedenen Gefühle aus dem lauten Einerlei heraus. So Ferland, der vor Sonnenaufgang mit Antje aufgebrochen war. Auf den Rabenklippen wollten sie die Sonne erwarten, ganz allein dort ihre Pfingstandacht begehen, wie schon als Kinder auf taugetränkten Wiesen, die ganz grau, mit Himmelsschlüsseln übersät, sich am Waldsaum von Steinsee hinzogen und dann im Morgenlicht diamanten aufleuchteten. Schweigend gingen sie in Dämmerung durch das stille Kalte Tal. Antje gefiel der Name nicht. Sie fröstelte. Ferland sah sie an, immer von der Seite, und sagte kein Wort. Er hatte sie gebeten, ihr weißes Kleid anzuziehen. Sie hatte den Kopf geschüttelt. Das einfache dunkle würde es auch tun. So stiegen sie ohne Pfingststimmung am plaudernden Bächlein entlang, immer höher.

„Nun wirst du bald deine Koffer packen," sagte er verbissen und sah einer Wildtaube nach, die sie aufgescheucht haben mochten.

Antje blieb stehen. Ihr Herz klopfte von schnellerem Steigen: „Wer, ich?"

„Ja, du. Ich kann dich hier nicht brauchen und deinen Vater dürfen wir im Schlaf doch nicht stören. Gestern hatte ich einen kurischen Brief. Deine alten Verehrer rühren sich. Sie werden durchführen, was ich nicht kann. Sogar eine lettische Zeitung schreibt schon von deinem Gustav wie von einem Friedensengel, die Posaune am Munde. Graf Heinz hat mit seinen schnoddrigen Witzen all seine Hofesleute verliebt gemacht und zu Vetter Karl schicken schon Letten ihre Kinder in die Schule. Ich darf nicht mittun, aber du mußt heim. Du wirst also nicht umsonst in sie verliebt gewesen sein. Ich habe vorgesorgt und für dich einen Paß in Berlin bestellt."

„Aber, Ferland, was fällt dir ein? Und wenn ich nun nicht will?"

„Dann reis' zu deinem Justizrat. Da wirst du es gut haben. Ein so lieber, lustiger Herr. Von Harzburg mußt du fort. Sie sollen dich in Ruhe lassen mit ihren Stänkereien. Ich leid's nicht."

„Ach, was ich mir daraus mache!"

„Aber ich!" stöhnte er plötzlich wie unter einem Schlage auf. „Von mir fort mußt du. Begreifst du nicht? Sonst gibt es ein Unglück."

Besänftigend streichelte sie über seine Hand. Er schüttelte sie ab. Sie nahm trotzdem seinen Arm. Er stieg ihr zu schnell. Da mußte er sie leiten. „Und was soll aus dir werden?" fragte sie bang.

Er lachte häßlich auf wie einer, der das Lachen nie auswendig lernen wird: „Was soll mir passieren! Mit der Faust schlag' ich mich durch. Mein Forstmeister hat mich noch nötig. Dort um die Kattnäse herum soll es wieder knallen in mondheller Nacht. In der Hütte soll ich mich auf die Lauer legen. Dazu taug' ich noch, ein Wilderer zu Wilderern. Was ist an mir noch zu verlieren! Und treffe ich niemand anders, so treff' ich mich selbst."

Antje wurde unheimlich. Er bekam wieder seinen Tobsuchtsanfall: „Du sollst nicht so sprechen," schalt sie. „So quatschen Feiglinge, die mit sich nichts mehr anzufangen wissen. Bist du allein so gottverlassen? Was ist mir denn übriggeblieben? Und wenn ich noch nicht verzage, was soll ich von dir denken, der sich leichter helfen kann, du, ein Mann."

„Mit dir zusammen, ja," knurrte er in seinen langen Bart hinein.

Sie sah ihn hilflos wie ein Kind an. Dahin war nun ihr Mut: „Ferland, ich darf doch nicht."

Er pfiff zwischen den Zähnen: „Richtig, richtig. Daher schieb' ich dich ab. Ihr Deutsche habt solch eine verfluchte, zähe Treue, die sogar noch Tote warm machen will. Und darüber geht alles Jungsein und Singen und Jubilieren zum Teufel. Nur nicht anfassen, nicht anfassen, Schatzchen! Sonst beschmierst du dir die Finger, und Papa dort unter dem Rasen schilt."

Sie schmiegte sich an ihn, als fürchtete sie ihn zu verlieren: „Nein, Ferland, so bin ich nicht. Sollst sehen, wie hungrig ich noch nach Vergnügen bin. Tanzen möchte ich, denk' dir, tanzen, bis ich umfalle. Und morgen gibt's Tanztee im Kasino. Da gehen wir hin. Stolz will ich auf dich sein. Mögen sie klatschen. Einmal, nur noch einmal sollst du mich drehen, bis mir die Sinne schwinden. Und dann mag für uns das Dunkel kommen."

„Was, du mit mir, mit dem Verfemten? Antje, wenn du das fertig bringst, dann fordre, fordre von mir, was du willst. Ein Adlerei bring' ich dir von dort oben aus dem Nest, der Wildsau jag' ich ein Junges ab, der Wilderer muß mir seinen Bruch am Hut lassen. Alles, alles, wenn wir noch einmal etwas juchzen dürfen. Soll's gelten, was?"



Bildnis der Gräfin Minotta
Gemälde von Prof. Hugo Vogel
(Akademie-Ausstellung, Berlin 1922)



Sie sah ihn hinterhältig an. Sie lächelte sogar, übersah aber seine hingehaltene Hand. Ein verzweifelter Gedanke kam ihr, wie sie zwischen Vater und Jugendfreund teilen konnte: „Bist du so freigiebig? Nimm dich in acht. Ich habe auch meine schwarzgalligen Minuten, und nun halt' ich dich an der Kette. Nun kommst du nicht mehr los. Sei stark, mein Junge, ich kann auch witzig im Fordern sein. Doch das nachher. Erst tanzen! Schlag ein."

Sie ließ seine Hand nicht mehr los. Nun hatte sie ihn, wo sie ihn haben wollte.

Sie waren zu schnell gestiegen. Er sah, wie sich ihr Busen hob und senkte. Sie fühlte mit Lust den heißen Druck seiner braunen Faust. Warum sah sie ihn so forschend an? Fürchtete sie, daß er sein Wort brechen könnte? Sie hatte ja noch Zeit sich etwas ganz Besonderes auszudenken. Etwas Großes, etwas ganz Großes sollte es sein. Es war verlockend zu denken, daß so ein Starker in ihre Hand gegeben war.

„Was soll es sein, Antje?" drängte er herausfordernd.

Sie lächelte wieder, aber versonnen, seelenlos. Von Pfingstfreude war in diesem Lächeln nichts.

„Wart's ab, Ferland. Einmal werde ich zu dir kommen und fordere. Dort auf der Kattnäse komm' ich zu dir."

Er stieß ihre Hand fort: „Dort nicht, nicht dort! Das will ich nicht."

„So sag' mir, was du vorhast dort oben. Ich habe den Verdacht, du willst dich beiseit schleichen und mich allein lassen. Sieh, Ferland, das ist doch unmöglich. Wir beide sind Ausgestoßne, Aufgegebne und niemand fragt nach uns ..."

„Doch, doch. Der Tote dort am Walde und läßt uns keine Ruh'."

„Hör' auf, hör' auf! Ich darf nicht, hab' ich dir gesagt. Du wirst dich durchpauken auch ohne mich. Was aus mir wird, wen geht's was an! Ich werde artig beim Justizrat wohnen und jeden Sonnabend einen Zuckerkringel als Belohnung bekommen. Also kannst du ganz ruhig sein. Aber erst tanzen, und dann fordre ich meinen Lohn dafür, daß ich mich mit einem lettischen Vagabunden kompromittiert habe."

Da lachten sie beide und wiegten ihre verschlungenen Hände und gingen unwillkürlich in Walzertakt über.

„Weißt du's noch?" flüsterte sie glückselig. So hatte sie seine trüben Grübeleien verscheucht.

„Weiß noch." Und er summte den Walzer an der schönen Donau.

Nun wurden sie vernünftig. Sie waren oben angelangt. Sie waren ganz allein. Da faßte sie die hehre Pfingststille. Die Sonne ging auf. Das Rauschen der Eder kam aus dem Tal. Zartblau standen die Berge drüben in schön gelegten Falten, über allen der Brocken in seiner schroffen Unnahbarkeit. In den hellgrünen Buchenwald ergoß sich erstes, keusches Tageslicht wie eine Goldflut, die verschwenderisch von den Ästen tropfte und ihren Millionensegen in das erwachende Waldtal ergoß. Drüben rief der Kuckuck. Sie zählten, zehnmal.

Ferland lachte übermütig: „Noch zehn Jahre! Zehn Jahre soll ich auf dich warten? Das halt' ich nicht aus."

Er stand hinter ihr und bog ihren Hals zurück, nahm sie an sich und küßte sie. Er hörte mit Küssen nicht auf, als er fühlte, wie ihre Lippen verdurstend den seinen entgegenzitterten.

Da riß sie sich los und ging allein voraus.

Er biß die Zähne zusammen. Wieder dieser Papa! Papa erlaubt nicht. Die Faust ballte er und verschlang mit flackernden Blicken die vor ihm schreitende königliche Gestalt. Beinahe bis zur Schulter hatte sie ihm gereicht, als er sie umfaßt hielt. Und nun schmetterten die Finken seinem jungen Glücke zu und gebärdeten sich wie toll. Erste Sonnenwärme schoß ihm ins Blut.

Ach, was! Ein paar Schritt nur, ein Griff und er hat sie wieder. Sie wird sich nicht wehren und dem Alten wird er in seinen Bart hineinhöhnen: Du hast gut verbieten. Das Leben hast du gekostet und ruhst aus. Wir aber lechzen nur nach ein wenig Glück und alles stößt uns aus.

Was sie wohl von ihm fordern wird nach dem Tanz? Sie hat so glupsche Augen gemacht. Aber zur Kattnäse kommen soll sie nicht. Nee, nee. Da haben sie den ersten Schnitt gemacht, und in der Hütte duftet es betäubend nach frischem Heu. Ganz so wie in Steinsee, wo sie sich Nester darin machten und sich besuchten. Verdammt, daß man diese kurischen Erinnerungen nicht loswerden kann!

Da, wieder! Antje hat sich auf die nächste Bank gesetzt, wie eine Prinzessin auf ihren Märchenthron. Und der Schweinehirt muß unten stehen. Aber jetzt wird auch Ferland andächtig zumut. Die Harzburger Kirchenglocke ruft und vom Burgberg herüber kommt Gesang, ein Männerquartett: „Das ist der Tag des Herrn."

Pastor Anton hat es ihnen einstudiert und hat seinen Brummbaß zwischen den Knien gehalten und ganz andächtig dazu geschaut. „Der Ferland wird noch mein Küster werden," hat er scherzend gesagt.

Und dann fällt Ferland ihre Konfirmation ein. Beim Abendmahl hat er sich vorgedrängt, um neben Antje zu stehen. Den Kelch hat er dort berührt, wo ihre Lippen getrunken hatten. Die Stelle hatte er sich genau gemerkt. Jetzt weiß er, wie diese Lippen schmecken, und darf doch ihre Pfingstfeier nicht stören.

Es ist einerlei, alles einerlei. Sie wird doch den Mut nicht haben, ihr Gelübde zu brechen und er wird ohne sie nicht leben können. Also muß er aufhören zu leben. Das denkt er so beiläufig, als ob er sich vornimmt, noch einmal durch den Steinsee-schen See zu schwimmen. Dazu muß er nackt sein, also wird Antje nicht dabei sein, und was er am andern Ufer vorfindet, ist ihm ganz einerlei. Gleichmütig setzt er sich an ihre Seite, hascht nach ihrer Hand und spielt mit den Fingern, wie einst wohl mit den Hölzchen an ihrem Klöppelkissen. Er denkt sich eigentlich nichts dabei. Und sie scheint weit fort zu sein. Sie wartet wohl, daß der Himmel sich öffnen sollte, wie es im Liede heißt. Als ob der Himmel Zeit hat, an arme Heimatlose zu denken!

Antje ist wieder ganz vernünftig. Sie fragt, ob seine Wäsche in Ordnung ist und ob er zu morgen eine Staatskrawatte haben wird. Sie will, wie sie es ihm versprochen, sich weiß kleiden und über dem tiefen, viereckigen Ausschnitt soll ein schwarzes Samtband hängen. Sie fangen zu scherzen an über die verdutzten Gesichter der Harzburger, über die kniefreien Damenröcke mit Farben wie aus chinesischen Bilderbogen. Sie besprechen, was sie trinken wollen. Schokolade, Bier? Antje will Eis, viel Eis, Himbeereis. Er nickt, er freut sich, daß er ihr einmal etwas vorsetzen darf.

Und dann gehen sie nach Hause. Wie sie in den Weg zur Kattnäse einbiegen will, zwingt er sie zum Burgberge hin. Sie sehen sich an, keins sagt ein Wort. Sie verstehen sich noch nicht ganz. Vor einer großen Felsgruppe, die zur Kattnäse herüberwinkt, bleiben sie stehen. Es ist, als ob ein versteintes Elentier sich hier aus Urwelttiefen hätte herausringen wollen. Die platte Stirne, das häßliche Maul waren ganz deutlich zu erkennen. Aber das Geweih, sein Stolz, stak noch im Gestein. ‚Wie muß solch einem Geschöpf zumut sein,‘ dachte Ferland, ‚wenn es sich nicht freimachen kann?‘ Und er sagte es laut.

„Dann geht es eben zugrunde,“ ergänzte Antje leichtfertig und lachte ihn mit blanken Zähnen an.

Zu Frau Schwarz kam Ferland an diesem Tage nicht. Sie hatte immer so fragende Augen und er hatte ihr doch nichts zu sagen. Auch seinen alten Grafen suchte er nicht mehr auf. Der sagte meist so gönnerhaft: „Setzen Sie sich, Ferland.“ Und dann stockte das Gespräch. Die Baronin Linden hatte ihn überhaupt nie angesehen. Also was sollte er dort? Er stieß sich in den Weinstuben umher, als müßte er sich zu morgen Mut antrinken.

Denn morgen wird getanzt.

⌘ ⌘ ⌘

Und es wurde getanzt. Von fremden Pfingstgästen war der Kasinosaal voll, daß die Harzburger kaum Raum zum Lästern fanden. Helle Festsonne lag auf der tiefroten Saaltapete, auf den Ölbildern und weißen Marmorfiguren an der Musikantennische. Die Türen zur Terrasse konnten schon offen stehen. Über die herrlichen Koniferen, Eichen und Blutbuchen schaute der große Burgberg in das lustige Treiben hinein. Hinter einer viereckigen Säule saß an seinem besonderen Tischlein ein stummes Paar bei Eiskaffee und Kuchen, ganz in den Genuß des süßen Zeuges vertieft. Es mundete ihnen, sie sprachen kaum ein Wort und sahen teilnahmlos auf die Tanzenden, die nicht von der Stelle zu kommen schienen mit ihren modernen Tänzen, trotz vollständiger Fußfreiheit bis zum Knie. Diese Damen schienen zu frieren. Sie trugen Pelzkragen, wenn sie nicht gerade mit ihren Tänzern rangen. Solch einen Eindruck machte der neuste Tanz.

Neugierige Blicke trafen die beiden Einsamen, mitunter wohl auch ein neidischer, wenn die Sonnenstrahlen sich in den Goldflechten der weißen Dame oder im blonden Bart ihres Herrn verfingen. Der war aufgestanden und hatte sich der Musik genähert. Zuvorkommend beugte sich der Geiger vor und nickte, als der große Herr ihm etwas zuflüsterte.

Walzertakt, Straußklänge? Betroffen horchte man auf. Mehr aus Ulklaune drehten sich einige Paare. Da war die große Weiße aufgestanden und hatte ihren halbentblößten Arm auf ihres Begleiters Schulter gelegt. Nun tanzten sie, selig, selbstvergessen, von Tönen gewiegt. Sie waren nicht mehr in Harzburg. Im Klubsaal von Talsen tanzten sie, im Pastorat auf weiß gescheuerter Diele. Und Heinz machte seine Bemerkungen, Maria und Wanda rümpften die Näschen, Gustav und Karl sahen eifersüchtig zu. Alle hatten zu tanzen aufgehört, nur die zwei walzten fort, immer gleichmäßig atmend, mit ganzer Seele bei der rhythmischen Bewegung. Die Harzburger tuschelten nun wohl. Er hatte keinen seidengarnierten

Smoking an, nur seinen Jägerrock, und sie trug ein langes Kleid, auf der Brust ein Elfenbeinkreuz unter Rosen. Doch niemand wagte zu spotten. Es war Seele in diesem Tanzen, wie ein Abschiednehmen von der Kinderzeit, wie Erinnern an längst Vergangenes. Sie wurden nicht müde. Solange die Musik dauerte, tanzten sie. Wie erwachend sah Antje sich um, als Ferland sie zu ihrem Platz führte. Für andre Tänze ließen sie sich nicht sehen. Bald lief es durch den Saal: „Walzer, Walzer!" Und dann tanzten die beiden, bald wieder ganz allein, die Fremden sahen zu und die Harzburger fanden keine Worte. Dreimal trat Ferland an. Dann winkte er dem Zahlkellner. Er hatte genug.

„Nun?" fragte er lächelnd im Park.

„Herrlich, ganz unvergleichlich!" lobte sie noch ganz unter dem Eindruck der süßen Weise: „Du tanzest ja besser als jemals. So hast du nie getanzt."

„Das machte eben, daß du führtest."

„Ach, geh! Brauchst dich nicht schlechter zu machen. Kommst du noch zu uns?"

„Kann nicht, darf nicht. Muß noch in die Berge. Also mach's fix und gnädig. Was soll's sein?"

Sie standen am Goldfischteich im Schatten einer noch ganz gelben Hängeweide, die sich im Wasser spiegelte.

Antje sah sich um, in ihren Augen war ein Schillern wie in den Augen der Lorelei. Sie zog seinen großen Kopf herunter mit beiden Armen und sah ihn zwingend an, daß er ganz im Banne dieser Augen stand. An sein Ohr legte sie ihre Lippen. „... mich auch, wenn du ..." Weiter hörte die Weide nichts.

Ferland war aufgefahren, wie plötzliches Frieren lief es ihm über den Rücken. Kindereien, eine hysterische Frauenzimmerlaune, weiter nichts. Aber sie hielt ihn mit ihrem Blick.

„Nicht wild werden, Liebster. Was ist's auch weiter? Du sollst mich hinführen, wenn ich zu Vater will. Den muß ich fragen ..."

Er riß sie an sich. Das war unmöglich, ungeheuerlich. „Ich dich?" keuchte er, „wirst du denn Mut haben?"

„Ja, Ferland," hauchte sie an seinem Halse mit geschlossenen Augen. „Recht hast du. Was sollen wir noch hier? Und du hast geschworen, vergiß das nicht."

„Na, gut. Das heißt, wenn ich ... Dann auch du ... Aber nun werd' ich nicht. Unsinn ist es, Antje. Schlaf dich aus, und morgen lebst du wieder. Gute Nacht."

Er glaubte wirklich schon um fünf Uhr schlafen gehen zu müssen, nur um vor ihr Ruhe zu haben.

⁂

Durch die sonnigen Zimmer und Kabinette der Pension Schwarz ging die Baronin Linden leise und höflich wie die gute, alte Zeit. Sie beanspruchte so gar nichts mehr von dem ordinären Hallo der anbrechenden zwanziger Jahre. Sie war ganz vornehmste, nachgedunkelte Patina, die kein Putzpulver vertrug. Erfahrungen hatten sie milder gemacht. Gretchen, die bürgerliche Schwiegertochter, hatte durch herzliche Briefe und zuletzt durch die Geburt eines Kronprinzen ihr ganzes Herz gewonnen. Jetzt häkelte sie Jäckchen und Strümpfe. Das Großmütterliche stand ihr besser, als ihr das Mütterliche gestanden hatte. Frau Schwarz hatte die anfangs etwas steife Dame liebgewonnen, die sich zu standesgemäßem Absterben bei ihr einzurichten schien. Wie hübsch erzählte sie von der Vergangenheit. Der schlichten Frau war es, als würde sie durch Frau Magda in ein echtes, rechtes Prinzenland geführt. An allem, was mit Kurland zusammenhing, klebte etwas Edelrost. Heimweh hatte sie nicht. Die Heimat trug sie in ihrem Herzen eingeschlossen. Und fehlte etwas, so mußte Kusin Hugo es ergänzen. Der war ein trefflicher Baumeister der Vergangenheit, arbeitete aber nur in Hochrenaissance.

Bisweilen war es, als ob die alte Frau auf den Etappen ihrer Lebensreise in Gedanken anhielt, um da noch etwas zurechtzurücken.

So hörte die Baronin an einem Frühlingsmorgen Antje im Korridor summen. Es waren noch wenig Gäste in der Pension. Also rief sie Antje zu sich herein und bat sie, ihr die Wolle zu halten. Sie allein käme nicht zurecht, und eine altmodische Garnwinde sei hier nicht aufzutreiben.

Antje fand es etwas außergewöhnlich, fügte sich aber aus Achtung vor dem Alter. Erst mußte sie wie gewöhnlich die letzten Briefe anhören und das Bild des Enkels sehen. Gratuliert hatte sie ja schon. Merkwürdig, wie selten es ihr einfiel, daß es Gustavs Sohn war und daß die Schwester ihn geboren hatte. Sie hatte sich eben vorgenommen, sich diese beiden Menschen abzugewöhnen, um wieder ins innerliche Gleichgewicht zu kommen. Also hörte sie geduldig der strahlenden Großmama zu und hielt gehorsam die Wolle. Da bemerkte sie erst jetzt, daß die Baronin sie durch die Brille prüfend betrachtete.

„Sie sehen etwas blaß aus, Fräulein Anna," forschte sie teilnehmend.

Antje wollte diese Augen fortscherzen: „Frühlingssehnsucht, gnädige Frau, so ganz im allgemeinen, man weiß nicht wonach."

Die alte Frau ließ ihren Knäul sich erholen: „So? Wohl bekomm's. Sehen Sie, liebes Kind, ich erwarte nichts mehr, räume aber für kommende Tage auf. Da freut es mich, daß ich Sie einmal im Sonnenschein allein habe. Sie verzeihen schon, daß ich Sie ohne weiteres beschlagnahmte. Haben wir miteinander nicht etwas auszugleichen? Ich möchte gern mit allen Menschen in Frieden kommen. Es täte mir leid, wenn ein Gedanke an Sie meine Erinnerungen trüben sollte."

„Aber, Frau Baronin, ich versichere Sie..."

„Bitte, bitte, ganz ohne Aufregung. Werden Sie an mich zurückdenken können, als wäre nie etwas zwischen uns gewesen? Ich möchte ganz ungestört in meinem letzten Bette schlafen."

„Ganz, ganz ruhig, verlassen Sie sich darauf. Was zwischen mir und Ihrem Sohne vorgefallen, ist gewesen. Gott sei Dank, möchte ich fast sagen. Er hat die Frau bekommen, die er nötig hatte. Ich wäre viel zu schwerfällig für ihn gewesen, für seinen Heimatdienst, den ihm Gretchen verschönern wird."

„Nachdem die Schwester sie dazu erzogen hat, jawohl. Das vergesse ich Ihnen nie, Fräulein Anna."

„O bitte sehr." Das klang etwas scharf, als ob Antje in ihrem Entsagen nicht ganz aufrichtig gewesen wäre, und ein klein wenig Neid wie Meltau auf die Schwester und ihr Kind niederfiele.

Auch die Baronin schien das herauszuhören: „Lassen wir die Redeblumen, mein Kind. Sprechen wir uns offen aus. Sehen Sie, in meiner Großmutterwürde bin ich schon so vorlaut, auch an Sie zu denken, als gingen auch Sie mich etwas an. Und so frage ich Sie, was denn aus Ihnen werden soll?"

„Nun, wieder eine Krankenschwester, sobald mein Urlaub zu Ende geht."

„Und genügt Ihnen dieser Beruf?"

„Er muß wohl. Vielleicht habe ich noch nicht die rechte Hingabe für ihn. Aber das lernt sich, sagen die Schwestern."

„Kann man Hingabe auch lernen?"

Antje wurde unsicher: „Ich meine — bitte mich nicht mißzuverstehen — aber ich muß ja wohl. Denn daß ich nach Kurland nicht zurück möchte, werden Sie wohl verstehen. Zwar hat mich der Justizrat Feuerbach aufgefordert, zu ihm zu ziehen."

„Ich weiß es von ihm selbst. Da Sie aber sich nicht entschließen konnten, hat er auf meines Neffen Heinz' Bitte meine Nichte Maria zu sich genommen. Sie schrieb mir sehr glücklich darüber und läßt Sie grüßen."

Antje stutzte: „Maria? Maria von Lintfels, gnädige Frau?"

„Dieselbe. Bei den reichen alten Leuten hielt sie es nicht aus. Ich hoffe, unser Justizrat wird nachholen, was an Marias Erziehung versäumt worden ist."

„O da gratuliere ich aber von ganzem Herzen."

Die Baronin prüfte wieder mit einem langen, ganz besonderen Blick: „Wirklich? Denken Sie sich, ich bildete mir ein, daß unser gemeinsamer Freund auch an Ihnen hätte nachholen können..."

„Gnädige Frau..." Antje war aufgestanden, als wäre es nun genug. Sie hatte nur noch das eine Gefühl, daß sie nun auch dem alten Feuerbach nicht mehr verpflichtet war. Freilich, den Brief an ihn hatte sie nicht geschrieben, wie sie es der Frau Schwarz versprochen hatte. Nun aber wurden ihr diese offenen Anspielungen doch zu deutlich.

„Einen Augenblick noch. Gleich wird mein Knäul fertig sein."

Antje mußte stillhalten, wollte sie nicht ungezogen werden.

„Sehen Sie, mein liebes Kind, mich geht es ja eigentlich nichts an, und in meine Stille dringt ja nur hin und wieder ein Laut. Der aber machte mich bedenklich um Ihres seligen Vaters willen, aber auch um Ihrer selbst willen. Lernen Sie von einer alten Frau auf dem Posten aushalten, auf den Gott uns gestellt hat. Hören Sie, wie unsre Landsleute zu Hause mit frischem Mut bei der Arbeit sind. Also haben wir Zurückgebliebenen die Pflicht, Kurland in der Fremde zu vertreten. Man darf nicht von uns sagen, daß wir uns nicht zu benehmen verstehen. Denn wir sind Gäste in diesem Lande."

„Ich wüßte auch nicht, Frau Baronin, daß ich es unsrer gütigen Wirtin an Achtung hätte fehlen lassen."

„Und doch vermißt sie etwas an Ihnen. Ich glaube, sie sagte, eine Krankenschwester sollte im Kasino nicht tanzen. Ein nur auf sich gestelltes Mädchen muß ganz besonders vorsichtig sein. Wie gesagt, ich weiß nichts Näheres, will auch nichts wissen. Sie werden Klatsch von berechtigten Bedenken zu unterscheiden verstehen. Ich vertraue ganz Ihrem Taktgefühl. Nur sollen Sie wissen, daß mir an Ihrem Rufe etwas gelegen ist, und daß Sie hier eine alte Freundin finden werden, sobald Sie sie suchen. Wir Balten sind mehr denn je der Kritik ausgesetzt. Sehen wir zu, daß wir recht bestehen. Und nun gehen Sie mit Gott."

☒ ☒ ☒



Wirtsgarten am Starnberger See. Gemälde von Otto Pippel
(Aus Brakls Kunsthaus in München)

Mit Gott? War das nicht etwas zu viel verlangt? War Gott bei Antje, als sie bebend vor innerem Zorn in ihr Stübchen flüchtete. Sie ärgerte sich, daß sie nicht Worte zu ihrer Rechtfertigung gefunden hatte. Eine Zurechtweisung gerade von dieser Frau empörte sie, die so tief in ihr Schicksal verstrickt war. Zufrieden lassen sollte man sie. Was diese Alten nur von ihr haben wollten! Sie war reif genug für sich zu denken und zu entscheiden. Nein, zu der Baronin geht sie nicht mehr. Die sieht so ins Herz hinein. Wahrhaftig, sie ist unter diesem Blick rot geworden. — Also auch der Justizrat hat sie aufgegeben. Er wird sich mit Maria trösten. Maria ist etwas jünger, ist biegsamer und schmiegsamer, albert auch ein bißchen, was alten Herren mitunter gefällt.

Wie sich das alles von ihr löst, abschält wie die Schale vom Ei, die Rinde vom Stamm. Sie vereinsamt immer mehr. Eigentlich könnte sie jetzt schon verschwinden, vermissen wird sie keiner. Hurtig wischt sie ein paar zornige Tränen aus den Augenwinkeln. Mögen sie. Sie braucht niemand. Wen hat sie denn überhaupt noch?

Ach, dies elende Leben kann einem zur Qual werden, wenn man sich schon fragen muß, wem man denn noch eine gute Nacht zu wünschen hat. Wem denn? Nun ja, der guten Frau Schwarz. Die hat sie noch nicht aufgegeben. Sie hat das Bedürfnis, ihr in das wohlgenährte, freundliche Gesicht zu sehen.

Sie fragt im Hause nach ihr. In der Küche hört sie, Frau Schwarz sei wieder in eine Sitzung gegangen, nach Goslar gefahren oder so was. Also auch die nicht mehr. Da wird ihr angst und bange vor dieser Leere um sie herum. Sie muß, muß mit jemand sprechen. Mit Ferland!

Ja, wo ist Ferland, um den alle mit ihr zanken? Hat sie den noch? Zwei Tage ist er nicht bei ihr gewesen. In den Bergen hat er zu tun. Wie, wenn sie ... Den Weg zur Kattnäse hat er ihr verboten. Was geht die Kattnäse sie an! Sie will ihn. Nein, nein, nicht ihn. Sie will dort oben nur nachsehen, ob die Brombeeren schon weißlich blühen, ob nicht schon Fingerhut. Der soll giftig sein, Blatt oder Blüte? Sie will es ausprobieren. Denn Ferland hält seinen Eid wohl nicht. Gestern abend sollte er nach Hause kommen. Und noch nicht bei ihr gewesen?

Um Gottes willen! Er hat es ja mit Wilderern zu tun. Und niemand hat nach ihm geforscht? Wer wird nach solch einem Verfemten fragen! Also muß sie ...

Aber dann werden sie wieder schwatzen. Ach was, mögen sie. Sie will kein Bedenken kennen, wenn es um den Jugendfreund geht, dem sie die verlorene Heimat ersetzen will.

Ruhig kleidet sie sich um, zieht das weiße Kleid an, das ihm so gefiel, und hüllt sich in ein Tuch. Beim Forstamt fragt sie an. Nein, er ist noch nicht zurück. Noch nicht? Danke. Sie sieht nicht den zweideutigen Blick des Beamten hinter ihr her. Sie selbst will hinauf und sieht sich um. Es ist windig und klar, vor dem Dunkelwerden ist sie oben, um elf Uhr kommt der Mond. Noch einmal zögert sie. Wenn sie unter die Wilderer gerät? Ferland will sie oben nicht haben. Und am Grabe des Vaters muß sie auch vorbei. Ach was, dann macht sie den Umweg über die Waldhöhe, sie kennt den Weg. Vorwärts!

Eine Sehnsucht nach Ruhe, nach Dunkelwerden faßt sie wie noch nie. Nur weiter, nur fort von all diesen Menschen, die sie belehren wollen, von diesen Krankenhausgerüchen, die sie ersticken! Hier riecht es nach Birken, Holunder und Harz. Wie gut kennt sie das von Hagen und Steinsee her. Als Försterstochter gehört sie hierher und zu dem, den sie sucht. Angst verdoppelt ihre Schritte. Sie vergißt, daß sie bergauf muß. Hat er nicht gesagt, daß er sich noch mehr vereinsamt fühlt als sie, daß er einen Gedanken fassen könnte ... Du großer Gott, wenn sie zu spät käme! Nein, nur das nicht, das nicht! Quellend dringt aus ihrem Herzen das beseligende Gefühl, daß sie ihn vermißt, ihn liebt, der als einziger bei ihr geblieben ist, und sie als Einzige bei ihm. Es darf nicht sein. Er hat ihr doch versprochen ...

Keuchend bleibt sie an einer Wegkrümme stehen. Dort unten liegt das einschlafende Harzburg, vereinzelte Lichter flammen. Der Kirchturm weist ernst zu den tiefer hängenden Wolken hin. Menschen, Menschen dort unten, was hab' ich mit euch noch zu tun? Lustig gemacht habt ihr euch über uns und werdet jetzt Steine auf mich werfen, wenn ihr hört, wohin ich gegangen bin. Zu dem Manne, der mich begehrt. Ich will nicht mehr Mitleid mit ihm haben, lieben will ich ihn, muß ich, und den andern in seinen Armen vergessen, der mich um meine Jugend gebracht hat. Ja, so wird es recht sein.

Das Mädchen unserer Tage bestimmt selbst über sich und tauft in Glückseligkeit um, was die Alten Sünde nannten. Einmal reiß' ich das fiebernde Leben an mich, einmal will auch ich Weib sein, nur ein einzigesmal, und dann Schweigen, Vergehen. Die

dann noch leben könnte, wäre eine Verworfene.

So rasten ihre Gedanken durcheinander, ihre Pulse klopfen, kaum faßt sie ihr Haar zusammen. Sie muß den schweren Knoten halten, einen Kamm hat sie verloren. Sie lächelt. Wie oft hat sie Maria und Wanda darum gescholten.

Nun ist sie an der letzten Biegung. Hoch oben liegt schweigend die Kattnäse vor ihr in glutrotem Abendschein. War sie ein Opferstein, worauf Priesterinnen ihre Gabe darbrachten? Heute kommt noch eine. Seid gnädig, ihr Heidengötter, da sie zum Christengotte zu beten vergaß. Die rote Felsmasse verblaßt allmählich. Sie hebt ihre Hände, als wollte sie den Tag halten. Sie fühlt sich wie ein Schmetterling, der sich auf seinem Fluge zu den Bergen verwirrte.

Sonne, Sonne, wann kommst du wieder?

Auf eine Bank wirft sie sich, die aus hohem Grase vor einer Tannenböschung aufragt. Die Füße wollen sie nicht mehr tragen, von den spitzen Steinen tun sie ihr weh. Jetzt erst merkt sie, daß sie in Hausschuhen fortgegangen ist.

Also noch einmal überlegen. Soll sie zurück? Irgendwo klagt ein Kauz, der das letzte zarte Geschwätz des Rotkehlchens übertönt. Auf den Baumpieper hört sie nicht mehr und der Kuckuck schläft wohl schon längst. Es ist, als ob all die Stimmen ihrer seligen Mädchenjahre verstummt sind, jener Jahre, wo man nur an Rundlauf, Tanzkränzchen, Ringelreihen, Picknick im Walde dachte. O du wundersüße Zeit, wo man noch nicht selbst zu denken, zu entscheiden, hatte! Wo Mutterchen noch lebte und jeden Sonnabend das Bad bereitete, daß man rein bleiben sollte, ganz rein zur Sonntagsfrühe.

Horch, lacht da nicht jemand? Bricht etwas aus dem Dickicht? Wie hat sie das gern gehabt im Sonnenschein, wenn ein verlorener Strahl sich an den schilfrigen braunen Stämmen vorbeistahl, sie vergoldete und die Spinngewebe dazwischen aufleuchten ließ, und die kleinen Schwirrfliegen, die wie angeheftet in der Luft verharren und wieder fortschießen. Jetzt aber lauert darin nur ungewisse Leere. Antje ist, als räusperte sich jemand, als striche jemand ein Zündhölzchen für seine Pfeife an. Da tanzt doch ein Lichtpunkt? Nein, alles dunkel und stumm.

Die Zunge klebt ihr am Gaumen. Hier ganz nahe muß die Liebesquelle sein, ein bescheidenes Rinnsal an Steinstufen vorbei. Doch wie sie näher kommt, sickert es kaum bescheiden aus einer Borkenrinne. Es lohnt sich nicht sich zu bücken und es wird immer später. Gott sei Dank, da ist die Schutzhütte schon. Nun kann sie nicht mehr fehl gehen, nun nur noch ein Stückchen den Fahrweg entlang, dann biegt der Pfad zum Jägerhäuschen ein.

Ferland, Ferland, wenn du nicht da wärest, nicht mehr da wärest! Und sie fände eine verschlossene Tür oder gar unbekannte bärtige Männer im Herdschein, die sie fragen müßte, und sie wiesen spöttisch in den Abgrund hinein . . . Unsinn, Albernheit! Ferland erwartet sie.

Er hat doch versprochen auf sie zu warten. Klotzige, bemooste Blöcke hocken am Wege und gucken sie an. Halbgebrochene Birken hängen von den Felsen herab und schlagen ihr ins Gesicht. Brombeeren reißen an ihrem Kleide, Tannennadeln kitzeln ihre nackten Arme, Moosbärte an verdorrten Fichtenstämmen haschen nach ihrem zerzausten Haar. Ganz gönnen sie sie dem Ferland nicht. Aber sie schlägt um sich und dringt weiter vor. Da wird es heller zwischen den Zweigen. Sie unterscheidet den Umriß eines Daches, eine Hundehütte, einen Verschlag für Holz. Ein Licht, ein Schein, der aus den Ritzen der Fensterluke dringt. Rauch aus dem Schornstein! Geheimnisvoll schauern ringsum die Tannen zusammen. Ein Stern, der erste in dieser Nacht, lugt aus treibenden Wolken. Jetzt stößt ihr Schuh an einen Hackeblock, sie taumelt gegen die Tür, klopft.

„Wer da?“

Seine Stimme, seine liebe, starke Stimme! Die Tür wird aufgestoßen. Heller Schein fällt auf Antjes weißes Kleid, auf ihr gelöstes Haar, ihr erhitztes Gesicht. Ein Schrei aus ihrer Kehle, ein Jubel von bärtigen Lippen. Derb zugreifende Arme ziehen sie hinein. Ein Schlüssel dreht sich im Schloß. Das kleine Licht erlischt.

Drohend, in bizarren Umrissen ragt über dem kleinen Waldtal die Kattnäse und trotzt zum schweigenden Himmel hinauf.

⁂ ⁂ ⁂

Am nächsten Morgen trat aus der Hütte ein junges Weib, strahlend wie die Braut im Hohen Liede aus ihrer Kammer, und sah zu den Wolken auf, die sich ruhig vor der einfallenden Sonne zerteilten. Erdbienen summten um die blühenden Holunderbüsche, Heckenrosen hielten vor der Schwelle Wacht. Der Bergfink schmetterte den Hochzeitsmarsch. Zur Kirche aber ging es nicht, die Kirche war zu weit. Zum nahen Holztrog schritt die Junge, wo ein Rinnsal aufgefangen wird, löste ihr Kleid und ließ das kalte Wasser über den Nacken spritzen. Vor dem Wasserspiegel flocht sie ihr Haar. Der

Heuduft der Hütte haftete noch an ihren Rockfalten, dürre Halme an ihrem Gelock.

Zur Kattnäse den engen Felspfad stieg sie hinauf, hielt sich am eisernen Geländer und schaute aus umschatteten Augen auf Harzburg hinunter. Wie fern, wie tief! Da schlief wohl noch alles. Schlaft, schlaft, die ihr mich hierher getrieben habt! Ich frag' euch nicht mehr nach, ich stehe über euch und gehöre mir selbst nicht mehr an. Eine Frau, die allein und frei sich selbst genug ist, ist lächerlich. Es muß eine Stunde in ihrem Leben kommen, wo sie sich duckt, sonst ist sie kein Weib. Und dann mag sie stolz auf einsamer Höhe stehen, wo Menschen einst geopfert haben sollen. Sie hat auch geopfert, mit Blumen geschmückt. Daher die Knospen der Heckenrosen an Brust und Haar.

Unten regt es sich. Einer tritt aus der Hütte, die Büchse auf der Schulter, und winkt: Komm!

Da jauchzt das junge Weib in die Morgenluft hinaus. Es klingt wie Falkenschrei aus der Höhe. Entschlossen steigt sie herunter. Sie hat dem Vater den fürchterlichen Schwur gehalten. Heiraten wird sie den da nicht. Der Vater mag es vor Gott verantworten, wozu das elende Gefühl der Verlassenheit sie getrieben hat. Zum Vater will sie gehen. Vater wartet.

„Kommst mit?"

„Ja, Ferland."

„Und nicht mehr zurück?"

„Niemals. Dein Herz halt' ich in der Hand. Du hast mir geschworen."

Er zögert. Er zwingt den Blick nicht fort von dieser herrlichen Gestalt.

„Wenn wir auswanderten, Antje, weit fort nach Amerika, und fingen ein neues Leben an. Ich will schuften für dich wie ein Kuli, und doch könnten wir glücklich sein."

„Mit dem schreienden Vorwurf im Herzen, mit einem gebrochnen Eid hinter uns her und all den wirren Bildern aus Kurland, die wie gespenstische Möwen unser Schiff umflattern werden? Sieh mich nicht an, Ferland. Dein Blick zieht mir das Kleid von den Schultern und ich möchte stark bleiben bis zuletzt."

„Also komm."

Er legte den Arm um ihren Nacken, sie fühlte erschauernd seine Wärme. Sie sprachen kein Wort. Der erwachende Wald nahm sie auf in eine Einsamkeit, als wäre hier der Herrgott am Schöpfungsmorgen über das Gestein gegangen und seitdem kein Fuß, kein Schritt mehr. Jungfräulicher Boden für das junge, vereinsamte Paar.

Erst ging es abwärts durch die Schneise, in scharfer Biegung ebener nach links, dann immer sonnenloser über aufgetürmtes Felsgeröll, als müßten sie Hindernisse nehmen, wie Heinz auf der Rennbahn, wie alle Kurländer auf ihrem Lebenswege. Rechts über ihnen gurrte ein Tauber. Es klang unheimlich dumpf in diese Stille hinein.

„Sag' etwas," bat Antje, enger an Ferland geschmiegt.

„Was soll ich sagen?"

„Nur, daß ich deine Stimme höre, eine Menschenstimme. Das wird mich mutiger machen."

„Hast du doch Angst?"

Sie sah ihn tapfer an und lächelte. Wenn nur der Weg etwas kürzer gewesen wäre. Jetzt lichtete es sich, sie traten auf Moos, auf braune Nadeln und dürre Zweige. Einer hielt Antjes Kleid, sie riß sich los. Da bemerkte sie unwillig, daß der Saum ihres Rockes unsauber geworden war.

Endlich war die Waldblöße da, die Ferland ihr versprochen hatte, die letzte Versuchung zum Leben.

Sonne war wieder da. Antje atmete auf und blieb überrascht stehen. Noch einmal sollte sie alle Herrlichkeit der Welt schauen. Die ganze Schönheit einer Harzlandschaft lag vor ihnen ausgebreitet mit weitestem Horizont. Blau verschwimmende Bergzüge, rote Dorfdächer, Feldbreiten mit wogendem Korn, Herden auf der Weide. Sie hörten das Geläut. Und dort fern und doch noch erkennbar das Schloß von Wernigerode, die Ilsenburger Kirchen, der trotzige Regenstein bei Blankenburg.

In hohem Thymian saßen sie eng beieinander, als ob sie wie einst als Kinder ein Bilderbuch auf dem Schoße hätten und blätterten, Antje immer schneller als Ferland, der langsamer begriff. So wollte sie auch jetzt mit der Herrlichkeit der Erde bald zu Ende sein.

Er erzählte ihr, daß im Sommer hier alles bestanden sei mit rosa Fingerkraut. Man wandelte zwischen den hohen Stauden wie zwischen Gartenbeeten, so weit man wollte. Ob sie das nicht noch zu sehen Lust hätte. Wieder prüfte er ihre Gestalt. Dieser Hals, diese Büste, diese sanft gewölbten Hüften — das alles sollte bald starr und leblos sein? Sie schüttelte den Kopf und hielt ihm die Augen zu.

„Noch ist es Zeit," überredete er und zog sie fester an sich: „Schau, da hinunter geht ein Holzweg nach Ilsenburg. Wir brauchen Harzburg nicht mehr wiederzusehen. In die weite Welt gehen wir hinaus, und diese Fäuste arbeiten für dich."

Jetzt war es ihr, als müßte sie ihm Mut zusprechen, streichelte seine Wangen, spielte in seinem Bart: „Du lieber, armer Junge! Wird es in Ilsenburg anders sein? Immer werden wir uns wie zwei Sträflinge vorkommen, aneinander geschmiedet, von den Menschen verstoßen.“

„Warum also bist du zu mir heraufgekommen?“

Sie küßte ihn, leichtes Rot auf den Wangen: „Schäm' dich. Fragt man auch so was bei Sonnenschein? Weil ich mußte. Weil du mir leid tatest, weil mein Brautkuß dich zum Deutschen machen sollte. Jetzt bist du deutsch und hast wieder ein Vaterland.“ Und sie plauderten vom Talsener Kirchturm, vom Altarbilde in Steinsee, von blau blühendem Flachs und rotem Klee. Duft der Heimat kam aus weicher Sonnenferne auf sie zu. Antje versuchte sogar zu singen. „Aus der Jugendzeit“ summte sie. Doch er schüttelte den Kopf. Das Lied der Mutter war es nicht. Da seufzte sie leise und sah ihn fragend an.

„Ich kann nicht, Antje,“ stöhnte er.

Sie spielte mit seinem Büchsenriemen, als wollte sie sich einschmeicheln bei einem strengen, lieben Freunde.

„Liebling, du mußt. Mann und Frau dürfen wir nicht sein. Soll ich als Dirne durch die Welt laufen? Einmal habe ich vergessen, was ich dem Elternhause schuldig war. Ein zweites Mal würde mich verächtlich machen, auch vor dir. Also gib mir die verlorne Ehre wieder und dann geh allein zurück ins Leben, wenn du kannst.“

Da ging es wie ein wilder Ruck durch seine Glieder, die Muskeln strafften sich. Er federte vom Boden auf. Noch ein flüchtiger Blick auf die sonnenfrohe Natur dort unten, dann gingen sie eng umschlungen in das Walddämmern zurück. Leise schlugen die Zweige hinter ihnen zusammen.

⁂ ⁂ ⁂

Vier Holzarbeiter, die in der Nähe Baumstämme aufzuladen hatten, haben zwei Schüsse gehört. Ihre Pferde schnoben und warfen die Köpfe auf. Am nächsten Morgen fanden sie zwei Tote. Es ist ein heimliches Fleckchen Walderde, wie eine Mulde, von zackigem Felsgeröll umhegt. Drei Blöcke fügen sich zu steinernem Ruhelager zusammen. Auf dem höchsten hat Jägerhand ein Kreuz aufgepflanzt, das seine Arme erbarmend über den zwei Leichen hält — zwei ungefüge Äste kreuzweis mit einer Schnur zusammengebunden. Starre Astspitzen sind noch am Holze drangeblieben wie Zacken von der Dornenkrone. Mitleidsvoll ragt der stumme Zeuge auf.

Kleine Fichtenbäume mit samtweichen Trieben hocken wie Gnomen herum und gucken auf die stumm gewordenen Menschen.

Auf dem Steinpfühl lag Antje, die Hände gefaltet. Ihr blondes Haar war über die Brustwunde geworfen. Etwas niedriger hatte sich Ferland hingestreckt, mit durchschossenem Schlaf, den Kopf in der Liebsten Schoß gebettet. Seine Linke ruhte auf Antjes Knie. Ein Lächeln war auf seinen Lippen, als hätte er nun doch der Mutter Kinderlied gehört.

⁂ ⁂ ⁂

Zwei Tage später bestattete man sie, wie die Abendsonne von Oker herüber den Abhang des Burgberges beleuchtete. Da liegt ganz in Efeus Banden ein alter, ausgedienter Kirchhof. Efeu hüllt auch schon die alten Bäume ein. Auf dem Friedhofe der Reichen, der selig Gestorbenen sollten sie nicht ruhen. Man mußte mit Äxten den Efeu zerreißen, ehe er eine Erdhöhle freigab. Dann schloß sich sein Geflecht wieder, daß niemand die Ruhe dieser Toten stört.

Kein Pastor war zugegen. Aber aus seiner hochgemuten Einsamkeit war Graf Hugo getreten. Die Baronin Linden ging an seinem Arm neben ihm zum Burgberg hinauf. Er machte ein Gesicht, als fände er hier etwas nicht ganz hofgemäß. Doch Frau Magda drückte leise seinen Arm. Da schwiegen die beiden Alten. Frau Schwarz und der Justizrat folgten, zuletzt Maria von Lintfels ganz allein.

„Ihnen war nicht zu helfen,“ sagte Frau Schwarz leise.

Feuerbach zuckte die Schultern: „Vielleicht. Es gibt Menschen, wie von andern Sternen, mit denen Philosophie und Theologie nichts anzufangen wissen. Sie ziehen uns an, sie stoßen uns ab und gehen allein ihren Weg. Und doch ist es gerade echt Menschliches, was uns an solchen Naturmenschen als Verwandtes auffällt. Gott mit ihnen.“

Er war kein Pastor, wollte auch kein Lobredner sein. Jedes Wort an diesem Grabe konnte nur verletzen. Und doch neigte er tief ergriffen den blanken Schädel vor der offnen Grube, als Frau Schwarz leise und fest ein Vaterunser sprach.

Maria sagte nichts. Unterwegs hatte sie ein Kränzlein gewunden, Vergißmeinnicht, Efeu und Maßlieb, grün—blau—weiß. So war auch Kurland zugegen.

Nun schollerte die Erde hinein. Maria sah starr vor sich hin. Da war noch eine Sargecke zu sehen. Sie warf ihre Blumen darauf. Ach, wie sie die Toten dort unten beneidete!



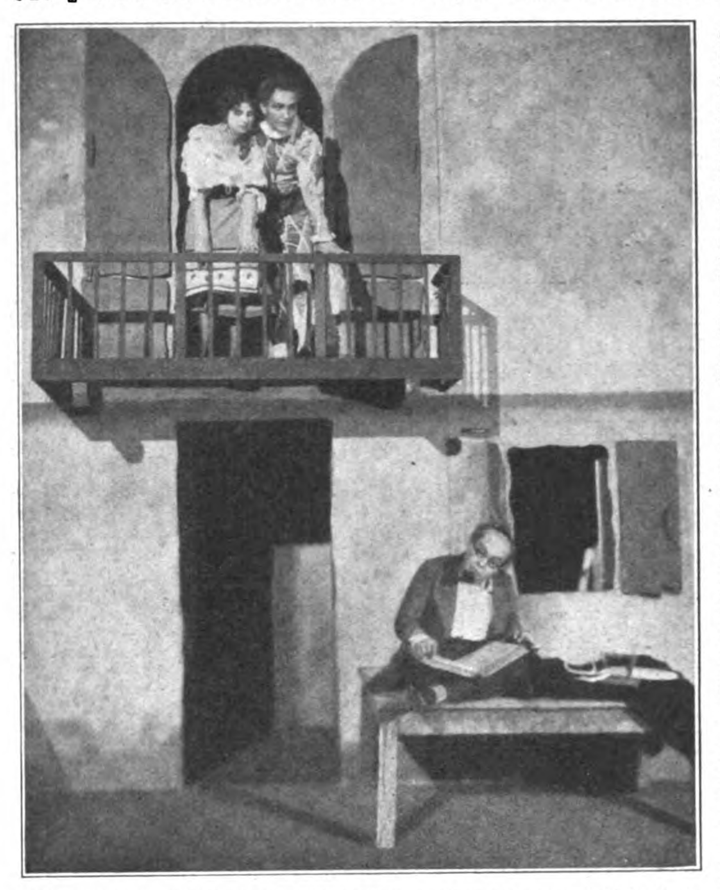
Neue Opern

Besprochen von Dr. Leopold Schmidt

Richard Strauß hält mit seiner schon 1919 so gut wie vollendeten komischen Oper noch immer zurück, um zunächst ein Ballett, das den appetitreizenden Namen „Schlagobers“ führt, herauszubringen. Der erfolgreiche Blaubart-Komponist E. N. v. Reznicek ist gerade dabei, eine neue, wie ich verraten kann, schon textlich sehr interessante Oper im Manuskript erst fertigzustellen. Von Franz Schrekers „Irrelohe“ ist vorläufig nur die Dichtung bekannt geworden. Andere namhafte Dramatiker (darunter selbst der sonst so fruchtbare d'Albert) haben geschwiegen, und ein „neuer Mann“, der für das moderne Opernschaffen von Bedeutung wäre, ist, soweit man sehen kann, nirgends aufgetaucht. So erklärt es sich, daß in der Spielzeit 1921/22 die deutschen Bühnen zumeist auf Neueinstudierungen angewiesen blieben. In Berlin bekamen wir im ganzen vier neue Werke zu hören, deren nur eines, Paul Scheinpflugs „Hofkonzert“, bei uns seine Uraufführung erlebte. Die übrigen, von denen hier die Rede sein soll, liegen ihrer Entstehungszeit nach weiter zurück und



Szenenbild aus Hans Pfitzners Märchenoper ‚Das Christelflein‘. Berlin, Staatstheater (Aufnahme Zander & Labisch)



Lothar Müthel, Fräulein Baumgart und Kammersänger Zador (als Schneider) in ‚Arlechino‘. Berlin, Staatsoper. (Aufnahme Zander & Labisch)

Steine in den Weg und bringt weder die Naivität noch die Entschlossenheit des erfolgreichen Bühnenautors auf. Die Stoffe seiner großen Opern fordern vom Hörer ernsteste Bereitschaft und eine nicht gewöhnliche Hingabe; im „Christelflein“ fehlt selbst die innere dramatische Spannung, die etwa das äußerlich Wirksame ersetzen könnte.

Und doch weht uns aus diesem Werke etwas entgegen, das entwaffnet, rührt, erhebt; das es verbietet, hier mit dem üblichen Maßstab zu messen: der Geist reinen und echten Künstlertums. Einem kranken Mägdlein bringt das Christkind den Weihnachtsbaum. Knecht Ruprecht beschert aus seinem Sack den Kindern. Ein Elflein des Waldes, das, über Leiden und Freuden der Menschen belehrt, den ihr ergebenen Tannengreis verläßt und mit den Engeln in den Himmel zieht, wird so zum „Christelflein“. Am interessantesten eine

waren bereits an anderen Orten mit mehr oder weniger Erfolg gegeben worden.

Den Anfang machte im November Hans Pfitzners zweiaktige Märchenoper „Das Christelflein“. Der Komponist hat sie (das Textbuch nach einer Dichtung Ilse v. Stachs) bald nach der „Rose vom Liebesgarten“, lange vor dem „Palestrina“ geschrieben. 1906 kam sie in München, 1917 umgearbeitet in Dresden heraus. Nachhaltiger Bühnenerfolg konnte ihr nicht beschieden sein, denn dazu sind Ausdrucksmittel und Struktur des Ganzen nicht robust genug. In des seltsamen Pfitzners Brust streiten sich ja beständig zwei Seelen. Die eine strebt zum Theater, um sich die stärksten Wirkungsmöglichkeiten zu sichern; die andere schrickt scheu und stolz vor jeder Vergröberung der Mittel zurück, vor den Instinkten der Masse, vor dem, was gemeinhin auf den Effekt abzielt. Obwohl mit dem Theater und seinen Bedingungen aus praktischer Betätigung als Kapellmeister, Regisseur und Direktor hinlänglich vertraut, legt sich Pfitzner schon durch Wahl und Ausgestaltung seiner Texte

Nebenfigur: der Bruder der Kranken, der Zweifler, dem sein für die Wunder der Natur erschlossener Sinn zur Quelle des Glaubens wird. Dies die Träger einer Bühnenhandlung, die eigentlich keine ist, und deren Längen und Schwächen nachzuweisen leicht wäre. Dazu Elfentänze im Mondschein, Kinderlieder und Engelchöre. Das alles ganz naiv zusammengemischt, nicht ohne humoristische Streiflichter. Der Alltagsmensch muß sich umstellen. Bald aber ist man gefangen und dankt es Pfitzner, daß er längst verklungene Töne anschlägt und uns in einer Zeit des krassesten Materialismus, der jeder ideale Schwung abhanden gekommen, auf deutsche Art in eine glaubensfrohe, empfängnisbereite Welt zurückversetzt.

Die Musik ist voller Romantik, gespeist von geistlicher und weltlicher Volkstümlichkeit. Sie hängt mehr mit der Lyrik als mit den Dramen des Tondichters zusammen und bewegt sich in einfachen Formen. Gesprochener Dialog unterbricht die geschlossenen Nummern. Auffällig ist, wie Pfitzner sich hier mit Humperdinck berührt. Nur die Polyphonie des Orchesters ist stumpfer und

zeigt noch nicht die spätere Meisterschaft der Instrumentation. Besonders hübsche Stücke sind die (aus Konzerten bekannte) Ouvertüre, der frische, hellfarbige Engelchor und vor allem die Einleitung zum zweiten Akt. — Weihnachtlich gestimmte Gemüter werden aller Orten an dem Werk ihre Freude haben.

Im Dezember folgte Walter Braunfels mit seiner phantastischen Oper „Die Vögel", die ihre erfolgreiche Uraufführung unter Bruno Walter in München erlebt hatte. Ein Versuch, der Oper ein neuartiges Stoffgebiet zu erschließen.



Lola Artôt de Padilla in Ferrucci Busonis 'Turandot'
Kostümentwurf von Emil Pirchan
Berlin, Staatsoper. (Aufnahme Becker & Maaß)

Titel und Inhalt, die vom Komponisten selbst herrühren, sind dem gleichnamigen Werk des Aristophanes entnommen. Im ersten Aufzug hält Braunfels sich eng an das Original. Die beiden Wanderer Hoffegut und Ratefreund, in denen der griechische Satiriker den Ausdehnungsdrang und die Abenteuerlust seiner lieben Athener verspottet, kommen in das Reich, wo ihr einstiger, in einen Wiedehopf verwandelter Mitbürger als König die gefiederte Welt beherrscht. Mißtrauisch und feindselig empfangen, wissen sie doch bald das Vertrauen der Vögel zu gewinnen. Hoffegut, der Lyriker, berauscht sich am Gesang der Nachtigall, aber Ratefreund, der Prahlhans und Projektemacher, glaubt seine Stunde gekommen. Frech reißt er die Führung der leicht betörten Vögel an sich, indem er ihnen schmeichelt und sie überredet, in den Lüften eine Stadt zu bauen und den Kampf mit den Göttern aufzunehmen. Das Wolkenkuckucksheim entsteht über Tag. Während nun Aristophanes das Unternehmen glücken und die Götter, die er samt dem Prometheus recht respektlos behandelt, mit den Vögeln paktieren läßt, dichtet Braunfels im zweiten Aufzug selbständig weiter. Bei ihm erscheint Prometheus als Warner, Zeus zerstört im Gewitter die Burg der Lüfte, und Mensch und Tier erkennen reumütig und bewundernd die Macht und Größe des zürnenden Gottes an. Ratefreund und sein Genosse kehren ernüchtert heim, um als Philister unter die wärmende Decke zu schlüpfen. Hoffegut nicht ohne das Erlebnis des Dichters, den Gesang der Nachtigall im Herzen.

Im Gegensatz zu seinen andern Komödien hat Aristophanes in den „Vögeln" der politischen Satire nur wenig, dem freien Spiel der Phantasie um so mehr Raum gegönnt. Das machte den Stoff für den Musiker zugänglich. Freilich ist in den Gesprächen mit Ratefreund genug Dialektisches übrig geblieben, womit sich Braunfels, so gut es ging, abzufinden hatte. Den Schwerpunkt hat er auf den geheimnisvollen Zauber der Naturmusik gelegt, auf den Gesang der Nachtigall, auf das Rauschen und Raunen, auf die Sprache der Winde und Blu-

mendüfte', auf den erschütternden und erhebenden Eindruck des Gewitters. In der Charakterisierung der einzelnen Vögel, in dem bunten Durcheinander der gefiederten Schar bot sich ihm die Gelegenheit zu phantastischen Tonmalereien und kunstvollen Ensembles. Für das Menschenpaar stand ihm der Ausdruck der Ironie aber auch des schlichten, herzlichen Empfindens zur Verfügung. Seine Polyphonie ist durchsichtig, seine Harmonik klar und kräftig, seine Melodie nicht ohne Reiz und Wärme, sein Orchester charakteristisch und farbenfroh. Hier und da nur hat man den Eindruck, daß dieselben rhythmischen und koloristischen Mittel reichlich oft verwendet werden. Mit besonderer Liebe ist die Gestalt der Nachtigall bedacht; ihr ist der stimmunggebende Prolog zuerteilt, und ihre Weisen durchziehen die Partitur wie ein einigendes Band.

So treten uns die „Vögel" als ein feines, eigenartig phantasievolles Kunstwerk entgegen, das freilich nicht im herkömmlichen Sinne dramatisch, bühnenwirksam, aber sicherlich wert ist, gehört zu werden, weil es sich in der Absicht wie in der Art der Ausführung aus dem Rahmen der modernen Oper heraushebt.

⌘ ⌘ ⌘



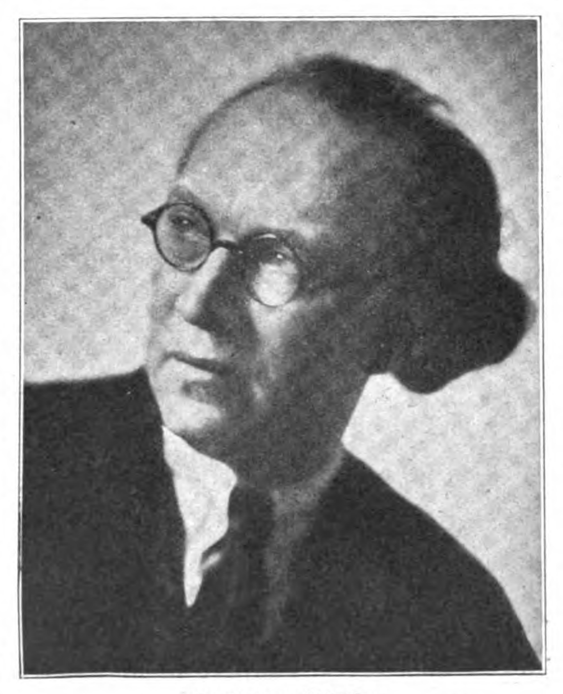
Karl Braun und Björn-Talen in der Neuinszenierung des ‚Barbier von Bagdad'. Berlin, Staatsoper. (Aufnahme Zander & Labisch)

Nach den ‚Gezeichneten' sah man dem ‚Schatzgräber' vielleicht nicht ohne Vorurteile entgegen. Die ‚Gezeichneten' hatten nach den Franz Schreker voraufgegangenen Ruhmesfanfaren den Berliner Musikkreisen eine Enttäuschung bereitet. Man konnte beim besten Willen in diesem Dichterkomponisten nicht den einzig berufenen, womöglich überlegenen Nachfolger Wagners, ja nicht einmal einen unanfechtbaren Dramatiker erblicken. Um so mehr galt es, dem neuen Werke gegenüber nicht ungerecht, nicht voreingenommen sein. Denn Schreker ist als ein Besonderer ernst zu nehmen, seine Ziele, denen er nachstrebt, sind an sich sympathisch. Er will dem musikalischen Drama neue Wege weisen, es ganz aus der Musik herausgestalten, vom Stofflichen möglichst befreien, auf die innere Wirkung stellen. So wenigstens die Theorie, wie sie seine Jünger und Anhänger verkünden.

Nun ist es merkwürdig zu sehen, zu welchen Mitteln dieser im Grunde doch feinorganisierte Künstler greift, um seine Zwecke zu erreichen. Schreker hat — das zeigt auch der „Schatzgräber" wieder — dichterische Intuition, er geht von inneren poetischen Ideen aus. Aber, sein eigener Textdichter, kleidet er sie in Handlungen, die auf grob theatralische Effekte berechnet sind und durchaus nicht immer von wählerischem Geschmack zeugen. Wie in der Diktion Poetisches mit unbegreiflich Banalem wechselt, mischt sich stofflich selt-

sam Visionäres derb Realistischem, ohne die beabsichtigte Synthese von Phantasie und Wirklichkeit zu ergeben. Und dieser Idealist entpuppt sich dabei als ein Erotiker von unbedenklichem Freimut; immer läuft es in seinen Geschichten auf das Geschlechtlich-Sinnliche hinaus. Die Szene im Alkoven zwischen Els und Elis, bei der die Bühne leer bleibt und das Orchester den Zuschauer in nicht mißzuverstehender Weise über die Vorgänge aufklärt, gehört zu dem Stärksten, was die Opernliteratur nach dieser Richtung hin bietet.

Aber das alles wäre nicht entscheidend, wenn Schreker die dichterische Kraft besäße, seine Gestalten wahrhaft lebendig zu machen, und wenn seine Handlungen weniger verworren, die Geschehnisse überzeugender motiviert wären. Für den Schatz, der halb Symbol, halb Objekt für Diebe und Hehler ist, für den Sängersmann Elis, der sich als Erlöser einführt und niemanden erlöst, für die lasterhaft veranlagte Jungfer Els, die, um den Schmuck zu erlangen, ihre Liebhaber kühlen Herzens zu Raub und Mord anstiftet und dann mit der Miene einer Heiligen leidet, selbst für den Narren, die bestgezeichnete Figur des Stückes, kann man sich ernstlich nicht interessieren. Man glaubt nicht an sie. Man spürt hier und da die Absichten eines sinnigen, tieferblickenden Geistes, aber wird ernüchtert durch allzu Widerspruchvolles und durch das Kindlich-Naive, das sich dem Feinen und Eigenartigen gesellt.



Prof. Franz Schreker
der Dichter und Komponist des ‚Schatzgräber
(Aufnahme Rieß)

Dadurch, daß im „Schatzgräber" immerhin der Stoff weniger abstoßend wirkt als in den „Gezeichneten", kommen hier die Vorzüge des Komponisten in mancher Hinsicht zu stärkerer Geltung. Das Lyrische strömt breiter und wärmer dahin, die feine Differenziertheit des Klanges dient intimeren, märchenhaften Stimmungen. Der Grundcharakter der Musik und ihr Verhältnis zum Drama bleiben freilich dieselben. Sie schmeichelt dem Ohre, berauscht es und ermüdet es schließlich durch das Übermaß der bei aller Subtilität im einzelnen doch aus zu gleichartigen Quellen gespeisten Klangwirkungen. Sie ist nicht geeignet, den Menschen und Vorgängen auf der Bühne dramatisches Leben zu verleihen. Auch die Schwäche Schrekers in der Kunst des Aufbaues zeigt sich wieder in den musikalisch matten Ensembles des zweiten Aktes. Im einzelnen aber viel Schönes. So das ganze Vorspiel, der Beginn des dritten Aktes mit dem zwar nicht originellen, aber hübschen Wiegenlied, der Schluß des vierten Aktes und der Ausklang des Nachspiels. Allein mit den apartesten Reizen der Farbe läßt sich nun einmal ein ganzes Drama nicht bestreiten. Das Mosaik kurzatmiger Motive aber und rein deklamatorischer Stellen ist ein gar zu bequemer Stil und kann eine alle Zufallsfortschreitungen meidende, logische, sinfonisch-dramatische Verknüpfung vollwertiger und einprägsamer Gedanken nun und nimmer ersetzen.

Trotz alledem hatte der „Schatzgräber" einen entschiedenen Publikumserfolg. Ein Beweis, wie viel die Befriedigung der Schaulust, eine farbige, sinnlich erregte Tonsprache, das einmal erwachte Interesse für einen Autor und — nicht zuletzt — eine eindrucksvolle Aufführung unter Umständen auszurichten vermögen.

⌘ ⌘ ⌘

Während die bisher genannten Werke an der Staatsoper gegeben wurden, erschien Paul Scheinpflugs „Hofkonzert", als einzige Novität des Deutschen Opernhauses in Charlottenburg. Textliche Unterlage ist Ilgensteins Lustspiel „Kammermusik". Die biedermeierliche Handlung spiegelt die Erlebnisse eines von den Damen verwöhnten, von der Gunst einer Fürstin bestrahlten Tenors in einem kleinen Badeort. Fedor v. Ramin will seine Frau nicht ernstlich betrügen, aber berauscht vom Erfolge, sonnt er sich an der allgemeinen Vergötterung und nimmt es dabei mit der Frau nicht allzu

genau. Frau Helene, um ihn zu kurieren, gibt sich wie er, für unverheiratet aus, spielt dem verliebten Hofmarschall gegenüber die Freundin, vor dem Hofe die Schwester des Sängers, bis mitten im Hofkonzert Bubi, ihr kleines Kind, erscheint und einen gesellschaftlichen Skandal provoziert. Durch die Angst, sein Teuerstes zu verlieren, von seiner Eitelkeit geheilt, verzichtet der Gatte auf Triumphe und Würden und reist mit der Wiederversöhnten ab. Am Schlusse sieht man seinen Nachfolger, einen Levastro-Bassisten, stolz in die Gemächer der angeblich musikbegeisterten Fürstin marschieren. Das alles zieht, ohne tiefer zu erregen, gefällig und lustig vorüber. Mit satirischer Laune ist namentlich die kleinstaatliche, etwas schwüle Atmosphäre am Hofe geschildert, ist die Eitelkeit der Sänger und die nicht immer saubere Verquickung von Kunst und Erotik gegeißelt.

Für ein Erstlingswerk zeigt diese musikalische Komödie eine erstaunliche Bühnengewandtheit und einen Sinn für Humor, den man dem sonst so ernsten Komponisten kaum zugetraut hätte. Dabei war dieser Vorwurf nicht einmal durchweg für den Musiker geeignet; manches darin ist mehr auf leichten Dialog als auf lyrische Ausmalung berechnet. Scheinpflug ist denn auch der Gefahr nicht entronnen, den harmlosen Stoff hier und da mit der Geste des ernsten Dramatikers und den Mitteln des modernen Orchesters zu beschweren. Aber im allgemeinen hat er sehr wohl den angemessenen Ton getroffen. Überall erfreut die feine und sorgfältige Arbeit, besonders in dem witzig und farbig behandelten Orchester, und die gute Stimmführung in den hübsch klingenden Ensemblesätzen. Die unverkennbare Abhängigkeit von der zeitgenössischen Literatur, deren technische Mittel er mühelos beherrscht, soll ihm nicht weiter angerechnet werden. Es ist auch Eigenes, Entwicklungsfähigeres vorhanden, und die verschiedenen Figuren sind gut charakterisiert. Scheinpflug greift nur noch nicht immer keck genug zu und wird an mehr als einer Stelle durch unangebrachte Erinnerungen an sein vornehmes Musikertum gehemmt. Der zweite Akt zeigt stärkere Stilmischungen. Beim Hofkonzert ist ein reizendes Kammermusikstück im vorklassischen Stil (für Flöte und Streicher) eingeschaltet. Ein apartes Vorspiel zum letzten Akt ist als Notturno gedacht (die Handlung spielt am nächsten Morgen weiter) und gehört mit zu dem Besten der Partitur.



Elisabeth Rethberg
als Mariella in Pietro Mascagnis „Der kleine Marat“
Dresden, Staatsoper. (Aufnahme Herzfeld)

Alles in allem: ein Werk, nicht immer kurzweilig und prägnant genug, um von durchschlagender Wirkung zu sein, aber das Werk eines kenntnisreichen, feinen und von besten Absichten erfüllten Musikers.

⌘ ⌘ ⌘

Diesen deutschen Opern sei noch die Novität eines Ausländers angereiht, weil es sich um einen Mann handelt, der außerordentliche Popularität genießt und einst bei uns seine größten Triumphe gefeiert hat: Pietro Mascagni. In der Dresdener Staatsoper hatte ich Gelegenheit, seine neueste Oper „Der kleine Marat“ aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Wie der Titel schon verrät, ist der Inhalt eine jener Revolutionsgeschichten aus der Schreckenszeit der Guillotine, die auf der zeitgenössischen Bühne wieder aktuell ge-

worden sind. Der Textdichter Giovacchino Forzano versetzt uns ins Jahr 1793 nach Nantes, wo ein blutrünstiger Wüstling (der „Oger") an der Spitze einer verkommenen Verbrecherbande im Namen des Konvents die Herrschaft führt. Aufläufe und Exzesse der irregeleiteten Volksmenge; dem Tode geweihte, hungernde, ihrer Habe beraubte Gefangene; Gewalttätigkeit und Rechtsbruch; zum Schluß ein im Schlaf ans Bett Gefesselter, Meuchelmordversuch und Totschlag. In dieser Welt von politischem Wahnsinn befallener, entarteter Menschheit drei lichtere Gestalten: ein Offizier als wahrer Vertreter der Menschenrechte, der die Ehre des Vaterlandes zu retten sucht, aber dem Pöbel zum Opfer fällt; ein unschuldiges, gemartertes Mädchen und ein siebzehnjähriger Fürstensohn, der, um seine im Gefängnis schmachtende Mutter zu befreien, sich von den „Marats" (den Revolutionstruppen) anwerben läßt und so die Machthaber täuscht, bis er durch List und Gewalt sein Ziel erreicht hat. Wenn wir die Kunde von dem sieghaften Vorrücken Bonapartes vernommen, den Jüngling mit der Geliebten und der Mutter auf der vorüberziehenden Barke in Sicherheit wissen, geht über der blutbefleckten Stadt die Sonne auf, und die Musik kündet das Morgenrot einer neuen, erlösenden Zeit an.

Mascagni hat wohl kaum aus Sensationslust ein so krasses Textbuch gewählt. Ihm, dem Mitbegründer des Verismo, lagen ja von jeher die „starken" Stoffe. Das Derbtheatralische entspricht seiner musikalischen Natur. Man muß sogar zugestehen, daß er nach Kräften bemüht war, von dem unerfreulichen Milieu den lyrischen Kern der Handlung zu sondern. Seine Musik zerfällt dadurch in zwei deutlich erkennbare Bestandteile. Zu dem äußeren Verlauf der Begebenheiten verhält sie sich, wie nicht anders möglich, illustrativ, auf scharfe Charakterisierung durch die Mittel des modernen Orchesters und der modernen Harmonik bedacht. Dabei gelingen dem Tondichter Stimmungsmalereien wie der A-Dur-Satz, in den das Glockenspiel mit einem alten Jakobinerlied hineintönt, und das Verklingenlassen aufgeregter Massenszenen überaus reizvoll.

Ein anderer als in diesen Partien des Werkes ist Mascagni, wo er den Gefühlsausdruck seiner Personen zu geben hat. Da tritt an die Stelle des musikalischen Mosaiks die breite melodische Linie, die naive Sangesfreudigkeit des Italieners, die im Grunde Mascagnis innerstes Wesen kennzeichnet. Die Melodik des „kleinen Marat" ist teils geflissentlich aparter konstruiert, teils weniger wählerisch, nicht frei von Anklängen und Trivialitäten, aber immer voll Wärme und Schwungkraft. Letzteres nicht nur in den Liebesszenen, sondern z. B. auch in dem bedeutsamen Moment, wo der fanatische Oger den Haß des Volkes gegen seine Unterdrücker zum Ausdruck bringt. Von leitmotivischer Arbeit kann man nicht reden; wohl aber kehren gewisse Themen wieder, wie etwa das Motiv der Mutter mit seinen an das Cavalleria-Gebet erinnernden Triolengängen. Auch die jäh herabstürzenden Streicherpassagen, die uns begegnen, stammen aus dem Erstlingswerk. Meisterhaft und um vieles feiner als in der „Cavalleria" ist die Behandlung des Orchesters, nicht zum wenigsten nach der koloristischen Seite. Unverkennbar überhaupt, daß Mascagni in all den Jahren, wo wir ihn nicht gehört, ernst an sich gearbeitet und sich technisch vervollkommnet hat. An Ursprünglichkeit der Erfindung freilich scheint nicht viel mehr übriggeblieben zu sein.

In Dresden war es äußerlich ein ziemlich starker Erfolg. Da Mascagni bühnenkundig und dankbar für die Stimmen schreibt, also die Sänger auf seiner Seite hat, ist es nicht ausgeschlossen, daß der „Kleine Marat" auch noch auf andern deutschen Opernbühnen seinen Einzug hält.

Mein Bett. Von Hugo Salus

Mein Bett, ins Land des Nichts mein Boot,
Heut mußt du gute Fahrt mir geben!
Ich hab' in dir schon mit dem Tod
Gerungen, öfter mit dem Leben!

Oft haben Träume mich genarrt,
Die mich Erwachten schmerzlich trafen,
Wie oft hab' ich in Nacht gestarrt
Und wollte doch so gerne schlafen!

Mein Boot, heut bin ich müd wie nie,
Ich schließ' die Lider wie im Fieber;
Wo du auch landest in der Früh,
Ob Nacht, ob Licht, setz' mich nur über ...

Der Glücksklee

Novelle von Wilhelm Schussen

teht das Schicksal der einen im Fett und im Lichte, dunkelt das der andern in der Not und auf der Winterseite.

Warum?

Ei, fragt nur einmal den alten Konz. Doch ihr lauft Gefahr, daß der Alte euch zur schwarzhaarigen, dickbusigen, giftäugigen Matuschel schickt und daß die Maruschel euch wieder zum Konz zurückweist, der euch dann schließlich rät, bei den Bäumen die Antwort zu holen, denen es gleich unterschiedlich wie den Menschen ergehe.

Dreißig lange Jahre hindurch trottete Konz in die Teigwarenfabrik, jeden Morgen um sieben Uhr und jeden Mittag um ein Uhr, immer auf denselben Pflastersteinen, an denselben Häusergesichtern und Menschen vorbei.

Dann hatte die Fabrikfirma plötzlich Bankerott gemacht. Und da hatte er auf einmal eingesehen, wie es ihm, wenn man's recht bedachte, eigentlich ganz leidlich ergangen war. Unter dem alten Herrn Neff, der, wie es nun offenbar wurde, selber viele Jahre bis an den Hals in Sorgen gestanden, hatte er doch wenigstens ein sicheres Auskommen gehabt. Ja, zuzeiten hatte er sogar ganz schön gelebt. Er besaß damals noch seine Ziehharmonika, die er, namentlich winters, nach Feierabend häufig spielte. Und manchmal sang dann noch seine Frau dazu mit ihrer weichen, hellen Stimme. Wenn die Frau länger das Leben gehabt hätte, wäre wohl alles besser geworden. Aber das Glück hatte ihm eben nicht blühen wollen. Es war nicht leicht, eine neue Stellung ausfindig zu machen. Und wo er sich auch niederließ, war schlecht sitzen. Er arbeitete noch eine Weile da und dort. Zuletzt kam er unter die Stadttaglöhner, nun schon ein müdes, ausgebrauchtes Pferd, das nur noch notdürftig seine Arbeit leistete. Es gab da, unter diesen Stadttaglöhnern, auch einen wilden Räsonierer mit grauem Kopf und stechenden Augen, der, wenn der Aufseher weg war, seine Worte nicht in Öl tauchte ...

Dieser letzte regnerische Vorfrühling mit seiner giftkalten Zunge hatte Konz bös mitgespielt und ihn wochenlang aufs Bett gelegt. Da hatte er sich schließlich mit den Einkünften der Invalidenrente, die man ihm in Gnaden bewilligte, zur Ruhe setzen müssen. —

Nun war er einmal an einem wundersamen Julinachmittag, da ein zitternder Schein über den noch grünen Ährenfeldern schwebte und die vielen Dörfer merkwürdig nahe und hell an den bereits abgemähten und schon wieder neu angegrünten Wiesenlehnen eines um das andere ins Licht stiegen, weit aus der Stadt hinausgewandert, mitten durch das Gesumme der Hummeln und die frischen Düfte der blühenden Wegeriche hindurch. Und als er dann auf einem stillen, köstlichen Fußweg einen Kleeacker überquerte, fand er noch durch Zufall einen vierblätterigen Kleestengel dicht vor seinen Füßen. Er maß der Sache natürlich nicht die geringste Bedeutung bei. Aber das seltsame Fundstück stand nun dennoch gleichsam wie ein vernünftiges Wesen da, das da plötzlich auf ihn einredete und regelrecht so tat, als ob das Schicksal aus ihm spräche.

Er pflückte es also ab, beschaute es umständlich und erinnerte sich sofort lebhaft daran, daß so ein vierblätteriger Klee, der Sage der Leute zufolge, Glück bringen sollte. Er lächelte, ohne den Mund zu öffnen und schwenkte das hübsche, zarte Gebilde, das er nun zwischen Daumen und Zeigefinger in seinem Besitze hatte, versonnen hin und her. Da entdeckte er, völlig ohne sein Wollen, noch einmal das nämliche Kuriosum, und gleich daneben stand wieder eines. Eine Art drolliger Erregung durchströmte ihn. Und wenn er abergläubisch gewesen wäre, hätte er jetzt goldene Berge vor sich gesehen. Aber es fiel ihm, wie gesagt, nicht ein, der Sache irgendwelche tiefere Bedeutung beizulegen. Indessen ergab er sich doch ganz unbewußt einer Reihe schöner Gedanken, die nun allmählich wie gefüllte Kähne lautlos vor ihm herzogen und in einen großen, weiten Himmel hineinschwammen. Er suchte bereits emsig und absichtlich nach weiteren solchen Glücksblättern, brauchte aber ziemlich lange, bis er endlich wieder ein paar davon dicht beisammen fand.

Es war ein merkwürdiger Plan, den er jetzt plötzlich ganz leise und sachte, wenn auch zunächst als bloßen Scherz in sich nährte, bis dann das Vorhaben auf einmal feste Gestalt annahm und schließlich ganz ernsthaft und brauchbar unter den Dingen der Welt seinen Platz hatte. Den Versuch wenigstens würde er auf alle Fälle machen. Warum sollten zum Beispiel die vielen jungen Herrlein oder die hübschen Fräulein, die die Stadt durchschwärmten und noch an das Glück glaubten, ihm nicht hin und wieder so einen erdgewachsenen Glücksklee abkaufen, wenn er sich etwa am Goetheplatz aufstellte, und ihm schließlich dreißig oder fünfzig Pfennige dafür zahlen? Er berauschte sich fast ein wenig an dem Gedanken, und mit einem ganz neuen Frohgefühl bemächtigte er sich jetzt des heutigen schönen Tages, den er mit all den besonnten Kornfeldern, der glühenden Hummelnmusik und der warmen Bläue über den Wäldern wie ein süßes Bündel zusammenpackte und in die Brust einschloß. Bis er endlich heimkehrte, lackierte ihm schon der Abendtau die Stiefeln.

Zu Hause aber füllte er sofort ein Glas mit Wasser und senkte die langgestielten Kleeblätter einzeln und sorgfältig darein.

⌘ ⌘ ⌘

Gleich der erste Versuch war durchaus ermutigend. Man wertete den sonderbaren Handelsmann des Goetheplatzes unbewußt als eine Art längst heimgegangener Poesie, und namentlich die frohgelaunten Backfische nahmen ihm, teils aus Herzlichkeit und Mitleid, teils in holdestem Glauben an das Glück seine Ware ab, die er auf einem ausgedienten alten Blumenständer feilbot. Späterhin preßte er sogar, an den Winter denkend, den jeweils überzähligen Glücksklee zwischen den Blättern eines Buches und heftete dann die getrocknete Ware sorgsam auf bunte, geschmackvolle Papierstreifen. Er fing schon an, noch ganz leise, aber um so sicherer eine seltsame, köstliche Persönlichkeit zu werden, die dem Goetheplatz bald ebenso wesenhaft zugehörte wie der barocke Marienbrunnen, dessen goldblecherne Glorienstrahlen immer so zauberhaft im Sonnenwinde strahlten. — Nun ist aber leider von der schon erwähnten Maruschel, der Ehefrau des Matthias Scherb, zu reden, die mit ihrem Manne ein Stockwerk unter der Bühnenkammer des alten Konz bewohnte.

Konz hatte diese Person nie leiden mögen, aber er hatte doch immer wenigstens einen mühseligen Frieden mit ihr unterhalten.

Die Maruschel war ein mittelgroßes, üppiges Weibsbild mit blitzenden Augen, großen, funkelnden Ohrringen und kohlschwarzen Haaren.

Eigentlich ging dies alles den alten Konz ja von Haut und Haar nichts an. Und wenn arme Leute, vielleicht bloß aus Armut, schlecht waren, konnte man schließlich ein Auge zudrücken. Doch daß diese Maruschel ihn immer so offen und ungescheut in ihre peinliche Sache mithineinzog, das verdroß ihn und quälte ihn. Was brauchte da, zum Beispiel, die Maruschel im Stockdunkel noch auf der Treppe zu kichern und gegen seine Kammer herauf zu spotten: „Halt, da geht's zum alten Doktor Konz hinauf." Der Satan mochte es wissen, mit wem sie da wieder techtelmechtelte! Neulich hatten beide, Mann und Frau, vom Holzboden aus morgens um viere einen Luderslumpen mittels des Holzhaspels in einem Korb in den Hof hinunterbefördert und dabei überlaut zusammengelacht. Und der Lump im Korb hatte noch während seiner Luftfahrt die Bosheit gehabt: „Guten Morgen, Herr Doktor!" ans Fenster zu rufen. Wer in aller Welt verlieh denn diesem Frauenzimmer das Recht, sich in das friedvolle Ende eines alten Mannes einzumischen?

Konz genoß es schon als ein besonderes Glück, daß er ohne Mitwissen der Maruschel solange auf dem Goetheplatz hatte stehen dürfen. Darum hatte er auch sein Tischchen abends immer in einem Winkel der Kronenbrauerei untergebracht.

Aber da ging nun das Weibsbild einmal gerade in dem Augenblick an seinem Stand vorüber, als eben ein Schwarm fröhlicher Backfische ihm einen großen Teil seines Vorrats abnahm und ihm für die nächsten paar Tage die Börse fütterten. Die widerliche Person drängte sich natürlich gleich an die vornehmen Fräulein heran.

„Ei, da sieh mal, unsern Herrn Doktor Konz, was der hier für ein brillantes Geschäft betreibt! Davon hätten Sie uns eigentlich auch mal erzählen können, Herr Doktor," foppte sie sofort, während ihre Blitzaugen das Geld vom Tische wegfraßen, das er jetzt mit zitternden Fingern so schnell als nur möglich in der Hosentasche versorgte. „Kann

ich nicht auch so ein Glücksblatt bekommen, Herr Konz? Was kostet denn das Stück? Ich denke, Sie verehren mir eins davon? Nicht? Ei, da sieh mal, was für ein Schlauberger Sie sind! Da hätt' ich mir eher den Teufel unter den Engeln gesucht als meinen Doktor Konz unter dem Kaufmannsstand. Nun nimmt es mich nicht mehr wunder, daß es von Ihrer Küche herunter immer so lieblich duftet. Aber Sie schenken mir doch so ein Blättchen, nicht wahr? und meinem lieben Mann auch eins? Ich darf wohl gleich so frei sein und mir zweie aussuchen, Herr Doktor?"

Sie beugte sich ohne weiteres über das Tischchen her und verdeckte mit ihrem breiten Rücken die ganze Auslage.

Er hätte ihr vor lauter Erregung gleich einen saftigen Stockstreich über ihre gepolsterten Schultern ziehen können, wenn er nicht von vornherein gewußt hätte, daß das Weibsbild nur Spektakel gemacht und ihre Rache siebenfach geholt hätte.

„Ihre Glücksblätter sind ordentlich zerschlitzt und durchlöchert, Herr Doktor," musizierte sie.

„Das kommt vom Hagel," stieß er durch die Zähne hindurch.

„Wo finden Sie denn die Dinger da, Herr Konz?"

„Nicht im Bett," versetzte er wie vorhin und drückte seinen Spazierstock vor Wut mit beiden Händen gegen die Erde.

„Also wohl im Kleefeld, Herr Glücksdoktor? Hahaha! Das muß ich doch mal meinem lieben Mann erzählen. Ich denke, er wird sich krumm lachen. Da hätten Sie aber schon lange eine feinere Wohnung nehmen müssen, Herr Konz, in der Hegelstraße zum Beispiel oder am Fürstenplatz! Das wäre so etwas für Euer Wohlgeboren."

Sie warf den schwarzhaarigen Kopf zurück und schmetterte ihr Lachen nur so in die Luft hinaus. Dann ging sie endlich weg.

Schon am andern Nachmittag aber erschien der Mann der Maruschel, der sonst um diese Zeit im Bett lag und faulenzte und beschaute sich verschmitzt lächelnd von einer Hausecke aus die Sachlage.

Dann verlief noch eine halbe Woche ohne besondere Ereignisse.

Aber dann entdeckte Konz eines Vormittags plötzlich die schwarzhaarige Maruschel hinter einem schmucken, mit rotgefranster Decke belegten Tischchen, auf dem aus einem glitzernden Glase ein grünes Kleebüschel von aller Ferne leuchtete!

Er mußte sich vor Schreck an die nahe Hausmauer lehnen, und er mußte abwechselnd die Augen zudrücken und wieder öffnen, um sich zu vergewissern, ob nicht seine Einbildung ihm da einen schlechten Streich spielte.

Aber was er erblickte, war Tatsache. Die Maruschel stand hier so wahrhaftig wie der steinerne Goethe und der übergoldete Marienbrunnen.

Eigentlich hätte er den bisherigen Platz sogleich aufgeben und seinen Markt irgendwo anders aufschlagen müssen. Es wäre das klügste gewesen. Denn das lehrte weder die Bibel noch das Gesetzbuch, daß er nur gerade auf dem Goetheplatz sein Brot suchen müsse. Das konnte ebensogut die Rathaushalle oder der Bahnhof und so weiter sein. Und seine Wohnung hätte er eigentlich ebenfalls noch am nämlichen Tage aufgeben müssen, das heißt schon längst hätte er sie ja aufgeben müssen. Aber warum sollte denn gerade e r die Stelle wechseln? Hatte er nicht als erster hier gestanden? Und war er nicht als erster auf den Kleehandel gekommen? Er würde also trotz allem seine Sache behaupten und nun erst recht nicht von der Stelle weichen ...

Dumme Welt! Wie jetzt die grünen Burschen und selbst Herren in Jahren bei dieser falschen Maruschel Glücksklee einkauften und wie sie sich von ihren blitzenden Blicken bezaubern ließen, diese einfältigen Seelen.

Wo das Weibsbild nur immer die Unmasse von Glücksklee auftrieb? Er selber hatte oft einen ganzen Tag lang zu laufen, um nur ein halbes Dutzend Blätter zusammenzubringen und mußte also herzlich froh sein, wenn er zweimal oder dreimal in der Woche Verkauf abhalten konnte.

„Was mich anbelangt, so beziehe ich mein Glück vom Gärtner," hatte sie ihm nun letzthin auf der Treppe höhnisch nachgerufen.

Eines schönen Morgens machte sie sich aus purer Bosheit mit ihrem Tisch und allem, was sie darauf hatte, auf die nämliche Seite des Goetheplatzes hinüber, die der alte Konz innehatte.

„Es ist schöner und schattiger hier," foppte sie schon von ferne. Dann pflanzte sie, frech wie sie war, dicht in der Nähe des Alten ihren Kram auf, und warf ihm ihr Gelächter

ins Gesicht: „Sie erlauben doch wohl, Herr Doktor?"

Er hatte schon den Arm gestrafft und die Faust geballt.

„Jeh, Herr Doktor, machen Sie mir nicht angst, ich bin eine schwache Frau," lachte sie. Da näherte sich zufällig eine Horde junger Frühschöppler ihrem Tische. „Das Glück, meine Herren, für bloß fünfzig Pfennige," musizierte sie zuckersüß.

„Wenn ich noch einen Kuß dreinbekomme, zahle ich eine Mark," faselte ein gelbsüchtiger, hochaufgeschossener junger Fant.

„Und bei mir kostet ein Stück heut zwanzig Pfennige ohne Kuß! und mit Kuß ebenfalls zwanzig Pfennige!" brüllte jetzt nebenan der alte Konz plötzlich.

„Holla, die Konkurrenz wird ungemütlich," hub einer aus der Horde an.

„Der Herr Doktor ist von jeher ein bißchen aufgeregt," lachte die Maruschel. „Er geht mit dem Mond und hat so seine Zeiten."

„Unverschämtes Luder," flammte der Alte nun aber auf und erhob seinen Spazierstock.

„Sie, Herr Kleemeister, werden Sie mir nicht grob, bitte," fauchte die Maruschel ihren Gegner an.

„Unverschämtes Luder! Das schrei' ich jetzt nochmal vor aller Welt. Jawohl! Und überhaupt, wenn man so eine ist wie du, dann sollte man andere Leute gefälligst in Ruhe lassen? Verstanden? Pfui Kuckuck!" stieß der Alte mit wutverzerrtem Antlitz heraus.

Da aber erschien plötzlich und wie aus der Erde geschlüpft der in seinem Hinterhalte schon längst fertige Mann der Maruschel, schlug dem morschen Alten mit saftigen Flüchen den Stock aus der Hand, schmetterte ihn zu Boden und trat ihm dann wie einem tollen Hunde auf dem Leib herum.

Als das geschehen war, kamen die Schutzleute herbei und schrieben die Sache auf. —

Im Krankenhause ward der Alte dann noch einmal notdürftig zusammengeflickt. Und nun konnte er auch an der Gerichtsverhandlung teilnehmen, wo die Maruschel und ihr Mann, die ihm in der Notwehr das Blut ein wenig umgerührt hatten, nach vielen Worten schließlich freigesprochen wurden. Und die Welt ging ihren Gang.

Aber eines Spätnachmittags, als Konz auf seinem täglichen neuen Heimweg am Gerichtsgebäude vorbeikam, entdeckte er doch plötzlich etwas, das ihn seltsam umstimmte. Da schritt nämlich die Maruschel in einem armseligen, hellgestreiften, bläulichen Waschkleid, das ihre Üppigkeit kaum schlucken konnte, in groben, grauweißen Strümpfen und derben, lauten Schuhen, ohne Hut und alles, mitten auf der Straße, und hinter ihr her stieg ein Gefängniswärter in Uniform.

Was sie wohl wieder verbrochen hatte? ... Er war nicht mehr neugierig. Aber es gab also auch schon unter diesem irdischen Himmel doch so mancherlei Gerechtigkeit.

Das war kein geringer Trost in einer Zeit, in der es nur allzuoft aussah, als wären die Straßen von einem Ende zum andern mit lauter Lug und Trug gepflastert.

Der Mutter. Von Karl Curt Wagner

Von allen Blumen und Blüten
In Feld, Wiese und Wald,
Von allem, was draußen in verjüngter Gestalt
Neu auflebt,
Gesund ins Licht strebt,
Möcht' ich ein Teilchen haben;
Es sind ja unzählige Gaben,
Ein winziges Körnchen von jedem wär' mir genug:
Jed' Körnchen ein ganzes Jahr Verzug
Der Müdigkeit
Meiner Mutter,
Die schon bereit —

Otto Römers phantastische Tierkunst

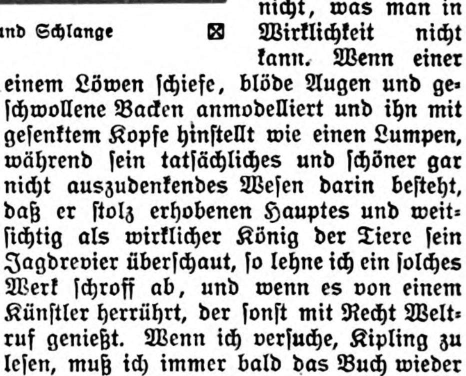
Von Geh.-Rat Prof. Dr. L. Heck

Als ich zur Gründungsversammlung der Gesellschaft für Vererbungswissenschaft nach Dahlem ins Kaiser-Wilhelm-Institut für Biologie kam, sah ich da zufällig eine Anzahl farbiger Tierzeichnungen, die mich auf den ersten Blick so lebhaft fesselten, daß ich sofort nach dem Künstler forschte. Es war der wissenschaftliche Zeichner des Instituts, Dr. Otto Römer, selbst ein studierter, zünftiger Zoologe. Zugleich aber ein Künstler, insbesondere ein Tierkünstler eigner Art. Ich glaube, diese Kunstblätter stehen vielleicht ganz einzig da. Vielleicht für alle Zeiten und Völker. Kein Tier ist dabei, das es wirklich in der Natur so gäbe, und doch leben sie alle von innen heraus und von oben bis unten. Ich kenne nichts, was sich dem an die Seite setzen ließe. Nur die Drachengestalten des ostasiatischen Kulturkreises, die auch alle bis in die Fuß- und Schwanzspitzen leben, ließen sich allenfalls vergleichen; doch ist hier die Auswahl viel beschränkter. Römer verarbeitet jede beliebige Tierform in seiner Weise und mit einer unmittelbaren Sicherheit und unbegrenzten Meisterschaft, daß gerade einer, wie ich, der wohl von sich sagen darf, daß er Tierformen kennt, am allermeisten hingerissen wird.

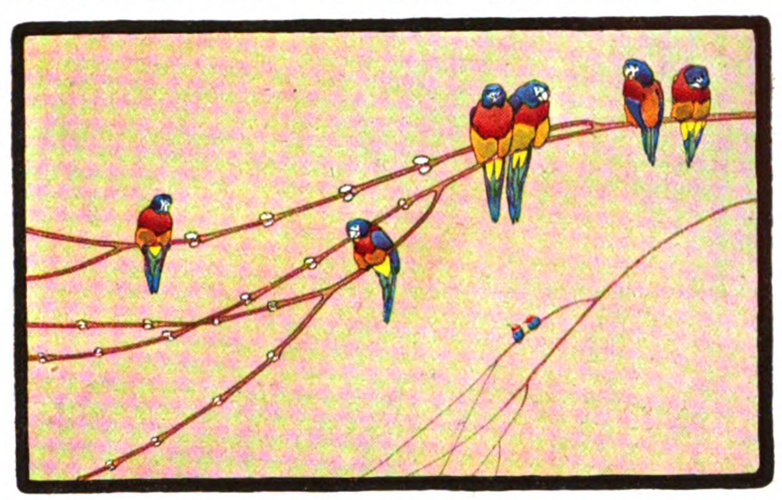


Kranichgeier und Schlange

Das war für mich ein inneres Erlebnis, und ich habe seither gar manches Mal darüber nachgedacht, wie es möglich ist, daß ein Künstler, ein Tierkünstler mich so entzückt, der mit den Naturformen und -farben so umspringt, wie Römer das tut. Und da ist mir eingefallen, daß unser Kunstakademiepräsident Max Liebermann, den ich für einen der weisesten Männer unserer Zeit halte, einmal gesagt haben soll: „Man muß alles erst einmal richtig gemacht haben, um richtig weglassen zu können.“ Ich möchte diesen tiefsinnigen Ausspruch noch erweitern und hinzufügen: „und richtig verändern zu können.“ Das aber kann Römer. Er verändert und verarbeitet ein Tier, sei es nun Säugetier, Vogel, Reptil oder Insekt, in Form und Farbe ganz nach Belieben und in der abenteuerlichsten Weise, niemals aber so, daß er seinen wesentlichen Eigenschaften Gewalt antut. Das verursacht wohl seine starke Wirkung, wenigstens auf mich.



Ich bin nämlich sonst sehr empfindlich gegen irgendwelche künstlerische „Eigenwilligkeiten“, die mir allermeist als Unvollkommenheiten und Unfähigkeiten erscheinen, mir den Eindruck machen, als behaupte man (vielleicht unbewußt), man wolle nicht, was man in Wirklichkeit nicht kann. Wenn einer einem Löwen schiefe, blöde Augen und geschwollene Backen anmodelliert und ihn mit gesenktem Kopfe hinstellt wie einen Lumpen, während sein tatsächliches und schöner gar nicht auszudenkendes Wesen darin besteht, daß er stolz erhobenen Hauptes und weitsichtig als wirklicher König der Tiere sein Jagdrevier überschaut, so lehne ich ein solches Werk schroff ab, und wenn es von einem Künstler herrührt, der sonst mit Recht Weltruf genießt. Wenn ich versuche, Kipling zu lesen, muß ich immer bald das Buch wieder zumachen, weil den Tieren zu widernatürliche Handlungen und menschliche Reden



Exotenpracht

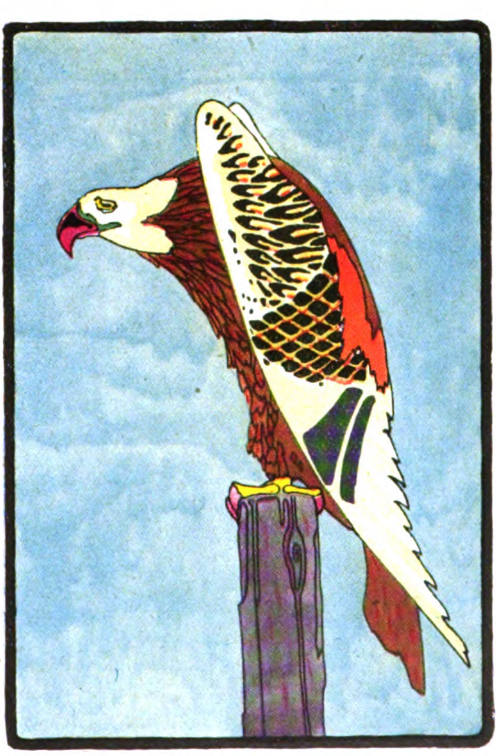
leicht auf den Flügeln wieder. Brust, Bauch und Oberrücken sind oft gleich gefärbt, der Unterrücken aber anders, meist heller. Zwei Flügelbinden sind in der Vogelwelt eine gewöhnliche Erscheinung, und außerdem zeichnen sich auf den Flügeln verschiedene Federfluren deutlich voneinander ab. Köstlich, wie das der Künstler durch verschiedene „kunstgewerbliche" Behandlung ausdrückt. Alle diese natürlichen Zusammenklänge finden wir an Römers „Seeadler", und das Phantasiegebilde erhält dadurch eine so feste Grundlage, daß der Genuß an der Phantastik völlig ungetrübt bleibt.

Dasselbe gilt für die „Exotenpracht" seiner

angedichtet werden. Dann erhole ich mich an Seton Thompsons Tiergeschichten, wo alles zugleich reine Natur und feine Tierseelendichtung ist. Aber freilich: Thompson kennt seine amerikanischen Tiere. Das ist das Geheimnis. Und das ist es auch bei Römer. Man sehe sich nur daraufhin seine Werke an!

Zu „Kranichgeier und Schlange" ist ohne Zweifel das Naturmodell der wirkliche Kranichgeier oder Sekretär, ein Raubvogel der amerikanischen Steppe auf Stelzbeinen, der tatsächlich mit Vorliebe Schlangen verfolgt und ihnen mit einem ganz überraschend kräftigen Fußtritt vor allem den namentlich bei Giftschlangen gefährlichsten Körperteil, den Kopf, zerquetscht. Diese natürliche und naturgeschichtliche Grundlage ist ganz richtig festgehalten. Aber wie ist im übrigen der Vogel durch Römers Darstellung vollkommen in das unwirkliche Reich der Phantasie versetzt! In der Behandlung der Flügel zeigt sich dabei auch die starke, einen gewissen kunstgewerblichen Einschlag verratende Stilisierungsgabe des Künstlers.

Noch wirkungsvoller tritt dies hervor an dem „Seeadler", an dem es für den Kenner ein Genuß ganz eigner Art ist, zu verfolgen, wie frei und ungezwungen der Künstler mit Form und Farbe dieses Vogels schaltet und waltet, ohne aber die natürlichen Form- und Farbengesetze des Vogelkörpers und Vogelgefieders zu verletzen. Die hornigen Teile, Schnabel und Krallen, haben in Wirklichkeit beim Vogel allermeist dieselbe Farbe, und ebenso kehrt Weiß an Kopf und Hals



Seeadler

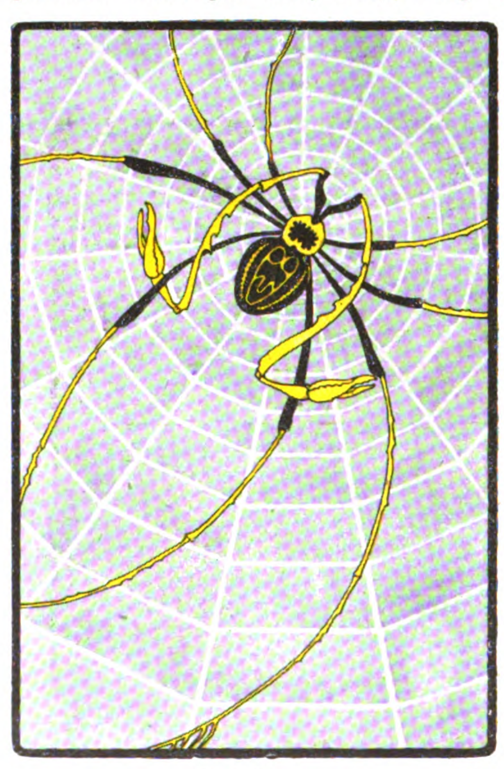
Papageien, die wohl auch dem weniger Kundigen einen sehr natürlichen Eindruck machen, weil auch da wieder die natürlichen Einteilungs- und Einfärbungsgrundsätze des Papageiengefieders ebenso sicher festgehalten wie frei benutzt sind.

Und gerade so sicher geht Römer mit dem pflanzlichen Beiwerk um: auf „Langschnäbel" ist es geradezu lustig zu sehen, daß man Eichenblätter auch verkehrt an den Zweig heften kann. Man beachte und genieße, wie ungezwungen und doch so wohlabgewogen die langschnäbligen Zwergvögel, bei denen ohne Zweifel an Kolibris gedacht ist, zwischen den Riesenblättern sitzen!



Schlangenbeschwörer

Vielfach nämlich erreicht Römer seine grotesken Wirkungen durch Verschiebung der Größenverhältnisse entweder verschiedener Teile desselben Körpers oder mehrerer Körper gegeneinander. So wirkt der Scheckfuchs durch seinen Riesenschweif und der Schlangenbeschwörer durch seine ins Riesenhafte vergrößerten Brillenschlangen. Auf beiden Blättern übt Römer zugleich seine Gabe aus, einen Körper durch Linien in Felder einzuteilen. Oder man möchte fast sagen: er tobt seinen Drang nach solchen Einteilungen aus, verstärkt aber dadurch zweifellos die phantastische Wirkung.



Riesenspinne

Ein ungemein vornehmes Blatt ist die „Riesenspinne" mit ihrem feinen Dreiklang Gelb und Schwarz auf Grau.

Um so farbiger sind „Jung-Siegfried", „Hornschreck" und „Maikäfer flieg!" Da zeigt sich am erstaunlichsten die freie Farbenphantasie des Künstlers, die aber niemals das Leitseil natürlicher Möglichkeit und natürlichen Zusammenklanges verliert und deshalb eben so ungetrübten Genuß bereitet.

Wie unbekümmert ist das Riesenkrokodil eingeteilt und angefärbt, dem der zwerghafte und dadurch so grotesk wirkende Jung-Siegfried ins Auge kitzeln will! Aber diese Unbekümmertheit ist nur scheinbar. Sehen wir genau zu, so zeigt sich, daß die verschiedenen Farbenflecke sehr wohl den Schuppen und Faltenbildungen entsprechen.

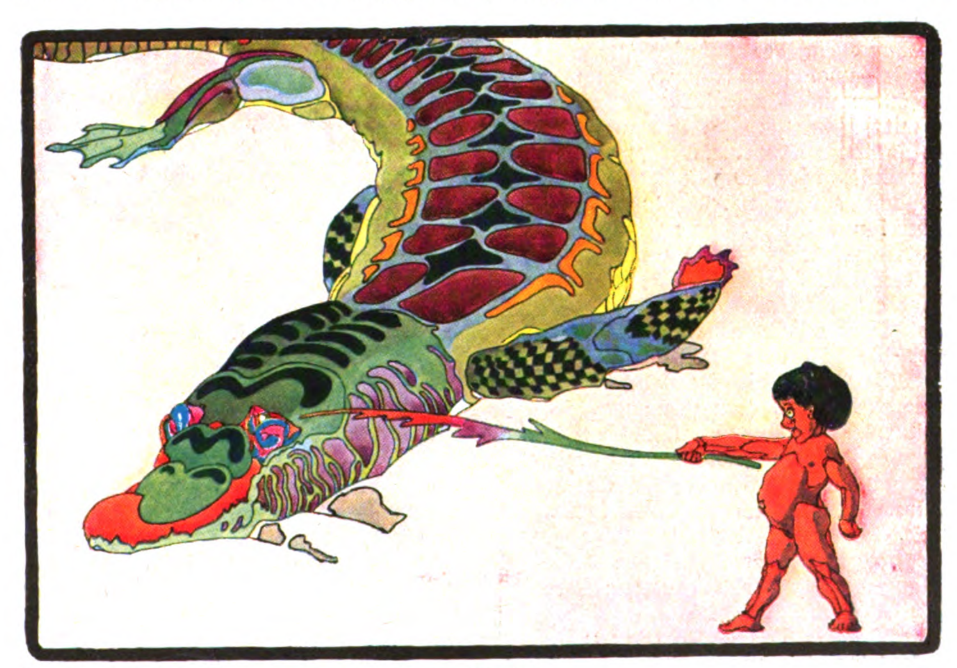
Ähnlich beim Hornschreck, deutlicher gesagt: dem Phantasie-Heuschreck auf der Phantasie-Hornviper. Der Phantasie-Heuschreck ist eine besonders tolle Ausgeburt. Die abgesetzten Fühler hat er vom Bockkäfer, die langen Sprungbeine

vom wirklichen Heuschreck und den Hinterleib mit einer Art Stachel von der Biene oder Wespe. Aber wie ist das alles zusammengearbeitet zu einer Tiergestalt von höchstem Leben!

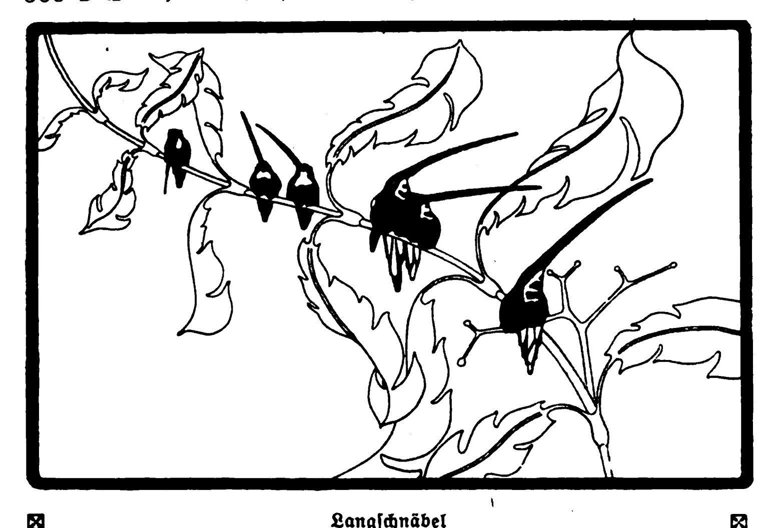
In dem fliegenden Maikäfer ist Römer viel mehr bei der Naturform geblieben, nur daß er ihm die braunen Flügeldecken zwischen die eigentlichen Flügel wieder auf den Rücken gelegt und die glashellen Flügel in verschieden gefärbte Fenster geteilt hat. Desto farbiger ist das Phantasie-Chamäleon behandelt, das so komisch-sehnsüchtig nach der entfliegenden Beute emporschmachtet. Mag es aber noch so willkürlich verarbeitet erscheinen, mit der „kunstgewerblich" gefelderten Oberseite, den bunten Wolken und Tüpfeln auf Kehle, Bauch und Bein: dem allen liegt immer eine genaue Kenntnis des Wirklichen und ein sicheres, feines Gefühl für das Mögliche zugrunde, und das ist gerade das, was so ungetrübten Genuß bereitet.

Hornschreck

Man halte dagegen so manches aus der modernen Kunstbewegung, wo von Phantastik und Groteske noch gar keine Rede ist, was der Urheber nur behauptet, „so zu sehen"! Und doch geht dabei einem Menschen, wie mir, schon das Herz im Leibe herum. Und dagegen wieder Römer! Er kann mich zum tollsten Ritte ins phantastische Land einladen: ich reite jauchzend mit.



Jung-Siegfried

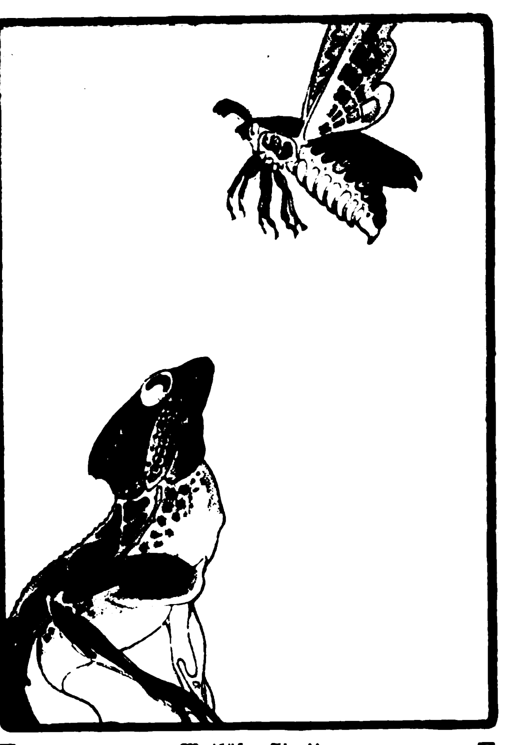


Langschnäbel

zoologische Doktorand nahm dann eine Assistentenstelle in Greifswald an, und darauf folgte schließlich die Tropenperiode, die Römer offenbar — und aus seinem Innern wohlverständlich — als den Höhepunkt seines Lebens betrachtet. Leider dauerte sie nur zwei Jahre, die er im Dienste der Gesellschaft „Süd-Kamerun" verlebte, „im dicken westafrikanischen Busch, wo es Schimpansen in Menge und in den Flüssen Flußpferde und Krokodile und mächtige Weichschildkröten gab, ferner metallisch blauschillernde Schmetterlinge, dickleibige, glotzäugige Puffottern und Gott weiß, was noch alles." Zweimal ist er mit einem Gorilla zusammengetroffen, und durch seine Gewandtheit im Fangen von Giftschlangen mit der Hand kam er bei seinem Personal in den

Da aber von Nichts Nichts kommt, muß die Erklärung in Wesen und Werdegang des Künstlers gesucht und gefunden werden.

Er war ein kränkliches Kind und dadurch viel im Zimmer auf stille Beschäftigung aus sich selbst heraus angewiesen. So wurden früh Papier, eine Schere zum Ausschneiden und ein Bleistift sein liebstes Spielzeug. Zugleich aber saß in dem Knaben eine unbezähmbare Liebe zu allerlei Getier, und so schleppte er, wenn er hinauskonnte, zum Entsetzen seiner Angehörigen Kröten, Salamander, Eidechsen und Schlangen ins Haus. Auf dem Krankenlager zeichnete er damals schon Palmen, Bananen, Elefanten und Brillenschlangen, versah sie mit Füßen zum Aufstellen und baute sich so ganze Tropenwälder zusammen. So tritt schon früh auch Römers Tropensehnsucht zutage neben der Tierliebhaberei und dem Drang zum Zeichnen und Malen. Alles das sollte in seinem späteren Leben befriedigt werden, allerdings erst auf Umwegen. Diese führten aus der Obersekunda des Gymnasiums über die väterliche Baumwollspinnerei in Löbau und die Gewerbeschule in Chemnitz nach Dresden zu nachgeholtem Abiturium und von da erst in die medizinischen, dann in die zoologischen Hörsäle und Laboratorien der Heidelberger Universität. Zugleich wurden eifrig Terrarien- und Aquarienliebhabereien gepflegt, Leguane, Varane, ja sogar Riesenschlangen und Krokodile gehalten. Ohne Zweifel etwas tief in Römers Natur Begründetes! Er sagt selber, er könnte heute seine Tiergrotesken nicht machen ohne jene Liebhaberei von damals. Der



Maikäfer flieg'!

Ruf eines großen Medizinmannes. So schreibt er mir u. a. selbst, und aus jedem Wort leuchtet noch die Erinnerungsfreude an diese schönste Zeit seines Lebens hervor. In den kolonialen Staatsdienst konnte Römer aus Gesundheitsgründen nicht übernommen werden, und so wurde er schließlich mit 40 Jahren noch Kunstgewerbeschüler in Dresden. Auch da war er wieder „Auch Einer“ oder noch besser gesagt: Einer ganz für sich, den man nach seiner Fasson selig werden lassen mußte. Und man war klug genug, das zu tun. Durch den Krieg wurde Römer aus dieser neuen Tätigkeit wieder herausgerissen, und nach dem Krieg landete er schließlich im Dahlemer Biologischen Institut.



Scheckfuchs mit Kröte

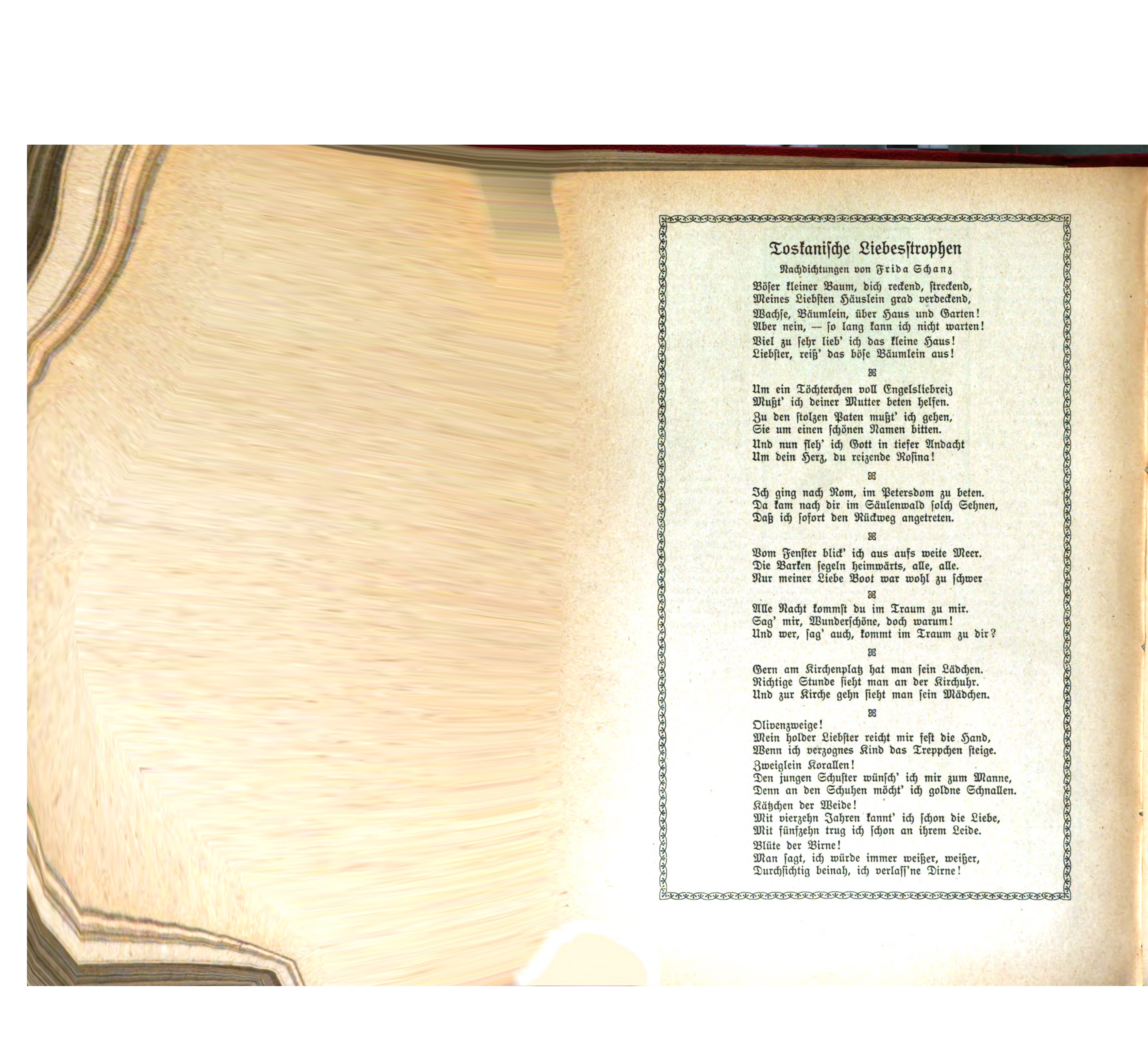
Seine Tiergrotesken stammen alle erst aus der Kriegszeit, früher hatte er nur Menschengrotesken gemacht, die auch sehr eigenartig sind (man merkt an ihnen, daß er einmal eine Zeitlang „auf Glasmalerei studiert“ hat), aber doch nicht so einzig in ihrer Art dastehen wie die Tiergrotesken. Diese entstanden, das erzählt der Künstler selber, im Schützengraben, im Lazarett und bei den Vermessungsabteilungen, denen er zugeteilt war, und er hatte dafür ursprünglich nur Bleistift, dann erst Tusche und schließlich Buntstifte zur Verfügung. Und doch sprangen diese einzigartigen Werke offenbar fix und fertig aus seinem Künstlerkopfe, gleich in vollendeter Meisterschaft, die meines Wissens und Erachtens ihresgleichen nicht hat. Es war eben alles durch Römers ganzen Werdegang von seiner Kindheit an schon vorbereitet. Ich bin begierig, wie die Sammler und Kunstschriftsteller sich zu diesen Schöpfungen stellen werden, wenn sie erst mehr an die Öffentlichkeit kommen.

Der ewige Fluß. Von Emanuel v. Bodman

Hier auf dem geleerten Feld
Denk' ich meiner reichen Welt,
Die wie Laub dahingeschwunden.
Ewiger Fluß, stets bleibst du stehn,
Ob auch deine Wellen gehn,
Und dein Hauch kühlt meine Wunden.

Unerträglich war mein Schmerz,
Als ich bang mein Gut ans Herz
Hielt, daß niemand mir's entführte.
Was uns lieb ist und vertraut,
Schwindet hin wie eine Braut,
Die der Tod im Kuß berührte.

Aber werde ich wie du,
Schau' ich unbezwinglich zu
Meinem ruhelosen Flusse.
Zur Erinnerung wird Lust,
Leicht der Schmerz in meiner Brust
Und der Wechsel zum Genusse.



Toskanische Liebesstrophen

Nachdichtungen von Frida Schanz

Böser kleiner Baum, dich reckend, streckend,
Meines Liebsten Häuslein grad verdeckend,

Wachse, Bäumlein, über Haus und Garten!
Aber nein, — so lang kann ich nicht warten!

Viel zu sehr lieb' ich das kleine Haus!
Liebster, reiß' das böse Bäumlein aus!

⌘

Um ein Töchterchen voll Engelsliebreiz
Mußt' ich deiner Mutter beten helfen.

Zu den stolzen Paten mußt' ich gehen,
Sie um einen schönen Namen bitten.

Und nun fleh' ich Gott in tiefer Andacht
Um dein Herz, du reizende Rosina!

⌘

Ich ging nach Rom, im Petersdom zu beten.
Da kam nach dir im Säulenwald solch Sehnen,
Daß ich sofort den Rückweg angetreten.

⌘

Vom Fenster blick' ich aus aufs weite Meer.
Die Barken segeln heimwärts, alle, alle.
Nur meiner Liebe Boot war wohl zu schwer

⌘

Alle Nacht kommst du im Traum zu mir.
Sag' mir, Wunderschöne, doch warum!
Und wer, sag' auch, kommt im Traum zu dir?

⌘

Gern am Kirchenplatz hat man sein Lädchen.
Richtige Stunde sieht man an der Kirchuhr.
Und zur Kirche gehn sieht man sein Mädchen.

⌘

Olivenzweige!
Mein holder Liebster reicht mir fest die Hand,
Wenn ich verzognes Kind das Treppchen steige.

Zweiglein Korallen!
Den jungen Schuster wünsch' ich mir zum Manne,
Denn an den Schuhen möcht' ich goldne Schnallen.

Kätzchen der Weide!
Mit vierzehn Jahren kannt' ich schon die Liebe,
Mit fünfzehn trug ich schon an ihrem Leide.

Blüte der Birne!
Man sagt, ich würde immer weißer, weißer,
Durchsichtig beinah, ich verlass'ne Dirne!

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Hermann Horn: Meer und Matrosen (Stuttgart 1922) — Hermann Stehr: Die Krähen (Berlin 1921) — Emil Hadina: Die graue Stadt — Die lichten Frauen (Leipzig 1922) — Adam Müller-Guttenbrunn: Auf der Höhe (Ebd. 1922) — Goethes Werke: Auswahl in 15 Bänden, herausgegeben von Eduard v. d. Hellen (Stuttgart 1921/22)

Mitten im Lesen eines umfangreichen Romans kam mir ein fruchtbarer Gedanke. Nicht gerade aus dem Roman, wie gleich bemerkt sei. Der nämlich gehört jener angeblich modernen Richtung an (sie ist es im Grunde auf literarischem Gebiet nie gewesen, es sei denn bei einem Klüngel, dem Verband der Unschöpferischen), die neurasthenische Zuckungen als Merkmale des Talents, Kraßheit als Anzeichen der Kraft angesehen wissen möchte und im übrigen die deutsche Sprache so lange mißhandelt, bis ein Buch daraus entsteht. Mitten im Lesen eines solchen Buches, also unter Schmerzen und Qualen, fiel mir plötzlich ein, daß diese Betrachtungen ja zu einer Zeit erscheinen werden, wo die meisten Leser, in Ferienstimmung, an der See, im Gebirge oder doch sonst irgendwo bei „Mutter Grün", sich erholen wollen. Wäre es da nicht grausam, diese Erholung durch Beschäftigung mit einem Werk zu stören, das vermutlich erst dann voll gewertet werden wird, wenn es in fremde Sprachen übersetzt ist, weil ein Ausländer nicht nötig hat, zu seinem Verständnis die deutsche Grammatik und die deutschen Stilgesetze zu vergessen? Mit einem Seufzer der Erleichterung warf ich den hübsch ausgestatteten Band in die Ecke und suchte in dem Haufen von 112 Büchern, die einer schleunigen Besprechung an dieser Stelle harren, nach dem ersten, das eine frohe Sommerstimmung, einen freien Atemzug in See- oder Bergluft zu vermitteln versprach. Das Novellenbuch **Meer und Matrosen** schien mir ein solches zu sein, zumal es von **Hermann Horn** stammt, den wir hier schon im vorigen Jahr in seinen Romanen „Tage um ein Schloß" und „Der heilige Xaver" vorteilhaft kennen lernten. Die damals vermerkten kleinen Mängel dieses geborenen Erzählers wurden überflügelt durch seine Vorzüge: eine reine und feine Menschlichkeit, die hinter den Zeilen wie ein warmes Licht glüht, humorvolles, wenn auch etwas resigniertes Lächeln über die Kleinlichkeit der Durchschnittsmenschheit, vor allem aber ein gesundes Weltgefühl, das auf einem innigen Verhältnis zur Natur und zu ihrer heimlichen Vernunft beruht.

Auch in Meer und Matrosen finden wir diese Vorzüge wieder. Daß Horn jenes Gebiet, wo unda fert, nec regitur, aus eigener Anschauung kennt, wissen wir von seinem Seeroman „Die Mannschaft des Äolus" her. Er ist selber in seiner Jugend ein Seefahrer gewesen. Da er ein sicherer Gestalter ist, so finden wir eine Fülle anziehender Erlebnisse und Menschen in dem Buch, meist nordische Charaktere, herb, still, oft mit heimlicher Schicksalswunde und düsteren Erlebnissen. Auch wo er das Groteske streift, wie im „Seeaffen", der Geschichte eines Fischjägers ohne Beine, weiß Horn so natürlich und in jedem Zuge lebensecht zu erzählen, daß man nicht einen Augenblick an der Wahrheit zweifelt. Am schwersten wiegen die beiden letzten Erzählungen: „Der verwundete Knabe" und „Ein deutscher Matrose". Jener ist ein verträumter Junge, zu fein organisiert für dies brutale Leben. Sie meinen es gar nicht einmal so schlimm mit ihm, seine Kameraden an Bord, sie verstehen ihn nur nicht, und er zerbricht am Leben wie ein feines Uhrgehäuse an einem Pflasterstein. Heiterer ist die letzte Erzählung, wenn es ihr auch nicht ganz an tragischem Einschlag fehlt; ein junger, deutscher, von frischem Seemannsgeist, Wagmut und (in der Not) auch einiger Verschlagenheit führt den englischen Kapitän und seine ganze Schiffsbesatzung auf den Leim und rettet so (während des Krieges) sich und seine Kameraden. Alles ist knapp und klar erzählt, von einem Dichter, der das Leben kennt und ein verstehendes Lächeln auch für seine bösen Seiten hat. Mehr anekdotenartig sind die ersten kleinen Erzählungen des Buches gehalten, unter denen sich „Die Fockschot'" durch stark epische Spannung, „Der Wachmann" durch eigenwüchsigen Humor auszeichnet. Durch alles aber weht der frische, kernige Salzatem des Meeres.

Glauben wir der Sommerstimmung durch diese Unterhaltung bei Wellenrauschen und Möwenschrei unseren Zoll entrichtet zu haben, so können wir uns mit um so größerer Sammlung dem ernstesten und tiefsten der diesmal zur Besprechung erwählten Bücher zuwenden: **Hermann Stehrs** zwei großen Novellen, die er unter dem wenig deckenden Titel **Krähen** vereint. Beide zeigen die seelischen Verwirrungen und geistigen Erschütterungen der letzten Zeitläufte auf, die Kriegs- und Nachkriegspsychose, und zwar in seltsamem Gegensatz: bei einem Gelehrten und bei einem Schieber. Den Professor

Weitfeld hat die lange Dauer des Krieges und das ewige Gerede davon in der Kleinstadt mürbe gemacht. Er sieht nur die Sinnlosigkeit des endlosen Gemetzels, und während seine Frau nach einer Siegesnachricht ihn mit einem Wortschwall von Hoffnungen und Aussichten Deutschlands überschüttet, sieht der Gelehrte schweigend durchs Fenster aufs weite Feld, wo eine Krähe auf einem Düngerhäufchen sitzt. Seit Jahrhunderttausenden wendet sie — so sagt er sich — wie heute, den Kopf rechts und links, reckt die Flügel, äugt schief, bald in den Himmel, bald auf das Düngerhäufchen. So werden die Verhältnisse auf Erden im Grunde stets die gleichen bleiben, wenn die Wandlungsfähigkeit der Formen auch unendlich ist. Seine Frau, ein natürlicher Durchschnittsmensch, versteht diese Schlußfolgerung so wenig, wie sie seit einiger Zeit ihren Mann, der sich mehr und mehr zum Sonderling auswächst, überhaupt versteht. So hat er seine beiden Kinder, ein Mädel und einen Buben, gelehrt, nach Tisch statt eines Gebetes „die Befestigung" zu sprechen, die so beginnt:

„Durch die Speise neu entzündet
Führt es uns zu neuer Wandlung,"

und so schließt:

„Schwinge also neu entzündet
Immer weiter mich, Genoss'nes,
Bis das Dasein leicht sich bindet
Frei in heut noch Unerschloss'nes."

Man sieht: einen kleinen Vogel hat er schon, der gute Professor, und es ist sein hier erzähltes Verhängnis, daß dieser Vogel sich zu einer schwarzen Krähe auswächst. Nicht nur der Krieg hat ihm die Sinne verwirrt, auch die Entdeckung, daß seine Frau, die er freilich seit Jahren vernachlässigt hat, ihn unter tätiger Beihilfe eines jungen Assessors betrügt. Mit meisterhafter Kunst, mit staunenswerter Seelenkenntnis erzählt die Novelle nun, wie sich diese Anstürme an das seelische und geistige Gleichgewicht des Professors immer verhängnisvoller häufen und verdichten. Anfangs ein Don Quichote des Gelehrtenstandes mit eindeutigen Zügen der Lächerlichkeit, wächst er bald mehr in eine tragische als komische Gestalt hinein. Er verläßt Haus, Weib und Kind, irrt verstört und einsam im Riesengebirge umher, sinn- und ziellos, Bruchstücke vaterländischer Lieder singend, die er mit Hohngelächter unterbricht, bald rüstig ausschreitend, bald stehenbleibend, um die Knieholzstauden mit wütenden Stockschlägen zu bearbeiten, als wären es seine Feinde. Dann verschwindet der Professor aus dem Gebirge und aus Schlesien. Nach der Novemberrevolution aber taucht er in Berlin als ein Führer der Kommunisten auf, spielt kurze Zeit eine verderbliche Rolle in den Straßenkämpfen und endet bald wie Eisner und Landauer — „sein fanatischer Idealismus war so rein und so verbrecherisch," wie der dieser Beiden. Er fällt im Kampf gegen die Reichswehr und wird in einem Massengrab verscharrt.

Wie Sancho Pansa zum Don Quichote verhält sich der „Held" der zweiten Erzählung, die nach ihm den Namen **Gudnatz** trägt, zu jenem aus der Bahn geschleuderten Gelehrten. Gudnatz, im Kriege ziemlich krumm geschossen, hat 1919 ein kleines Schleichhandelchen angefangen, mit 20 Pfund Weizenmehl im Rucksack und einem Huhn im Schnupftuch; bald aber ist ein großzügiges Schiebergeschäft daraus geworden, das ganze Wagen aus den Güterzügen verschwinden läßt und Gudnatz zum reichen Mann macht. Aber seelisch und geistig durch schreckhafte Kriegserlebnisse geschwächt, ist der Schieber der Größe seines Missetäterglücks nicht gewachsen, auf der Höhe befällt ihn der Schwindel. In der letzten Zeit, als das Reichsnotopfer immer näher rückt, halten die Nerven nicht mehr stand, er schläft seit Wochen angekleidet wie im Schützengraben, sein Vermögen in allen Taschen, und hat nachts allerhand Visionen, bald meint er die Polizei auf der Treppe schleichen zu hören, bald ein kleines, hungerndes Kind, das ihn flehentlich wimmernd um ein Stückchen Brot bittet. Seine Furcht wird verstärkt durch allerhand Fehlschläge in seinen Schiebungen, durch Entdeckungen und Verrätereien, die ihn über kurz oder lang mit dem Strafrichter in Berührung bringen müssen. In diesen seinen Nöten, die zu einem unerträglichen Verfolgungswahn führen, fällt ihm plötzlich sein kleines Heimatsnest in Böhmen ein. Der Entschluß ist gefaßt. Er läßt seiner Frau ein paar tausend Mark zurück und macht sich heimlich — an falschen Pässen fehlt's ihm nicht — auf die Reise. Auf dieser höchst merkwürdigen Eisenbahnfahrt aber bricht die Störung seines inneren Gleichgewichtes erschreckend hervor. Wie Dostojewskys Raskolnikow fühlt er den unwiderstehlichen Drang in sich, Fremden von seinen Vergehen Andeutungen zu machen, mit der Gefahr der Entdeckung zu spielen. Ein paarmal ist er nahe daran, sich zu verraten und sein Vermögen, das er in den Taschen trägt, loszuwerden — aber endlich, wie aufgerüttelt von der langen Fahrt und ihren Gefahren, und sich bekämpfenden Gedanken — erwacht langsam in ihm ein Entschluß. Zuerst noch unbestimmt und ohne sichere Linien, ohne erkennbares Ziel, aber immer deutlicher wird das, was ihm vorbestimmt ist: es heißt Sühne, Beginn eines neuen Lebens. Ein kleines, hungerndes Mädchen, das er um Hilfe zur Mutter Maria flehen hört, bricht das Eis. Er eilt ihm nach, beschenkt es reichlich und macht sich davon. Ein Gefühl nie gekannten Glücks überkommt ihn, als er das rote Kopftüchlein der selig davoneilenden Kleinen entschwinden sieht. Bald darauf erhalten zwei Landratsämter je ein kleines Vermögen zugesandt, „von einem ungenannten Schieber", zur Speisung und Bekleidung armer Kinder. Von Gudnatz aber hat man nie wieder etwas gehört. „Er ist," so lautet



Ernte. Gemälde von Robert Gerhard Böninger

der bemerkenswerte Schlußsatz, „in die unabsehbare Schar der Namenlosen untergetaucht, die weder toben noch klagen, sondern ruhig und mit ehrlichen Händen arbeiten, weil sie wissen, daß so Deutschland weder im Himmel noch auf Erden verloren sein kann."

Die Novelle ist ein kleines Meisterwerk. So spannend geschrieben, daß man sie wie im Fieber liest, alles der Wirklichkeit abgelauscht und doch ganz mit eigenen Augen gesehen, voll tiefer Ethik, die hinabgreift in die Schächte der Menschenseele, dort wo sie der Oberfläche am fernsten sind und das Dunkel geheimnisvoller Mystik ewige Rätsel umspielt. Als Gudnatz, erschöpft von Todesangst, in einen tiefen Schlaf verfällt, der seinem Gesicht den Ausdruck beginnender Agonie verleiht, heißt es: „Stundenlang trieb Anton Gudnatz auf dem abgrundtiefen Strome, den die Menschen am Ende ihres Lebens Tod, und während des Daseins auf der Erde Schlaf nennen. Er hat keinen Anfang und kein Ende, und wohin seine Wogen reisen, wissen wir auch nicht. Die unbegreiflichen Wunder einer jenseitigen Welt spiegeln sich in seinen Fluten, und Wahrheiten raunen um sein Gestade, die wir nicht mitnehmen können, wenn wir in ein neues Leben oder einen neuen Tag auf die Erde wiederkehren. Niemand auch hat noch den Engel gesehen, der den Menschen in den Schattenstrom des Todes, noch den, der ihn in die Ewigkeitsdämmerung des Schlafes führt. Aber immer ist es eine himmlische Gewalt, der wir gehorchen müssen. Ob unser Leben oder unser Tag will, wir folgen ihm, wenn er winkt. Und je nachdem unser Wesen und unsere Taten beschaffen sind, sinken wir in den Tod und in den Schlaf: die Guten lächelnd wie in ein Meer von Glanz, die Hartfäustigen und Steinherzigen widerstrebend, mit tiefem Grauen und schwerer Angst."

So etwas steht in einer Schiebergeschichte! Übrigens tut sich Stehr selber unrecht, wenn er mit dem letzten Satz den Anschein erweckt, als sei er geneigt, die Menschen in Gute und Böse, in weiße Lämmlein und schwarze Böcke zu scheiden, bei ihm hat jeder Mensch sein eigenes Gesicht, seine eigene Innenwelt, die mit ihren Wundern wie mit ihren Wunderlichkeiten zur Erforschung lockt. Seine Psychologie hat nichts gemein mit dem kleinlichen Scheidungsverfahren verbissener Tendenzdichter, die Menschen, welche sie nicht verstehen oder gegen die sie ein Vorurteil haben, einfach als schlecht hinstellen. Und wie bei Stehr jeder Mensch ein Porträt ist, so hat er auch alles Kennzeichnende in Umwelt und Bewegung, sei es nun eine Geste oder eine Landstraße, mit eindringlicher Kunst nach besonderer Wesensart gezeichnet. Schade, daß der Verlag es einem erschwert, solche Kostbarkeiten zu genießen, der Druck ist so klein, daß dem Leser die Augen schmerzen.

Erzählungen, die ein Dichter schreibt, sind im allgemeinen denen vorzuziehen, die über Dichter geschrieben werden. Namentlich in den letzten Jahren hat sich das bequeme Verfahren: aus den Aufzeichnungen über den Lebenslauf eines Dichters und aus Fingerzeigen, die sich in seinen Werken aufspüren lassen, Romane zusammenzustoppeln, in wahrhaft erschreckender Weise eingebürgert. Wo es einem Erzähler an Stoff fehlt, blättert er einfach in der Literaturgeschichte nach, da wimmelt es von bedeutenden und originellen Gestalten, und bewegte, meist tragische Schicksale sind so zwanglos damit verknüpft, daß der Verlauf der Erzählung einfach gegeben ist. Man würde es nicht sehr genau mit der Wahrheit nehmen, wenn man behaupten wollte, daß durch derartige Romane uns die so behandelten Dichter näher gebracht würden als durch ihre Werke. Es ist daher meist ein ebenso bequemes wie überflüssiges Verfahren, dem wir an dieser Stelle nur Beachtung schenken, wenn auch der Verfasser ein wirklicher Dichter ist. Wie unsere Leser wissen, haben wir Emil Hadina namentlich in seiner Lyrik immer diesem etwas exklusiven Orden zugezählt, wenn Hadina sich daher an einen Theodor Storm-Roman macht, so darf man schon einmal nachsehen, wie's ihm dabei von der Hand gegangen ist. Er nennt den Roman „Die graue Stadt — die lichten Frauen" — und deutet damit sogleich an, daß es ihm hauptsächlich um die Herzensangelegenheiten Storms zu tun ist. Die zu schildern und, was mehr ist, zu gestalten, ist dem Wiener auch nicht übel gelungen, gleich der Anfang, die Knabenliebe zu „Tante Elsabe" und der Kummer um sie, als sie heiratet, sind sehr hübsch. Aber nun überspringt Hadina sogleich zehn Jahre und zeigt uns Storm als Primaner in Lübeck, seine Begegnung mit Geibel und die ersten dichterischen Versuche. Ein reizendes Idyll ist die kurze Liebelei mit Berta v. Buchau, dem „süßen Mischling", der nur wie ein Schmetterling auf einer Blume bei ihm verweilt, ihre Heimlichkeiten in der Ecke hinter dem Weihnachtsbaum gehören zum Schönsten des Buchs.

Aber der Wiener Schriftsteller ist seiner Veranlagung nach doch nicht ganz imstande, einer so durchaus norddeutschen Natur wie Storm das Wesentliche, das Tiefste abzulauschen: seine Zähigkeit, seinen Ernst, seine Abgeschlossenheit gegen die Welt, seine Liebe zu rauher Heimat. Liebelei war nicht die Hauptsache bei Storm, so stark auch das Weib seinem Leben Einschlag gab. Und gerade in der Jugend Storms, in den zehn Jahren, die Hadina überspringt, weil keine „lichte Frau" darin zu finden ist, liegt sein eigentliches Werden und Wachsen, die Bildung seines Charakters wie seines Talents. Hier hätten wir nicht nur von Großmutters Lippen Märchen und Geschichten hören müssen, sondern mit der empfänglichen, aufhorchenden Seele des Knaben in dem alten Familienhause, das mit Raritätenkram, mit Bildern, Andenken,

Möbeln aus Urväterzeit gefüllt war, jene Entdeckungsreisen in Boden und Speicher, in Truhen und Bücherständern antreten müssen, die in Storms Jugend eine so bedeutende Rolle spielen. — Storm selber erzählt ja, daß bis zu seinem achtzehnten Lebensjahr, also in der eigentlichen Werdezeit, kein Mensch Einfluß auf ihn gehabt habe — „dagegen habe ich durch Örtlichkeiten starke Eindrücke empfangen, durch die Heide, durch den einsamen Garten meiner Urgroßmutter, durch den mit alten Bildern bedeckten Rittersaal des Husumer Schlosses, auch durch die Marsch, die sich dicht an die Stadt anschließt, und das Meer, namentlich den bei der Ebbe so großartig öden Strand der Nordsee."

Von diesem Wesentlichen in Storms Jugendentwicklung bringt Hadina verschwindend wenig und das nur gewissermaßen beiläufig, niemals als bedeutungsvoll erfaßt. Es versteht sich, daß uns so der Dichter Storm nur wenig näher gebracht, wenn nicht gar ein wenig entfremdet wird. Geht doch gerade der Erzähler Storm fast immer von der Erinnerung aus, von der Vergangenheit, seine Novellen sind dem Alltag entrückt, nach Jugendeindrücken geformt. Mein Vorwurf trifft nicht so sehr diesen Dichterroman im besonderen als die Gattung im allgemeinen. An diesem Beispiel wird so recht deutlich, daß das Wichtigste im Leben eines Dichters von einem anderen gar nicht erfaßt und gestaltet werden kann. Das ist ihm unerreichbar, ja der Dichter selber wüßte es gar nicht als etwas außerhalb seines Ich Stehendes zu erfassen, es quillt in ihm, aus ihm, wie aus den inneren Schichten der Perlmutterschale an einer Stelle, wo ein ungewöhnlicher Reiz auf die Muschel ausgeübt wird, die Perle langsam hervorquillt und sich rundet in stillem Glanz — so auch das Lebenswerk des Dichters. Dafür hat Hadina Storms Beziehungen zu den Frauen, wie auch die meisten seiner äußeren Erlebnisse — nur die drei Potsdamer Jahre werden wieder übersprungen, auch die Beziehungen zu Keller fehlen — mit liebevoller Einfühlung und oft nicht ohne Innigkeit erzählt, so daß der Roman immerhin seinen Wert behält und den Leser, der mehr gut unterhalten, als in Storms Wesen eingeführt werden will, nicht enttäuscht.

Zu den besseren Dichterromanen gehört auch Adam Müller Guttenbrunns Lenautrilogie, deren letzter Band den nicht sehr glücklichen Titel Auf der Höhe trägt. Im Januarheft 1920 habe ich den ersten Band „Sein Vaterhaus" hier besprochen. So liegt denn jetzt das ganze Leben dieses tiefunglücklichen Dichters, der für mich zu den ganz großen, teilweise unerreichten Lyrikern der Weltdichtung gehört, abgeschlossen vor uns, eine Tragödie in Erzählungsform, wie sie erschütternder nicht zu denken ist. Dieser abschließende Band — leider nicht ganz so frisch geschrieben wie die vorhergehenden — umfaßt die letzten Lebensjahre Lenaus, seine Rückkehr von Amerika und seine verhängnisvolle Liebe zu Sophie Löwenthal. Savonarola, die Albigenser, sowie die Neueren Gedichte sehen wir entstehen, unterbrochen von Anfällen tiefer Schwermut und Schlaflosigkeit, die das Schaffen unmöglich machen. Die Enttäuschung einer neuen Liebe zur Sängerin Karoline Unger, verzweifelte Rückkehr zu Sophie, ohne daß sich das alte Verhältnis wiederherstellen läßt, die überstürzte Verlobung mit Marie Behrends und dann das rasche, grauenvolle Ende: die Sprach- und Bewußtseinsstörungen, Selbstmordgedanken und schließlich — die Zwangsjacke, die Irrenanstalt und sechs Jahre später erst der erlösende Tod. Mit liebevollem Mitgefühl und auf Grund sehr sorgfältiger Studien, ja zum Teil eigener Forschungsergebnisse (so eines Fundes im Stift Klosterneuburg, der das dunkle Schicksal Magdalenens aufhellt), hat der bewährte Erzähler dies Schicksal gestaltet. Zum Vorteil gereicht es dem Roman, daß viele Gedichte Lenaus eingestreut sind. Denn, was oben von Dichterromanen gesagt wurde gilt auch hier: nur an ihren Früchten könnt ihr sie erkennen...

Da wird soeben eine der schwersten und schönsten Früchte, die menschliche Dichtung gezeitigt hat, ein goldener Apfel in silberner Schale gereicht: — der Verlag Cotta läßt eine Auswahl von Goethes Werken in 15 Bänden (Herausgeber: Eduard v. d. Hellen) erscheinen, die in der Geschichte des deutschen Buchs einen ehrenvollen Platz einnehmen wird. Bisher sind fünf Bände herausgekommen, die Goethes Gedichte in zeitlicher Folge, seine frühsten epischen Dichtungen und seine Dramen enthalten. Die ebenso schön wie gediegen ausgestatteten Bände sind in jeder Beziehung empfehlenswert. Ich behalte mir vor, auf das bedeutende Werk zurückzukommen, wenn es abgeschlossen vorliegt.

Die Erinnerungen des Kronprinzen Wilhelm

Von Freiherrn von Freytag-Loringhoven, General der Infanterie a. D., Dr. h. c.

Die Zeit fördert zahlreiche Erinnerungen zutage. Bei dem von uns verlorenen Kriege und der Umwälzung aller Verhältnisse ist solches eine ganz natürliche Erscheinung. Die an den Ereignissen beteiligt gewesenen Männer haben den berechtigten Wunsch, gehört zu werden und wirken damit Gutes, wenn sie Klarheit über die Ereignisse bringen und einen versöhnenden Ton anschlagen. Die Erinnerungen des Kronprinzen Wilhelm aber sind durchaus in diesem Sinne gehalten. Wer monarchisch empfindet, wird zuerst bis zu einem gewissen Grade dadurch verwundet sein, daß hier der einstige Thronerbe

nicht umhin kann, indem er die vor dem Kriege bei uns herrschenden Zustände behandelt, auch über seinen kaiserlichen Vater zu urteilen. Es geschieht aber in so taktvoller Weise und so sehr unter Wahrung der kindlichen Liebe und Ehrfurcht, daß es niemals das Gefühl irgendwie zu verletzen imstande ist. Das Buch enthält sich überhaupt jeder Schroffheit, befleißigt sich stets, objektiv zu sein und ist sehr geschickt vom Herausgeber, Karl Rosner, überarbeitet. Für die Verbindung seiner Aufzeichnungen zu einer Einheit hat der Kronprinz in ihm eine vortreffliche Wahl getroffen.

Von allen, die sich berufen fühlen, Denkwürdigkeiten herauszugeben, wird man dem Kronprinzen zubilligen müssen, daß er dazu in besonderem Maße berechtigt ist. Man vergegenwärtige sich nur seine Lage. In der Vollkraft der Jahre seiner ganzen glänzenden Zukunft beraubt, auf eine einsame Insel verbannt, an nutzbringender Tätigkeit nicht minder verhindert wie an sportlichen Liebhabereien, die ihm bisher Lebensbedürfnis waren, von Frau und Kindern getrennt, gepeinigt von der Sorge um die Zukunft des Vaterlandes — das würde genügen, um eine weniger feste Natur zur Verzweiflung zu bringen. Kronprinz Wilhelm widersteht dem, aber es gewährt ihm Erleichterung, daß er seine Gedanken niederschreibt, und inmitten seiner trostlosen Lage fühlt er das Bedürfnis, den Deutschen zu sagen: so war ich, so bin ich. Und das tut er mit einem wahrhaft fürstlichen Freimut in dem Gefühl, vielfach verkannt worden zu sein. Daß dem so war, daran ist er selbst nicht unschuldig und deutet es auch an. Gewisse Äußerlichkeiten, die ihm anhafteten, Mangel an Zucht haben ihm geschadet, und wenn er sie als Trotz gegen veraltete Formen und eine törichte Hofetikette hinstellt, so übersieht er noch jetzt, daß eine angestammte hohe, fürstliche Würde nun einmal bis zu einem gewissen Grade die Verpflichtung in sich birgt, sich mit mehr Zurückhaltung zu bewegen als die Masse der übrigen Menschen. Darüber hinaus haben dann freilich Berliner Klatsch und deutsche Nörgelei und Kleinlichkeit das ihre getan, das Bild dieses liebenswerten und gradsinnigen Kaisersohnes zu verzerren.

Das Buch läßt in dem hohen Verfasser überall den Menschen hervortreten. Wer diesen kannte und liebte, findet ihn dort vollauf wieder. Alles wird natürlich und anspruchslos hingestellt, überall erkennt man das reine und warme Herz. In wahrhaft rührender Weise kommt das zum Ausdruck, wo der Kronprinz von seiner wundervollen, unvergeßlichen Mutter spricht. Wer ihn während des Krieges öfter zu sehen Gelegenheit hatte, den erfreute er durch die Reife, die ihm diese ernste Zeit gegeben hatte. Offen und kameradschaftlich war er immer, stets bereit, widersprechende Äußerungen anzuhören und die Stimme älterer Männer zu hören. Bei aller ihm eigenen soldatischen Passion und einem vor nichts zurückschreckenden persönlichen Mut, vertrat er doch durchaus maßvolle Ansichten. Aus seinem Buche erfährt jetzt die breite Öffentlichkeit, daß er bereits frühzeitig die Begrenztheit unserer Widerstandskraft erkannt und zu einer Verständigung mit unseren Feinden geraten hat. Freilich ist damals wie jetzt von ihm der Vernichtungswille unserer Gegner wohl nicht genügend in Anschlag gebracht worden. Über den traurigen Verlauf des 9. November in Spa soll man nicht urteilen, wenn man nicht zugegen gewesen ist. Es ist aber nur zu natürlich, daß bei der ungeheuren Tragweite der in Frage kommenden Dinge und bei der seelischen Verfassung, in der sich alle Anwesenden befanden, die Urteile dieser über den Tag ein durchaus subjektives Gepräge tragen müssen. Das gilt auch hinsichtlich des vom Kronprinzen über den General Groener Gesagten. So viel ist sicher, daß dieser auf Grund seiner Auffassung der Lage, wie sie auch von anderen geteilt worden ist, ohne Nebenabsichten gehandelt hat. Gewiß war die Zuverlässigkeit der einzelnen Truppenverbände sehr verschieden, im ganzen aber waren die Dinge der Heeresleitung doch bereits über den Kopf gewachsen. Man hatte versäumt, mit aller Energie auf den Etappen und in der Heimat rechtzeitig Ordnung zu schaffen. Dieser Fehler lag weit zurück. General Groener fand in dieser Hinsicht bereits die übelsten Verhältnisse vor, als er dem Feldmarschall von Hindenburg zur Seite trat.

Niemand wird das Buch des Kronprinzen aus der Hand legen, ohne von der Tragik dieses Fürstenlebens erschüttert, ohne von dem hohen Pflichtgefühl, der strengen Rechtlichkeit und den menschlich schönen, echt deutschen Eigenschaften, die der Kronprinz in seinen Niederschriften offenbart, ergriffen zu werden, ohne den heißen Wunsch mit ihm zu teilen, daß den Einsiedler von Wieringen bald wieder die deutsche Sonne bescheinen möge.

Bist du fort. Von Alfred Willy Kunze

Das Kissen war noch warm von dir —
Nun saß ich ganz allein,
Und strich mit meiner leeren Hand
Über die Seide fein.

Das war wie letzter Liebesgruß
Von meinem fernen Kind . . .
Über die Straße geht dein Fuß,
Über dein Haar der Wind.

Illustrierte Rundschau

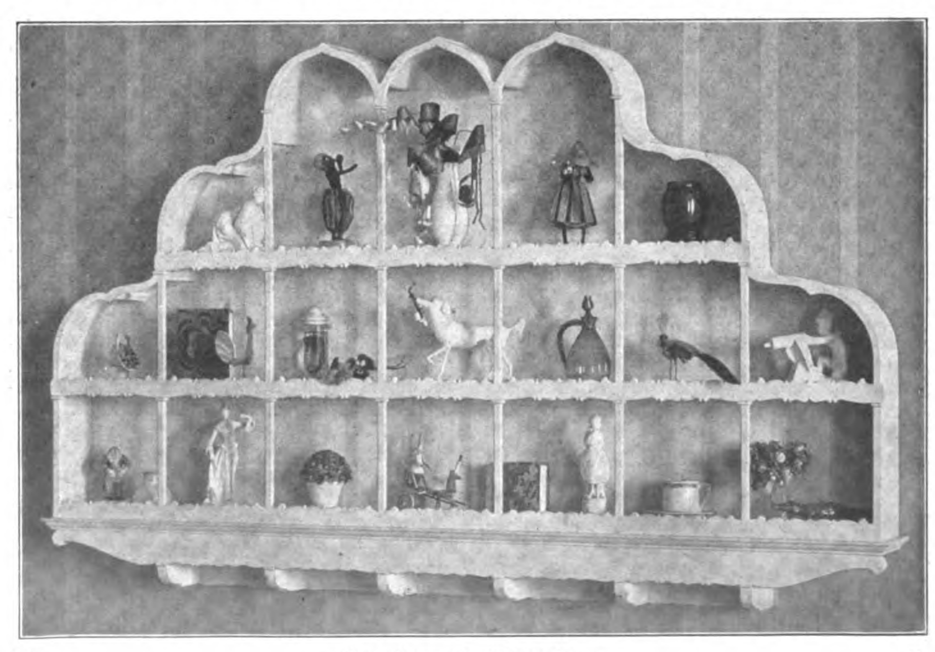
Wandschränkchen der Deutschen Werkstätten in Hellerau — Hans Meids Radierung „Der Liebesgarten“ — Metallarbeiten von Josef Pöhlmann — Unbekannte Scherenschnitte von Schwind — Christoph Voigts „Schiffs-Ästhetik“ — Zu unsern Bildern

Es ist immer sehr reizvoll zu beobachten, wie die Not, die uns nur zu verarmen scheint, sich auf allen möglichen Gebieten als eine Helferin erweist, die uns beschenkt und bereichert. Der Wohnungsmangel zwingt die meisten, sich mit möglichst bescheidenen Räumen zu begnügen. Das Haus dehnt sich nicht mehr, wie das früher die Regel war, und die Enge, die sich nicht weiten läßt, bedrängt selbst den Kunstfreund, der von der Sammelwut nicht gepeitscht wird. Im Laufe der Zeit häuft sich in jedem guten Hause dies und jenes an, und wenn man noch so streng aussondert, was künstlerischen Ansprüchen nicht genügt: es kommt die Zeit, wo jedes neue Buch, jedes Porzellanfigürchen eine Verlegenheit bedeutet. Für die kleinen Erzeugnisse des Kunstgewerbes gab und gibt es Vitrinen, aber die jungen Paare, die sich heut einrichten und gewöhnlich froh sein müssen, wenn sie nach harten Kämpfen mit schwierigen Wohnungsämtern und geldkräftigen Ausländern ein paar Zimmer erwischen, haben selten Platz für ein derartiges Luxusmöbel, ganz abgesehen davon, daß Vitrinen sehr teuer sind. Diesen Schwierigkeiten haben nun die Deutschen Werkstätten in Hellerau abgeholfen, indem sie ein gefälliges Wandschränkchen in den Handel bringen. Es braucht nicht viel Raum und verzichtet auf die teuren großen Scheiben und edle Hölzer und Intarsien. Die in der Form höchst anmutigen Glaskästchen sind mit glänzender Farbe lackiert, weiß, hochrot, gelb, blau, je nach der Zimmerfarbe.

Die Spielereien von leichten Figürchen, bunten Gläsern, zierlichen Vasen sehen in den Fächern allerliebst aus und helfen, hinter den blanken kleinen Scheiben staubsicher geborgen, das Zimmer ebenso traulich und fröhlich zu gestalten, als stünden sie in einer breiten Vitrine aus Großmutters Zeiten.

⌘ ⌘ ⌘

Wir freuen uns, den Lesern wieder einmal eine neue Arbeit von Hans Meid zeigen zu dürfen. Die Radierung „Der Liebesgarten“ ist eine bezeichnende Schöpfung des Meisters. Sie offenbart die technische Sicherheit, die mit sparsamen Mitteln stärkste Stimmungseindrücke zu schaffen versteht. Die Kunst von Hans Meid ist voll Sinnlichkeit. Man wird auch vor diesem Blatt an die zärtliche Süße Mozarts erinnert, mit dem Hans Meid so starke Fäden verbinden. Was



Neuartiges Wandschränkchen



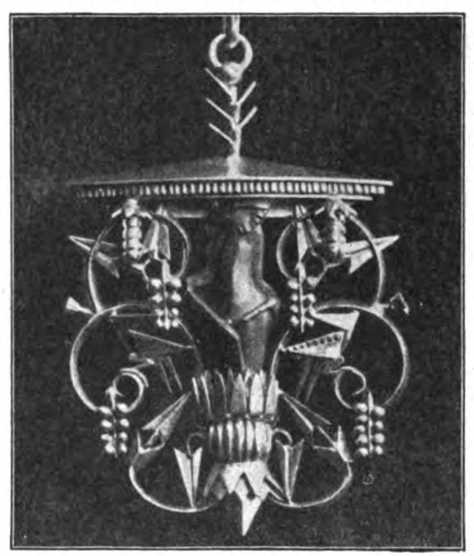
Liebesgarten. Radierung von Prof. Hans Meid

wir sehen, ist nicht viel: ein paar zartbelaubte Bäume, eine luftige Architektur, einige leicht bewegte Menschen. Aber über dem Blatt liegt der goldene Glanz der Erfüllung, wie ihn die Jugend sucht, und aus seinen Linien strömt eine schmeichlerische Melodie.

Auf Seite 670 finden die Leser einige Arbeiten von Josef Pöhlmann. Dieser Künstler zählt zu den tüchtigsten auf seinem Gebiet und gar als Lehrer steht er mit in der vordersten Reihe. Er ist den Zöglingen der Nürnberger Kunstgewerbeschule ein sicherer Führer von unerschöpflicher Gestaltungskraft und feinstem Geschmack. Eifer und Können wirken bei ihm zusammen, um seine Schüler so zu erziehen, daß sie Achtung vor dem ererbten Kunstbesitz mit dem frischen Streben nach neuen Formen verbinden. In der Schar seiner Schüler befinden sich Juweliere, Goldschmiede, Ziseleure, Bronzeplastiker, Elfenbein- und Schildpattschneider, und ihnen allen kann er als echter Meister aus der Fülle seiner mannigfaltigen Erfahrungen Lehre und Beispiel geben. Von seinen eigenen Leistungen geben wir ein paar Proben. Sie sind mit Liebe durchgearbeitet und zeigen eine reiche Phantasie, die eigenwillige deutsche Wege geht, ein wenig schrullenhaft sogar, etwa wie es Wilhelm Raabe als Dichter war, aber grade deshalb in jedem Ornament besonders zu Herzen sprechend. Nicht jedem werden diese Arbeiten anstehen. Wer sie sich zu eigen machen will, muß sie lieben. Dem, der sie bloß kauft, bleiben sie seltsam stumm.

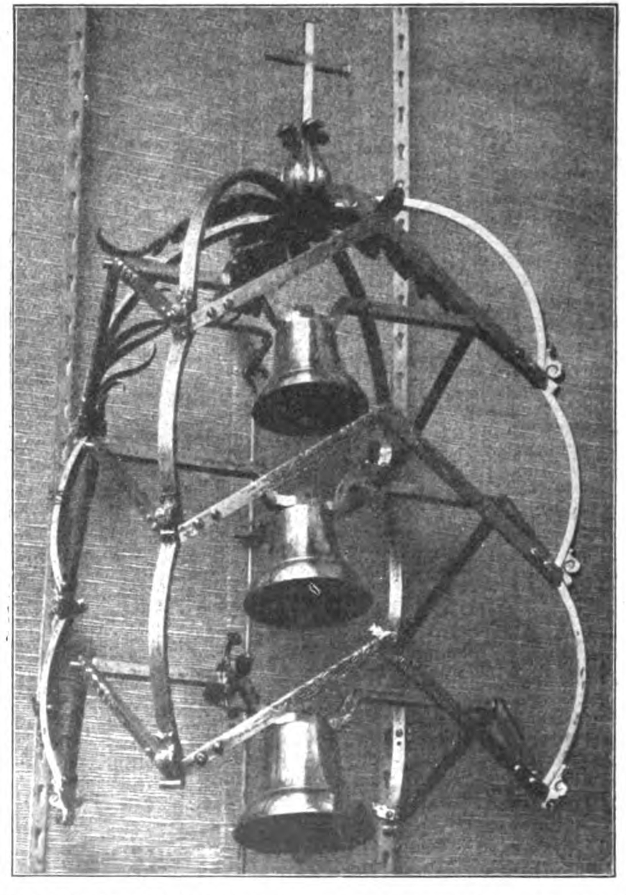
Als vor vielen Jahren das Gesamtwerk Moritz v. Schwinds in den Klassikern der Kunst veröffentlicht wurde, staunte mancher, der den Meister zu kennen glaubte, über den Reichtum seines Schaffens, wie es in einem fast ungefügen Bande vereinigt vorlag. Seitdem ist noch mancherlei hinzugekommen. Schwind war eben einer von den Künstlern, die schaffen, wie gewöhnliche Sterbliche atmen. Einen neuen Beitrag zu seinem Gesamtwerk verdanken wir der Liebenswürdigkeit des Herrn Studienprofessors Karl Pauli in Lohr am Main: sieben bisher unbekannte Scherenschnitte. Sie sind auf Karton aufgeklebt und stammen aus Familiennachlaß. Schwind hat sie im Jahre 1841 auf einer Abend-

gesellschaft im Hause des Oberbaudirektors F. A. v. Pauli aus freier Hand geschnitten. Die sieben Männlein, z. T. noch mit Zöpfen, stammen aus dem alten Deutschland der Postkutschen und der Schlagbäume. Sie sind mit gutmütigem Humor aufgefaßt, und wir glauben ihnen anzusehen, in wie fröhlicher und gemütlicher Stimmung der sechsunddreißigjährige Künstler sie geschaffen hat.



Sicherlich werden sich die Leser noch des anziehenden Beitrags „Das schöne Schiff der Barockzeit" von Christoph Voigt erinnern (Juniheft 1920). Der Verfasser hat diesen Aufsatz mit einigen anderen zu einem stattlichen und reich illustrierten Buch „Schiffs-Ästhetik" vereinigt, das im Verlag der Zeitschrift Schiffbau erschienen ist. Voigt beherrscht seinen Stoff aus langjähriger Vertrautheit. Er hat Sinn für die geschichtliche Entwicklung, in deren Verlauf das Schiff zu gleicher Zweckmäßigkeit, Einheitlichkeit und Schönheit gewachsen ist wie der gotische Dom. Er weist nach, daß auch auf das Schiff als solches der Begriff der Schönheit angewendet werden darf, und betritt damit ein Gebiet, das bisher nur spärlich bearbeitet worden ist,





Arbeiten von Prof. Josef Pöhlmann, Nürnberg. Oben: Vergoldeter Schmuck mit Malachit
Links: Vergoldeter Becher mit grüntransparentem Emaille. Unten: Kirchenklingel in Eisen geschmiedet



vor allem weil dem Ästhetiker und dem Kunsthistoriker die nötige seemännische Kenntnis zu fehlen pflegt. Das schöne Werk hat jedoch auch eine nationale Bedeutung. Es hilft, den Seegedanken in unserm Volk wachzuhalten. Es erweist aufs neue, daß seit alters unser Schiffbau sich vom Ausland nicht hat übertreffen lassen, und daß er die durch die Geschichte erhärtete Anwartschaft hat, auch künftig in hohen Ehren zu stehen. Voigt behandelt die Schönheit des Seeschiffs, des Barockschiffs, des Schiffs unsrer Zeit; er erörtert die nautische Ästhetik und wirft einen Blick auf das Schiffsmotiv in der Baukunst und das weibliche Element in Schiff und Meer. Das Buch ist keine abschließende, aber eine anregende und höchst dankenswerte Leistung.

Aus dem Kapitel über Schiffsmodelle stammt unsre Abbildung. Die für ein Modell aufgewendete Mühe ist nicht gering anzuschlagen. „Nicht nur viel Geschick und Ausdauer," belehrt uns Voigt, „nebst eine Menge von Kleinarbeit mit dem verschiedenartigsten Material ist dazu erforderlich, sondern neben zeichnerischer Festlegung aller Einzelheiten auch Schnitz- und Dreharbeit, Herstellung vieler Arten von Tauwerk, Gießen von Beiwerk und Figurenschmuck. Die Bemalung erfolgt in stumpfen Farben, wodurch der Reiz des Altertümlichen nicht minder erhöht wird als durch die altgoldene Tönung der Heckzieraten." Unser Modell stammt von dem Kunstmaler Prof. Leo Reiffenstein in Salzburg, einem Meisterschüler Makarts und einem unsrer besten Modellbauer. Merkwürdig ist nach Voigt, daß in dieser Kunst fast nur Laien tätig sind, die aus reiner Begeisterung das schwierige Studium der Schiffbautechnik betreiben.

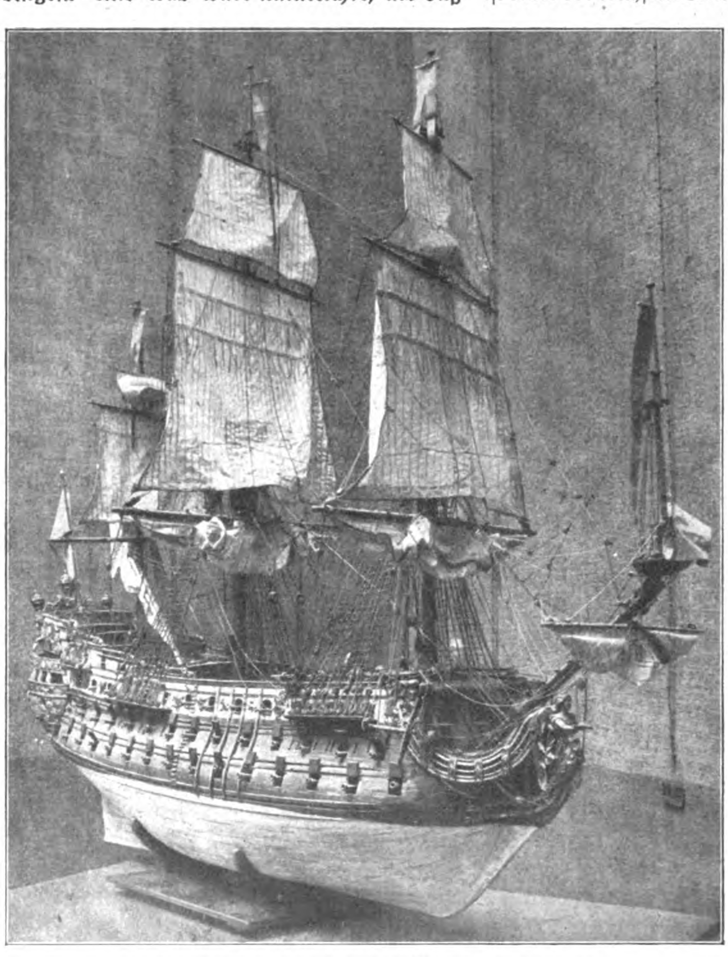
⌘ ⌘ ⌘

Ein wunderbar duftiges Bild eröffnet das Heft: die „Freundinnen" von Ernst Oppler. Die Farben sind von fast pastellhafter Zartheit. Sie sind freundlich-hell, aber nicht freudig-laut. In diesem Raum, über diesen Menschen waltet eine gedämpfte Fröhlichkeit, waltet Friede. — Die Aktstudie von Prof. Reinhold Max Eichler (zw. S. 568/569) wird jeden freuen, der es liebt, den Künstler einmal gleichsam bei der Arbeit zu belauschen. Mit welcher Sorgfalt ist hier die Stellung namentlich der beiden Hände studiert und festgehalten. Und dann: wie hebt die leichte Tönung das Blatt aus dem Bereich der bloß schulmäßigen Studie auf die Höhe, wo der künstlerische Genuß des Betrachters zu seinem Rechte kommt. — Eine Landstraße mit Bäumen — unzählige Male ist sie gemalt worden, aber immer wieder ist das Motiv reizvoll. Auch in der

Unbekannte Scherenschnitte von Moritz von Schwind aus dem Jahre 1841
Im Besitze von Prof. Karl Pauli, Lohr a. M.

Auffassung von Dr. Rudolf Gönner (zw. S. 576/577) spricht es zu unserm Herzen. — Ins Phantastische, fast möchte man sagen: ins Urweltliche steigert der Düsseldorfer Eduard Schloemann die Landschaft am Stettiner Haff (zw. S. 592/593). Unsre junge Kunst läßt sich auch bei ihren gemäßigten Vertretern nicht mehr am Nachbilden der Wirklichkeit genügen. Sie will mehr. Sie sieht ihre Unruhe in die Welt hinein. — Symbolisch gibt sich Ludwig Dettmann. Er zählt zu den Malern, für die der Krieg eine Wende bedeutet hat. So ist es nur verständlich, daß in seiner Kunst auch die Probleme der Nachkriegszeit nach Verkörperung ringen. Und was wäre natürlicher, als daß ihm, dem Verherrlicher von Düppel, Schleswig-Holstein am Herzen liegt? In schlichter Größe malt er den Sturm, der das Land umbraust, und die Treue, die es zusammenhält (zw. S. 612/613). — Über die Gräfin Minotta, die Prof. Hugo Vogel in einem bestechenden Bildnis (zw. S. 636/637) gemalt hat, macht uns der Künstler einige dankenswerte Angaben: Die Gräfin ist die Schwiegertochter von Agnes Sorma, die mit dem italienischen Grafen Minotta vermählt war. Der junge Graf Minotta ist durch seine Frau der Schwiegersohn von einem Herrn Swift in Chikago, der für die ganze Welt Parkers Corned beef liefert. Der alte Herr Swift ist einer der reichsten Leute Chikagos. Sein Geschäft, in dem übrigens sein Schwiegersohn arbeitet, gehört zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt. Täglich werden viele tausend Ochsen und Schweine zu Büchsenfleisch verarbeitet, was nicht hindert, daß Herr Swift ein geschmackvoller Kunstfreund ist. Seine Tochter ist eine ebenso schöne wie urwüchsige Amerikanerin, groß, schlank, einfach gekleidet, Reiterin im Herrensitz, Autofahrerin usw. Auf einer entlegenen Farm ihres Vaters hat sie ein Jahr ihrer jungen Ehe zugebracht, um alle, auch die einfachsten Arbeiten selbst kennen zu lernen. — Zwei fröhliche Sommerbilder machen den Schluß: Pippels „Wirtsgarten am Starnberger See“ — bester Impressionismus; Robert Böningers „Ernte“ — starke Farbenflächen, betonte Rhythmik.

P. W.



Modellschiff von Prof. Leo Reiffenstein in Salzburg (Französisches Linienschiff ‚Royal Louis‘ vom Jahre 1690)

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50



